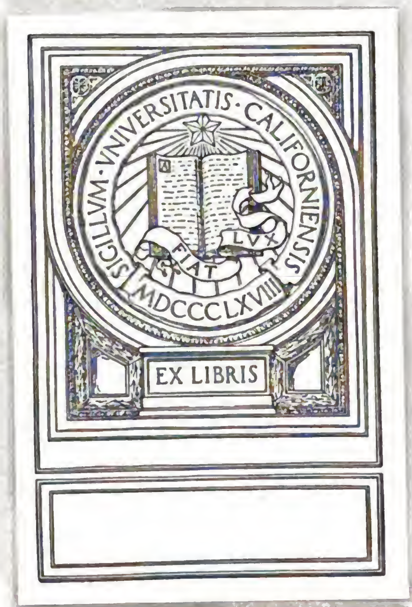


Nord un Süd


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Sechsundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1883

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechsundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Johannes Scherr, Ernst Wichert und Ludwig Steub.)



Breslau 1883.
Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 26. Bandes.

Juli — August — September.

1883.



Band 26. — Heft 76.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

Juli 1883.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Johannes Scherr. Radirung

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**“ bezüglichen Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W 62**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

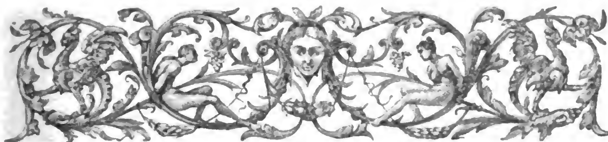
XXVI. Band. — Juli 1883. — 76. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Johannes Scherr.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Rächer.

Erzählung

von

Emile Zola.

— Paris. —

Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung.

Wenn Jacques Damour in Numéa den leeren Horizont anstarrte, stieg die Vergangenheit vor ihm auf, das Elend der Belagerung, die Wuth der Commune, welche ihn so weit fortgeschleudert hatte. Er fühlte sich nicht gerührt durch diese Erinnerungen, aber da sie immer wieder auftauchten, ermatteten und verdüsterten sie seinen Geist.

Im sechsundzwanzigsten Jahre hatte sich Jacques verheirathet, mit einem großen schönen Mädchen von neunzehn Jahren, Felicie geheißen, der Nichte einer Obsthändlerin von Villette, bei welcher er zur Miethe gewohnt hatte. Er war Ciseleur und verdiente täglich gegen zwölf Francs; sie war Näherin gewesen; aber bald nach ihrer Heirath bekam sie einen Knaben, und ihre ganze Zeit ging darauf, den Kleinen zu ernähren und die Wirthschaft zu besorgen. Eugen wuchs kräftig und munter auf. Neun Jahre später kam ein Mädchen zur Welt, und dieses, Louise, blieb lange schwach und kränklich, so daß sie viel Geld für den Arzt und Apotheker ausgeben mußten, um das Kind am Leben zu erhalten. Trotzdem war die Ehe keine unglückliche. Damour machte oft blauen Montag, aber auch da blieb er vernünftig. Wenn er zu viel getrunken hatte, legte er sich ruhig in sein Bett, und ging den andern Morgen wieder zur Arbeit, indem er sich selbst sagte, daß er zu Nichts tauge. Mit zwölf Jahren stellte man Eugen an den Schraubstock. Der Junge konnte kaum lesen und schreiben, aber er verdiente schon seinen Unterhalt. Felicie, die immer nett und sauber war, führte das Hauswesen mit Klugheit und Umsicht, ein wenig „zu sparsam", meinte der Vater, denn sie gab ihnen mehr Gemüse als Fleisch zu essen, um einige Sous für den

Fall eines Unglücks bei Seite zu legen. Das waren ihre besten Zeiten. Sie wohnten in Ménilmontant in einer kleinen Straße. Die Wohnung hatte vier Räume — eine Stube für Vater und Mutter, eine für Eugen, ein Speisezimmer, wo die Schraubstöcke aufgestellt waren und das auch als Küche diente, dann ein kleines Gemach für Louise — und lag im Hinterhof eines kleinen Gebäudes; aber sie hatten doch Luft, denn die Fenster gingen auf einen Bauhof und von früh bis spät hörten sie das Gerassel der Wagen, die dort Schutt und alte Bretter abluden.

Als der Krieg ausbrach, wohnten sie bereits zehn Jahre in demselben Hause. Felicie näherte sich den Vierzigen, aber sie war jung geblieben, ein wenig stark, mit runden Schultern und Hüften, die sie zur schönsten Frau des Quartiers machten. Jacques dagegen vertrocknete neben ihr, und trotzdem sie nur acht Jahre von einander trennten, schien er doch viel älter. Louise war jetzt außer Gefahr und gesund, aber noch immer zart; in ihrer Magerkeit glich sie mehr dem Vater, während der neunzehnjährige Eugen die schlanke Taille und den breiten Rücken von seiner Mutter geerbt hatte. Sie lebten sehr einfach, mit Ausnahme der gewissen Montage, wo der Vater und der Sohn sich im Wirthshause verspäteten. Felicie war ärgerlich über das viele Geld, das da vergeudet wurde. Es geschah sogar zwei oder dreimal, daß sie sich schlugen; aber das hatte nicht die geringsten Folgen. Es war lediglich die Schuld des Weines, sonst galten sie als eine ausgezeichnete Familie. Man führte sie als Muster auf, wenn man Jemandem ein Beispiel geben wollte. Als die Preußen auf Paris marschirten und die schreckliche Arbeitslosigkeit begann, hatten sie mehr als zweitausend Francs in der Sparkasse. Das war genug für einen Arbeiter, der zwei Kinder erzogen hatte.

Die ersten Monate der Belagerung waren nicht zu hart für die Damours. Man aß noch Weißbrod und Fleisch in dem Raume, in welchem die Schraubstöcke still standen. Gerührt durch das Elend ihres Nachbarn, eines hungernden Malers, welchen man im Hause Berru nannte, forderten sie diesen obendrein noch auf, manchmal mit ihnen zu speisen; und bald kam er früh und Abends. Er war ein lustiger Vogel, der es verstand, die Leute zum Lachen zu bringen, und es gelang ihm schließlich sogar, Felicie milde zu stimmen, obwohl diese mit Unruhe und Entrüstung die größten und besten Bissen in diesen breiten Mund verschwinden sah. Abends spielte man Karten und schimpfte auf die Preußen. Der sehr patriotische Berru sprach von unterirdischen Gängen in der Umgebung von Paris, durch welche man bis nach Châtillon und Montretout gelangen könne, um dort die feindlichen Batterien in die Luft zu sprengen. Dann fiel er über die Regierung her, ein Haufe von Feiglingen, welche Heinrich V. zurückbringen und Bismarck die Thore von Paris öffnen wollten. Er zuckte mit den Schultern über diese republikanische Regierung, die nur aus Verräthern bestand. Ah! Die Republik! Und die Ellenbogen auf dem Tisch, seine kurze Pfeife im Munde, erklärte er Damour sein Regierungssystem, Freiheit, Brüderlichkeit und Reichthum für Alle, Gerechtigkeit und Gleichheit Oben und Unten.

„Wie im Jahre 93“ fügte er entschieden hinzu, ohne recht zu wissen, was er sagte. Damour blieb ernst. Auch er war Republikaner, weil er seit seiner Kindheit immer gehört hatte, daß mit der Republik für die Arbeiter der Tag des Triumphes anbrechen werde, das allgemeine Glück. Aber er hatte keine bestimmte Vorstellung davon, wie das eigentlich geschehen sollte. Er begeisterte sich und glaubte bestimmt, daß, wenn ganz Paris, die Männer, die Frauen und die Kinder, die Marseillaise singend, nach Versailles ziehen würden, man die Preußen schlagen, sich mit der Provinz vereinigen und eine Volksregierung gründen würde, die einem jeden Bürger sichere Renten zahlen müßte.

„Nimm Dich in Acht,“ sagte Felicie oft voll Mißtrauen, „es wird ein schlechtes Ende nehmen mit Deinem Berru. Gieb ihm zu essen, wenn es Dir Vergnügen macht, aber seinen Kopf laß ihn allein auf's Spiel setzen.“

Auch sie wollte die Republik. Ihr Vater war im Jahre 1848 auf den Barrikaden gefallen. Anstatt daß diese Erinnerung ihr Denken jedoch verwirrte, machte es sie nur vernünftig. Wäre sie das Volk, sagte sie, so würde sie die Regierung schon zu zwingen wissen, gerecht zu sein; sie würde ihr zeigen, wie man klug und entschlossen handelt. Die Gespräche Berrus ärgerten und beängstigten sie, sie traute ihm nicht. Auch bemerkte sie, daß Damours Wesen unter dem Einflusse des Malers sich veränderte und die Art und Weise, wie er jetzt sprach, gefiel ihr gar nicht. Aber noch weniger gefiel ihr die glühende Aufmerksamkeit und Düsterkeit, mit welcher Eugen den Worten Berrus lauschte. Abends, wenn Louise auf dem Tische eingeschlafen war, saß er mit verschränkten Armen da, die Augen starr auf den Maler gerichtet, langsam ein Glas Branntwein schlürfend. Berru brachte immer eine außerordentliche Neuigkeit aus Paris mit, von diesen Verräthern, die vom Montmartre aus Zeichen mit den Deutschen wechselten, Säcke mit Mehl und Fässer mit Pulver die Seine hinunter schwimmen ließen, um die Stadt früher zu übergeben.

„Ist das ein Geklatsch!“ sagte Felicie zu ihrem Sohn, wenn Berru fort war. „Laß' Dir den Kopf nicht von ihm verdrehen, Du! Du weißt, daß er lügt.“

„Ich weiß, was ich weiß,“ gab ihr Eugen zur Antwort.

Zu Anfang des December hatten die Damours ihre Ersparnisse aufgezehrt. Zehnmal im Tage kündigte man eine Niederlage der Preußen in der Provinz an und betheuerte, daß die Befreiung von Paris nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Das Ehepaar war darüber nicht erstaunt, sie hofften unaufhörlich, daß nun die Arbeitszeit wieder beginnen werde. Felicie wirkte Wunder. Man lebte von Tag zu Tag von dem Schwarzbrote, welches sie zugetheilt erhielten, und welches nur die kleine Louise nicht vertragen konnte. Damour und Eugen ließen sich richtig, wie es die Mutter vorher gesagt hatte, die Köpfe verdrehen. Von früh bis spät müßig, ihren Gewohnheiten gänzlich entfremdet, versanken sie, seitdem sie

nicht mehr an dem Schraubstocke thätig waren, mit verweichlichten Armen in schreckhafte und lächerliche Einbildungen, und führten ein Dasein voller Unbehagen. Vater und Sohn waren in einem Infanterie-Bataillon gern aufgenommen, aber dieses Bataillon verließ, wie so viele andere, niemals die befestigten Werke; die Mannschaften lagen in der Kaserne und verbrachten die Tage mit Kartenspiel. Das gepreßte Herz, das immer an das Elend der Seinigen dachte, und der leere Magen überzeugten Damour, daß es wahr war, was die Leute sagten; die Regierung habe sich verschworen, das Volk niederzumetzeln und sich zum Herrn der Republik zu machen.

Berru hatte recht! Jedermann wußte, daß Heinrich V. in Saint-Germain war, in einem Hause, auf welchem eine weiße Fahne flatterte. Aber das würde schon ein Ende nehmen! Eines Tages würde man sie mit Flintenschüssen hinauswerfen, diese Lumpen, welche die Arbeiter niederkartätschen ließen, um Platz für die Aristokraten und Pfaffen zu machen. Wenn Damour mit Eugen heimkehrte, — Beide fieberhaft erregt durch den Wirrwarr da draußen — so sprachen sie von nichts Anderem als von Mord und Todtschlag, während Felicie, bleich und niedergedrückt, die kleine Louise pflegte, die von der schlechten Nahrung wieder krank geworden war. Unterdeß wurde die Belagerung aufgehoben, der Waffenstillstand geschlossen und die Preußen zogen durch die Champs-Elysées. In Damours Hause kam wieder Weißbrot auf den Tisch, das Felicie aus Saint-Denis heimgebracht hatte. Ihre Mahlzeit war indessen traurig. Eugen hatte die Preußen sehen wollen und erzählte Einzelheiten, die Damour so wüthend machten, daß er mit der Gabel in der Luft herumfuchtelnd einen heiligen Eid leistete, er werde noch alle die Generäle guillotiniren lassen. Felicie entriß ihm ärgerlich die Gabel. Die folgenden Tage, als die Arbeit noch immer nicht wiederkommen wollte, entschloß er sich, auf eigene Rechnung zu arbeiten: Er hatte einige Leuchter gegossen, die er nun jetzt sorgfältig ausarbeiten wollte, in der Hoffnung, sie zu verkaufen. Eugen hielt es bei der Arbeit nicht mehr aus. Schon nach einer Stunde warf er das Werkzeug hin und machte sich davon. Seit dem Waffenstillstand hatte sich Berru nicht mehr blicken lassen; ohne Zweifel hatte er wo anders einen besseren Tisch gefunden. Aber eines Tages tauchte er wieder auf, sehr aufgeregt und erzählte von den Kanonen von Montmartre, von den Barrikaden, welche sich erhoben und dem Triumph des Volkes, der jetzt kommen müsse. Er sagte zu Damour, daß er ihn abholen wolle, weil man jetzt alle guten Bürger brauche. Damour verließ seinen Schraubstock und ging, ohne das blasse, aufgeregte Gesicht Feliciens zu beachten. Es war die Commune.

Dann rollten die Tage des März, April und Mai vorüber. Wenn Damour müde war und Felicie ihn demüthig bat, zu Hause zu bleiben, so gab er zur Antwort:

„Und die dreißig Sous? Wer wird uns Brod geben?"

Sie ließ den Kopf sinken. Sie hatte eben nichts mehr zu leben als die dreißig Sous, die Löhnung der Nationalgarde, nebst Wein und gesalzenem Fleisch, das Vater und Sohn zugetheilt erhielten. Außerdem war Damour von seinem guten Rechte überzeugt, gerade wie er auf die Preußen geschossen hatte, auch auf die Versailler zu schießen. Damit glaubte er die Republik zu retten und die Wohlfahrt des Volkes zu begründen. Durch die Strapazen und das Elend der Belagerung, durch die Schrecken der Commune verdüsterte sich sein Geist; er versank in qualvolles Brüten und Träumen und fühlte sich als Märtyrer, der für die Freiheit zu sterben bestimmt sei. Er hatte keinen klaren Begriff vom Wesen des Communismus. In seinen Augen war die Commune einfach das goldene Zeitalter, das allgemeine Gedeihen. Starr hielt er an dem Glauben fest, daß es irgendwo in Saint-Germain oder in Versailles einen König gebe, der bereit sei, die Inquisition und das Herrenrecht wieder einzuführen, wenn man ihn in Paris hereinließe. Zu Hause wäre er nicht fähig gewesen, eine Fliege zu tödten, aber auf dem Vorposten schoß er auch auf Gensdarmen, ohne die geringsten Scrupel. Wenn er Abends erschöpft heimkehrte, ganz beschmutzt von Schweiß und Pulver, saß er stundenlang an dem Bett der kleinen Louise und horchte auf ihre Athemzüge. Felicie versuchte nicht mehr, ihn zurückzuhalten; sie erwartete mit der Ruhe einer gescheidten Frau das Ende aller dieser Schrecknisse.

Dennoch machte sie eines Tages die Bemerkung, daß der große Teufel, der Berru, der früher so viel geschrieen hatte, nicht so dumm war, seinen Kopf den Flintenkugeln auszusetzen. Er hatte die Klugheit gehabt, sich um einen Platz in der Intendantur zu bewerben; was ihn jedoch nicht hinderte, wenn er, in großer Uniform mit Federn und Stickereien geschmückt, daher stolzirt kam, den Kopf Damours noch mehr zu verwirren. Er schwadronirte tapfer weiter, daß er, sobald Versailles genommen, die Minister niederschießen, die Kammer und alle diese Baracken in die Luft sprengen werde.

„Warum geht er denn nicht selbst hin, anstatt die Andern hinzuschicken?“ fragte Felicie.

Aber Damour antwortete:

„Sei still. Ich thue meine Pflicht. Um so schlimmer für Die, welche sie nicht thun.“

Eines Morgens, gegen das Ende des Monats April, wurde Eugen auf einer Tragbahre heimgebracht. Er hatte in Moulinaux eine Kugel mitten in die Brust bekommen. Während man ihn die Treppe hinauftrug, starb er. Bei seiner Heimkehr fand Damour Felicie ruhig an der Leiche ihres Sohnes sitzend. Es war ein furchtbarer Schlag. Er fiel zur Erde, und sie ließ ihn ruhig dort liegen, ohne auf sein Schluchzen zu hören, ohne eine Wort zu sagen. Was hätte sie auch sagen sollen? Sie wußte nur ein Wort für das Alles: es war seine Schuld. Sie hatte die Thüren des Gemachs verschlossen, damit der Lärm Louisen nicht erschrecke. Jetzt sah sie nach, ob das Schluchzen Damours sie nicht geweckt hatte. Als Damour sich wieder

erhob, betrachtete er lange die neben dem Spiegel hängende Photographie Eugens, auf welcher der junge Mann in der Uniform der Nationalgardisten abgebildet war. Er nahm eine Feder und schrieb unten auf das Bild: „Ich werde Dich rächen.“ Er setzte seinen Namen darunter mit dem Datum. Das gewährte ihm Erleichterung.

Am andern Tag kam der Leichenwagen mit rothen Fahnen geschmückt und brachte den Todten auf den Père Lachaise. Eine große Menge folgte. Damour ging hinter dem Wagen mit abgezogenem Hut. Der Anblick der Fahnen, dieses blutige Roth, das die Schwärze des Holzes noch mehr hervortreten ließ, machte sein Herz immer mehr von Rachegedanken schwellen. Felicie war bei Louisen zurückgeblieben. Noch denselben Abend kehrte Damour zu den Vorposten zurück, um auf die Gensdarmen zu schießen.

Endlich kamen die Tage des Mai. Die Armee von Versailles war in Paris. Damour kam zwei Tage nicht nach Hause; er schloß sich seinem Bataillon an, um die Barrikaden zu vertheidigen. Er wußte nicht, wohin er schoß, Dampf umgab ihn, aber er that seine Pflicht. Am Morgen des dritten Tages erschien er wieder in seiner Wohnung, die Kleider in Fetzen, wankend, blöde wie ein Betrunkener. Felicie zog ihn aus, wusch ihm die Hände, als eine Nachbarin, die zufällig zugegen war, erzählte, daß die Communards noch den Père Lachaise hielten, und daß die Versailler nicht wüßten, wie sie sie hinauswerfen sollten.

„Ich gehe hin,“ sagte er einfach.

Er raffte sich auf und nahm seine Flinte. Aber die letzten Vertheidiger der Commune waren nicht mehr auf dem Plateau, wo Eugen die ewige Ruhe gefunden hatte. Damour hatte den unbestimmten Wunsch, auf dem Grabe seines Sohnes zu sterben. Er konnte nicht mehr bis dorthin gelangen. Die Granaten schlugen rechts und links um ihn ein und rissen die Grabkreuze nieder. Zwischen den Bäumen, hinter den Marmorstatuen die hell in der Sonne glänzten, waren einige Nationalgarden versteckt und schossen auf die Soldaten, deren rothe Hosen man von Zeit zu Zeit aufleuchten sah. Damour wurde sofort gefangen. Man erschoß siebenunddreißig Mann von seiner Compagnie. Es war ein Wunder, daß er nicht auch erschossen wurde. Vielleicht wollte man ihn begnadigen, weil ihm Felicie die Hände gewaschen und er seitdem noch nicht wieder geschossen hatte. Betäubt und ermattet von diesem Uebermaß des Gräuels, erinnerte er sich nicht mehr der Tage, die nun folgten. In seinem Kopfe blieb eine wirre Vorstellung, schwer wie ein Alpdrücken, von endlosen Stunden auf dunklen Plätzen, von ermüdenden Märschen in der Sonne, von Geschrei und Schüssen, von einer Menge, welche er durchschritt . . . Als ihm das klare Bewußtsein wiederkehrte, war er in Versailles gefangen.

Felicie besuchte ihn, immer bleich aber gefaßt. Wenn sie ihm mittheilte, daß es Louisen besser gehe, hatten sie sich nichts mehr zu sagen und saßen schweigend nebeneinander. Beim Abschiede wollte sie ihm Muth machen

und sagte ihm, daß man sich mit ihm beschäftige und daß er sicher entlassen werden würde. Er fragte:

„Und Berru?“

„Oh,“ erwiederte sie mit einem Zucken der Schultern, „Berru ist in Sicherheit. Er verschwand drei Tage vor dem Einmarsch der Truppen, man kümmerte sich nicht um ihn.“

Einen Monat später schickte man Damour nach Neu-Caledonien. Er war zur einfachen Deportation verurtheilt. Da er keine Charge bekleidete, hätte man ihn vielleicht freigesprochen, aber er gestand ganz ruhig, daß er vom ersten Tage an geschossen hatte. Als sie sich das letzte Mal sahen, sagte er mit Festigkeit zu Felicie:

„Ich werde wiederkommen. Erwarte mich mit der Kleinen.“

Das war das Wort, das Damour in seinen wirren Erinnerungen deutlich hörte, wenn er in seiner Stumpfheit den schweren Kopf niederlegte und den leeren Horizont des Meeres anstarrte. So träumte er sich oft in die Nacht herüber. In der Ferne sah er einen hellen Punkt, wie die Spur, die ein Schiff im Wasser zurückläßt, die Finsterniß durchkreuzen und es kam ihm vor, als müßte er aufstehen und auf den Wellen fortschreiten bis zu diesem hellen Punkt; er hatte ja versprochen, wiederzukommen.

* * *

In Numba war man mit der Aufführung Damours sehr zufrieden. Er hatte Arbeit gefunden, und man ließ ihn auf Begnadigung hoffen. Er war ein stiller Mann, der viel mit den Kindern spielte. Er kümmerte sich nicht mehr um Politik, verkehrte wenig mit seinen Kameraden und lebte für sich allein; man konnte ihm nur einen Vorwurf machen: er trank von Zeit zu Zeit, aber es war die harmlose Trunkenheit eines Kindes, das sich selbst in den Schlaf weint. Seine Begnadigung schien eine ausgemachte Sache zu sein, als er eines Tages plötzlich verschwand. Mit Bestürzung vernahm man, daß er sich mit vier seiner Genossen geflüchtet hatte. Seit den zwei Jahren seiner Verbannung, hatte er mehrere Briefe von Felicie erhalten; anfangs regelmäßig, dann seltener und endlich blieben sie ganz aus. Er selbst schrieb oft. Drei Monate waren vergangen, ohne daß er Nachrichten von drüben erhalten hatte. In seiner Verzweiflung glaubte er die Begnadigung nicht abwarten zu können, die vielleicht noch lange auf sich warten lassen werde, und in einer Stunde der Ueberreizung faßte er einen jener Entschlüsse, die man oft den nächsten Tag wieder bereut. Eine Woche später fand man einige Meilen weiter eine zertrümmerte Barke mit drei Leichen, welche schon halb verwest waren, unter diesen wollte man auch diejenige Damours erkennen. Es war dieselbe Gestalt und derselbe Bart. Nachdem die gesetzlichen Formalitäten erfüllt waren, sandte man den Act nach Frankreich, damit die Verwaltung die Witwe benachrichtige. Alle Zeitungen sprachen von dem Abenteuer, von der tragischen Flucht und dem tragischen Ende der

Flüchtlinge, und diese interessante Neuigkeit machte die Runde durch alle Blätter der Welt.

Indeß lebte Damour. Man hatte ihn mit einem seiner Genossen verwechselt, mit dem er übrigens, was das Seltsamste an der Sache war, nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Die Beiden trugen einen Bart; das war Alles. Damour und der vierte seiner Genossen retteten sich wie durch ein Wunder. Als sie auf englischen Boden angekommen waren, trennten sie sich, um sich nie wieder zu begegnen; ohne Zweifel starb der Andere am gelben Fieber, welches auch Damour beinahe dahingerafft hätte.

Sein erster Gedanke war, Felicie durch einen Brief zu benachrichtigen. Aber eines Tages fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hände, das seine Flucht und seinen Tod meldete. In diesem Augenblicke erschien ihm die Absendung eines Briefes nicht rathsam. Ein Brief konnte unterschlagen, geöffnet werden, und die Nachricht konnte an den Tag kommen. Es war besser, wenn die Leute an seinen Tod glaubten. Niemand kümmerte sich mehr um ihn. Er konnte unbehelligt nach Frankreich zurückkehren, um ruhig die Amnestie abzuwarten. Aber da erfaßte ihn das gelbe Fieber und hielt ihn mehrere Wochen in irgend einem Hospitale fest.

Nachdem er von der Krankheit genesen war, überfiel ihn eine fürchterliche Trägheit. Mehrere Monate blieb er schwach und unfähig einen Entschluß zu fassen. Das Fieber hatte ihm alle seine früheren Wünsche und Hoffnungen geraubt. Er verlangte nichts mehr und er fragte nach nichts. die Bilder von seiner Frau und seinem Kinde waren in ihm erloschen. Er sah sie noch immer, aber wie in weiter Ferne in Nebel gehüllt, wo sie blieben, ohne daß er sie erkannte. Dann beschäftigte ihn ein anderer Plan. Ehe er zu Felicie und Louisen heimkehrte, wollte er ein Vermögen erwerben. Was sollte er in Paris anfangen? Hungers sterben? Er müßte zu seinem Schraubstock zurückkehren, und vielleicht fand er auch da keinen Verdienst, denn er fühlte sich furchtbar gealtert. Nein, er wollte nach Amerika gehen, dort hunderttausend Francs zusammenraffen — eine bescheidene Summe im Vergleich zu den Millionen, die ihm im Kopfe spukten. In einer Goldmine, die man ihm weisen würde, werde er das mit Leichtigkeit finden; denn der einfachste Erdarbeiter brachte es ja dort schon nach einem halben Jahre zu Wagen und Pferden! Er richtete schon sein Leben ein. Er sah sich mit hunderttausend Francs nach Frankreich 'zurückkehren. Er träumte sich im Besitze eines kleinen Hauses in Vincennes, in dem er mit seinen viertausend Francs Rente gemüthlich zu Dreien lebte, mit Louise und Felicie, weltvergessen, glücklich, fern von allem Getriebe der Politik.

Zwei Monate darauf war Damour in Amerika.

Dort fing für ihn ein seltsames Leben an. Die Wellen des Zufalls warfen ihn hin und her und führten ihn in ernste und lächerliche Abenteuer. Er tauchte in das Elend unter und schwamm bald wieder oben auf einer Woge des Glückes. Dreimal schon hatte er geglaubt, endlich seine hundert-

tausend Francs zu haben, aber immer rannen sie ihm wieder durch die Finger; es sollte nicht sein, er beraubte sich selbst seiner letzten Mittel. Er hatte viel gelitten, viel gearbeitet und stand schließlich da, ohne ein Hemd auf dem Leibe zu haben. Nach langen Streifzügen nach allen vier Enden der Welt, warfen ihn die Ereignisse nach England. Von dort kam er nach Brüssel, bis an die Grenze von Frankreich. Allein er dachte nicht mehr daran, dahin zurückzukehren. Bei seiner Ankunft in Amerika hatte er an Felicie geschrieben. Drei Briefe waren ohne Antwort geblieben, und er kehrte wieder zu seinen Vermuthungen zurück: entweder hatte man seine Briefe aufgefangen, oder seine Frau war todt, oder sie hatte selbst Paris verlassen. Nach einem Jahre machte er noch einen vergeblichen Versuch. Um sich nicht zu verrathen, falls sein Brief unterschlagen oder geöffnet werden sollte, schrieb er unter einem falschen Namen an Felicie lauter erfundene Dinge; er baute darauf, daß sie seine Schrift erkennen und ihn schon verstehen würde. Aber ihr Schweigen hatte seine Erinnerung eingeschläfert. Er war todt, er hatte Niemanden mehr auf der Welt, nichts kümmerte ihn mehr. Etwa ein Jahr arbeitete er in einem Kohlenwerk unter der Erde, dort aß und schlief er auch und dachte nicht mehr an die Außenwelt.

Eines Abends hörte er in einer Schenke, daß die Amnestie erlassen sei und alle Communards zurückkehren dürften. Das rüttelte ihn auf. Er fühlte eine Erschütterung und das Bedürfniß, mit den Andern abzureisen, um die Straße wiederzusehen, in der er gewohnt hatte. Es war ein instinctives Gefühl, dem er nicht widerstehen konnte. Dann, als er im Waggon saß, dachte er darüber nach, wie er jetzt seinen Platz in der Welt wieder einnehmen und wie er vor Felicie und Louise hintreten werde. Die Hoffnung zog wieder in sein Herz ein; er war frei, er brauchte die Oeffentlichkeit nicht mehr zu scheuen, und er hatte schließlich die Ueberzeugung, daß er die Seinen wiederfinden werde, ganz ruhig, in ihrer alten Wohnung, in derselben Straße, bei gedecktem Tisch, ihn erwartend. Er sagte sich, daß sich Alles ganz einfach aufklären werde. Er werde zum Maire gehen, sich nennen, und der Haushalt würde wieder seinen alten Gang gehen.

* * *

Auf dem Nordbahnhofe in Paris harrte eine lärmende Menge, welche unaufhörlich einen Namen rief. Als die Ankommenden erschienen, wurden sie mit enthusiastischen Zurufen und Hüteschwenken empfangen. Einen Augenblick bekam Damour Furcht; er wußte nicht, was das Alles bedeuten sollte, und es schien ihm, als seien die Leute herbeigeeilt, um ihn zu verhöhnen. Dann erinnerte er sich des Namens, der die Menge in solche Begeisterung versetzte; es war ein berühmter Communard, der sich in demselben Zuge befand und dem man eine Ovation darbrachte. Damour sah ihn an sich vorübergehen, viel dicker als früher, mit feuchten Augen gerührt lächelnd über diesen Empfang. Als dieser Held in eine Droschke gestiegen war, wollte ihm das

Volk die Pferde ausspannen. Man erdrückte sich, die Menschenwoge verlor sich in der Straße La Fayette — ein Meer von Köpfen, unter welchen man noch lange die Droschke bemerken konnte, die sich langsam wie ein Triumphwagen fortbewegte. Damour, herumgestoßen und gepufft, gelang es nur mit vieler Mühe, die äußeren Boulevards zu erreichen. Niemand beachtete ihn. Alle seine Leiden, Versailles, seine Verurtheilung, die Ueberfahrt nach Numéa, seine Rückkehr, das alles schien ihm kaum mehr erinnerlich. Aber draußen auf den Boulevards überfiel ihn die Rührung. Er hatte Alles vergessen! Es war ihm zu Muthe, als habe er die Vorstadt von Paris nie verlassen, als sei er jetzt nur in die Stadt hineingegangen, um seine Arbeit abzuliefern und als kehre er nun ganz ruhig nach Hause zurück, in die alte Straße — gerade wie ehedem. Zehn volle Jahre seines Lebens waren dahingerauscht und es schien ihm, als lägen sie mit ihren Wirren und Schmerzen weit, weit hinter ihm. Trotzdem war er etwas erstaunt, nicht Alles so zu finden, wie er es gewohnt war, wenn er früher in behaglicher Ruhe heimkehrte. Die Boulevards waren breiter geworden. Die Gesichter der Vorübergehenden regten ihn auf; er blieb erstaunt vor einem Aushängeschild stehen. Er empfand nicht die volle aufrichtige Freude darüber, den Fuß wieder auf dieses theure Stück Erde zu setzen; es war ein Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgniß, einer dumpfen unbekannten Besorgniß, die ihn ängstigte mitten in dieser alten, ihm wohlbekannten Umgebung. Seine Aufregung steigerte sich noch, als er sich seiner Wohnung näherte. Er sah zwar dieselbe Straße, dieselben Läden, aber er konnte Niemanden mehr erkennen — alle Leute waren ihm fremd. Und je mehr er vorwärtsschritt, um so weicher wurde es ihm um's Herz. Er wollte umkehren, als ob ihn eine Katastrophe erwartete. Was suchte er daheim? Was hatte er da zu thun?

Dreimal ging er vor dem Hause vorbei, ehe er sich entschloß einzutreten. Gegenüber war früher ein Kohlenhändler. Der war fort, es war jetzt ein Obstladen, und die Frau, welche in der Thüre stand, erschien ihm so breit und behaglich, daß er nicht den Muth hatte, sie um Auskunft zu bitten, wie er es anfangs beabsichtigt hatte. Er zog es vor, Alles zu wagen und klopfte entschlossen an das Fenster der Portierfrau. Wie oft hatte er früher an dieses kleine vergitterte Fenster geklopft!

„Frau Damour, ich bitte . . ."

„Kenne ich nicht . . . Wohnt nicht hier!"

Er blieb unbeweglich. Die frühere Portierfrau war eine starke Person, und die vor ihm stand und ihn mit Mißtrauen beobachtete, war klein, mager, trocken. Er wiederholte:

„Frau Damour wohnte im Hofe, vor zehn Jahren."

„Vor zehn Jahren!" schrie ihn die Dürre an, „eh, seitdem ist viel Wasser die Seine hinunter gelaufen. Wir sind erst seit dem Monat Januar hier."

„Frau Damour hat vielleicht ihre Adresse hinterlassen?"

„Nein. Ich weiß es nicht.“

Und als er nicht gehen wollte, drohte sie, ihren Mann zu rufen. Der werde diesem Spioniren schon ein Ende machen. Sie habe genug von diesem Zudringlichen!

Er erröthete und zog sich beschämt und stotternd zurück, beschämt über seine zerfransten Hosen und seine alte, schmutzige Blouse. Mit gesenktem Kopf ging er durch die Straße, aber er konnte sich nicht entschließen, sie zu verlassen. Es schien ihm wie ein Abschied auf immer, wenn er jetzt ging, und das zerriß ihm das Herz. Man werde schon Mitleid mit ihm haben und ihm einige Auskunft geben. Er erhob die Augen, betrachtete die Fenster, prüfte die Läden und suchte sich zurechtzufinden. In diesen Häusern der Armuth, wo die Wohnungskündigungen oft wie Hagel niederfielen, waren zehn Jahre in der That ausreichend, um das ganze Viertel neu zu bevölkern. Er zitterte vor Schreck und Furcht erkannt zu werden. Als er wieder die Straße hinauf schritt, bemerkte er endlich einige bekannte Gesichter; es war der Tabackhändler, der Gewürzkrämer, eine Wäscherin und die Bäckerfrau, bei der sie früher ihren Bedarf einkauften. Während einer Viertelstunde ging er unschlüssig und zögernd vor den Läden auf und ab, ohne es zu wagen einzutreten. Die Angst und der Kummer trieben ihm den Schweiß auf die Stirn, so sehr litt er unter diesem neuen Schlag des Schicksals. In der Schwäche seines Herzens entschloß er sich endlich, bei der Bäckerin einzutreten, einer verschlafenen Frau, die immer weiß aussah, als wäre sie eben aus einem Mehlsack gestiegen. Sie sah ihn an, ohne sich zu rühren. Auch sie erkannte ihn gewiß nicht, mit seiner sonnenverbrannten Haut, seiner Glatze, seinem langen, struppigen Bart, der das Gesicht zur Hälfte bedeckte. Das gab ihm einigen Muth. Er kaufte ein Brot für einen Sou und fragte wie zufällig:

„Haben Sie nicht unter Ihren Kunden eine Frau mit einem kleinen Mädchen . . . eine Frau Damour?“

Die Bäckerin dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie mit ihrer weichen Stimme:

„Ah, ja, früher, ich glaube. Aber das ist lange her . . . ich weiß es nicht bestimmt . . . Man sieht so viel Leute!“

Er mußte sich zufrieden geben. Die nächsten Tage kehrte er wieder. Er war nun mit seinen Fragen an die Leute in der Straße schon etwas kühner; aber es waren immer dieselben gleichgiltigen, sich widersprechenden Auskünfte, die ihn nur noch mehr verwirrten. Aus all' dem erfuhr er nur mit Bestimmtheit, daß Felicie etwa zwei Jahre nach seiner Deportation nach Numéa, gerade zur Zeit als er von dort flüchtete, weggezogen war. Niemand wußte wohin; die Einen sprachen von Gros-Caillou, die Anderen von Bercy. Der kleinen Louise erinnerte man sich nicht mehr. Er gab die Hoffnung auf. Ermüdet saß er eines Abends auf dem äußeren Boulevard mit dem Entschluß, nicht weiter zu suchen, und weinte. Was sollte er nun

beginnen? Paris schien ihm leer. Die wenigen Sous, die ihm seine Rückkehr nach Frankreich ermöglichten, waren aufgezehrt. Einen Augenblick dachte er daran, nach Belgien zurückzugehen, in eine Kohlengrube, wo es immer Nacht war und wo er lebte ohne zu denken, ohne Erinnerung, glücklich wie ein Thier, das unter der Erde schläft. Dennoch blieb er, und er blieb, elend, hungernd, ohne Arbeit finden zu können. Ueberall wies man ihn zurück, man fand ihn zu alt. Er zählte kaum fünfzig Jahre, aber man hielt ihn für siebzig, so zerstörend hatten die zehn Jahre des Leidens auf ihn gewirkt. Er lief herum wie ein Wolf auf den Brandstätten der Commune, in der Hoffnung, wenigstens die Arbeit zu finden, die man nur den Krüppeln und den Kindern gab. Ein Steinschneider, der im Hôtel de Ville arbeitete, versprach ihm, ihm die Aufsicht über die Werkzeuge zu verschaffen; aber auch diese Anstellung blieb aus, und er starb fast vor Hunger.

Eines Tages stand er auf der Brücke von Notre-Dame und sah dem Fließen des Wassers zu, erfaßt von dem Schwindel, der die Armen zum Selbstmord treibt. Mit einem gewaltsamen Ruck riß er sich von der Brüstung los und bei dieser Bewegung stieß er heftig an einen Vorübergehenden, einen langen Burschen in weißer Blouse, welcher fluchend stehen blieb.

„Verdammter Kerl!“

Damour war mit offenem Munde stehen geblieben, die Augen starr auf den Mann gerichtet. „Berru!“ rief er endlich.

Es war wirklich Berru, der sich aber sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Er hatte ein blühendes Gesicht und jugendliches Aussehen. Seit seiner Rückkehr hatte Damour oft an ihn gedacht; aber wo sollte er ihn finden, der, wie er wußte, alle vierzehn Tage in einem anderen Hause wohnte? Während der Maler die Augen aufriß, nannte Damour mit zitternder Stimme seinen Namen, aber Berru wollte nicht daran glauben.

„Unmöglich! Flausen!“

Endlich erkannte er ihn doch. Berru erhob die Stimme und war so laut, daß die Leute auf dem Trottoir stehen blieben.

„Aber Du warst ja todt! Wer hätte gedacht, daß Du wiederkommen würdest! Man hält doch die Leute nicht so zum Besten. Ist es denn wirklich wahr, daß Du lebst!“

Damour bat ihn leise und demüthig, nicht so laut zu sprechen. Berru fand das zu komisch. Er nahm ihn unter den Arm und führte ihn in eine Weinschenke in der Straße Saint-Martin. Er überhäufte ihn mit Fragen und wollte Alles wissen.

„Später, wenn wir allein sind,“ sagte er. „Aber vor Allem: wo ist meine Frau?“

Berru sah ihn bestürzt an.

„Wie, Deine Frau?“

„Ja, wo ist sie? Weißt Du ihre Adresse?“

Die Bestürzung des Malers steigerte sich. Er sagte langsam:

„Gewiß, weiß ich ihre Adresse . . . . . Kennst Du denn die Geschichte nicht?“

„Was? Welche Geschichte?“

Berru fing an zu verstehen.

„Ah, das ist aber stark! Du weißt von nichts! Aber Deine Frau hat sich ja wieder verheirathet, alter Knabe!“

Damour, welcher sein Glas erhoben hatte, stellte es wieder hin, der Wein lief ihm durch die zitternden Finger. Indem er sich die Hände an seiner Blouse abwischte, wiederholte er dumpf:

„Was sagst Du? Wieder verheirathet, wieder verheirathet? . . . Bist Du sicher?“

„Zum Teufel! Du warst todt, sie hat sich wieder verheirathet, da ist nichts zu verwundern . . . Es ist nur so komisch, weil Du wieder auferstanden bist.“

Und während der Beklagenswerthe bleich und zitternd dasaß, erzählte ihm Berru die Geschichte in ihren Einzelheiten. Sie hatte einen Metzger geheirathet, der in den Batignolles wohnte, einen Witwer, dem sie sein Geschäft führte. Sognard, er hieß Sognard, ein dicker Mann von sechzig Jahren, aber noch gut erhalten. An der Ecke der Straße Nollet war der Laden, mit der besten Kundschaft des Viertels und dem vergoldeten Kopf eines Ochsen auf seinem Schild.

„Was wirst Du nun anfangen?“ fragte Berru nach diesen Mittheilungen.

Damour antwortete mit einer unbestimmten Bewegung der Hand, die etwa heißen sollte: „Abwarten!“

„Und Louise?“ fragte er plötzlich.

„Die Kleine? Oh, ich weiß nicht . . . Sie werden sie irgend wohin gegeben haben, denn ich habe sie nie mit ihnen gesehen. Das Kind könnten sie Dir wohl wieder geben, da sie es ja doch nicht bei sich haben. Aber was willst Du mit einem zwanzigjährigen Mädchen anfangen; Du siehst mir nicht danach aus, als ob Du ihr viel bieten könntest. Oh, Du mußt nicht böse sein, aber ich würde mich nicht wundern, wenn Dir die Vorübergehenden zwei Sous schenkten.“

Damour fand kein Wort mehr, er ließ den Kopf sinken, die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Berru bestellte ein zweites Maß Wein und munterte ihn auf:

„Zum Teufel! Es ist lächerlich, aber da Du nun einmal lebst, so wird man sich einrichten . . . Was wirst Du thun?“

Und die beiden Männer verloren sich in endlose Gespräche, welche sie immer wieder zu denselben Folgerungen brachten. Etwas, was Berru ihm nicht sagte, war, daß er selbst, gleich nach Damours Entfernung, versucht hatte, gerührt durch die runden Schultern Felicies, sich ihr zu nähern. Seitdem fühlte er Haß gegen die Frau, die den Metzger ihm vorgezogen, offenbar nur des Geldes wegen. Als sie beim dritten Maße waren, rief er:

„Ich an Deiner Stelle, würde hingehen, mich dort einrichten, und wenn es Sognard nicht recht ist, ihn zur Thüre hinauswerfen, denn von Rechts wegen bist Du doch der Herr. Das Gesetz ist für Dich."

Nach und nach wurde Damour betäubt, der Wein war ihm zu Kopf gestiegen und rothe Flammen loderten auf seinen eingefallenen Wangen. Er werde sehen, was zu machen sei, wiederholte er immer wieder. Aber Berru trieb ihn vorwärts, schlug ihn auf die Schulter, und fragte ihn, ob er ein Mann sei. Gewiß war er ein Mann! Und er hatte diese Frau so geliebt! Er liebte sie noch, so sehr, daß er Paris in Brand gesteckt hätte, um sie wiederzufinden. Und jetzt! Was erwartete ihn? Aber sie gehörte ihm ja, er brauchte sie ja nur zu nehmen. Beide waren betrunken und sprachen nun sehr tapfer, indem sie die Nasen zusammensteckten.

„Ich gehe hin," sagte auf einmal Damour sich mühsam erhebend.

„Ah, das laß ich mir gefallen! Es wäre auch zu dumm!" schrie Berru. „Ich begleite Dich!"

Und sie machten sich auf den Weg nach Batignolles.

* * *

Der Laden mit den rothen Gittern und dem vergoldeten Ochsenkopf befand sich an der Ecke der rue des Moines und der rue Nollet. Die zerlegten Thiere waren auf weißen Tüchern ausgebreitet, während ringsherum an Schnüren befestigt Hammelkeulen hingen, deren jede einzelne in eine mit Spitzen besetzte Papierdüte gehüllt war, so daß es von Weitem so aussah, als seien die Wände mit Blumenbouquets behangen. Das ganze Geschäft machte den Eindruck behaglicher Behäbigkeit. Auf den Marmortischen lag ein großer Vorrath von zerschnittenem und für die Küche schon zubereitetem Fleisch; das rosige Fleisch des Kalbes abwechselnd mit dem purpurnen des Hammels und dem scharlachrothen des Ochsen, das mit seinem durchwachsenen Fett wie marmorirt aussah. In diesem freundlichen mit Fliesen gepflasterten Laden, dessen Thüren weit offen standen, strömte aus allen Fleischtheilen der belebende Geruch frischen Blutes, und diese Fülle der Gesundheit spiegelte sich wieder in den strotzenden Gesichtern der darin Beschäftigten.

Im Hintergrunde, mitten im Lichte, das durch die offenen Thüren von der Straße hereinfiel, thronte Felicie hinter ihrem Comptoirtisch, der mit Glaswänden umgeben war, um sie vor Zugluft zu schützen. In diesem heiteren Wiederschein, diesem rosigen Schimmer des Ladens erschien auch sie frisch und rosig, in jener dauerhaften Frische der Frau, die das vierzigste Jahr bereits überschritten. Mit den glatt gescheitelten Haaren, ihrer reinen Haut, und dem weißen Kragen hatte sie den lächelnden, geschäftigen Ernst einer Kaufmannsfrau, welche, in einer Hand die Feder, mit der anderen die Münze herausgiebt und so gleichsam die Ehrbarkeit und den Wohlstand des Hauses verkörpert. Die Burschen zerschnitten und wogen das Fleisch, Zahlen rufend, worauf die Kunden an Felicie herantraten, um ihr ihr Geld zu geben und

zugleich mit liebenswürdigem Lächeln die Neuigkeiten des Quartiers auszutauschen. In diesem Augenblicke war es eine kleine kränkliche Frau, welche zwei Cotelettes bezahlte, während sie von Felicie mitleidig betrachtet wurde.

„Fünfzehn Sous, nicht wahr?“ fragte sie. „Geht es noch immer nicht besser, Madame Verdier?“

„Nein, noch immer nicht. Mein Magen wird nicht mehr gesund. Ich habe alles genommen was man mir nur gerathen hat. Jetzt sagt der Arzt, daß es mir an Fleisch fehlt; aber es ist so theuer! . . . Wissen Sie schon, daß der Kohlenhändler gestorben ist?

„Was Sie sagen!“

„Ja, aber er litt nicht am Magen, er hatte es im Bauch . . . Zwei Cotelettes, fünfzehn Sous! Ein Huhn würde nicht so viel kosten.“

„Es ist nicht unsere Schuld, Madame Verdier. Wir wissen selbst nicht mehr, wie wir herauskommen sollen . . . Was gibt es, Karl?“

Während des Plauderns hatte sie keinen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf den Laden vernachlässigt. Jetzt rief sie einen Burschen an, der mit zwei Männern sprach, die draußen auf dem Trottoir standen. Aber der Bursche hörte nicht, und sie rief noch lauter:

„Karl, was will man denn?“

Aber auch sie hörte die Antwort nicht. Die beiden Männer traten ein, und den, der zuerst eintrat, hatte sie sofort erkannt.

„Ah, Sie sind es, Herr Berru.“

Sie schien nicht sehr erbaut zu sein, um ihre Lippen spielte ein verächtlicher Zug. Die beiden Männer hatten auf ihrer langen Wanderung von der Straße Saint-Martin bis zu den Batignolles wiederholt Rast gemacht, denn ihre Gurgeln waren trocken von dem vielen und lauten Reden. Jetzt waren sie anscheinend stark benebelt. Damour versetzte es einen Schlag auf's Herz, als ihm Berru mit einer Bewegung seiner Hand Felicie im Laden zeigte, so schön, so jung! — und ihm sagte: „Da ist sie!“ Unmöglich! Das mußte Louise sein, die ja ihrer Mutter immer so ähnlich gewesen war; Felicie war ja viel älter! Und dieser reiche Laden, mit dem frischen Fleischgeruch, den glänzenden Waagschalen, diese gut angezogene Frau mit dem Aussehen einer braven Bürgersfrau, deren Hand in einem Haufen Geld wühlte, dämpfte seinen Zorn und seine Kühnheit und beängstigte ihn sogar. Er schämte sich und hatte Lust davonzulaufen, so entsetzte ihn der Gedanke, dort einzutreten. Niemals würde diese Dame einwilligen, ihn wiederzunehmen, — ihn, mit seinem erbärmlichen Aussehen, dem struppigen Bart und der schmutzigen Blouse. Er drehte sich auf seinem Absatz um und ging die rue des Moines hinunter, als wollte er sich vor sich selbst verstecken, als Berru ihn einholte und zurückbrachte.

„Zum Teufel auch! Hast Du denn kein Blut in den Adern? . . . Oh, ich an Deiner Stelle, ich würde ihr eins aufspielen, der braven Bürgersfrau! Ich würde hingehen und mir mein Theil nehmen, die Hälfte von

den Hammeln und die Hälfte vom Andern . . . wirst Du nun gehen, Du Esel!"

Und er zerrte ihn wieder die Straße hinauf, dann fragte er einen Burschen, ob Herr Sognard zu Hause sei, und als er hörte, daß der Meister im Schlachthause sich befinde, trat er zuerst ein, um die Sache kurz abzumachen. Blöde und fast erstickt vor Angst folgte ihm Damour.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr Berru?" frug Felicie, und ihre Stimme klang weniger scharf.

„Ich wünsche nichts," erwiederte der Maler. „Es ist mein Kamerad hier, der Ihnen Einiges zu sagen hat."

Er trat zurück und Damour befand sich nun Felicie gegenüber. Sie sah ihn an, er fühlte sich unter ihrem Blick wie auf einer Folterbank und schlug die Augen nieder. Sie verzog verdießlich den Mund, ihr ruhiges glückliches Gesicht drückte Widerwillen vor diesem Trunkenbolde aus, der da vor ihr stand, sich seines Elendes und seiner Armuth bewußt. Aber plötzlich, und ehe sie noch ein Wort mit ihm gewechselt hatte, erbleichte sie, stieß einen Schrei aus, ließ die Münze fallen, die sie eben in der Hand hielt, und die man in der Lade hell klingen hörte.

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank?" fragte Madame Verdier, welche neugierig stehen geblieben war.

Felicie mache eine Bewegung mit der Hand, als wollte sie die Leute abwehren. Sie konnte keinen Laut hervorbringen. Mühsam erhob sie sich und schritt auf dem Speisesaal im Hintergrunde des Ladens ein. Ohne daß sie sie dazu aufgefordert hätte, folgten ihr die beiden Männer und verschwanden hinter ihr, Berru mit höhnischem Lachen, Damour die Augen starr auf die Steinplatten des Bodens gerichtet, als fürchte er zu fallen.

„Oh, das ist aber sonderbar," murmelte Madame Verdier, nachdem sie mit den Gehülfen allein war.

Die Letzteren hatten mit dem Abwiegen und Zerschneiden des Fleisches innegehalten und neugierige Blicke gewechselt. Aber sie wollten sich keine Blöße geben und nahmen ihre Beschäftigung wieder auf, indem sie sich bemühten, gleichgültig auszusehen und ohne Madame Verdier zu antworten, welche sich mit ihren zwei Cotelettes in der Hand mürrisch entfernte.

In dem Speisesaal glaubte Felicie noch nicht sicher zu sein, sie öffnete eine zweite Thür und trat mit den beiden Männern in ihr Schlafzimmer.

Es war ein wohlgepflegtes ruhiges Zimmer mit weißen Vorhängen vor dem Bett und an den Fenstern, einer goldenen Stutzuhr und Eichenmöbeln, auf welchen auch nicht ein Stäubchen lag. Felicie warf sich in einen Sessel von blauem Rips und wiederholte die Worte:

„Sie sind es . . . Sie sind es . . ."

Damour konnte nicht sprechen. Er prüfte das Zimmer und wagte nicht, sich zu setzen: die Stühle waren ihm viel zu schön. Es war wieder Berru, welcher das Wort ergriff:

„Ja, seit vierzehn Tagen sucht er Sie! . . . Wir sind uns begegnet, und ich habe ihn hergeführt." Dann, als versuchte er sich zu entschuldigen, fügte er hinzu: „Sie begreifen, es war nicht Anderes zu machen. Er ist ein alter Kamerad, und es brach mir das Herz, als ich ihn so vor mir sah, im tiefsten Elend!"

Unterdeß hatte sich Felicie etwas erholt. Sie war die Vernünftigste und auch die Stärkste. Als sie wieder athmen konnte, war sie schnell entschlossen, dieser unerträglichen Situation ein Ende zu machen.

„Nun also, Jacques, was willst Du thun?"

Er antwortete nicht.

„Es ist wahr," fuhr sie fort, „ich habe mich wieder verheirathet. Aber es ist nicht meine Schuld, Du weißt es. Ich habe Dich todt geglaubt und Du hast nichts gethan, um diese schreckliche Täuschung zu verhindern."

Endlich sprach Damour: „Ja, ich habe Dir geschrieben."

„Ich schwöre Dir, daß ich keinen Brief erhalten habe. Du kennst mich, Du weißt, daß ich niemals lüge . . . Hier in der Lade liegt das Papier . . . die Urkunde . . ."

Sie öffnete einen Schreibtisch und zog fieberhaft ein Blatt heraus, das sie Damour reichte. Mit blöder Miene versuchte er es zu lesen. Es war sein Todtenschein. Sie fuhr fort:

„Ich stand allein. Ich habe den Antrag eines Mannes angenommen, der mich aus meinem Elende ziehen wollte . . . das ist meine ganze Schuld. Ich habe mich durch den Gedanken, einmal glücklich zu sein, verlocken lassen. Das ist kein Verbrechen, nicht wahr?"

Mit gesenktem Kopf, gedehmüthigt und gemartert von dem, was sie sprach, hörte er ihr zu. Endlich schlug er die Augen auf.

„Und meine Tochter?" fragte er.

Ein Zittern überlief Felicie. „Deine Tochter?" stammelte sie. „Ich weiß es nicht . . . ich habe sie nicht mehr."

„Wie?"

„Ja, ich habe sie zu einer Tante gebracht . . . Sie ist davongelaufen . . . sie ist auf Abwege gerathen . . ."

Damour blieb stumm, als habe er nicht verstanden. Dann schlug er plötzlich mit der Faust auf die Commode, daß die Gläser und Tassen in die Mitte des Zimmers flogen. Aber er konnte nicht weiter sprechen, die Thür war aufgegangen und zwei Kinder, ein Knabe von sechs und ein Mädchen von vier Jahren sprangen herein und warfen sich in lauter Freude an Felicies Hals.

„Guten Tag, Mütterchen, wir kommen aus dem Garten unten in der Straße . . . Françoise sagte wir müßten nach Hause gehen . . . Oh! wenn Du wüßtest, wieviel Sand es dort giebt und Hühner im Wasser . . ."

„Schon gut," sagte sie streng, „laßt mich in Ruhe."

Und sie rief die Magd. „Françoise, nimm sie wieder. Es ist zu dumm, um diese Stunde nach Hause zu kommen."

Mit schwerem Herzen zogen sich die Kinder zurück und folgten der Magd, welche, beleidigt durch den rauhen Ton von Madame, die Kleinen unwillig vor sich hinschob.

Felicie hatte eine entsetzliche Furcht, daß Jacques ihr die Kinder stehlen könnte; sie sah schon, wie er sie auf den Rücken nahm und damit fortlief.

Berru, welcher keine Einladung erhalten hatte, sich zu setzen, hatte sich in einem Lehnsessel ausgestreckt und Damour in's Ohr geflüstert: „Die kleinen Sognard . . . Oh, sie gedeihen gut, die Racker."

Nachdem die Thür wieder geschlossen war, schlug Damour ein zweites Mal auf die Commode und schrie: „Das Alles geht mich nichts an, ich will meine Tochter haben."

Felicie wurde es kalt.

„Setz' Dich, und reden wir vernünftig," sagte sie, „durch Lärmen und Schreien kommen wir nicht weiter. Also, Du hast mich aufgesucht?"

„Ja, und Du wirst gleich mit mir kommen . . . Ich allein bin Dein Mann. Oh, ich kenne meine Rechte . . . Was, Berru, ist es nicht mein Recht? Also flugs! Nimm eine Haube, sei vernünftig und komm, wenn Du nicht willst, daß alle Leute unsere Geschichte erfahren."

Sie sah ihn an, und trotz der Verwirrung in ihren Mienen, merkte er doch, daß sie ihn nicht mehr liebte, daß er ihr, verkommen und verwahrlost wie er war, Abscheu und Widerwillen einflößte. Was? Sie so weiß, so rund und voll mit den Gewohnheiten der bürgerlichen Behäbigkeit, sollte jetzt wieder ihr früheres Leben beginnen, dieses Leben voll Armuth und Entbehrungen, mit diesen Mann, der ihr wie ein Gespenst erschien.

„Du weigerst Dich," schrie Damour, der das Alles auf ihrem Gesicht las. „Oh, ich verstehe, Du bist jetzt gewohnt, die große Dame zu spielen, und ich, ich habe keinen so schönen Laden und keine gefüllte Kasse, in der Du nach Lust herumwühlen kannst . . . und die Kleinen, die ich jetzt gesehen habe, scheinst Du mir auch besser zu bewahren als Louise. Natürlich, was braucht man sich um den Vater zu kümmern, wenn man die Tochter hinausgeworfen hat! Aber das ist mir Alles gleichgültig. Ich will, daß Du mit mir kommst, und Du wirst kommen, oder ich gehe zum Polizeicommissar, um zu verlangen, daß man Dich mit den Gensdarmen zu mir bringt . . . Das ist mein Recht, nicht wahr, Berru?"

Der Maler hatte den Kopf auf die Lehne des Fauteuils gestützt; dieser Auftritt belustigte ihn ungemein. Als er Damour in Wuth und von seinen Reden berauscht, Felicie aber erschöpft und einer Ohnmacht nahe sah, glaubte er, daß nun der Augenblick gekommen sei, um eine schöne Rolle zu spielen. Mit einer sentenziösen Bewegung trat er zwischen Beide.

„Ja, ja, das ist Dein Recht, aber man muß sehen, muß überlegen . . . Ich, ich habe mich immer tadellos benommen . . . Ehe man sich also zu

Etwas entschließt, glaube ich, wäre es angezeigt mit Herrn Sognard zu sprechen, und da er jetzt nicht hier ist . . ."

Er unterbrach sich und fuhr dann mit veränderter Stimme, die in geheuchelter Gemüthsbewegung erzitterte, fort:

„Allein mein Freund ist bedrängt. In seiner Position hat man keine Zeit zu verlieren. Oh, Madame, wüßten Sie, wie er gelitten hat! Sehen Sie ihn nur an, er stirbt vor Hunger, überall hat man ihn zurückgewiesen. Als ich ihm vorhin begegnete, hatte er seit zwei Tagen nichts gegessen."

Felicie, von Kummer und Rührung überwältigt, konnte ihre Thränen nicht mehr zurückhalten und erstickte fast vor Schluchzen. Eine unendliche Trauer und ein tiefer Schmerz preßten ihr das Herz zusammen; dann fühlte sie Grauen und Ekel vor dem Leben.

„Verzeih mir, Jacques!" stieß sie hervor. Und als sie sich etwas erholt hatte, fuhr sie fort: „Was geschehen ist, ist geschehen. Aber ich will nicht, daß Du unglücklich seiest . . . Laß' mich Dir beistehen."

Damour machte eine entschlossene Bewegung.

„Es ist sicher," sagte Berru rasch, „daß das Haus reich genug ist, daß Deine Frau nicht nöthig hat, Dich mit leerem Magen abziehen zu lassen. Wenn Du auch kein Geld nehmen willst, kannst Du doch immer ein Geschenk acceptiren. Sie werden ihm wenigstens ein Stück Fleisch zur Suppe geben, nicht wahr, Madame?"

„O, Alles was er verlangt, Herr Berru."

Aber Damour schlug nochmals auf die Commode und schrie: „Danke, ich esse nicht von diesem Tisch."

Dann sah er Felicie in die Augen und sagte: „Dich allein will ich, und Dich werde ich haben . . . . Behalte Dein Fleisch."

Felicie trat zurück, und Widerwillen und Schrecken erfaßten sie von Neuem. Damour redete sich wieder in seinen Muth hinein und drohte, Alles niederzuschlagen und eine furchtbare Anklage zu erheben. Er wollte wissen, wo seine Tochter sei. Er schüttelte Felicie in ihrem Sessel, indem er ihr zuschrie, sie habe die Kleine verkauft; und Felicie ohne Schutz, betäubt von all dem Schrecken, welcher auf sie einstürmte, wiederholte nur leise, daß sie nicht wisse, wo Louise sei, aber daß man wohl auf der Polizei ihre Adresse erfahren könne. Und Damour, welcher sich in einen Sessel geworfen und geschworen hatte, der Teufel brächte ihn nicht von der Stelle, erhob sich jetzt jählings, schlug ein letztes Mal mit der Faust auf und zwar noch stärker als früher, und schrie: „Donnerwetter! Ich werde gehen. Ja, ich gehe, weil ich will . . . . Aber Dir bleibt nichts geschenkt; ich werde wiederkommen, wenn Dein Mann da ist und ich werde Euch zurichten, ihn, Dich und Deine Rangen, die ganze vermaledeite Wirthschaft . . . . Warte nur, Du wirst schon sehen!" Er ging, ihr noch mit der Faust drohend, hinaus. Im Grunde fühlte er sich erleichtert. Berru blieb hinter ihm zurück und sagte zu Felicie in einem vermittelnden Ton, dem man es aber

anmerkte, daß es ihm ein besonderes Vergnügen gewährte, in diese Geschichte verwickelt zu sein: „Haben Sie keine Furcht, ich verlasse ihn nicht. Man muß um jeden Preis ein Unglück verhüten."

Er erkühnte sich sogar, ihre Hand zu nehmen und sie zu küssen. Sie ließ es geschehen; sie war vernichtet. Hätte sie Damour am Arme gefaßt und fortgeführt, sie wäre mit ihm gegangen. Sie hörte die Schritte der beiden Männer, als sie durch den Laden gingen. Einer der Burschen zerhackte mit einem großen Beile einen Hammelrücken. Stimmen riefen Zahlen. In dem Instinct einer guten Geschäftsfrau raffte sie sich auf, begab sich auf ihren Platz hinter dem Comptoirtisch und saß bald wieder zwischen den Glasscheiben in dem hellen Licht der Straße, sehr bleich, aber sehr ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Wie viel bekommen Sie?" fragte sie.

„Sechs Francs, und fünfzehn Centimes Madame."

Und sie gab das kleine Geld heraus.

* * *

Der folgende Tag war für Damour ein Glückstag: Der Steinschneider brachte ihm die Nachricht, daß er als Aufseher auf dem Bauplatz des Hôtel de Ville angenommen sei. Und er bewachte nun das Monument, an dessen Vernichtung er zehn Jahre früher mitgeholfen hatte. Es war im Grunde eine leichte Arbeit, eine jener Beschäftigungen, die verdummen und den Geist erstarren. Nachts machte er um die aufgestellten Gerüste die Runde, lauschte auf jedes Geräusch, schlief aber auch oft auf einem der Gypssäcke ein. Er sprach nicht mehr davon, nach Batignolles zu gehen. Eines Tages jedoch, als Berru gekommen war, um ihm ein Frühstück zu zahlen, schrie er bei der dritten Flasche Wein, daß er morgen einen großen Schlag zu führen beabsichtige. Den nächsten Tag aber verließ er den Bauplatz keinen Augenblick. Von jetzt an führte er ein ruhiges Leben. Er schrie nicht mehr wüthend von seinen „Rechten," außer wenn er betrunken war. So lange er nicht trank, war er düster, nachdenklich und fast beschämt. Berru machte es Spaß, ihn zu verhöhnen und ihm immer wieder zu sagen, daß er kein Mann sei. Er aber blieb ernst: „Was soll ich thun?" murmelte er, „soll ich sie tödten? . . . Nun, dann will ich warten, bis es mir Vergnügen macht."

Eines Abends ging er bis auf den Platz von Moncey; und nachdem er eine Stunde dort zugebracht, begab er sich wieder auf seinen Bauplatz zurück. An diesem Tage glaubte er Louisen, hingestreckt auf schwellende Kissen, in einer prachtvollen Equipage an dem Hôtel de Ville vorüberfahren gesehen zu haben. Berru schlug ihm vor, ihr nachzuforschen und versprach ihm, binnen vierundzwanzig Stunden ihre Adresse zu ermitteln. Damour lehnte es ab. Wozu es wissen? Aber der Gedanke, daß diese schöne elegante Person, die von so kostbaren Pferden gezogen, an ihm vorüberrollte, seine Louise sein sollte, brach ihm das Herz.

Er wurde immer trauriger. Er kaufte sich ein Messer und, indem er es Berru zeigte, sagte er, daß er damit den Schlächter abschlachten werde. Dieses Wort gefiel ihm und er wiederholte es immer wieder mit heiterem Lächeln.

„Ich werde den Schlächter abschlachten . . . An Jeden kommt die Reihe, nicht wahr?“

Stundenlang saß Berru mit ihm in einer Weinkneipe in der Straße du Temple, bemüht, ihn zu überzeugen, daß man Niemanden abschlachten dürfe. Es wäre thöricht und hätte nur die Folge, daß man selbst um einen Kopf kürzer würde. Er nahm seine Hände und forderte ihn auf, ihm zu schwören, daß er sich nicht eine so häßliche Geschichte auf den Hals laden wolle. Aber Damour wiederholte mit eigensinnigem Trotz:

„Nein, nein. An einen Jeden kommt die Reihe . . . Ich werde den Schlächter abschlachten.“

Die Tage vergingen, er schlachtete ihn nicht ab.

Ein Ereigniß jedoch schien die Katastrophe herbeizuführen. Man schickte ihn vom Bauplatz als unbrauchbar fort; während einer Gewitternacht war er eingeschlafen und hatte sich eine Schaufel stehlen lassen. Nun fing das Elend und der Hunger von früher wieder an. Er schlenderte durch die Straßen; zu stolz um zu betteln, verschlang er mit gierigen Blicken die in den Schaufenstern der Garküchen ausgestellten Bratenstücke. Anstatt durch die Noth wüthend zu werden, machte sie ihn blöde. Gebeugt, in düsteres Brüten versunken, schlich er umher. Jetzt mochte er sich gewiß nicht mehr in Batignolles blicken lassen, da er keine gute Blouse mehr auf dem Leibe hatte!

Felicie lebte seitdem in fortwährender Angst. Den Abend nach dem Besuch Damours wollte sie nicht mehr mit Sognard sprechen, und den nächsten Tag fand sie, verwirrt von Gewissensbissen über ihr Schweigen, nicht mehr die Kraft dazu. Vom Morgen bis zum Abend fürchtete sie, daß Damour kommen und seine Drohungen ausführen werde. Das Schlimmste war, daß man im Laden etwas witterte; sie sah es an dem verstohlenen, höhnischen Lächeln der Gehülfen und an der Art, wie Madame Verdier, die regelmäßig wegen ihrer zwei Cotelettes kam, das kleine Geld zusammenscharrte, das sie ihr herausgab. Sie konnte es nicht mehr ertragen, und eines Abends, als sie bereits zu Bett lag, warf sie sich an den Hals ihres Mannes, und schluchzend gestand sie ihm Alles. Sie wiederholte, was sie Damour gesagt hatte: es sei nicht ihre Schuld, denn wenn die Leute einmal todt seien, sollten sie auch nicht zurückkommen.

Sognard, ein noch rüstiger und guter Mann, tröstete sie. Mein Gott! Es war gewiß nicht zum Lachen, aber man werde schon Alles in Ordnung bringen können. Er hatte ja Geld und hatte sich nichts vorzuwerfen. Man werde ihn also sehen, diesen aus dem Grabe Auferstandenen, man werde vernünftig mit ihm sprechen . . . Die Geschichte interessirte ihn, und als

nach Verlauf von acht Tagen Damour noch immer nicht erschienen war, sagte er zu seiner Frau:

„Nun, was hat er denn? Vergißt er uns? Wenn Du seine Adresse weißt, werde ich ihn aufsuchen.“

Und als ihn Felicie bat, nichts zu thun und ruhig zu bleiben, fügte er hinzu:

„Aber, meine Liebe, es ist um Dich zu beruhigen. Ich sehe es Dir ja an .... Man muß der Geschichte ein Ende machen.“

Felicie war unter der fortwährenden Erwartung eines Dramas, das sie in ihrer Herzensangst noch vergrößerte, wirklich abgemagert. Eines Tages endlich, Sognard zankte gerade mit einem Burschen, der einen Kalbskopf ins Wasser zu legen vergessen hatte, sagte sie ihm bleich und stammelnd:

„Er ist da!“

Sofort hatte sich Sognard beruhigt. „Sehr wohl,“ sagte er, „laß ihn in das Speisezimmer treten.“ Dann, ohne sich zu beeilen, befahl er dem Burschen: „Gieße viel Wasser darauf; er riecht schon.“ Darauf trat er in das Speisezimmer, in welchem er Damour und Berru fand. Es war zufällig, daß sie zusammen gekommen waren. Berru war Damour auf der Straße begegnet; er sah ihn nicht mehr oft, denn seit Damour im Unglück war, fand er ihn nicht mehr so spaßhaft. Aber als er erfahren hatte, daß sein Kamerad beabsichtige, nach Batignolles zu gehen, machte er ihm Vorwürfe, indem er ihm erklärte, daß diese Geschichte auch ihn anginge, und daß er ihn hätte benachrichtigen müssen. Dann fing er wieder an, während des Weges in ihn hineinzupredigen. Er hoffe, daß er nicht hinginge, um Dummheiten zu begehen. Einen Augenblick hielt er ihn auf dem Trottoir fest, um ihn zu zwingen, ihm das Messer herauszugeben. Damour zuckte mit den Schultern, ohne zu antworten, sah eigensinnig aus und schien Absichten zu haben, von welchen er nichts verrathen wollte. Endlich sagte er: „Du kannst mitkommen, wenn Du willst, aber laß mich zufrieden!“

Im Speisezimmer forderte Sognard die beiden Männer auf, sich zu setzen. Felicie hatte sich in ihr Schlafzimmer geflüchtet und die beiden Kinder mit sich genommen. Hinter der doppelt verschlossenen Thür preßte sie die Kleinen entsetzt an ihre Brust, als seien sie in Gefahr, und als müsse sie sie schützen und vertheidigen. Und während es ihr vor Angst in den Ohren summte, bemühte sie sich vergebens, etwas zu hören; denn die beiden Männer im Nebenzimmer sahen sich noch immer verlegen und zweifelnd an, ohne zu sprechen.

„Also Sie sind es,“ begann endlich Sognard, nur um etwas zu sagen.

„Ja, ich bins,“ erwiderte Damour.

Er fand Sognard sehr bedeutend und sich sehr winzig neben ihm. Der Metzger schien nicht mehr als fünfzig Jahre zu zählen. Er war ein starker Mann mit frischem Gesicht, kurz geschnittenen Haaren und ohne Bart; in

Hemdärmeln mit seiner großen, blendend weißen Schürze sah er heiter und jugendlich aus.

„Uebrigens," fuhr Damour zögernd fort, „will ich nicht mit Ihnen sprechen, sondern mit Felicie."

Nun fand Sognard seine ganze Sicherheit wieder. „Sehr wohl, Kamerad, sprechen wir uns aus! Zum Teufel! wir haben uns gegenseitig nichts vorzuwerfen. Warum sich zanken? Niemand hat hier eine Schuld."

Mit gesenktem Kopf und trotzigen Blicken starrte Damour vor sich hin. Dann murmelte er mit dumpfer Stimme:

„Ich will nichts von Ihnen, lassen Sie mich in Ruhe, gehen Sie fort. — — Ich will mit Felicie sprechen."

„Ach so? Nein! Sie werden sie nicht sprechen," gab der Metzger ruhig zur Antwort. „Ich habe keine Lust, daß Sie sie mir wieder krank machen, wie das letzte Mal. Wir können ohne sie sprechen. Wenn Sie vernünftig sind, werden wir uns schon verstehen. Sie sagen, daß Sie sie noch lieben, betrachten Sie die Lage, denken Sie nach und thun Sie etwas zu ihrer Ruhe."

„Halten Sie Ihr Maul!" unterbrach ihn der Andere zornig. „Mischen Sie sich nicht darein, sonst nimmt die Geschichte ein schlechtes Ende!"

Er war mit einer drohenden Bewegung auf Sognard zugeschritten, Berru glaubte, daß er sein Messer in der Tasche suche, was ihn veranlaßte, sich rasch zwischen die Beiden zu werfen.

„Geh' zum Teufel!" schrie Damour. „Was fürchtest Du denn? Du Esel!"

„Ruhe!" gebot der kaltblütige Metzger. „Wenn man zornig ist, macht man nur Dummheiten! . . Hören Sie! Wenn Sie mir versprechen, vernünftig zu sein, werde ich Felicie rufen, aber Sie wissen ebenso gut wie ich, daß sie sehr nervös ist. Also, werden Sie sich gut aufführen?"

„Wenn ich gekommen wäre, um mich schlecht aufzuführen, hätte ich damit angefangen, Sie sammt Ihren schönen Redensarten zu erwürgen."

Er sagte das mit einem so tief schmerzlichen Ton, daß Sognard davon betroffen schien.

„Dann werde ich sie also rufen," erklärte er. „Glauben Sie mir, ich bin gerecht. Ich verstehe ganz gut, daß Sie mit ihr zu sprechen haben. Es ist Ihr Recht."

Er klopfte an die Thür des Schlafzimmers.

„Felicie! Felicie!"

Aber es rührte sich nichts. Felicie war, erstarrt vor Entsetzen über dieses Zusammentreffen, vernichtet in einen Stuhl gesunken und hielt noch immer ihre Kinder an ihre Brust gepreßt. Endlich verlor Sognard die Geduld.

„Felicie, komm doch!" rief er. „Sei nicht so albern; er hat ja versprochen, vernünftig zu sein!"

Der Schlüssel drehte sich im Schloß und Felicie erschien auf der Schwelle, hinter sich wieder ängstlich die Thüre schließend, um ihre Kinder zu schützen. Abermals trat ein verlegenes Stillschweigen ein. Da lag der Hund begraben, wie Berru meinte.

Damour sprach endlich, aber langsam und verwirrt, während Sognard sich gegen das Fenster wandte und mit den Fingern einen der kleinen weißen Vorhänge aufhob, als sehe er hinaus.

„Höre," sagte Damour zu Felicie. „Du weißt, daß ich nie schlecht war; das mußt Du zugeben . . . Nun, ich werde heute nicht damit anfangen. Und doch wollte ich hier Alles niedermetzeln. Aber dann sagte ich mir, was würde uns das nützen? Ich ziehe es vor, Dir die Wahl zu lassen. Wähle wie Du willst. Auch das Gericht kann hier nichts machen mit seinen Gesetzen; Du allein kannst entscheiden, Du allein weißt, welcher Dir besser gefällt. Antworte, mit welchem wirst Du gehen, Felicie?"

Aber sie konnte nicht antworten. Die Aufregung erstickte sie.

„Es ist gut," fuhr Damour fort, und auch seine Stimme erstarb fast, „ich verstehe! Er ist es, den du behalten willst . . . . Ich wußte es, als ich herkam, daß es so kommen müsse. Und im Grunde hast Du ja recht . . . Ich, ich bin fertig, da Du mich nicht mehr liebst . . . ich habe nichts . . . er aber kann Dich glücklich machen . . . und dann die Kinder . . ."

Felicie weinte.

„Du hast unrecht zu weinen, ich will Dir keine Vorwürfe machen. Da sich die Sache einmal so gewendet hat, ist nichts mehr daran zu ändern . . . . Ich wollte Dich nur noch einmal sehen, um Dir zu sagen, daß Du ruhig sein kannst. Jetzt, da Du gewählt hast, werde ich Dich nicht mehr quälen. Es ist abgemacht, Du wirst nie mehr von mir hören."

Er wandte sich der Thür zu, aber tief gerührt hielt ihn Sognard zurück, indem er rief:

„Oh, Sie sind ein braver Mann, wahrhaftig! . . . Es ist unmöglich, daß Sie uns so verlassen. Sie müssen einen Löffel Suppe mit uns essen!"

„Nein, ich danke," erwiderte Damour.

Berru war überrascht von dieser Wendung der Dinge, fand es aber schließlich doch heiter, nur schien er etwas ungehalten darüber, daß sein Kamerad die Einladung nicht annahm.

„Dann wollen wir wenigstens auf unser Aller Wohl trinken", fuhr der Metzger fort. „Sie werden doch ein Glas Wein annehmen, zum Teufel!"

Aber auch das lehnte Damour zunächst ab. Langsam glitten seine Blicke rings um das Zimmer, das mit seinen hellen Eichenmöbeln so reinlich und heiter aussah; dann blieben seine Augen auf Felicie haften, auf ihrem ergebenen, in Thränen gebadeten Gesicht, und er sagte:

„Ja, ich nehme es an."

Da wurde Sognard sofort heiter und rief:

„Schnell, Felicie, Gläser! Wir brauchen das Mädchen nicht . . . Vier Gläser. Du mußt mit uns trinken . . . Ah, mein Freund, das ist schön von Ihnen, daß Sie bleiben, Sie wissen nicht, welches Vergnügen Sie mir machen, denn ich liebe die Leute, die ein gutes Herz haben; und Sie haben ein gutes Herz, das lasse ich mir nicht nehmen!“

Währenddem hatte Felicie mit zitternden Händen die Gläser und eine Flasche im Buffet gesucht. Aber sie hatte den Kopf verloren, denn sie fand nichts mehr. Sognard mußte sie herausnehmen. Die Gläser wurden gefüllt und alle vier rings um den Tisch tranken sich zu: „Auf Ihr Wohl!“

Damour saß Felicie gegenüber; er mußte seinen Arm ausstrecken, um ihr Glas zu berühren. Beide sahen sich stumm an, die Vergangenheit in den Augen. Sie zitterte so sehr, daß man das Krystal ihres Glases an ihren Zähnen klirren hörte. Sie sagten sich nicht mehr Du, sie waren vernichtet und lebten nur noch in der Erinnerung.

„Auf Ihr Wohl!“

Und in der Stille, während sie tranken, hörte man aus dem Nebenzimmer den heiteren Lärm der Kinder. Sie hatten wieder angefangen zu spielen und verfolgten sich unter lautem Schreien und Lachen. Dann klopften sie an die Thür und riefen: „Mama! Mama!“

„Lebt wohl,“ sagte Damour, sein Glas wieder auf den Tisch stellend.

Er ging. Felicie, starr und bleich, sah ihm nach, während Sognard aufsprang und ihn artig bis an die Thür begleitete.

* * *

In der Straße lief Damour so schnell, daß Berru Mühe hatte, ihm zu folgen. Der Maler war wüthend. Als er sah, daß Damour am Boulevard sich gebrochen, mit stieren Blicken, auf eine Bank warf, trat er an ihn heran und sagte ihm Alles, was er auf dem Herzen hatte. Er, er hätte sie geohrfeigt, diesen braven Bürgersmann und seine ehrsame Gattin. Es sei ja geradezu empörend, einen Mann zu sehen, der seine Frau mir nichts, dir nichts einem Andern überlasse, ohne auch nur das Geringste für sich zu verlangen. Man müsse schön dumm sein, um so etwas zu thun! Nicht blos dumm, er könnte noch etwas ganz Anderes sagen. Und er erzählte ein Beispiel von einem Communard, der seine Frau auch mit einem Liebsten wiedergefunden hatte, und beide Männer lebten jetzt mit der Frau in aller Eintracht. Man könne sich allenfalls verständigen, ja, das schon! — aber sich so übertölpeln lassen — niemals! Denn schließlich sei er doch nur der Geprellte.

„Das verstehst Du nicht,“ gab Damour zur Antwort, „geh, laß mich in Ruhe, Du bist auch nicht mein Freund.“

„Ich nicht Dein Freund!“ schrie Berru, „ich hätte mich für Dich viertheilen lassen! . . . Ueberlege einmal, was wird jetzt aus Dir werden? Du hast Niemanden, kannst Dich auf das Pflaster legen wie ein Hund und

da crepiren, wenn ich Dich liegen lasse . . . Nicht Dein Freund! Wenn ich Dich jetzt verlasse, bleibt Dir nichts übrig, als den Kopf zu ducken, wie die Hühner, wenn sie vom Leben genug haben."

Damour machte eine zustimmende Bewegung. Es war wahr, er hatte nichts mehr zu thun, als sich ins Wasser zu werfen oder sich der Polizei zu übergeben.

„Nun also," fuhr der Maler fort, „ich bin Dir ein so ergebener Freund, daß ich Dich zu Jemandem führen werde, wo Du ein warmes Nest und Futter finden wirst."

Und er erhob sich, wie einem plötzlichen Entschlusse folgend, und zwang seinen Kameraden, ihm zu folgen. Damour stammelte überrascht: „Wohin denn? Wohin denn?"

„Du wirst schon sehen . . . Du wolltest nicht bei Deiner Frau speisen, gut! dann sollst Du's noch besser haben. Aber Eines merke Dir: zwei Dummheiten an einem Tage lasse ich Dich nicht begehen! . . ."

Rasch gingen sie die Straße Amsterdam hinunter. In der Berlinerstraße blieben sie vor einem kleinen Hotel stehen. Berru läutete und fragte den Diener, welcher öffnete, ob Madame Souvigny zu Hause sei. Der Diener war unschlüssig, und Berru fügte hinzu: „Sagen Sie, Berru ist da."

Damour war ihm maschinenmäßig gefolgt. Dieser unerwartete Besuch in einem eleganten Hotel machte ihn verwirrt. Er trat mit Berru ein, und plötzlich sah er sich in den Armen einer kleinen, hübschen, blonden Frau, die in ihrem, reich mit Spitzen besetzten Morgenkleide kaum angezogen war. Sie rief: „Papa, es ist Papa! Ach, das ist nett von Ihnen, daß Sie ihn hergebracht haben!"

Es war ein gutes Mädchen, das sich durch die schmutzige Blouse seines Vaters nicht abschrecken ließ und die Hände in kindlicher Freude und Zärtlichkeit zusammenschlug. Verblüfft stand Damour da, er erkannte sie nicht.

„Aber es ist ja Louise!" sagte ihm Berru. Damour stotterte: „Ah! ja . . . Sie sind sehr liebenswürdig . . ." Er wagte nicht sie zu dutzen. Louise setzte sich auf ein Canapé und läutete, um dem Diener den Befehl zu geben, daß sie für Niemand zu Hause sei. Währenddem betrachtete Damour das Zimmer, das mit Cachemir tapezirt war, und die eleganten, reizenden Möbel, was ihn fast rührte. Berru schlug ihm triumphirend auf die Schulter und wiederholte:

„He, wirst Du noch sagen, daß ich nicht Dein Freund bin? Ich wußte es sehr gut, daß Du Deine Tochter brauchen wirst. So habe ich mich denn bemüht, ihre Adresse zu erfahren und bin zu ihr gegangen und habe ihr Deine Geschichte erzählt. Sie sagte mir sofort: „Führen Sie ihn her!"

„Aber natürlich, der arme Papa," flüsterte Louise, zärtlich wie ein Kätzchen. „Oh, Du weißt, ich hasse sie, Deine Republik. All' die schmutzigen Leute, die Communards, die Alles vernichten würden, wenn sie könnten! . . . Aber Du, Du bist mein guter Papa. Ich erinnere mich, wie gut Du warst,

als ich ganz klein und krank war. Du wirst sehen, wir werden uns sehr gut vertragen und wir werden niemals von Politik sprechen . . . Aber nun wollen wir diniren, alle drei. Ach, wie ist das reizend!"

Sie hatte sich fast auf sein Knie gesetzt, und sah ihn an mit ihren klaren, lachenden Augen und den flatternden, blonden Haaren. Seine ganze Kraft ging unter in einem weichen, süßen Gefühl. Er wollte ablehnen, denn es schien ihm nicht anständig, in diesem Hause zu essen, aber er fand seine Energie von früher nicht mehr, seit er Felicie verlassen, ohne sie noch einmal anzusehen, nachdem sie ihm zugetrunken.

Louise war so sanft, ihre kleinen weißen Finger ruhten auf den seinen und banden ihn da fest. „Du bleibst? nicht wahr?" fragte sie.

„Ja," sagte er endlich, während zwei dicke, schwere Thränen über seine eingefallenen Wangen rollten.

Berru fand das ganz in der Ordnung. Während man in das Speisezimmer ging, erschien ein Diener und meldete, daß „Monsieur" hier sei.

„Ich kann Niemanden empfangen," erwiederte sie leise. „Sagen Sie, mein Vater ist hier . . . Morgen um sechs Uhr, wenn er will."

Das Essen war reizend. Berru erheiterte es durch eine Menge lustiger Einfälle, so daß Louise vor Lachen die Thränen in die Augen traten. Sie befanden sich wieder in der alten Straße wie ehedem, so heiter und lustig war es. Damour aß viel, aber langsam und träge, der Hunger hatte ihn zu sehr erschöpft, er lächelte seiner Tochter zärtlich zu, als wollte er sich deßhalb bei ihr entschuldigen, und jedesmal begegneten sich ihre Blicke. Zum Dessert tranken sie einen süßen moussirenden Wein, und alle drei wurden etwas berauscht. Dann, als die Diener abgeräumt hatten und nicht mehr hereinkamen, sprachen sie, mit den Ellenbogen auf dem Tisch, in ihrer Trunkenheit schwermüthig werdend, von der Vergangenheit. Berru hatte für Louise eine Cigarrette gedreht und diese rauchte, die Augen halb geschlossen, das Gesicht in Thränen. Dann verwirrte sie sich in ihren Erinnerungen und erzählte Einzelnes aus ihrem Leben, darauf sprach sie mit Strenge und Entrüstung von ihrer Mutter.

„Du begreifst," sagte sie zu ihrem Vater, „ich konnte nicht mehr mit ihr bleiben, sie hat sich zu schlecht aufgeführt. . . . Wenn Du willst, werde ich hingehen und ihr meine Meinung über ihr Benehmen Dir gegenüber sagen!"

Aber Damour erklärte trocken, daß sie nicht mehr für ihn existire. Dann erhob sich Louise plötzlich und rief: „Ach, ich will Dir Etwas zeigen, was Dir Spaß machen wird."

Sie verschwand, kam aber bald wieder, die Cigarrette noch immer zwischen den Lippen, und legte eine alte, vergilbte Photographie vor ihn hin. Es war wieder ein harter Schlag für Damour; mit irren Blicken betrachtete er das Bild und stammelte: „Eugen, mein armer Eugen."

Er reichte es Berru und dieser murmelte nun auch: „Es ist wirklich sehr ähnlich."

Dann nahm es Louise. Sie besah es einen Augenblick und Thränen stürzten ihr aus den Augen; indem sie es ihrem Vater zurückgab, sagte sie: „Ah, ich erinnere mich seiner! . . . Er war so gut!"

Alle drei überließen sich ihrer Rührung und weinten. Das Bild machte noch einmal die Runde um den Tisch, und Jeder knüpfte an den Anblick desselben eine zärtliche Bemerkung. Es war von der Zeit verblichen; der arme Eugen, in seiner Uniform der Nationalgarde, sah aus wie der Schatten einer längst entschwundenen Zeit.

Damour drehte es um und las, was er vor Jahren darauf geschrieben hatte: „Ich werde Dich rächen." Und ein Dessertmesser über seinem Kopfe schwingend, schwur er nochmals: „Ja, ja, ich werde Dich rächen!"

„Als ich sah, daß Mama schlecht wurde," erzählte Louise, „wollte ich ihr das Bild von meinem armen Bruder nicht mehr lassen. Eines Abends habe ich es ihr gestohlen. . . . Es gehört Dir, Papa, ich gebe es Dir!"

Damour hatte die Photographie gegen sein Glas gestellt und sah sie noch immer an. Endlich sprach man von dem, was nun geschehen müsse. Louise wollte ihren Vater aus seinem Elende ziehen. Einen Augenblick sprach sie davon, ihn zu sich zu nehmen; aber das war unmöglich. Nun hatte sie eine andere Idee: sie fragte ihn, ob er einwillige, die Aufsicht über ein Haus zu führen, das ihr Jemand bei Mantes gekauft hatte. Es war dort ein kleiner Pavillon, in welchem er sehr gut mit zweihundert Francs monatlich leben konnte.

„Was, das ist ja ein Paradies!" schrie Berru, indem er statt Damours annahm. „Wenn er sich langweilt, besuche ich ihn."

In der folgenden Woche war Damour bereits in dem Besitzthum seiner Tochter, in Bel-Air, eingerichtet. Er nahm die Ruhe und Sorglosigkeit hin, wie eine Schuld, die ihm die Vorsehung nach all' seinen Leiden zahlte. Er wurde dick und bekam wieder ein frisches Aussehen. In den feinen Kleidern eines ehrsamen Bürgers mit seinem runden, harmlosen Gesicht, hätte ihn Jedermann für einen alten Soldaten gehalten. Die Bauern zogen tief den Hut vor ihm. Er ging auf Jagd und Fischfang. Oft traf man ihn in der Sonne auf den Feldwegen das Getreide betrachtend, mit jener ruhigen Aufmerksamkeit eines Mannes, der seine sauer erworbenen Renten nun in Ruhe und Behagen verzehrt. Manchmal kam seine Tochter mit Freunden zu Besuch, bei solchen Gelegenheiten wußte er immer seine Haltung zu bewahren. Seine größte Freude war, wenn sie allein zu ihm herauskam, und sie dann zusammen in dem kleinen Pavillon frühstückten. Dann sprach er stammelnd zu ihr, als seiner Wohlthäterin; gerieth in Entzücken über ihre geschmackvolle Toilette, und sie aßen all' die guten Sachen, die er eigens für sie hatte kochen lassen, ohne das Dessert zu rechnen, die Kuchen und die Bonbons, welche Louise in allen Taschen mitbrachte.

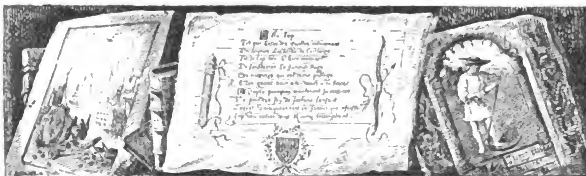
Damour hatte keinen Versuch mehr gemacht, seine Frau wiederzusehen. Er hatte nichts mehr als seine Tochter, die so viel Mitleid mit ihrem

alten Vater empfunden hatte, und dessen Stolz und Freude sie war. Auch that er keinen Schritt, um sich wieder in das Civilstandsregister aufnehmen zu lassen. Wozu auch die Regierung mit Schreibereien belästigen? Und so wie er jetzt lebte, war er viel ungezwungener. Verschollen und vergessen war er, er existirte nicht; er brauchte für seine Tochter nicht zu erröthen, während man, wenn man von ihm wieder Notiz nähme, vielleicht über seine Situation boshafte Bemerkungen machen würde, was ihm gewiß Kummer bereiten müßte.

Manchmal ging es im Pavillon hoch her. Es war zur Zeit, wenn Berru kam, um vier, fünf Tage auf dem Lande zu verbringen. Er fand es bei Damour sehr behaglich; ging mit ihm auf die Jagd und auf den Fischfang; manchmal lag er aber auch ganze Tage an dem Ufer des Flusses auf dem Rücken. Dann Abends, wenn sie heimkehrten, sprachen sie von Politik. Berru brachte aus Paris anarchistische Zeitungen mit; nachdem sie diese gelesen hatten, sprachen sie sehr verständig zusammen über die Maßregeln, welche man nehmen müßte: die Minister erschießen, die Bourgeois niedermachen, Paris einäschern und an die Stelle eine andere Stadt bauen, eine richtige Stadt für das Volk. Nur von der Vernichtung des Bestehenden erwarteten sie die allgemeine Freiheit. Noch vor dem Schlafengehen, wenn sich Damour seine letzte Pfeife anzündete, näherte er sich der jetzt eingerahmten Photographie Eugens und rief: „Ja, ja, ich werde dich rächen.“

Und am nächsten Morgen ging er wieder mit seinem vollen runden Rücken und seiner behaglichen Miene an das Wasser, um zu angeln, während sich Berru träge in dem hohen Gras ausstreckte.





„Conjuratio sulphurea"

oder

„Alles schon einmal dagewesen."

von

Johannes Scherr.

— Zürich. —

1.

Wie die Geschichtschreiber der Gegenwart von einem „Zeitalter der Reformation" oder von einem „Jahrhundert der Aufklärung" zu reden gewohnt sind, so werden die Historiker der Zukunft von einem Zeitalter der Kohle, des Dampfes und der Elektricität reden oder auch wohl von einem Jahrhundert des Knallsilbers, des Nitroglycerins und des Dynamits. Vielleicht nennt man unsere Zeit dermaleinst kurz und gut die Epoche der Attentate, das Jahrhundert der Mordkläpfe. Eine dannzumal zu schreibende Geschichte der Wissenschaften wird gute Gelegenheit und vollauf Stoff haben, für die rastlose Vervollkommnung unseres Geschlechtes optimistisches Zeugniß abzulegen, indem sie darlegt, welche staunenswerthe Vorschritte Chemie und Mechanik gemacht haben seit jenem 24. December von 1800, wo die Chouans Cadoudals in der Straße Saint-Nicaise in Paris ihre „Höllenmaschine" gegen Bonaparte losbrannten, bis zu jenem 13. März von 1881, wo auf dem Quai des Katharinakanals in Petersburg die Sprengstücke der nihilistischen Bomben Scheljaboffs den Leib des unglücklichen Zaren Alexander gräßlich zerrissen.

Ja, wir schreiten vor und haben es herrlich weit gebracht im Siva-Cult, in der Wissenschaft der Zerstörung. Auch in der Erhabenheit über das „philisterhafte Ding", die Moral, und in Achselzucken über die „Kinderei"

so man Menschlichkeit nennt. Schon machen wir uns ja gar nichts mehr daraus, um Einen zu treffen, das Leben von Hunderten, von Tausenden mitzugefährden und unserem Wahnwitz, unserem Fanatismus, unserer Rachgier gleich ganze Menschenhekatomben darzubringen. Vieles Gewaltige —

„Vieles Gewaltige lebt, doch nichts
Ist gewaltiger als der Mensch —“

hat der alte Sophokles vor Zeiten gesungen. Was und wie würde er von des Menschen Gewaltigkeit erst zu singen und zu sagen wissen, so er unser Jahrhundert der Mordkrache erlebt hätte und mitansehen könnte, daß eine Handvoll Desperados, ja sogar ein einzelner Bösewicht es in der Gewalt habe, mittels des heiligen Dynamits oder mittels des noch heiligeren Nitroglycerins ganze Ortschaften im Nu zu vernichten. Jede Seite im Buch der sogenannten Weltgeschichte trieft bekanntlich von Blut und von Thränen, aber ein ganz neues Kapitel menschlicher Ruchlosigkeit hat, scheint mir, in diesem Buche die irische Dynamitkriegsführung aufgethan. Teuflischeres als dieser Gedanke des Massenmords aus dem Hinterhalt, aus dem Laboratorium heraus, ward wohl niemals ersonnen. Wir sind jedoch gegen die Eindrücke derartiger Gräuel, geplanter wie zur Ausführung gebrachter, schon so abgestumpft, daß wir sie als etwas Selbstverständliches, zur Signatur der Zeit, zur Mode Gehörednes hinnehmen. Gerade so, wie wir es als selbstverständlich hinnehmen, wenn das alte Volkswort von den kleinen Dieben, die man henkt oder wenigstens einsperrt, und von den großen, die man laufen läßt, in unserer Zeit der Millionendiebe unter direkter Mitverschuldung einer sattelweichen Juristerei und einer feigen Rechtspflege förmlich zu einem Gewohnheitsrecht geworden ist. Das alles beweist, daß eine furchtbarere Revolution, als die Welt je gesehen, im Herz der Gesellschaft wühlt und sich anschickt, in die geschichtliche Erscheinung zu treten. Für jeden, welcher die Menschen und die Geschichte kennt, ist es fraglos, daß die herandrohende riesige Umwälzung zur grauenhaftesten Anarchie absinken und diese unter schrecklichem Wehen hinwiederum die härteste Despotie gebären werde. Revolution — Konfusion — Reaktion — und so fort in infinitum, bis einmal die alte Mutter Erde selber, des zwecklosen Spiels überdrüssig geworden, eingeht in die selige Ruhe Nirwana's, um nur noch als Planetgespenst mitzutanzen im Sternenreigen.

Der sogenannte politische Mord hat übrigens von altersher nicht allein milde Beurtheilung, sondern auch Lobpreisung gefunden. Die Athener sangen den „Harmodios“, d. h. sie stimmten bei ihren Symposien das von Kallistratos zu Ehren der Mörder des Zwingherrn Hipparchos, zu Ehren des Harmodios und Aristogeiton gedichtete Lied als Rundgesang an. Cicero bedachte sich nicht, in seinen Büchern „Von den Pflichten“ zu behaupten das römische Volk habe die Ermordung Cäsars für eine allerschönste That („pulcherrimum factum“) angesehen (De off. III, 4), und später lobpries Lucanus diese That an mehreren Stellen seiner Pharsalien. Auch dem

Mittelalter war die Ansicht von der Berechtigung des Tyrannenmordes keineswegs fremd. Dem Zeitalter der Renaissance jedoch blieb es vorbehalten, den Mord zu einem Hauptfaktor der Politik zu machen und einen Cesare Borgia als den Erzvirtuosen der politischen Mordkunst auf ein weltgeschichtliches Piedestal zu stellen. Was er und vor ihm schon der elfte Louis von Frankreich prakticirt hatte, das theoretisirte dann „mit Teufelsfingern" Machiavelli in seinem Buch „Del principe" — keineswegs aus Lust am Bösen, trotz der „digiti diabolici," sondern als ein Mann, welcher seinen Mitmenschen zeigen wollte, wie es zu- und hergeht in der Welt und wie man's macht. Dem bornirten Lutherthum in seiner Knechtschaffenheit ist die Thatsache sehr unbequem, daß die Reformatoren Luther und Melanchthon den politischen Mord in seiner Form als Tyrannenmord ausdrücklich für zulässig, ja für preiswürdig erklärten. Der bornirte Katholicismus seinerseits möchte die Thatsache aus der Welt schweigen, daß die Casuistik der Jesuiten den politischen Mord unter Umständen ebenfalls als eine „ultima ratio" anerkannte und empfahl. Das berühmteste Beispiel von der Anwendung dieses „letzten Beweisgrundes" wurde an jenem 10. Julitag von 1584 gegeben, als der Burgunder Balthasar Gérard zu Delft den „großen Schweiger" des 16. Jahrhunderts, Wilhelm von Oranien, meuchlerisch erschoß „met een pistolet met drij fenijnige ende geketende looten aen een gehecht geladen zijnde", sich rühmend, daß er, „als ein David den Goliath von Gath erschlagen hätte." Daß dieser mörderische Fanatiker über den von ihm beabsichtigten Mord den Rath von Jesuiten in Trier und Tournay eingeholt, ebenso, daß der Prinz Alexander Farnese von Parma, spanischer Statthalter der Niederlande, um den Anschlag gewusst und demselben eifrig zugestimmt hatte, kann gar keiner Anzweifelung unterstellt werden. Das Verdienst der Meuchelthat ist auch glänzend anerkannt worden, indem Philipp der Zweite auf Parmas Vorschlag die Hinterlassenen des grausam hingerichteten Mörders mit den drei dem gemordeten Oranien geraubten Herrschaften Dampmartin, Hostal und Liedramont in der Franche-Comté beschenkte. Die allerkatholischste Majestät von Spanien war überhaupt sehr stark in der Mordpolitik.

Aber keineswegs war das der finstere Philipp allein. Das „Unterdrücken", das „Beseitigen", das „Verschwindenlassen" hinderlicher, missliebiger, verhasster Personen, kurz der Mord bildete das ganze 16. und 17. Jahrhundert hindurch ein Hauptinventarstück der Politik. In allen heikeln und schwierigen Fällen galt er für ein selbstverständliches „Expediment." Man machte darum auch nicht viel Wesens daraus. Nur ganz besonders schreckhafte Fälle, wie etwa die Indieluftsprengung Darnley's, des Gemahls der Maria Stuart, durch ihren Buhlen Bothwell oder die Ermordung des dritten und des vierten Henry von Frankreich oder die „Beseitigung" Wallensteins waren, weckten einen lauteren Widerhall. Die Lehre von der Räthlichkeit religiöser und politischer Massenmorde beleuchteten

gleichzeitig und grausenhaft die Bluthochzeit der Bartholomäusnacht in Frankreich und die vom Zaren Iwan dem Schrecklichen veranstalteten „Opaly“ (Ausmerzungen) in Russland. Wie dieser Zar gethan, so haben nachmals die jakobinischen Terroristen der französischen Staatsumwälzung die massenhafte Abschlachtung von Menschen zu politischen Zwecken in ein förmliches System gebracht.

Was endlich das 19. Jahrhundert angeht, so wird niemand bestreiten wollen, daß im Credo der Revolutionspfaffen, welche an Bornirtheit und Fanatismus den Reaktionspfaffen durchweg gleichstehen, der politische Mord einen anerkannten und nach Vermögen gehandhabten Paragraphen ausmacht. Derselbe hat ja sogar die Milch der frommen Denkart deutscher Burschenschafter zeitweilig so sehr in gährend Drachengift verwandelt, daß der Phantast Ludwig Sand den Kotzebue todtzustechen im März von 1819 für seine patriotische Pflicht und Schuldigkeit ansah. Seither haben wir älteren Leute eine ganze Reihe von Attentaten „schaudernd miterlebt.“ Indem wir dieselben an unserer Erinnerung vorüberziehen lassen, könnten wir, so wir zum singen aufgelegt wären, anstimmen: „Alles wiederholt sich nur im Leben.“ Denn, fürwahr, die neuen Attentäter sind nur Plagiatoren der alten. Selbst die „Minirer“ und „Sprenger“ unserer Tage sind keine Originale. Sie planen und versuchen nur, was andere schon lange vor ihnen geplant und versucht haben.

Lasst uns in den Anfang des 17. Jahrhunderts zurückblicken, um hierfür eine denkwürdige Episode der englischen Geschichte als einen Beweis der Wahrheit zu erbringen.

2.

„Queen Beß“, die rothhaarige Tochter Heinrich des Achten, des Weibermörders, weit weniger Virgo als Virago, würde als die geschickteste Heuchlerin und als die glänzendste Herrscherin der sogenannten Weltgeschichte dastehen, so sie nicht von der zweiten Katharina von Russland überheuchelt und überglänzt worden wäre. In ihren letzten Jahren war die Königin Elisabeth von jenem Ekel an der Welt, an den Menschen und an der Macht erfasst, welcher despotische Naturen in alten Tagen nicht selten heimzusuchen pflegt. Weil sie jedoch von Kindheit auf in der Verstellung gewohnt hatte als in ihrem eigensten Heim, konnte sie von der Uebung der Heuchelkunst nicht lassen bis zuletzt. Maßen es für die nahezu Siebzigjährige keinen Sinn mehr hatte, Jungfräulichkeit zu heucheln, heuchelte die Gichtbrüchige wenigstens noch jugendliche Beine, indem sie im Frühjahr von 1602 mit ihrem Gast, dem Herzog von Nevers, im Bankettsal von Windsor eine Gaillarde hüpfte. Im folgenden Frühling ist sie gestorben (24. März 1603) und hat den Thron von England und Irland, nachdem drei männliche und zwei weibliche Tudors darauf gesessen, den schottischen Stuarts hinterlassen,

3*

deren „troublesome reign“ mit Jakob dem Ersten anhob, um schon mit Jakob dem Zweiten zu enden.

Ein gelehrter Herr — er hat unter anderem ein Buch wider die Hexen verübt („Demonology,“ Edinb. 1591) — war er im übrigen ein „geflickter Lumpenkönig“, wie der arme Hamlet seinen Stiefpapa unhöflicher Weise schilt, stammelnd, geifernd, dem Laster Sodoms ergeben, beim Anblick einer entblößten Klinge von nervösem Zittern überlaufen, der Narr seiner Buhlknaben, ein Pedant in Kleinigkeiten, unfähig und lässig zum Großen, träge zum Guten. Trotz alledem hatte eine Partei in England große Hoffnungen auf den Sohn der „Märtyrin“ Maria Stuart gesetzt und empfing den neuen König mit geräuschvollen Sympathiebezeigungen und hochfliegenden Erwartungen. Diese Hoffenden waren die Katholiken Englands, wie es deren in den Reihen der Nobility und Gentry noch viele gab, während der Papismus in den bürgerlichen Mittelklassen nur schwach vertreten war.

Die Art und Weise, wie in England die „Reformation“ durch den wüsten Tyrannen Heinrich den Achten begonnen und fortgeführt worden, gehört bekanntlich zu den unsittlichsten Dingen, die jemals die Geschichte eines Volkes verschändet haben. Begreiflich daher, daß es keineswegs die schlechtesten Engländer gewesen sind, welche gegenüber einer solchen rein oder vielmehr sehr unrein aus der tyrannischen Willkür eines ausschweifenden Königs hervorgegangenen „Reformation“ am Katholicismus festhielten. Der Anglikanismus, die „High-Church“, soweit sie unter Edward dem Sechsten und unter der Königin Elisabeth ausgestaltet worden war, dieses „prälatische Mastschwein von Kirche“, wie die schottischen Covenanter sie schimpfirten, vermochte weder die Katholiken anzulocken noch das tiefer gehende religiöse Bedürfniß der Anhänger der Reformation in der Gentry und im Bürgerthum zu befriedigen. Daher die Standhaftigkeit der englischen Katholiken auf der einen und die Herausbildung des Presbyterianismus und Puritanismus aus der Hochkirche auf der andern Seite. Nach beiden Seiten ging, wie jeder weiß, die High-Church, d. h. die Hof- und Staatskirche, an der Hand grausamer Strafgesetze und blutiger Verfolgungen vor. Die anglikanische Hierarchie kannte Duldsamkeit so wenig wie die römische und der Erzbischof Laud, welcher noch unter Karl dem Ersten den hochkirchlichen Großinquisitor spielte, konnte sich an Fanatismus und Steinherzigkeit mit jedem spanischen messen.

Gar mancherlei Hoffnungen, welche das Herabkommen Jakobs aus Edinburg nach London im April 1603 erregt hatte, wurden alsbald gröblich getäuscht. Die englischen Katholiken hatten es für selbstverständlich angesehen, daß der Sohn der durch die „Ketzerin“ Elisabeth umgebrachten Maria Stuart sich beeilen würde, zu Gunsten des alten Glaubens ein Duldungsedikt ausgehen zu lassen. Die Puritaner ihrerseits hatten erwartet, daß der neue König, der ja in den Grundsätzen des schottischen Presbyte-

rianismus erzogen worden, die Bedrückungen abstellen würde, welche sie vonseiten der Hochkirche zu erdulden hatten. Weder zu diesem noch zu jenem ließ sich Jakob herbei. War er doch schlau genug, sofort nach seiner Besitzergreifung vom englischen Throne zu merken, daß die anglikanische Hochkirche ganz dazu gemacht, geeignet und willig wäre, der allen Stuarts anhaftenden Neigung zum despotischen Regiment hilfreiche Hand zu bieten. Die anglikanische Orthodoxie in England hat sich ja durch ihre Servilität von jeher gerade ausgezeichnet wie die lutherische in Deutschland. Jakob der Erste gab daher seine innige Sympathie mit dem „prälatischen Mastschwein“ zu erkennen, indem er im März 1604 eine Kundgebung erließ, allworin er auf strenge Glaubenseinheit, d. h. auf hochkirchliche Rechtgläubigkeit zu halten erklärte und alle „Nichtkonformisten“ mit der Anwendung der bestehenden Strafgesetze bedrohte, falls sie nicht zur „Konformität“ sich entschlössen. Von einem Toleranzedikt zu Gunsten der Katholiken war auch keine Rede und so sahen sich denn Papisten und Puritaner von der Regierung Jakobs des Ersten gleichermaßen bedroht.

Der Puritanismus begnügte sich daraufhin vorderhand mit der Leistung passiven Widerstands Er hatte sich erst zu sammeln, zu vertiefen und zu kräftigen, bevor seine Zeit kam, die Zeit, wo sein Held und Heiliger aufstand, Oliver Cromwell, um auf dem Marstenmoor und bei Naseby Königthum und Hochkirche mitsammen zu Boden zu schlagen. Unter den englischen Katholiken aber gab es welche, die schon jetzt sich unterwanden, der Gewalt, unter der sie litten, Gewalt entgegenzusetzen und zu diesem Zwecke zu einem Komplott zusammentraten, das mittels eines furchtbaren Mordschlags ihren vergewaltigten Glaubensgenossen im Lande zu einer allgemeinen Erhebung in Waffen das Signal geben sollte. Demzufolge wurde, was später, unter der Regierung Karls des Zweiten, nur das ungeheuerliche Lügenmärchen eines teuflischen Schurken, des anglikanischen Pfaffen Titus Oates, werden sollte, unter der kaum angehobenen Regierung Jakobs des Ersten zu einer geschichtlichen Thatsache.

Bei verzweifelten Unternehmungen pflegen nicht Männer von zweifelloser Achtungswürdigkeit voranzugehen, sondern vielmehr Leute, die man, und zwar nicht allein im kriegsgeschichtlich-technischen Sinn, als „enfants perdus“ bezeichnen kann. So geschah auch bei dem Unternehmen, von welchem der, den es in erster Linie bedrohte, König Jakob der Erste, nachmals unter dem Titel „Conjuratio sulphurea“ in gelehrtem Latein gehandelt hat und das als „Pulververschwörung“ im Gedächtniß der Menschen fortlebt.

Zur Zeit König Richards des Dritten war als einer der skrupellosesten Handlanger dieses Realpolitikers*) ein gewisser William Catesby auf nichts weniger als sauberen Wegen emporgekommen. Die Nachkommen desselben

*) Vgl. meine „Menschliche Tragikomödie“, Bd. XII, S. 1 fg.

lebten zu Anfang des 17. Jahrhunderts als begüterte Mitglieder der Landgentry in den Grafschaften Northampton und Warwickshire, wo die Anhänger des katholischen Bekenntnisses noch ziemlich dicht beisammensaßen. Hier also wurde die Scheiterung der auf den Sohn der Maria Stuart gesetzten Hoffnungen schwer empfunden und in den Familien der Catesby, Tresham, Winter und Wright hatte man infolge der harten widerkatholischen Strafgesetze erlittene Bedrückungen und Einbußen zu beklagen und von der Zukunft noch mehr zu fürchten. Möglich, daß man es bei Klagen und Sorgen hätte bewenden lassen, falls da nicht Einer gewesen wäre, welcher nicht dazu gemacht war, in thatloser Kümmerniß die Hände in den Schoß zu legen. Robert Catesby hatte sich schon in den letzten Jahren der Regierung Elisabeths an allerhand Zettelungen betheiligt, auch an der des Grafen Essex, und war dafür mit einer schweren Geldbuße belegt worden. Im übrigen war sein Ruf nicht fein. Es war geradezu der eines Wüstlings und Verschwenders. Auch sagte man ihm nach, er wäre, im Katholicismus geboren und erzogen, von demselben abgefallen, dann aber nach größtentheils vergeudetem Vermögen wieder in den Pferch der alleinseligmachenden Kirche zurückgekehrt und zwar mit dem Bestreben, mittels verdoppelten Eifers seinen Abfall vergessen zu machen. Jedenfalls ist er ein Mann von starken Gefühlen, heftigen Leidenschaften und nicht gemeinem Verschwörertalent gewesen. Allem nach muß er, obzwar die auf uns gekommenen Zeugnisse es nicht ganz unwidersprechlich klarstellen, als der eigentliche Planzeichner und Organisator der Pulververschwörung angesehen werden.

Worauf zielte dieselbe? Auf nichts Geringeres als darauf, beim nächsten Zusammenkommen des Parlamentes während der Eröffnungssitzung den König und seinen ältesten Sohn, den Prinzen von Wales, sammt allen geistlichen und weltlichen Lords, sowie sämmtliche Mitglieder des Unterhauses mittels Pulvers in die Luft zu sprengen.

3.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden“ — dann greift er heutzutage nicht mehr „hinauf in den Himmel“, um von dort „seine ewigen Rechte herunterzuholen“, sondern er greift ohne weiteres zum Drehpistol, zur Dynamitbombe oder zur Nitroglycerinflasche, um den Unterdrückern fühlbar zu machen, daß „dem Schwachen auch ein Stachel gegeben ist.“ Wer hörte ohne Grauen von der „Dynamitverschwörung“, welche die Iren gegen die Engländer organisirt haben? Aber wenn wir unsere Blicke rückwärts die Zeiten hinauf werfen, wenn wir sehen, daß und wie die Engländer von ihrem ersten Eroberungszug nach Irland i. J. 1168 an auf der „Smaragdinsel“ gewaltet, gewüthet und gewüstet, wenn wir betrachten, daß und wie die Eroberer und Zwingherren durch alle die Jahrhunderte herab das arme Erin wiederholt und abermals zum Leichenacker, zur Wildniß

gemacht, daß und wie sie Grund und Boden den rechtmäßigen Besitzern gewaltsam raubten, daß und wie sie Hunderttausende, nein, Millionen irischer Männer, Weiber, Greise und Kinder mittels Hungers und Elends vernichteten oder zur Flucht von Haus und Hof und Heimat zwangen, wenn wir alle die Berge von Freveln und Gräueln erblicken, welche englischer Hoch- und Uebermuth, englische Rechtsverachtung, Fühllosigkeit und Grausamkeit in Irland aufgethürmt haben —, ja dann werden wir es, wenn nicht verzeihlich, so doch begreiflich finden, daß jenen Bergen gegenüber ebenso hohe Berge von Haß und Rachelust sich aufhäufen mussten, daß die Nachkommen der Mißhandelten, Beraubten, Erschlagenen, Geächteten und Vertriebenen, sobald sie sich rühren konnten, glaubten —

„Poenarum grave sit solvendi tempus adactum“ —

ihre Fesseln wüthend schüttelten, ihren „Stachel“ gegen die Nachkommen der Unterdrücker, Berauber und Peiniger ihrer Vorfahren hervorkehrten, jeden Engländer für vogelfrei hielten und erklärten und in dem Gedanken und Plan, ganz England, wo möglich, in ein Trümmerfeld zu verwandeln, nur das Werk gerechter Vergeltung sehen wollten und sahen.

Wer die ungerechten und grausamen Verfolgungs- und Unterdrückungsgesetze ansieht, wie sie unter Heinrich dem Achten, Edward dem Sechsten, Elisabeth und Jakob in England gegen die Katholiken und ihre Priester erlassen und gehandhabt worden sind, der wird auch verstehen, wie es möglich, daß aus der Mitte der Unterdrückten der ungeheuerliche Gedanke der Pulververschwörung aufschießen konnte. Sind doch die religiösen Leidenschaften noch weit heißer und mächtiger als die politischen, weil die Religion den natürlichen, d. h. noch nicht über- und verbildeten Menschen mit Himmel und Hölle verknüpft, d. i. mit seinen ursprünglichsten und gewaltigsten Gefühlen, mit der Hoffnung und der Furcht.

Zeitig im Jahre 1604 ging Catesby darauf aus, Komplottgenossen anzuwerben. Er sah es dabei auf katholische Gentlemen von gutem Ruf ab. Solche waren Thomas Winter und die Brüder Christopher und John Wright. Als sie sich bereitwillig finden ließen, machte der Komplottstifter sie zu Sendboten, welche seine alten Beziehungen zum spanischen Hof wieder auffrischen sollten. Zu diesen Beziehungen hatte es auch gehört, daß Catesby an der Errichtung und Werbung eines aus englischen Katholiken bestehenden Regiments von 1500 Mann eifrig mitgearbeitet hatte, welches Regiment drüben in den spanischen Niederlanden in den Diensten der „katholischen Erzherzoge“ Albert und Isabella, d. i. der Statthalter des König Philipps des Dritten von Spanien stand. Allerdings wurde gerade um diese Zeit, im August 1604, dem unter Philipp dem Zweiten und Elisabeth ausgebrochenen Krieg zwischen dem katholischen Spanien und dem protestantischen England ein Ende gemacht durch einen übereilten, von Jakob dem Ersten heftig gewollten Friedensschluß. Allein der Gegensatz zwischen den beiden Staaten blieb doch bestehen und die englischen Pulververschwörer hofften

zuversichtlich, einen Rückhalt an Spanien zu finden. Auf Catesby's Weisung gingen Thomas Winter und Christopher Wright nach Flandern, um die Unterstützung der „katholischen Erzherzoge" und weiterhin die König Philipps des Dritten für die englischen Katholiken nachzusuchen. Nebenbei sollten die Sendlinge mit dem erwähnten englischen Regiment, welches unter der beichtväterlichen Obhut der Jesuiten stand und in welchem nur ganz strenggläubige Gentlemen zu Officierstellen gelangen konnten, zweckdienliche Verbindungen anknüpfen. Einer der Officiere, welchen sie Eröffnungen machten, hieß Guy Fawkes, welchen sein Vorgesetzter Owen, sowie der Regimentspater Baldwin von der Gesellschaft Jesu als einen Mann bezeichneten und priesen, welcher im Dienste der heiligen Religion vor nichts zurückschräke und zu dem „großen Werke" ganz besonders geeignet wäre. Ein dazumal in England als heimlicher Missionär thätiger und mit den Pulververschwörern einverstandener Jesuit, der Pater Greenway, hat seinerseits bezeugt, daß Guy Fawkes „ein Mann von musterhafter Mäßigkeit und großer Frömmigkeit gewesen, mild und sanftmüthig in seinem Gebaren, aller Händelsucht und Streitlust abgeneigt, treu in der Freundschaft und höchst pünktlich in der Erfüllung seiner religiösen Pflichten." Selbstverständlich trägt dieses Zeugniß die Parteifarbe; doch darf immerhin angenommen werden, daß Fawkes weder hinsichtlich seiner Fähigkeiten ein gewöhnlicher, noch hinsichtlich seiner Sinnesweise ein gemeiner Mensch gewesen sei. Er ging mit ganzer Seele auf das Vorhaben der Pulververschwörer ein und stellte sich denselben zur Verfügung. Offenbar gehörte der Mann zu jenen Charakteren, welche, so sie einmal von einem Gedanken besessen sind, auf das von demselben gezeigte Ziel losgehen, wie die abgeschossene Kanonenkugel auf das ihrige losgeht.

Am statthalterlichen Hofe zu Brüssel war für die Zwecke der Verschwörer nichts auszurichten. Auch nicht am Hofe von Madrid, wohin Christopher Wright, begleitet von Guy Fawkes, sich begeben hatte. Die Minister Philipps des Dritten, froh des in sicherer Aussicht stehenden, für Spanien vortheilhaften Friedens mit England, wollten sich auf nichts einlassen. Catesby's Sendboten mussten also der Hauptsache nach unverrichteter Dinge über das Aermelmeer heimkehren, statt der Zusicherung spanischer Beihilfe nur Guy Fawkes mitbringend. Aber das war immerhin etwas. Und Catesby ist nicht der Mann gewesen, welcher sich durch den diplomatischen Fehlschlag, den seine Sendlinge gethan, entmuthigen ließ. Er wusste jetzt, daß die Katholiken Englands — weil ja auch Papst Clemens der Achte sich nicht herbeilassen wollte, über König Jakob den Bann zu verhängen — vorderhand sich nur auf sich selber stellen und verlassen könnten. Unermüdlich im Weibeln und Werben für das Komplott, gelang es ihm, den Umfang desselben allmählich zu erweitern. Jedoch ging er dabei sehr vorsichtig fürbaß, indem er in das eigentliche Geheimniß der Verschwörung nur Solche einweihte, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel sich heranwagte.

Unter den Eingeweihten befand sich Thomas Percy, ein Gentleman aus dem großen Hause Northumberland, welcher eine Stelle in König Jakobs Hofhalt bekleidet hatte zur Zeit, als dieser noch in Schottland weilte und die Maske katholischer Sympathieen vorsteckte. Da nun Percy, nachdem Jakob auf den englischen Thron gelangt war, erkennen musste, daß von dem neuen König für die Katholiken auch nichts zu erwarten wäre als Verfolgung, steigerte sich sein eigener Katholicismus zu fanatischem Haß und wurde er ein energischer Pulververschwörer.

Unlange nach der im April 1604 erfolgten Heimkehr von Winter, Wright und Fawkes nach England, als Catesby mit Bestimmtheit erfahren hatte, daß die Stipulationen des Friedensschlusses mit Spanien durchaus nichts Günstiges für die englischen Katholiken enthalten würden, berief er die Mitglieder des „inneren Cirkels“ der Verschwörung zu einem feierlichen Rathschlag. Das war sicherlich eine Scene, von welcher man wünschen möchte, daß Shakspeare sie uns vorgeführt hätte. Er hätte das Zeug gehabt, uns in die Seelen dieser fünf Männer, Catesby, Winter, Wright, Percy und Fawkes, hineinblicken und uns vernehmen zu lassen, was und wie sie sprachen, um das Furchtbare, das Ungeheure, welches sie wollten und planten, in Worte zu kleiden. Sie scheinen von dem Ernst der Stunde tief ergriffen gewesen zu sein. In einem hinter Clements-Inn zu London einsam gelegenen Hause kamen sie zusammen und begannen damit, einander auf die heilige Dreieinigkeit und das heilige Sakrament des Altars zuzuschwören, das, was geredet und ausgemacht werden sollte, niemals zu verrathen. Hierauf verschritten sie dazu, ihr schreckliches Vorhaben in allen Einzelnheiten durchzusprechen und festzustellen, sowie jedem von ihnen seine Rolle und Stelle bei der Ausführung anzuweisen. Daß es sich dabei um Kopf und Kragen handelte, musste allen vollkommen klar sein und war es auch zweifelsohne. Nachdem sie einig in allem und jedem, gingen sie aus dem Erdgeschoß in das obere Stockwerk des einsamen Hauses hinauf, wo ein Altar errichtet war. An diesem las ihnen ein Jesuitenpater, Namens Gerard, eine Messe. Dann hörte er ihre Beichte und spendete ihnen die Kommunion. Im übrigen scheint dieser Priester nicht in ihr furchtbares Geheimniß eingeweiht gewesen zu sein. Wenigstens konnte er später des Mitwissens nicht überwiesen werden.

Anders verhielt es sich mit dem Superior der Jesuiten in England, dem Pater Garnet. Diesem nämlich wurde von einem der Pulververschwörer die Frage vorgelegt, ob ein auf das Heil der allerheiligsten und alleinseligmachenden Religion abzielendes Unternehmen zur Ausführung gebracht werden dürfte, wenn Gefahr vorhanden, daß dabei auch etliche oder gar mehrere Katholiken umkämen, und der hochwürdige Herr gab hierauf die keineswegs orakelhafte, sondern sehr deutliche Antwort, falls das Unternehmen ein zweifellos gutes und falls dasselbe auf keine andere Weise durch-

zuführen wäre, so hätte es nichts zu sagen, wenn mit vielen Schuldigen auch etliche Unschuldige zu Grunde gingen.

4.

Die ersten Maßnahmen der Verschwörer waren nun diese, daß Percy ein an das Parlamentsgebäude stoßendes Haus miethete und als seinen angeblichen Hausmeister den Fawkes, welcher den Namen Johnson annahm, darein setzte. Sodann wurde im Quartier Lambeth ein zweites Haus gemiethet und dasselbe der Aufsicht eines Robert Keyes unterstellt, welchen Catesby in das Komplott einschwor. Dieses Haus in Lambeth diente zur vorläufigen Aufnahme der Pulver- und Holzvorräthe, deren die Verschwörer zu ihrem Vorhaben bedurften.

Auf die Kunde hin, das Parlament sei auf den Anfang Februars von 1605 vertagt, zerstreuten sich die Pulvermänner, um für den Sommer auf's Land zu gehen, mit der Verabredung, im November wieder in der Stadt zusammenzutreffen. Gerade im Laufe des Sommers und Herbstes von 1604 fuhr die Regierung mit den allerhärtesten Maßregeln gegen die Katholiken vor und ließ namentlich verschiedene Mitglieder der Gesellschaft Jesu einziehen und hinrichten. Daher noch heftigerer Grimm und Groll der Verschworenen und eifrigeres Werben und Weibeln für das Komplott, dessen Mitglieder jetzt auch ins Auge faßten und beredeten, was geschehen sollte, wenn es gelungen wäre, Lords und Commoners sammt König Jakob und dem Prinzen von Wales „himmelan fliegen zu machen." Man nahm als sicher an, daß wohl der ältere Sohn des Königs diesen zur Eröffnung des Parlaments begleiten würde, nicht aber der jüngere, der Duke of York, und seine Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Dieser königlichen Kinder wollte man nach losgegangenem Mordkrach sich bemächtigen und je nach den Umständen das eine oder das andere auf den Thron setzen. Während ihrer Minderjährigkeit sollte die Regierung ein Protektor führen wie zur Zeit der Unmündigkeit Edwards des Sechsten, aber natürlich müßte der Protektor ein Katholik sein und im Sinne der Katholiken regieren.

Ihrer Verabredung getreu im Spätherbste wieder nach London gekommen, begaben sich die Verschwörer jetzt an die Arbeit. Ein großer Vorrath von Pulver, Holzscheiten und Reisigbündeln wurde vorsichtig und allmählich in dem Haus in Lambeth angehäuft. Im December schlichen sich Catesby und seine vertrautesten Gesellen, mit Handwerkszeug und mit Mundvorräthen wohlversehen, in das Haus neben dem Parlamentsgebäude in Westminster, um vom Keller des erstern aus eine Mine unter das letztere zu treiben. Fawkes war angewiesen, die Schildwacht zu machen, während die andern arbeiteten. Die Minirarbeit war hart; denn es fand sich, daß ein 3 Ellen dickes Mauerwerk durchbrochen werden mußte. Sie ließen daher auch den Keyes von dem Hause in Lambeth zur Beihilfe kommen und

gruben den Tag über eifrig, um dann bei Nacht die ausgebrochenen Mauertrümmer im Garten des Hauses zu verstreuen. Keiner wagte sich aus dem Hause, nicht einmal in die oberen Gelasse gingen sie hinauf, um in der Nachbarschaft keinerlei Verdacht zu erwecken. So trieben sie es bis zum Tage vor der Weihnacht, allwo sie sich für die Feiertage trennten, weil ihnen Fawkes die Nachricht gebracht, das Parlament würde nicht schon im Februar von 1605 zusammenkommen, maßen es abermalen und zwar bis zum November vertagt wäre.

Unlange nach Neujahr nahmen sie ihre unterirdische Arbeit wieder auf Mit verstärkten Kräften. Denn der Hauptmann der Pulverbande hatte über die Feiertage seinen alten Diener Thomas Bates, sowie einen John Grant von Norbrook und einen älteren Bruder von Winter, Namens Robert. für die Verschwörung gewonnen und in den Sprengplan eingeweiht. Mit einmal aber wurden sie in ihrer Wühlarbeit durch ein geheimnißvolles Geräusch gestört, so daß sie nicht wenig erschracken. Sie glaubten nämlich mitten in der Mauer, mit deren Durchbrechung sie beschäftigt waren, eine Glocke läuten zu hören. Der droben wachthaltende Fawkes wurde heruntergerufen, vernahm den gespenstigen Glockenklang ebenfalls und gab den frommen Rath, die tönende Mauer mit Weihwasser zu besprengen, um den Spuk zu bannen. Man that so und es half. Aber die Minirerei wurde immer beschwerlicher, auch begann von der Themse her Wasser in den Minegang zu dringen. Dann wurden die Minirer wiederum erschreckt durch ein seltsames Gepolter, das sich neben und theilweise über ihnen hörbar machte. Fawkes brachte jedoch die Nachricht herab, das Gepolter rührte davon her, daß ein Kohlenhändler, Bright geheißen, sein Kohlenlager, welches er in einem Keller unter dem Hause der Lords untergebracht hatte, ausverkaufte, weil er wegziehen wollte. Das war ja ein sehr willkommener Glücksfall, eine Fügung, welche unsere Fanatiker für eine göttliche zu halten nicht anstanden. Das geleerte Kohlenmagazin befand sich gerade unter dem Sitzungssal der Peers von England und in diesem Sale fanden die Parlamentseröffnungen statt. Besser konnte es sich gar nicht treffen. Sobald daher Bright weggezogen, miethete Percy auf seinen Namen den leeren Keller und im Besitze desselben brauchten sich die Verschwörer nicht mehr mit Bohren und Graben abzumühen. Unverweilt, jedoch in aller Heimlichkeit und unauffällig, wurden jetzt die Pulver- und Holzvorräthe aus dem Hause in Lambeth herbei und in den Keller geschafft. Es sollen nicht weniger als 20 Tonnen, nicht weniger als 9000 Pfund Pulver enthaltend, gewesen sein, welche in dem Gewölbe unter dem Sitzungslokal der Lords aufgestapelt und mit Holzscheiten und Reisigbündeln bedeckt wurden. Dies vollbracht, verschlossen die Verschwörer den Keller, welcher einen Vulkan barg, und trennten sich abermals für den Sommer, um anderwärts für das Komplott thätig zu sein. Fawkes reis'te nach Flandern, um verschiedene Officiere des englischen Regiments im Dienste der „katholischen Erzherzoge“,

namentlich den Sir William Stanley, für die Verschwörung zu gewinnen. Catesby ließ das Gerücht verbreiten, er wäre beauftragt, eine Reiterschwadron für den spanischen Kriegsdienst anzuwerben, was einen Vorwand abgeben sollte, in seinem eigenen Hause, wie in dem seines Mitverschworenen John Grant, Pferde zusammenzubringen und Waffen anzusammeln. Es handelte sich ja darum, für den November soviel waffenfähige Mannschaft bereitzuhalten, als hinreichte, die Wirkung des beabsichtigten großen Mordkrachs durch eine katholische Schilderhebung in den Grafschaften zu unterstützen. Weil aber alle die bislang getroffenen Vorbereitungen die Geldmittel der Pulvermänner erschöpft hatten, so war es räthlich und nothwendig, auf die Gewinnung neuer Komplottgenossen von Vermögen auszugehen. Catesby und Percy hielten Umschau unter ihren katholischen Standesgenossen und es gelang ihnen, drei vermögliche Gentlemen, Franz Tresham in Northamptonshire, Ambros Rockwood in Suffolk und Edward Digby von Rutlandshire, zum Beitritt zu bewegen.

Die bezüglichen Verhandlungen waren langwierig, insbesondere die mit Tresham gepflogenen. Dieser Gentleman vertrat nämlich sehr nachdrücklich die von mehreren Mitgliedern der Verschwörung gehegten und geäußerten Skrupel hinsichtlich der katholischen Mitglieder der Peerskammer. Sollten denn diese „auch mit in der Luft fliegen?“ Tresham wollte dies namentlich in Beziehung auf die beiden ihm verschwägerten Lords Mounteagle und Stourton verhütet wissen und Catesby suchte ihm seine Theilnahme für diese Herren vergebens auszureden mittels der Behauptung, daß es auch um die katholischen Peers so wenig schade wäre als um die protestantischen; denn die Lords allesammt seien Atheisten und Feiglinge. Zuletzt einigte man sich sich dahin, daß zwar keinem der katholischen Peers eine unmittelbare Warnung zugehen dürfte, daß es aber gestattet sein sollte, zu versuchen, diesen oder jenen Lord mittelbar von der Betheiligung an der Parlamentseröffnung abzuhalten. Dies war freilich, wie die Folge zeigte, schon viel zu viel.

Nachdem die Verschwörer in sichere Erfahrung gebracht, daß der Zusammentritt des Parlaments unwiderruflich auf den 5. November bestimmt wäre, wurden die letzten Verabredungen getroffen. Demzufolge ward ausgemacht, daß am genannten Novembertag Digby eine Anzahl katholischer Gentlemen unter dem Vorwand einer Jagd auf seinem Besitzthum Dunchurch in Warwickshire versammeln sollte, um, sobald er vernommen hätte, daß der Mordklapf in London losgegangen, mit dieser bewaffneten Bande aufzubrechen und sich der Prinzessin Elisabeth zu bemächtigen, welche dazumal auf dem Schlosse des Lords Harrington in der Nähe zu Gast war. Die gefährlichste Rolle in dem verzweifelten Spiel übernahm der inzwischen aus den Niederlanden zurückgekehrte Guy Fawkes. Er sollte und wollte ja den schlummernden Vulkan in dem Keller unter dem Oberhaus zum Ausbruch reizen mittels eines Zündstricks, welcher, an dem einen Ende in Brand

gesetzt, eine Viertelstunde brauchen würde, um mit dem andern das Spundloch einer der Pulvertonnen zu erreichen und die furchtbare Explosion zu bewirken. Sobald er Feuer an die Zündleine gebracht, sollte Fawkes eiligst auf ein für ihn auf der Themse bereitliegendes Schiff sich begeben, rasch den Fluß hinab und nach Flandern hinüber fahren, um dem englischen Regiment die Kunde von dem gefallenen Mordschlag zu bringen und dasselbe auf Grund der schon früher hergestellten Einverständnisse zu kriegerischem Dienst für die katholische Sache nach England herüberzubringen. Ungefähr zur selben Zeit, wo die Pulvermänner also über die letzten Maßnahmen schlüssig geworden, hatten sie auch einen ihrer Genossen, den Sir Edmund Baynham, nach Rom geschickt, um der Kurie die Zweckmäßigkeit des ganzen Unternehmens darzulegen und den Papst zu bestimmen, nach dem Ausbruch der Verschwörung die volle Macht seiner geistlichen Waffen zu Gunsten derselben einzusetzen.

Man sieht, der Streich war umfassend vorbereitet; aber auch, daß die Verschwörung einen Umfang angenommen hatte, welcher sich mit der Bewahrung des Geheimnisses schlecht vertrug. Denkwürdiger Weise scheinen die ersten Ausplaudereien über das bevorstehende Schreckliche aus jesuitischen Kreisen gekommen zu sein. Damit ist nicht die Nachricht gemeint, der Pater Garnet, Superior der Gesellschaft Jesu in England, habe am Allerheiligentage einen Lobgesang angestimmt auf die nahe Befreiung der Katholiken vom Joche der Ketzer. Wohl aber ist damit gemeint, daß infolge von bezüglichen Aeußerungen, welche Jesuiten in Paris gethan, von dort im Oktober eine Warnung an die englische Regierung gelangte. Indessen wäre diese Warnung kaum ernstlich genommen worden und hätten auch schwerlich auf die Fährte der Pulververschwörung geführt, so nicht von anderer Seite her ein viel deutlicherer Wink gegeben worden wäre.

Am 26. Oktober, zehn Tage vor dem Zusammentritt des Parlaments, war Lord Mounteagle zur Stadt gekommen. Während er in seinem Hause in Hoxton zu Abend aß, wurde ihm ein Brief gebracht, welchen ein unbekannter Mann einem der Pagen des Lords auf der Straße übergeben hatte. Mounteagle bat einen Gentleman Namens Ward, welcher mit ihm zu Tische saß, das Schreiben, welches keine Unterschrift trug, vorzulesen, und Ward las: — „Mein Lord, um der Liebe willen, die ich für etliche Ihrer Freunde hege, bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich möchte Ihnen also rathen, so Ihnen Ihr Leben lieb ist, einen Vorwand zu finden, um der bevorstehenden Parlamentseröffnung nicht anwohnen zu müssen. Denn Gott und Menschen haben sich verbunden, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Halten Sie ja diese Warnung nicht etwa für eine Kleinigkeit, sondern begeben Sie sich vielmehr unverweilt auf Ihren Landsitz. Dort können Sie den Ausgang in Sicherheit abwarten. Denn obzwar nichts der Art wie ein Aufstand vorhanden zu sein scheint, so sag' ich Ihnen doch, dieses Parlament wird einen schrecklichen Schlag empfangen, ohne zu sehen, all-

woher selbiger kommt. Verachten Sie meinen Rath nicht! Die Gefahr wird so rasch sein, wie der Augenblick vergeht, den Sie brauchen, um diesen Brief zu verbrennen. Ich hoffe, daß Gott Ihnen die Gnade verleihen werde, von dem Inhalt einen guten Gebrauch zu machen, und empfehle Sie in Gottes heiligen Schutz."

Es blieb nicht verhohlen, daß Lord Mounteagle einen Brief solchen Inhalts erhalten habe. Wer war der Schreiber und Absender desselben? Aller Wahrscheinlichkeit zufolge Sir Franz Tresham, welcher, am 30. Oktober nach der Hauptstadt gekommen, von seinen Mitverschworenen Catesby und Winter, die schon am 27. Oktober von dem Briefe Wind bekommen hatten, heftig zur Rede gestellt wurde. Sie drohten, ihn niederzustoßen, falls er sich zu dem verrätherischen Schreiben bekännte oder falls er Miene machte, von dem Unternehmen zurückzutreten. Allein der Bedrohte leugnete dieses wie jenes so entschieden und fest, daß seine Bedroher ihm glaubten oder wenigstens so thaten, als glaubten sie ihm. Sie waren, das muß man ihnen nachsagen, Männer von eiserner Entschlossenheit. Sie konnten sich ja nicht verhehlen, daß der Alarmruf erhoben und daß man ihnen vielleicht schon an den Fersen sei. Auch stand es ihnen zur Stunde noch frei, auf das für den Zünder Guy Fawkes bereitgehaltene Fahrzeug zu flüchten, den Anker zu lichten und sich selbst sammt ihren Genossen die Themse hinab, in den Kanal hinaus und nach Flandern hinüber zu retten. Sie thaten es nicht, sondern beharrten auf ihrem Vorhaben. Ob sie den Fawkes von der dem Lord Mounteagle zugegangenen Warnung verständigten, ist nicht zu erfahren. Das aber steht fest, daß dieser entschlossene Attentäter seine letzten Vorbereitungen für den entscheidenden Augenblick kaltblütig und umsichtig traf.

Derweil war aus dem anonymen Warnungsbrief ein Staatsaktenstück geworden. Es wird erzählt, Lord Mounteagle hätte zuerst nicht gewusst, was er aus und mit dem Schreiben machen sollte, und wäre geneigt gewesen, die Zuschrift für einen schlechten Witz, für eine Fopperei zu halten. Bald jedoch fand er gerathen, die Sache ernster zu nehmen. Er mochte sich erinnern, daß er als ein katholischer Peer vollwichtigen Grund hätte, vor jedem Verdacht, irgendwie der Mitwisser eines allfälligen katholischen Anschlags zu sein, sich zu wahren. Er machte sich daher noch am Abend vom 26. Oktober nach Whitehall auf, nahm eine Audienz beim ersten Minister des Königs, dem kürzlich zum Earl of Salisbury erhobenen Staatssekretär Robert Cecil, und übergab ihm den geheimnißvollen Brief. Cecil zeigte denselben einigen Mitgliedern des Kabinetts, ließ aber dann die Sache ruhen bis zum 31. Oktober, an welchem Tage Jakob von Royston, wo er gejagt hatte, nach London zurückkehrte. Das Warnungsschreiben kam nun sofort im Ministerrath zur Vorlage und unser gelehrter Rex von König hat sich in seiner „Conjuratio sulphurea" gerühmt, er hätte auf der Stelle erkannt, daß es sich hier keineswegs um eine „Kleinigkeit" handelte, sondern vielmehr um etwas Großes, höchst Gefährliches und Ruchloses. Sein

Scharfsinn hätte aus den dunkeln Andeutungen der geheimnißvollen Zuschrift die ganze Pulververschwörung, wenigstens in ihren Umrissen, herausgelesen. Es ist ja immerhin möglich, daß besagte Andeutungen in Jakob eine unbestimmte Erinnerung an den Gräuel wachgerufen haben, welchem sein Vater Darnley zum Opfer gefallen war. Wahrscheinlich jedoch ist, daß der nicht bloß angeblich, sondern wirklich scharfsichtige Cecil durch das an Lord Mounteagle gerichtete Schreiben auf die Vermuthung geführt wurde, es müsste etwas Finsteres gegen König, Parlament und Regierung im Werke sein, — item, daß der siebenfach destillirte Hofmann schlau genug war, das, was er selber geahnt, den König ahnen zu lassen und das Verdienst, eine Gefahr gewittert zu haben, geschickt auf die königliche Nase überzutragen. Wie dem sein mochte, man beschloß, eine Untersuchung der Räume unter dem Parlamentsgebäude vornehmen zu lassen und mit diesem Geschäfte den Earl of Suffolk, den Lord Großkämmerer, zu betrauen. Am 4. November, Abends, fand diese Untersuchung statt. Der Lord Großkämmerer und die ihn begleitenden Herren, worunter auch Lord Mounteagle, trafen in dem Gewölbe unter der Kammer der Peers den Guy Fawkes, welcher auf Befragen ruhig und gefasst angab, daß er ein Diener von Sir Thomas Percy und mit der Ordnung und Bewachung der Holzvorräthe für den nahenden Winter beschäftigt wäre. Die Herren wunderten sich zwar über die Masse von Holz und Reisig, die hier aufgehäuft war, trieben aber die Nachforschung nicht weiter, ließen den Fawkes unbehelligt und gingen. Nachher jedoch müssen dem Grafen von Suffolk etliche Skrupel gekommen sein oder aber befriedigte der von dem Lord Großkämmerer erstattete Bericht den Staatssekretär nicht. Genug, gegen Mitternacht erschien mit bewaffnetem Geleite und mit dem Auftrag, eine gründlichere Untersuchung anzustellen, Sir Thomas Knevet, einer der Friedensrichter von London, am Eingang zu dem Keller und traf hier den vor der Thür herumlungernden Fawkes, welcher die Nacht durchwachte, um am andern Morgen die Stunde der „großen Action" nicht zu verpassen. Auf der Stelle ließ Knevet den ihm verdächtig vorkommenden Mann dingfest machen. Dann drang man in das Gewölbe, untersuchte dasselbe genau in allen seinen Theilen, schob die Holzscheiteschichten und die Reisigbündel beiseite und fand die darunter aufgestapelten Pulverfässer. Sofort war der ganze gräßliche Anschlag klar, denn bei dem inzwischen durchsuchten Guy hatte man Feuerzeug, mehrere Lunten und eine lange Zündwurst gefunden. Den gefangenen Pulververschwörer verließ seine finstere Entschlossenheit vorderhand nicht. Noch während der Nacht vor den Staatssekretär gebracht, verweigerte er die Nennung seiner Komplottgenossen und erklärte trotzig, es thäte ihm nur das Eine leid, daß es ihm verwehrt worden, den Leitstrick anzuhängen und zu entzünden. Er wurde in einen der Kerker des Tower versperrt und es untersteht wohl keinem Zweifel, daß man der Untersuchungskunst von dazumal gemäß unverweilt mit der Folter gegen ihn vorging.

Mit Tagesanbruch lief die Kunde von der Pulververschwörung, ihrer Entdeckung und Vereitelung durch die Stadt und verbreitete Schrecken und Entrüstung. Dieser „schwarze“ Tag hat sich dem Gedächtnisse der Londoner so fest eingeprägt, daß, wie bekannt, noch jetzt bei der alljährlichen Wiederkehr desselben der „protestantische Zorn“ an durch die Straßen geschleiften Guy-Fawkes-Puppen ausgelassen wird. Damals, am 5. November von 1605, gab die Nachricht von Guy's Verhaftung den in London anwesenden Mitgliedern des Komplotts das Signal zur Flucht. Nur Franz Tresham wähnte es wagen zu können, in der Stadt zu bleiben, und hatte sogar die Stirn, den Ministern seine Dienste gegen die Pulvermänner anzubieten. Es ergaben sich aber bald so schwere Verdachtsgründe wider ihn, daß er verhaftet und in den Tower gebracht wurde, wo er einige Tage darauf an einem hitzigen Fieber verstarb, nicht ohne daß zuvor, wie es scheint, die Regierung von ihm wichtige Aussagen gegen die Jesuiten erlangt hatte. Die übrigen Verschwörer hatten sich auf ihre Pferde geworfen und waren spornstreichs nach Dunchurch zu Sir Everard Digby geritten. Da hier ungefähr ihrer Achtzig beisammen, beschlossen sie, sich nach Wales durchzuschlagen, in der Hoffnung, die dort noch zahlreichen Katholiken zum Aufstand bewegen zu können. Sie kamen aber nur bis Holbeach, wo sie von einem ihrer Mitverschworenen, Sir Stephan Littleton, in seinem Manor aufgenommen wurden. Unterwegs hatten sich schon etliche Zwanzig von ihnen seitwärts in die Büsche geschlagen und von den Häusern der katholischen Landgentry, wo sie hatten einsprechen und Beistand heischen wollen, waren sie mit Unglimpf zurückgewiesen worden, während das Volk die Flüchtlinge nur neugierig anstarrte, ohne auch nur die Lippen, geschweige die Finger für sie zu regen. Natürlich! Es handelte sich ja um eine „causa victa“, welche bekanntlich allzeit und überall Göttern und Menschen gleich sehr verhasst war, ist und sein wird.

Bereits auch war der Ruf zur Jagd auf die Verschwörer von London aus ergangen und die Sheriffs der Grafschaften verschritten mit dem bewaffneten Aufgebot derselben eiligst dazu, das gehetzte Wild zu stellen. Der Sheriff der Grafschaft Worcester holte mit seiner Mannschaft die Flüchtlinge zu Holbeach ein, umzingelte am 8. November das Herrenhaus und forderte Waffenstreckung und Ergebung. Die trotzigen Rebellen jedoch, wohl erkennend, daß alles zu Ende und jeder Weg zur Rettung versperrt wäre, wollten lieber mit den Waffen in der Hand als am Galgen sterben und verwarfen die Aufforderung zur Uebergabe. Dann beichteten sie einander ihre Sünden, ertheilten sich, in Ermangelung eines Priesters, gegenseitig die Absolution und rüsteten sich zur letzten Wette. Die verzweifelte Gegenwehr, wozu sie sich entschlossen hatten, wurde ihnen sehr dadurch erschwert, daß ihr auf dem Fluchtritt naßgewordener Pulvervorrath, als sie denselben auf dem Herde trockneten, Feuer fing, explodirte und mehrere von ihnen, namentlich auch Catesby, stark verbrannte. Trotz-

dem leisteten sie der stürmenden und eindrängenden Mannschaft des Sheriffs Widerstand bis zum Aeußersten. Rockwood, Thomas Winter und die Brüder Wright wurden verwundet. Catesby und Percy, also die eigentlichen Hauptleute der Pulvermännerbande, stellten sich kämpfend Rücken an Rücken und sind so von zwei aus einer und derselben Muskete auf sie abgefeuerten Kugeln tödtlich getroffen worden. Auch die beiden Wright, Jack und Kit, erlagen noch an Ort und Stelle ihren Wunden. Das Fechten endete mit der Gefangennahme der Ueberlebenden. Andere der Verschwörer, welche der Ergreifung zu Holbeach entgangen waren, wie Digby und Robert Winter, wurden bald darauf aufgestöbert und eingefangen. Auch gegen die drei Jesuiten Gerard, Greenway und Garnet ergingen Haftbefehle. Den beiden erstgenannten gelang es, von Versteck zu Versteck zu schleichen, die Seeküste zu erreichen und nach dem Festlande zu entkommen. Garnet dagegen ist im Januar von 1606 in dem Unterschlupf, welchen er in Hendlip-Hall, dem Schloß eines katholischen Gentleman, Namens Abington, bei Worcester, gefunden hatte, aufgespürt und nach Landon in den Tower gebracht worden. Die Erzählung von dieser Aufspürung und Verhaftung des Jesuitensuperiors bildet einen ganzen Roman.

Cecils Freude, als er die Pulververschwörer, so viele davon noch am Leben, unter seiner Haud hatte, war groß. König Jakob drückte seine Befriedigung nach seiner Manier ans, d. h. stammelnd, geifernd, mit Armen und Beinen schlenkernd. Dem Milizmann, welcher mit einem und demselben Musketenschuß Catesby und Percy niedergestreckt hatte, setzte er einen lebenslänglichen Jahrgehalt aus.

Die Procedur, welcher die Gefangenen unterworfen wurden, war so, wie sie nach den Begriffen und Bräuchen jener Zeit sein musste. Der König hatte eine Untersuchungs-Kommission bestellt, welche aus vier Lords bestand: Staatssekretär Cecil, Graf von Salisbury, Großsiegelbewahrer Howard, Graf von Northampton, Großadmiral Earl Howard, Graf von Nottingham, und der Statthalter von Irland Earl Blount, Graf von Devon. Diese Kommissiou, welcher Cecil vorsaß, hielt ihre Sitzungen im Tower und zwar in einem im Oberstock des „Statthalterhauses" gelegenen Gemach, welches noch jetzt das „Zimmer der Pulverschwörung" heißt. Wohl deßhalb, weil an den Wänden lateinische Inschriften angebracht sind, welche sich auf das Komplott beziehen. Der bombastisch-schnörkelhafte Styl derselben kann die Vermuthung erregen, sie müssten von dem König selber verfasst sein, obzwar eine derselben die blutige Satire auf diesen König-Fex enthält, daß er darin genannt wird „Jakob der Große, hochberühmt wegen seiner Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Klugheit, Gelehrsamkeit, Tapferkeit, Milde und anderer königlichen Tugenden[1])." Eine zweite In-

[1]) „Jacobus Magnus, Rex pietate, justitia, prudentia, doctrina, fortitudine, clementia ceterisque virtutibus regiis clarissimus." Wenn Jakob wirklich der Verfasser dieser Lobpreisung wäre, so müsste er als ein Klassiker der Selbstpersiflage anerkannt werden, obzwar als ein unfreiwilliger.

schrift gibt in der Form eines schwülstigen Dankgebetes eine Art kurzer Geschichte der Pulververschwörung. Eine dritte enthält die Namen der Pulvermänner, welche in der zweiten bezeichnet werden als „Römische Jesuiten und treulose Katholiken von vipernhafter Bosheit, welche mit andern ebenso ruchlosen und wahnwitzigen Gesellen von dem wüthenden Wunsche getrieben waren, die wahre christliche Religion auszutilgen und das Reich mit der Wurzel auszurotten".

In diesem Zimmer empfingen die Mitglieder der Untersuchungskommission die Geständnisse von Guy Fawkes, welcher anfänglich seine trotzige Verschlossenheit zu bewahren suchte, der aber, wie schon erwähnt worden, zweifelsohne durch Folterung zermürbt, alles enthüllte, was er von dem Komplott wusste, und er wusste ja alles. Infolge dieser Enthüllungen befanden sich bald auch die Pulververschwörer in den Händen der Regierung, welche der Katastrophe von Holbeach entronnen waren. Die Procedur wurde dann auf alle Gefangenen ausgedehnt, und nachdem sich die Untersuchungskommission durch Beiziehung von Mitgliedern des Geheimrathes und der obersten Richterkollegien verstärkt hatte, konstituirte sie sich als Tribunal und die Ausfällung der Urtheile hob an. Es fielen, wie erwartet werden musste, lauter Todessprüche. Kraft derselben sind Digby, Grant, Bates und Robert Winter am 30. Januar 1606 bei Sankt Pauls Kreuz, d. i. auf der Westseite des Paulskirchhofs gehenkt und am Tage darauf Guy Fawkes, Keyes, Rockwood und Thomas Winter in Paleon-Yard gegenüber dem Parlamentsgebäude gehenkt, geviertheilt und auf's Rad gelegt worden. Am 28. März sodann sprach eine mit londoner Bürgern besetzte Geschworenenbank den Pater Garnet schuldig, worauf er am 3. Mai auf dem Sankt Paulskirchhof am Galgen starb. Die bei Holbeach verscharrten Leichname Catesby's, Percy's und der Brüder Wright wurden auf Befehl des Großsiegelbewahrers Northampton ausgegraben und ebenfalls aufgegalgt.

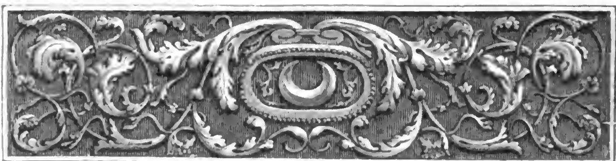
Solches Ende nahm die „conjuratio sulphurea".

Es braucht kaum beigefügt zu werden, daß, nachdem das Attentat fehlgeschlagen oder vielmehr gar nicht zum Schlag gediehen war, die Attentäter von aller Welt und am lautesten vielleicht von ihren eigenen Parteigenossen verleugnet und verdammt wurden. Das war ja selbstverständlich und ganz in der Ordnung: „Victrix causa" placuit placetve diis hominibusque, sed victa nemini. Der neugewählte Papst Paul der Fünfte fand sich daher veranlasst, die Pulverschwörung öffentlich zu missbilligen; ebenso der Jesuitengeneral Claudio Aquaviva. Aber diese und andere Verleugnungen und Brandmarkungen des grässlichen Unternehmens, welche von katholischer Seite erfolgten, wandten die schweren Folgen der Verschwörung nicht von den englischen Katholiken ab. Diese mussten büßen, was die Catesby, Fawkes und Genossen gesündigt. Eine schneidende und, wie gesagt werden muß, eine schnöd-ungerechte Verschärfung der gegen den Katholicismus gerichteten Gesetze und Verordnungen trat unverweilt ein. Reichen katholischen Edel-

leuten, denen man schlechterdings nichts schuldzugeben wusste als eben ihre Katholicität, wurden in willkürlichster Weise schwere Geldbußen auferlegt. So musste Lord Stourton 4000 Pfund, Lord Mordaunt 10,000, der Graf von Northumberland 30,000 zahlen; die beiden erstgenannten, weil sie im November von 1605 nicht nach London zum Parlament gekommen und folglich möglicherweise Mitwisser der Verschwörung gewesen wären; Northumberland, der noch dazu für etliche Jahre eingetowert wurde, weil er den Percy unter seine Dienstleute aufgenommen hätte. Diese und ähnliche Strafen waren nur schamloseste Gewalt- und Raubakte. Sie zeigten deutlich, wie es mit der vielgepriesenen „altenglischen Freiheit" eigentlich bestellt war. Von jetzt an nahm das anglikanische Hoch-, Hof- und Staatskirchenthum an Ausschließlichkeit, Verfolgungssucht und Grausamkeit noch zu und nicht allein die Katholiken, sondern auch die Presbyterianer und Puritaner bekamen immer bitterlicher zu fühlen, was für scharfe Hauzähne das „prälatische Mastschwein" besäße. Der Puritanismus ist dann allerdings durch Oliver Cromwell an seinen hochkirchlichen Verfolgern gerächt worden. Die Katholiken Englands dagegen sind erst nach 200 und etlichen Jahren kraft der Emancipationsakte von 1829 wieder zu ihren vollen religiösen und staatsbürgerlichen Rechten gelangt.

So hat denn das Minir- und Sprengkomplott von 1604—5 die weitestgreifenden Folgen gehabt. Die Lehre von der Zulässigkeit des politischen Mordes hat hier in ihrer wenn auch fehlgeschlagenen Anwendung eine wahrhaft schneidige Lehre gegeben. Aus der Geschichte der Pulververschwörung könnten demnach Menschen und Parteien vieles lernen, wenn diese wie jene überhaupt etwas lernen wollten. Ignorabamus, ignoramus, ignorabimus.





Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Der Uebergang über den Balkan. Skobelew.

Von

Wassili Wereschagin.*)

Um mich Skobelews Detachement anzuschließen, verließ ich Plewna. In Bogot, wo der Sitz des Hauptquartiers war, bat ich, mich dem Obercommandirenden zu melden, welcher mich auch sofort in liebenswürdigster Weise empfing. Im Laufe unseres Gesprächs entwarf ich ihm das Profil der türkischen Befestigungen bei Schandornik auf der Chaussee von Sofia und ein ungefähres Bild von unseren Positionen. Der Großfürst war ziemlich aufgeregt, weil Gurko gerade an dem Tage dort von den Bergen herabsteigen mußte. „Ach, wenn es nur gelänge, wenn es nur gelänge!“ wiederholte Großfürst Nikolaus, sich mit der Hand über die Stirn fahrend, als wollte er seine Befürchtungen verscheuchen. Ich versicherte ihm, zu Befürchtungen sei gar kein Anlaß vorhanden, die Truppen Gurkos würden entschieden ohne jeden Zwischenfall die Berge verlassen. „Dann auf Wiedersehen — dort,“ setzte er hinzu, die Hand in die Richtung des Balkan ausstreckend.

Der späten Tageszeit wegen war im Hauptquartier nichts Eßbares mehr aufzutreiben, so daß ich meinen Hunger im Zelt eines Marketenders stillen mußte. Es war schon recht spät als ich mich auf meinem langbeinigen kaukasischen Roß auf den Weg nach Lowtscha machte.

Zu meinem großen Leidwesen mußte ich mir bald gestehen, daß mein neues, unlängst erstandenes Pferd nichts tauge. Es ging weder im Schritt, noch im Trab, noch im Galopp. „Pferdekäufe beim Fürsten O* sind in Zukunft zu unterlassen,“ sagte ich mir, denn er hatte mir einen durch Hunger erschöpften Gaul verkauft.

*) Von dem Verfasser in deutscher Sprache geschrieben.

In einem türkischen Dorfe, fünf Werst von Lowtscha, machte ich Halt, um da zu nächtigen. Als ich in einem der Häuser Einlaß begehrte, lief ein Soldat auf mich zu. „Ew. Hochwohlgeboren,“ rief er, „klopfen Sie gefälligst nicht, wir sind hier, um Quartiere anzuweisen!„ „So zeige mir schnell eines!“ Ich wurde irgendwo am Ende des Dorfes einquartirt, doch die Hütte war rein. Man schaffte mir ein Huhn und für mein Pferd Heu und sogar Hafer, was in einem bulgarischen Dorfe schwerlich zu erlangen gewesen wäre. In den bulgarischen Dörfern machten und nahmen wir, was wir wollen, wovor die türkischen durch die Militärobrigkeiten geschützt waren. Das Privilegium der Freundschaft und Brüderlichkeit war, wie man sieht, für die Bulgaren nicht eben sehr vortheilhaft.

Mein Aufenthalt in Lowtscha dauerte nicht lange. Am Morgen traf ich dort ein und am Abend desselben Tages verließ ich es. Die Stadt liegt in einem durch das steile Ufer der Osma und umliegende Höhen geschützten Thal und ist durch Forts derart vertheidigt, daß sie, wäre nicht Skobelew gewesen, schwerlich in unsere Hände gefallen wäre. Blutig genug war der auf Lowtscha unternommene Sturm: die Todten füllten buchstäblich die Gräben, erzählte mir mein Bruder Alexander. An diesem Tage, äußerte er zu mir, setzte ihn die Selbstbeherrschung Skobelews in das höchste Erstaunen. Mein Bruder erzählte unter Anderem Folgendes: „Skobelew ertheilte mir die Ordre, ein Bataillon an einen bestimmten Punkt zu führen. Wir marschirten, so lange Gebäude in der Nähe waren; auf offenem Terrain weiter zu gehen, war gänzlich unmöglich. Wer sich dort zeigte, stürzte todt oder verwundet zu Boden. Ich stieg vom Pferde und brachte das Bataillon weil daß Weitermarschiren es in's Verderben führen heiße, zum Stehen. Doch was sehe ich in eben dem Moment! Durch die todbrohende Gegend, von Kugeln und Granaten umsaust, geht ruhig und im Schritt Skobelew. Als ich das sah, machte ich mir meiner Feigheit wegen bittere Vorwürfe.“ . . . . .

Als ich Lowtscha verließ, stieß ich auf den trunkenen Kutscher des Obercommandirenden. Der angeheiterte Rosselenker lärmte und krakehlte jeden Einzelnen auf der großen Straße an. Auf mein Ersuchen, die Straße frei zu geben, antwortete er mit Schimpfreden. Da holte ich mit der Peitsche aus und versetzte ihm einen Hieb. Das wirkte, doch drohte mir der Trunkene mit einer Beschwerde beim Großfürsten, zu welcher ich ihm auch rieth, damit der Großfürst, von seiner schlechten Führung in Kenntniß gesetzt, ihn fortjage.

* *
*

Ich gelangte nach der Stadt Selvi, wohin mein Bruder, gleich nach dem Donauübergang geschickt worden war. Die Baschibozuks hatten gedroht, die Stadt zu plündern und anzuzünden, worauf die in Angst gesetzten Bewohner eine Deputation zum Großfürsten sandten, um ihn um Rettung zu bitten.

Mein Bruder, der seine Brigade zur Recognoscirung abgeschickt hatte, war gerade bei der Hand und der Großfürst sandte ihn mit seiner halben Sotnja kaukasischer Kosaken gegen die Türken. Die ihm gewordene Aufgabe erfüllte er leicht. Die Einwohner der Stadt überreichten ihm dafür ein sehr curioses Dankschreiben, welches seine Heldenthaten aufzählt und dergleichen. Bei meiner Anwesenheit in Selvi hatte ich auf dem dortigen Bazar Gelegenheit zu erfahren, daß sein Name sehr populär war. Bei einem Einkauf genügte es, die Zustellung der gekauften Gegenstände „an Alexander“ zu verlangen, die Händler wußten sofort, wer gemeint war; die ganze Stadt wußte eben, daß der Retter Selvis wieder da war.

Skobelew kam in Selvi an. Ich traf ihn mit den Chefs der Truppenabtheilungen beschäftigt. Als ich ihm einen Gruß des Großfürsten übergab, bemerkte er: „Radezki will nicht retten gehen, er sagt: Geht, wenn ihr wollt, ich rühre mich nicht von der Stelle. Nun, wir werden gehen und wenn nöthig, rühmlich sterben.“ Das war Skobelews Lieblingssprache. Ich hoffte jedoch, daß es nicht dazu kommen werde, denn mir war es weniger darum zu thun, rühmlich zu sterben, als den Uebergang der Truppen über die schneebedeckten Berge zu sehn, wie auch den Anblick der entscheidenden Schlacht zu genießen, welche nun unvermeidlich schien.

Der Plan eines Ueberganges über den Balkan mit Umgehung der Schipka-Positionen war längst von Radezki entworfen, oder richtiger, von seinem Stabschef Dmitrowski. Das Hauptquartier hatte den Plan genehmigt, doch die schlimme Sachlage bei Plewna verhinderte die Ausführung. Plewna war nun gefallen und der bei Seite gelegte Plan wurde wieder aufgenommen. Unter der Leitung der Generale Swjatopolk-Mirski und Skobelew wurden zwei Umgehungs-Colonnen ausgerüstet, Radezki erhielt dementsprechende Befehle. Radezki erschrak „Diesen Plan,“ lautete seine Antwort, „brachte ich allerdings in Vorschlag, aber zu einer Zeit, wo es auf den Bergen keinen Schnee gab. Jetzt ist der Plan unausführbar.“ Dmitrowski zeigte eine besonders große Erregung, seiner Ansicht nach drohte den Colonnen unvermeidlicher Tod in den Schneehaufen und durch die Schneeverwehungen. Der Großfürst blieb aber bei seiner Absicht und die Colonnen Skobelews und Swjatopolk-Mirskis wurden abgesandt. Als Radezki seine Einwände unbeachtet sah, wusch er seine Hände in Unschuld . . „Mögen sie nur gehen,“ sagte er, „ich rühre mich nicht, denn ich bin nicht wahnsinnig.“

* * *

Skobelew und seinem Stabschef Kuropatkin machte die Beschaffung der für die Abtheilung nöthigen Transportmittel nicht geringe Sorgen. Ueberlegt und vorsorglich wie Skobelew war, hatte er für seine 16. Division Sättel und alles Nöthige schon längst vorbereitet und nach Selwi und Tirnowo schaffen lassen. Doch vor ihm passirte durch diese Orte die Abtheilung Swjatopolk-Mirskis, welcher diese Vorräthe ohne Weiteres in Be-

schlag nahm. Es mußte also nochmals Alles beschafft werden. Kuropatkin eilte nach Tirnowo; mit Unterstützung des Gouverneurs gelang es ihm, das Nöthige in wenigen Tagen zu erlangen.

Bald rückten wir gen Gabrowo. Durch Selvi sollte das Hauptquartier durchziehen. In Gabrowo herrschte ein reges Leben, Alles war dort in Bewegung. An Skobelews Mittagstafel erschienen neue Gesichter, die Chefs seines Detachements, einige, z. B. ein Oberst von den Schützen, halb verhungert. Skobelew führte uns unter Anderem zu Gemüthe, während des Ueberganges über den Balkan werde er keine Tafel halten, eine uns nicht besonders angenehme Nachricht. Ich für meine Person hatte übrigens einen kleinen Vorrath an Conserven und alles für die Küche Nöthige.

Auf den Straßen ununterbrochene Bewegung, Lärm und Gedränge! Eine enorme Masse von Menschen jeder Art wälzte sich ohne Unterlaß durch die Gassen. Es ist eigentlich ein Wunder, daß Spione da nicht mit unterliefen, welche die vorbereitete Umgehung der türkischen Positionen dem Feinde verrathen konnten. Die Türken wurden überrascht; es war ihnen gar nicht in den Sinn gekommen, daß ihnen in einer solchen Jahreszeit von der Flanke Gefahr drohen könne.

Mit X**, dem Ordonnanzofficier Skobelews, hatte ich einen Ritt zu einigen seiner bulgarischen Bekannten gemacht. Bei der Rückkehr treffe ich den General auf dem Platze. „Ich suche mir ein Pferd," rief er mir zu, indem er meinen Paßgänger lobte. „Nehmen Sie ihn . . ." „Nein, ich danke," erwiderte Skobelew, „ich brauche durchaus einen Schimmel. Giebt's nicht einen Schimmel?" „Ein Schimmel ist wohl da," sagte ich, „doch ist er klein und kaum fähig, Sie zu tragen. Bei den Dragonern fand er ein schönes weißes Roß. Auf einem Ritt zum Schipka, wo ich alte Bekannte besuchen wolle, traf ich den von dort im Galopp durch tiefen Schnee und zurückreitenden Skobelew. „Das neue Pferd," dachte ich mir, „wird nicht lange vorhalten."

Skobelew hatte nochmals Radezki gesprochen, von ihm Ordres erhalten, und nochmals aus seinem Munde gehört, daß er nicht von der Stelle gehen werde. Als ich am Abend desselben Tages meinen alten turkestan'schen Bekannten, den General Dmitrowski, in Gabrowo besuchte, fand ich ihn in sehr erregter Stimmung. Mit einem Winterfeldzug konnte er sich nun mal nicht befreunden und bis in die späte Nacht hinein sprach er über die Unvorsichtigkeit, um nicht zu sagen, Thorheit des Vormarsches.

Skobelew dagegen war von einem glücklichen Ausgang der Unternehmung überzeugt. Als er nach dem Dorfe Temenli aufbrach, waren die Truppen schon über diesen Ort hinaus.

* *
*

Mein Kosak Kurbatow war selbstverständlich zum Abmarsch nicht fertig und ich unvorsichtig genug, ihn auf seine Bitte, bis zum folgenden Tage

zurückzulassen. Er sollte mich einholen, doch zu meinem nicht geringen Aerger vergingen mehrere Tage und von meinem Kosaken keine Spur. Es fehlte mir dieses und jenes unterwegs, ich war daher froh, als ich Temenli erreichte. Die Nacht war hereingebrochen. Meine Hoffnung, irgendwo ein Nachtlager zu finden, mußte ich bald aufgeben, denn schon seit dem Morgen war jeder bewohnte Raum im Dorf dicht angefüllt. Ich drängte mich bei Skobelew ein, doch der hatte sich schon zur Ruhe begeben und lag im tiefen Schlaf, der ihn gewöhnlich vor dem Beginn irgend einer wichtigen Unternehmung befällt. Ich bemühte mich vergebens, diesen Schlaf mit Skobelews Nervosität in Uebereinstimmung zu bringen.

Bei dem Oberarzt der Abtheilung, den ich, wenn ich mich recht erinnere, auf einen der Verbandplätze bei Plewna kennen gelernt hatte, kam ich noch zu einem Glase Thee. Meine Nachtruhe hielt ich auf der Diele einer Hütte; meine Schlafgenossen daselbst kannte ich nicht. Am folgenden Morgen war mein Kosak mit den Sachen noch immer nicht da. Ich gab mir das Wort, ihn nie mehr zurückzulassen.

In langen Linien zogen die Truppen schon die Berge hinan. Durch die Reihen der Soldaten zu Skobelew zu gelangen, war schwierig, man hätte sich an den Bajonetten spießen können. Die Sappeure hatten hier fast 24 Stunden vorher den Schnee weggeschaufelt, doch war noch genug Schnee auf dem Wege, zu dessen Seiten gleich Mauern Schneehaufen von Manneshöhe lagen. Den Weg zu verlassen, war somit unmöglich. Die Soldaten marschirten unter Lachen und Scherzen. „Die Bajonette in die Höhe, Bajonette weg,“ schrieen sie reihenweise, wenn ein Reiter sich zeigte, „sonst sticht er sich die Augen aus!“ Man mußte geradezu auf dem Sattel Gymnastik treiben, um nicht mit den Bajonetten der bergan steigenden Soldaten in Berührung zu kommen oder mit den Knieen an die Munition zu stoßen. Mein Knie schlug ich mir übrigens tüchtig wund.

Am schwersten gestaltete sich der Weg der an der Tête mit Führern marschirenden Sotnja der Uralkosaken; sie wateten durch die Schneemassen und die Pferde versanken häufig ganz und gar. Das Commando über sie führte der Sotnik Kirilin, den ich von Turkestan her kenne. Den Kosaken folgten die schon erwähnten Sappeure in der Stärke einer Compagnie, unter dem Befehl Laskowski, des Adjutanten des Obercommandirenden.

An einer Stelle des Weges bot sich uns ein trauriger Anblick dar. Eine Gruppe Musikanten, welche auf einem Schneehügel abseits vom Wege ausruhte, drängte sich vor Kälte zitternd aneinander. Die Instrumente in Futteralen, einige von kolossalen Dimensionen, lagen ringsum im Schnee! Arme Musikanten!

* * *

Wir machten ziemlich früh Halt auf einer hohen Ebene gegenüber den „Markussäulen“ genannten Bergen. Unter Bäumen wurde rechts im

Schnee ein Ruheplatz für Skobelew hergerichtet; ganz in der Nähe, ziemlich dicht am Wege, war unser Lagerplatz. Ein kleiner Vorrath von Conserven, Kaffee und Chocolade wurde gleich hervorgeholt und sofort consumirt, da sonst Niemand etwas bei sich hatte. Die Pferde fütterten wir auch mit Conserven, aber ihnen schienen sie wenig zu munden. Rund um den Platz lagerten sich auch die Truppen; überall flammten Feuer auf; obwohl der Schein dieser Feuer uns hätte den Türken verrathen können, so meinte Skobelew doch, daß es besser sei, Menschen zu Feinden zu haben, als den Frost, der recht bedeutend war. Es war ein großes Glück für das Detachement, daß es keinen Schneesturm, nicht einmal Wind gab. Zudem muß auch gesagt werden, daß Skobelews Vorsorge sich über Alles erstreckte: alle Soldaten hatten Bauchbinden und auf den Füßen mit Talg durchtränkte Fußlappen; ein jeder Soldat hatte ferner Thee und gekochtes Fleisch bei sich. Endlich war, um die Gefahr des Erfrierens abzuwehren, der Befehl abgegeben worden, daß die Soldaten einander nicht schlafen lassen sollten.

Ich bedeckte mich mit Allem, was ich hatte, mit dem Filzmantel, einer Decke, einem Halbpelz und fühlte doch, daß ich, obwohl ich dicht am Feuer lag, zu erstarren begann; so sehr ich mich auch krümmte und wand, es half nichts, ich mußte der Hoffnung auf Schlaf entsagen; ich erhob mich, rauchte eine Cigarre an und erwartete am Feuer den kommenden Morgen.

Ein Theil der Truppen setzte den Weg noch in der Nacht fort, und mit dem ersten Morgengrauen folgten ihnen auch wir. Ich entwarf gerade eine Skizze der im Schnee auf Seiten der türkischen Positionen gezogenen Laufgräben, als Skobelew uns überholte, und auch auf diesem Wege im Galopp vorbeiritt.

Man kann sich das Erstaunen der Türken denken, als wir aus den Wäldern auf den offenen, ihnen zugewandten Abhang der Berge heraustraten. Sie versuchten ein paar Schüsse auf uns abzufeuern, konnten uns jedoch nicht schaden, da die Kugeln ihrer Geschosse uns nicht erreichten.

Alle Positionen, sowohl die türkischen, als auch die unsrigen waren von hier klar sichtbar. Man sah den St. Nikolaus-Berg, auf welchem unsere braven Soldaten mit Ungeduld auf das Resultat unseres Marsches zur Umgehung der türkischen Positionen warteten, denn es mußte ihnen die Erlösung bringen von dem langwierigen Aufenthalt in den schneeigen Erdhütten des Schipka-Passes. Da ist die türkische Position auf dem sogenannten Kahlen Berge: die Türken stehen in großen Gruppen zusammen und sprechen wohl davon, was das Schicksal ihnen bereitete. Unsern Marsch zu hindern, sind sie jetzt nicht mehr im Stande, an einen Ueberfall in der Flanke ist auf diesem Schnee gar nicht zu denken — das wäre wenig türkisch, da die Türken den Schnee nicht lieben. Sie hätten unser Herabsteigen hindern können, aber wir waren nun schon im Herabsteigen begriffen.

Oben, wo der Weg sich zu senken begann, standen zwei hohe Berge

zu beiden Seiten des Weges. Als alter Militär bemerkte ich sogleich zu Kurapatkin, daß diese beiden Anhöhen sofort stark besetzt werden müßten. — „Was sagen Sie?" fragte Skobelew, vor uns reitend. — Ich sagte, daß diese beiden Anhöhen, da sie den Abstieg beherrschen, für alle Fälle besetzt werden müssen. — „Ja, Ja! Alexander Nikolajewitsch" — wandte er sich zu Kuropatkin — „das ist richtig, lassen Sie die Höhen gleich besetzen und die Leute sich verschanzen!" — „Zu Befehl!" — antwortete der Oberst nicht ohne ein gewisses Unbehagen — die Militärs lieben es nicht, den Rath eines Civilisten zu vernehmen, obwohl ich vielleicht mit größerem Recht mich einen Militär hätte nennen können, als die Mehrzahl der Officiere des Detachements. Skobelew war übrigens über dergleichen immer erhaben und war stets bereit, einem vernünftigen Rath zu folgen, mag er gekommen sein, von wo er wolle.

Oberst Kuropatkin ist unzweifelhaft einer der besten Officiere der Armee; klein und gar nicht hübsch von Gestalt, aber klug und kaltblütig, war er in vielen Zügen seinem Charakter nach Skobelew, der ihn sehr hoch schätzte, obwohl er sich mit ihm immer im Streit befand, durchaus entgegengesetzt. Bei solchen Disputationen blieb der kalt überlegende Stabschef gewöhnlich mehr im Recht, als der feurige, leicht hinzureißende General; doch betraf dies eigentlich mehr nur Details, untergeordnete Fragen, da Skobelews Blick in Bezug auf das Ganze doch schärfer war. In der Frage der Möglichkeit eines Winterfeldzuges über den Balkan z. B., einer Frage von großer Wichtigkeit für den Ausgang des Krieges, war Kuropatkin der Meinung von Radezki und Dmitrowski, d. h. war absolut gegen diesen Feldzug, nannte ihn eine verrückte, verderbliche That u. s. w. Skobelew war im Gegentheil für den Feldzug, und war fest überzeugt, daß derselbe ein erfolgreiches Ende haben werde. „Und kommen wir nicht hinüber, so sterben wir ruhmvoll" — wiederholte er sein Lieblingswort.

„Er kennt nur das Eine: sterben wir! sterben wir!" sagte mir einst Kuropatkin noch bei Plewna — „sterben ist wahrhaftig nicht schwer, man muß nur wissen, ob es sich lohnt zu sterben! . ."

Bald kam aus der Avantgarde der Sappeure die Nachricht, daß die Türken vorrückten. Ich sah, wie Skobelew das Blut in die Wangen stieg. Er wandte sich sogleich an die Soldaten mit den Worten: „Ich gratulire Euch, Brüder, die Türken rücken an!" Die Soldaten antworteten mit ihren: „Wir wollen uns bemühen Ew. Excelenz!" Der Ordonanzofficier Dukmassow wurde mit zwei Compagnien den Sappeuren zu Hilfe geschickt.

Der Abstieg war fast noch schwerer als der Weg nach oben; stellenweise sanken die Pferde bis an den Hals in den Schnee, und wie über alle Maßen dankbar war ich meinem braven Gaul für die verzweifelten Anstrengungen, mit denen er mich aus den Gruben herauszog, ohne je zu straucheln! An manchen Stellen war es jedoch absolut unmöglich zu reiten, man mußte herunterrutschen. Die Soldaten rutschten unter Scherzen und

Bitzen herunter, als wären sie auf den Feiertags-Eisbergen ihrer Heimath. Ich vermag jetzt nicht mehr zu sagen, wie ich mit meinem Pferde einst auf einer steilen Stelle heruntergekommen; wir sind wohl beide auf einem gewissen Theil des Körpers hinabgerutscht. Die Herstellung eines guten Weges hätte hier natürlich viel Zeit erfordert; andererseits war es über alle Maßen schwer (etwas absolut Unmögliches giebt es in der Welt nicht) die Cavallerie und namentlich die Artillerie herunterzubringen.

Wir befanden uns bereits auf dem Südabhang des Balkans. Skobelew war auf einer der äußersten Anhöhen stehen geblieben und besichtigte lange das Thal des Tundshu und die sich vor uns ausbreitenden türkischen Positionen. Links war der St. Nikolaus-Berg mit Schipka. Die Positionen unserer Truppen zeichneten sich in schwarzer Linie scharf ab. Dort an dem Felsen des Nikolaus-Berges steht die Batterie von Meschersłij; dort zeichnete ich die Geschütze und die Umgebung, den Kopf fortwährend bald in die eine, bald in die andere Seite neigend, um den Kugeln, Granaten und Bomben auszuweichen, die von den türkischen Batterien hinter den Bergen massenhaft herübergeflogen kamen. (Die Bomben nannte man auf Schipka Krähen.) Da standen die Trümmer eines türkischen Blockhauses, auf dessen Fenster ich eine Skizze des Tundsha-Thales entwerfen wollte, aber durch drei Granaten einfach hinausgeworfen wurde. Die erste hatte sich in die Wand gebohrt, die zweite war auf das Dach geflogen, und hatte mich mit Sand und allerlei Dingen überschüttet, obwohl ich auf der andern Seite des Hauses saß; das dritte Ungethüm hatte mit unbeschreiblichem Skandal das Dach neben mir durchgeschlagen und eine solche Masse von Erde und Haustrümmern auf mich geworfen, daß ich fortging, ohne mein Bild zu beendigen; die Farben auf meiner Palette hatten eine so tüchtige Dosis fremdartiger Elemente erhalten, daß ich sie wegwerfen mußte. Etwas weiter erhob sich auf dem Berge die runde und Central-Batterie und zwischen ihr sah man die Erdhütten des Minsk'schen Regiments, bei welchem ich bei meinem Freunde N. einige Tage verbrachte. — Weiter folgten überall bekannte Plätze: auf jener Seite des Berges die türkische „Neunwägen“-Batterie, ferner die Batterien: „Krähennest“ und „Zuckerhut.“ Unterhalb der russischen Positionen sah man wieder die türkischen Erdhütten und Batterien. Ganz unten im Thal von den Trümmern des Dorfes Schipka bis zum Dorfe Schenowo zogen sich befestigte Hügel hin, welche das Centrum der türkischen Position bildeten. Rechts war ein dichter Eichenwald, zum Dorfe Schenowo gehörig, der anscheinend gleichfalls stark befestigt war. Noch mehr rechts, d. h. gerade vor unserem Weg streckte sich die Kette des Kleinen Balkan. Schräg gegenüber lag rechts das Dorf Imetli, nach welchem auch der Paß genannt wird. Ganz rechts endlich zog sich das Tundsha-Thal hin. Dorthin blickte Skobelew zuweilen aufmerksam, da von dort, Gerüchten zufolge, türkische Truppen den Schipka zu Hülfe kommen sollten.

* * *

Die Truppen machten Halt in der Schlucht, Skobelew aber begab sich wie gewöhnlich voraus, um den Weg zu recognosciren. Er wollte es zu Pferde thun, aber die Türken eröffneten aus naher Entfernung ein so heftiges Feuer, daß er vom Pferde steigen mußte. Mit ihm befanden sich Stabschef Kuropatkin, Graf Keller, ich und einige Kosaken. Die Türken hatten sich auf den, dem Wege nächstgelegenen Felsen festgesetzt und überschütteten uns förmlich mit Geschossen. Die Unseren versucht sie durch Feuer zu vertreiben, aber die Kugeln aus den schlechten Gewehren System Krenke trugen nicht so weit. Ich machte Halt, um eine Skizze der Gegend zu entwerfen. Skobelew war etwas vorausgegangen — da sah ich plötzlich, daß Kuropatkin, bleich wie der Tod, von beiden Seiten gestützt, herbeigeführt wird. Er hielt hinter demselben Felsvorsprung, hinter welchem ich zeichnete, an, um Athem zu schöpfen. Eine Kugel hatte ihn am linken Schulterbein getroffen, hatte den Knochen gestreift und war dann durch den Rücken gegangen. Der Arme war ganz zusammengesunken und bat, man möge seine Wunde ansehen und sagen, ob sie tödtlich sei oder nicht. Nun kehrte auch Skobelew zurück und wir schlugen Alle den Rückweg an. Kuropatkin wurde natürlich getragen.

Ich bin oft in starkem Feuer gewesen, aber einen so mörderischen Kugelregen erlebte ich zum ersten Mal. Selbst das Feuer bei der Minen-Attaque auf der Donau, als unser Boot von den, am Ufer befindlichen Türken und Tscherkessen und vom türkischen Schiff aus beschossen wurde, war, wie mir scheint, nicht so stark. Die Türken schossen aus kurzer Entfernung auf uns und eine Kugel jagte die andere, an unseren Ohren vorbeisausend, dort in den Felsen schlagend, hier uns zu Füßen fallend oder ricochassirend. Mein Pferd und dasjenige Skobelews blieben heil, das Pferd meines Bulgaren aber wurde getödtet, und es fielen noch viele Leute und Pferde. Ich ging zur linken Seite Skobelews, und ich gestehe, daß das trommelwirbelartige Geknatter der Flinten und das Sausen der Kugeln beängstigend wirkte. Unwillkürlich mußte man denken: „Gleich wirst du zu Boden geworfen, dann wirst du wissen, was du wissen wolltest, was Krieg bedeutet!" Ich erinnere mich jedoch, daß ich trotzdem es nicht lassen konnte, Skobelew zu beobachten. Ich wollte sehen, ob er sich nicht unwillkürlich unter dem Eindruck der sausenden Kugeln beugen würde — nein, er beugt sich nicht, ganz und gar nicht! Ist nicht eine unwillkürliche Bewegung der Gesichtsmuskeln oder der Hände merklich? — nein, das Antlitz bleibt ruhig und die Hände staken wie immer in den Taschen des Paletots. Ist nicht in seinen Augen eine gewisse Unruhe, die ich auch dann bemerkt hätte, wenn er sie hätte verbergen wollen?" — nein, es scheint wenigstens nicht, ein gewisser leidenschaftsloser Blick weist höchstens auf eine tief, tief verborgene innere Aufregung hin. Noch jetzt sehe ich ihn vor mir, wie er seines gewöhnlichen, lässigen Ganges daherschreitet, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, — hol der Teufel, dachte ich, er scheint immer langsamer

zu gehen, thut er's gar absichtlich? — Es war ein wahrhaft höllisches Getöse, von allen Seiten fallen die Leute, die Pferde. Keller, der tapfere Keller, schreit von hinten: „Es laufe, wer heil ist, wir werden Alle vernichtet!" Graf Keller und noch Jemand stürzen voraus, ich, der ich schon in manchem Kugelregen gewesen, blieb bei Skobelew. „Nun, Wassili Wassilijewitsch," — sagte mir später Skobelew, als eine Wendung des Wegs uns endlich vor den türkischen Kugeln Schutz gewährte, „jetzt wissen wir, was Spießruthen laufen heißt!"

Es interessirte mich, Skobelews Empfindungen im Angesicht großer Gefahr kennen zu lernen, und ich fragte ihn später: „Sagen Sie mir aufrichtig, haben Sie sich wirklich so sehr an den Krieg gewöhnt, daß Sie keine Gefahr mehr fürchten? ich gestehe, daß ich innerlich jedes Mal ein wenig erschrecke, wenn eine Granate neben mir hinfällt oder wenn eine Kugel an der Nasenspitze vorbeisaust." — „Unsinn!" erwiderte er, — „man hält mich für tapfer und glaubt, daß ich mich vor nichts fürchte, aber ich gestehe, daß ich ein Feigling bin. Jedes Mal, so oft ich ins Feuer gehe, sage ich mir, daß es diesmal ein schlechtes Ende nehmen wird . . . Als mich auf den Grünen Bergen eine Kugel streifte und ich niederfiel, war mein erster Gedanke: nun, Brüderlein, dein Lied ist zu Ende! . . ." Mir war es angenehm, solche Reden zu vernehmen, denn danach kam mir meine eigene Persönlichkeit weniger furchtsam vor. Nicht, daß ich Tapferkeit besonders hochgestellt hätte, aber jene Feigheit, welche ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte, war mir schon allzu widerwärtig. Da ich mich jedes Mal, so oft ich in starkes Feuer gerieth, recht ungemüthlich fühlte und gewöhnlich fürchtete, daß mich eine Kugel gleich hinstrecken würde, war ich zufrieden, daß Skobelew dem Tode gleichfalls keineswegs kaltblütig entgegensieht, aber seine Gefühle zu verbergen versteht. „Ich habe es mir zur Regel gemacht," — sagte er, — mich niemals im Feuer niederzubeugen; sowie man sich dies einmal erlaubt, wird man weiter fortgerissen, als man möchte! . . ."

Jetzt bin ich der Meinung, daß es keinen Menschen giebt, der im Feuer innerlich ruhig wäre.

Kurapatkin wurde verbunden und dann auf einer Tragbahre zurück über den Balkan in das Hospital von Gabrowo getragen. Er sagte uns: „Hört meinen letzten Rath: treibt diese Türken, es koste was es wolle, aus ihren Positionen rascher hinaus, sonst werden sie unter unseren Truppen furchtbares Unheil anrichten!"

Skobelew befahl die Position zu stürmen, aber Oberst Panjütin, der diesen Befehl erhalten, bat um die Erlaubniß zu dem Versuch, sie zuerst durch Feuer herauszutreiben. Er hatte ein Bataillon, bewaffnet mit Peabody-Gewehren, die den Türken bei Plewna abgenommen worden waren. Zwei Compagnien überschütteten buchstäblich die Türken mit Kugeln aus solchen Gewehren, und nach einigen Minuten war kein einziger Soldat beim Feinde vorhanden — es wurde kein einziger Schuß mehr abgegeben von

türkischer Seite. Ein eclatanterer Beleg dafür, was gute Bewaffnung zu sagen hat, ist mir nicht vorgekommen. Nicht ohne Grund packten unsere Soldaten vor Plewna verzweiflungsvoll ihre schweren, umconstruirten Flinten mit den verdorbenen Schlössern an den Bajonnets und zerschlugen dieselben an Steinen oder an Bäumen, indem sie riefen: „Wenn du keinen Nutzen bringst, so sollst du auch nicht leben!“

Natürlich hat Panjütin mit seinen Flinten vielen Soldaten ihr Leben erhalten, denn der Sturm der hinter Felsvorsprüngen festsitzenden Türken wäre nicht ohne große Verluste abgegangen. Wie viele Menschenleben wären auf unserer Seite überhaupt gespart worden, wenn wir zu Beginn des Krieges gute Flinten gehabt hätten, oder wenn man wenigstens mit den bei Plewna abgenommenen Flinten unsere Truppen ausgerüstet hätte — man zählte einige Zehntausende solcher Flinten mit Millionen von Patronen! Es war auch wirklich davon die Rede gewesen, aber, wie ich hörte, schämte man sich, dies zu thun! Wundern muß man sich, wie man sich das einzugestehen geschämt, was die ganze Armee wußte und wovon sie laut sprach: daß nämlich unsere umgemachten Flinten gar nichts werth seien im Vergleich zu den türkischen. So ging unsere Armee auch über den Balkan mit den Krenke'schen Klötzen, während Zehntausende von Peabody-Gewehren haufenweise die ganze Zeit über, daß ich in Plewna war, also annähernd zwei Wochen, im Schnee lagen, und ebenso die Kasten mit den Patronen. Diese letzteren lagen auf dem Wege und zu Seiten desselben in einer Entfernung von mehreren Wersten in großer Anzahl umher, und Niemand fiel es ein, sie aufzusammeln, so daß sie massenhaft unter den über sie hinfahrenden Lastwagen explodirten.

An dem Halteplatz der Schlucht verabschiedeten wir uns von Kuropatkin — den Armen schleppte man, wie ich schon bemerkt, auf denselben schrecklichen Wegen zurück nach Gabrowo. In Skobelews Auge schien eine Thräne zu zu erglänzen, aber er übermannte sich rasch. — „Oberst Graf Keller, Sie übernehmen das Amt des Stabchefs?!“ — „Zu Befehl, Ew. Excellenz!“ — „Da haben wir auch gleich ein Avancement!“ — witzelte der sich entfernende Kuropatkin. Seinen Verlust empfanden Alle auf's Tiefste; wie Skobelew sagte, war er ihm unersetzlich!

Hier ist der Ort zu bemerken, wie eine Wunde einen Menschen oft mit einem Schlage verändert, zuweilen ohne daß er selbst und die Andern es merken. Man trägt Kuropatkin auf diesen unmöglichen Wegen auf einer Tragbahre über den Paß; fortwährend erhält er natürlich Stöße, wird bald auf die eine, bald auf die andere Seite geworfen, zuweilen läßt man ihn wohl auch ganz in den Schnee fallen, so daß seine starken Nerven es nicht mehr zu ertragen vermögen. Ihm entgegen marschirt die Cavallerie, und, mit dem Regiments-Commandeur sprechend, sagt er ihm unter Anderm: „Es ist ein Teufelsweg! Ich weiß nicht, wie Sie hinüberkommen werden.“ . . . Der Regiments-Commandeur vergißt unter dem Eindruck dieser Worte, daß er

nicht mit dem Stabschef spricht, sondern mit einem Verwundeten; er läßt sein Regiment halten und sendet Skobelew einen Rapport über die unüberwindlichen Hindernisse, die der Weg bietet — Skobelew aber ärgert sich und ist außer sich, daß die Cavallerie so lange ausbleibt! Natürlich gibt er sogleich den Befehl, um jeden Preis den Marsch fortzusetzen.

Wenn man einen verwundeten Soldaten, der vom Schlachtplatz gebracht wird, danach frägt, wie es dort steht, antwortet er meist: „Schlimm, Euere Hochgeboren. Wir unterliegen, der Feind erdrückt uns, die Uebermacht ist zu groß!“ Er unterliegt, er wird erdrückt und ihm scheint schon, daß Alles verloren ist. Es scheint mir, daß es Regel sein müßte: alle Verwundete, vom Soldaten bis zum Höchstcommandirenden hinauf, dürften nicht in der Front bleiben, von äußersten Fällen natürlich abgesehen.

* * *

Skobelew war durch die Verwundung Kuropatkins gleichsam aus dem Gleichgewicht gebracht. Mich bei Seite ziehend, fragte er mich beständig: „Was sagen Sie zu meinen Anordnungen, W. W.? Ist Alles gut? Graf Keller ist ein guter Officier, aber unerfahren; ich bin in Furcht, daß nicht irgend ein Wirrwarr entsteht!“ — Ich suchte ihn zu beruhigen, indem ich sagte, mir scheine, Alles ginge bis dahin nach Gebühren von Statten. — „Haben Sie die Höhen besetzt, welche den Paß beherrschen?“ — „Ja, die Leute sind bereits abmarschirt.“ — „Haben Sie ihnen befohlen, sich zu verschanzen?“ — „Ja.“ — „Geben Sie Acht, daß der Befehl ausgeführt wird.“ — Ich muß jetzt lachen, wenn ich daran denke, daß der wackere Ordonnanzofficier X*, der mit diesem Befehl abgesandt worden war, Soldaten auf den Höhen erblickend, sie für Türken hielt . . .

Aber Skobelew, so nervös wie er war, konnte sich nicht beruhigen. — „Sie waren bei Gurko, Wassili Wassilijewitsch, sagen Sie mir, Hand auf's Herz, herrschte bei ihm größere Ordnung als bei mir?“ — „Das wohl nicht, aber er war ruhiger.“ — „Ereifere ich mich denn so sehr?“ — „O doch ein wenig: sehen Sie, an ein und dieselbe Stelle haben Sie mit demselben Befehl mehrere Ordonnanzen abgeschickt“ . . .

Ich erinnere mich noch einer Scene in Plewna, als ich eben aus dem Garde-Detachement zurückgekehrt war; in freundschaftlicher Unterhaltung mit einem Officier vertheidigte ich Gurko gegen verschiedene ungerechte Angriffe. Skobelew war bei dieser Unterredung zugegen. Gurkos, der fast eine ganze Armee unter sich hatte, unabhängige Stellung ein klein wenig beneidend, bemäkelte er meine Unparteilichkeit und brummte. „Nu da haben Sie eben einen Anika-Krieger gefunden.“

Bald darauf wurde Laskowskij, der Adjutant des Obercommandirenden, leicht verwundet.

Der General hatte dem Oberst Panjütin befohlen, die Türken aus den Laufgräben zu werfen, die sie unterhalb des vom Passe herabführenden

Weges innehatten; am Abend nahm General Stoletow das Dorf Jmetli. Wir brachten die Nacht in unserer Schlucht um ein Feuer zu, was wir mit den feuchten Zweigen kaum zu unterhalten vermochten. Hier waren Skobelew, Stoletow, Laskowskij, ich und die Ordonnanzen Skobelews; ob Graf Keller, der in dieser Nacht viel zu thun gehabt, auch zugegen war, erinnere ich mich nicht. Unser braver Correspondent N. D. war nicht dabei, er war wahrscheinlich unten in Jmetli. Jch weiß nicht, ob Skobelew geschlafen hat — vielleicht hat er auch hier schlafen können —, was mich jedoch betrifft, so übermannte mich nur zuweilen die Ermüdung, ohne daß ich wirklich eingeschlafen wäre. Wir aßen nichts, sondern tranken nur jeder ein Glas Thee. Besonders schwer hatte es der verwundete Laskowskij, der zwar in einen Halbpelz gehüllt war, aber doch ohne jede Decke auf dem Schnee lag. Am Morgen machte er sich mit uns auf, um die türkischen Positionen in Augenschein zu nehmen, aber ich zwang ihn förmlich mit Gewalt, sich nach Gabrowo zum Verbandplatz zu begeben.

Der Morgen war wunderschön; das kleine türkische Detachement stand am Fuße des Berges, als wollte es verhindern, daß wir herabstiegen; dann zog es sich zurück — wie es scheint, zeichnete sich der Feind keineswegs aus durch Entschlossenheit und strenge Ordnung. Nun wurden die türkischen Geschütze gegen uns gekehrt und das Feuer eröffnet. Wir konnten es nicht erwidern — wir hatten keine Geschütze. Man brachte Skobelew die Meldung, daß es unmöglich sei, unsere Artillerie auf diesen Wegen zur Stelle zu schaffen. Jch rieth ihm, den Befehl zu ertheilen, daß man wenigstens ein Geschütz um jeden Preis herbeischleppen solle, die anderen erlaube er oben zu lassen. Unterdessen versuchte man aus unseren kleinen Berggeschützen zu antworten, welche, wenn sie auch, wie es schien, nicht viel Schaden anrichteten, doch ohne Zweifel eine moralische Wirkung ausübten, indem sie den Feind an ihre Gegenwart in unserem Detachement erinnerten. — Skobelew bat mich, eine Skizze der Gegend zu entwerfen, um dieselbe seinem Rapport beizulegen. Da mir oben Vieles verhüllt blieb, so stieg ich ein wenig herab, doch die Kugeln sausten in so großer Anzahl um mich her, daß ich meine Zeichnung in größter Eile und nur mit den flüchtigsten Zügen entwarf. Das türkische Detachement stand nun wieder unten. Jch hätte gern Dies und Jenes gezeichnet, aber plötzlich fiel es mir ein, daß ich mein Album nicht bei mir hätte, jenes Album, das voll Notizen und Skizzen war aus der Zeit von Plewna und Gorny-Dubnjak bis zu den letzten Tagen. Jn Gedanken überlegend, wo ich es verloren haben könnte, fiel mir ein, daß ich es zum letzten Mal in den Händen gehabt, als ich den verwundeten Kuropatkin erblickte — seine Wunde hatte mich in solche Aufregung versetzt, daß ich das Album im Schnee hatte liegen lassen. Jch stürzte zu jener Stelle, aber ich fand nichts, was auch natürlich war, da bereits viel Fußvolk und Reiterei über diese Stelle gegangen war. Hier sah ich, wie viel Soldaten, Kosaken und Pferde gestern hier gefallen waren — Alle hauptsächlich während der

denkwürdigen Recognoscirung Skobelews. Ein Soldat war vom Wege hinabgestoßen worden und die Kugel hatte ihm Leib und Brust durchschossen ... Mein Album war jedoch nirgends zu finden. „Es weint wohl mit all den Notizen“ — fuhr es mir durch den Sinn.

Da begegne ich einem mir bekannten Adjutanten vom Wladimir'schen Regiment. „Wissen Sie,“ — sagte er, — „man hat ein Album Ihres verstorbenen Bruders gefunden. Die Türken müssen es dem Todten abgenommen und hierher nach Imetli gebracht haben.“ — „Es wird wahrscheinlich mein Album sein, nach welchem ich suche!“ — rief ich. — „Bei wem haben Sie es gesehen?“ Er nannte mir den Namen eines Officiers vom Donischen Kosaken-Regiment. Ich ritt gleich ab, denselben aufzusuchen. Das Donische Regiment war bereits in seinem vollen Bestande herabgestiegen und wurde von Skobelew aufgestellt. Endlich kam das mir theure Heft wieder in meinen Besitz! Es ergab sich, daß ein Soldat dasselbe auf derselben Stelle, wo ich es hatte liegen lassen, aufgehoben, es mit sich nach Imetli genommen, dort aber an einem Brunnen wieder hatte fallen lassen; ein Kosak hatte es dort gefunden und diesem hatte es der Officier abgenommen.

* * *

Ich kehrte an den Ort unseres Bivouacs zurück; es war sehr heiß, der Schnee thaute. Die vorübergehenden Soldaten hielten still, um Thee zu trinken; ich setzte mich zu einem der Soldaten, der mir in liebenswürdiger Weise Thee anbot, zwar nicht aus einer Tasse, sondern aus dem Deckel seines Feldnapfes. Ich erfuhr von ihm unter Anderm im Gespräch, daß die Soldaten in Bezug auf Thee und namentlich Zucker recht schlimm behandelt wurden; man gab ihnen zwar für eine gewisse Anzahl von Tagen die vorgeschriebene Stückzahl Zucker, aber diese Stücke waren so mikroskopisch klein, daß die Soldaten buchstäblich von Zucker nur das Ansehen hatten. Schon in dem Garde-Detachement Gurkos setzte mich die Leichtigkeit in Erstaunen, mit welcher die Chefs der einzelnen Truppentheile und die Vorsteher der Hospitäler diesem oder jenem General oder einer Gruppe von Officieren ganze Pude und Hutzucker, oft zu zu drei und vier Hut, darbrachten. Ich wollte es Skobelew sagen, ihn bitten, diesem Gegenstand seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, hatte es aber zum Aerger total vergessen. Ueberhaupt war bei Skobelew Alles, was die Verpflegung der Truppen betrifft, verhältnißmäßig noch am besten geregelt; er hatte einigen von den höheren Chargen stark zugesetzt und diese hatten ihrerseits einige von ihren Untergebenen wegen mangelhafter Verpflegung entfernt, und wenn ich jetzt nicht vergessen hätte, es ihm zu sagen, so hätten die Soldaten für die ganze übrige Zeit des Feldzugs wahrscheinlich mehr Zucker erhalten.

Ich fand Skobelew im Gespräch mit dem Fürsten W., dem Chef einer der Truschinen der bulgarischen Landwehr; er brachte die Meldung, daß auf diesem Wege selbst ein Geschütz herbeizuschaffen unmöglich sei; ferner

sagte er, daß vom Paß aus die Avantgarde des Detachements des Fürsten Mirski zu sehen sei, der auf der andern Seite Schenowos in das Thal herabgestiegen sei. Nun waren auch von uns aus in der Ferne auf der weißen Schneemasse kleine schwarze Linien zu erblicken — Regimenter, welche sich nach Schenowo hin bewegten, d. h. gegen die Türken marschirten; man hörte das Dröhnen der Geschütze.

Skobelew erkundigte sich bei dem Fürsten W., welchen Truppentheilen er auf dem Wege begegnet? Es seien bereits zwei Regimenter von der Infanterie-Division heruntergekommen; das dritte Regiment sei im Herabsteigen begriffen; die ganze Cavallerie mit Ausnahme eines Kosakenregiments sei noch unterwegs.

„Wie meinen Sie, W. W.," — fragt mich Skobelew, — „werden sie bald bei Schenowo sein?" — „Nach zwei bis zweiundhalb Stunden, wenn die Türken Sie zulassen." — „So reiten Sie zu Panjütin, sagen Sie ihm, er soll gegen die Laufgräben vorrücken!" — Ich sprengte so eilig davon, daß mein armer Gaul gedacht, ich sei verrückt geworden, auf derartigen Wegen in solcher Weise zu jagen! Hoch aus der Ferne schrie ich herunter: „Oberst Panjütin, vorrücken!" Dieser war seinerseits voll Freude über den Befehl, nahm die Mütze ab, bekreuzigte sich, rief: Gott sei Dank! und ging so rasch vor, daß er, als ich auf dem sich vielfach schlängelnden Wege zu ihm kam, an den Laufgräben schon vorüber war. „Der General hat befohlen, für's Erste nur bis zu den Laufgräben vorzurücken," — rief ich ihm zu: „An denen sind wir schon vorüber . . ."

Plötzlich kommt Skobelew in vollem Galopp auf mich zugeritten. — „Wassili Wassiljewitsch, haben Sie die Truppen vorrücken lassen?" — „Ja!" — „Soll ich sie zurückrufen?" fragt Panjütin. — „Nein, nein, ich wollte sie eben weiter vorschieben; gehen Sie, ich gebe Ihnen später das Zeichen zum Halten." — Eine Centnerlast fiel mir von der Seele! Die Schüsse von Seiten des Mirski'schen Detachements folgten immer rascher aufeinander, aus der Ferne drang das Hurrah der Unsrigen, das Allah der Türken herüber. Der Kampf war offenbar entbrannt und wir mußten zu Hilfe eilen. Skobelew war ergrimmt darüber, daß so wenig Truppen heruntergekommen waren. Ungeachtet dessen, daß er eine Ordonnanz nach der andern mit dem Befehl abfertigte, man möge sich beeilen, kam die Cavallerie sehr langsam herunter und versperrte einem Theil der Infanterie die Straße, was bei solchen Wegen übrigens verzeihlich war.

Da man einen Theil des Detachements in der Reserve hatte lassen müssen, hatte man nur mit ganz nichtigen Kräften, mit einem Infanterie-Regiment, den Angriff eröffnen müssen, was Skobelew nicht thun wollte, so gern er den Seinigen auch geholfen hätte. Um nichtsdestoweniger die feindlichen Kräfte durch eine Demonstration abzulenken, stellte er die Truppen zum Angriff auf und schob die Bergartillerie vor, die nur um ein Geringes nicht bis zum Feind reichte. Man untergrub ein wenig die Vorderräder

und die Geschosse fielen direct auf die feindlichen Batterien nieder. Ich gestehe, ich beredete Panjütin, zwei Salven eines kräftigen Hurrah von dem einen Regiment abgeben zu lassen. Drei türkische Geschütze erwiderten unsere Feuer; der Feind rüstete sich offenbar zu dem von unserer Seite erwarteten Angriff, längs dem ganzen Dorf wurde eine Kette berittener Tscherkessen vorgeschoben.

Wir standen in nächster Nähe von Schenowo, lenkten natürlich die Hälfte der türkischen Streitkräfte ab und verminderten dadurch die Macht der Abwehr in Bezug auf das andere Detachement. In der Nacht faßte Skobelew den Beschluß, alle seine Kräfte zusammenzuziehen und am anderen Tage einen entscheidenden Schlag auszuüben. Dem Detachement schien dieser Beschluß zu mißfallen. Als Skobelew Panjütin sagte, daß er morgen die Türken angreifen werde, antwortete dieser: „Alexander Nikolajewitsch (Kuropatkin) ist jetzt nicht da, Ew. Excellenz, und es wird schwerlich dabei etwas herauskommen.“ — „Das klingt nicht sehr schmeichelhaft“, sagte Skobelew. „Gedulden Sie sich. Sie finden noch Zeit hierzu,“ erwiederte Panjütin. Was mich betrifft, so war ich überzeugt, daß dieser Entschluß der vernünftigste war.

* * *

Es dunkelte bereits; der General hatte befohlen, bei Anbruch der Nacht die Truppen zurückzuführen, und ich rieth, auf den früheren Plätzen längs der ganzen Linie Feuer anzustecken, um die Türken durch scheinbare Nähe unserer Avantgarde zu beunruhigen.

Bei dem anderen Detachement herrschte auch absolute Stille. Später erfuhren wir, daß es an diesem Tage ein hitziges Gefecht gehabt. Skobelew fühlte, daß es so sein mußte, und was es seiner nervösen bewegten Natur kostete, sich an diesem Tage zurückzuhalten, sich den Schüssen nicht entgegenzustürzen, das habe ich gesehen, da ich die ganze Zeit bei ihm war. Wir waren oft allein, denn er zog mich beständig bei Seite, von dem Wunsche beseelt, mir offen zu sagen, was ihn bewegte. „Wie meinen Sie, war es gut von mir, daß ich heute keinen Sturm unternommen. Ich weiß, man wird mir daraus einen Vorwurf machen, man wird sagen, daß ich absichtlich nicht zu Hilfe geeilt bin; nun, dann bitte ich um meinen Abschied; so wie der Krieg zu Ende ist, bitte ich gleich um meinen Abschied.“

„Von welchem Abschied reden Sie?“ — suchte ich ihn zu beruhigen. — „Sie haben gethan, was sie thun mußten, was Sie thun konnten. Sie haben einen Theil der türkischen Streitkräfte abgelenkt; mit nur einem Regiment einen Sturm zu wagen, war undenkbar.“ — Es trat Stoletow hinzu, welcher derselben Meinung war, daß es äußerst riskirt gewesen wäre, mit den vorhandenen Kräften gegen eine so feste Position loszugehen. Skobelew schien sich ein wenig zu beruhigen, aber sein militärisches Gefühl flüsterte ihm beständig zu, daß man dem Schuß sich entgegenwerfen müsse;

mehrmals kam er immer wieder auf dasselbe Thema zurück, und sagte, „daß er anders nicht handeln konnte und durfte,“ daß er „den Abschied nehmen würde, wenn man ihm daraus einen Vorwurf machen sollte“ u. s. w. Ich rieth ihm, sogleich eine Ordonnanz zu Radezky zu senden, zu berichten, was gethan sei und was morgen zu thun bevorstehe und um dessen Befehle zu bitten, wenn es solcher bedürfe. — „Es ist aber unmöglich, jetzt zu Radezky zu reiten und zum morgen zurück zu sein.“ — „Es ist wohl möglich, schicken Sie D*., er ist ein wackerer Offizier, sagen Sie ihm, daß er morgen früh zurück sein muß; vollführt er die Aufgabe, so geben Sie ihm einen Orden, thut er es nicht, so schicken Sie ihn in Arrest.“

Ich suchte Dukmassow auf, sagte ihm, er solle sich sogleich bereit machen zu einem Ritt über die Berge, und ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, begab sich der Tapfere in sein Zelt, um sich zu rüsten. Im Verlauf von 12 Stunden zwei Mal über den Balkan zu reiten, und dazu noch zu Radezky emporzusteigen, war, die Wahrheit gesagt, fast unmöglich, und doch hat es Dukmassow in 16 Stunden zu Wege gebracht!

Skobelew machte die Runde bei seinen Truppen und befahl ihnen, sich gut zu verschanzen, wie wenn ein ernster Angriff bevorstände.

Wir kehrten zum Nachtquartier nach Imetli zurück. Längs der ganzen Linie unserer früheren Positionen vor dem Feinde brannten hell die Bivouacfeuer.

Im Dorfe gab es viel Heu, an Wohnhäusern war es sehr arm; alle Häuser waren zerstört und abgebrochen. Zu meinem Unglück mußte es dem berittenen Bulgaren, den ich als Begleiter bei mir hatte und dem das Pferd getödtet worden war, wahrscheinlich langweilig geworden sein, meine Sachen hinter mir zu schleppen, und er hatte sie entweder verkauft oder weggeworfen; das Erstere wird das Wahrscheinlichere sein, da ich weder ihn, noch meinen Revolver, noch meinen Krimstecher, noch die anderen Sachen je zu sehen bekam. Vor Allem that mir der Revolver leid, da es einer von den wenigen Gegenständen war, die ich meinem bei Plewna getödteten Bruder abzunehmen vermochte.

Nachdem ich auf der Höhe nach meinem Bulgaren zwischen den Feuern ein wenig umhergeirrt, ging ich, ermüdet und hungrig, in die Hütte Skobelews — er ist nicht da! Ich wanderte noch eine Weile umher, begab mich von Neuem zu ihm — er war immer noch nicht da. „Ich will ihn doch abwarten“ — dachte ich, — „denn sonst gibt's nirgends etwas zu essen.“ „Er muß jetzt bald kommen“, meinte der Kosak, „das Abendessen ist bereit.“

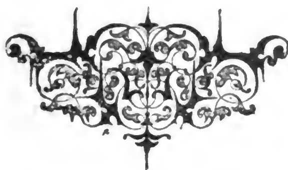
Endlich höre ich am Zaun Skobelews Schritte. In der Finsterniß war er auf den Kosaken gestoßen, und hatte ihm, wahrscheinlich unter dem Einfluß des Mißvergnügens über den heutigen Tag, einen so heftigen Schlag versetzt, daß dieser zu Boden fiel. „Was rennst du mir unter die Beine, Rindvieh!“ Und mich erblickend, fuhr er fort: „Wer ist da noch? Ach,

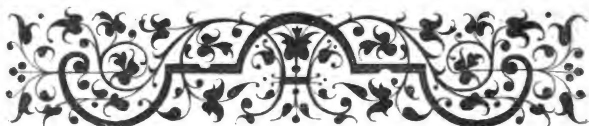
das sind Sie, Wassilij Wassiljewitsch! Nun, verzeih' mir, Lieber, umarme mich, zürne mir nicht! — Kommen Sie, W. W., plaudern wir beim Abendessen . . . He! eine Flasche Champagner!

Skobelew war kein Trunkenbold, und ich habe ihn nie berauscht gesehen, aber Champagner trank er sehr gern. In Plewna versicherte er, wie ich mich noch erinnere, daß es die letzten Flaschen seien, die wir trinken, daß er keine einzige Flasche über die Berge schleppen würde, aber offenbar war dies nur eine Kriegslist, denn nun fand sich doch noch eine Flasche vor, und morgen wird sich wohl auch noch eine nden, wenn die Türken gründlich geschlagen sein werden. Mein Tischgenosse war jedoch ein wenig verstimmt, einerseits weil ihn beständig der Gedanke verfolgte, daß er die Türken nicht aufgehalten, daß man ihn der Absicht anklagen würde, Mirski einen Mißerfolg zu bereiten, und anderseits, wie es scheint, weil ich unfreiwilliger Zuschauer der Ohrfeigen des Kosaken gewesen war. Unser Gespräch drehte sich wieder um das Unvernünftige eines Angriffs mit ungenügenden Kräften u. s. w.

Ich wußte nicht, wo ich die Nacht bleiben sollte, als ich zufällig auf eine Hütte stieß, welche von den Ordonnanzen Skobelews eingenommen war. Ich fand bei ihnen ein lebhaftes Feuer im Kamin vor, wir legten uns nieder, wie es kam, und schliefen ausgezeichnet. Es war junges, bei Weitem nicht modisches Volk, und konnte, was das Aeußere anbetraf, nicht im Entferntesten mit dem eleganten Gardestab Gurkos verglichen werden, aber dafür waren es wackere, tapfere Leute, die schon manchen Kugelregen ausgehalten.

(Schluß folgt.)





Vom armen Häslein.

Ballade von

Felix Dahn.

— Königsberg —

Durch die rauschenden Palmenwälder
Längs den Fluthen des Neranjàra
Schritt der göttliche Buddha hin:
Sonne neigte sich, wann es tagte,
Sterne neigten sich, wann es Nacht ward,
Vor des Weisesten Heiligkeit.

„Spendet, Menschen und alle Wesen,
Sprach er, Andern zu dienen, Alles
Was euch eigen und theuer ist!
Opfert, gebet und schenket eifrig!
Andern spenden, — das macht euch selig,
Andern schenken ist Glück und Pflicht!"

Und es hörten des Heil'gen Stimme
Und es folgten des Heil'gen Mahnung
Kön'ge, Krieger und alles Volk:
Priester, Adel und reiche Händler,
Bauern, Fischer und arme Mönche,
Alle gaben ihr Bestes hin.

Nicht dem Buddha — denn der bedarf nichts! —
Doch zum Besten der Siechen, Lahmen
Und der Aermsten im ganzen Volk. —
Aber nicht nur die Menschen lauschten,
Auch die Thiere des Heil'gen Stimme,
Folgend ihm durch die Wälder nach.

In den Lüften die Vögel flogen,
In den Wassern die Fischlein schwammen
Hinter Buddha und lauschten ihm:
Ja die mächtigen Elephanten,
Reiher, Pfauen und ems'ge Bienen,
Gänse, Schafe wie Häslein auch.

Und die Thiere sowie die Menschen
Gaben was sie des Besten hatten:
Gab der König den goldnen Reif, —
Gab der Krieger den schönen Erzschild,
Gab der Händler die gelbe Seide, —
Gab den schillernden Schweif der Pfau.

Gab die Muschel die weiße Perle,
Gab die Biene den süßen Honig,
Gab der Reiher den stolzen Busch,
Gaben Gänse die weichen Dunen,
Gaben Schafe die weichen Vließe,
Elephanten ihr Elphenbein. —

Als nun Alle hinweggezogen:
Kön'ge, Krieger und reiche Händler,
Elephanten und all' Gethier
Und als völlig allein der Buddha
An dem Fuße des Ajapàla-
Baumes schürte sein Feuer an:

Während leuchtend der Vollmond
aufging,
Sieh, da sprang aus dem dichten Waldgras
Auf den Heil'gen ein Häslein zu.
Gar ein armes, ein mag'res Häslein,
Ein noch junges und kleines war es
Und es leckt' ihm den nackten Fuß.

„Großer Buddha," — so sprach es
kläglich:
Kläglich können die Häslein jammern! —
„Ach wie mächtig mich traf dein Wort!
Ach wie selig ist doch das Geben!
Ach mit weinenden Augen sah ich,
(Und er weinte, der kleine, noch!)

Wie dir alle die andern Thiere
Gaben, was sie zu geben hatten:
Wolle, Honig und Perlen gar.
Aber ich — oh ich armes Häslein! —
Ich hab', Heiliger, nichts zu geben!
Werthlos Gras nur im Waldversteck
Hab' ich, Büschelchen sechs, nein: sieben!
Aber keinem ist das von Nutzen:
Und doch muß ich was geben auch!
Darum — nimm es nicht übel, Buddha,
Daß ich leider so mager bin, doch
Jung und zart drum ist wohl mein
Fleisch! —

Darum geb' ich mich selbst dir, daß du
Mich sollst heute zur Nachtkost speisen!"
Sprach's und sprang in des Feuers
Gluth. —
Aber flugs aus den rothen Flammen
Riß ihn Buddha, bei seinen langen
Löffeln fangend das gute Thier.

Und er warf es mit Zauberschwunge
Durch die Himmel bis in den Vollmond.
Und mit Rührung der Heil'ge sprach:
„Wahrlich, größer war deine Gabe
Denn von Königen, Kriegern, Händlern,
Als von Muschel und Elephant.

Armes Häslein, du sollst auf ewig
In der Scheibe des Vollmonds mahnen
Stumm die Menschen an deine That!"
Deßhalb siehst du, o Mensch, im Mondbild
Ein klein springendes Häslein deutlich:
Mondlicht mahnet dich, gut zu sein. —





Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges.

Von

Emil Friedberg.

— Leipzig. —

Wir Deutschen pflegen uns gerne unseres Idealismus zu rühmen, und übersehen dabei nur zu leicht, daß dieser Vorzug durch entschiedene Nachtheile mehr als aufgewogen wird. Allerdings liegt in dieser nationalen Geistesrichtung die Grundbedingung jedes Fortschrittes. Nur wer sich erhabene Ziele steckt, wird in sich die Kraft fühlen, vorwärts zu streben, und jeder Stillstand eines Volkes ist Rückschritt. Aber andererseits wird dadurch auch eine geistige Disposition geschaffen, welche, wenn die realen Verhältnisse mißlich erscheinen, sich von der Welt der Thatsachen scheu abwendet. Anstatt mit energischer Thatkraft die Ereignisse zu bestimmen und zu meistern, zieht man sich in die bequemere Welt der geistigen Vorstellungen zurück und sucht in dem Reiche der Ideale die Befriedigung, welche die Realitäten nicht zu gewähren vermögen.

„Zur Nation Euch zu bilden, Ihr hofft es, Deutsche, vergebens. Bildet, Ihr könnt es, dafür freier zu Menschen Euch aus!“ rief selbst ein so national gesinnter Dichter wie Schiller seinem Volke zu, und Lessing erklärte den Patriotismus für eine Schwäche, von der er sich frei wisse.

Es ist keine geschichtliche Nothwendigkeit, daß die politische Blüthe eines Volkes die geistige Arbeit ganz in Anspruch nehme. Das Zeitalter des Perikles beweist es. Aber bei unserer idealistischen Nation ist es keine bloße Zufälligkeit gewesen, daß in den Zeiten politischer Stagnation unsere erhabensten

Geistesproducte zur Entstehung gekommen sind, und daß das deutsche Volk der literarischen Bewegung die volle Theilnahme widmete, welche die häßlichen politischen Zustände nicht zu verdienen schienen und doch so wesentlich erforderten.

Und selbst wenn unsere Nation in schwerer Arbeit ein sehnlichst erstrebtes Ziel erreicht hat, so senkt sich unser Idealismus sofort wie ein Mehlthau auf die frische Blüthe der politischen Errungenschaft. Man hatte sich das doch Alles so ganz anders gedacht. Man splittert und mäkelt, weil das Ideal nicht vollkommen verwirklicht sei und legt mit krittelnder Bitterkeit die Hände in den Schoß, anstatt sie zu regen zu immer neuer verbessernder Thätigkeit. Der Pessimismus ist eine Ausgeburt des Idealismus.

Wie sehnsüchtig haben wir Alle einem deutschen Reiche entgegengestrebt. Wenn unsere Väter von der Herrlichkeit des deutschen Namens, von Kaiser und Reich sprachen, dann traten ihnen die Thränen in die Augen, und wer konnte hoffen den Zeitpunkt zu erleben, wo die Raben nicht mehr den Kyffhäuser umkreisen würden?

Wie über Nacht ist unsere Sehnsucht gestillt worden. Das Reich ist erstanden. Zwölf Jahre sind verflossen, seitdem mitten in Feindesland der deutsche Kaiser ausgerufen wurde, und schon sprechen wir bange von einem Niedergange des kaum erstandenen Reiches, verzweifeln an dem politischen Fortschritt, und übersehen ganz, daß die Welle der Ereignisse vorwärts und rückwärts rollt, und doch immer ein Fortschritt das Ergebniß ist.

Vielleicht wird die ruhige, thatenfreudige Stimmung, deren wir so sehr bedürfen, am besten geweckt, wenn wir mit raschem Blicke ermessen, welche Bahn der Entwickelung wir seit ungefähr achtzig Jahren zurückgelegt haben, wie dieses unser vielgeschmähtes neunzehntes Jahrhundert unserer Nation einen Fortschritt gewährt hat, wie er gleich gewaltig nur wenigen Völkern zu Theil geworden ist. Darum wollen wir die Zustände des alten deutschen Reiches betrachten. Es ist kein anmuthendes Bild, welches uns entgegentreten wird. Die Schamröthe möchte Einem die Wangen brennen, daß ein großes, thatkräftiges Volk jemals so politisch verkommen konnte, daß dies die Formen waren, in denen zu den Zeiten Lessings, Schillers und Goethes unser staatliches Leben erstarrt war. Aber die Betrachtung dieser Zustände muß uns gerechter machen gegenüber den heutigen.

Wie der Gesunde erst beim Anblick des hilflosen Kranken sich froh einer Kräfte bewußt wird, und die Unbequemlichkeiten des täglichen Daseins gering schätzt gegenüber der Gunst des Schicksals, die ihm gestattet, von allen Eigenschaften des Geistes und Körpers freien Gebrauch machen zu können, so werden auch wir Bürger des neuen deutschen Reiches die frohe Empfindung haben, unsere gesunden Glieder regen zu dürfen im Dienste eines nationalen Lebens, welches unsere Vorväter nie gekannt und kaum geahnt haben.

Der Gebietsumfang des deutschen Reiches, welches 1806 zu Grunde gegangen ist, übertraf den heutigen von 9896 Quadratmeilen, beinahe um ein

Drittheil. Aber nur wenig innere Festigkeit und Zusammengehörigkeit war diesem Territorium eigen. Wie die italienischen Theile zum Reichsganzen standen, vermochte Niemand zu sagen, und die Westgrenze gegen Frankreich hin war vollständig fließend. Jede ländergierige Regung des Nachbars riß große Stücke vom Reichskörper los, bis 1801 das ganze rechte Rheinufer an Frankreich abgetreten werden mußte und das fruchtbare Land, von wo einst Cultur, Sitte und Christenthum für Deutschland ihren Ausgang genommen hatten, der französischen Republik durch den „Mehrer des Reiches“ ausgeantwortet wurde. Auch nahmen die einzelnen Stände des Reiches gar keinen Anstand, große Gebietsstrecken an das Ausland abzutreten und so vom Reiche loszureißen. Dagegen konnten die Proteste des Kaisers um so weniger in's Gewicht fallen, als ja dieser selbst im Jahre 1751 Schlesien, ohne das Reich zu fragen, aus diesem ausgeschieden hatte.

Wie ungesund war es ferner, daß eine ganze Zahl deutscher Staaten mit fremden in organischer Verbindung stand, von 12,102 Quadratmeilen deutschen Gebietes nicht weniger als 8445.

Freilich, daß der Kurfürst von Brandenburg die preußische Krone trug, schadete ebensowenig wie das ungarische Königthum des Kaisers, denn Preußen war ein Land von kerndeutscher Art, und bei den Magyaren herrschte deutsche Cultur. Aber die Verbindung Braunschweig-Hannovers mit England, Holsteins mit Dänemark und Rußland, Vorpommerns und Wismars mit Schweden, Nassaus mit Oranien, Sachsens mit Polen, Savoyens mit Sardinien, deren Regenten so alle Glieder des deutschen Reiches waren, ließ ein nationales Empfinden der Regierungen kaum aufkommen.

Wie buntscheckig war aber weiter dieses deutsche Reich beschaffen. Heute zählen wir 25 deutsche Staaten, vor hundert Jahren erfreute sich Deutschland der Zahl von 1789. Davon waren 314 am Reichstage betheiligt, die übrigen, die reichsritterschaftlichen Gebiete, waren nach oben hin unberechtigt, aber in ihnen wurden doch auch die Unterthanen mehr schlecht als recht nach dem Gutdünken ihrer Herrscher regiert.

Der Umfang des Fürstenthums Liechtenstein im früheren deutschen Bunde, mit seinen vier Quadratmeilen Gebiet, seinem Hauptdorfe Vaduz und seiner Verfassungsurkunde, die als Bedingung der Wählbarkeit des Abgeordneten „verträgliche Gemüthsart“ verordnet, hat manchen Spott gereizt. Aber Liechtenstein war ein Großstaat gegenüber von Staatswesen, wie das alte deutsche Reich sie in bunter Fülle aufwies. Da gab es ein Burggrafenthum Rheineck. Es umfaßte ein Schloß, ein paar Höfe, zwölf arme Unterthanen und als werthvollstes Inventar einen Juden, der die Steuerlast seines Vaterlandes trug.

In der Grafschaft Wittgenstein hatte jeder der spärlichen Unterthanen jährlich zwölf Sperlingsköpfe der Staatsbehörde einzureichen oder statt dessen Geld zu zahlen, und die Bewohner des Hauptortes Laasphe erhielten erst durch das Reichskammergericht die Befugniß, ihre Wagenschmiere nicht blos beim Landes-

herrn kaufen zu müssen, schmerzlich beneidet von den gräflich Fürstenbergschen Unterthanen, die, bei zehn Thaler Strafe, jedes Jahr einen Kalender bei ihrem Potentaten erstehen mußten. Unter den Reichsstädten aber figurirten Windsheim, Kaufbeuren, Weil, Waugen, Jsny, Pfullendorf, Leutkirch, Giengen, Buchhorn, Aalen, Buchau mit 1000 und Bopfingen mit 1600 Einwohnern, die Köln, Hamburg, Frankfurt ebenbürtig waren, und die auf der Karte aufzufinden man schon ein gewiegter Geograph sein mußte. Selbst Reichsdörfer existirten.

An der Spitze dieses Staatengemenges stand der deutsche König, der zugleich römischer Kaiser war.

Nie hat eine Zeit so centralistische Ideen geboren wie das Mittelalter. Die ganze Welt wurde als eine Einheit gedacht mit einheitlicher Spitze. Nur einem Herrscher habe Gott sein Amt übertragen, dem Kaiser. Alle anderen leiten erst von diesem ihren Ursprung ab. Es ist ein mächtiger Gedankeninhalt in dieser Weltenorganisation, und der tiefsinnigste Denker des Mittelalters, Dante, hat ihn zu erfassen unternommen. Aber Dante war ein Dichter und die poetische Gewalt des Kaiserthums war immer bedeutender als seine reale. Dichter mochten sich für den Kaiser begeistern, Theoretiker die Frage erörtern, was die Herrschaft der Welt bedeute, die idealistischen Deutschen mit frohem Stolze die Thatsache feiern, daß seit Otto I. dem deutschen Könige diese Würde gewonnen sei: die wirklichen Thatsachen spotteten der Dichterträume und jeder Theorie. Die Stellung eines Weltherrschers haben nur wenige deutsche Könige, und nicht ohne Widerstand zu finden, zu beanspruchen vermocht, und was wollte sie bedeuten, nachdem der Stamm, der sie trug, das deutsche Königthum, immer mehr zersplittert war und aus dem Walde deutscher Territorialgewalten nur noch mühsam herausragte! Mußte selbst die religiöse Einheit, die im Papstthum verkörpert war, die weit mehr Leben gewonnen hatte als die einheitliche weltliche Herrschaft, und die diese selbst bemeistert hatte, der Zerrissenheit weichen, so konnte von dem Augenblick an, wo das Nationalgefühl der Völker lebendig wurde, die alle umfassende und beengende Fessel des Kaiserthums nur noch eine Phrase sein.

Freilich, als solche ist sie aufrecht erhalten worden bis zum Untergange des Reiches; aber welche Mühe auch nur für die Theoretiker, ihre Existenz zu vertreten. Aus dem einst allein gottbegnadeten Fürsten suchten sie jetzt den ersten sämmtlicher europäischer zu machen. Sie betonten prahlend, daß der Kaiser keinem anderen das Wort Majestät gönne, daß er Allen vorantrete. Aber sie konnten doch nicht verschweigen, daß die übrigen Könige in nicht minderer Majestät strahlten, und daß der Kaiser, wenn er andere Potentaten besuchte, incognito reiste, nur um nicht seine theoretischen Ansprüche kläglichen Schiffbruch leiden zu sehen.

Als Kaiser Leopold mit dem Polenkönig Johannes III. zusammenkommen sollte, erschienen Beide zu Pferde und trafen sich auf freiem Felde. Da konnte, wer der Erste sei, gar nicht in Frage kommen.

Auch das deutsche Königthum war nur noch ein Schatten einstiger Größe.

Wo waren die Zeiten hin, in denen, wie noch unter Friedrich I., die Reichseinkünfte des Königs 60 Tonnen Gold, will sagen 6,000,000 Thaler betragen hatten. Die fahrlässige „Milde" der Kronenträger hatte Alles verschleudert, und der König des achtzehnten Jahrhunderts bezog nur noch die Summe von 13,884 Fl. 32 Kr., das jetzige Gehalt eines mittelstaatlichen Ministers, dessen Hauptbestandtheil allein durch die Opfergaben der Frankfurter und Wormser Judengemeinden aufgebracht wurde.

Es ist bezeichnend, daß die Könige selbst sich gegen eine Vermehrung ihrer Reichseinkünfte wehrten. Wäre doch dadurch die Königswürde auch für einen kleinen Fürsten erstrebenswerth erschienen, der jetzt von vorn herein, durch die Unmöglichkeit, die Lasten des Imperiums zu bestreiten, zum Verzicht auf dasselbe genöthigt wurde. Nur der Herrscher eines mächtigen Staates konnte sich den Luxus erlauben, den deutschen König zu spielen, und so ist denn von 1437 bis 1806, mit einer kurzen Unterbrechung, nicht wie jetzt durch das Gesetz, sondern durch Uebung, das mächtigste Glied des Reiches, damals der österreichische Herrscher, deutscher König gewesen. Darin lag auch die Macht begründet, die der König noch zu entfalten vermochte. Seine Stellung im Reiche gewährte ihm wenig. Mochten auch die Theoretiker die Rechte des deutschen Königs systematisch gliedern und ein kunstvolles Gebäude von Schubladen aufstellen, welche die Regierungsbefugnisse des Königs bergen sollten: dem unbefangenen Blicke konnte doch kaum entgehen, daß das alles leere Hüllen waren, die durch die Rechte, Doctoren zu creiren, Standeserhöhungen vorzunehmen, Zahlungsstundungen zu gewähren nur dürftig ausgefüllt wurden. Handelte es sich um Krieg oder Frieden, um Bündnisse mit auswärtigen Staaten, die allerdings bei der Machtlosigkeit des Reiches von Niemand erstrebt wurden, um Steuern, um irgend welche einschneidende Maßnahme, so war der König an die Zustimmung seiner Fürsten gebunden.

Seit Karl V. war es üblich geworden, schon bei der Wahl dem Könige die Schranken seiner Herrschaft aufzuerlegen. Und mochten auch die Publicisten bei jeder neuen Königswahl sich erregt um die noch nassen Bogen der Wahlcapitulation streiten, um möglichst früh dem deutschen Volke die Veränderungen, die eingetreten seien, signalisiren zu können: wer kümmerte sich darum, ob jetzt ein Komma verschoben, ein Punkt an die Stelle eines Semicolon getreten sei! Im Großen und Ganzen blieb Alles beim Alten, und nur zuweilen mochte ein wehmüthiges Staunen die Zeitgenossen beschleichen, wenn sie, wie im Jahre 1658, erfuhren, daß die Kurfürsten hatten bestimmen wollen, der König solle durch Uebertretung auch nur eines Theiles seiner Versprechungen von selbst der Krone verlustig gehen.

Auch die Lehnsabhängigkeit, in der die deutschen Fürsten in Wahrheit zu ihrem Könige standen, hinderte dieselben nicht, unter einander, und selbst mit dem Auslande Bündnisse einzugehen; sie war lediglich Schein und Prunk. Mochte auch das habsburgische Selbstgefühl sich spiegeln, wenn die Gesandten der kleinen Fürsten — denn die Großen verstanden die lästige Ceremonie zu

umgehen — knieend die Belehnung nachsuchten. Im Ganzen lief doch diese Ceremonie wesentlich auf Trinkgelder hinaus, die den königlichen Bediensteten bei solcher Gelegenheit gezahlt werden mußten, und die wesentliche rechtliche Folge der unterlassenen Belehnung war nur die, daß der Unbelehnte sein Territorium nicht veräußern durfte. Aber dazu pflegte auch Niemand sonst Lust zu verspüren, und wenn bei dem schleppenden Geschäftsgange des Reichshofrathes der Markgraf von Brandenburg-Onolzbach beispielsweise auf sein am 18. Januar 1770 eingereichtes Gesuch um Belehnung mit dem ihm zugefallenen Fürstenthum Kulmbach den ersten Bescheid am 25. April 1786 erhielt, so hat er doch in der Zwischenzeit mit voller Ruhe auch unbelehnt sein neues Land regieren können.

Nur als österreichischer Fürst bedeutete der König etwas. Im Reiche war für seine Machtentfaltung keine Organisation gegeben. Der einzige Reichsminister, der ihm zur Seite stand, war der Reichsvicekanzler, den er nicht einmal selbst ernennen durfte. Mußte er sich doch im Jahre 1703 zu diesem wichtigsten Reichsamte durch den Kurfürsten von Mainz dessen Neffen aufdrängen lassen, und der war in dem grünen Alter von neunzehn Jahren. Konnte es da Wunder nehmen, wenn die Politik dieses Königs eine egoistische Hauspolitik wurde, wenn er in allem seinem Thun sich zunächst als Oesterreicher, nachher vielleicht noch als Deutscher geberdete.

Auch war der König als Erwählter der Nation kaum zu bezeichnen.

Eine kleine geschlossene Aristokratie, vielfach dem Einflusse auswärtiger Staaten preisgegeben, stellte ihn an die Spitze Deutschlands. An die Stelle des brausenden Zujauchzens der zur Königswahl versammelten Menge waren die dünnen Stimmen der Frankfurter Singeknaben getreten, die bei der Krönung vom Chor der Kirche herab auf die Frage, ob sie diesen als König haben wollten, unweigerlich ihre bejahende Antwort von den Noten herunter sangen. Uns ist diese Königskrönung lebendig von Goethe geschildert worden, und ein Strahl des Enthusiasmus, der den jugendlichen Zuschauer erfaßte, zittert auch wohl heute noch in der Seele des Lesers nach. Wir übersehen dabei nur zu leicht, daß ein Poet zu uns spricht, und daß ein alter Mann mit gütiger Hand die Schatten des Bildes verwischt, die auch dem jugendlichen Beschauer nicht ganz entgangen sein mochten. Ernste Kritiker urtheilten anders. Sie sahen in dem ganzen byzantinischen Pomp nur ein hohles Flitterwerk, welches über die innere Leere und Nichtigkeit nicht täuschen konnte. Und wenn der Ritter von Lang uns erzählt, wie der kaiserliche Zug sich aus der Krönungskirche in den Römer bewegte, wie das Volk das Tuch, mit dem die Bahn bedeckt, und das ihm zur Beute bestimmt war, abschnitt, unmittelbar hinter den Füßen der Procession, die eilen mußte, um nicht zu stolpern, so will uns das als ein Sinnbild erscheinen der gewaltigen Zeitereignisse, die dieses Königthum verfolgten, ereilten und zu Falle brachten.

Die wesentlichste Organisation des deutschen Reiches war der Reichstag. Wenn in den Zeiten des Mittelalters der deutsche König seine Fürsten um sich schaarte, wenn sie alle mit prunkendem Gefolge in die vielbeglückte Stadt zogen, die so hohe Gäste beherbergen sollte, wenn von nah und fern die schaulustige Menge zusammenströmte, sich an der Augenlust zu weiden, dann mochte auch den klein empfindenden Mann das stolze Gefühl beschleichen, ein Glied dieser fürstenreichen Nation zu sein; die Weltherrschaft des Kaisers erschien auch dem Zweifelnden glaubhaft. Aber das war anders geworden seit dem Jahre 1663. Der damals in Regensburg zusammengetretene Reichstag ist nicht mehr auseinander gegangen, und erst die Todesstunde des deutschen Reiches war auch seine letzte. Damit verlor diese Versammlung den Hauptvorzug, der ihr eigen gewesen war. Ueberall, wo Berufsgenossen sich in Vereinigung zusammenfinden, gemeinsame Fragen zu berathen, ist doch immer die persönliche Berührung, in welche die Mitglieder treten, das Wesentliche. Zwar steht auch dabei Meinung gegen Meinung, Mann gegen Mann, aber das flüchtige Wort verletzt nicht so den Gegner wie der geschriebene Buchstabe, und die zündende Rede weckt Sympathie und reißt mit sich fort, ganz anders als auch die beststilisirte Denkschrift. Zu einem ewigen Reichstage konnten die Fürsten nicht persönlich kommen, wenn sie nicht alle ihre Residenz in Regensburg aufschlagen wollten. Jetzt schickten sie Gesandte und gaben ihnen feste Instructionen zur Richtschnur. Jetzt konnte ein Gesandter mit Engelszungen reden: sein Wort prallte ab an dem Panzer der Instruction mit dem die Brust des Gegners gewappnet war. Und wenn er besten Falles diesem Zweifel erregte an der Richtigkeit und Zweckmäßigkeit der ihm gewordenen Weisungen: das Höchste, was sich erreichen ließ war dann, daß er seine Abstimmung verschob, seinen Hof umzustimmen unternahm. Auf diesen aber wirkte der matte, geschriebene Bericht ganz anders ein, als das Wort, welches in der Seele des Abgesandten gezündet hatte. Hier überlegte man nüchtern unter dem Bann der vorgefaßten Meinung und lächelte ironisch zu den Bedenklichkeiten der Regensburger. Aber selbst wenn man sich umstimmen ließ, welch ein Zeitaufwand war doch erforderlich in dieser telegraphenlosen Zeit, wo grundlose Wege auch den eiligsten Boten oft auf Wochen festhielten. Die Ereignisse aber hatten nicht immer die Gefälligkeit, zu warten, bis alle Vertreter der zahlreichen deutschen Regierungen instruirt und wieder instruirt waren. Und doch konnte das Reich ohne den Reichstag keine wichtige Entscheidung fällen. So hinkte denn dieser mit seinen Beschlüssen regelmäßig nach, und erwies sich zu energischem, zeitgemäßem Handeln gänzlich unfähig. War das aber einmal erkannt, wozu dann noch der Aufwand, einen eigenen Gesandten in Regensburg zuhalten? Der Beschauer der Räume, in welchen der deutsche Reichstag gesessen hat, empfindet staunend die Enge und Kleinheit der Zimmer. Sie reichten nichtsdestoweniger vollständig aus: Von den 314 Staatswesen, welche Stimmberechtigung besaßen, waren gewöhnlich dreißig Gesandte beauftragt, so daß einzelne zehn und mehr Stimmen abzugeben

hatten. Je mehr sie vertraten, um so billiger konnten sie ihren Auftraggebern ihre Dienste anrechnen.

Aber noch ein anderer Grund war vorhanden, welcher den Reichstag von vorn herein zum politischen Tode verurtheilte. Was gab es denn für Interessen, die dieser buntscheckigen, auch confessionell zerrissenen Staatenmenge gemeinsam waren? Und da nationales Empfinden in den kleinen Staatswesen nicht aufkommen konnte, so machte sich der nackteste Egoismus geltend. Früher hätte wohl der Fürst eine Regung der Scham verspürt, wenn er persönlich hätte einen antinationalen Standpunkt vertreten müssen. Aber die Schamröthe des Gesandten, der seine Instruction herunterbetete, focht den Auftraggeber wenig an, und das Cabinetsschreiben, welches deutschverrätherischen Inhalt hatte, schaute ebenso unschuldig darein, wie der Ausdruck glühendster patriotischer Hingebung.

Da waren in Regensburg neben wirklichen Staaten, die staatliche Interessen verfolgten, Zerrbilder von solchen vertreten. Kleine Aebte, arme Bischöfe, unbedeutende Städte, prätentiöse Reichsgrafen: konnte von diesen wirklich ein Verständniß für die politischen Ziele Deutschlands verlangt werden, die sie von ihrem Standpunkt aus doch nicht als ihren Interessen förderlich anzusehen vermochten? Je abgelebter aber solche Gewalten sind, um so mehr suchen sie den Schein ihrer Existenz zu retten und Leben zu heucheln. Und darum bestand jeder Staat und jedes Staatlein um so eifersüchtiger auf die beanspruchten staatlichen Ehren, je weniger ihnen diese in Wahrheit zukamen. So waren denn die Rang- und Ceremonialfragen in der That die einzigen, die das Blut des erstarrten Reichstagskörpers noch einiger Maßen in Wallung brachten. Wie ernsthaft ist nicht über die Frage gestritten worden, ob bei den Empfangsabenden, die der kaiserliche Vertreter gab, die kurfürstlichen Gesandten auf rothen, die anderen auf grünen Sesseln sitzen sollten. Und als die Entscheidung gegen die Kurfürstlichen gefallen war, da erschien doch ein solcher im rothen Mantel. Wie zufällig ließ er ihn auf seinen grünen Sessel fallen. Das Ansehen seines Staates war gerettet. Wie spitzfindig waren häufig die Entscheidungen, mit denen solche Fragen geschlichtet wurden. Als die altfürstlichen Gesandten nicht dulden wollten, daß ihre Sessel auf dem bloßen Fußboden, die der kurfürstlichen Gesandten auf dem Teppich stehen sollten, der unter dem kaiserlichen Baldachin ausgebreitet war, da endete man den verbitterten Streit durch das salomonische Auskunftsmittel, daß die Vorderbeine der fürstlichen Gesandtensessel auf den Franzen des Teppichs stehen sollten, der die Hinterbeine der kurfürstlichen Sessel trug. Und das geschah zu einer Zeit wo die Türken in das Reich eingebrochen waren, und schleunige Entschließung nöthig war. Die Frage, wie über die vom Kaiser verlangte Türkenhilfe abzustimmen sei, beschäftigte die Versammlung gerade ein Jahr.

Und wenn derartige Zänkereien noch schamhaft die Verborgenheit gesucht hätten! Sie drängten sich aber lärmend in den Vordergrund. Der Rangstreit unter den Gesandten der geistlichen und weltlichen Reichsfürsten überschüttete

im Jahre 1748 das deutsche Publikum mit nicht weniger als zehn Druckschriften, in denen die erregten Diplomaten die Ceremonial- zur Staatsfrage aufblähten. Denn auch dem tüchtigen Mann wurde durch das inhaltsleere Treiben des Regensburger Reichstages der politische Blick eingeengt, und, wem das Lebensschicksal gefallen ist, nur mit Mücken kämpfen zu müssen, der sieht diese schließlich für Elephanten an.

Kann es da Wunder nehmen, wenn das Ausland mit kaum verhehltem Hohne die greisenhafte Versammlung belächelte, wenn deutsche Fürsten sie mißachteten, wie denn der preußische Reichtagsgesandte den Reichstagsboten der ihm die Aechtung seines Königs insinuiren sollte, einfach die Treppe herunterwarf.

Freilich fehlte es nicht an heftigen Anklagen des Kaisers, in welchen dieser betonte, daß die gewaltige deutsche Nation durch ihr Ceremonialgezänk sich lächerlich und verächtlich mache. Aber die Legitimation des Kaisers zu solchen Auslassungen war doch mehr als zweifelhaft. Als bei einem Reichstagsessen im Jahre 1769 zuerst die Gesundheit von Kaiser und Kaserin getrunken, dann aber das kurfürstliche und fürstliche Collegium gefeiert wurde vor dem Hause Oesterreich und Burgund, da erhob der Kaiser selbst bei den kurfürstlichen Höfen empfindliche Klage und zeigte, daß er nicht vergeblich die Regensburger Reichstagsverhandlungen studirt hatte.

Am Besten war es schon, wenn der Reichstag Ferien hatte; dann war doch ein Grund seiner Unthätigkeit gegeben, über den der Deutsche nicht geradeswegs zu erröthen brauchte.

Die Reichsjustiz, zu der wir uns jetzt wenden, hatte schon in ihren ersten Anfängen dem Bedürfniß nicht entsprochen.

Wenn auch der König häufig zu Gericht saß, und durch seine Fürsten Rechtsstreitigkeiten schlichten ließ, wie schwer war nicht in diesem wegelosen Lande der Zugang zum königlichen Hof, und wie oft war der König auf Kriegszügen abwesend. Da stand denn das Gericht gänzlich still. Noch schlimmer wurde es in der Folgezeit, wo die alten Uebelstände blieben, aber ein immer dem Könige folgender Hofrichter Recht sprach, welcher die Garantien der Unparteilichkeit durchaus vermissen ließ.

So war es denn ein Fortschritt und eine Schmälerung der königlichen Machtvollkommenheit, als sich Maximilian im Jahre 1495 durch politische Verhältnisse bedrängt, bereit finden ließ, ein festes Gericht einzusetzen, mit Beisitzern, welche die Stände zu präsentiren haben sollten.

Wir Alle haben das Schauspiel der Errichtung eines Reichsgerichts in unseren Tagen mit erlebt. Wir haben gesehen, wie Deutschlands Städte wetteiferten, in welchen Mauern das hohe Gericht tagen sollte, bis endlich die Entscheidung zu Gunsten von Leipzig gefallen ist. Auch damals, im Jahre 1495, wetteiferten die Städte, aber nur, um das Gericht von sich abzuwälzen. Die Wohnungsfrage, die auch diesmal eine so große Rolle gespielt hat, mußte den Vor-

wand abgeben. Wie dringend rieth Frankfurt am Main davon ab, den Meßplatz zum Gerichtsort zu wählen. Nur vor der Stadt könnten die Richter wohnen. In den guten Straßen müsse die Messe vorangehen. Auch hat es nicht ganz ein Jahr in Frankfurt gesessen, kam dann nach Worms, Nürnberg, Augsburg, Regensburg, Eßlingen und 1526 endlich nach Speier. Dort blieb es, bis die Stadt durch die mordbrennerischen Banden Ludwigs XIV. eingeäschert wurde. Eiligst hatte man die Acten geflüchtet und nach Frankfurt, Worms, Aschaffenburg in Sicherheit gebracht, nicht ohne daß doch die Franzosen Kisten und Fässer voll nach Straßburg schleppten, von denen sie nicht alle, nur 500 Kisten zurückgaben.

Wieder stand man damals der peinlichen Lage gegenüber, wo das Gericht seine Wohnstätte zu finden hätte, und wieder erlebte man das unleidliche Schauspiel, daß keine Reichsstadt es wollte, bis denn schließlich das kleine elende Wetzlar ausgewählt wurde. Dort blieb es jetzt bis zum Untergange des Reiches in so unzureichenden Räumen, daß nicht einmal die Acten unterzubringen waren, die zum Theil in ihren früheren Zufluchtsstätten verblieben. Mußten diese benutzt werden, so schickte man auf Kosten der Parteien einen Commissar, um sie an ihrer Lagerstätte einzusehen, was natürlich der Schnelligkeit des Verfahrens nicht zu Gute kommen konnte. Erst 1782 begann man nach unsäglichen Discussionen ein massives Archivgebäude anzubauen, welches wirklich beinahe vollendet war, als im Jahre 1806 das Gericht aufgelöst wurde.

Von Anfang an litt das Reichskammergericht an den Gebrechen, die es schließlich verknöcherten und ganz untauglich machten.

Die Unterhaltungskosten sollten durch die Gerichtssporteln, und wo diese nicht reichten, durch Reichssteuern aufgebracht werden. Aber die ersteren waren unzulänglich, die letzteren nie einzutreiben. Bayern allein schuldete an solchen Steuern im Jahre 1747 52,000 Thaler, Brandenburg über 110,000 Thaler. So kam es denn, daß die Beisitzerstellen nicht voll besetzt werden konnten, obgleich doch blos das Gehalt für sechszehn Assessoren aufzubringen gewesen wäre. Wie hätten aber die wenigen Männer das auf sie einstürmende Actenmaterial bewältigen sollen. Schon im Jahre 1620 wird berichtet, daß über 50,000 Processe vollständig bei Seite gelegt worden seien. Freilich erhöhte man dann die Zahl der Beisitzer im Jahre 1648 auf 50, deren Jeder 1000 Thaler Gehalt empfangen sollte. Aber in Wahrheit konnten doch nur 13 Beisitzer unterhalten werden, und wer jetzt zum Assessor präsentirt wurde und die Probeleistungen abgelegt hatte, der blieb hübsch daheim, bis endlich einmal eine besoldete Stelle für ihn aufging. Erst im Jahre 1720 setzte man die Zahl der Assessoren auf die Hälfte herab; da man indessen deren Gehalt verdoppelte, so kam man wieder nicht weiter, und erst gegen Ende des Reiches, im Jahre 1782 ist die volle Zahl erreicht worden. Eine Menge von Vorschlägen wurden gemacht, dieser finanziellen Bedrängniß abzuhelfen. Eine Reichslotterie sollte zu Gunsten des Kammer-

gerichts eröffnet werden, die Juden sollten die Unterhaltungskosten bezahlen; aber der wackere Justus Möser betitelte seinen von vorn herein: Ein sehr großer Vorschlag, der nicht befolgt werden wird. Da nun das geringe Arbeitspersonal das Proceßmaterial nicht bewältigen konnte, denn, wie Goethe erzählt, konnten jährlich nur 60 Sachen abgethan werden und 120 neue kamen hinzu, so häuften sich wieder Reste auf Reste; mit 60,000 Stück unerledigter Acten ist das Reichskammergericht aus der Welt geschieden.

So war es denn ein Vorzug, wenn das Gericht einen Proceß überhaupt nur in Verhandlung nahm, und zum Ueberfluß traf das Reich die widersinnige Bestimmung, daß dies Schicksal nur die Sachen derjenigen Parteien treffen sollte, die besonders deswegen „sollicitirten". Jetzt bildete sich ein eigenes Gewerbe des Sollicitirens heraus, und manch leises Gewissen eines Kammergerichts-Assessors, der sich durch Geld und gute Worte dazu bringen ließ, dem Sollicitanten gegen Gebühr nachzukommen, mag sich durch die Erwägung beschwichtigt haben, daß er doch eigentlich nicht für die Entscheidung der Sache sich habe bestechen lassen. Im Jahre 1774 wurde ein Sollicitant verurtheilt, der 116,000 Gulden in so schnöder Weise verausgabt hatte.

Uebrigens war in der That der Gewinn nicht allzu groß, wenn das Gericht wirklich in der Sache verhandelte. Die Schwerfälligkeit des Verfahrens überstieg alles Erdenkliche. Wenn wir wissen, daß in einem Processe die Zeugenaussagen 10,864 Blätter füllten, so wird man begreifen, daß der Volkswitz die übliche Grabschrift: Hier liegt N. N. erwartend sein endliches Urtheil, auf Parteien deutete, die am Reichskammergericht stritten. Die waren nie in der Lage, das Urtheil zu erleben. Wenn schon das schleunigste Verfahren eines Wechselprocesses zehn bis zwanzig Jahre in Anspruch nahm, so wird es erklärlich, daß von einem verwickelten Fall ganze Advocatengenerationen leben konnten, und daß noch der späte Enkel die Weisheit seines Vorfahren pries, der einen Proceß beim Kammergericht zu führen unternommen hatte.

Wo aber die Akten einen solchen Umfang erreichen und der Bearbeiter sicher voraussieht, auch mit übermenschlicher Kraftanstrengung den Stoff nicht bewältigen zu können, da stumpft sich die Aufmerksamkeit von selbst ab und todter Mechanismus tritt an die Stelle lebendigen Erfassens. Auch darüber wußte der Volkswitz genug Ergötzliches zu berichten. Als der Präsident einmal zu einer Sitzung aufgefordert und das erste Mitglied auf das Circular bemerkt hatte, es sei wegen der Geburt eines Kindes zu erscheinen verhindert, da schrieben alle Uebrigen nach gewohnter Weise ihr „desgleichen" herunter. Der erstaunte Vorsitzende erfuhr, daß alle seine Assessoren in einer Nacht Vaterfreuden erhalten hätten, und wurde inne, mit welcher Aufmerksamkeit seine Untergebenen zu arbeiten pflegten.

Noch übler war es, daß auch das obsiegende Urtheil gar keinen Vortheil gewährte; davon konnte appellirt werden an die Reichsorganisation, die zur Visitation des Gerichtes angeordnet war. Da nun aber diese seit Ende des

sechzehnten Jahrhunderts nicht mehr existirte, so gab es kein bequemeres Mittel, den Lauf der Justiz zu hemmen, als an diese nicht vorhandene Behörde die Revision einzulegen. Erst 1654 hat man diesem Uebelstande, der geradezu ein Hohn auf die Gerechtigkeitspflege war, abzuhelfen unternommen.

Waren aber die Parteien Reichsstände, dann konnte der Recurs an den Reichstag eingelegt werden und dann entschied eine politische Körperschaft nach politischen Instructionen über eine Rechtsfrage, wobei die Berücksichtigung der Gerechtigkeit ganz schamlos bei Seite gesetzt wurde. Instruirte doch ein deutscher Fürst im Jahre 1750 seinen Gesandten in Regensburg, daß er allen kurkölnischen Recurssachen ohne Ausnahme „nachdrücklich zu secundiren habe", blos weil er in politischer Angelegenheit der Unterstützungen des Erzbischofs von Cöln benöthigt war. Da war es denn einmal wirklich ein Gewinn, daß die schwerfällige Geschäftsbehandlung auf dem Reichstage es zur Erledigung eines Recursgesuches gewöhnlich gar nicht kommen ließ.

Ging das Urtheil gegen eine mächtige Person, so war auf Execution überhaupt nicht zu rechnen, und es machte einen geradezu kläglichen Eindruck, wenn die Schweden den mit der Execution betrauten kaiserlichen Gesandten durch Grenadiere auf einen Stuhl setzen und aus dem Schlosse zu Güstrow heraustragen ließen, oder wenn der Kurfürst von der Pfalz im Jahre 1699 die Kammerboten mit Stockprügeln abfertigte. Die Blitze des Reichskammergerichts sausten nur als kalte Schläge herab, und wenn sie einmal trafen, so wurden ganz Unbetheiligte geschädigt.

Es giebt nach dieser Richtung hin nichts Lehrreicheres, als den Wasunger Krieg, der auch sonst einen guten Einblick in das Staatsleben des achtzehnten Jahrhunderts verstattet.

Am Hof zu Meiningen hatte den ersten Rang unbestritten lange Zeit die Frau Landjägermeisterin von Gleichen. Eine Frau von Pfaffenrath aber, eine gewesene Gräfin Solms, die ihren Hauslehrer geheirathet und ihm den Adel erwirkt hatte, setzte es, vertrauend auf die Gunst, die ihre Schwester beim Herzog genoß, durch, daß Serenissimus eines Tages befahl, sie sollte vorangehen. Frau von Gleichen weigerte sich zu gehorchen, und verließ die landesherrliche Tafel vor Schluß, also doch als Erste. Aus diesem Damengezänk erwuchs ein Hofgezänk, ein Dazwischentreten des Reichskammergerichtes und endlich ein Krieg zwischen Meiningen und Gotha. Die Beleidigte schnaubte Rache, und sie hatte in der That auch Veranlassung dazu, als ihre Gegnerin ein Pasquill erscheinen ließ, in der die Vergangenheit der Pfaffenrath nicht gerade mit den Farben der christlichen Liebe abgemalt war. Frau von Gleichen wurde jetzt eingesperrt, ihr ganz unbetheiligter Mann ebenfalls. Sie wurde von Musketieren in die Stube der Beleidigten getragen, um dieser knieend Abbitte zu leisten. Sie that es nicht. Darauf fuhr man sie auf den Markt von Meiningen, umstellte sie mit Soldaten, ließ das Pasquill durch Henkershand verbrennen, und verbot bei 100 Thaler Strafe und sechs Wochen Gefängniß Jedermann, von der Sache überhaupt noch zu reden. Frau von Gleichen

wurde wieder eingesperrt. Ihre Freunde gingen nun an das Reichskammergericht. Herzog Anton Ulrich wurde oft, aber vergeblich, aufgefordert, sie freizulassen, und endlich Gotha beauftragt, diesen gerichtlichen Befehl mit Waffengewalt durchzusetzen. So brach der Wasunger Krieg aus. Man kann das Schicksal dieses Kampfes in Gustav Freytags köstlicher Schilderung nachlesen. Nur das Ende sei hier erwähnt als besonders bemerkenswerth. Gotha besetzte nämlich das meiningen'sche Wasungen, wollte nicht wieder heraus, und setzte jetzt dem Reichskammergericht ebenso taube Ohren entgegen wie früher der meiningen'sche Fürst, dem doch der Reichsgerichtswille bedeutet werden sollte. Da nahm Friedrich der Große sich der Sache an. Er verhieß dem inzwischen zum vormundschaftlichen Administrator von Weimar ernannten Gothaner ihn als solchen anzuerkennen, wenn er Wasungen räume und 200 weimarische Landeskinder zur preußischen Garde liefere. Und so geschah es. Zweihundert Weimaraner, die von der ganzen Sache nichts wußten, wurden als Frucht der Thätigkeit des Reichskammergerichts in's preußische Militär gesteckt. Herr und Frau von Gleichen waren zwar gleich nach Eröffnung des Krieges freigelassen worden, aber die lange Haft hatte ihre Gesundheit untergraben. Sie starben schnell.

Freilich besaß das deutsche Reich neben dem Kammergericht noch ein anderes oberstes Reichsgericht, den Reichshofrath in Wien; aber das war kein Vorzug, sondern ein enschiedener Nachtheil. Als Maximilian das Reichsjustizwesen von seinem persönlichen Einflusse emancipirt hatte, war er doch nicht Willens gewesen, seine königliche Gerichtsgewalt aufzugeben. Wandte sich ein Rechtsuchender anstatt an das Reichskammergericht an ihn, so ließ er die Sache durch die oberste österreichische Landesbehörde, den Hofrath, entscheiden. Diesen besetzte er ganz allein nach seinem Belieben, und die Mitglieder waren nicht lebenslänglich angestellt, sondern büßten mit dem Tode des Kaisers ganz von selbst ihre Stellen ein. Wurde hier ein Erkenntniß gefällt, das nicht auf „stattlichen grundfesten Ursachen" beruhte, so entschied der König allein in nackter, blanker Cabinetsjustiz. Hier war unverfälschter Katholicismus, und auch nachdem der König der Behörde den Charakter der Landesbehörde genommen und sich zur Anstellung einiger evangelischer Hofräthe hatte bereit finden lassen. Nie hat dieser Gerichtshof auch nur dasjenige Vertrauen im Reiche besessen, welches trotzalledem dem Reichskammergericht gezollt wurde.

Denn zu der Sysyphusarbeit des letzteren fanden sich doch von Zeit zu Zeit noch tüchtige Männer, deren Ansehen auf den Gerichtshof zurückstrahlte. Auf der Herren-Bank des Reichshofrathes aber saßen vornehme Ignoranten, auf der Gelehrten-Bank bestechliche Handwerksgelehrte, die ihren sprichwörtlichen Aufwand nur aus Bestechungen decken konnten! Und allen war der Wille des Kaisers höchstes Gesetz.

So waren denn bei diesem Zustande der Reichsjustiz eigentlich die Bewohner der großen Territorien gar nicht so schlecht daran, wenn ihr Landes-

herr vom Kaiser das Privileg erlangte, daß über den Gerichten seines Landes das Reichsgericht nicht mehr entscheiden dürfe. Nur wolle man nicht annehmen, daß die deutschen Landesherren solche Begünstigung im Interesse der Gerechtigkeitspflege nachgesucht hätten. Es war nur der nackte unverhüllte Particularismus, der dem Reiche auch nicht die Entfaltung seiner Justizhoheit mehr gönnen wollte, und der freilich hier einmal, falls der Landesherr nur selbst ein tüchtiges Gericht handhabte, gute Früchte trug.

Aber vielleicht entschädigte das deutsche Reich seine Bewohner für die unzulängliche innere Organisation durch starke Machtentfaltung nach Außen hin, so daß es, wenn es auch keine Freude sein konnte, in Deutschland als Deutscher zu leben, doch mit stolzer Zuversicht erfüllen mochte, sich im Auslande als Deutscher zu bekennen? Auf diese Frage soll uns die Schilderung der deutschen Reichs-Kriegsverfassung Antwort geben.

Die deutsche Reichsarmee wurde gebildet aus Contingenten, welche die einzelnen Reichsstände zu stellen hatten, nach einer Norm, die zum letzten Male in den Zeiten, wo Ludwig XV. von Frankreich Deutschland bedrängte, aufgestellt worden war. Nur für den Krieg trat das Heer zusammen und der Kaiser hatte aus Furcht vor den bewaffneten Reichsständen dem Beschlusse, auch im Frieden eine Armee von 80,000 Mann aufrecht zu erhalten, seine Zustimmung versagt. Aber bei dem Ausschreiben den Reichsarmee ging es kaum anders her, wie bei dem der Reichssteuern. Wenn wir erwägen, daß, als im Jahre 1731 die geringe Summe von 58,000 Gulden für den Bau des Reichskammergerichts-Gebäudes zusammengebracht werden sollte, 34 Jahre später von den acht Kurfürsten nur zwei gezahlt hatten, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß eine auf 120,000 Mann veranschlagte Reichsarmee schließlich nur um 100,000 Mann von der Normalstärke abwich. Die größeren Staaten scheuten sich die mit schwerer Mühe hergestellten Truppenkörper dem Kaiser für seine nur zu oft selbstsüchtigen Ziele zur Verfügung zu stellen. Auch brachte es mehr, wenn sie ihre Truppen an das Ausland vermietheten, oft unbekümmert darum, daß ihre Reichs-Contingente gegen dasselbe Ausland gleichzeitig fechten sollten. Die kleinen begriffen nicht, warum sie für das Vaterland Lasten zu tragen hätten, welche diejenigen, die es doch weit näher anging, standhaft von sich ablehnten, und so war wenigstens in der Beziehung die in Deutschland so seltene Harmonie zwischen größeren und kleineren Staaten vorhanden, daß sie alle den Reichslasten sich thunlichst zu entziehen suchten.

Wenn nun aber doch einmal die Reichsarmee zusammentrat, wie kläglich war sie dann beschaffen! Das Hauptbestreben der Reichsstände war, die Mannschaften so billig wie möglich zu erhalten, und da die geringe Friedensmannschaft gewöhnlich nicht ausreichte — der Graf von Greyweiler hielt 14, der von Grumbach 12, der Fürst von Kyburg 16, die Reichsstadt Worms

84 Mann, bei denen allen natürlich von Kriegstüchtigkeit keine Rede war — so war es schon am bequemsten, die Zuchthäuser und Gefangenanstalten auszuräumen und die Züchtlinge, die man doch erhalten mußte, für das Vaterland in den Kampf ziehen zu lassen. Oder man preßte die unglücklichen Unterthanen, die dann Ersatzmänner stellen durften, und leicht ehrloses, vaterlandsloses Gesindel fanden, das froh das geringe Handgeld nahm und die erste Gelegenheit abwartete, den Fahneneid zu brechen und zu desertiren. Den Offizieren fiel so die dornenvolle Aufgabe zu, gleichzeitig als Züchtlingsinspectoren zu figuriren, und ihre Position hätte eine noch viel machtvollere sein können, als sie es in Wahrheit war: es wäre ihnen doch nicht gelungen, in diese trübe Masse Ordnung zu bringen und Disciplin zu halten. So war der Reichssoldat in der That ein gut gefürchtetes Individuum, aber leider nicht beim Feinde, sondern bei den eigenen Landsleuten, denen er als Einquartierung in das Haus gelegt wurde, und die dann jedesmal Leben, Gesundheit und Eigenthum gefährdet sahen. Für die Soldaten der größeren Heere aber war der Name Reichssoldat ein Schimpfwort. Sie waren, wenn auch geworben, stolz auf ihre preußische und österreichische Fahne, und verstanden, wenn auch Miethlinge, für den Staat, dem sie dienten, zu sterben. Sie fühlten sich in ihrer Ehre verletzt, wenn sie mit den Reichscontingenten zusammenkämpfen mußten und wiesen jede kameradschaftliche Beziehung schroff zurück.

Jeder Contingentsherr aber suchte seine Souverainetät bei seinem Contingente dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß er jede gemeinsame Organisation vermied; die vielhundertfache Organisation des Heeres war aber einfache Desorganisation. Da hatte jedes Contingent seine eigene Uniform in möglichst kostenloser Herstellung, seine eigene Bewaffnung, ein eigenes Kaliber seiner Gewehre. Hatte ein Theil der Compagnie sich verschossen, so war ihm die Munition des anderen gänzlich unbrauchbar. Freilich war dieser Schaden im Grunde genommen kein allzugroßer; denn die Gewehre der Reichs-Contingente pflegten überhaupt nicht zum Schießen eingerichtet zu sein. Nach der Schlacht bei Roßbach, wo die Reichsarmee unsterblichen Spott davon trug, nicht blos bei den Preußen, sondern auch bei den Deutschen, deren Truppen eben geschlagen waren, wurde es offen constatirt, daß durchschnittlich von 100 Gewehren überhaupt nur 20 feuerfähig gewesen waren. Jedes Contingent hatte weiter eigene Verpflegung und Verpflegungsbeamte. So mußte nun ein ungeheurer Troß der Armee folgen, der die taktischen Bewegungen hemmte, und selbst die der Reichsarmee so beliebte Rückwärtsbewegung nicht mit der Schnelligkeit ausführen ließ, die doch in den Wünschen dieses Heeres zu liegen pflegte. Hatte die Fouragecolonne des einen Contingents sich versprengt, so entbehrte dieses der nothwendigsten Lebensmittel, denn wie hätte es dem Beamten des anderen Contingents einfallen sollen, von dem Proviant seines Theiles etwas abzugeben. So konnte in einer Compagnie ein Theil hungern, während der andere schmauste, obgleich dies Wort für die Art der Proviantirung

der Reichscontingente vielleicht doch zu volltönend ist. Ein Theil bekam heute eine spärliche, ein anderer morgen eine reichlichere Löhnung, der dritte gar nichts. Dadurch wuchs die kameradschaftliche Eintracht keineswegs. Und wenn die einzelnen Landschaften Deutschlands sich schon im Frieden mit mehr oder weniger gelungenen Scherzworten neckten und ihre Stammes-Antipathien zum Ausdruck brachten, so wurden diese bei so ungleichartiger Behandlung gewiß nicht besänftigt und waren im Felde nicht unbedenklich. Jedes Contingent hatte sein eigenes Lazarethwesen, so daß auch nach der Schlacht die Verwirrung, die in derselben zu herrschen pflegte, fortdauerte.

Die Offiziere ernannten die Reichsstände. Bei einer Compagnie des schwäbischen Contingentes stellte Gmünd den ersten Hauptmann, Rottweil den ersten Lieutenant, die Aebtissin von Rottenmünster den zweiten und der Abt von Gengenbach den Fähndrich.

Wo sollte da ein Zusammenhang unter dem Offiziercorps erwachsen. Lauter wildfremde, militärisch nicht geprüfte, von allen Seiten zusammengeschneite Elemente, die weder sich unter einander noch ihre Truppen kannten, denen für etwaige Ruhmesthaten weder Belohnung noch Beförderung winkte.

Die Oberleitung des Heeres aber wurde vom Reiche nicht nach militärischen, sondern nach confessionellen Rücksichten geordnet. Als 1672 der Krieg mit Frankreich drohte, und zwei katholische und zwei protestantische Generalmajors bestellt waren, protestirten die Katholiken, weil die Evangelischen bei der Cavallerie waren, die Katholischen nur bei der Infanterie, und beruhigten sich nicht eher, als bis noch zwei neue Generalmajors geschaffen wurden, von denen nun der katholische Cavallerist und der evangelische Infanterist wurde. Wenig konnte es da frommen, als das deutsche Reich auch zwei Reichsfestungen erhielt. Wer sollte sie in Stand halten, wer besetzen? Kehl stand seit 1754 vollkommen offen, in Philippsburg bestand die Vertheidigungsarmee im Jahre 1777 aus fünfzehn Mann kaiserlicher Truppen, die 1782 gleichfalls abzogen.

Von einem Schutze der deutschen Grenze war demnach keine Rede. 1716 klagte der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, daß die Russen ihn schwer beschädigten. Statt zu helfen gab der Reichstag nach und nach sechs Gutachten ab, welche die Russen auf das ruhigste aushielten, bis sie schließlich von selbst abmarschirten.

Wenn nichts destoweniger auf den europäischen Schlachtfeldern der deutsche Name einen guten Klang hatte, so geschah das lediglich, weil die größeren Staaten, namentlich Oesterreich und Preußen, tüchtige Armeen hielten, die trotz der Reichsarmee rühmliche Thaten verrichteten. Die Friedenssoldaten der kleinen Fürsten taugten ebenso wenig wie ihre Reichscontingente. Schnitzten doch die Mainzer Schildwachen auf Posten Pflöcke für die Schuhmacher um den Lebensunterhalt zu erwerben, den der Reichserzkanzler seinen Truppen nicht geben mochte. Die Soldaten in Gmünd präsentirten vor jedem anständig gekleideten Vorübergehenden, zogen dann die militärische Kopfbedeckung und baten um eine kleine

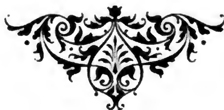
Gabe für die erwiesene Höflichkeit, und die Soldaten des Bischofs von Hildesheim trugen an ihren Mützen die muthsprühende Inschrift: Da nobis pacem domine, Du lieber Herrgott gieb uns Frieden, ein Wunsch, den diese Armee bei nur einigermaßen ausgebildeter Selbsterkenntniß zu hegen die vollkommenste Berechtigung hatte.

Die Mainzische Armee bestand auf dem Papier aus 2800 Infanteristen 50 Husaren und 120 Artilleristen, eine Zahl, die auf 32,000 Einwohner nicht viel bedeutet, wenn man bedenkt, daß diese Bevölkerung regiert wurde durch 2200 weltliche Beamte und 2928 Personen geistlichen Standes. Auch kamen auf die 2970 Mann nicht weniger als 12 Generale. Die Werke der wichtigsten deutschen Festung waren in englische Gartenanlagen verwandelt und standen unter der Aufsicht des Hofgärtners, der darüber entschied, ob die Ingenieur-Offiziere die Wälle betreten durften oder nicht.

Ich will meine Schilderung der deutschen Reichsverhältnisse hier abbrechen. Wohin wir unsere Blicke auch wenden mögen, wir finden nur Klägliches und Unerfreuliches, und wenn wir heute mit einer gewissen Ruhe dieser Zustände gedenken können, so geschieht das lediglich, weil wir sie gründlich überwunden haben.

Aber der Gedanke drängt sich uns unwiderstehlich auf: Welche geistige Kraft muß einer Nation innewohnen, die unter solchen politischen Verhältnissen mit allen Culturvölkern um die Palme in dem Wettstreite der Künste und Wissenschaften ringen konnte. Und welch' eine unvertilgliche Lebenskraft muß unsere Nation beseelen, die, nachdem sie von den Völkern Europas längst zu den Todten gezählt wurde, jetzt wieder den ihrer Stärke und Intelligenz gebührenden Platz in dem Rathe Europas eingenommen hat. Der Wunsch, den unser großer Volksmann Martin Luther schon im sechszehnten Jahrhundert sehnsüchtig geäußert hat, ist uns späten Enkeln froh in Erfüllung gegangen. „Deutschland", so sagt er, „ist ein schöner weidlicher Hengst, der Futter und Alles genug hat, was er bedarf. Es fehlt ihm aber an einem Reiter! Gleichwie nun ein stark Pferd ohne einen Reiter, der es regieret, hin und wieder in die Irre läuft, also ist auch Deutschland mächtig genug an Stärke und Leuten; es mangelt ihm aber an einem guten Haupte und Regenten."

Der deutsche Hengst hat endlich seinen Reiter gefunden. Möge er nie wieder in die Irre gehen!





Der Zukunftsstaat.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Achern liegt in einer sehr schönen Gegend Deutschlands, etwa unter demselben Breitengrade wie Straßburg, südlich von Baden. Im Jahre 1864 zählte es 2579 Einwohner; dagegen weist es nach der letzten Volkszählung des Jahres 1881 bereits die erfreuliche Zunahme von 566 Einwohnern auf, sodaß die Gesammteinwohnerzahl sich auf 3145 belief. Auf die siebzehn Jahre vertheilt, macht dies also eine jährliche Zunahme der Bevölkerung von dreiunddreißig, in Schaltjahren sogar von vierunddreißig Seelen.

Die Einwohner von Achern beschäftigen sich mit der Herstellung von Papier, Cigarren, Senf, und mit Obst- und Weinbau. Einer unter ihnen aber strebt höheren Zielen nach. Adolf Huber hat in Achern ein dreiactiges Schauspiel veröffentlicht, das den Titel führt: „Der Socialistenstaat".*) Fern von den zerstreuenden Einflüssen des großstädtischen Treibens hat Adolf Huber darüber nachgedacht, wie der Zukunftsstaat wohl beschaffen sein würde, wenn die Vertreter der socialdemokratischen Grundsätze zur Herrschaft gelangen und das Staatsschiff steuern sollten.

Dieses Schauspiel ist von dem Verbote, das gegen die socialistischen Schriften erlassen worden ist, nicht getroffen worden. Und mit Recht. Denn der Dichter von Achern ist ein gut gesinnter Mann mit starkem monarchischem Gefühle, und es wäre wohl zu wünschen, daß sein Buch in den Arbeiter-

---

*) Achern, R. Bott'sche Buchdruckerei 1882.

kreisen, welche sich von socialistischen Arbeiterführern das Paradies auf Erden versprechen lassen, die weiteste Verbreitung fände. Für die Zukunftsdichtung ist die Zeit der Handlung natürlich nicht angegeben. Der Dichter soll ja ein Prophet sein. Die alten Römer hatten für Dichter und Seher dasselbe Wort: vates. Schiller besaß dies prophetische Gemüth, als er den „Tell" schrieb. Wer erinnert sich nicht der begeisterten, aus dem Drange des Herzens hervorgetriebenen Zurufe, die im Sommer 1870 in unsern Schauspielhäusern ertönten, wenn das Schiller'sche Freiheitsdrama zur Aufführung kam? Ein Jauchzen ging durch das ganze Haus, wenn von der Bühne herab die Worte gesprochen wurden:

„Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben,
Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt —"

Die in der Vorahnung des Geschehenden niedergeschriebenen Verse schienen in ihrer vollwichtigen Bedeutung für den Tag erst gestern geschrieben zu sein. Nach vollbrachter That prophezeien, wie es jetzt manche unserer Dichter thun, — das ist freilich gar nichts, das kann am Ende Jeder. Wenn ein Cherusker-Hermann im Jahre 1883 verkündet, daß Deutschland später einig sein werde, wenn Moses Mendelssohn im Jahre 1869 auf der Berliner Bühne prophezeit, daß in Berlin eine prächtige Synagoge gebaut werden wird, — das ist kein Kunststück! In der dichterischen Vorahnung des Geschehenden aber, wie wir dies eben bei Schiller, wie wir es bei Kleist finden, — da zeigt sich der wahre Jacob von Apollos Gnaden! Und nach diesem Ruhme geizt auch der Schwan von Achern.

Sollte sein Stück etwa um das Jahr 2050 gegeben werden, zur Zeit, da sich eine vernünftige Reaction gegen die herrschende Regierungspartei der Socialdemokraten geltend machen dürfte, dann erst würde man erkennen können, wieviel Zutreffendes und Richtiges in diesem merkwürdigen Stücke ist! Unser heutiges Geschlecht ist allerdings noch nicht im Stande, dieses Werk nach seinem vollen Werthe zu beurtheilen. Wir sehen daher auch von jeder Kritik ab in unsrer Zeit, da uns nur Staunen und Zustimmung ziemt.

Versuchen wir nun, uns klarzumachen, wie sich in der Phantasie des Dichters der Zukunftsstaat aufbaut.

Herr Adolf Huber nimmt an, daß die Entwickelung unsrer Zustände nothwendigerweise dahin führt, den Mittelstand zu vernichten: eines schönen Tages wird es nur noch eine geringe Anzahl von Ueberreichen geben, die alles besitzen, und die große Masse des Volkes, die nichts besitzt. „Die ausgebildeten Verkehrsmittel, die Maschinen, das Capital, das laissez faire et laissez aller und eine schrankenlose Freiheit vernichteten nach und nach den Handwerker, den Bauern, den kleinen Gewerbtreibenden, den goldenen Mittelstand. Aller Besitz concentrirte sich in immer größeren Massen und wuchs lawinenartig an. Unsere unpraktischen Theoretiker, das Ideal eines platonischen Staates im Herzen tragend, übernahmen die Leitung der Massen, die ursprünglich nur Verbesserung ihrer materiellen Lage erstrebten, und

stellten diesen die Phantasiegebilde als ausführbar dar, bis endlich die Umwälzung mit unwiderstehlicher Kraft sich vollzog, und alle nun meinen, das langersehnte Paradies auf Erden gefunden zu haben. Man erlaubte der Schuljugend, den Lehrjungen eine schrankenlose Freiheit und sah mit verschränkten Armen zu, bis alle Autorität untergraben war."

Das ist der einzige Hinweis auf die Entstehung der Verhältnisse, denen wir in diesem Schauspiel begegnen. Aus einigen andern Andeutungen ersehen wir, daß der König entthront und mit seiner ganzen Familie und allen seinen Anhängern in die Verbannung geschickt ist. Einem einzigem Königstreuen hat man gestattet, im Lande zu bleiben, und das ist der frühere Minister Bennigs. Früher war Bennigs auch Graf, jetzt ist er natürlich schlichter Bürger wie alle andern. Der Chef des Socialistenstaates heißt Hagen, vielleicht eine zarte Anspielung auf Richter-Hagen. Der socialistische Polizeidiener heißt, gerade wie der frühere Sekretär der Socialdemokraten, Bracke, die nächsten Rathgeber des Chefs heißen, wie sich das von selbst versteht, Brand und Sturm.

Die ersten beiden Acte spielen in einem Dorfe, dem sogenannten Besendorfe. Dorthin ist auch der frühere Minister und Graf, der jetzige Bürger Bennigs, versetzt worden und mit den Seinigen von staatswegen zum Besenbinden wie alle übrigen angewiesen. Wenn der Vorhang sich hebt, erblicken wir Bennigs, seine Frau und Tochter Helene mit Besenbinderei beschäftigt. Frau Bennigs klagt darüber, daß sie zu diesem „Berufe" wenig Geschick zeige. Die Regierung hat nämlich einen allgemeinen Umzug angeordnet, die Großstädter und Residenzler sind nach kleinen Nestern geschickt worden, und die Kleinstädter und Dörfler wohnen jetzt in den Palästen der Metropole. Es erscheint der Polizeidiener Bracke und meldet, daß von der achtstündigen Arbeitszeit an jedem Werktage drei Stunden auf Besenbinderei und fünf auf die Landwirthschaft zu verwenden sind. Jede erwachsene Person muß täglich zwanzig Besen fertigen, für je fünf ordnungsmäßig abgelieferte Besen vergütet der Staat eine Mark.

Ich frage mich, wozu alle diese Besen für den Zukunftsstaat? Die Familie Bennigs allein liefert deren täglich sechzig, das macht im Jahre an die achtzehntausend Stück — wofür sie also täglich nach dem Regierungsanschlage zwölf Mark zu erheben hat, für eine Familie von Besenbindern ein recht anständiges Einkommen. Wenn ich nun von meinem eigenen Bedarf an Besen auf die Allgemeinheit schließe, so dürfte die Besenlieferung dieser drei Personen allein schon genügen, um den Bedarf einer großen Stadt zu decken — achtzehntausend! — und das geht immer so weiter, alle Jahre achtzehntausend Besen von einer einzigen Familie! Und wo bekommt das Dorf das erforderliche Material her? Es müßte ja aus dem ganzen Staate nach dem Besendorfe zusammengebracht werden — aber das ist schließlich Sache des Socialistenstaates. Unsere Wiener Freunde dürften wahrscheinlich zu der Ansicht hinneigen, daß die „Besendorfer" von Hause aus mehr Talent zur Pianofortefabrikation als zur Besenbinderei mitbringen.

Das, was die Familie dem Boden abgewinnt, gehört ihr, soweit sie es zu ihrer Ernährung braucht; den Ueberschuß aber darf sie nicht umtauschen, geschweige denn verkaufen — es wird ja überhaupt nichts mehr verkauft — sondern sie muß denselben als Staatseigenthum an das öffentliche Magazin abliefern. Es giebt nämlich kein Eigenthum mehr, außer an Genußmitteln; alle Güter gehören der Gemeinsamkeit. „Es giebt keinen Handel, keine Börse, keine Pacht, keine Kaufläden, keinen Markt, kein Geld, keine Dienstboten mehr." Hier ertappe ich den Dichter bei einem kleinen Widerspruch: er sagt, „es giebt kein Geld mehr", und dennoch erhält man für fünf ordnungsmäßig abgelieferte Besen vom Staate eine Mark, und da jede erwachsene Person täglich zwanzig Besen liefern muß, wird jeder Besenbinder mit vier Mark täglich honorirt. Also giebt es in dem Staate, in dem es kein Geld giebt, doch Geld.

Sämmtliche Einwohner sind unmittelbare Staatsbeamte. Der Staat weist jedem Einzelnen seine Beschäftigung an, bestimmt den Aufenthaltsort, regelt die Production und den Consum. Der Staat wird durch Erwählte des Volkes regiert, und das Staatsoberhaupt heißt Socialistenchef. Mit dem Lohn, den der Staat für die Besenbinderei zahlt, kann sich die Familie Bennigs im öffentlichen Magazin Genußmittel verschaffen; dort werden die Preise für alle Gegenstände groß angeschrieben, und diese sind im ganzen Reiche dieselben. Uebrigens wird den Bürgern das Leben leidlich sauer gemacht. Der frühere Minister erzählt uns, daß er am Abend das Holz zum Anfeuern spalten müsse, dann die zwei Kühe zu füttern und den Kuhstall zu reinigen habe. Frau Bennigs kocht, Helene füttert die Hühner und holt Wasser im Kübel. Das junge Mädchen muß übrigens auch dreschen und klagt darüber, daß sie keinen Takt halten könne. Sie möchte lieber die Kühe melken — „wenn die Frisur dabei nicht so in Unordnung geriethe!" Ja, ja, da sieht man die frühere Aristokratin, die Weltdame, die sogar im Socialistenstand noch an ihre Frisur denkt, während sie Kühe melkt!

Im Uebrigen herrscht aber eine tolle Wirthschaft in diesem Staate. Die Waaren im öffentlichen Magazin sind ganz niederträchtig schlecht. Die verstaatlichten Bäcker, denen der Trieb des Erwerbens natürlich fehlt, schlafen bei Tage und bei Nacht und geben den Kunden entweder halbgebackenes oder verbranntes Brot. Die weise Hierarchie fehlt sogar in der Schlächterei: dort sind sechs Burschen beschäftigt, von denen keiner sich dem andern unterordnet. „Will der eine Kalbfleisch aushauen, so schlachtet der andere einen Hammel, verlangt man eine Wurst, bekommt man Ochsenzunge; die eine Hälfte liegt beständig zu Bett, weil sie von der andern halbtodt geprügelt worden ist."

Da die Waaren im ganzen Reiche möglichst gleich vertheilt werden sollen, so gelangen an einen Ort gute, mittlere und schlechte; so ist also in Besendorf vorzügliches Leder, mittelmäßiger Kleiderstoff und verdorbener Kaffee zu haben. Der Kleinbetrieb ist abgeschafft und durch den Großbetrieb

ersetzt. Die Schuhmacher, Schreiner und Schneider am Orte besorgen nur Ausbesserungen, neue Gegenstände aber kommen aus den großen Fabriken.

Dieses Princip der gleichmäßigen Vertheilung unter Alle führt natürlich zu den tollsten Consequenzen, und der scharfsinnige Dichter verfehlt nicht, dieselben zu ziehen. Mit bittrer, tief einschneidender Ironie läßt er Helene Bennigs sagen, was sie bei ihrem letzten Einkauf mitgebracht habe: „im Sacktuch einen Tropfen Rosenöl, einen Fingerhut mit Champagner gefüllt, eine Hummerscheere, ein zollgroßes Stück Zobelpelz, ein erbsengroßes Stück Trüffel, ein sechszehntel Elle Seidenzeug.“ Was folgt daraus? — Es folgt daraus, daß die gleichmäßige Vertheilung der selteneren und kostbareren Dinge unter die Allgemeinheit ein Unsinn ist. Was soll Helene mit einer Sechszehntel Elle Seidenzeug anfangen? Das reicht doch noch nicht einmal für ein sehr tief ausgeschnittenes Kleid.

Aber auch die Vergnügungen werden verstaatlicht. Sie sind aber auch danach! Der Minister darf am Sonntag Nachmittag Kegelschieben oder turnen — man denke sich einen Minister, der die Bauchwelle macht! Helene nimmt an den öffentlichen Gesängen Antheil, die ich mir auch nicht sehr schön denken kann, wenn ich mir klarmache, daß jeder Staatsbürger mitsingen darf. Die Frau aber darf den staatlich regulirten Sonntags-Kaffeeklatsch mitmachen.

Der Staat, der alle Stellen besetzt, kann sich der Auffassung nicht entziehen, daß es hienieden schwerere und leichtere, angenehmere und unangenehmere Beschäftigungen giebt, und um auch in dieser Beziehung die grundsätzliche Gleichheit zum Ausdruck zu bringen, hat er die weise Vorkehrung getroffen, daß die verschiedenen Bürger in ihren Beschäftigungen abwechseln. So werden also Helene und Therese, die Tochter des früheren Ministers und des socialistischen Bürgermeisters, zeitweilig vom Besenbinden losgesprochen und als Kellnerinnen angestellt; denn der socialistische Staat sorgt für Kneipen mit angenehmer Bedienung. Die Wirthin unterweist die jungen Damen in ihrem neuen Beruf. Früher durfte auch das Porzellan und Glas, das vom Staate geliefert wurde und dem Staate gehörte, zerbrochen werden; aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange; alle Seidel wurden natürlich zerschlagen — wozu sie erst reinigen? Die Getränke bekamen einen Stich, das Fleisch wurde schimmlig. Das System hat man also doch wohl oder übel ändern müssen. Der Staat richtet die Wirthschaften ein; aber der Consument muß dafür Checks zahlen, die er für gelieferte Waaren vom Staate empfängt, und der Wirth liefert wiederum die Checks an die Regierung ab, die ihm darauf neue Waaren liefert. Es kommt also schließlich auf dasselbe heraus, wie die gewöhnliche Zahlung und der gewöhnliche Erwerb mit der üblichen Münze; aber es ist socialistisch verwickelter. Der Wirth hat also ein gewisses Interesse daran, mit den Waaren, die er vom Staate bezieht, haushälterisch zu sein; dagegen verschleudert er alles, was er aus dem eigenen Haushalte bezieht, da er ja den Ueberschuß doch dem Staate abgeben muß. Und so kommt

es, daß die Frau Wirthin, welche die jungen Mädchen unterweist, ihnen unter Anderm auch sagt: „Wenn das Feuer im Heerd nicht hell aufflackert, so wirft man Butter hinein." Da sieht man so recht deutlich die verderblichen Folgen dieses Systems! Mit Butter wird geheizt! Ueberhaupt hält es die Frau Wirthin mit der Butter. Als sie den jungen Mädchen ankündigt, daß der Socialistenchef, Hagen, in ihr Haus einkehren werde, und daß man demselben ein freundliches Gesicht zu machen habe, sagt sie in einem schönen volksthümlichen Bilde: „Vor seinem Anblick schon sollten sie schmelzen wie der Butter an der Sonne".

„Der Butter" scheint süddeutsch zu sein, wie sich denn überhaupt in dem Werke unseres Dichters das freundliche Süddeutsch oft in gar schalkhafter Weise bemerklich macht. Ich will gern zugeben, daß der Unterschied zwischen „begleiten" und „bekleiden" schwer zu machen ist; unser Dichter sagt daher auch: „Mein Vater begleitete eine einträgliche Aufseherstelle." Er spricht ferner von Jemandem, der früher eine hervorragende Stelle „begleitete". Daß er aber auch den Chef der Socialisten, den berühmten Redner Hagen, in seinem Geburtsort von Bildern seiner Jugend „umgaugeln" läßt, erscheint mir doch etwas zu gewagt. Auch die Imperativform: „Gebe mir eine Antwort", dürfte bei zopfhaften Grammatikern auf einigen Widerspruch stoßen.

Was bedeuten indessen diese Kleinigkeiten gegenüber der Großartigkeit der Auffassung und Durchführung des Ganzen. Der Dichter von Achern hat eben immer nur diese Gesammtheit im Auge gehabt; er hat den Zukunftsstaat schildern wollen, und das ist ihm gar meisterlich gelungen. Muß uns nicht ein Grauen befallen, wenn wir hören, wie es der Zukunftsbauer treibt? — Wie sagt der Kaspar in diesem Werke? — Er sagt: „Wir gehen in's Wirthshaus, trinken, rauchen, spielen und laufen den Mädchen nach und freuen uns über unsere eigene Wichtigkeit." Wohin soll das führen? Gerechter Himmel! Und das genügt diesem Zukunftsbauern Kaspar noch nicht einmal. Er meint, die allgemeine Gleichheit müsse immer noch gleicher werden. Denn der Bürgermeister thue schon, als ob er etwas Besonderes wäre, und es gäbe nicht eher Ruhe und Zufriedenheit, als bis der ideale Zustand des Schlaraffenlandes mit den gebratenen Tauben in der Luft und den gebackenen Forellen im Wasser hergestellt sei und „alle zehn Minuten ein Schaukelsessel am Wege stehe". Nun bitte ich einen Menschen! Ein Schaukelsessel! Die gewöhnliche Ruhebank ist für diesen verwöhnten Bauern nicht einmal mehr ausreichend. Und bei solchen Ansichten im Volke soll die allgemeine Wohlfahrt gedeihen! Wohin soll das führen? frage ich noch einmal.

Es führt zur allgemeinsten Unzufriedenheit; und auch der socialistische Bürgermeister ist im Innern schon von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes überzeugt und giebt zu, daß das Geld doch sein Gutes hatte. Und wie Recht hat der Mann! „Das vielgeschmähte Metall", sagt er, „diente doch zur Veredelung des menschlichen Sammeltriebes." Nicht blos

das; das Geld gewährt auch noch andere Annehmlichkeiten, die ich hier der Kürze halber lieber nicht aufzählen will. Bei der völligen Gleichberechtigung verlangt die Waschfrau, die sich früher bei ihrem dünnen Cichorienkaffee wohl fühlte, feinsten Mocca, der Maurer, dessen Tabackssorte in weitesten Kreisen bekannt ist, die edelsten Cigarren der Havanna, der Holzhacker ziegenlederne Stiefel und Battisttaschentücher. — Und Alles beschwert sich beim Bürgermeister! Die Bauern haben kein Interesse mehr daran, Haus, Stall und Feld zu pflegen; sie lassen die Thiere, die der Allgemeinheit gehören, Hungers sterben, sie lassen die Ernte verregnen und freuen sich, wenn das Wasser in die Garbenwagen plätschert, da die Ernte ihnen ja doch nicht gehört.

So siehst's auf dem Lande aus. Wie nun in der Stadt?

Wie kommt man überhaupt in die Stadt? Mit dem Postwagen! Denn die Eisenbahn ist nicht mehr sicher genug. Der Weichenwärter dünkt sich ja eben so viel wie der Bahnhofsvorstand, der Heizer so viel wie der Betriebs-Director, und das Fahren auf der Eisenbahn ist eine Tollkühnheit, die man mit den Pflichten gegen sich selbst kaum noch vereinbaren kann. Und kommt man mit der Post endlich in der Stadt an, so kann man sein Gepäck selbst in den Gasthof tragen: „denn das ehrsame Geschlecht der Hausknechte ist ausgestorben“, und die Droschkenkutscher, Staatsbeamte gleich allen Bürgern, schlafen lieber, als daß sie die Stadt befahren. „Sie erschrecken den Fahrlustigen mit solcher Fluth von Schimpfwörtern und knallen ihm so nahe um die Ohren“, daß dieser lieber auf Schusters Rappen seiner Behausung zugeht.

In den Gasthöfen ist es gerade so schlimm. Es giebt keine Trinkgelder mehr, und man kann sich denken, wie entsittlichend die Beseitigung dieses nützlichen Mißbrauchs wirkt. Die Kellner sind unverschämt, die Zimmermädchen lachen dem Fremden in's Gesicht und machen sich über dessen lange Nase lustig.

Nicht erfreulicher ist das Bild auf der Straße. Die Schauläden der Kaufherren sind verschwunden, die Waaren lagern nur noch in den großen Staatsmagazinen. Da die Menge Alles, was von der allgemeinen Gleichheit abweicht, „mit Schmutz und faulen Eiern bewirft“, so trägt Jedermann ein weites, sackartiges Gewand. „Wie wandelnde Mumien durchziehen selbst junge Damen die Straße.“ Die Regierung hat zwar das Bestreben, die Bürger zu unterhalten, aber es gelingt ihr schlecht. Bei den großen öffentlichen Mahlzeiten wurden Musikvorträge und Vorlesungen aus den Klassikern gehalten, die Gäste fanden jedoch die Dudelei langweilig und die Klassiker noch langweiliger, und sie warfen den Musikern und Vorlesern die „Reste“ an die Köpfe.

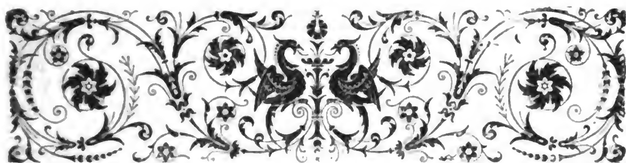
Aber auch diese Gleichheit soll den Radicalen noch nicht genügen. Sie verlangen anstatt der achtstündigen Arbeitszeit die zweistündige. Und sie haben noch ganz andere Pläne. Die Kinder sollen den Eltern weggenommen, um durch den Staat erzogen zu werden. Vielleicht soll auch die Anzahl der

Kinder gesetzlich gleichmäßig festgestellt werden. Die Einrichtung der Ehe hat sich überlebt, und an ihre Stelle wird die freie Liebe treten. Endlich soll die Verbrüderung mit den Nihilisten, Petroleusen und Communisten aller Länder feierlich ausgesprochen werden; denn es hat sich herausgestellt, daß der Socialismus in den engen Bezirken der Nationalität nicht gedeihen kann. Sein Vaterland muß größer sein. Die Staatsform der Zukunft ist vielmehr der kosmopolitische Socialismus. Von den Wohlthaten dieser alle Staaten umschließenden Gleichheitsherrschaft sollen indessen die Schwarzen, die ja doch auf eine höhere Culturstufe nicht zu heben sind, ausgeschlossen bleiben. Von diesen schwarzen Afrikanern sollen einige Millionen in die Culturstaaten gebracht werden, um dann für die Verwöhnteren die unangenehmen Arbeiten zu verrichten. Endlich soll, nachdem das Privateigenthum aufgehört hat, auch das Staatseigenthum aufhören. Die Erde gehört Allen und keiner besonderen Nation.

So entwickelt sich der Zukunftsstaat wie er dem prophetischen Gemüthe des Dichters von Achern vorschwebt. Herr Adolf Huber versäumt es nicht, auch hier auf die logischen Folgerungen hinzuweisen. Der Sprecher der Radicalen verlangt bei ihm ganz folgerichtig die Regelung nicht blos der öffentlichen, sondern auch der privaten Vergnügen.

Nun denke man sich einen verstaatlichten Gleichheitsskat! Natürlich gibt es keine Vorhand mehr, da diese dem Princip der Gleichheit widersprechen würde. Das Spiel müßte so eingerichtet werden, daß auf jeden der drei Spieler von den 120 Points immer 40 Augen kommen würden, damit die Gleichheit eine vollständige sei. Es wäre zu erwägen, ob nicht die verhaßten Könige aus dem Kartenspiele überhaupt zu entfernen seien; jedenfalls würde das „Écarté“, als aristokratisches Spiel, in dem der König den größten Werth hat, unbedingt zu verbieten sein. Beim Makao müßte dafür gesorgt werden, daß der Banquier und der Mitspieler jedesmal Schlag neun haben. Ueberhaupt dürfte es noch der Gegenstand einer lebhaften Untersuchung werden, ob es zu dulden ist, daß die einzelnen Karten einen verschiedenen Werth haben. Beim Gleichheitsskat müßte die eine Karte so viel zählen, wie die andere. Die Spieler müßten zusammen ausspielen, sie müßten sich in jeden Stich theilen, und zuletzt dieselbe Anzahl von Points haben. Ich kann mir ein solches Spiel zwar nicht sehr lustig denken, aber es wäre das einzig logische Spiel im Staate der vollkommenen Gleichheit.

Das Stück hat auch eine Handlung; aber diese ist weniger bedeutend, und ich brauche nicht darauf einzugehen. Vielleicht haben wir das Vergnügen, es früher oder später auf einer unserer bedeutenden Bühnen dargestellt zu sehen, denn es ist gar nicht lang: mit kurzen Zwischenacten könnte es ohne wesentliche Striche ganz bequem in sieben bis acht Stunden abgespielt werden. Der Verfasser hat sich das Recht der Uebersetzung nicht vorbehalten.



Die Natur
als Gegenstand poetischer Empfindung und Darstellung.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Schiller in seiner schönen Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" hat sehr feinsinnige Betrachtungen darüber angestellt, wie es komme, daß der Grieche, den eine so schöne Natur umgab, der unter seinem glücklichen Himmel so vertraut mit der freien Natur lebte, der sogar diese Natur in seiner Mythologie vergöttlichte und personificirte, — daß dieser selbe Grieche gleichwohl so gar Nichts zeige von dem sentimentalen, schwärmerischen Zuge nach der Natur hin, der uns Modernen eigen sei. Den Schlüssel dieses anscheinenden Räthsels glaubt Schiller darin zu finden, daß der Grieche, weil sein ganzes Leben ein naturgemäßeres und darum der Natur näherstehendes war, nicht nöthig gehabt und darum auch nicht das Bedürfniß empfunden habe, die Schranke zwischen sich und der Natur aufzuheben, aus der Entfremdung von ihr herauszukommen, sich ihr zu nähern, während wir Modernen, in Unnatur und Uebercultur verfallen, uns nach der verlorenen Natürlichkeit zurücksehnten und, weil wir diese Natürlichkeit nirgends sonst fänden, als in der leblosen, im ruhigen Gleichmaß festgeordneter Gesetze sich bewegenden Natur, deshalb mit einer ganz besonderen, gesteigerten, fast krankhaften Empfindung an diese uns anschlössen.

Diese Bemerkungen Schillers enthalten gewiß sehr viel Wahrheit, doch aber vielleicht nicht die ganze Wahrheit. Schon Alexander von Humboldt in dem reizenden Capitel seines „Kosmos" (2. Band), welches die

Ueberschrift führt: „Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme", hat darauf aufmerksam gemacht, daß Schiller zu sehr generalisirt, wenn er einfach Alterthum und moderne oder christliche Welt einander gegenüberstellt. Die ältesten Dichtungen der Hebräer und Inder — zweier Völker, denen man moderne Ueberfeinerung und Abwendung von der Natur nicht vorwerfen kann — athmen, wie Humboldt anmerkt, tiefes Naturgefühl. Schiller selbst kommt in Verlegenheit, wie er es erklären solle, daß Ossian, der doch anscheinend auch eine ziemlich primitive und heidnische Zeit repräsentire, einer so überschwänglich elegischen Naturempfindung huldige.

Nun, was diesen letztern anbelangt, so wissen wir jetzt, daß der vermeintliche alte Barde in Wahrheit eine Ausgeburt des empfindsamen achtzehnten Jahrhunderts war. Dahingegen möchte der Einwurf Humboldts schwerer abzuweisen sein.

Jedenfalls ist die Verschiedenheit in dem Verhältniß des Menschen zur Natur, die uns in der antiken und der modernen Literatur entgegentritt, nicht blos auf ein einziges, sondern auf mehrfache Momente zurückzuführen. Ein anderweites derartiges Moment (abgesehen von dem Gegensatz von „Natur" und „Cultur") ist schon in dem erwähnten trefflichen Aufsatze von Humboldt angedeutet. „Vergessen wir nicht," sagt Humboldt, „daß die griechische Landschaft den eigenthümlichen Reiz einer innigeren Verschmelzung des Starren und Flüssigen, des mit Pflanzen geschmückten oder malerisch felsigen, luftgefärbten Ufers und des wellenschlagenden, klangvollen Meeres darbietet. Wenn anderen Völkern Meer und Land, das Erd- und Seeleben wie zwei getrennte Sphären der Natur erschienen sind, so wird dagegen den Hellenen, und nicht etwa blos den Inselbewohnern, sondern auch den Stämmen des südlichen Festlandes, fast überall gleichzeitig der Anblick dessen zu Theil, was im Contact und durch Wechselwirkung der Elemente dem Naturbilde seinen Reichthum und seine erhabene Größe verleiht."

Durch diese seltene Gunst seiner täglichen Umgebungen war bei dem Griechen das Naturgefühl gleichsam gesättigt. Er bedurfte keiner Ergänzung, keiner Ausfüllung einer empfundenen Lücke. Nicht, wie der Bewohner eines weiten Flachlandes, brauchte er sich nach dem Anblick malerischer Berg- und Felsbildungen, nicht, wie der vom Meere fernlebende Binnenländer, brauchte er sich nach den großartigen Eindrücken der Wasserwelt zu sehnen. Und diese Bevorzugung des Griechen in Bezug auf einen allseitig befriedigenden Naturgenuß trifft nicht blos zu gegenüber den nordischen Völkern, „bei denen nach einer vielfach geäußerten Meinung," wie Humboldt sagt, „eine alte Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Ueppigkeit der Tropenvegetation hauptsächlich einer langen, winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses zuzuschreiben sein soll," er trifft auch zu gegenüber jenen Völkern, „die zwischen den Wendekreisen inmitten einer immer grünen und blüthenreichen Natur leben", und die gleichwohl, wie Humboldt bemerkt, „sich zur naturbeschreibenden Poesie noch

mehr hingeneigt fühlen, als die im unwirthbaren Norden verbreiteten germanischen Stämme". Die Erklärung hierfür findet Humboldt, dieser universellste Kenner und Beobachter der Natur nahezu aller Welttheile, darin, daß es auch innerhalb des gleichen Klimas oft Contraste gebe, welche kaum minder stark auf das Naturgefühl wirken, als die klimatisch weit auseinandergelegener Gegenden. „Großartige Contraste aber — der Jahreszeiten, der Vegetation, der Höhe, — sind", sagt Humboldt, „überall die anregenden Elemente dichterischer Phantasie."

Wieder ein anderer Umstand, welcher eine empfindsame Sehnsucht nach der Natur und ihrer ruhigen Schönheit nahelegt, ist der Aufenthalt in großen, volkreichen, vielbewegten Städten, auch wenn diese Städte selbst mitten in einer reichen Naturumgebung liegen. So erklärt sich die elegische Stimmung, mit welcher ein doch auch antiker Dichter, Horaz, die stillen Reize seines Tusculum schildert, in das er gern aus dem geräuschvollen Rom sich flüchtete, so erklärt sich dessen halb „sentimentalischer" Ausruf: Beatus ille, qui procul negotiis paterna rura bobus exercet suis, während allerdings der durch und durch überfeinerte Ovid in seinem Exil am Schwarzen Meere — trotz der mancherlei großartigen Schönheiten jener Gegend — sein Rom ebenso wenig vergessen konnte, wie die von Napoleon aus Paris verbannte geistreiche Madame de Staël inmitten der Alpenwelt ihres Coppet die geselligen Genüsse der Weltstadt an der Seine. Der Grieche seinerseits war auch darin bevorzugt, selbst vor dem Römer. Seine Städte, auch die am reichsten mit allen Schätzen der Kunst und Cultur begabten, waren weitaus nicht so ausgedehnt und so geräuschvoll, wie das völkerverschlingende Rom, zogen ihn daher nicht so wie dieses von der Natur ab, gestatteten ihm fortwährend engere Fühlung mit dieser.

Einen weiteren Grund des in der modernen Zeit, im Vergleich zur antiken, viel stärkeren Naturgefühls will Humboldt im Christenthum erblicken. „Während die Gefühle abstarben," sagt er in dem mehrerwähnten Aufsatz, „welche das klassische Alterthum belebten und den Geist auf Handlung und Aeußerung menschlicher Thatkraft, nicht auf Beschauung der Außenwelt hinlenkten, gewann eine neue Sinnesart Raum. Es verbreitete sich allmählich das Christenthum . . . Die christliche Richtung des Gemüths war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung auf Verherrlichung der Gottheit und ihrer Werke veranlaßte den Hang nach Naturbeschreibungen."

Dieser Auffassung Humboldts möchte ich nur theilweise beitreten. Eine Hinlenkung des Menschen auf die Natur lag der christlichen Weltanschauung eigentlich wohl ferner, insofern dieselbe den Menschen über alles Sinnliche, also auch über die Natur weit hinaus in das „Reich Gottes" verwies. In ihren strengeren Richtungen hat sie denn auch in der That vielfach den Menschen mehr von der Natur hinweg-, als zu ihr hinzuleiten gesucht. Wir werden weiterhin Luthers Klage und Anklage gegenüber dem Papstthum hören, daß

dieses zu wenig „Gott in seinen Creaturen, in den Blümelein u. s. w. verehrt habe"; wir werden dann wieder sehen, wie ein Theil der Nachfolger Luthers selbst, die Hyperorthodoxen, in den gleichen Fehler verfielen, die Erde als ein „Jammerthal" zu verschreien und damit auch die Freude an der Natur den Gläubigen zu verleiden. Und andrerseits werden wir uns überzeugen, daß es auch in der christlichen Dichtung ganze große Partien giebt, welche in Bezug auf Naturgefühl sich ganz ähnlich wie die antike Welt verhalten.

Wenn Humboldt aus der frühesten christlichen Zeit eine oder zwei Naturschilderungen anführt (beide von einem und demselben Verfasser, Basilius dem Großen), die, wie er ganz richtig bemerkt, „mit solchen der modernen Zeit innig verschmelzen", d. h. die gleiche sentimentale oder empfindsame Stimmung athmen, so ist das wohl als eine individuelle Ausnahme, nicht als Ausfluß einer allgemeinen Regel zu betrachten.

Wohl führte das Christenthum von einer andern Seite her den Menschen auf eine nähere Fühlung mit der Natur, dadurch nämlich, daß es den Menschen des thatkräftigen Handelns entwöhnte, also das vollendete, was durch den Verfall des Griechen- und Römerthums ohnehin, wie Humboldt treffend anmerkt, bereits begonnen war. Der von der Außenwelt abgezogene, auf sich selbst und sein inneres Seelenleben hingewiesene Zögling des Christenthums war jedenfalls eher, als der in einer stets regen Thatenwelt sich bewegende Grieche oder Römer, für sanftere Gefühle, also auch Naturgefühle, empfänglich. Diese innigen Beziehungen zur Natur, welche z. B. die ersten christlichen Einsiedler um den Preis ihrer Abwendung von der Menschenwelt erlangten, hat sehr schön Ebers in seinem „Homo sum" geschildert.

Eine solche Thatenlosigkeit im Gegensatz zu der Thatenlust des klassischen Alterthums bestand nun freilich nicht zu allen Zeiten in der christlichen Welt, denn trotz der spiritualistischen und individualistischen Richtung, welche das Christenthum dem Menschen gab, drang doch eine mehr thatkräftige Lebensrichtung und eine rege Betheiligung an allgemeinen Interessen allmälig wieder durch, so in den Zeiten des Ritterthums, so in den Zeiten der Blüthe des Städte- und Bürgerthums. Wohl aber war dieselbe die Signatur, und zwar in eminentem Maße, gerade derjenigen Epoche unserer vaterländischen, der deutschen Geschichte, die offenbar Schiller bei seiner Abhandlung im Auge hatte. Das achtzehnte Jahrhundert hatte vorwiegend den Stempel der Thatenlosigkeit. Der Deutsche des achtzehnten Jahrhunderts war das directe Gegentheil des thatkräftigen, mit seinem ganzen Thun und Sein einem bewegten öffentlichen Leben, einem sein ganzes Denken erfüllenden Gemeinwesen zugewendeten Griechen. So ist es kein Wunder, wenn auch die ganze Empfindungsweise des Deutschen im achtzehnten Jahrhundert eine der des Griechen durchaus gegensätzliche war. Ganz besonders gilt dies von der Zeit, in welche Schillers Jugend fiel, der sogenannten „Sturm- und Drangperiode". Goethe hat Ursache und Wirkung dieser Erscheinung trefflich charakterisirt, wenn er

sagt: „Zu bedeutenden Handlungen nicht angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, wurden wir einer literarischen Revolution zugetrieben".

Diese „literarische Revolution" war eben die „Sturm- und Drangperiode", und eine der hervorragendsten Seiten dieser Periode wiederum war eine schwärmerische, beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Natur, ein, mit Schiller zu reden, „sentimentalisches Naturgefühl". Und zwar nicht so sehr eine Sehnsucht nach großen, gewaltigen Natureindrücken, nach dem Anblick des tosenden Meeres oder der im Abendroth glühenden Alpenfirnen, als vielmehr eine Sehnsucht nach der Natur im Kleinen, nach einem stillen, abgeschlossenen Thal, einem murmelnden Silberbach, ein paar alten Linden, einem mondbeglänzten See u. dgl., wie das in so vielen elegischen Dichtungen des vorigen Jahrhunderts, bei Hölty, Salis u. A. sich zeigt. Dem Sohne der „Sturm- und Drangperiode" war es keineswegs etwa um einen Kampf mit der Natur, um kühne Abenteuer zur See oder halsbrechende Wagnisse im Ersteigen von Berges- und Felsenhöhen zu thun (Goethe's Winterreisen im Harz und in der Schweiz machen davon eine Ausnahme, fallen aber auch schon hinter die Zeit seines eigentlichen „Sturmes und Dranges") — nein, thatenlos, müßig, ganz nur in Empfindung aufgelöst wollte er nun im Schooße der Natur schwelgen und träumen.

Wir können uns diesen Contrast der antiken und der modernen, mit andern Worten einer thatkräftigen und einer thatenlosen Denk- und Lebensweise, sowie der daraus resultirenden verschiedenen dichterischen Behandlung der Natur, nicht besser veranschaulichen, als wenn wir ein paar Naturschilderungen einerseits aus einer der größten antiken Dichtungen, der Odyssee, andererseits aus einer Dichtung, welche den empfindsamen Zug des achtzehnten Jahrhunderts am treuesten abspiegelt, nämlich „Werthers Leiden", einander gegenüberstellen.

Man könnte meinen, die Odyssee, als das poetische Gemälde einer zehnjährigen Irrfahrt ihres Helden, einer Irrfahrt, auf welcher derselbe so viele Länder gesehen, so viele Meere durchschifft hat, müsse überreich sein an Landschafts- und Seebildern aller Art. Wer vollends etwa, ohne die Odyssee selbst gelesen zu haben, nur die prachtvollen, formen- und farbenreichen Bilder kennt, zu denen dieses gewaltige Epos den Meister der stylisirten Landschaft, Preller, begeistert hat, der möchte sich schwer einreden lassen, daß dem nicht so sei. Und doch finden sich in all' den 24 Gesängen der Odyssee kaum ein Dutzend eigentlicher Naturschilderungen, und auch diese sind sämmtlich von knappster Kürze, dienen nur zur Staffage von Handlungen oder von Situationen menschlicher (beziehentlich, was bei den Griechen auf dasselbe hinauskam, götttlicher) Wesen. So im 5. Gesange, wo Hermes auf des Zeus Gebot die Nymphe Kalypso in ihrer Höhle aufsucht. Da wird zuerst geschildert, wie Hermes über die bewegten Wogen dahinfährt:

„Ueber Pieria stürmt' er hinweg, dann sank er vom Aether
Nieder auf's Meer und fegte die Woge dahin wie die Möve,
Die auf der Fischjagd über die grausigen Schlünde der öden
See dicht schießet dahin und häufig die Schwingen mit Schaum netzt.
So durchbrauste der Gott unzählige wallende Wogen.
Aber, nachdem er gelangt zu der fernegelegenen Insel,
Stieg er empor an's Land aus dem veilchenfarbigen Meere."

Wie anschaulich, wie plastisch, aber auch wie knapp gefaßt ist das Alles, wie lediglich darauf berechnet, ein Bild von dem Gehen und Kommen des Gottes zu geben!

Es folgt eine Schilderung der Umgebungen der Grotte der Kalypso, ebenso plastisch anschaulich, aber auch ebenso knapp und rein thatsächlich gehalten:

„Ein frisch grünender Hain umwuchs kühlschattig die Grotte,
Pappel und Erle zugleich und balsamreiche Cypressen.
Allda nisteten im Gezweig langflügliche Vögel,
Habicht und Kauz und das Wassergeschlecht breitzüngiger Krähen,
Welche geschäftig umher auf der Salzfluth treiben ihr Wesen.
Dort auch rankte sich üppig ein jugendlich blühender Weinstock
Rings um das Grottengewölb' und prangt' in der Fülle der Trauben.
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser
Nachbarlich neben einander und wanden sich hierhin und dorthin,
Wo sanftschwellende Wiesen umher mit Violen und Eppich
Grünten."

Auch hier Alles so einfach wie möglich; kaum ein ausschmückendes Beiwort; Nichts, um das Bild in's Breite auszumalen oder besondere Empfindungen anzuregen. Offenbar setzte der Dichter — und er durfte das — bei seinem Publikum eine hinlängliche Kenntniß der vorgeführten Einzelheiten der Natur und genug einfachen Natursinn voraus, um derartige Ausschmückungen und Anregungen, wie sie der moderne Dichter anzubringen liebt, entbehren zu können. Daher faßt er auch den Eindruck des Ganzen nur in den kurzen Worten zusammen:

. . . „Selber ein Gott, der dorthin käme des Weges,
Weilte bewund'rungsvoll und freute sich herzlich des Anblicks."

Und ebenso kurz schildert er den Eindruck, den dieses Landschaftsbild auf den Hermes wirklich macht:

„Dort mit Bewunderung stand und schaute der Argostödter."

Sofort wird vom bloßen Anschauen wieder zum Handeln übergegangen:

Als er jedoch nun Alles genug in der Seele bewundert,
Trat er hinein in das weite Gewölb'."

Noch viel unmittelbarer sind Naturbild und menschliche Handlung verknüpft in der Schilderung des mit den Wogen kämpfenden Odysseus (in demselben Gesange):

„Während er also noch sprach, schlug fürchterlich hoch anrauschend
Eine gewaltige Woge herab und wirbelt' das Floß um,
Weit vom erschütterten Floß enttaumelt' er selbst, aus den Händen
Fuhr ihm das Steuer dahin, entzwei brach krachend der Mastbaum
Unter dem furchtbaren Stoß durch einander tobender Winde."

Und weiterhin:

„Während er dies noch im Herzen erwog, da trieb ihm entgegen
Eine gewaltige Woge der Erderschütt'rer Poseidon:
Furchtbar, schwer, hoch übergewölbt: um schlag sie und traf ihn."

Odysseus stürzt sich in's Meer und sucht (getragen vom Zauberschleier der Leukothea) schwimmend das Land zu erreichen.

„Da nun legte sich endlich der Sturm, und es ruhete windlos
Stille die Luft; da sah er das Land auch ganz in der Nähe,
Scharf auslugend vom Kamm der hoch ihn hebenden Woge.
Eifriger schwamm er und rang mit den Füßen, das Land zu erreichen.
Als er jedoch so weit noch war, wie ein Stimmruf schallet,
Da vernahm er des Meer's dumpfbrausendes Tosen an Klippen.
Denn laut donnernd brach sich die mächtige Wog' an dem rauhen
Festland, furchtbar brandend und Alles in Salzschaum hüllend."

Als (im 6. Gesange) Athene zum Olympos zurückkehrt, wird dieser „ewige Sitz der Götter" in nicht mehr als drei Versen geschildert:

„Niemals rühret ihn Sturm, nie netzt ihn strömender Regen,
Nie umstiebt ihn der Schnee; nein, heitere Bläue umgiebt ihn
Wolkenlos, und leuchtender Glanz umfließet den Gipfel."

Im 9. Gesange, wo Odysseus an der Kyklopeninsel landet, wird in wenigen kräftigen Zügen ein äußerst lebendiges Bild der Scene entworfen, auch hier Natur und menschliche Handlung in engem Verbande; ebenso im 12. Gesange bei der Durchfahrt des Schiffes zwischen Scylla und Charybdis. Hier gestaltet sich die Natur selbst in der Schilderung Homers zur bewegten Handlung.

Angstvoll fuhren wir jetzo hinein in den schrecklichen Engpaß,
Denn hier drohete Scylla und dorten die grause Charybdis,
Fürchterlich jetzt einschlürfend das salzige Wasser des Meeres.
Wenn sie die Wog' ausbrach, alsdann wie ein siedender Kessel
Gährte sie ganz aufbrodelnd im trüben Gewühl, und emporflog
Dampfender Gischt bis zum Gipfel der Felshöh'n, beide bespritzend.
Wenn sie darauf einschlürfte das salzige Wasser des Meeres,
Wühlte sie ganz in sich selber sich wirbelnd hinab, um die Felswand
Scholl ihr grauses Gebrüll, und tief auf blähte der Abgrund,
Schwarz von Schlamm."

So sehen wir bei Homer überall die Natur entweder als Staffage menschlicher Handlungen, oder im Kampfe mit dem Menschen, oder selbst wie ein belebtes Wesen ihre elementaren Kräfte entfaltend; nirgends aber finden wir den Dichter oder seine Helden schwärmend und schwelgend in einem blos passiven, müßigen Anblick und Genuß der Natur.

Wie ganz anders in der modernen Dichtung! Werther schildert sogleich in seinem zweiten Briefe dem Freunde sein Stillleben in der einsamen Landschaft:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen gleich dem süßen Frühlingsmorgen, die ich mit dem ganzen Herzen genieße.

Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine. Ich bin so glücklich, so ganz in dem Gefühl von ruhigem Dasein versunken, daß meine Kunst darunter leidet. Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen Strich, und bin nie ein größerer Maler gewesen, als in diesen Augenblicken. Wenn das liebe Thal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsterniß meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligthum stehlen, ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig reden, wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält — mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruh'n, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft und denke: ‚ach könntest du das ausdrücken, was so warm in dir lebt!' Aber ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege unter der Gewalt und Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Wie Werther sich hier mit einem gewissen befriedigten Vollgefühl gänzlich in die Anschauung der Frühlingslandschaft versenkt, so trauert er später mit der absterbenden Natur im Herbste. „Wie die Natur zum Herbste sich neigt, so wird es Herbst in mir und um mich her; meine Blätter werden gelb, und schon sind die Blätter der benachbarten Bäume abgefallen."

So erscheint Werther ganz mit der Natur Eins, gewissermaßen selbst wie ein Stück vegetativer Natur, nicht, wie der Mensch beim griechischen Dichter, als ein über der Natur stehendes, sie beherrschendes oder mit ihr ringendes freithätiges Wesen.

Uebrigens sind es nicht die Griechen allein, bei denen wir jene „naive" Anschauung von der Natur antreffen, vermöge deren zwar der Mensch der Natur nahe steht und engbefreundet ist, ihre Schönheiten bewundert, an ihren gewaltigen Elementarkräften seine Willenskraft erprobt, aber nicht, wie in der „sentimentalischen" Naturdichtung, völlig darin auf- und untergeht: ein ganz ähnliches Verhältniß des Menschen zur Natur begegnet uns in den Dichtungen unsres deutschen Mittelalters. Als in den „Nibelungen" König Gunther mit Siegfried nach Brunhildens Land kommt, fragt er den Letztern ganz einfach, weß „das herrliche Land" sei, ohne daß versucht würde (was ein moderner Dichter sich schwerlich versagt hätte), dieses „herrliche Land" ausführlich zu schildern. Der Auszug der Mannen zur Jagd ist mit einem einzigen Verse abgethan:

„Da ritten sie von dannen in einen tiefen Wald."

Von dem Geräusch der Jagd wird auch nichts Weiteres erzählt, als

„Der Berg und der Tann davon widerklingen."

Der Brunnen, zu dem Siegfried geht, um zu trinken, erhält die einfachen Beiwörter: „kühl, lauter und gut“, und als Siegfried dort den tödtlichen Streich empfangen, heißt es ebenso kurz und ohne viel Malerei:

„Die Blumen allenthalben vom Blute waren naß.“

Die gleiche naive Einfachheit der Naturschilderung finden wir auch in der „Gudrun“.

Die Minnesänger, oder doch manche davon, waren trotz ihrer höfisch ritterlichen Sitte und Lebensweise liebevolle Bewunderer und sorgsame Beobachter der Natur. Aber ihre Naturschilderungen haben nichts Schwermüthiges, Sentimentales; sie dienen nicht dazu, etwa den Dichter für die Entfremdung von der Natur, in der er für gewöhnlich leben muß, zu entschädigen oder zu trösten, sondern es sind meist ganz heitere Aus- und Einblicke in das frische Naturleben, höchstens mit einem etwas elegischen Anstriche da, wo die Natur zum Gleichniß seelischer Zustände des Dichters, besonders unglücklicher Liebe, benutzt wird. Walther von der Vogelweide, der hier in erster Linie zu nennen sein möchte, feiert die Maienwonne, aber sofort wendet sich sein Lied der Minne zu; er preist den Sommer und freut sich „wie schön die Haid' in ihrer bunten Farbe lacht“, aber der Sommer ist ihm vornehmlich nur ein „Tröster seiner Klagen.

„Ich will Dir sagen, was mir fehlt:
Der mir ist lieb, dem bin ich leid.“

Oder er vergleicht die Schönheit der Natur mit der Schönheit der Frauen:

„Wenn die Blumen aus dem Grase dringen,
Gleich als lachten sie hinauf zur Sonne,
Des Morgens früh an einem Maientag,
Und die kleinen Vöglein lieblich singen
Ihre schönsten Weisen: welche Wonne
Hat wohl die Welt, die so erfreuen mag?
Man glaubt sich halb im Himmelreiche:
Wollt Ihr hören, was ich dem vergleiche,
So sag' ich: was mir wohler doch
Schon öfter an den Augen that
Und immer thut, erschau' ich's noch.
Denkt, ein schönes, edles Fräulein schreite
Wohlgekleidet, wohlbekränzt hernieder,
Sich unter Leuten fröhlich zu ergeh'n,
Hochgemuth im fürstlichen Geleite
Etwas um sich blickend hin und wieder,
Wie Sonne neben Sternen anzusehen.
Der Mai mit allen Wundergaben
Kann doch nichts so Wonnigliches haben,
Als ihr viel minniglicher Leib,
Wir lassen alle Blumen steh'n,
Und blicken nach dem werthen Weib.“

Das Gleiche wiederholt sich in dem Spruch „Frauenpreis“, wo er

Lilien und Rosen und kleiner Vögel Sang für farblos und ohne Klang erachtet,

„wenn man ein schönes Weib erschaut."

In dem berühmten Spruch „Wahlstreit" gebraucht Walther von der Vogelweide wiederum die Natur als Gleichniß oder Vergleichsobject, diesmal für eine ernstere Sache als die der Liebe. Es handelt sich um die Macht und Ehre des deutschen Reichs:

„Ich hört' ein Wasser rauschen
Und ging, den Fischen lauschen;
Ich sah die Dinge dieser Welt,
Wald, Laub und Rohr und Gras und Feld;
Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich, und ich sag' Euch das:
Da lebt nicht Eines ohne Haß,
Das Wild und das Gewürme;
Da streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich;
Doch thu'n sie Eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte (Gericht),
Sonst würden sie zu nichte;
Sie wählen Kön'ge, ordnen Recht
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' dir deutschem Lande,
Wie ziemet dir die Schande,
Daß nur die Mücke hat ihr Haupt,
Und du der Ehre bist beraubt!" u. s. w.

Der mehr volksthümliche Nidhart besingt den Frühling, weil er dem kalten Winter ein Ende macht, der Vögel Gesang und der Blumen Pracht; aber das Alles ist nur die Einleitung und Einladung zum „Tanz unter der Linde". Ein ander Mal klagt er, daß der Winter wieder den Sommer vertreibe, den Vögeln Schweigen gebiete; allein auch das ist nur ein Uebergang, ein Vorspiel zu einer Klage über seine unglückliche Liebe, die ihn seine Tage freudlos verschwenden lasse. Genug, überall ist hier der Verkehr des Dichters mit der Natur ein durchaus naiver, von elegischer Weichheit und Ueberempfindsamkeit freier.

Nicht anders in unsrer bürgerlichen Dichtung des sechszehnten Jahrhunderts. Hans Sachs in seinem berühmten Gedicht auf Luther („Die wittenbergisch Nachtigall, die man icz höret überall") geht aus einem heiter und lebhaft angelegten Naturbilde ohne Weiteres in ein Bild menschlicher Zustände über:

„Wacht auf, es nahet gen den Tag!
ich hör' singen im grünen Hag
ein wunnikliche nachtigal:
ihr Stimm durchklinget berg und tal.
Die nacht neigt sich gen occident,
der tag geht uf von orient.

her durch die trüben wolken get,
daraus die lichte sunn tut blicken,
der mondesschein tut sich verdrücken;
der ist iez worden bleich und finster,
der vor mit seinem falschen glinster
die ganze Hert schof hat geblendt,
das sie sich haben abgewendt
von ihren Hirten und der weid,
und haben sie verlassen beid',
sind gangen nach des mondesschein
in die wildnus den Holzweg ein."

Natürlich ist damit die Heerde der Christen gemeint, die sich vom reinen Evangelium, der Sonne, ab- und dem gleißenden Monde, dem Papstthum, zugewendet habe!

Sonst pflegt Hans Sachs wohl auch gern und oft eine ganz kurze, einfache Naturschilderung voranzuschicken, ehe er seine eigentliche Dichtung — einen Schwank, Spruch oder dgl. — beginnt. Den Uebergang gewinnt er in der Regel so, daß er, auf einer Wiese oder in einem Walde spazierend, an ein Brünnlein oder eine schattige Stelle kommt, da einschläft und nun das träumt, was er dann in dem Spruch oder Schwank verkündet. So in seinem „Lobspruch der Stadt Nürnberg". Oder er schildert (wie in dem „Baldanderst") eine Naturscene mit Sturm und Regen, Blitz und Donner, wo mitten drin ihm der „Baldanderst" leibhaftig erscheint. Oder er belauscht allerhand Gethier und erzählt Schwänke davon. Von einer Sehnsucht nach der Natur, von einer Naturschwärmerei ist bei ihm Nichts zu spüren.

Wenn der Nürnberger Schuster solchergestalt Natur und Menschenwelt in meist etwas äußerlicher Weise in Verbindung bringt, so weiß dagegen Fischart in seinem epischen Gedicht „Das glückhafft Schiff" beide so innig mit einander zu verweben, daß daraus das lebendigste poetische Gesammtbild entsteht. Ich meine jene prächtige Stelle, wo der Rhein, auf dem die Züricher dahin gen Straßburg fahren, selbst gleichsam mithelfend und ihre Fahrt begünstigend eingeführt wird:

„Des freuten sich die Reis'geferten,
Als sie den Rhein da rauschen hörten,
Und grüßten ihn da mit Trommeten:
„„Nun ha'n wir deine Hülf' von nöten,
O Rhein, mit deinem hellen Fluß,
Dien' du uns nun zur Fördernus!
Laß uns genießen deine Gunst,
Diewiel du doch entspringst bei uns.""
Der Rhein mocht' dies kaum hören aus,
Da wand er um das Schiff sich kraus,
Macht' um die Ruder ein weit Rad,
Und schlug mit Freuden ans Gestad',
Und ließ ein rauschend' Stimm' da hören,
Drauß' man mocht' diese Wort' erklären:

„„Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen,““
Sprach er, „„frisch dran, seid unverdrossen!
Fahrt fort, fahrt fort, laßt euch nichts schrecken
Und thut die Lenden danach strecken!
Die Arbeit trägt davon den Sieg,
Und macht, daß man hoch daher flieg'!““

Die Schiffer hören die Stimme und rudern um so emsiger:

„In gleichem Zug', in gleichem Flug,
Der Steuermann stand fest am Pflug,
Und schnitt solch' Furchen in den Rhein',
Daß das unterst zu oberst schein'.
Die Sonn' hat auch ihr Freud' damit,
Daß so tapfer das Schiff fortschritt,
Und schien so hell in d' Ruder 'rinnen,
Daß sie von fern wie Spiegel schienen.
Das Gestad' scherzt' auch mit dem Schiff',
Wenn das Wasser dem Land zulief,
Denn es gab einen Widerton,
Gleich wie die Ruder thäten go'n.
Ein' Fluth die andre trieb so g'schwind,
Daß sie ei'm unterm Gesicht verschwind;
Ja, der Rhein wurf auch auff klein Wellen,
Die dantzen umb das Schiff zu g'sellen.“

Das Volkslied zeigt denselben Zug einer zwar starken und innigen, aber durchaus nicht überschwänglichen, insbesondere nicht schwermüthigen Naturempfindung:

„Herzlich thut mich erfreuen
Die fröhlich' Sommerszeit,
All' mein Geblüt erneuen,
Der Mai viel Wollust geit. u. s. w.

Das ist ein in den deutschen Volksliedern aus jener Zeit viel variirtes Thema.

Was ich hier im Einzelnen ausgeführt, finde ich bestätigt in Form einer allgemeinen Betrachtung von einem der gründlichsten Kenner unserer alten vaterländischen Dichtung, Wilhelm Grimm. In einem Briefe an Alexander von Humboldt, den dieser in dem mehrerwähnten Aufsatze in seinem „Kosmos“ mittheilt, sagt Grimm:

„Die vaterländischen Dichter jener Epoche haben sich nirgends einer abgesonderten Naturschilderung hingegeben, einer solchen, die kein anderes Ziel hat, als: den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth mit glänzenden Farben darzustellen. Der Sinn für die Natur fehlte den alten Meistern gewiß nicht; aber sie hinterließen uns keine andere Aeußerung dieses Sinnes, als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorgängen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrische Gedichte ausströmten. Weder in den Nibelungen noch in der Gudrun findet sich die Schilderung einer Naturscene

— selbst da, wo dazu Veranlassung war. Aus den Werken der ritterlichen Dichter des dreizehnten Jahrhunderts würde man Beweise genug von tiefem Gefühl für die Natur sammeln können, aber der Gedanke an unabhängige Naturschilderung war auch ihnen fremd; sie hemmten nicht den Fortschritt der Handlung, um bei der Betrachtung des ruhigen Lebens der Natur stillzustehen."

Das macht, jene Zeiten hatten mit den antiken darin eine Aehnlichkeit, daß auch in ihnen das thatkräftige, lebensfrische Element vorherrschte, und so kam es, daß der warme Natursinn damals nie ausartete in krankhafte Naturschwärmerei.

Dagegen trat an die deutsche Poesie und das deutsche Gemüthsleben bald nach jener Zeit (noch im sechszehnten Jahrhundert) eine andere, entgegengesetzte Gefahr heran, die nämlich, daß Interesse und Verständniß für die Natur dem deutschen Volke über Gebühr geschmälert und verkümmert würde. Diese Gefahr kam von drei verschiedenen Seiten. Zuerst von einem Theile der Geistlichkeit, welcher, in allzu einseitig spiritualistischer Auffassung der christlichen Lehre, die Erde für ein „Jammerthal", die Natur und alles Sinnliche überhaupt für unheilig, vom Fluche des Sündenfalls betroffen, höchstens für ein nothwendiges Uebel erklärte, dem der Mensch nicht gänzlich entfliehen könne, von dem er aber so viel als möglich sich hinwegwenden müsse. Woher hätte bei einer solchen Lebensanschauung, die mit allem zelotischen Eifer von den Kanzeln herab gepredigt ward, dem Menschen die rechte Freude an der Natur und ihren sinnlichen Schönheiten kommen sollen? Zwar unsrem großen Reformator Luther lag eine derartige Einseitigkeit fern. Wie er ein geistig und körperlich durch und durch gesunder Mensch war, so wußte er auch sowohl in seinem Leben als in seiner Lehre das rechte Gleichgewicht zwischen Uebersinnlichem und Sinnlichem wohl zu treffen. Ihm erschien es als ein nicht geringer Vorzug gerade der neuen, reformirten Lehre, daß sie Gott auch in der Natur verehre. „Wir sehen die Creaturen recht an, mehr denn im Papstthum", sagt er in seinem Schreiben „an die Bürgermeister und Rathsherrn von allerlei Städten in deutschen Landen" (in Betreff des Schulwesens); „wir beginnen, Gottes herrliche Werke und Wunder auch aus den Blümelein zu erkennen; in seinen Creaturen erkennen wir die Macht seines Wortes, auch in einem Pfirsichkern, der, obwohl seine Schale sehr hart ist, doch zu seiner Zeit sich aufthun muß." Und darum empfahl er namentlich auch für die Schule den Unterricht in der Naturkunde.

Allein seine Nachfolger, und gerade solche, welche sich mit seinem Namen am meisten brüsteten, wichen darin von dem löblichen Vorbild, das er gegeben, völlig ab. Wie sie die Muttersprache gering achteten, die er zu Ehren gebracht, so legten sie auch auf die Natur und die Naturstudien wieder eine Art von Bann, als verunreinigte die Beschäftigung damit ein wahrhaft frommes, christliches Gemüth.

Als ein gewissermaßen principieller Protest gegen diese theologische Mißachtung, ja Verdammung der Natur (allerdings ein ziemlich später) ist die, freilich vielfach sehr ins Kleinliche verfallende, Naturmalerei der sogenannten niedersächsischen Schule, eines Brockes u. A., anzusehen. Ausdrücklich nannte Brockes sein bändereiches Werk voll Schilderungen der Natur in ihren Einzelheiten „Irdisches Vergnügen in Gott"; bei jedem Blümchen, das er zergliedert, bei jedem Fruchtkeime, den er entdeckt (gleich als hätte er Luthers Worte vor Augen), ja bei den kunstreich gefügten Knöchelchen eines beim Mittagsmahl zerlegten Kalbskopfs, ebenso wie beim andächtigen Aufblick zum unendlichen Firmament, überall weist er darauf hin, wie in den größten sowohl als den kleinsten Naturgebilden sich Gottes Allmacht, Weisheit, Güte herrlich offenbare, wie also die Natur als eine Offenbarung Gottes auch vom Dichter zu pflegen und zu verehren sei.

Diese didaktisch-moralisch-religiöse Anatomisirung der Natur war nun freilich keine echte Naturpoesie. Sie hatte Nichts von dem Quietismus und der Ueberschwänglichkeit der späteren Naturschwärmerei; aber sie hatte auch Wenig von der einfach gesunden Naturempfindung, wie wir sie bei den Alten, wie wir sie im deutschen Volkslied, bei den Minnesängern, bei Fischart u. A. antrafen. Ihr Werth und ihre Bedeutung lagen vorzugsweise nur darin, daß sie eben factisch und praktisch protestirte gegen jene einseitige theologische Naturverachtung, und daß sie damit einer besseren, einer wirklich poetischen Behandlung der Natur den Weg bahnte. Schon bei Haller finden wir zu einer solchen wenigstens den Anfang gemacht. Das Tendenziöse, was die Brockes'sche Naturbeschreibung hatte, tritt hier zurück; die Anschauung und Schilderung großartiger Naturscenen, wie sie dem Dichter seine Umgebungen in der Schweiz boten, erscheint freier von didaktischem Beiwerk, mehr als Selbstzweck, und, was gleichfalls ein Vorzug dieser Hallerschen Naturpoesie ist, Natur und Menschengeschichte sind eng aneinander gerückt: die gewaltige Alpenwelt wird vielfach zur Staffage einer großartigen, von dem begeisterten Sohne der Schweiz mit warmen Tinten ausgemalten vaterländischen Vergangenheit.

Doch ich muß noch einmal zurückkommen auf die Hindernisse, welche sich der Ausbildung des Natursinns eine Zeit lang in Deutschland entgegenstellten. Neben dem Hyperspiritualismus der Orthodoxie gehörte dahin auch eine gewisse Richtung der Naturforschung, welche während des größten Theils des siebzehnten Jahrhunderts eine weitverbreitete Herrschaft auf den deutschen Universitäten ausübte. Ich meine den Cartesianismus. Bekanntlich suchte Descartes so viel als möglich alle Naturerscheinungen auf rein materielle, so zu sagen, greif- und meßbare Factoren zurückzuführen. Nicht blos die Thiere erklärte er für eine Art von Maschinen (Automaten), sondern selbst die seelischen Vorgänge im Menschen wollte er aus mechanischen Processen im Körper (der Bewegung der sog. spiritus animales nach dem Gehirn hin und von ihm weg) ableiten. Das hatte vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus seine gute Berechtigung, und die neueste Physiologie und

Psychologie ist, wenn ich nicht irre, vielfach — nur mit größerer Sicherheit und Schärfe der Forschungen und der Experimente — auf den Weg zurückgekehrt, den schon Descartes, wenn auch erst tastend und tappend, betrat. Allein für die Naturanschauung und das Naturgefühl — von seiner gemüthlichen und namentlich seiner poetischen Seite — war eine solche Mechanisirung der Natur wenig vortheilhaft. Die Natur erschien hier gewissermaßen erstarrt, entgeistigt, dem warmpulsirenden Herzschlag des empfindenden Menschen, vollends des Dichters, entfremdet. Wenn Lerche und Nachtigall Nichts sind, als aufgezogene und sich mechanisch abspielende Uhrwerke, wo bleibt da das Herzerwärmende ihres Gesanges, das uns Wahlverwandte und Sympathische dieser kleinen Wesen, von denen wir doch annehmen, daß sie das, was in ihren Wohllauten uns rührt, auch selbst empfinden?

Auch dagegen erfolgte ein Rückschlag, und zwar durch Leibniz. Indem dieser allen Naturwesen — von dem untersten, dem starren Stein, bis zu dem höchsten, dem vernunftbegabten Menschen — statt der blos mechanischen Grundelemente, der Atome, geistige oder doch geistesähnliche unterlegte, bewegende und beziehungsweise lebendige Kräfte, sog. Monaden, vergeistigte er in demselben Maße die ganze Natur, wie Descartes sie entgeistigt hatte. Daß er wissenschaftlich nicht durchweg mit seinen Monaden zurechtzukommen wußte, daß er sich nicht immer consequent blieb, vielmehr doch wieder einen Unterschied und Gegensatz anerkannte zwischen geistigen und körperlichen Substanzen — das ist eine Sache, welche die Wissenschaft und seine Stellung zu ihr angeht. Für die poetische Anschauung und Darstellung der Natur war Leibnizens Monadenlehre und seine auf ihr fußende „Theodicee" (die Verherrlichung der Weisheit Gottes in der Gesammtheit der Welt) von folgenreichster Bedeutung. Sein Vorgang erschien — bei dem hohen Ansehen, das er genoß, — für die Dichter wie ein Freibrief, die „beste der Welten" und somit auch die zu dieser gehörende Natur wieder mit sympathischeren Gefühlen anzusehen, als bisher meist geschehen war. Ein Beweis dafür ist der Eifer, womit Dichter der verschiedensten Richtungen, Haller, Gottsched, Uz, in episch-didaktischen Dichtungen sich der Leibnizischen Ideen bemächtigten und sie poetisch verwertheten.

Das größte von allen Hindernissen eines unbefangenen Verkehrs mit der Natur war jedoch die seit dem dreißigjährigen Kriege immer mehr in Deutschland sich ausbreitende Herrschaft einer, hauptsächlich von Frankreich herüber verpflanzten, höfisch-conventionellen Sitte. In der nothwendigen Consequenz dieser lag es, nicht blos alles Natürliche in Tracht, Haltung, Sprache u. s. w. strengstens zu verbannen und durch ein erkünsteltes à la Mode-Wesen zu ersetzen, sondern auch den Menschen möglichst von der Natur abzuscheiden, ihr zu entfremden, ja die Natur selbst zu verkünsteln und zu verhunzen. Da durfte kein Baum und kein Strauch so wachsen und sich ausbreiten, wie seine Natur es mit sich brachte; gestutzt, in künstliche Formen

und Figuren gewaltsam umgebeugt, mußte er gleichsam den gebietenden Herrschaften ebenso seine Devotion bezeugen, wie es die Hofleute thaten, indem sie ihr natürliches Haar unter Perrücken versteckten oder mit Puder färbten, ihre natürliche Sprechweise zu einem Flüsterton herabstimmten, die angestammte Muttersprache mit einem angekünstelten Wälsch vertauschten. Ganze Hecken wurden zu fürstlichen Namenszügen verschnitten. Ja, so weit ging man in dem grundsätzlichen Widerwillen gegen die von Gott geschaffene Natur, in der mehr als albernen Sucht, an deren Stelle überall Kunst — und welche Kunst! — zu setzen, daß viele der großen Herren ihre Residenzen geflissentlich aus romantischen Naturumgebungen in reizlos flache Gegenden verlegten (von Heidelberg nach Mannheim und Schwetzingen, von Baden-Baden nach Carlsruhe u. s. w.), damit nur ja der verschnörkelte Rococostyl ihrer Schlösser, Pavillons u. s. w. voll und ganz zur Geltung komme, nicht etwa in seinem Eindruck gestört werde durch die aufdringlich herantretenden Contouren gemeiner Natur!

Diese Art von Unnatur — die ärgste von allen — war nun aber auch diejenige, gegen welche sich die stärkste Opposition erhob. Und, wie es zu geschehen pflegt, daß ein Extrem das andere hervorruft, so erging es auch hier. Die so lange vernachlässigte, ja mißhandelte Natur rächte sich dadurch, daß nun ein Uebermaß von Streben nach Natürlichkeit und nach Versenkung in die Natur Platz griff. Jene bis in's Krankhafte gesteigerte Naturschwelgerei, welche Goethe in der oben angeführten Stelle des „Werther" so vortrefflich abgespiegelt hat, war die fast unausbleibliche, leicht erklärliche Folge der vorausgegangenen naturwidrigen und der Natur entfremdeten Denk- und Lebensweise zunächst der vornehmen, aber auch der diesen meist sclavisch nachahmenden bürgerlichen Klassen. Hätte es damals schon, wie heutzutage, ein kräftig entwickeltes öffentliches Leben gegeben, so hätte sich wohl auf dem Boden eines solchen, im Gegensatze zum und im Kampf mit dem verkünstelten Wesen der Höfe, eine tüchtige bürgerliche Sitte, ein inniges und doch nicht überspanntes Gefühlsleben herausgebildet. Wie damals die Zustände in Deutschland waren, mußte beinahe unausbleiblich (auch wenn nicht Rousseau das Signal dazu gegeben hätte) die Opposition gegen die Einseitigkeit einer conventionellen Ueberfeinerung und Aftercultur in die andere Einseitigkeit einer grundsätzlichen Flucht aus der Culturwelt überhaupt, eines Sichversenkens in das abgezogene Stillleben der Natur umschlagen, mußte jene richtige mittlere Linie verfehlt werden, auf der sich mit so großer Sicherheit sowohl die antike als auch unsere mittelalterliche Poesie bewegt hatte, jene harmonische Verbindung von Natur und Cultur, Natur- und Menschenkraft, landschaftlichem Reiz und menschlicher Handlung.

Es entstand nun — um mich der Worte W. Grimms zu bedienen — eine „abgesonderte Naturschilderung" mit dem Zwecke, den Eindruck der Landschaft auf das Gemüth darzustellen, beziehungsweise einen solchen hervorzubringen; es entstanden besondere Gedichte über den „Frühling" (voran das von

Ewald von Kleist) und andere Jahreszeiten; es entstand die weichliche Schäfer- und Idyllenpoesie mit ihren Myrtills und Damons, Chloen und Daphnen; es entstand ein schwärmerischer Naturcultus — so, wenn z. B. die Jünger des „Göttinger Hainbundes“ in einem schattigen Thal um hochstämmige Eichen, an den Händen sich fassend, einen Kreis schlossen, die Hüte mit Eichenlaub bekränzt, oder wenn die Gebrüder Jakobi, der Dichter und der Philosoph, bei einer Fahrt durch die herrliche Rheinlandschaft sich zärtlich die Hand drückten, „eine Thräne seliger Rührung im Auge,“ und „die Gegend segneten mit dem heiligen Kusse der Freundschaft.“ Auch Klopstock schlägt zumeist einen elegischen, schwermüthigen Ton an, wenn er die Natur besingt. Sein Naturgefühl ist indeß mehr noch Naturandacht als Naturschwärmerei. In den Mitteln der Erregung einer solchen Naturandacht weicht er wesentlich von Brockes ab, übertrifft ihn bei Weitem, indem er nicht wie Dieser von außen her an der Oberfläche hin tastend, mechanisch, die einzelnen Naturerscheinungen aufzählt und beschreibt, vielmehr gleichsam von innen heraus das so zu sagen dynamische Walten und Weben der Natur in wenigen sinnigen Zügen mehr ahnen läßt als eigentlich schildert. So in der Ode: „Die Sommernacht“:

„Wenn der Schimmer von dem Monde nun herab
In die Wälder sich ergießt, und Gerüche
Mit dem Dufte von der Linde
In den Kühlungen weh'n — u. s. w.“

So in der Ode „Friedensburg“:

„Sieh' den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat
Und den schimmernden Abend
In der grünlichen Dämmerung birgt.
Sieh' des schattenden Wald's Wipfel! Sie neigen sich
Vor dem kommenden Hauch lauerer Lüfte . . .“

Ein anderes Mal schlägt er stärkere Töne der Naturandacht an; so wenn er in der „Frühlingsfeier“ singt:

„Nicht in den Ocean der Welten alle
Will ich mich stürzen, schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts
Anbeten, tief anbeten und in Entzückung vergeh'n —
Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten,
Hallelujah! Hallelujah! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch.“

Aber dann alsbald auch wieder sanftere:

„Lüfte, die um mich weh'n und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr, der Unendliche.
Aber jetzt werden sie still, kaum athmen sie.
Die Morgensonne wird schwül,
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige.

Nun schweben sie, wirbeln die Winde;
Wie beugt sich der Wald, wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie Du es Sterblichen nur sein kannst,
Ja, das bist Du, sichtbar, Unendlicher!“

Bisweilen stimmt Klopstock auch die Töne religiöser Andacht zu Tönen rein menschlichen Empfindens herab, so in der Ode: „Mein Wäldchen“, wenn er neben die rauschenden Eichen die lispelnde Trauerweide pflanzt. Etwas mehr heitere Landschaftsbilder finden wir nur selten bei ihm, eigentlich nur in der Ode „Der Zürchersee“ und da, wo er den Eislauf und seine Freuden besingt. Hier ist zugleich beide Male die Landschaft mit menschlichen Handlungen und Bewegungen in Verbindung gebracht. So in der Ode „Der Zürchersee:

„Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch im ruhigen Thal freie Bewohner nährt,
Schon war manches Gebirge,
Voll von Reben, vorbeigefloh'n.
Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh'.
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender,
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterin.
Jetzo nahm uns die Au in die beschattenden
Kühlen Arme des Wald's, welcher die Insel krönt.
Da, da kamest du, Freude,
Vollen Maßes auf uns herab.“

Und im „Eislauf“:

„O Jüngling, der den Wasserkothurn
Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
Laß der Stadt ihren Kamin, komm' mit mir,
Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Sein Licht hat er in Düfte gehüllt;
Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See! Glänzender Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus.

Wie schweigt um uns das weite Gefild!
Wie ertönt vom jungen Froste die Bahn!
Fern verrieth deines Kothurns Schall dich mir,
Wenn du dem Blick, Flüchtling, enteilst.“

Schade, daß Klopstock beide Male den unbefangenen Genuß des Naturbildes stört, indem er Reflexionen einstreut, die uns davon hinweg zu abstracten Gedankengängen leiten!

Den stärksten Gegensatz zu Klopstock und seiner Schule, ebenso zu den Dichtern der „Sturm- und Drangperiode“, bildet in Bezug auf Naturempfindung Lessing. Man ist so weit gegangen, ihm allen Natursinn abzusprechen. Das ist jedenfalls zu viel behauptet. Wenn er auch wirklich einmal, wie Horn erzählt, bei einer Fahrt durch eine schöne Frühlingslandschaft zu seinem darüber entzückten Begleiter gesagt hätte: „Ich beneide Sie um diese

Freude, kann sie aber nicht theilen. Ja, wenn der Frühling einmal roth blühte, da wäre es doch etwas Neues", wenn er das auch wirklich gesagt hätte, so bliebe noch immer die Auslegung übrig, daß er nur der Ueberschwänglichkeit seines Begleiters einen Dämpfer aufsetzen oder ein Paradoxon (wie er das wohl bisweilen liebte) habe aussprechen wollen. Auffallend ist, daß in seinen Briefen aus Italien (während seiner Reise dort mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig i. J. 1775) kein Wort über die Schönheiten der Landschaft oder des italienischen Himmels vorkommt. So viel ist gewiß: von jener Naturschwärmerei, die in den Kreisen der Göttinger herrschte, die im „Werther" anklingt, hatte Lessing auch nicht eine Spur. Die Lyrik seiner Jugend ist vorwiegend epigrammatisch, satirisch, höchstens einmal anakreontisch schalkhaft, aber alles eher als sentimental. Je mehr er zum Mann reifte, um so mehr befestigte sich in ihm die Ansicht, die er dann so entschieden in seinem „Laokoon" vertrat, daß die Aufgabe der Poesie vorzugsweise in der Darstellung von Handlungen bestehe. Wie hätte er da an der thatenlosen Versenkung in bloße Naturempfindungen Gefallen finden können? Will er doch, in Consequenz seiner scharfen Unterscheidung zwischen Poesie und Malerei, selbst der einfachen Naturdarstellung, auch wenn sie ohne empfindsamen Beigeschmack ist, beinahe jede Berechtigung absprechen! Eine Haller'sche Naturbeschreibung, die er für ein Meisterstück in ihrer Art erklärt, scheint ihm dennoch unvermögend, dem Leser ein lebendiges, anschauliches Bild von dem geschilderten Gegenstande zu geben. Nur wenn der Dichter die Natur in Bewegung, nach der Aufeinanderfolge ihrer einzelnen Erscheinungen, darstellt (wie Homer dies thut), nicht als ein in die Breite gehendes Bild läßt er eine solche Beschreibung gelten. Auch Kleist (bekanntlich Lessings persönlicher Freund) habe, sagt Lessing, gerade auf seinen „Frühling" sich das Wenigste eingebildet.

Daß Lessing in dieser Verbannung jeder Art von Malerei aus der Poesie zu weit gegangen, ward schon von Herder behauptet und ist jetzt wohl allgemein anerkannt; daß er aber von der allzu hoch gespannten Naturempfindung, zumal wenn sie in krankhafte „Empfindsamkeit" (ein von Lessing zuerst gebrauchtes Wort) ausartete, nichts wissen wollte, darin hatte er von seinem Standpunkte aus, der sich hier vollkommen dem der antiken Dichtung anschloß, sicherlich Recht.

Auch Goethe kam von der schwärmerischen Naturempfindung, der er im „Werther" huldigte, bald zurück. Ihm war die Natur später immer nur eine geliebte Freundin und Begleiterin des Menschen auf seinem Lebensgange, die Schilderung landschaftlicher Schönheiten nur die Würze zu der Darstellung menschlicher Handlungen und Begebenheiten. In dieser Art von Naturschilderung ist er Meister. Mit wenigen Strichen weiß er immer das Bedeutendste und Anmuthigste der sich darbietenden Naturscenen hervorzuheben und — ohne aufdringliche Reflexionen, ungesucht — die entsprechende Em-

pfindung landschaftlicher Reize in dem Leser zu erregen, mag er nun in warmen Farbentönen das Land schildern, wo

Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,

oder mag er die Flucht eines nordischen Winters vor dem Frühling in wenigen, aber anschaulichen Zügen uns vergegenwärtigen, wie in jener prachtvollen Schilderung im „Faust“:

„Vom Eise befreit sind Ströme und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick:
Im Thale grünet Hoffnungsglück:
Der alte Winter in seiner Schwäche
Zog sich in rauhe Berge zurück;
Von dort her sendet er fliehend nur
Ohnmächtige Schauer körnigen Eises
In Streifen über die grünende Flur“ u. s. w.

In Goethes Reisebildern aus der Schweiz, vom Harz, aus dem sonnigen Italien — ist die Naturschilderung immer auf das Knappste beschränkt und überall dem Gesammtbilde, welches er von des Reisenden Thun und Treiben entwirft, organisch eingefügt, niemals aber darauf angelegt, in dem Leser eine abgesonderte Reihe von Empfindungen anzuregen.

Was Schiller anbelangt, von dessen Betrachtungen über das Verhältniß des Dichters zur Natur ich in diesem Aufsatze ausging, so war er, obschon seiner Geistesrichtung nach durchaus ein „sentimentalischer“, kein „naiver“ Dichter, dennoch, schon wegen seiner vorwiegenden Veranlagung zum Dramatiker, weit mehr auf die Darstellung belebter Handlungen, als auf eine müßige Beschauung der Natur bedacht. Abgesehen von einigen seiner frühesten Jugenddichtungen, in denen er, zumeist nach fremden Vorbildern, der herrschenden Sitte theils religiös-didaktischer Naturbeschreibung, theils elegischer Naturempfindung huldigt, finden wir bei ihm nur wenige Spuren eingehender Beschäftigung mit der Natur, der Landschaft, und auch diese immer in eigenthümlicher Behandlung. In seinem „Spaziergang“, zum Theil auch in der „Glocke“, versucht er, Natur und Cultur in ihren Wechselwirkungen und in den Uebergängen von der einen zur andern darzustellen. In seinen Balladen „Der Taucher“, „Die Bürgschaft“, „Die Kraniche des Ibycus“, sind einzelne Naturscenen (und zwar in meisterhafter Schilderung, kurz, knapp und doch mit packender Anschaulichkeit) in die Handlung verwoben. Wer gedächte nicht jener prachtvollen Darstellung des Meeresstrudels im „Taucher“?

„Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Doch endlich, da legt sich die wilde Gewalt,
Und schwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum,
Und reißend sieht man die brandenden Wogen
Hinab in den strudelnden Trichter gezogen."

Ebenso ergreifend ist in der „Bürgschaft" das mit wenig Strichen gezeichnete, aber die ganze furchtbare Gefahr der Situation uns vor Augen führende Bild des Wolkenbruchs, der die Brücken hinwegreißt:

„Da gießet unendlicher Regen herab,
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.
Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißt die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen."

In den „Kranichen des Ibycus" wird zuerst ein heiteres Landschaftsbild, — als scharf contrastirende Einleitung zu der gleich darauf folgenden schauerlichen Katastrophe — in den wenigen Versen vorgeführt:

„Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauer ein.
Nichts regt sich um ihn her: nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
In graulichem Geschwader zieh'n."

Mit welch' überraschender Naturwahrheit Schiller die großartige Scenerie eines „Tell" angelegt, ist bekannt — um so überraschender, weil er selbst niemals in der Schweiz gewesen, vielmehr diese Naturbilder lediglich den Schilderungen Goethes abgelauscht hatte.

Die unmittelbar nach und zum Theil schon gleichzeitig mit unseren großen Klassikern zur Herrschaft gelangten beiden Richtungen deutscher Poesie, der Jean Paul'sche Humor und die Romantik, traten der Natur, der Landschaft, wieder näher, eine jede in ihrer Weise. Jean Paul liebt es, farbenprächtige oder stimmungsvolle Naturbilder vor uns hinzuzaubern, um unsere Seele bald in aufjubelnder Freude, bald in sanfter Wehmuth aufzulösen, uns bald die erhabene Größe, bald die heitere oder auch düstere Schönheit der Natur ganz und voll empfinden zu lassen. Vor Allem sein „Titan" ist reich an solchen Naturbildern. Ich gedenke hier nur jener lebensvollen Schilderung von Neapel und dem Golf bei Nacht:

„Das Meer schlief, die Erde schien wach. Ich sah in dem eiligen Schimmer (der Mond sank schon dem Posilippo zu) an dieser göttlichen Grenzstadt der Wasserwelt, an diesem aufsteigenden Gebirg von Palästen hinauf, bis das hohe St. Elmoschloß weiß aus dem grünen Strauße blickte.

Mit zwei Armen umfaßte die Erde das schöne Meer; auf ihrem rechten trug sie blühende Weinberge weit in die Wellen, und auf dem linken hielt sie Städte und umspannte seine Wogen und seine Schiffe, und zog sie an ihre Brust heran. Wie eine Sphinx lag dunkel das zackige Capri am Horizont im Wasser und bewachte die Pforte des Golfs. Hinter der Stadt rauchte im Aether der Vulcan, und zuweilen spielten Funken zwischen den Sternen. Jetzt sank der Mond hinter die Ulmen des Posilippo hinab, die Stadt verfinsterte sich; das Getöse der Nacht verklang, Fischer stiegen aus, löschten ihre Fackeln und legten sich an's Ufer; die Erde schien einzuschlafen, aber das Meer aufzuwachen. Ein Wind von der Sorrentiner Küste trieb die stillen Wellen auf; heller schimmerte Sorrentos Sichel vom Monde zurück und vom Morgen zugleich wie silberne Fluren: Vesuvs Rauchsäule wurde abgeweht, und vom Feuerberg zog sich eine lange, reine Morgenröthe über die Küste hinauf wie über eine fremde Welt."

Doch schadet Jean Paul öfters der Einfachheit und Gleichmäßigkeit seiner Landschaftsbilder, wenn er mitten in solche hinein Vorstellungen oder Ausdrücke wirft, die nicht aus dem Bilde selbst herausgewachsen, nicht das natürliche Resultat einer objectiven Beobachtung des Gegebenen, sondern vom Dichter künstlich hinzugedacht, wohl gar aus einer der Situation fremden Gedankensphäre in jene hineingetragen sind. So, wenn er den Krater des Vesuvs „den glühenden Sohn, die Sonne, langsam in den Himmel werfen," oder wenn er die Inseln im mittelländischen Meere „wie zerstreute Dörfer nacheinander erscheinen und die Vorgebirge wild in das Meer bringen und waten läßt". Auch hat er nicht immer Geduld genug, seine Schilderung durch ihren eigenen Eindruck ruhig auf den Leser wirken zu lassen; er kann es sich nicht versagen, den Dolmetscher zu machen und in emphatischen Worten uns die landschaftlichen Schönheiten, die er darstellt, selbst anzupreisen. Dadurch werden seine Gemälde bisweilen stillos, überladen, unklar, ja barock. Das gilt theilweise selbst von der vielgerühmten und in der That in vielen Beziehungen prachtvollen Schilderung der Isola Bella gleich im Eingange des „Titan":

„Die Nachtigallen schlugen begeistert auf dem Triumphbogen des Frühlings. Albanos Herz wuchs in der Brust, wie eine Melone unter der Glocke, und er hob sie immer höher über der schwellenden Frucht. Auf einmal bedachte er, daß er so den Tulpenbaum des prangenden Morgens und die Kränze der Insel und, wie eine italienische Seidenblume, Staubfäden für Staubfäden, Blatt für Blatt zusammentrage, siehe, da befiel ihn sein alter Durst nach einem einzigen erschütternden Guß aus dem Füllhorn der Natur, er schloß die Augen, um sie nicht eher zu öffnen, als oben auf der höchsten Terrasse der Insel vor der Morgensonne" . . . „Als sie endlich die höchste Terrasse erstiegen hatten, sagte Schoppe: ‚Jetzt!' Aber Albano sagte: ‚Nein, erst die Sonne!' Und der Morgenwind warf die Sonne leuchtend durchs dunkle Gezweig empor und sie flammte frei auf den

Gipfeln. ‚O Gott!‘ rief Albano selig erschrocken, als alle Thüren des neuen Himmels aufsprangen und der Olymp der Natur mit seinen tausend ruhenden Göttern um ihn stand. Die Alpen standen wie Riesen der Vorwelt, wie in der Vergangenheit verbunden, beisammen und hielten hoch der Sonne die glänzenden Schilde der Eisberge entgegen. Die Riesen trugen blaue Gürtel und Wälder; zu ihren Füßen lagen Hügel und Weinberge, und zwischen den Gewölben aus Reben spielte der Morgenwind mit Cascaden wie mit wassertastenen Bändern, und an den Bändern hing der überfüllte Wasserspiegel des Sees von den Bergen nieder, und sie flatterten in den Spiegel und im Laubwerk, und Kastanienwälder faßten ihn ein. Auf allen Höhen brannten Lärmfeuer der gewaltigen Natur und in allen Tiefen ihr Widerschein; ein schöpferisches Erdbeben schlug wie ein Herz unter der Erde und trieb Gebirge und Meer hervor. O, als er dann neben der unendlichen Mutter die kleinen wimmelnden Kinder sah, und als der Morgenwind ferne Schiffe zwischen die Alpen hineinjagte — und als Isola Madre gegenüber sieben Gärten aufthürmte und ihn von seinem Gipfel zu ihnen im wagrechten, wiegenden Flug herüberlockte, und als sich Fasane von der Madre-Insel in die Wellen warfen, — da stand er wie ein Sturmvogel mit aufgeblättertem Gefieder auf dem blühenden Horst, seine Arme hob der Morgewind auf wie Flügel, und er sehnte sich, über die Terrasse sich den Fasanen nachzustürzen und im Strome der Natur das Herz zu kühlen.“ Wie bestechend auch diese Schilderung ist, doch möchte man mit Lessing ausrufen: „Weniger wäre hier mehr!“

Den Romantikern ist die Natur, auch die sogenannte leblose, ja diese am meisten, ein belebtes und beseeltes Wesen. In Blumen und Bäumen, in rauschenden Wasserquellen, selbst im starren Gestein ahnen sie das geheimnißvolle Walten guter oder böser Elementargeister. Die ganze Natur ist ihnen ein duftiges Märchen, eine aufgeschlossene Geisterwelt, wie Tieck singt:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wunderbare Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!“

Im magischen Waldesdunkel erschließt dem Ofterdingen von Novalis die mystische „blaue Blume“ ihren Kelch voll berauschenden Duftes. „Waldeinsamkeit, die mich erfreut,“ tönt es in Tiecks „Phantasus“ immer und immer wieder in den mannigfachsten Variationen. In de la Motte Fouqués anmuthigem Märchen „Undine“ treten die Wassergeister, Undine und ihr ungeschlachter Oheim Kühleborn, leibhaftig hervor und greifen in das Schicksal der Menschen ein.

Diese romantische Belebung und Vergeistigung der Natur durch Bevölkerung derselben mit allerhand märchen- und zauberhaften Wesen (eine Art von Uebertragung der heiteren griechischen Mythologie mit ihren vielen

Naturgöttern ins nordische Spuk- und Nebelhafte) war indeß doch sehr verschieden von der Naturschwärmerei der Sentimentalitätsperiode. Diese letztere nahm es mit der Versenkung in die Natur ziemlich ernst, als mit einem tiefen Bedürfniß des Gefühls; der Romantik war es bei ihrem Dichten und Träumen von Elfen, Nixen, Kobolden doch nur um ein lustiges Spiel der Phantasie zu thun. So hat diesen romantischen Naturcultus auch ein Nachzügler der Romantik, Heine, in seinen Harz- und Nordseeliedern — bald in neckisch-lieblichen, bald in großartigen Bildern, bald aber auch schalkhaft parodirend behandelt.

Die schwäbische Dichterschule, insbesondere Uhland, von Haus aus auch etwas romantisch angehaucht, hat sich im Ganzen doch in ihren Dichtungen mehr einem innigen und sinnigen, als einem phantastischen oder schwärmerischen Verkehr mit der Natur zugeneigt.

Doch ich breche ab, um diesen Aufsatz nicht über Gebühr auszudehnen. Aus dem gleichen Grunde habe ich mir auch Vergleichungen zwischen unseren deutschen und auswärtigen, besonders englischen Dichtern in Bezug auf Naturpoesie versagt, wie nahe dieselben immerhin lagen. Auch über die verschiedenartige Behandlung der Natur und des landschaftlichen Elements in unserer modernen Romandichtung wäre Mancherlei zu sagen, doch mag dies für eine spätere Gelegenheit aufgespart sein. Nur Folgendes sei hier noch bemerkt: Viele unserer modernen Roman- und Novellendichter scheinen mir darin zu fehlen, daß sie sich allzusehr und allzuoft in — um noch einmal die Worte W. Grimms zu gebrauchen — „abgesonderten" Naturschilderungen ergehen, statt solche Schilderungen lediglich da anzubringen, wo es gilt, die rechte Stimmung für die Erfassung menschlicher Handlungen in dem Leser vorzubereiten. Wie dieses letztere geschehen könne und mit wie großem Erfolge, davon haben von den älteren der modernen Dichter namentlich B. Auerbach und G. Freytag sehr nachahmenswerthe Proben geliefert. Ich erinnere u. A. an den Eingang von Auerbachs „Sträflinge", an Emerentias nächtliche Wanderung gen Tübingen in dessen „Ivo", an Freytags Schilderung des über dem Schloß des Freiherrn heraufziehenden Gewitters in „Soll und Haben", an die tiefergreifende Scene, wo der Freiherr mit dem furchtbaren Kampf in seiner Brust durch die sommerlich heitre Abendlandschaft wandelt und an Aehnliches mehr.





Briefe von Richard Wagner

an

W. Fischer.

Die nachfolgenden, bisher ungedruckten Briefe Richard Wagners sind sämmtlich an den im Jahre 1859 verstorbenen Chordirector und Regisseur der Dresdener Hofbühne, W. Fischer, gerichtet und entstammen der Zeit des ersten in Noth und Elend verbrachten Pariser Aufenthaltes Wagners, (1841—42), der Dresdener Capellmeisterzeit (—1849) und der Zeit der Verbannung aus Deutschland. Fischer eine liebenswürdige, bescheidene Natur, war vielleicht der erste Deutsche der fest an die große Zukunft Richard Wagners glaubte. Seinem Schutze empfahl Wagner von Paris aus seinen zur Aufführung in Dresden angenommenen „Rienzi", und die ersten der nachfolgenden Briefe behandeln fast ausschließlich das Thema der bevorstehenden, von Wagner sehnlichst erwarteten Aufführung seines Werkes. „Fischer meldete allerhand Bedenken", so schreibt Wagner selbst in dem Nachrufe, den er dem verstorbenen Freunde im Jahre 1859 widmete. „Zweifelhaft über den Grund oder Ungrund dieser Bedenken machte ich mich endlich selbst nach Dresden auf, und woher die von Fischer bezeichneten Bedenken rührten, ward mir schnell klar, als er den persönlich ihm noch Unbekannten mit so freudigem als herzlichem „Willkommen!" umarmte. Diese erste Wohlthat vergesse ich nie: sie war die erste, allererste Ermuthigung, der erste Ausdruck enthusiastischer Theilnahme, die den gänzlich unbekannten, von Noth hart bedrängten jungen Künstler auf seinem Lebenspfade berührten." Wagner war damals 29 Jahre alt, Fischer sehr viel älter und trotzdem entspann sich zwischen den beiden Künstlern von so grundverschiedenem Wesen sehr bald eine herzliche Freundschaft, der Wagner durch das brüderliche „Du", welches er später, als Capellmeister, dem ihm

als Chordirector untergeordneten Freunde antrug, auch äußerlich Ausdruck verleihen wollte. Fischer lehnte das „Du“ ab mit dem Hinweise auf das dienstliche Verhältniß, als aber Richard Wagner in Folge des Mai-Aufstandes Dresden verlassen mußte und nach der Schweiz geflüchtet war, trug ihm Fischer seinerseits diese vertraulichere Benennung an in der Ueberzeugung, daß er dem fernen, geächteten Freunde eine Stütze im Vaterlande sein könnte. Und das ist Fischer in der That geworden nnd treulich geblieben bis zu seinem letzten Athemzuge. Die nachfolgenden Briefe, welche bis vor kurzer Zeit dem Sohne des Adressaten, dem pensionirten Hofschauspieler Fischer in Dresden angehörten, gaben ein getreues Bild von den intimen Beziehungen Wagners zu seinem väterlichen Freunde. „Einst war ich seine Freude, nun seine Sorge“, so schreibt Wagner über die Gesinnungen Fischers gegen ihn nach der Flucht von Dresden. „Und wie sorgte er um mich! Als sich das ganz Unerwartete wie ein Wunder zutrug und meine Opern, die fast kaum den Bezirk Dresdens überschritten hatten, sich über ganz Deutschland verbreiteten, da ging seine Sorge allmählich in Besorgniß über, und wo ich, der Jugendliche, erlag, da trat der rüstige Alte ein, nahm mir alle Mühe ab, überwachte die Copien und Einrichtungen meiner Partitur, correspondirte, trieb an, hielt ab — damit ich nur Ruhe hätte, wieder arbeiten und meiner Kunst mich hingeben könne. — Wahrlich, es ist ein Trost, daß es Solche giebt! Es ist ein unschätzbares Wohlgefühl, einem Solchen begegnet zu sein!“

Die Briefe zeigen den Menschen Wagner von Seiten, die ihm in der öffentlichen Meinung fast gar nicht zugestanden werden, und ihre Veröffentlichung dürfte deswegen ein nicht ausschließlich musikhistorisches Interesse beanspruchen.

I.

Sehr geehrter Herr! Wohl muß ich zweifeln, daß Sie sich meiner unbedeutenden Person entsinnen sollten aus einer Zeit, wo ich als junger Mensch mich eben erst mit tollem Enthusiasmus auf die Musik geworfen hatte, nichtsdestoweniger aber doch schon soviel Besinnung hatte, um würdigen zu können, was Sie damals als Chordirector am Leipziger Theater leisteten. Ich habe seitdem wieder einmal Gelegenheit gehabt, die Früchte ihres Fleißes und Ihrer außerordentlichen Geschicklichkeit zu bewundern: es war dies bei einer Aufführung der „Jüdin“ in Dresden; dieselbe Oper hörte ich seitdem in Paris, und während meiner Betrachtungen über den Unterschied der Dresdener und der Pariser Chöre konnte ich nicht umhin, Ihrer abermals zu gedenken, wenn es mir auch um die Pariser Oper leid that, die bei diesen Untersuchungen allerdings nicht sonderlich davon kam.

Der Zufall und das Glück haben gewollt, daß ich in den Stand versetzt werden sollte, Ihre großen Verdienste zu meinem Vortheil in Anspruch zu nehmen. Die General-Direction des Dresdener Hoftheaters hat mir vor einiger Zeit die definitive Annahme einer von mir eingesandten Oper „Rienzi“ angezeigt und die Versicherung zugetheilt, dieselbe sobald wie möglich aufführen zu lassen. Ich weiß durch einen meiner Freunde, daß auch Sie — von mir unaufgefordert — meinem Vorhaben und meinen Wünschen Ihre freundliche Theilnahme gewidmet haben, und da ich überzeugt bin, daß bei der Abstimmung über die Annahme meiner Oper auch ihre Stimme eingeholt

worden ist, so habe ich mir nach dem günstigen Resultate zu schmeicheln, daß Ihr Urtheil mir nicht ungeneigt war. Nach allen diesen Voraussetzungen habe ich mich wahrhaft glücklich zu schätzen, daß es mir nun vergönnt ist, mich hoffnungsvoll um Ihre Geneigtheit und Protection zu bewerben. Wenn auch die Oper, an deren glücklichem ins „Leben" treten Sie einen so außerordentlich wichtigen Antheil haben werden, nicht meine Erstlingsarbeit ist, wenn ich mich zu der Art und Weise der darin vorherrschenden Auffassung der dramatischen Musik erst nach vielfachen Versuchen in anderen Weisen bestimmte, und wenn ich mich somit nothgedrungen fühle, gegen die bei der Unbekanntheit meines Namens ganz natürlich sich aufdrängenden Meinung, daß ich mit meinem Rienzi eben erst einen ersten Versuch bringe, zu protestiren, so müßte ich doch mehr als blind und anmaßend sein, wenn ich nicht von vornherein aus freien Stücken darauf aufmerksam machen wollte, daß ich bei der Beurtheilung meiner Arbeit zunächst auf Nachsicht rechne. In diesem Sinne trete ich auch vor Sie, mein sehr geehrter Herr, indem ich erkläre, wie ich selbst während meiner fünfjährigen Praxis als Musikdirector auf das Ueberzeugendste die Erfahrung gemacht habe, welches Uebergewicht die praktische Erkenntniß dem Urtheile giebt, und daß ich mich daher mit voller Ergebung Ihnen anvertraue, dem Jeder die vielseitigste Erfahrung zu allererst zugestehen muß. Bei den mannichfachen Schwierigkeiten, auf die Sie vielleicht nicht ohne Unlust beim Einstudiren meiner Oper stoßen werden, seien Sie — ich bitte Sie darum — im Voraus des vollsten und herzlichsten Dankes versichert, den Jemand, von der Größe der Verpflichtung so überzeugt wie ich, — nur zollen kann. — Meine besondere Ansicht über die Besetzung der Chöre bei Theilungen u. s. w. werde ich nächstens mittheilen; was Sie davon praktisch finden werden, werden Sie benutzen, während in Allem, was Ihren ungleich gereifteren Ansichten zuwider läuft, ich mich, wie es sich von selbst versteht, gänzlich denselben unterordne.

Möge es mir gelingen, Ihre Theilnahme zu erhalten und Ihre Achtung mir zu erwerben! Seien Sie versichert, daß Beides nicht der unansehnlichste Preis sein würde, den ich mir bei meinem jetzigen Vorhaben feurigst zu erstreben wünsche!

Mit der wahresten Hochachtung und Ergebenheit Ihr wohlverpflichteter Diener Richard Wagner. Paris, 7. September 1841.

II.

Meudon, 14. October 1841.

Verehrtester Herr, in der Hoffnung, daß die wenigen Zeilen, die ich vor ungefähr einem Monate in einem Briefe an Herrn Heine*) für Sie beilegte, an Sie gelangt sind, nehme ich mir die Freiheit, mich abermals an Sie zu wenden, und zwar diesmal mit der ausführlicheren Bitte, mir Ihre gütige Theilnahme, sowie Ihren gewichtigen Beistand angedeihen zu lassen. In Ihren, wie in den Händen des Herrn Capellmeister Reissiger liegt ein gutes Stück meiner Zukunft: es sind die besten Hände, was die Kraft betrifft, und es handelt sich nur noch darum, mich Ihres Willens zu versichern: es liegt mir ob, mir die Innigkeit desselben zu erwerben, — da ich mich nun aber bei dieser Bewerbung unmöglich auf Verdienst stützen kann, so hoffe ich einzig dazu zu gelangen, indem ich Sie recht herzlich um Nachsicht ersuche. In diesem Sinne möchte sich also meine Bitte sehr kurz zusammenfassen lassen — sie heißt: Nachsicht und Geduld. — Ihr von allen Seiten als höchst bieder und rechtlich gepriesener Charakter, verehrtester Herr, ist es, auf den ich meine ganze Zuversicht setze, nicht weil ich auf Anerkennung von Verdienst rechnen dürfte, sondern weil von einem Charakter, wie der Ihrige, wirk-

*) Heine, Kostümier des Dresdner Hoftheaters und Freund Wagners.

liche Güte und Bonhommie nie als getrennt betrachtet werden kann. Versichern Sie sich also meinerseits, daß ich mich mit unbedingtem Vertrauen Ihnen hingebe, daß ich die Erfüllung eines großen Theils meiner besten Hoffnung mit aller Zuversicht von Ihnen erwarte, so glaube ich auch Ihrer gütigen Nachsicht und Theilnahme gewiß sein zu können. In dieser Voraussetzung nun erlauben Sie mir, nochmals und umständlicher, als dies letzthin geschehen ist, auf den Gegenstand meiner Hoffnungen zurückzukommen. Durch einen Brief des Herrn Hofrath Winkler*) bin ich versichert, daß auch Herr von Lüttichau**) seine Zustimmung dazu gegeben habe, daß zunächst nach bewerkstelligter Aufführung des neuen Reissiger'schen Werkes es an das Einstudiren meiner Oper gehen solle. Zu meiner größten Freude sehe ich also in dieser Bestimmung den ernsten Willen, das mir gegebene Versprechen zu verwirklichen und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als mich und meine Wünsche in Bezug auf die vorzubereitende Aufführung, Denjenigen, in deren Hände das Schicksal derselben gelegt ist, dringend und inständigst zu empfehlen.

Im Anfange hatte ich mir vorgenommen, meine Wünsche und Ansichten in Betreff der Besetzung und der Einrichtung mehrerer fraglichen Specialitäten meiner Oper zu Papier zu bringen, um sie sowohl Ihnen als Herrn Capellmeister Reissiger vorzulegen. Bald jedoch fand ich, daß ich Ihnen mit der Zumuthung des Durchlesens dieses kleinen Promemorias eine gänzlich unnütze Mühe bereiten würde, da ich erstlich durch den Uebelstand, daß ich nicht an Ort und Stelle bin, gezwungen gewesen wäre, meine Ansichten nur sehr problematisch und unklar auszusprechen und am Ende mich doch nur über Dinge verbreitet haben würde, die Ihre Einsicht sogleich mit dem ersten Blicke am besten zu ordnen im Stande sein wird.

Daß meine Oper für die Aufführung große scenische und musikalische Schwierigkeiten darbietet, kann ich nicht in Abrede stellen, und daß ich zumal Ihnen, verehrtester Herr, als Regisseur und Chordirector eine große Arbeit aufbürde, sehe ich zu meinem Bedauern ein. Mein Trost ist jedoch, zu wissen, mit welcher Rüstigkeit und Thätigkeit Sie gewohnt sind, an die Lösung von vielleicht noch schwierigeren Aufgaben zu gehen; es kommt nur darauf an, ob Sie mit Lust oder Unlust daran gehen. Ihnen Lust zu erwecken, kann wohl meine Arbeit selbst nicht durchgehends fähig sein, und hier mein sehr geschätzter Herr, ist daher der Punkt, wo ich mich ausschließlich an Ihre Nachsicht wenden muß. Vielleicht ist aber auch die Rücksicht, daß Sie die Arbeit eines vaterländischen Componisten unter den Händen haben, im Stande, Ihnen einen gewissen Grad von Liebe zur Sache einzuflößen; — vielleicht aber zeigt sich auch hie und da Ihrem praktischen Blicke manche Partie, die durch gehörige in das Licht Stellung zu heben ist, und die Lust an dergleichen Verfahren erweckt somit nach und nach auch Lust zu meiner Arbeit selbst.

Ich sprach soeben von Schwierigkeiten. Als eine der größten derselben betrachte ich die geschickte Vertheilung der Männerchors in die verschiedenen Parteien des Volkes und der Nobili. Da ich die gegenwärtige Stärke des Dresdener Chores nicht kenne, ist es mir unmöglich, darüber Vorschläge zu machen. Die Aufgabe ist die, die Nobili, — welche im ersten Theile der Introduction des ersten Actes sogar wieder unter sich getheilt sind, nicht gar zu schwach zu besetzen, ohne dadurch dem Volks-Chore jedoch die Kraft zu entziehen. Hierin sowie in so vielen anderen und ähnlichen Punkten überlasse ich mich am liebsten lediglich Ihrer Einsicht und bin überzeugt, dabei am Besten zu fahren.

Die Chöre, welche außerhalb der Bühne gesungen werden, nämlich der Chor im

*) Hofrath Winkler (Th. Hell), damaliger Vicedirector und Secretair des Dresdner Hoftheaters.

**) Herr v. Lüttichau, der Intendant des Dresdeners Hoftheaters.

Lateran (erster Act—) und der kleine Chor: vae tibi maledicto (vierter Act—) werden wohl nothwendig vom Sänger-Chor der Kreuzschule gesungen werden müssen:*) ich habe wenigstens beim Entwurfe beider Scenen nur auf dieses Auskunftsmittel gerechnet, da der erste Chor zumal imposant besetzt sein muß, was bei einer Theilung des Theater-Chores unmöglich sein würde.

Eine andere Schwierigkeit bietet die große tragische Pantomime**) im Finale des zweiten Actes dar: — meinen Ansichten nach können die Hauptpersonen derselben: Lucretia, Brutus, Tarquinius und Colatinus, unmöglich anders, als durch Mitglieder des Schauspieles, welche im rezitirenden Drama ähnliche Charaktere durchzuführen gewohnt sind, besetzt werden. Die Realisirung dieses meines Wunsches wird wahrscheinlich auf große Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen, — deshalb lege ich Ihnen, verehrtester Herr, dieselbe dringend an das Herz und ersuche Sie inständigst, Ihr Gewicht gütigst daran setzen zu wollen, damit meine Bitte wenigstens im Wesentlichen erfüllt werde.

Nur will ich unter vielem Anderen, was mir noch besprechenswerth erscheinen dürfte, des Chores der Friedensboten im Anfange des zweiten Actes erwähnen. Da dieser Chor, um rein gesungen zu werden, gewiß nicht leicht ist, dürften natürlich wohl nur die musikalischesten und mit den besten Stimmen begabten Mitglieder des weiblichen Chores ausgewählt werden; bei dem guten Bestand des Dresdener Chores steht zu erwarten, daß die Zahl nicht zu sehr geschwächt werde. Nichtsdestoweniger ist jedoch bei Chorgesängen ohne Begleitung selten anzunehmen, daß bis zum Ende nicht etwas im Tone gesunken würde! Es wäre deshalb gut, wenn daran gedacht würde, hie und da von den Coulissen aus die rechte Tonhöhe zu unterstützen***) was meiner Ansicht nach wohl am besten geschehen könnte, wenn ein geschickter Accompagnateur es übernähme, auf einem etwas entfernt gestellten Positive zur rechten Zeit den Gesang zu unterstützen.

Mein Gott, ich sehe ein, daß, wollte ich auf diese Art fortfahren, ich endlich all meine thörichte Weisheit in Besprechung meiner Grillen auskramen würde. Damit aber müßte ich Ihnen nothwendig lästig fallen, was ich um Alles in der Welt vermeiden will, da ich Ihrer guten Laune gar zu sehr bedarf. — Wollten Sie mich unendlich glücklich machen, so würden Sie die große Güte haben, mich recht bald einmal mit einigen Zeilen beehren zu wollen; seien Sie versichert, daß ich dankbarst die Auszeichnung zu würdigen wissen würde.

Für alle Fälle aber empfehle ich mich Ihrem gütigen Wohlwollen und nochmals Ihrer Nachsicht, als Ihren unterthänigsten Diener Richard Wagner. (Nr. 3, avenue de Meudon à Meudon près Paris.)

P. S. Würden es vielleicht Ihre Geschäfte erlauben, mir noch vor dem 25. dieses Monats zu schreiben, so würde mich Ihr geehrter Brief noch unter der angegebenen Adresse treffen; nach diesem Zeitpunkte jedoch, würde ich Sie ersuchen, ihn unter folgender Adresse abzuschicken: Nr. 14, rue Jacob à Paris.

---

*) Der Kreuzschülerchor wirkte früher im Hoftheater mit, Wagners Erinnerung an diese Thatsache datirt aus seinem mehrjährigen Besuche der Kreuzschule.

**) Die Pantomine wurde später gänzlich gestrichen.

***) Es ist interessant, festzustellen, wie sich Wagners Ansichten in diesem Punkte im Verlaufe der Zeit geändert haben. Als im Jahre 1882 während der Parsival-Aufführung in Bayreuth die Acapella-Chöre trotz aller Proben nicht ganz rein zu Gehör gebracht werden konnten, empfahl Franz Lißt, die Sänger durch ein Harmonium hinter der Scene unterstützen zu lassen, Wagner lehnte diese Zumuthung aber entschieden ab.

III.

Hochgeehrtester Herr, gestern den 7. d. Mts., erhielt ich durch die Post aus Nancy Ihren werthen Brief, der mir, dem Inhalt nach, durch Herrn Leury persönlich hätte zukommen sollen; wahrscheinlich hat sich dieser Herr dort etwas verweilt und den Brief deshalb vorausgeschickt.

Dieses vorangestellt, beeile ich mich nun, Ihnen meinen innigsten Dank für die große Theilnahme und Nachsicht auszudrücken, von welcher mir Ihre verehrten Zeilen zeugen. Seien Sie versichert, daß ich mich dadurch wahrhaft erfrischt fühle, und daß ich schon darüber klar in mir werde, von welcher Größe die Verpflichtung ist, für die ich Ihnen einsten schulden soll. Die Hoffnungen, die Sie mir für meine Arbeit machen, beruhigen mich unendlich und ich halte sie mit um so größerem Vertrauen fest, als sie mir von Ihnen, dem allgemein als bieder und offen bekannten Mann, erweckt worden. Ebenso verbunden bin ich Ihnen dafür, daß Sie mich mit so großer Sorgfalt auf die Unverhältnisse und die Mißlichkeiten bei der Realisirung meines Vorhabens hinweisen; dadurch bestätigt sich mir Ihre Theilnahme aber auf das Vollkommenste und seien Sie versichert, daß ich mich Ihnen deshalb doppelt verpflichtet fühle. Da dies letztere aber eben der Punkt ist, über den Sie — und zwar in meinem eigenen Interesse — zunächst meine umständlichere Mittheilung und Beantwortung wünschen, so erlaube ich mir auch, ihm hauptsächlich den Inhalt dieser Zeilen zu widmen.

Vor Kurzem wird Herr Heine — wie ich hoffe — Ihnen mehrere Stellen meines letzten Briefes an ihn mitgetheilt haben, welche hauptsächlich für Sie, mein verehrtester Herr, bestimmt waren. Es betraf die Differenz in der Angabe der Zeitdauer, meiner Oper, in der ich — meiner letzthin darüber angestellten Beobachtung nach — mit Ihnen bin. Herr Heine schrieb mir, daß Sie dieselbe auf 5 Stunden anschlügen, während ich nur 4 Stunden berechne. Gern hätte ich nun gewünscht, Sie hätten diese Nachricht erhalten, noch ehe Sie daran gingen, mir zu schreiben, weil sie natürlich einen großen Einfluß auf Ihre Ansicht in Bezug auf das Kürzen meiner Oper gehabt, vielleicht sogar eine Aenderung derselben in manchen Theilen bewirkt haben würde Ich kann nun, wenn ich darangehe, mich abermals ausführlich über diesen Punkt Ihnen mitzutheilen, nicht anders, als hiermit diese meine Wahrnehmung, die Zeitdauer betreffend, allem Nachfolgenden voranzustellen, denn ich rechne es in der That für ein großes Glück, die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß Sie hierin in einem nicht unbedeutenden, wenn auch leicht begreiflichen Irrthume begriffen waren — weil ich sonst — bewährte sich Ihre Angabe als richtig, gar nicht gewußt hätte, wie es anzufangen sei, meine Oper um eine ganze Stunde zu kürzen.

Nehmen wir, mein geehrtester Herr und Gönner, nun gemeinschaftlich an, daß eine Aufführung meines Rienzi (d. h. allerdings ohne Zwischenacte) so wie er jetzt ist 4 Stunden dauern würde, so fällt ein Hauptpunkt der Befürchtung hinweg, nämlich derjenige, daß meine Oper bedeutend länger spielen dürfte, als die Hugenotten u. A. Wäre es aber gelungen, dem dramatischem Fortgange in der Handlung meiner Oper ein solches Interesse zu geben, daß nicht zu fürchten stehe, die Zuschauer möchten sich langweilen, so dürfte ich vielleicht annehmen, daß in meinem Rienzi diese Theilnahme für das Fortschreiten der Handlung das allerdings gewiß höhere Kunstinteresse aufwiegen würde, welches das Publikum z. B. im letzten Acte der Hugenotten wach hält. Ein Blick auf den Umfang der verschiedenen Acte meiner Partitur zeigt Ihnen aber auch, daß die letzten Acte — für welche bei langen Opern doch eigentlich immer nur zu fürchten ist — fast unverhältnißmäßig kürzer, als die ersten sind — ein Umstand, den wir wohl auch mit in Anschlag bringen müssen. — (Glauben Sie ja nicht, daß ich dies erwähne, weil ich etwa in dem thörichten Wahn befangen wäre, es gelte hier, Sie zu meinem Vortheile zu überreden; — im Gegentheile weiß ich ja, wie liebevoll Sie gegen mich gesinnt sind, und es kann daher nur meine Absicht sein, mich in

einem Austausch meiner Ansicht mit der Ihrigen, über die Natur der Sache in das Klare zu bringen. — Ich halte es für nöthig, das zu bemerken, weil ich untröstlich sein würde, wenn Sie meinen Entgegnungen ein solch unrichtiges Motiv unterlegen zu müssen glaubten — und fahre daher fort: —)

Aus der Stelle Ihres werthen Briefes, worin Sie mir sagen, daß Sie im Gefühl der großen Länge der Nummern selbst zu streichen gesucht, nirgend aber den passenden Punkt gefunden hätten, wo dies zu bewerkstelligen sei, ersehe ich immer mehr, daß es nicht die einzelnen Längen — zu breite Ausdehnungen — Wiederholungen oder überflüssige Zierrathen sind, über die Sie sich zu meinem Besten beklagen, sondern eben nur die zu große Länge, und was diesen Punkt betrifft, muß ich Ihnen mittheilen, wie ich mich selbst beim Componiren durch einen Ueberblick der Masse des Stoffes gezwungen sah, mich gewisser rein musikalischer Ausführungen selbst da zu enthalten, wo sie vielleicht sogar von guter Wirkung gewesen wären. Um mich hierüber deutlicher zu machen, führe ich z. B. die erste Chorstelle zu Anfange des ersten Finales: „Gegrüßt, sei hoher Tag" — an; welche gute Gelegenheit ein ausgeführteres jubelndes Chorstück zu schreiben wäre hier nicht dem Stoffe nach vorhanden gewesen? Im Finale des zweiten Actes, die Scene, in welcher über die Nobili Gericht gehalten wird — welcher Stoff für ein größeres Ensemblestück? — Im vierten Acte, wo Rienzi der Kirche naht und in dumpfen Gesängen die Ankündigung des Bannspruchs vernimmt — die Verschworenen in ihrer Unentschlossenheit — Adriano im Kampfe mit sich — das Volk mit dem Schauer ringend — wie hätte ich dies Alles benützen können, um eines jener großen Finalstücke zu schreiben? Es kostete mich in der That viel Ueberwindung, hier davon abzustehen, mich eines musikalischen Breiteren auszulassen und so glaube ich, werden Sie eben auch gefunden haben, daß ich mich nie über die Gebühr bei einer Situation aufhielt, daß ich im Gegentheile eher mich gezwungen sah, scharf von einem zum andern überzugehen. Desto nothwendiger wurde es nun aber, daß ich in den von der Situation bedingten großen Finalsätzen, mich endlich öfter auch rein musikalisch ausließ und die beiden Adagiosätze des zweiten und dritten Finales, sowie die rauschenden Schlußsätze derselben verlangten durchaus eine ausgeführtere Behandlung, um dem musikalischen Flusse sein Recht widerfahren zu lassen.

Aus jener Stelle ihres Briefes nehme ich nun ab, daß Sie mit mir gefühlt haben, sowie, daß eigentliche Längen (Dehnungen und leicht zu streichende Wiederholungen) — fast zu meinem Leidwesen — nicht viel vorhanden sind, — zu meinem Leidwesen, weil ich das Geschäft des Kürzens dadurch sehr erschwert sehe. — Glauben Sie mir, daß es mir unendlich viel lieber gewesen wäre, Sie hätten mir dergleichen Dehnungen und Wiederholungen recht streng nachgewiesen und ich hätte nichts weiter zu thun gehabt, als Ihren Winken bereitwillig nachzukommen.

Indeß, betrachten wir die Sache einmal wieder von der andern Seite. — Ist eine Dauer von 4 Stunden bei einer lebhaft und unaufgehalten fortschreitenden Handlung d nn wirklich so unerträglich, zumal wenn es eben nicht an gedehnten Einzelheiten liegt? — Hie und da wird doch etwas zu streichen sein, und ich selbst theile auf dem anliegenden Blatte meine darauf bezüglichen Vorschläge mit; — ferner, wie ich aus Allem ersehe, wird Pantomine und Ballet doch bedeutend eingeschränkt werden müssen, wodurch dann wiederum etwas Zeit abgeht, und dann — recht offenherzig: haben Ihre Opern noch **nie** bis 10¼ oder 10½ gespielt?? Mir ist es, als ob die „Jüdin" wirklich nicht kürzer gedauert habe.

Nun zu etwas Anderem! Meine Vorschläge zur Theilung der Chöre befinden sich ebenfalls auf dem beigefügten Blatte. Sehr schade ist es, daß ich mich in Bezug auf die Mitwirkung der Kreuzschüler verrechnet habe; existirt denn aber nicht ein anderer größerer Chor, dessen Mitwirkung, wenn auch nur für den Kirchen-Chor im ersten Acte anzusprechen wäre? Ich dächte, ich hätte von einem solchen Sängervereine gelesen.

Was die Pantomime und das Ballet anbetrifft, machen Sie mir große Angst; allerdings, ehe Beides nur ganz mangelhaft dargestellt werden sollte, müßte es lieber sehr beschränkt werden. Ist es aber denn wirklich nur so schlecht beschaffen damit in Dresden? Ich komme immer nur wieder auf die „Jüdin“ zurück, denn dies ist die einzige moderne Oper, deren ich mich deutlich erinnere; ich sah sie im Sommer 1837 bei Ihnen, und gestehe, daß ich das nicht unbedeutende Ballet darin gar nicht übel gefunden habe, sowohl was Arrangement als Ausführung betraf. Auch in den Hugenotten, so höre ich, soll man nichts vermissen und für alles gut gesorgt sein. — Die Pantomime versteht sich, muß gänzlich ausbleiben, sobald nicht Schauspieler von Bedeutung die 3 Hauptrollen in derselben übernehmen. Ich schreibe deshalb in diesen Tagen an die General-Direction und will versuchen, ob es möglich ist, durch sie die fraglichen Mitglieder des Schauspiels zu bewegen, in meiner Pantomime mitzuwirken. Sollte ich dies nicht erreichen, so bleibt, wie gesagt, die Pantomime aus und meine für diesen Fall, wie für andere Fälle geeigneten Vorschläge habe ich ebenfalls auf dem beigefügten Promemoria mitgetheilt.

Indem ich Sie überhaupt auf das letztere verweise, erwähne ich hier nur nochmals, daß ich darin Alles angeführt habe, was allenfalls zu streichen wäre, daß dies aber immer nur kurze Stellen betrifft, die in Wahrheit nicht viel in der Zeitdauer meiner Oper mindern werden. Dagegen aber überlasse ich Ihnen und Herrn Reissiger, ganz und gar zu streichen, was sie ohne entschiedenen Nachtheil streichen können, d. i. **Längen**, wo Sie dieselben finden; ich für mein Theil bin der Aller-Unfähigste, zumal der Aller-Befangenste bei einem ähnlichen Geschäft, und glaube nichts Besseres thun zu können, als es Ihnen nochmals an das Herz zu legen.

Im Uebrigen, was Sie für die Beschleunigung bewirken können, thun Sie doch, ja! Es ist noch nichts ausgeschrieben; wann soll es da an das Studiren gehen, welches doch gewiß eine bedeutende Zeit hinwegnehmen wird, da ich recht gut weiß, wie schwierig Vieles in meiner Oper ist! Sollte es denn noch gar so lange hinausgerückt werden? Da nun einmal Emma di Vergy und andere italienische Opern wieder aufgenommen werden müssen, kann dann nicht der Guitarrero bis nach dem Rienzi warten? Lassen Sie doch wenigstens sogleich an das Ausschreiben gehen, damit zum Mindesten die Sänger ihre Partien erhalten; große Stücke werden doch nicht zu streichen sein und die kleineren Sprünge, die sich oft noch in den Gesangsproben auffinden lassen, sind ja dann immer noch leicht zu bemerken. Nun, ich baue ganz auf Ihre Güte.

Beigefügtes kleines Blatt enthält also das besprochene kleine Promemoria; ich habe es abgesondert geschrieben, damit Sie nach Belieben und Gutdünken davon Anwendung machen, z. B. Herrn Reissiger Mittheilung davon machen können. Wenn Sie mir doch das Opfer bringen wollten, mir recht bald wiederum zu schreiben, wie Sie meine Vorschläge aufnehmen und was Sie in meiner Sache beschließen! Recht sehr bitte ich, daß Sie, da es doch so ganz in meinem Interesse geschieht, mir Ihre lieben Briefe nur geradeswegs unfrankirt zuschicken, jedoch, das bedarf ja wol keiner Erwähnung.

Nochmals meinen herzlichsten, innigsten Dank für Ihren werthen Brief, für Ihre Güte und freundschaftliche Gesinnung; ich werde nie aufhören, mich zu bestreben, Ihrer Auszeichnung würdig zu erscheinen. Mit der Bitte, Herrn Hein'e meine gerührtesten Grüße zuzustellen und mir Ihre unschätzbare Freundschaft erhalten zu wollen, empfehle ich mich Ihnen Hochachtungsvollst und dankbarst als Ihren allerergebensten Diener

Paris (14, rue Jacob), 8. December 1841. Richard Wagner.

---

1. Vorschläge zur Besetzung.

Rienzi: Herr Tichatschek. — Adriano — Mad. Schröder-Devrient. — Irene — Dlle Wüst. — Steffano Colonna — mir am liebsten durch einen Herrn Zezi zu besetzen

(— wird dies angehen?). — Orsini — Hr. Wächter. — Cecco del Vecchio — Hr. Risse. — Baroncelli — Hr. Schuster. — Cardinal (Filippo de Gardia) — Hr. Vestri. — Friedensbote — Mad. Hellwig (die ich jedoch nicht kenne: ist ihre Stimme leicht ansprechend und frisch?) Für die untergeordneten Rollen kann ich eben unmöglich die Besetzung genau angeben, da mir dieser Theil des Personals gegenwärtig fremd ist, und überlasse dies daher gänzlich der Einsicht der Regie. —

2. Vorschläge zur Theilung des Chores und dergl.

1. Act: Nr. 1. Introduction. Anhänger der Colonna und Orsini, jede Partei zu 8 Chorsängern, — Chor des Volkes 22 Männer: — Sehr gut! — Nach dem Abgange der Chorsänger der Partien der Nobili, gewinnen diese hinlängliche Zeit, um sich (vielleicht durch das einfache Umwerfen eines Mantels —) umzukleiden, und den Chor des Volkes mit welchem die Introduction schließt und in welchem die Männerstimmen prädominiren, zu verstärken.

Nr. 4. Finale. Ist es keine Möglichkeit, für den in der Laterankirche zu singenden Gesang: „Erwacht, ihr Schläfer" einen besonderen Sängerchor anzuwenden, so giebt es nur folgende zwei Auswege:

Entweder: Der Chor des Volkes: „Gegrüßt sei, hoher Tag" — wird nur von 22 Männern und 12 Frauen auf der Bühne gesungen, die Masse des Volks aber bedeutend durch Figuranten und Statisten verstärkt; 16 Sänger und 10 Sängerinnen singen dann den Chor im Lateran, — bei der Stelle: „Seht wie er glänzt", wo sich dieser Chor musikalisch in zwei Partien theilt, würden die fünf nach einander eintretenden Stimmen als Soli doppelt besetzt werden, wogegen der übrige Theil die aushaltenden Noten zu singen hätte. Diese Sänger müßten sich dann natürlich so schnell wie möglich dem Chor auf dem Theater anschließen. Da die Frauenstimmen dabei aber am Schwächsten besetzt werden würden, so müßte die Sängerin des Friedensboten, sowie vielleicht noch eine andere, in der Oper nicht beschäftigte, Solosängerin dieselben zu verstärken die Gefälligkeit haben. —

Oder: — Sämmtliche Chorsänger und Sängerinnen erscheinen zuerst auf dem Theater, um den Chor: „Gegrüßt sei, hoher Tag!" zu singen. Während des ziemlich langen Orgelvorspieles müßten sich dann 18 Männer und 18 Damen von der Bühne entfernen, um im Hintergrunde den Kirchenchor zu singen, was bei der großen Bewegung auf der Scene wohl zu masquiren wäre, müßten die Männer bei ihrem Abgange durch ebensoviel Statisten, die abgehenden Damen durch ebensoviel Figurantinnen unvermerkt ersetzt werden; durch irgend eine geeignete Gruppirung (— das Volk läßt sich bei dieser Gelegenheit auf die Knie nieder —) wäre dies wohl zu bewerkstelligen: auch könnte man annehmen, das Volk ströme ab und zu 2c. Die Hauptsache ist natürlich, daß die Bühne nicht leerer werden darf. Für diesen Fall würde ich nun ein kleines Orgel-Nachspiel hinzufügen, während welchem die abgegangenen Sänger Zeit gewinnen, sich zu der Chor-Stelle: „Rienzi! Rienzi!" wieder auf der Bühne einzustellen; die früher für sie eingetretenen Figuranten würden nun auch auf der Scene bleiben und durch die zurückkehrenden Choristen bekäme das Ganze den Anschein, als ob die Masse des Volkes noch anwachse. Dies Auskunftsmittel wäre mir das Erwünschteste.

Act II. Nr. 6. Terzett und Chor der Nobili: 16 gute Sänger.

No. 7. Finale. Der erste Chor ist von sämmtlichem Personale mit Verstärkung zu singen, — die Nobili dürfen natürlich nicht vorangestellt werden.

Die Gesandten müssen jedenfalls durch Figuranten repräsentirt werden. Es bleibt hierbei die Aufgabe des Kostüm-Zeichners, die einzelnen Gesandten durch Tracht und sonstige Abzeichen so erkenntlich wie möglich zu machen; jedem dieser Gesandten muß ein kleines Gefolge von Herolden u. s. w. beigegeben und ihr Aufzug so glänzend, wie möglich gemacht werden; jeder von ihnen stellt sich Rienzi vor und über-

reicht ihm ein Schreiben. Dadurch könnte der Marsch wohl ausgefüllt werden, ist die Musik aber dennoch zu lang, würden die 24 Takte in g-dur auszulassen sein.

Muß die Pantomime ganz hinwegfallen, so bliebe nur der in altrömischem Kostüme auszuführende kriegerische Tanz, F-dur 2/4, der Kampf mit den Rittern in mittelalterlicher Tracht, die Erscheinung der Friedensgöttin mit den antik und mittelalterlich gekleideten Jungfrauen und das letzte große Ballet-Stück, als festlicher Ensemble-Tanz, die Vereinigung des neueren mit dem älteren Rom versinnlichend, zum Schluß mit der Entfaltung und Segnung der Fahnen (weiß und blau mit silbernen Sternen) — auszuführen. Der kriegerische Tanz nur von Männern dargestellt, wird nicht schwierig sein; ich entsinne mich, früher in Jessonda einen ähnlichen Tanz von dem in Dresden liegenden Militär vortrefflich ausgeführt gesehen zu haben; ich kann mir nichts besseres, als etwas dem Aehnliches wünschen. — Der Schluß-Ensemble-Tanz würde auch meistens nur in einer Art von Reigen bestehen; die Solotänzerin wird dennoch darin Gelegenheit finden sich zu zeigen, — ich verweise sie auf den 6/8 Takt G-dur, — die zwei Solotänzer jedoch auf den 3/4 C-dur.

Die Baßstelle: **misereat dominum** kann hinter dem herabgelassenen Vorhange von den Nobili selbst gesungen werden; denn die Mönche selbst sieht man nur, als sie nichts mehr zu singen haben und können somit von Statisten repräsentirt werden.

Im Laufe des Finales wie früher 16 Nobili, 22 Männer als Volk.

Act III. Nr. 8 Introduction. Voller Männerchor mit Verstärkung.

Nr. 10. Finale. Schlachthymne. Die Bewaffneten sind zum bei weitem größten Theil durch Figuranten darzustellen und vielleicht nur 22 Sänger dazu zu verwenden, damit wenigstens 16 zu den Priestern (— oder der Censur wegen, ältern kampfunfähigen Bürgern —) übrig bleiben, welche natürlich aber die Hymne mitsingen; diese nämlich geleiten den Kriegszug von der Scene hinweg und kehren später mit ihm zurück, um mit den Frauen zusammen den kleinen Chor („Willkommen, Roms siegreiche Söhne“) zu singen, in welchen natürlich die Krieger nicht mit einstimmen können, wenngleich es nicht sehr auffallen wird, wenn auch einige aus dem Kriegszuge die genannte Chorstelle verstärken.

Act IV. Nr. 11. Terzett und Chor. Zu den Verschworenen die 22 Theater-Choristen.

Nr. 12. Finale. Im Zuge sind die Männer nur von Figuranten und Statisten darzustellen. Gesang der Priester im Innern der Kirche „vae, vae, tibi **maledicto**“ sämmtliche Bassisten des Hülfschores. Die Stelle des Cardinals: „Zurück, dem Reinen nur“ wird von denselben verstärkt.

Act V. Nr. 16. Finale. Chor des Volkes: sämmtlicher Theater-Chor mit Verstärkung, die zur Schluß-Gruppe auftretenden Nobili sind nur von Figuranten darzustellen.

3. Vorschläge zu Kürzungen.

Act II. Nr. 5. Introduction. Einleitung zum Chor der Friedensboten: — Nach dem 30. Takte vom Anfange, können die nächsten 27 Takte ausgelassen werden; der Gesang begänne also mit: „Ihr Römer hört die Kunde.“ — Soll bei der Wiederholung dieses Chores, als die Friedensboten abgehen, etwas hinwegfallen, so mögen es die 8 Takte sein von „in düstre Felsenschluchten“ — bis „denn Friede ist gekommen“ — wiewohl sich dies, schon des Textes wegen, nicht gut ausnehmen wird.

Nr. 6. Terzett und Chor. Die Reprise vom Schluß ist auszulassen — vielleicht auch etwas in der Mitte des Ensembles, — hier müßte ich aber Herrn Kapellmeister Reissiger bitten, für mich zu streichen, weil ich dabei zu befangen bin, um den rechten Punkt zu finden. Am Unliebsten wäre es mir, wenn die Stelle der Bässe: „Geschworen ist ihm Tod ꝛc. ausbleiben müßte, weil dadurch Adriano geschmälert würde.

Nr. 7. Finale. Im Marsch der Gesandten sind 24 Takte G-dur auszulassen. Sollte die Pantomime dargestellt werden, so kann Derjenige, der sie anordnet, am besten die Striche angeben. Für diesen Fall müßte dann natürlich auch der Tanz der Frauen, Es-dur 3/4, wiewohl wahrscheinlich nur als Solotanz mit Gruppirungen, ausgeführt werden. — Darin würde dann das ganze As-dur, 32 Takte und von dem folgenden Es-dur ebenfalls die ersten 31 Takte ausbleiben. — Fällt die Pantomime ganz hinweg, so wird mit dem kriegerischen Tanze F-dur 3/4 das Ballet eröffnet werden; für diesen Fall müßte ich, der Tonart wegen, anstatt des Recitativs des Heroldes eine kurze Instrumental-Einleitung vorangehen lassen, — sie wird aus höchstens 8 Takten bestehen. Folgender Strich ist aber in diesem Balletstück zu machen: Nach den ersten 96 Takten fällt das D-dur, B-dur und F-dur gänzlich aus und es geht sogleich nach dem G-dur 6/8 über. Wenn das dritte Balletstück, d. i. der große Schluß-Ensemble-Tanz nicht ausgeführt werden kann, so ist nach dem G-dur 6/8 das Tempo 1mo C-dur 4/4 auszulassen, und mit dem E-dur 3/4 weiterzugehen. Schlußsatz des Finales. Hier ist es mir wiederum, trotz der Ausdehnung dieses Stückes, unmöglich einen schicklichen Punkt zum Streichen aufzufinden. Höchstens im Presto, wo noch dem 43. Takte 24 Takte gestrichen werden können, was jedoch nicht viel ausmachen wird nur die Schlußkraft hinwegnimmt.

Act III. Nr. 8. Introduction. Zum Schluß derselben kann die Reprise von 7 Takten wegfallen.

Nr. 10. Finale. Schlußsatz. Allegro molto: Es-dur. Nach den ersten 82 Takten können 8 Takte gestrichen werden, die nächsten 54 bleiben, dann kann es wieder um 16 springen. Im più mosso können nach den ersten 16 Takten die nächsten 18 ausbleiben.

Act IV. Nr. 11. Terzett und Chor. Im Ensemble vom più stretto an können die ersten 8 Takte wegfallen; in der Stimme des Adriano müßte dann der letzte Takt vor dem più stretto in den 8. den zu streichenden umgeändert werden.

Nr. 12. Finale. Der Marsch zum Anfang — ohne Reprise.

Act V. Nr. 13. Gebet des Rienzi. Hier bitte ich Herrn Kapellmeister Reissiger im Vor- und Nachspiele nach Belieben zu streichen.

In der Einleitung der Ouverture kann ich ebenfalls das Solo der Violoncelle und Contrabässe kürzen; jedoch wünschte ich das nicht eher zu thun, als bis ich mich in einer Orchester-Probe überzeugt habe, daß die von mir angegebenen Nüancen im Vortrage nicht hinreichend sind, dieser Stelle das Ermüdende zu nehmen, was bei einem ganz glatten Spiele ohne Zweifel nicht ausbleiben kann.

Paris, 8. December 1841. Richard Wagner.

IV.

Geehrtester Freund und Gönner, nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihren werthen Brief vom 25. Januar. So wenig trostreich auch die unmittelbare Veranlassung desselben war und so sehr mich in allen meinen Plänen dies endlose Hinausschieben der ersten Aufführung meiner Oper stört, so müßte ich doch auf der andern Seite gegen mich selbst wüthen, wenn ich den von Ihnen angeführten Gründen nicht vollstes Gehör geben wollte. Wie es stand, muß ich Ihnen meine aufrichtige Erkenntlichkeit an den Tag legen, daß Sie sich — wie ich mir ja schmeicheln muß: aus Geneigtheit gegen meine Arbeit — endlich bestimmt erklärten, mein Rienzi dürfe unter so übel bewandten Umständen noch nicht herauskommen und seien Sie versichert, daß ich — sei es auch zu meinem augenblicklichen Leidwesen — hierin den triftigsten Beweis Ihrer wahrhaft freundschaftlichen Gesinnungen gegen mich erkenne und mich dessen herzlich freue. Denn allerdings ist es mir vor allen Dingen von der namenlosesten Wichtigkeit, daß die erste Aufführung meiner Oper möglichst tadellos und vollkommen in allen Theilen sei. Ich

habe es zu lange verschoben, etwas für meinen Ruf zu thun, und zwar aus dem einzigen Grunde, daß ich eine schlechte Aufführung meiner Compositionen, wie sie an Provinzialtheatern nothwendig nur hätte bewerkstelligt werden können, für den entschiedenen Tod des Lebendigstgeborenen ansehen mußte und erkannte, wie manches beachtenswerthe Talent bereits dadurch seinen frühen Untergang gefunden habe, daß es seine Productionen entstellt und unkenntlich zur Welt schicken mußte. Seit acht Jahren — seit wann ich mich für gerüstet hielt, vor das Publikum zu treten; — habe ich daher ununterbrochen geschwiegen und jede Gelegenheit, eben nur unvollkommen aufzutreten, stets von mir gewiesen; desto mehr muß es mir also darauf ankommen, daß dieser endliche erste Auftritt so gelungen wie möglich sein möge; deshalb war ich so sehr erfreut, durch das Fürwort meiner Dresdner Freunde meinen Rienzi zur Aufführung auf der dortigen Hofbühne angenommen zu sehen. Seines Publikums und der etwa entscheidenden Stimme desselben wegen konnte mir Dresden natürlich wenig wichtig, oder doch weniger wichtig als Berlin oder Wien sein: außerordentlich wichtig ist es mir jedoch der Darstellung wegen, die — ich weiß es mit Sicherheit — nirgends vollkommener von Statten gehen kann, als auf dem dortigen Hoftheater. Es ist mir in Bezug auf Dresden daher fast gleichgiltiger, wie meine Oper dort aufgenommen, als wie sie dort **gegeben** werde. Entnehmen Sie aus diesen meinen Gesinnungen, ob ich den Dienst zu schätzen weiß, den Sie mir leisteten, als Sie erklärten, die Aufführung meiner Oper könne jetzt noch nicht stattfinden.

Daß Sie sich jedoch endlich genöthigt sehen, einen solchen Ausspruch zu thun, dies, gestehe ich, ist mir allerdings weniger erfreulich. Ich ersehe aus der ganzen Zögerung, aus der völligen Unbeachtung, mit welcher die General-Direction meine Oper behandelte, daß ich in Dresden vielleicht wie verrathen und verkauft wäre, wenn Sie allein — wenigstens von der General-Direction unmittelbar — sich meiner Sache nicht angenommen hätten. Die Charakterlosigkeit des Herrn Intendanten ist mir rein unbegreiflich; eine Oper zur Aufführung annehmen, und zwar keineswegs aus persönlichen Rücksichten, sondern weil sie ihm doch jedenfalls als vorstellungswerth empfohlen war — nachher aber diese Oper gänzlich außer Acht zu lassen, ist — sobald bei dem Letzteren keine anderen, unbekannten Motive zu Grunde legen — meiner Einsicht der Dinge nach ein vollkommen unsinniges Verfahren, so oft dies auch in der Praxis vorkommen und sich begreifen läßt. Der in diesem Benehmen ausgesprochene Zweifel mußte nothwendig **vor** der Annahme beseitigt sein. Leider habe ich mich bei meinem gänzlichen Mangel an Renommée nicht zu beklagen: im Gegentheil muß ich es für ein seltenes Glück schätzen, wenigstens in Ihnen einen warmen Freund gefunden zu haben. Die Takt und Haltungslosigkeit der deutschen Repertoire ist indeß eine traurige Wahrheit, die man, sobald man z. B. einen Blick in die Führung französischer Theater thut mit wirklicher Scham anerkennen muß. — Niemand kann jedoch gewiß mehr darunter leiden, als Leute wie Sie, geehrtester Freund, und deshalb habe ich jedenfalls nicht nöthig, mich gegen Sie über dies degoutirende Kapitel eines Breiteren auszulassen. Schlimm, daß es so ist.

Jedoch, — zurück zu meinem Rienzi. — Gebe der Himmel, daß er nun wenigstens zu dem von Ihnen mir mitgetheilten Zeitpunkt herauskommt. Halten Sie ja darauf, daß nach der Rückkunft der Mad. Devrient ja nichts anderes vor meiner Oper studirt werde, denn selbst wenn dies bestimmt ist, bin ich immer noch großen Ungewißheiten ausgesetzt: wie leicht kann Mad. Devrient unwohl zurückkommen — was kann nicht mit Herrn Tichatschek passiren. An diesen Herren habe ich vorigen Herbst einmal geschrieben, natürlich aber keine Silbe Antwort erhalten; wie ist seine Gesinnung? — kennt er seine Partie? oder glauben Sie, daß ihm diese recht sein wird? — Sie schreiben mir, daß Sie, trotz des langen Hinausschubes, die Güte haben wollten, die Vorarbeiten zu Rienzi langsam fortgehen zu lassen, das ist schön, denn auf diese Weise werden wir nicht wieder überrascht werden. Vor Allem nehme ich an, daß meine Oper zum Schreiben gegeben ist und für diesen Fall ersuche ich Sie, zunächst die Partitur

copiren zu lassen, da mein Manuscript das einzige ist und ich es bald gebrauchen werde, indem ich nur den Compositions-Entwurf zurückbehalten habe. Hofrath Winkler schreibt mir vom 17. Januar von der großen Splendidität, mit welcher die General-Direction beschlossen habe, Rienzi in Scene gehen zu lassen; zwei Decorationen sollten ganz neu gefertigt werden und der Costüm-Anschlag sei auf 537 Anzüge berechnet. Nun, es hat jetzt noch Zeit und wir werden uns bald darüber sprechen. Hat sich nämlich bei mir und in meinen Plänen durch die neue Hinausschiebung meiner Oper auch noch manches geändert, so ändere ich jedoch meinen Reiseplan nicht. Erstlich verlangt es mich seit fünfjähriger Entfernung von Deutschland nach meinem lieben Vaterlande; dann wünschte ich aber auch meine Frau die Teplitzer Badekur gebrauchen zu lassen, sodaß ich mich hinlänglich bestimmt fühle, auch dem Verlangen nachzugeben, mich mit Ihnen und unsrem Freunde, Herrn Heine, persönlich zu besprechen. Gegen Ostern denke ich von hier abzureisen. Jedoch ersuche ich Sie (— so unwichtig Ihnen dies auch erscheinen wird —) meine Absicht, Sie in Dresden zu besuchen, vorläufig unter Ihnen und Herrn Heine allein bekannt sein zu lassen, ich glaube gute Gründe zu dieser Bitte zu haben.

Ueberhaupt grüßen Sie doch ja Herrn Heine von ganzem Herzem; — möchten Sie mir beide, meine theuern Freunde, doch noch einmal hierher schreiben, um mich dadurch hoch zu beglücken. Auch wünschte ich gern zu wissen, wie sich Mariechen befindet.

Leben Sie wohl, mein geehrtester Freund, bewahren Sie mir Ihre Geneigtheit und Theilnahme und seien Sie überzeugt, daß ich meine Verpflichtung gegen ihre große Güte nie aus dem Herzen verlieren werde.

Mit dem gerührtesten Danke, bin ich Ihr treuergebenster Richard Wagner.
Paris, 5. Januar 1842. 14 rue Jacob.

Herr Kratz, der sehr erfreut über ihre Grüße war, danket Ihnen verbindlichst und empfiehlt sich Ihnen von Neuem! Ich hatte noch im Sinne an Mad. Devrient zu schreiben; — wenn ich es mir überlege, glaube ich aber, ich kann sie billiger Weise mit meinem Briefe verschonen und ersuche Sie daher, mich Ihrer Güte demüthigst zu empfehlen.

V.

Mein hochgeehrtester Freund und Gönner. Da Sie mich kennen und bereits auf das Unerhörteste durch meine Plagereien gelitten haben, wird es Sie auch nicht verwundern, wenn ich Sie jetzt abermals in der Uebung der himmlischesten Tugend der Geduld, wach erhalte. Ich gebe zu, daß Sie das Opfer meiner Bestrebsamkeit sind; allein bedenken Sie, daß, wer hier auf Erden unzählige Leiden erduldet, im Jenseits dafür unverhältnißmäßig viel Freuden zu erwarten hat. Und schon hienieden bleibt der Lohn nicht ganz aus: aus reinem Mitgefühl für Ihre Leiden habe ich z. B. beschlossen, vor Ende dieses Monats nicht nach Dresden zurückzukehren: nehmen Sie an, daß Ihnen dadurch die Freude bereitet wird, mich drei Wochen weniger zu Gesicht zu bekommen, als meinem früheren Vorsatze nach Sie zu befürchten hatten! Ich bereite Ihnen die Freude, bis Ende dieses Monats nichts persönlich mit mir zu thun zu haben, somit dürfte es Ihnen denn aber auch billig erscheinen, mir einige Erkenntlichkeit zu bezeigen, d. h. mir zu gestatten, daß ich Sie diesmal schriftlich etwas turbire. Erlauben Sie mir daher für heute die Frage: „sind Mad. Devrient und Herr Tichatschek bereits in Dresden eingetroffen und sind die Partien meiner unseligen Oper vertheilt? Um Sie ernstlich mit meiner Stimmung bekannt zu machen, muß ich Sie versichern, daß — bleibt es dabei, daß vor meiner Oper keine andere neue einstudirt werden soll — ich gewiß Niemand bedrängen und zur Beschleunigung der Aufführung aufforden würde, (von der es mir ziemlich gleichgiltig wäre, ob sie einen Monat früher oder später zu Stande käme —), sondern lediglich, da durch den Uebelstand, daß die vierzehntägige

Abwesenheit Tichatschek's in der letzten Hälfte des September dem späteren Studium meiner Oper verderblich sein würde, wir gewissermaßen in Zwang versetzt werden, bis spätestens Anfang September fertig zu sein, so muß ich von der Wichtigkeit, die ein recht frühes und ungestörtes Beginnen des Studiums für uns hat, so durchdrungen sein, daß mir zu verzeihen ist, wenn ich in einige Unruhe deshalb verfalle.

Mit weiteren Fragen sollen Sie, mein verehrtester Freund und Gönner, diesmal nicht bedrängt werden; mein schlechter Verstand fühlt sich nur durchaus nicht disponirt, Ihnen gute Lehren zu geben und somit füge ich nur noch die einzige Frage nach dem Befinden Ihrer werthen Frau Gemahlin hinzu, welche ich zwar in der Besserung, keineswegs jedoch schon ganz hergestellt verließ.

Unser vortrefflicher Freund, Herr Heine, befindet sich hoffentlich recht wohl: ich hoffe, er wird für die Schonung, die ich ihm dadurch beweise, daß ich ihm jetzt nicht ebenfalls schreibe, erkenntlich sein und mir dafür seine vollste Protection angedeihen lassen; haben Sie doch die Güte, ihn herzlichst von mir zu grüßen.

Sollte Mad. Devrient schon angelangt sein, so bitte ich Sie ebenfalls, mich ihr ehrfurchtsvoll zu empfehlen; möge sie mir günstig gesinnt sein und bleiben!

Von Ihrer außerordentlichen Leutseligkeit darf ich wohl erwarten, daß Sie mir ein Paar beruhigende Zeilen hierher zukommen ließen? Ich erwarte sie als einen neuen Beweis der unverdienten Gewogenheit, die Sie mir nun einmal geschenkt haben und für die ich Ihnen Zeit meines Lebens zu dem gerührtesten Dank verpflichtet bin; seien Sie versichert, daß zum Mindesten dieses Gefühl nie in mir erlöschen wird, sollte auch meine Kraft zu gering sein, Ihnen wirklich zu danken.

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihr und Ihrer Frau Gemahlin Wohlsein bin ich für immer Ihr dankbarst ergebener Richard Wagner. („Zur Eiche" in Schönau bei Teplitz.) Teplitz, 7. Juli 1842.

VI.

Lieber Freund! Aus Gründen, von denen ich Sie vor allem dem Glauben zu bitten schenke, daß es mir durch einen eingetretenen Fall ungemein viel darauf ankommt — die zu den Proben dazu nöthigen Vormittage von jedem Dienste frei zu sein, habe ich Herrn Reissiger soeben ersucht, das bevorstehende Chorbenefizconcert statt meiner zu dirigiren und ihm deshalb die Partitur von Händel ebenfalls sogleich zugeschickt. Es wird in der Sache dadurch gewiß nicht das Mindeste geändert werden, ob Reissiger oder ich das Orchester leitet. Jedenfalls aber liegt mir daran, daß Sie nicht irgendwie auf den Gedanken kommen möchten, als stecke eine Art von Ungefälligkeit meiner Seits dahinter. — Dagegen schützt mich wohl Ihre Gesinnung von mir! Der Ihrige Richard Wagner. Dresden 3. Nov. 1848.

VII.

Adresse: Herrn Alexander Müller, Professor der Musik in Zürich.

Zürich, 10. August 49.

Bester Freund! Leider muß ich Ihnen den Kummer machen, mich noch nicht aufgehenkt zu sehen: im Gegentheil habe ich Ihnen zu versichern, daß ich nur einen aufrichtigen Schmerz empfinde, nämlich den, von den wenigen aber mir so theuern Freunden mich getrennt zu wissen, die ich trotz meiner Wildheit mir in Dresden gewonnen. Ja lieber, guter alter Fischer! Sie sähe ich gern bald einmal wieder, um Ihnen so recht für Ihre treue redliche Freundschaft zu danken! Nun einmal sehe ich Sie doch wieder und wenn es zur ersten Aufführung einer neuen Oper in Paris wäre, wohin wir Sie per Dampf expedirten. Bleiben Sie mir nur gut und denken Sie auch immer das Beste von mir, so bleiben wir auch in der Ferne immer zusammen und sehen uns dereinst froh wieder.

Meine Frau*) wird Ihnen wohl dann und wann von mir etwas mitgetheilt haben: ich melde Ihnen daher nichts Weiteres von mir, wüßte auch nicht recht, was, außer daß ich fleißig bin, frisch und munter für die Zukunft arbeite. Nur eine große Bitte habe ich. Sie können sich wohl leicht denken, daß mein Hauptkummer die Sorge um meine arme Frau war. Jetzt ist sie denn soweit, daß sie endlich zu mir kommen kann und täglich erwarte ich daher einen Brief von ihr, der mir ihre unmittelbare Ankunft anzeigen soll. Täglich warte ich vergebens und ich beginne mich zu ängstigen, ob ihr nicht etwas zugestoßen sei? Lieber Fischer, wären Sie nun wohl so gut, sogleich einmal nachzusehen, ob meine Frau noch in Dresden ist, und mir sogleich ebenfalls zu berichten, wenn sie etwa nicht wohl wäre? Treffen Sie sie noch, so sagen Sie ihr nur, ich hätte ihr jetzt nicht wieder geschrieben, weil ich eben täglich die Anzeige ihrer Ankunft erwartet hätte, sonst würde ich ihr mitgetheilt haben, daß sich meine Aussichten immer verbesserten, und daß ich aus Weimar gute Nachrichten hätte und auch hier für das Nächste Alles so besorgt hätte, daß sie gänzlich ohne Sorge sein dürfte: 300 Gulden seien mir von einem Freunde auf die Partitur des Lohengrin vorgeschossen; außerdem wurde ich von mehreren Verehrern angegangen, im Herbste vor einem Privatpublikum — jedoch gegen einen hohen Preis — meine neuesten Operndichtungen vorzulesen, — dann auch ein Concert mit einer Auswahl von meinen Compositionen zu geben. So sei für das Nächste vollkommen gesorgt und bis zum Winter sei Liszt jedenfalls mit dem zu Stande, was sich jetzt nur verzögert habe! Kurz, sie solle guten Muthes sein und schnell kommen!

Ja die arme Frau ist meine einzige Sorge: aber die herrliche Schweiz soll, so hoffe ich, ihre Wunderkraft an ihr bewähren. —

Nun grüßen Sie aber den armen Heine aus tiefstem Herzensgrund von mir Nächstens — sagen Sie ihm — würde ich ihm schreiben; dann füge ich aber auch wieder ein Briefchen an Sie bei, lieber Fischer. Sehr würden Sie mich verbinden, wollten Sie mir eine Nachricht von sich und Heine zukommen lassen: ach Gott, wenn ich an Euch denke, da thut mir es recht schmerzlich weh, so weit von Euch entfernt zu sein. Nun denken wir nur recht oft aneinander und lassen wir dann und wann etwas von uns hören! Adieu, liebster, treuer Freund! Seien Sie meiner dankbarsten Erinnerung für immer versichert und schließen Sie auch mich aus einem freundlichen Angedenken nicht aus! Wenn Sie Etwas über mich beruhigen kann, so wiederhole ich Ihnen nochmals, daß, ist erst meine Frau wieder bei mir, ich Nichts bedaure, Nichts zurückwünsche, außer die wenigen lieben Freunde, unter denen Sie und Heine — fast einzig — begriffen sind. Im Uebrigen bin ich froh und glücklich, müßte ich mich auch noch so sehr begnügen, meine Freiheit gerettet zu haben und meine besten Kräfte nicht mehr so fruchtlos vergeuden zu müssen, wie dies unter dem widerlichen Dresdener Hofintendanten-Despotismus der Fall war. Ich lebe nun ganz meiner Kunst. Also leben Sie wohl, seien Sie ruhig über mich und erhalten Sie mit Ihrer Gesundheit mir Ihr freundschaftliches Andenken. Ihr Richard Wagner.

VIII.

Mein lieber Bruder Fischer! Wohl hätte ich Dir sogleich Deinen Herzensbrief, in dem Du mich zu Deinem Bruder machtest, beantworten sollen, um Dir meine Freude darüber auszudrücken; konnte ich aber nicht mit Recht annehmen, daß ich dieser Freude Dich nicht zu versichern hatte, daß Dein eigenes Herz es Dir besser sagen würde, als Feder, Tinte und Papier es vermögen, wie dankbar und froh ich Deine Ergießungen aufgenommen, wie glücklich sie mich gemacht? Grüße, Küsse und Ausrufe hat Dir Heine mitgetheilt, auch wohl wie es sonst mit mir steht. Ganz neuerdings kannst Du auch Manches von ihm über mich hören, was ich daher nicht hier zu

*) Wagners erste Gattin, geb. Minna Planer, von der er nach 25jähriger Ehe geschieden wurde, für die er aber ein warmes menschliches Interesse bis zu ihrem Ableben bewahrt hat.

wiederholen habe; es ist mir daher lieb, von mir nicht viel reden zu brauchen und dafür will ich nun Dein Loblied singen:

Wie kommt es, daß wir Beide zusammenhielten und noch zusammenhalten, trotz so manchen Unterschiedes? Daß Du meines Gleichen in anderen Beziehungen zu allen Teufeln wünschest, mich aber liebst und mir Gutes gönnst? Daß ich Vielen, die in Manchem Dir ähnlich sind, unbarmherzig immer zu Leibe gehen möchte, jetzt aber nichts lieber wünschte, als Deinen dicken Leib recht inbrünstig umarmen zu können? Das will ich Dir genau sagen: es kommt daher, weil Alles, was bei uns einem am andern nicht gefällt, nicht dessen innerstes Wesen, sondern nur durch äußere Lebensverhältnisse gerade so gefügte Besonderheiten sind, die in der Berührung mit diesem Leben gerade diese oder jene Außenseite annehmen, mit der wir in diesem Leben uns an einander rennen und stoßen: wenn man nun so recht heftig zusammengeprallt ist, so tritt der Moment ein, wo entschieden werden muß, ob man sich vollends ganz von einander abstoßen soll: und wie mir wird auch Dir es oft in Deinem Leben vorgekommen sein, daß wir bei einmaligem Zusammenstoß mit gewissen Leuten gefunden haben, wie es besser sei, diese Leute nun ganz bei Seite liegen zu lassen, weil wir eben bei der Gelegenheit erkannt haben, daß unser ganzes inneres Grundwesen verschieden ist, daß der Eine aus warmem Herzensantriebe, der Andere aus verzehrendem Egoismus handelt. Wo es uns aber gelüstet, immer einmal wieder zusammen zu rennen, daß die Haare darum herfliegen, da geschieht es gerade deswegen, weil es uns reizt, den Menschen recht ohne Haare zu sehen, denn wir wissen, daß gerade dieser Mensch uns grundverwandt ist, und die Haare, die man fahren läßt, sind nichts anderes, als die durch Verschiedenheit des Alters, der Erziehungen, Lebensrichtungen, Stellungen u. s. w. uns angeflogenen Außenseiten, die bei solch hitzigem Anstoß dahin gehen, woher sie gekommen sind, — gewissermaßen zum Teufel. —

Ich habe Dich oft einen Philister genannt: nun haben wir aber auch z. B. Reissiger einen Philister genannt. Bist Du Reissigers Genoß und ihm ähnlich? Bewahre der Himmel! Dir ist Reissigers Grundwesen so zuwider wie mir, — und warum? Eben weil das Philisterwesen sein Grundwesen ist, — weil er — bei aller Begabtheit — charakterlos, neidisch, feig und unterwürfig ist; weil so ein Mensch, der schwach und ohne Muth ist, nicht etwa um einer Sache willen, sondern um seines lieben Ich's wegen, das er selbst nicht zu vertheidigen vermag, Alles so erhalten wissen will, wie es ihm und seiner Lauheit eben am bequemsten ist. Adieu! zu solchen Leuten gesellt sich, wer ihnen gleich ist, aber Niemand anders kann mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. — Nun liebster Bruder Fischer, das ist doch gerade Dein volles Gegentheil! Was hat uns denn immer zusammengehalten, als die Liebe und Freude an unserer Kunst? Der Eine verstand sie so, der Andere so, aber immer verstanden wir sie doch aus dem Herzen heraus; — sie war uns doch immer der Zweck und nicht das Mittel. Dich hatten nun Dein Leben, Dein Alter und Deine Erfahrungen dahin gestellt, daß Du, der schlechten Kunstwirthschaft unserer Zeit gegenüber, an das Erhalten des Guten denkst, was Du für Dich daraus gerettet hast: Du läßest die Lumpen links und rechts liegen und sammelst das Gesunde, wo es Dir noch begegnet, um Dich daran, wie aus einer Erinnerung her — zu erquicken und Dich persönlich vor der allgemeinen Fäulniß zu bewahren. Bei aller Liebe zur Sache wirst Du hierbei doch aber etwas Egoist; Du denkst: ei was! lassen wir den Dreck, Dreck sein, für mich halte ich mich noch daran, was gut und herzstärkend ist. Du wärst in Gefahr, hierin ein ganz eigensüchtiger Mensch, ja ein wirklicher Philister zu werden — wenn nicht ein Anderer, jüngerer und wilder Kerl käme, — der den Dreck nicht Dreck sein lassen will und mit beiden Händen aufzuräumen sucht. Der macht nun für jetzt lauter Gestank um Dich her: Du ärgerst Dich und willst dem Ruhestörer zu Leibe gehen: nun fliegen die Haare, Du erkennst Deinen Mann und kannst am Ende nicht anders, als den Ruhestörer von Herzen so lieb zu gewinnen, als Du mich. So ist's: uns trennen nur zufällige Dinge, wie Alter und Aeußerlichkeiten des Lebens, vielleicht auch selbst

der Fähigkeiten: nicht aber das, was uns beiden nothwendig ist und das ist das innere Wesen. Du liebst dasselbe, was ich liebe. Du siehst es nur etwas anders als ich, weil Du eine ganz andere Brille hast: Du willst endlich Ruhe haben und ich will endlich Unruhe haben. Daß Du mich aber lieben kannst, das rettet Dich vom philiströsen Egoismus, in den Dich der Teufel gern hineinziehen möchte, vor dem Dich aber Dein frisches, warmes, wahres Herz bewahrt. Für mich aber kann gar nichts beseligender sein, als daß gerade so ein alter, ehrlicher Kerl, wie Du, mich liebt, und so schließe denn auf den Grad der Erwiderung Deiner Liebe meinerseits. Nimm Dir Urlaub und überzeuge Dich davon, wenn Du es nicht glauben willst.

Wie mir's geht, wird Dir Heine sagen. Der Ernst des Lebens meldet sich, d. h. ich weiß nicht recht, wovon ich eigentlich leben soll: das ist ja so heut zu Tage der „Ernst des Lebens" und etwas Anderes versteht man nicht darunter. Dich interessirt meine Pariser Oper so sehr? Ja es ist auch gar nicht übel, nur im besten Falle ist dies immer eine Angelegenheit, die sich nicht so schnell macht. Das erste beste französische Textbuch kann ich nicht componiren: von meinen Textideen paßt keine für Paris, wenigstens nicht, wie es jetzt ist. Wenn es dort so wäre, wie es sein sollte und wie es sehr wahrscheinlich auch bald einmal sein wird, da wüßte ich schon was: Du wirst erschrecken, wenn Du es hörst, deshalb laß Dirs von Heine mit einigen Kostümverzierungen beibringen. Den Plan, Dich selbst als Chordirector zum Opernstoff zu nehmen, habe ich bereits aufgegeben. — Wenn mir es möglich ist, d. h., wenn ich Geld habe, reise ich im Januar nach Paris: da soll im Conservatoire-Concerte die Ouverture zu Tannhäuser gespielt werden, vielleicht vereinige ich mich auch bei dieser Gelegenheit mit meinem Dichter über einen Plan. Große Lust zu Paris habe ich nicht, denke ein wenig darüber nach und Du wirst begreifen, warum? Ich denke bei Paris eigentlich nur an meine Gläubiger. —

Heute ist hier ein Concert, worin das große Duett aus dem 2ten Acte des fliegenden Holländer gemacht wird, auch eine Fantasie für Klavier und Clarinette über Tannhäuser. — Im Uebrigen lebe ich hier so, wie es immer meine Gewohnheit war, d. h. sehr häuslich und zurückgezogen und froh bin ich, daß ich meine gute Frau bei mir habe. Mein Umgang besteht aus lauter hier ansäßigen Schweizern; daß deutsche Flüchtlinge hier sind, merke ich kaum. Schön ists hier und arbeiten möchte ich nach Herzenslust, wenn ich erst mein Auskommen ein wenig gesichert weiß. Viel habe ich im Kopfe was zu seiner Zeit wohl auch schon noch den gehörigen Weg zur Oeffentlichkeit finden soll. Meine letzte Schriftstellerarbeit habe ich dieser Tage vollendet: nun geht es nur noch an künstlerische Werke.

Dein Portrait hat sich meine Frau nicht nehmen lassen: es hängt über dem Nähtisch ihr gegenüber, und freut mich immer, so oft ich's ansehe. Ach Gott! wie wirds denn nur noch mit dem lieben Deutschland werden? Ich weiß von aller Welt nichts, denn vor Allem lese ich fast gar keine Zeitungen mehr. Ob wir uns denn bald wieder einmal zu sehen bekommen? — Lassen wir wenigstens oft von einander hören: das ersetzt doch etwas!

Hoffen wir! Wer das Herz auf dem rechten Flecke behält, dem gehört die Zukunft: wer verzagt, der hat sein Theil hin und trägt es immer mit sich herum — nämlich in den Hosen. Wenn ich erst einmal verzage, dann — leb wohl Welt! Besser todt als lebendig! — Lieber Bruder, — sollten die Dinge bleiben wie sie sind, und Du wirst einmal pensionirt, so laß Dich bei uns in der Schweiz nieder! —

Leb wohl für heute! Nimm einen herzlichen Kuß und behalte mich lieb, — was Dir ganz gut steht, — besonders in meinen Augen! Minna grüßt ganz ungeheuer! Leb wohl! und laß bald hören Deinen treuen Bruder

Zürich, 20. November 1849. Richard Wagner.

(Fortsetzung folgt.)



Illustrirte Bibliographie.



Münchhausen. Eine Geschichte in Arabesken von Karl Immermann. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Illustrirt von Ernst Bosch. Berlin, G. Grote.

Man darf es wohl als ein Zeichen des Absterbens betrachten, wenn eine Dichtung mit Anmerkungen versehen herauskommt. Nur der Faust hat das überstanden — hat, Düntzer und Löper zum Trotze, in den letzten Jahren eine förmliche Verjüngung seiner Anziehungskraft an den Tag gelegt. Aber im Allgemeinen schreibt der Commentator wohl dem Buche auch gleich seinen Todtenschein. In gewissem Sinne ist das gewiß natürlich: wo sich das Bedürfniß nach Erklärungen geltend macht, da kann die Dichtung nicht mehr so unmittelbar wirken, wie wenn das Verständniß bei dem Leser von vorn herein da wäre. Allein es spricht hier doch noch ein anderer Umstand mit, der einer Eigenthümlichkeit unseres Volkes entspringt. Wir haben in Deutschland kein eigentliches Publikum von literarischer Bildung; für die überwiegende Masse der sogenannten Gebildeten ist Literatur ein Nebending: im besten Falle der Zeitvertreib müssiger Stunden, aber kein Gegenstand, der ernsthaft genommen zu werden verdiente. Es gilt nicht für eine Schande, in literarischen Dingen unwissend zu sein. Haben wir in Bezug darauf nicht die beschämendsten Erfahrungen gemacht. Unter den Blicken der Nation, auf dem Landtage, dem Orte der allergrößten Oeffentlichkeit, hat ein Cultusminister es ruhig ausgesprochen, daß er den Simplicissimus, den Roman, der als Muster seiner Gattung klassisch ist, nicht kenne — ganz unbefangen, offenbar ganz frei von der Vorstellung, daß ein Mann von Bildung, und zumal ein Mann in seiner Stellung dergleichen Dinge kennen müsse. Man hat ihm dieses Geständniß nicht geschenkt, aber darum ist dasselbe nicht minder bezeichnend, und Mancher von den Spöttern hätte dabei wohl eine Mahnung im eigenen Busen empfinden dürfen. Solche kleine Vorfälle wiederholen sich übrigens häufig genug. Neulich erst hat man im Reichstage von der Schönen Melusine in einem Tone gesprochen, der keinen Zweifel daran aufkommen

ließ, der Redner hatte diese herrliche Blüthe der Volksdichtung, die doch wohl auch klassisch ist, so zu sagen — für eine Schöpfung gleich Aennchen der schönen Pfarrersköchin und ähnlichen Erzeugnissen, die ihr Titel schon hinreichend kennzeichnet. Thatsachen woran man sehen kann, wie langsam selbst die mächtigste Behandlung auf das Wesen eines Volkes wirkt. Seit mehr denn hundert Jahren haben wir eine Literatur — an der Lessing und Goethe gearbeitet haben — und noch heute gilt diese Literatur bei ernsthaften Leuten kaum für salonfähig. Noch heute hat — wir wiederholen es — diese Literatur, wohl einzelne Leser, aber kein Publikum. Noch heute besitzt sie nicht die allgemeine Achtung, die ihr als dem Abschlusse jeder Kunst zukommt. Um jene heranzuziehen, dazu gehört eine gewisse Tradition — und wir werden wohl noch Jahrzehnte vergehen sehen, ehe diese sich eingebürgert hat.

Diese Betrachtung steht mit dem Buche, das den Gegenstand dieser Anzeige bildet, in näherem Zusammenhange, als vielleicht zunächst ersichtlich ist. Immermanns Münchhausen ist ein schlagendes Beispiel dieses Mangels an Tradition — oder an Bildung im deutschen Publikum. Ein Buch das seiner Zeit den größten Erfolg gefunden hat, und das man dann hat verstümmeln müssen, um dem späteren Geschlecht wenigstens



Carlos der Schmetterling.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

einen kümmerlichen Rest schmackhaft zu erhalten. Kalte Hochzeitsschüsseln! — Es giebt ja noch genug Leute, die das Erscheinen des Münchhausen erlebt haben; und wenn man es von denen nicht hörte, so braucht man nur einmal einen Blick in die Briefwechsel jener Zeit geworfen zu haben, um sich zu überzeugen, wie gewaltig der Eindruck war, den der Roman in den Kreisen der Gebildeten hervorbrachte. Unendliches Gelächter erscholl über die Opfer dieser Satire; und in dem Munde der Zeitgenossen findet man noch lange — was immer ein Zeugniß großen Erfolges gewesen ist — Wendungen und Anspielungen daraus als geflügelte Worte. Nach langem Tasten und Nachbilden hatte Immermann endlich seine persönliche Note angeschlagen; man erwartete das Größte von dem Manne, der grade auf der Höhe der Kraft stand — da rafft ihn plötzlich ein überraschender Tod hinweg. Verhängnißvoll auch für sein Werk. Es war vergriffen, und der Verleger — es ist bezeichnend und könnte sich auch heute noch ereignen — wagte lange nicht, eine neue Auflage zu veranstalten. Jahre vergingen, ehe es dazu kam, und die rechte Stunde war wohl verstrichen. Die Leute, die einst nach Exemplaren davon verlangt hatten, mochten sich mittlerweile wohl getröstet haben — andere Interessen hatten sich vorgedrängt; schon damals scheint der Münchhausen „Literatur“

geworden zu sein — nicht mehr recht lebendig für seine Leser. Es hat etwas Tragisches, wenn man den Dichter so um das Fortleben in seinem Hauptwerke betrogen sieht. Und dann kam noch das Letzte, für die klein gewordene Gemeinde seiner Verehrer der härteste Schlag. Immermanns Witwe, jene Marianne, von der man sich erzählte, sie gleiche in eigenthüm-



Emerentiens erste Liebe.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

lichen Zufalle völlig der Lisbeth aus dem Oberhofe, in der Immermann sich ahnend das Bild der künftigen Braut geschaffen — sie gab ihre Zustimmung zu der Verstümmelung des Romans, zur Herausgabe jenes Bruchstücks, das jetzt eigentlich allein noch gelesen wird. Sagt man doch kurzweg der Oberhof, als ob es einen Münchhausen nie

gegeben hätte. Das ist der armen Frau damals schwer verübelt worden, mehr vielleicht als billig; denn nach Briefen, die man hie und da noch findet, scheint sie eine ernste, tiefe Natur gewesen zu sein, deren Schmerz über den Verlust des Gatten, obwohl wortlos, man doch zu vernehmen und als würdig zu erkennen glaubt. Ob sie dem



Der Syndikat.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

Andenken des Verstorbenen genützt oder geschadet hat durch die Herausgabe des Bruchstückes — das ist heute wohl eine müßige Frage. Jedenfalls wird man ihr anerkennen müssen, daß sie ihm zu dienen dachte, indem sie wenigstens einen Theil rettete, da sie das Ganze verloren gab.

Andrerseits ist wohl kein Zweifel, daß das eigentliche Kunstwerk damit geschädigt worden ist. Es ist immer ein waghalsiges Unternehmen mit Scheere und Kleistertopf über ein so reiches, so durchdachtes Werk herzufallen. Man braucht es sich bloß zu vergegenwärtigen, wie roh und unkünstlerisch es wirkt, daß man sich den Faden der Handlung, ja hie und da den Einschuß der wichtigsten Motive aus nüchternen Anmerkungen zusammenstoppeln muß. Und dann gilt doch auch noch ein Gesichtspunkt, den eine Aesthetik, die wohl noch nicht ganz verschimmelt ist, die Oekonomie einer Dichtung nennt. Die Geschichte von Oswald und der blonden Lisbeth und von dem Raube des Schwertes Caroli Magni — das ist Alles sehr schön, das ist auch so noch eine Zierde unserer Literatur — aber es ist doch auch nur eine Geschichte, wie andere mehr. Und in dieser Vereinzelung kommt die Bedeutung dieses Theiles, besonders die literarhistorische, viel zu wenig in Betracht. So ist es die alte Geschichte von dem jungen Königssohn und dem schönen Schäferkinde — ein wenig anders gefaßt, aber doch auch schon etwas altfränkisch. Und die Zugabe ist eine einfache Dorfgeschichte, die sich heute wohl gar der erste beste Blaustrumpf noch hinzuschreiben getraute. Es fehlt eben der Theil, in dem man die rechte historische Beleuchtung gewinnen kann, über dem Einem erst bewußt wird, was das heißen wollte, in jener ungewissen, noch mit Absterbendem ringenden Zeit, so etwas zu schaffen. Etwas, was damals neu, unerhört war.

Als das Meisterwerk seiner Periode bildet der Münchhausen die Landmarke einer neuen Gattung in der erzählenden Literatur. Er ist das erste bleibende Denkmal des neuen Realismus. Und zugleich ist er der letzte Roman großen Stiles, der zum Mindesten seiner Anlage nach neben den Pantagruel, den Don Quixote u. s. w. gesetzt werden muß. Unter Immermanns Hand ist der unsterbliche Jagdjunker und sein Kreis zum Urbilde alles Ungesunden und Verlogenen in unserem Jahrhunderte geworden, ein ungeheuerliches Zerrbild in dem kaum ein Zug fehlt. Es ist hier nicht der Ort zu einer eingehenden Würdigung dieses Unternehmens. Nur das möge gesagt sein, daß das bisherige Urtheil über den Münchhausen wohl nicht für alle Zeit giltig bleiben wird. Jene halbe, verclausulirte, fast widerwillige Anerkennung ist schwerlich Gerechtigkeit. Oder ist es wahr, was ein Literarhistoriker gesagt hat, dem satirischen Theile fehle es an Poesie? Ist es denn nichts, seine Gestalten bis auf die nebensächlichsten so unfehlbar hinzustellen, wie es hier geschieht, solche unvergleichliche Typen zu schaffen, wie den Baron und Emerentia und Carlos den Schmetterling und wie sie alle heißen — wenn das nichts echt Poetisches ist, so ist es recht täuschend nachgemacht. Was eher fehlen mag, das ist die rechte Freiheit, der Uebermuth — alle diese Capriccios sind nicht toll genug, der Verfasser ist zu feinfühlend und gebildet und zeichnet nur zu oft mit feinen Strichen, wo ein grober Abriß weit wirksamer wäre.

Es ist ein jämmerlich Ding um den Witz. Kein anderes Erzeugniß des Menschengeistes veraltet so schnell und unverschont. Und vollends die literarische Satire! Wie viel Meisterwerke dieser Gattung können wir herzählen, wenn wir nur bis auf Lessing zurückgreifen — und wie wenige sind noch frisch. Je gründlicher eine mit ihrem Opfer aufgeräumt hat, desto gegenstandsloser ist sie für uns geworden. So geht es auch dem Münchhausen. Wie furchtbar ist er mit Semilasso und mit Raupach und mit all' jenen Thebanern umgegangen, die damals das Entzücken Deutschlands bildeten! Aber was sind uns Semilasso und Raupach! Namen ohne Inhalt, an die sich keine Vorstellung knüpft — so todt, daß man sich immer erst selbst daran mahnen muß, dieses unbarmherzige Höhnen sei kein Windmühlenritt, sondern seiner Zeit eine ernsthafte und angemessene Sache gewesen.

Beim Münchhausen liegen die Umstände sogar besonders übel. Jene Zeit geheimnißte gern, und Immermann hat auch darin das Seinige gethan. Er ist dadurch geradezu dunkel geworden. Schon 1840 hat man sich ernsthaft gestritten, wer mit

dem Ehinger gemeint sei — ohne zu einer Lösung zu gelangen. „Immermann hat das Geheimniß mit in das Grab genommen", seufzen die Alten. Für uns ist gerade das nicht eben ein Verlust; aber diese ganze Richtung schwächt doch die Kunstwirkung. Geheimnisse und Räthsel gehören nun einmal nicht in einen Roman.

Bei uns in Deutschland, wo sich schon Schlegel beklagen mußte, daß Niemand es verstehe, den Müßiggang als Kunst zu betreiben, haben wir wenig jener Spintisirer, die über allerlei verstaubten Räthseln zu brüten lieben. Für den Seltsamkeitskrämer echter Zucht, wäre gerade im Münchhausen ein reiches Gehege. Als Frucht jahrzehntelangen Schreibens könnte dieser dann eine jener Ausgaben veranstalten, wie man sie besonders in Frankreich liebt, und von denen unsere Hempel'sche Goethe-Ausgabe nur ein verpöbeltes Abbild ist. Ein Liebhaberbuch in entsprechender Ausstattung — nicht auf dem bei uns so häufigen lappigen Papier mit Holzschnitten in Dutzendbänden — mit gründlichen und dabei doch anmuthigen Vorreden und Erläuterungen, gelehrt und doch spielend, wie nur der Liebhaber schreiben kann. Vielleicht ist Strodtmann, dem wir die vorliegende Ausgabe nachträglich noch zu danken haben, ein solcher Spintisirer gewesen. Aber die müßigen Augenblicke dazu mögen dem Vielbeschäftigten wohl nur kärglich zugemessen gewesen sein — und dann ist wohl auch Deutschland nicht der rechte Boden für solche Ausgaben: jedenfalls ist ganz etwas anderes daraus geworden, als oben angedeutet wurde. Wie weit Strodtmann dabei selbst betheiligt gewesen, ob er die Arbeit druckfertig hinterlassen, wofür allerdings das Vorhandensein der Einleitung spricht — darüber kann man nur Vermuthungen hegen.

Es ist schließlich auch eine Frage, die nur den persönlichen Verehrer Strodtmanns etwas angeht. Wir nehmen das Buch, wie es geboten wird, und halten es auch so für eine höchst dankenswerthe Gabe. Sein Wesen trifft man vielleicht ziemlich genau mit der Bezeichnung „Ausgabe für Frauen." Es soll dadurch nicht herabgesetzt werden, es soll nur gesagt werden, daß dabei ungefähr die Kenntnisse und das Verständniß einer gebildeten Frau als Maßstab angenommen worden sind. Dem entspricht zum Beispiele der Umstand, daß Fremdwörter aus klassischen Sprachen erklärt werden. Und dann auch die ganze Art der Anmerkungen. Fehler oder Mißverständnisse sind kaum auszusetzen, auch ist wohl auf alles Wesentliche Bezug genommen — aber für einen Mann sieht das Alles etwas dürftig aus: es fehlt die eigentliche die Fülle des Materials, es wird eben erklärt und weiter nichts. Das macht den Eindruck, als würde man in einer Wachsfigurenbude herumgeführt, und man findet sich vielleicht in der Erwartung, womit man das Buch zur Hand genommen, enttäuscht. Doch das ist nun einmal nicht zu ändern und so klagen wir lieber unsere Erwartung an. Wer hieß uns in Deutschland, wo die Männer glauben, wahrhaftig Besseres zu thun zu haben, als daß sie alte Bücher lesen — lesen sie doch kaum die neuen — wer hieß uns da etwas anderes erwarten, als eine Ausgabe für Töchter höherer Stände. Seien wir diesen wenigstens dankbar, wenn sie einen Augenblick ihrem Ebers untreu werden, und streuen wir ihnen Rosen auf den Pfad in das Nebelland der vierziger Jahre. Wünschen wir dem alten Schalk Münchhausen, daß er sich einige Freundinnen unter ihnen erwerbe. Im Grunde ist seine Rede ja gar so schwer nicht, und sie ist nichts weniger als trocken. Es steckt eine Fülle echten Humors darin, allerdings von der stillen Gattung, die nicht lärmend lacht. Aber es ist entschieden ein Verlust für Jeden, nicht mindestens Carlos den Schmetterling zu kennen und sein zartes Verhältniß zu Emerentien, vorbehaltlich „fernerweiter guter Verköstigung". Schließlich ist es ja doch dasselbe gesunde Gefühl und volle Talent, das den Oberhof geschrieben hat. Und dann lohnt es sich doch wohl auch einer kleinen Mühe einiger Stunden, die Dichtung vollständig kennen zu lernen, welche man einmal den einzigen Roman von wirklichem Kunstwerthe genannt hat, den unsere Zeit hervorgebracht habe. Den einzigen! ein großes Wort, über dessen Anwendbarkeit man doch wenigstens sich eine Meinung zu bilden versuchen muß. Aus dem Oberhof allein aber kann man kein Urtheil

schöpfen, dazu muß man auch das Gegenbild der Idylle kennen, die Fassung, die jene Perle hebt.

Zum Schlusse sei wenigstens mit einem Worte noch der Illustration dieser Ausgabe gedacht. Sie entspricht dem, was man von den Grote'schen Ausgaben zu erwarten gewöhnt



Mynher van Streef auf dem Helikon.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

ist, sie leistet vielleicht sogar noch etwas mehr. Es mag wohl ein Entschluß dazu gehört haben, an diese Aufgabe zu gehen, nachdem Vautier seinen Theil derselben in so vorzüglicher Weise gelöst und soviel Anklang gefunden hat, daß man seine Auffassung beinahe als typisch betrachtet. Ernst Bosch, der Zeichner der hier vorliegenden Illustrationen,

ein Düsseldorfer, braucht indeß sein Unternehmen nicht zu bereuen: seine Blätter vertragen es, neben die seines Vorgängers gelegt zu werden. In dem satirischen Theile findet er vollends ganz frischen Stoff, in dem er sich behaglich ergehen kann. Hier entfaltet er viel gute Laune und einen Sinn für das Historische, der angenehm



Auf dem Schneckenberge.
Aus Immermanns Münchhausen. Berlin, G. Grote.

berührt. An der Auffassung der Persönlichkeiten würde man hier und da mäkeln können — aber es ist ja eine alte Erfahrung, daß die Auffassung es nie Allen recht machen kann. Vielleicht giebt es in der ganzen Illustrationskunst nur einen einzigen Typus, gegen den sich kein Widerspruch erhoben hat, der maßgebend geworden ist, und den alle späteren Zeichner festgehalten haben: das ist Schrödters

Don Quixote. Im Uebrigen — von Cornelius bis auf Kaulbach und Seitz und Doré und alle die Andern: Keinem ist der Vorwurf erspart geblieben, seine Auffassung sei verfehlt. Es giebt nicht einmal ein Gretchen. Und so mag es denn hingehen, wenn Bosch den alten Baron behaglicher und den Schulmeister Agesel besser genährt gesehen hat, als ein Anderer sich die Beiden vielleicht gedacht hat. Gegen Karl Buttervogel wird schwerlich jemand etwas einzuwenden haben. Sieht er nicht ganz so aus, als schriebe er gerade in sein berühmtes Tagebuch: „Abends zwölf harte Eier gessen äußerst selig zu Bette gegangen?" Die junge Emerentia, die sich vor dem Nußknacker als einstige Geliebte des Fürsten von Hechelkronn träumt, und die Gealterte, vor dem vermeintlichen Prätendenten, der Baron im Schwärmen für die Luft-Verdichtungs-Actien-Gesellschaft und Mynher van Streef im helikonischen Rausch — nach gesetzter Holländer Weise — das Alles sind hübsche, durchaus gefällige Bilder, die alte Freunde Münchhausens kaum enttäuschen und vielleicht neue anlocken. — Die Holzschnitte (von H. Kaeseberg und G. Treibmann) sind vorzüglich in ihrer lichten, scharfen Weise. Alles ist nur gerade angelegt, ohne nach Effecten zu haschen, Alles ist deutlich, sauber und richtig. Die Ausstattung ist die bekannte: guter Durchschnitt, wie es die Verlagsbuchhandlung zu geben pflegt, nicht prächtig, aber auch nicht schäbig-elegant, keine bunten Leisten aber guter Druck, der Einband in dem ewigen schreienden Roth, aber wenigstens haltbar und nicht allzureich vergoldet. —ck.

„Kochbrunn, Wiesbadener Thermalwasser," so lautet die Ueberschrift einer umfassenden, diesem Hefte in Form eines Prospectes beigelegten Darstellung, mittelst deren die „Städtische Cur- und Brunnendirection Wiesbaden" die Aufmerksamkeit der Leser von „Nord und Süd" auf die Wunderkraft der Wiesbadener Thermen hinlenken will. Das Studium dieses Prospectes sei allen dringendst empfohlen, deren Gesundheitszustand eine Wiesbadener Cur „angezeigt" sein läßt, und allen jenen „malades imaginaires", denen es ohne eine Badereise „nicht wohl ist." Diese Letzteren werden in der reizenden Umgebung der Taunusstadt, in dem Behagen, welches diese selbst bietet, in der Fülle anregender „Veranstaltungen" seitens der Curdirection, nicht minder wie die ernsthaft Leidenden zu dankbaren Freunden Wiesbadens werden. Wir, die wir in beiderlei Eigenschaft das Glück hatten, der Segnungen des Ortes theilhaftig zu werden, tragen gleichfalls nur den Zoll der Dankbarkeit ab, wenn wir, anschließend an die Ankündigung der Curdirection, an dieser Stelle einem Hinweise auf die herrlichen Wirkungen Wiesbadens Raum geben.

Nordlandfahrten. Malerische Wanderungen u. s. w. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Von dem ansprechenden Werke liegt die 23. Lieferung vor, die Insel Wight, das Paradies des Landes, behandelnd. Francis Brömel hat einen sehr hübschen Text dazu geschrieben über Färingsford-House, Tennysons Landsitz, über Carisbrook, das Gefängniß König Karls, und über manches andere Interessante. Die Illustrationen sind wiederum sehr schön. —ck.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Apollinaris

Natürlich

KOHLENSAURES MINERAL-WASSER.

APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.

DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITEL

Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

W. C. Willenbücher

Band 26. — Heft 77.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

August 1883.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Ernst Wichert. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVI. Band. — August 1883. — 77. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ernst Wichert.)



Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Fanchon.

Novelle

von

Ernst Wichert.

— Königsberg —

Die nördlichste Stadt Preußens, das freundliche Memel, hat bekanntlich einmal vorübergehend die Ehre gehabt, die Residenz der preußischen Königsfamilie zu sein.

Freilich in der allerunglücklichsten Zeit, von der die preußische Geschichte zu berichten hat, und sehr zur Unehre der Monarchie Friedrichs des Großen, deren Glanz im Jahre 1807 gänzlich verblichen schien, nachdem in den Julitagen Kaiser Alexander seinen Verbündeten im Stich gelassen und zum Abschluß des traurigen Tilsiter Friedens mit Napoleon genöthigt hatte.

Vergebens hatte die Königin Louise sich vor dem Eroberer gedemüthigt. Nicht einmal Magdeburg konnte sie ihren Söhnen erbitten. An die Rückkehr nach Berlin war nicht zu denken, bevor das Land, soviel davon dem Könige verblieben, von den feindlichen Truppen befreit werden konnte. Eine ungeheure Kriegsschuld war erst zu berichtigen. Der Grundstein zu einem ganz neuen Staatswesen mußte gelegt werden.

Aber die kleine Seestadt am Ausfluß des kurischen Haffs in die Ostsee war nun einmal Residenz und richtete sich darauf so gut ein, als es eben gehen wollte. Noch jetzt zeigt man dort dem Fremden mit patriotischem Stolz die Häuser, die damals wohlhabende Kaufleute dem Königspaar, den jungen Prinzen und dem dürftigen Hofstaat einräumten. Sie waren nichts weniger als schloßartige Bauten.

Seit jenen stürmischen Wintertagen, an denen die unglückliche kranke Königin, im offenen Wagen, auf der Flucht die alte Poststraße über die kurische Nehrung passirt hatte, fehlte es derselben nicht an Lebhaftigkeit des Verkehrs. Der Aufenthalt der Königsfamilie, der Minister und militärischen Chefs in

Memel bedingte ein fortwährendes Zu- und Abreisen der verschiedensten amtlichen Persönlichkeiten. Auch wurde damals auf dieser Straße die Verbindung zwischen Petersburg und dem Westen hergestellt. Von den Strapazen und Schrecken der im günstigsten Falle immer noch zweitägigen Tour durch die Sandwüste zwischen den zwei großen Wassern, meist in der Schälung der See, die sofort wieder die Wagenspur auslöschte, mitunter über unverläßlichen Triebsand, konnten die Reisenden, namentlich zur Herbst- und Winterzeit, nicht genug erzählen. War endlich der Fährkrug gegenüber der Stadt erreicht, so hatten sie oft noch halbe und ganze Tage zu warten, bis sie mit ihrem Gepäck über das stürmische Tief gesetzt werden konnten. Bei solcher Gelegenheit soll dort einmal August von Kotzebue zu seiner und seiner Leidensgefährten Trost und Erheiterung das vielgesungene Gesellschaftslied: „Es kann doch nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond“ gedichtet haben. Doch das ist nicht unbestritten.

Jetzt an einem heiteren und warmen Augusttage sah das Landschaftsbild, das man von dem hochgelegenen Fährkruge aus überblickte, keineswegs trübselig aus. Der preußische Offizier, der dort vor der Thür stand, schien es wenigstens nicht mit Mißfallen zu betrachten. Richtete er das Glas, das er von Zeit zu Zeit dem in strammer Haltung einige Schritte hinter ihm haltenden Burschen abnahm, auch vorwiegend in der Richtung der Poststraße, von woher er offenbar Jemand erwartete, so hatte er doch auch Augen für das freundliche Städtchen drüben, für die mit dem schlanken Leuchtthurm besetzte Landspitze nach der See hinaus, für den Mastenwald auf dem die Stadt durchziehenden Dangefluß, die Citadelle und die durch eine Reihe von Schneidemühlen und vorgelegte Holzgärten weithin kenntliche Uferlinie des kurischen Haffs. Die Sonne senkte sich schon dem Meere zu und überhauchte die wenig bewegte Wasserfläche und die Sandberge der Nehrung mit einem rosigen Schein, während der graublaue Schatten auf der Rückseite der letzteren sich immer mehr vertiefte.

Endlich ließ sich aus weiter Ferne ein Posthorn vernehmen. Es dauerte noch recht lange, bis die mit Vieren bespannte Kutsche durch den Sand zwischen den nächsten Dünen herankeuchte. Es folgten einige Beichaisen mit halbem Verdeck und ein paar offene Bauerfuhrwerke, die mit allerhand Kisten und Kasten beladen waren, aber auch Passagieren einen kümmerlichen Sitzplatz boten. Die Gesichter der Reisenden erheiterten sich merklich, als sie endlich den ersehnten „Sandkrug“ vor sich hatten. Auf verhältnißmäßig rasche Beförderung über das Tief glaubte man heut rechnen zu können.

Der Offizier musterte aufmerksam die Ankommenden. In der eigentlichen Kutsche fand er nicht, was er suchte. Aber aus der zweiten Beichaise winkte schon von Weitem eine mit weißem Lederhandschuh bekleidete Hand. Kaum hielt der Wagen, als ein Kamerad in Reiteruniform den grauen Mantel zurückschlug, seine lange Gestalt unter dem Verdeck her aufreckte und ohne den Tritt zu berühren hinaussprang. Die steifen Beine wären zusammen-

geknickt, wenn ihn der Freund nicht aufgefangen und an seine Brust gedrückt hätte. „Bist Du's wirklich. Jobst?" rief derselbe.

„Bist Du's wirklich, Erhard? antwortete die kräftige, jetzt freilich etwas trockene Stimme des andern.

„Es ist wahrhaftig ein Wunder zu nennen, wenn nach allen diesen Fährlichkeiten ein paar alte Freunde einander wiedersehen."

„Aber wie erfuhrst Du, daß ich —"

„Auf der Commandantur. Man sagte mir, daß Du von Deinem General angemeldet seist. Du bringst Briefschaften."

„Ja wohl. Steht aber vermuthlich verdammt wenig Erfreuliches darin. Unser Regiment ist so gut wie aufgelöst."

„Hat sich aber tapfer bei Heilsberg geschlagen."

„Und später bei Friedland auch, soviel davon noch zu Pferde saß. War doch alles umsonst. Na — davon wird noch bei einer Pfeife Tabak und einem Glase Punsch zu erzählen sein." Er bog die langen Beine in den Knieen und streckte sie wieder, um die Beweglichkeit herzustellen. „Verdammte Fahrt in der Marterkutsche," rief er, indem er rechts und links den Schnurrbart ausstrich. „Will lieber achtundvierzig Stunden zu Pferde sitzen. Man weiß zuletzt nicht mehr, ob man noch seine zwei Stelzen am Leibe hat. Meist Schritt für Schritt durch den tiefen Sand, und die Aussicht bald auf das blaue, bald auf das grüne Wasser — dabei die Hitze Mittags . . . puh!"

„War wenigstens das Nachtquartier gut?"

„Erbärmlich. Wenn nicht noch auf den Stationen und hin und her sonst unterwegs etwas Amusement mit den Schauspielern gewesen wäre . ." Er grüßte lachend zu dem Bauerwagen hinüber, der eben vor dem Kruge hielt und auf dem zwischen einem wohlbeleibten und einem hageren Herrn ein auffallend bunt costumirtes Dämchen saß. Das Gesicht verschwand beinahe in der weiten Rundung des Strohhuts, von dem ein blauer Schleier beständig den Hageren umwehte, aber die Augen leuchteten munter vor. Sie winkte mit dem gelbseidenen, von der Sonne verblichenen Schirm und streckte, als das Fuhrwerk stand, hilfesuchend die beiden Hände mit den starkdurchlöcherten aber mit zierlichen Schleifchen ausgeputzten Filethandschuhen vor. „Retten Sie, Herr von Barnekow," rief sie, „retten Sie!" Es war in der That nöthig. Der Dicke hatte das Strohgefäß tief niedergedrückt; sie mußte in Folge dessen an ihm einen Halt suchen, während der Hagere, der nun den Leiterbaum losließ, sie, auf der schrägen Fläche hinabgleitend, von der anderen Seite einklemmte. Der Offizier eilte denn auch zu und befreite sie aus ihrer schwierigen Lage. Sie trat nun mit den zierlichen Hackenschuhchen ohne Weiteres über den Dicken hinweg auf die Leiter und sprang ihm lachend in den Arm. „Mademoiselle Philippine," stellte er vor, „Schauspielerin, Sängerin, Tänzerin vom Stadttheater zu Königsberg, unübertrefflich als Kammerzofe und in Hosenrollen." Sie tippte ihm mit dem Schirm auf die Schulter, blinzelte coquett bald zu ihm, bald zu seinem

Gefährten hinüber und sagte: „Die Herren sollen hoffentlich in Memel Gelegenheit erhalten, mich zu bewundern. — Nun Dickerchen," wandte sie sich an ihren Begleiter im Wagen, „soll ich eine Winde holen lassen? Er braucht für seinen Baß einen starken Resonanzboden. Daß die Gagen nicht fett machen, sieht man an unserem Hauser. Er spielt aber auch das Fach der unglücklichen Liebhaber."

„Sie sind in Memel dringend erwartet," versicherte der andere Offizier. „Ich weiß das zuverlässig, da ich mit dem Regisseur Steinberg und einigen andern Mitgliedern unseres Miniatur-Hoftheaters in demselben Hause wohne. Man kann mit dem jetzigen, allzu beschränkten Personal, nichts Rechtes spielen. Namentlich nach hübschen Operetten ist aber das Verlangen groß."

„Hat man denn wirklich noch die Courage, das Schauspiel zu besuchen?" fragte Herr von Barnekow.

„Was fängt die Gesellschaft mit sich an sieben Abenden in der Woche an?" entgegnete jener. „Du glaubst nicht, was sich jetzt Alles in dem kleinen Städtchen zusammenstopft! So und so viel Prinzlichkeiten, Engländer, Russen, Schweden von den Gesandtschaften, höchste Militär- und Staatsbeamte und so weiter bis hinab zu allerhand abenteuerndem Gesindel, das in solchen Fällen nie fehlen kann. Und der Hof lebt sehr zurückgezogen. Eine Schauspielvorstellung hin und wieder einmal wird als wahre Erquickung empfunden. — Bisher war nur das Lustspiel vertreten; nun verspricht man uns auch die Operette, nach der allseitig Begehr ist. Man hofft durch sie auch den König, der sie sonst stets gern hatte, von seinen grämlichen Gedanken abzuziehen."

Er wendete sich den Postfuhrwerken zu. „Ist Dein Gepäck abgeladen?" fragte er.

„Es wiegt nicht schwer," antwortete Barnekow lachend. „Der kleine Koffer mit Wäsche und Paradeuniform, die Hutschachtel — das ist alles."

„Raupe!" commandirte der andere. „Die Sachen des Herrn Lieutenants!"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!"

Der Bursche griff sogleich zu und belud sich mit dem Gepäck.

„Wir können ohne Aufenthalt hinüber," fuhr jener fort. „Es ist nicht nöthig, daß wir warten, bis das große Fährbot klar ist. Der Rheder Hewelke, bei dem ich wohne, hat mir sein hübsches Segelboot zur Verfügung gestellt. Er ist ein sehr nobler alter Herr, obschon er nur platt spricht. Wir haben allenfalls noch Wind genug."

„Prächtig vorgesorgt, Freund Gosselau," rief der Gast, „vorwärts also!"

„Willst Du das Dämchen mitnehmen?"

„Bewahre! Das Amusement war für die kurische Nehrung gut genug. Gefälligkeiten sind nicht weitab von Verbindlichkeiten."

„Wie Du willst. Gehen wir denn."

Die Jolle war bald erreicht. Die beiden Matrosen wendeten sie geschickt und gaben das große Segel dem Winde frei. Demoiselle Philippine winkte

vom Sandberge hinab mit dem Sonnenschirm und rief: „Grüßen Sie Memel!“ Die Herren verstanden die Worte nicht mehr deutlich.

Eine Viertelstunde darauf landete man am Bollwerk drüben.

„Ich habe Dir vorläufig Nachtquartier im goldenen Anker besorgt,“ sagte Herr von Gosselau. „Man ißt dort auch recht gut zu Mittag.“

„Besten Dank.“

„Die Sachen nach dem goldenen Anker, Raupe.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

Barnekow gähnte. „Ich bin rechtschaffen müde,“ bemerkte er. „Hoffentlich läßt das Bett nichts zu wünschen.“

Gosselau sprach mit dem Wirth. „Du kannst gleich auf Dein Zimmer gehen, Jobst,“ sagte er, „wenn Du willst.“

„Begleitest Du mich dahin?“

„Ich denke, Dir ist's lieber, wenn ich Dich heut allein lasse.“

„Du kannst Recht haben. Ehrlich währt am längsten.“

„Also gute Nacht denn. Schlafe Dich aus. Morgen essen wir hier zusammen. Punkt ein Uhr.“

„Gute Nacht, Kamerad.“

Herr von Gosselau ging nach seinem Quartier im Hewelkeschen Hause. Es war ein langes einstöckiges Gebäude mit einem erhöhten Mittelbau von drei Fenstern über der Hausthür, zu der man über einen Balkon gelangte. Er wurde von einem hölzernen Sprossengeländer eingefaßt und hatte rechts und links für ein Bänkchen Raum. Vier bekappte Linden schlossen sich zu beiden Seiten an. In der einen Ecke das Balkons saß der alte Hewelke und rauchte aus einer langen Kalkpfeife Jack. Schon über die Straße sah man ihm den verwitterten Seemann an. Von Minute zu Minute erhob er ein wieherndes Gelächter, wahrscheinlich über die Späße der beiden Herren, die in der offenen Thür standen und sich durch ihr lebhaftes Mienenspiel als Schauspieler zu erkennen gaben. Sie hatten es offenbar darauf abgesehen, ihm Spaß zu machen, und das gelang mit leichter Mühe. Nebenher hatte er aber auch sein Vergnügen daran, zu der reizenden jungen Dame hinüberzuschielen, die auf dem andern Bänkchen saß, den Kopf mit dem üppigen Lockenhaar in die Hand gestützt hatte und zu der grünen Linde hinaufträumte, während Knie über Knie der kleine Fuß in dem zierlichsten Pantöffelchen zu irgend einer Melodie den Takt wiegte. „Ök wondre mi man,“ rief der Rheder, seine Pfeife abklopfend, „dat Sei so ernst bliwe könne, Mamsellke.“

„Ich hörte nicht zu,“ entgegnete die junge Dame mit wohlklingender Stimme. „War's denn so lächerlich?“

„J, da mott de Diwel lache,“ behauptete Hewelke. „Bi so ne Schnurre! De ene wet noch emmer mehr, wie de anre. Karline! Bring mi mal drei Glas Grog rut. De Herres wart sunst de Kehl to dreg.“

„Wenn wir hier lauter Theaterfreunde hätten, wie Herrn Hewelke,“ meinte das Fräulein, „da wären wir trotz der Kriegsnoth geborgen.“

Der Alte hob den Kopf. „Na, Mamsell Lucy," antwortete er; „en jeder heft sin affunderliches Pleschär. Dats nu schon all de Jahre so gewese, sit mine Olle todt is on de Kindersch ut dem Huse: sänd de Schauspelers na Memel gekome, häwe se bi mi gewohnt. Von da Konst verstah ik nich vel, aber lache do ek gern. On nu gor, wenn ek dabi min Pip roke kann. Von so´ne Schnurre wart mi ni to vel. Besenne se säk man op wat Niget, Herr Steinberg."

Der Grog kam und wurde mit Dank angenommen. Der Principal Steinberg wußte auch gleich eine Geschichte zu erzählen, wie man ihm einmal in einem süddeutschen Städtchen ein wunderliches Getränk gebraut hatte, das Grog sein sollte, bis er dahinter kam, daß man davon noch nie gehört hatte. Der Rheder wollte sich ausschütten vor Lachen. „Ja, ja," bestätigte er, „de Dommheit es grot." Indessen näherte sich der Lieutenant dem Hause und grüßte schon von Weitem die junge Dame. Lucy wurde sichtlich unruhig und strich mit der Hand über ihre Scheitel hin, zupfte auch den Rock über den Knien glatt aus. „Ich bringe Ihnen gute Nachricht, Herr Steinberg," rief Gosselau. „Sie sind angekommen."

„Gott sei Dank!" sagte der Principal. „Wie viele, wenn ich fragen darf, Herr Lieutenant."

„Drei, so viel ich weiß. Mademoiselle Philippine und zwei Herren, ein dicker und ein dünner."

„Deren Namen Sie nicht interessirten," bemerkte das Fräulein lächelnd.

„Sie haben wirklich keinen Grund zur Eifersucht, schönste Lucile," scherzte der Offizier.

„Ich kenne sie," sagte Steinberg, der ganz ernst geworden war und in Gedanken seinen Ueberschlag zu machen schien. „Zur Noth wird's ausreichen. In Königsberg hat man wahrscheinlich auch keinen Ueberfluß an Personal. Ich hoffe, Lucile, wir können nun endlich morgen die vielbegehrte Fanchon geben."

„Das wäre prächtig," rief das hübsche Kind, jetzt sehr lebhaft. „Fanchon ist meine Lieblingsrolle."

„Weshalb?" fragte Herr von Gosselau.

„Ah! — Sie ist arm und wird durch ihre kleinen Lieder reich. Sie liebt einen armen Teufel von Maler und schenkt ihm ein schönes Schloß. Und dann erfährt sie, daß er ein Herr von hohem Adel und Oberst in der französischen Armee ist, und will aus Edelmuth ihrer Liebe entsagen. Aber er läßt es nicht zu, und sie werden glücklich. Ist das nicht hübsch?"

„Auf dem Theater."

„Ja, freilich. In der Wirklichkeit passirt so etwas nicht. Aber ich kann mich so hineindenken. — Und wenn ich Eduard wäre, ich heirathete Fanchon auch."

„Wenn sie so reizend gespielt würde, wie wir's von Demoiselle Lucile zu erwarten haben."

„Ach, um eine Eloge war mir's gar nicht zu thun, Herr Lieutenant.“ Sie wandte sich schmollend ab, zeigte ihm aber gleich wieder das nun recht schelmische Gesichtchen. „Würden Sie ein Bürgermädchen heirathen, und wenn es noch so liebenswürdig wäre und sich ehrlich noch so viel Geld verdient hätte?“

„Wer weiß?“

„Ja, wer weiß! Oh, die Herren preußischen Offiziere! Man kennt sie.“

Hewelke schmunzelte. „So'n Leyermäke! Dat es ok to vel verlangt.“

„Sie müssen morgen in's Theater gehen, Herr Hewelke,“ sagte die Schauspielerin. „Nach der Vorstellung wollen wir weiter von der Sache sprechen.“

„Na, wi wulle sehne,“ antwortete der Rheder gutmüthig. „Aber et mot ock to lache gewe.“

Das wurde ihm versprochen.

Noch komischer, als Steinberg, wußte Feddersen zu erzählen, der neben ihm mit seinem großen und robusten Körper an das Thürgerüst gelehnt stand und nun behaglich seinen Grog schlürfte. Er gebot über ein mächtiges Organ, zwang dasselbe aber mitunter zu einem wunderlich säuselnden Ton. Der Mund war ihm etwas schief gezogen und er hatte auf der Bühne Mühe, ihn in gerader Lage zu erhalten. Hier ließ er sich gehen, und gerade seine komischen Uebertreibungen, die ihm die strenge Königsberger Kritik vorzuwerfen liebte, thaten die beste Wirkung bei Hewelke. Ueberhaupt war er in Memel dauernd in bester Laune, da ihn hier die größere Beliebtheit seines berühmten Rivalen Schwartz, der in Königsberg geblieben war, nicht zu ärgern brauchte*).

Steinberg mochte fünfzig Jahre zählen. Er war ein Sohn der bekannten Caroline Schuch, hatte Theologie studirt, war dann aber auf den Wunsch seiner Mutter ohne besondere Neigung zur Bühne gegangen. Als Schauspieler hatte er's denn auch nie zu etwas gebracht; als sich aber vor nun fünf Jahren die Schuch'sche Gesellschaft theilte, übernahm er die Königsberger Direction und verschaffte durch pflichttreue, unermüdliche Thätigkeit und geregelte Geschäftsführung seinem Theater den besten Ruf. Wegen seines offenen und redlichen Wesens war er bei den Mitgliedern allgemein sehr beliebt. Er hatte sich deren Achtung auch nicht verscherzt, als er im vorigen Herbst, da nach den traurigen Kriegsereignissen das Theater eine Weile leer blieb und gänzliche Stockung des Geschäfts zu befürchten war, seine Zahlungsunfähigkeit erklärte und sich von der verantwortlichen Direction zurückzog. Das Theater stand seitdem unter Administration der Regisseure Strödel und Beinhöfer. Ein Theil des Personals war entlassen, mit einer kleinen Truppe zog Steinberg im Sommer nach Memel, um dem Hof, wie er gern hervorhob, in seiner Abgeschiedenheit heitere Abende zu bereiten. Seine Kasse kam dabei

*) Ueber ihn und mehrere andere Mitglieder der Truppe findet sich das Nähere in Hagens Geschichte des Theaters in Preußen.

nicht zu kurz, was ihr aber auch nach manchem schweren Ausfall in letzter Zeit zu gönnen war.

Der junge Mann, der eben in langsamem, gravitätisch abgemessenem Schritt von einem Spaziergange nach dem Leuchtthurm zurückkehrte, war Fleischer, Schauspieler und Sänger in einer Person, wie dies damals als die Regel gelten konnte. „Guten Abend, Schulmeister,“ tönte es ihm vom Balkon entgegen. Es war das sein wohlverdienter Spitzname, da er die griechischen Klassiker in der Ursprache zu lesen verstand und den jungen Leuten bei der Bühne Vorträge über Aesthetik hielt, auch ein wenig schriftstellerte. „Hast Du den Möven zu ihrer Erbauung den Schiffskatalog aus der Ilias vorgelesen?“ erkundigte sich Feddersen im tiefsten Baß und mit komischem Pathos.

„Mach' keine schlechten Witze, Schiefmaul,“ verwies ihn Fleischer pedantisch.

„Wat äs dat fer'n Schiffskatelog?“ erkundigte sich der alte Rheder, den alles lebhaft interessirte, was auf Schifffahrt Bezug hatte. Steinberg gab ihm eine Erklärung, die Fleischer „empörend“ fand, schnitt aber eine weitere Auseinandersetzung mit der Anzeige ab: „Du kannst morgen Deinen Martin in der Fanchon spielen. Aber vergiß nicht, daß Herr Hewelke lachen will.“

„Sie sind also da?“ rief Fleischer erfreut.

„Unser lustiges Pinchen, Altdorf und Hauser.“

Das mittlere Fenster über ihnen war geöffnet worden. Eine wohlbeleibte ältere Dame lehnte sich hinaus, Madame Herbst, würdige Vertreterin der Mütterrollen. „Ist denn meine Tochter noch nicht nach Hause gekommen?“ fragte sie hinab.

„Sie rudert wahrscheinlich noch mit Nelkenbusch auf dem Tief,“ antwortete Feddersen. „Sie haben nun einmal ihr Vergnügen daran, sich Blasen in den Händen zu holen.“

„Aber so spät!“ bemerkte Madame Herbst. „Es ist unschicklich.“

„Für eine Liebhaberin?“ spöttelte Feddersen. Demoiselle Herbst spielte dieses Fach.

„Ludewig ist am Ende keine schlechte Partie,“ meinte Steinberg. „Er übernimmt jede Rolle, wie ihr wißt.“

Dieser Witz wurde gehörig belacht. Er war freilich nur den Schauspielern recht verständlich. Nelkenbusch, dessen Theatername Ludewig war, stand nämlich in dem Ruf, Alles gut zu spielen und nichts so gut, als es bestenfalls gespielt werden konnte, die Kritik gab ihm das Prädicat „brauchbar“.

„Lucile!“ rief Madame Herbst ein wenig geärgert.

„Mamachen —?“

Die junge Dame hatte an dem Gespräch keinen Theil genommen, sondern mit Lieutenant von Gosselau geplaudert, der auf der Treppe stand und sich mit beiden Armen so auf's Geländer stützte, daß er ihr in die großen, lichtbraunen Augen sehen konnte, was denn auch seine angenehmste Beschäftigung zu sein schien.

„Soll ich Dir Deinen Shawl hinabwerfen? Es wird kühl.“

„Ich fühle es gar nicht, Mamachen."

„Und morgen hast Du eine heisere Stimme. Wenn man eine so gefährliche Prinzeß ist —"

Es flatterte ein Stück gestreiftes Zeug hinab. Gosselau fing es geschickt auf und legte es Lucile um die Schultern, vielleicht geschäftiger bei diesem Dienst, als es die Galanterie forderte.

Madame Herbst war trotz der vertraulichen Anrede „Mamachen" kein Verwandte der jungen Schauspielerin. Sie durfte aber wohl Mutterrechte beanspruchen, da sie sich einmal des kaum dreijährigen, ganz verlassenen Kindes angenommen hatte, als sie irgendwo am Rhein engagirt war. Sie hatte das überaus zierliche Mädchen später zu ihrem Beruf erzogen. Mehr wußten die Collegen und Colleginnen von dem Sachverhalt nicht. In dieser Gesellschaft war man daran gewöhnt, einander auf guten Glauben zu nehmen.

Nun langten auch die drei Erwarteten an, sämmtlich mit Sachen aller Art bepackt. Auf einem Handwagen, der ihnen nachgefahren wurde, lagen mehrere Holzkisten und Lederkoffer. Sie wurden mit so lautem Jubel empfangen, daß der Offizier es für gerathen hielt, sich auf sein Zimmer zurückziehen. Demoiselle Philippine umarmte Alle stürmisch, auch der alte Hewelke bekam einen herzhaften Kuß. „Habt Ihr denn für uns noch Platz?" fragte sie Steinberg.

„Na, det ward schwar ganc," meinte der Rheder, sich hinterm Ohr kratzend. „De Inquartierung brukt allto vel Platz. „Aber — wenn de Herres met mine olle Segelkammer ferlew nehme wölle, fer dat Mamsellke findt jäk wol noch wat von Stowe bawe (oben) neben der Madame Harwst. Karline! Nämm mal all din Verstand tosamme."

Raupe half das Gepäck hineintragen. Er that sich auf den Umgang mit den Schauspielern etwas zu gut, übernahm auch mit Erlaubniß seines Herrn hin und her einmal eine stumme Bedientenrolle, wenn Noth am Mann war. Steinberg pflegte ihm nach solchen Leistungen befriedigt auf die Schulter zu klopfen und Feddersen mit schiefem Munde das Lob zu ertheilen: „Sehr brav executirt! Verräth Talent." Besonders die Damen gefielen ihm ausnehmend.

Es war schon ziemlich dunkel, als auch die beiden Ruderer ankamen. Madame Herbst schalt sie tüchtig aus. Ihre Tochter entschuldigte sich, daß sie doch nicht über das Wasser habe fortlaufen können, und Ludewig sei nicht eher gelandet.

„O, Nelkenbusch!" rief Feddersen pathetisch, was alle zum Lachen reizte.

Der Principal lud die ganze Gesellschaft auf sein Zimmer zu einer Bowle Punsch ein, die glückliche Ankunft der Ersehnten zu feiern. Hewelke war mit Vergnügen dabei, Lucile aber zog sich ganz still zurück. Sie liebte die lärmenden Lustbarkeiten nicht, und schon der Dampf des spirituosen Getränks verursachte ihr Kopfschmerzen.

Am nächsten Vormittag wurden kleine, auf ein löschblattartiges Papier gedruckte, Theaterzettel in die Häuser getragen, auf denen allen höchsten und hohen Herrschaften, dem Adel und verehrten Publico angekündigt ward, daß die Königsbergischen Schauspieler sich die Ehre geben würden, an diesem Abend im Schauspielhause allhie

Fanchon
oder
Das Leyermädchen
Operette in drei Aufzügen,
nach einem französischen Vaudeville bearbeitet von
August v. Kotzebue,
Musik vom Kapellmeister Himmel —

zur Aufführung zu bringen. Es wurde am Schluß versichert, daß das Personal bedeutend verstärkt sei und die Direction keine Kosten gespart habe, das beliebte Singspiel würdig auszustatten.

Memel besaß wirklich, wie auch einige andere Städte der Provinz, ein Schauspielhaus, das freilich zu seinem eigentlichen Zwecke nur selten und für kurze Zeit benutzt zu werden pflegte, wenn eine die russischen Ostseeprovinzen bereisende Gesellschaft den Ort passirte, oder ein Theil des Königsbergischen Schauspiels auf die Wanderung ging.

Raupe brachte den Zettel seinem Herrn herein, als er noch bei der Toilette beschäftigt war, und bat zugleich etwas schüchtern um die gnädige Erlaubniß, heute mitwirken zu dürfen. „Es sind ein Bischen viel Personen in dem Stück," meinte er, „und sie brauchen noch einen Bedienten, der auch zugleich die Tische und Stühle abräumt, wenn sich das Theater verwandeln soll."

„Du wirst doch noch Schauspieler werden," scherzte der Lieutenant.

„Das möcht' ich schon gern," sagte Raupe schmunzelnd, „und der Herr Feddersen redet mir auch gut zu. Wenn ich's aber thäte, so legte sich meine alte Mutter in's Grab, und das möcht' ich ihr doch nicht anthun. Es ist schade, Herr Lieutenant."

„Nun, mache Deine Sache geschickt," mahnte Gosselau, „daß Du nicht ausgelacht wirst. Und Du trittst mir auch nicht, wie neulich, in Deinen Soldatengamaschen auf. Verstanden? Das schickt sich nicht. Wenn sie Dich als Bedienten brauchen, mögen sie Dir Schuhe und Strümpfe geben."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Ist mir auch lieber. Darf ich also zur Probe gehen?"

„Meinetwegen. Wann fängt sie an?"

„Um neun ein halb Uhr präcise."

„Gut! Sprich aber vorher im Goldenen Anker an und melde Dich bei Herrn von Barnekow, ob er für Dich einen Auftrag hat."

„Zu Befehl!"

Raupe drehte sich tadellos auf dem Absatz und marschirte hinaus. Gosselau stattete, bevor er das Haus verließ, im oberen Geschoß den Damen

einen Besuch ab, sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Er fand das Vorzimmer zwar nothdürftig aufgeräumt, alle Stühle aber mit Garderobestücken behängt. Madame Herbst stand hinter einem Plättbrett und bügelte die Bänder an einem Häubchen, das ihre Tochter als Adele, des Gewürzkrämers Bertrand Tochter, tragen sollte. Demoiselle Herbst steckte inzwischen aus buntfarbigen seidenen Bändern und Spitzen eine Art von Turban zusammen, der bestimmt war, ihrer Mutter als Frau von Roussel ein vornehmes Aussehen zu geben, paßte ihr denselben auch wiederholt auf, ohne sie in ihrer Arbeit zu unterbrechen. Philippine schleppte aus ihrer Kammer einen Koffer herbei und fing ihn an bis zum Grunde zu durchwühlen. „Nichts, nichts, nichts," rief sie in komischer Verzweiflung, „auch hier nichts. Ich weiß nun nicht mehr, wo das Ding sich versteckt haben könnte." Man schien zu wissen, um was es sich handelte; denn es wurde nicht weiter gefragt. Lucile war nicht im Zimmer. Es hieß, sie habe sich eingeschlossen und repetire vor der Probe ihre Rolle. Eigentlich nur ihretwegen war Gosselau gekommen; er legte daher nicht einmal den Hut ab. Steinberg stürmte herein und fragte aufgeregt: „Nun, ist sie da?" — „Keine Spur davon," versicherte Philippine. „Es ist unverantwortlich!" schalt der Principal, „man hat seinen Kopf zum denken." Philippine zuckte die Achseln.

„Vermissen Sie etwas?" fragte der Lieutenant.

„Ja wohl; ein nothwendiges Kleidungsstück zu heute Abend. Es scheint eine ganze Kiste vergessen oder unterwegs verloren zu sein." Steinberg durchsuchte selbst nochmals den Koffer und warf ärgerlich allerhand bunten Kram über sich.

„Höchst fatal," bemerkte der Lieutenant. Der längere Aufenthalt drohte sehr ungemüthlich zu werden, er empfahl sich rasch und ging.

„Wenn die Uniform nicht da ist," sagte Steinberg aufstehend und die Flittern abschüttelnd, „kann heute nicht gespielt werden. Ein recht angenehmer Ausfall!"

„Sie ist nicht zu finden," versicherte Philippine. „Eingepackt wurde sie aber sicher in Königsberg, ich habe selbst mit dem Requisitenzettel dabei gestanden. Es war ja auch der Tressenhut und die Weste beigelegt. Die Kiste muß wirklich vergessen sein."

Steinberg fuhr mit allen zehn Fingern in's Haar. „So muß schleunigst abgesagt werden. Ruft mir Lucile! Ich hatte heute auf den Besuch der allerhöchsten Herrschaften gerechnet, die Königin soll sich wohler befinden. Nun ist's jedenfalls nichts damit."

Lucile kam, das Haar in Papillotten, die Rolle in der Hand. „Aus Deiner Fanchon wird heut nichts, Kind," rief Steinberg ihr entgegen.

Sie zeigte ein sehr erschrecktes Gesicht. „Aber warum nicht, Herr Director?"

„Die Uniform des Oberst von Francarville fehlt."

„O! das ist doch aber kein Grund —"

„Kein Grund, kein Grund? Der triftigste Grund. Der ganze Effect im zweiten Act beruht darauf, daß Eduard in der glänzenden Uniform eines französischen Obersten auftritt. Daraus ergiebt sich der Conflict. Man muß die Umwandlung mit Augen sehen. Nelkenbusch spielt nicht ohne die Uniform."

„Aber ich kann doch so nicht um meine Fanchon kommen, deretwegen ich schon die ganze Nacht nicht habe schlafen können. Ist denn nicht irgend ein Ersatz —"

„Wie soll man eine solche Uniform ersetzen? Unsinn!"

„Laßt mich nachdenken. Es laufen ja hier so viel Uniformen herum."

„Keine französische."

„Freilich. Aber man nimmt's damit nicht so genau. Das Stück spielt ja auch nicht in der Gegenwart."

„Aber es muß doch etwas da sein, was ungefähr wie eine französische Uniform vor der Revolution aussieht."

„Man darf, denke ich, darin nicht zu pedantisch verfahren. Halt! ich hab's. Unser Lieutenant besitzt eine sehr schöne Paradeuniform; er hat sich neulich von mir darin bewundern lassen."

„Herr von Gosselau?"

„Den meine ich. Wir trennen von einem unserer Staatsröcke für Chevaliers die Tressen ab und stecken sie dort auf, verändern die Aufschläge, heften einen Orden auf die Brust. Dann glaubt uns Jeder gern, daß Herr von Francarville am besten weiß, wie er sich zu kleiden hat."

„Aber wir können doch Herrn von Gosselau nicht bitten . . ."

„Bewahre! das würde er übel nehmen. Aber es geschieht der Uniform ja nichts. Wir verschaffen sie uns heimlich —"

„Heimlich?"

„Nun, zum Beispiel durch Raupe, der ja zu seines Herrn Gaderobe den Schlüssel hat."

„Sehr gut. Aber man kann doch nicht wissen . . ."

„Ich werde alles verantworten," rief Lucile eifrig. „Um die Freundschaft des Herrn Lieutenant für mich wär's schlecht bestellt, wenn er mir deshalb auch nur ein schiefes Gesicht zeigen sollte."

„Also die gestrenge Demoiselle Lucile hat sich hier einen Freund angeschafft?" spöttelte Philippine.

Lucile erröthete leicht. „Ach! es ist dabei an gar nichts Unrechtes zu denken," sagte sie. „Herr von Gosselau ist ein Ehrenmann, und ich nehme sonst von seiner Freundschaft keine Gefälligkeit in Anspruch."

„Aber Raupe wird nicht wollen," gab Steinberg zu bedenken.

„Er wird Alles thun, was wir von ihm verlangen," versicherte Lucile, „wenn ich vernünftig mit ihm rede. Er ist mir sehr ergeben und strahlt immer vor Freude, wenn ich einmal eine Bitte an ihn richte."

„Noch ein Verehrer," wisperte Philippine.

„Was meinen Sie zu der Sache?" wandte Steinberg sich an Madame Herbst.

Die alte Dame hob ein wenig die Schulter. „Ja — wenn Lucile die Uniform besorgen will . . ." antwortete sie. „Das Aufstecken der Tressen ist eine Kleinigkeit."

Der Principal schien noch nicht ganz schlüssig. „Gehn wir denn zur Probe," sagte er nach einer Weile. „Ich will mit Nelkenbusch reden."

„Zur Probe, zur Probe!" rief Lucile sehr glücklich. Während sie sich im Nebenzimmer fertig ankleidete, hörte man singen:

In Savoyen bin ich geboren,
Wackre Eltern, aber arm,
Haben mich für Paris erkoren
Aus der Geschwister munterem Schwarm.
Ich verließ, mein Herz war schwer,
Alles, was mir lieb und theuer,
Brachte nichts mit mir hierher
Als meine Lieder — fünfzehn Jahr —
Die Hoffnung und meine Leyer."

„Bravo, bravo!" applaudirte Madame Herbst. „Das Mädchen wird doch noch auf der Bühne ein großes Glück machen."

„Wenn's nicht von einem Korsaren weggekapert wird," ergänzte Philippine. „Wenn man so hübsch und sittsam ist —! Ich sage nichts mehr."

„Ist auch das beste," schloß die würdige Theatermutter. —

Der Lieutenant von Gosselau hatte den Vormittag über militärische Geschäfte zu besorgen. Punkt ein Uhr aber fand er sich im Gasthof zum goldenen Anker ein. Der Kamerad erwartete ihn schon im Speisesaal, den er von Zeit zu Zeit mit dröhnenden Schritten durchmaß, ohne auf die Herren in Civil Rücksicht zu nehmen, die an einem kleinen Tisch saßen und Zeitungen lasen. Der eine davon — er trug den langen braunen Tuchrock mit hochaufstehendem Kragen zugeknöpft bis zum Jabot — blickte mit seinen großen glänzenden Augen wiederholt etwas unwillig auf, wenn der Offizier wieder vorbeitrappte und ihm das Licht abfing. Barnekow sah verdießlich aus, als ob er schlecht geschlafen hätte.

„Was fehlt Dir denn?" fragte Gosselau, dem dies nicht unbemerkt bleiben konnte.

„Ah! ich habe mich über die ganze Welt geärgert," entgegnete jener so laut, daß es im Saale zu hören war. „Daß man hier in Memel so verzagt wäre, hatte ich mir draußen gar nicht vorgestellt. Habe meine Briefe abgegeben und dabei schon die ganze Misere kennen gelernt. Diplomatisiren, immer diplomatisiren — es wird langweilig. Vor Napoleon haben sie einen Respect, wie vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Leise auftreten, ganz leise, damit er um Himmelswillen nicht merkt, daß es noch ein Preußen in der Welt giebt. Pfui!"

„Leise auftreten, ist nun Deine Sache gerade nicht," bemerkte Gosselau

in scherzendem Ton, aber doch zugleich in der Absicht, dem Kameraden einen Wink zu geben. Es hatten sich noch mehrere Tischgäste eingefunden, und man spitzte die Ohren.

„Zum Teufel! Ich bin Soldat," antwortete Barnekow. „Das wird doch wohl noch erlaubt sein zu sagen. Wer die Ehre hat des Königs Rock zu tragen, sollte gewisse Dinge nicht aussprechen und auch nicht hören können."

„Aber was hat Dich denn so aufgebracht, Jobst?"

„Wie spricht man von der Armee Friedrich des Großen? Mit Achselzucken — mit einem schulmeisterlich überlegenen Lächeln — wie von einer abgelebten Schöpfung! Ich denke, sie hat sich ganz respectabel bewährt bei Eylau und Friedland und sonst überall, wo sie Führer von altem Schrot und Korn hatte. Was von Einzelnen gesündigt ist, das sollte man nicht der Organisation in die Schuhe schieben. Aber da gilts nun als militärische Weisheit, von Reformen zu sprechen, die sie von Grund aus zerstören müssen. Da ist mehr als einer jetzt obenauf, der ein Arcanum zu besitzen meint, wie Preußen geholfen werden kann. Daß man als guter Patriot vor Allem zur alten strammen soldatischen Zucht zurückstreben muß, scheint Niemand zu begreifen."

„Wir sollen von unseren Feinden lernen."

„Sollen wir? Da mag man uns doch gleich zu Franzosen machen."

„Du übertreibst, Jobst. — Komm, setzen wir uns."

Die Tischgäste hatten sich versammelt, mehrere derselben bereits ihre Plätze gewählt. Nach alter guter Gewohnheit fehlte an der Tafel unten der Wirth selbst nicht, die weiße Serviette unter das Doppelkinn gesteckt. Zu beiden Seiten saßen einige deutsche und englische Schiffscapitaine, russische Kaufleute, Herren einer schlesischen Deputation, Hofbeamte unterer Grade; auch Uniformen waren vertreten, theilweise freilich in recht zweifelhafter Beschaffenheit. Es waren mehrere Couverts über den Bedarf aufgelegt, und die beiden Offiziere konnten ihre Plätze so wählen, daß zwischen ihnen und der übrigen Gesellschaft Stühle frei blieben, worauf denn auch Barnekow sein Augenmerk zu richten schien. Ihnen gegenüber saß der Herr mit dem braunen Rock und sein Begleiter, der das pedantisch erhabene Aussehen eines alten Bureaubeamten hatte. Die Aufwartung wurde von zwei sauberen Mädchen in lithauischer Tracht besorgt.

Barnekow löffelte eine Weile still seine Suppe, musterte aber dabei die Tischgenossenschaft. „Giebt's denn hier in Memel kein anständigeres Local für unser einen?" fragte er seinen Nachbar.

„Was hast Du daran auszusetzen?" lautete die Rückantwort.

„Oh! die Gesellschaft ist sehr gemischt."

„Ein adliges Casino kann man freilich in der kleinen Seestadt nicht beanspruchen. Aber man ißt hier recht gut. Im Uebrigen muß man bedenken, daß der Ort auf einen solchen Zufluß von Gästen nicht eingerichtet ist."

„Ich wundere mich, daß die Kameraden nicht zusammenhalten."

„Es geht eben jetzt alles auseinander.“

„Wahrhaftig, so scheint's.“

„Wie geht's bei Dir zu Hause, Erhard?“ erkundigte sich Barnekow, dem der frische Dorsch mit gebräunter Butter und gehackten Eiern sehr gut zu munden schien. „Hast Du Nachricht?“

Die Güter sind von russischer und französischer Einquartierung arg mitgenommen,“ antwortete Gosselau. „Mein alter Vater kränkelt, meine Schwester Malwine, die bei Jena ihren Mann verloren hat, ist für ihn keine erheiternde Gesellschaft. Mein jüngster Bruder, der bei den Gardehusaren stand, hat einen Schuß ins Bein bekommen und geht noch an der Krücke. Meines guten Alten liebster Wunsch ist, daß ich nach Hause komme und die Wirthschaft übernehme.“

„Und Du willst nicht.“

„Zu jeder anderen Zeit würde ich unbedenklich meinen Abschied fordern. Jetzt wiederstrebt mir's, dem König einen Offizier zu entziehen, den er selbst nicht entlassen will.“

„Brav, Erhard.“

„Es mag Thorheit sein, da zur Zeit so viele tüchtige und verdiente Offiziere zur Disposition stehen, die meine Stelle besser füllen würden, als ich's vermag. Aber, wie gesagt, es widerstrebt mir innerlich. Ich habe das meinem Vater auch geschrieben, und als alter Militair begreift er's ganz gut.“

„Du hast mir von Annette nichts gesagt.“

„Sie hat jetzt die ganze Wirthschaft zu beaufsichtigen. Für ihre siebzehn Jahre wahrlich keine leichte Aufgabe.“

„Ein prächtiges Mädel!“ rief Barnekow. „Warte nur, ich hole sie mir doch noch einmal.“

Es trat wieder eine Pause im Gespräch ein. An anderen Stellen des Tisches wurde mit halber Stimme politisirt. Einzelne Schlagworte waren weiterhin vernehmbar. Auf Barnekow schienen sie eine aufregende Wirkung zu äußern. Er fiel wieder in seinen früheren Gedankengang zurück. Besonders reizten ihn offenbar einige Aeußerungen des Herrn im braunen Rock gegenüber, der von Aufhebung der Gutsunterthänigkeit, Ablösung der Lasten und dergleichen Dingen in ruhiger aber sehr bestimmter Weise sprach. Wie Jobst den saftigen Rinderbraten mit Messer und Gabel bearbeitete, merkte sein Kamerad, daß er sich wieder auf eine Attaque vorbereitete. „Ah! diese Schreiberseelen überall!“ brach er denn auch sehr bald los. „Wodurch ist Preußen groß geworden? Durch seine Armee. Mit dem Degen in der Faust haben wir uns unsere Stellung erkämpft, und nur mit dem Degen in in der Faust werden wir auch jetzt wieder das Land zu seinen alten Ehren bringen.“

Das kluge Gesicht drüben lächelte kaum merklich. „Gewiß, gewiß,“ ließ sich die wohlklingende Stimme etwas lauter vernehmen. „Aber sagen Sie

mir doch, mein Herr Offizier, wie ist es einem von Hause aus armen Lande möglich geworden, sich eine solche Armee zu erziehen und zu erhalten, die einmal die Bewunderung Europas gewesen ist?"

Herr von Barnekow maß den unberufenen Frager mit stolzprüfendem Blick. Er schien zu überlegen, ob er ihn überhaupt einer Antwort werth erachten solle. Aber das große, klare Auge des Mannes, die hochgewölbte Stirn, die kühngebogene Nase, der Mund mit den feingeschnittenen Lippen gaben ihm bei aller bescheidenen Haltung etwas geistig Vornehmes, das Beachtung forderte. Der Offizier mochte glauben, sich bei der Tischgesellschaft etwas zu vergeben, wenn er sich nun schweigend verhielt. „Einmal die Bewunderung Europas gewesen," wiederholte er in spöttischem Ton. „Sie sagen das, um anzudeuten, das sich die Zeiten geändert haben. Jetzt freilich —"

„Es kann Niemand von der Tapferkeit der Armee günstiger denken, als ich," fiel der Braune ein, „Niemand das Unglück, das sie durch unfähige Führer betroffen, tiefer beklagen. Aber haben Sie die Güte, mir auf meine Frage zu antworten."

„Ich lasse mich ungern examiniren," rief Barnekow aus.

„So erlauben Sie, daß ich selbst die Antwort gebe," fuhr der Andere mit großer Gelassenheit fort. „Es war der Geist strenger Sparsamkeit und kluger Wirthschaftlichkeit, der allezeit unsere schwachen Kräfte stärkte. Was unsere weisen Regenten zur Hebung der Landwirthschaft, zur Förderung von Industrie und Handel thaten, das hat auch ihrer Armee Frucht getragen. Sie brauchte einen so kräftig in Cultur genommenen Boden, um wachsen und leistungsfähig werden zu können."

„Ja — ja — ja," stimmte man von verschiedenen Seiten zu.

Der Offizier warf ärgerlich den Kopf auf. „Und was soll damit gesagt sein, mein Herr?"

„Daß es auch jetzt nach unserem tiefen — vielleicht nicht ganz unverdienten — Fall unsere erste und nächste Aufgabe sein muß, das Land wirthschaftlich wieder herzustellen, um es in den Stand zu setzen, eine achtunggebietende Armee auf die Beine bringen und ernähren zu können, vor deren ruhmreichen Thaten mir dann nicht bange ist. Wie macht's ein tüchtiger Landwirth, dem durch eine Ueberschwemmung die Hälfte seiner Aecker versandet und versumpft ist? Er sucht den Theil, der ihm bleibt, mit allen Kräften wirtschaftlich zu heben, um sich den alten Ertrag allmälig wieder einzubringen und die Mittel zu verschaffen, auch das Eingebüßte zurück zu gewinnen. Dazu ist viel Arbeit nöthig, jahrelange Arbeit — und ohne eine wesentliche Neuerung in der Wirthschaftsweise läßt sich das Ziel nicht erreichen."

Herr von Gosselau hatte als Sohn eines Landwirths Verständniß für diesen Vergleich. „Das läßt sich hören," sagte er, wenigstens mit halber Zustimmung.

Barnekow zupfte sein Bärtchen. „Sie sprechen wie ein Professor," bemerkte er leichthin. „Solche Kathederweisheit ist billig. Gegen das Arbeiten

habe ich nichts, aber von den Neuerungen halte ich wenig. Es ist schon genug Unruhe von Frankreich her zu uns herübergekommen, die hat uns unsere gute alte Wirthschaft verdorben."

„Wir leben nun einmal in der Zeit und mit der Zeit," entgegnete der Braune ernst. „Nicht im eigensinnigen Zurückbleiben dürfen wir das Heil suchen, sondern im beschleunigten Fortschritt. Sollen die wirthschaftlichen Kräfte gesteigert werden, so ist ihre Entfesselung nothwendige Vorbedingung. Darauf zielen die Reformpläne der Patrioten."

„Das sind dieselben Redensarten," rief der Reiteroffizier etwas brüsk, „denen ich heute schon überall begegnet bin. Neue Wirthschaftsweise — Entfesselung der Volkskraft — Emancipation der Bauern — Beseitigung mittelalterlicher Einrichtungen — städtische Freiheiten — was nicht noch? Fehlt nur noch Aufhebung des Adels und Einziehung der Kirchengüter, so sind wir glücklich so weit gekommen, wie die Franzosen anno 89. Bei uns freilich meinen die Philister ihr Revolutiönchen in Schlafrock und Pantoffeln machen zu können."

„O — o — oh! Es handelt sich um friedliche Reformen, für die der König gewonnen werden soll. Seine besten Generale, Scharnhorst, Gneisenau, Grolman, sehen ein, daß wir auf einem anderen Wege nicht zu einer Neuorganisation des Heeres gelangen."

„Da haben wir's!" rief Barnekow. „Auch an die Armee wagen sich diese Federfuchser!"

„Auf dem Papier werden sich die neuen Regimenter sehr gut ausnehmen," spöttelte nun auch Gosselau. „Was meinen die Herren Kameraden?"

Er wendete sich dabei an die anderen Offiziere am Tisch, die nun gleichfalls ein paar Worte einwarfen.

Der Civilist ließ sich dadurch nicht im mindesten beunruhigen. „Meine Herren," sagte er, „mit dem tapferen Dreinhauen allein ist es heut zu Tage doch nicht gethan. Die Ritterlichkeit oben und die Dressur unten helfen nicht mehr zum Siege, wie vor fünfzig Jahren. Ich denke, der Offizier sollte sich nicht schämen dürfen, der Feder gewachsen zu sein, und der gemeine Soldat, der begeistert für König und Vaterland kämpft, wird auch der Uebermacht nicht weichen."

„Danke für gütige Belehrung," bemerkte Barnekow spitz, sich über den Tisch hin tief verbeugend, was ihm ein beifälliges Lachen der Kameraden einbrachte. „Sie haben wohl eine Zeit lang in der Ministerial-Kanzlei gearbeitet?"

„Wieso?"

„Ah! Sie könnten vom Chef etwas gelernt haben. Herr von Schön ist ja wohl so etwas."

Der Civilist neben dem Braunen, der sich bisher ganz schweigsam gehalten hatte, rückte nun auf seinem Stuhl hin und her und ließ ein Räuspern vernehmen. Sein Nachbar legte jedoch die Hand auf seinen Arm und schien

ihn dadurch zu weiterem Schwe'gen veranlassen zu wollen. „Kennen Sie Herrn von Schön?" fragte er.

„Nein," antwortete der Offizier, „habe nicht die Ehre. Der Name ist mir aber heute wohl zehn Mal genannt, und immer in Verbindung mit solchen schnurrigen Aeußerungen. Unbegreiflich, daß ein Mann mit seinen Gesinnungen hat geheimer Staatsrath werden können. Ich halte ihn für den schlimmsten Jacobiner."

Der ältere Herr drüben fuhr nun doch von seinem Stuhl auf. „Mein Herr Offizier —" rief er mit krähender Stimme, der man seine Entrüstung anmerkte.

„Lassen Sie, lassen Sie!" bat sein Nachbar und zog ihn zurück.

„Wenn ich der König von Preußen wäre," fuhr Barnekow fort, „ich ließe so gefährliche Leute hinter Schloß und Riegel setzen."

„Aufhängen, aufhängen," sagte der Braune lachend.

„Es wäre jedenfalls kein Schade für's Land," meinte Herr von Gosselau, der sich verpflichtet fühlte, seinem Kameraden zu secundiren, obschon er selbst vorher über die Gefährlichkeit des Präsidenten von Schön noch niemals nachgedacht hatte.

Nun mischten sich aber auch andere Tischgäste in's Gespräch. Herr von Schön werde als ein kluger und sehr braver Mann gerühmt — er sei ein Patriot — er habe in der schlimmsten Kriegsnoth die besten Dienste geleistet — er sei mit den Ideen des Herrn von Stein vertraut — sage unerschrocken selbst dem König die Wahrheit. Und anders müßte es ja am Ende doch werden, der jetzige Zustand sei unerträglich. Die Unterhaltung fing auf diese Weise an lärmend zu werden. Die beiden Offiziere standen auf und schoben ihre Stühle unter den Tisch. „Gesegnete Mahlzeit," sagte der Wirth, sich devot verneigend. Sie grüßten flüchtig die Gesellschaft und entfernten sich.

Es war noch früh am Tage. Was mit sich anfangen bis zum Theater, das erst um sechs Uhr beginnen sollte? Die Zeit war mit Rücksicht auf den Hof um eine Stunde später ausgerückt, als sonst gewöhnlich. Gosselau schlug ein Nachmittagschläfchen im Hewelke'schen Gartenhause vor. Es stand dort ein großes Sopha mit Pferdehaarbezug. Jeder legte sich in eine Ecke und streckte die Beine über einen Stuhl. Wären nur die Fliegen nicht so lästig gewesen!

Die Hitze blieb groß. Trotzdem wurde ein Spaziergang nach dem Leuchtthurm unternommen. Gosselau versicherte, daß man bei dem dort angestellten Wächter einen Krug kühles Bier bekommen könne. Noch in der Stadt begegneten sie dem Wagen der Königin. Die hohe Frau sah zum Erschrecken bleich und angegriffen aus. Man wußte, daß sie Pyrmonter Brunnen trank, und hoffte davon Besserung. Neben der Königin saß die kleine Prinzessin

Alexandrine, damals vier Jahre alt; sie hielt ein Körbchen mit Blumen in der Hand. Auf dem Rücksitze hatte eine der jüngeren Hofdamen Platz genommen. Die Oberhofmeisterin Gräfin von Voß hatte sich kürzlich den Fuß verstaucht und verließ ihre Wohnung überhaupt selten; aber die Majestäten ließen keinen Tag vorübergehen, ohne der alten Dame einen Besuch abzustatten. Gosselau waren diese Umstände bekannt, wie der ganzen Stadt, die an allen Hofereignissen den lebhaftesten Antheil nahm. Die Königin erwiderte den Gruß der Offiziere auf's Huldreichste. Sie fahre wahrscheinlich zur Prinzessin Radziwill, meinte Gosselau, mit der sie jetzt sehr befreundet sei; vielleicht auch zur Prinzessin Wilhelm. Es dauerte nicht lange, so kamen die beiden ältesten Prinzen auf kleinen Pferden geritten. Sie hatten den Wagen bald erreicht.

„Das Königspaar geht auch viel zu Fuß," erzählte Gosselau. „Man begegnet ihnen auf der Landstraße manchmal Abends ganz allein, nicht einmal einen Lakai haben sie hinter sich; der König liebt diese einsamen Gänge, und die Königin soll sie benutzen, um ihn durch heitere Gespräche geistig und gemüthlich zu erfrischen. Diese Frau hat wahrlich eine große Seele."

Am Leuchtthurm gab's das erwünschte Bier aus dem tiefen Keller. Der Wächter wollte „von Personen, die es wissen könnten", gehört haben, daß vierzig englische Schiffe den Sund passirt hätten. Die Engländer wollten gegen Rußland etwas unternehmen. „Unsere Rhederei liegt brach", sagte er seufzend. „Weiß Gott, wann für Memeler Hölzer wieder das Wasser offen sein wird. Wenn die vielen Fremden nicht etwas Geld in Umlauf brächten, säh's mit uns traurig aus."

Vor dem Theater standen viele Menschen. Es glich freilich mehr einem Stall, als einem Musentempel, war aber im Innern ganz behaglich eingerichtet. Im Parterre saßen Damen und ältere Herren auf Stühlen, die jüngeren — Civilisten und Offiziere — standen meist in dem Raum vor der Estrade, auf der jetzt in der Mitte Logen eingerichtet und mit Teppichen bekleidet waren. Die Majestäten selbst hatten, wie man erfuhr, absagen lassen, aber Herren und Damen vom Hofe und von den Gesandschaften, Generale und hohe Beamte nahmen dort Platz. Auf einer Galerie darüber sammelte sich allerhand schaulustiges Volk, das für wenig Geld sein Vergnügen haben wollte. Aus einem schmalen Raum zwischen dem Podium und den Sitzreihen ragten die Köpfe von sechs oder acht Musikanten auf. Dieses Orchester war von Steinberg mühsam zusammengebracht und zu seinen Zwecken eingeschult. Während das Haus sich füllte, spielten sie muntere Tänze, um Stimmung zu machen.

Dann begann das Stück ziemlich pünktlich. Die Bühne sollte einen reichverzierten Saal bei Fanchon darstellen. Aber es war nicht viel davon zu bemerken, woran sicher nicht allein die schwache Beleuchtung die Schuld trug. Aber, wie vorgeschrieben, hing über einem Sessel eine Leyer und ein Triangel am Bande.

„Fanchon“ — so giebt Kotzebue selbst den Vorbericht, der auch auf dem Zettel abgedruckt war — „ist arm aus Savoyen nach Paris gekommen. Ihr Talent, ihre Herzlichkeit, zeichnen sie vor ihren Landsleuten aus. Man zieht sie vor, belohnt ihre Lieder reichlich. Es ist zur Sitte geworden, an den Heiraths-, Fest- und Namenstagen Verse von ihr zu empfangen und singen zu hören. Die ersten Häuser belohnen sie als Künstlerin. Ihre feinen Sitten, ihre Tugenden verschaffen ihr Bewunderung und Reichthum. Sie bewohnt ein großes Haus, sie empfängt Besuche der großen Welt, aber sie fährt doch fort, in der Tracht ihres Landes, jene kleinen Lieder für großen oder geringen Ertrag zu singen, welche alle Stände für sie einnehmen. Sie hat die Gutmüthigkeit der armen Thalbewohner im Glanze der großen Welt beibehalten. Ihr schöner Erwerb wird für die Verwandten in ihrer Heimath verwendet und für die Dürftigen, die in Paris ihr vorkommen. Je mehr sie für die Leidenden thut, je reicher belohnt sie das Schicksal; denn mit jedem Tage, nimmt das große Interesse an diesem seltenen Herzen zu.“

Diese Anzeige hatte Hewelke sich mindestens drei Mal vorlesen lassen. Das erste Mal sagte er etwas sceptisch: „Es so wat in de Welt möglich?“ Nach dem letzten Mal meinte er: „Na et kann ja sönd. Wi ware ja sehne“. Seine Erwartung sollte gespannt werden, Fanchon erschien nicht sogleich. Aber er war sehr zufrieden mit den komischen Eröffnungsscenen. Der Tapezierer Martin (Hr. Fleischer) schleppte mit seinem Gesellen Augustin ein Canapée herein und sang sein Antrittslied:

„In Europa kennt man mich
Von der Seine bis zur Spree,
Denn kein Meister, schafft wie ich
Solch ein trefflich Canapée.
Warme Kissen, weich wie Moos
Bieten lockend ihren Schoos —“

Er sang's ganz trefflich. Es kam heraus, daß Martin des Gewürzkrämers hübsche Tochter Adele heirathen will, die aber heimlich mit Augustin ein Verhältniß hat. Das Kammermädchen Florine, von Demoiselle Philippine mit neckischem Humor ausgestattet, und der Diener Champagne trieben mit dem Alten ihre Späße.

„Arm oder reich,
Fanchon ist immer sich gleich“

sang Florine ihrer Herrin zum Lobe, und Hewelke meinte: „Na, de mot et doch wete.“

Nun trat der junge Maler Eduard auf (Hr. Ludewig); er hat sein Bild als Medaillon für Fanchon gemalt und kommt, es ihr zu überreichen. Florine braucht nicht erst von ihm zu erfahren, daß er Fanchon liebt. Und nun endlich erscheint sie auch selbst, um es sehr beglückt in Empfang zu nehmen. Lucile sah in ihrer phantastischen Tracht, das liebliche Gesichtchen von Locken umrahmt, reizend aus und erntete schon ihren Beifall, bevor sie

noch ein Wort gesprochen hatte. Herr von Gosselau war ganz Auge. „Kannst Du Dir etwas Zierlicheres denken? fragte er seinen Kamaraden wiederholt.

Der Abbé de Lattaignant, der für Fanchon die Couplets macht, mit denen sie alle Welt bezaubert — von dem dicken Altdorf höchst drastisch repräsentirt — erschien und sang zum großen Gaudium der Zuschauer:

„Aus einer Fastenpredigt, ach!
Bin ich so eben entwischt,
Die mir ein mag'rer Jesuit
Erbaulich aufgetischt."

Er kommt sich nun bei Fanchon von der Strapaze erholen. Sie fertigt ihren alten Diener Vincent ab, der heimlich ihre Wohlthaten vertheilt und, um nicht erkannt zu werden, sich in eine Livree der vornehmen Frau von Roussel gesteckt hat. Die Dame, hat er erfahren, soll darüber sehr ungehalten sein. Nach dem hübschen Duett zwischen Fanchon und Eduard, der sich ganz wie ein armer Maler beträgt, dessen Wünsche allzu kühn sind, platzt der Husaren-Offizier Saint Val (Hr. Feddersen), herein. Er hat eine Rose in der Hand, ein Diener — wahrhaftig, Raupe steckt in der Livree —! trägt ihm einen Korb voll Rosen nach. Eben hat er ein kleines Abenteuer erlebt, nämlich ein junges Mädchen befreit, das ein vornehmer Wüstling entführen wollte. Es ist vorläufig bei seinem Verwalter untergebracht. Nun wird er ein Duell ausfechten müssen. Eduard bietet sich ihm zum Secundanten an. Fanchon befiehlt, daß das Mädchen zu ihr gebracht werde. Der Act schließt lustig genug mit einer sehr tumultuarischen Scene, in der Bertrand, Martin und Augustin das Unglück bejammern, daß ihnen ihre Tochter und Braut geraubt sei, Fanchon und Florine trösten. Das Publikum weiß ja, daß Adele gerettet ist und sieht daher beruhigt den Vorhang fallen.

Der Beifall war sehr lebhaft. Herr von Gosselau ließ nicht vom Klatschen ab, bis Fanchon sich zuletzt noch einmal allein präsentirte. Er war überzeugt, daß sie ihm speciell ihren Dank zugenickt habe. Barnekow ließ sich nicht so leicht enthusiasmiren. Im Zwischenact musterte er die Gesellschaft in den Logen.

Dabei mußte ihm wohl plötzlich etwas Merkwürdiges aufgefallen sein. Er stieß Gosselau an und deutete nach der breiten Mittelloge hin. „Sieh einmal, wer da sitzt."

„Ah! Unser Tischopponent."

„Ganz recht! Wie kommt der dahin?"

Wirklich saß der Herr in dem einfachen braunen Rock, den auch jetzt nicht einmal ein Orden schmückte, dort mitten unter den Generälen und Diplomaten, eifrig nach rechts und links conversirend.

Im Parterre stand eine größere Zahl von Offizieren zusammen. Es waren darunter auch einige, die zu regelmäßigen Dienstleistungen bei den höchsten Herrschaften commandirt waren und die Leute kennen mußten, die

zu den Hoflogen Zutritt hatten. Gosselau sprach einen derselben an. „Wer ist der Herr dort neben dem Engländer?"

„Der mit dem interessanten Kopf?"

„Im braunen Rock ohne Orden."

„Kennen Sie den nicht?"

„Ich bin, wie Sie wissen, erst kurze Zeit hier."

„Und der kommt freilich nicht viel aus seinen vier Wänden heraus, ist auch oft in Geschäften längere Zeit in Königsberg. Der Geheime Staatsrath von Schön. Er sitzt im Conseil."

„Schön —?!"

„Warum setzt Sie das so in Verwunderung?"

„O, es ist Nichts . . . Wirklich ein interessanter Kopf."

„Ich danke für freundliche Auskunft." Gosselau wendete sich zu Barnekow zurück. „Hast Du gehört, Jobst?

„Zum Teufel, ja! Aber wer konnte das vermuthen."

„Wahrscheinlich aß er dem Herrn zu Gefallen, der neben ihm saß, einmal in diesem Gasthof."

„Du hast ihn unter Schloß und Riegel setzen wollen."

„Und Du gar aufhängen."

„Eine fatale Geschichte! Ich wünschte nicht, daß er jemals Gelegenheit erhielte, uns an dieses Tischgespräch zu erinnern."

„Es war aber auch unverantwortlich, daß er sich nicht vorstellte," knurrte Barnekow. „Zwar — was ich gesagt habe, das habe ich gesagt — es ist meine ehrliche Meinung. Aber in der Form hätte man höflicher sein können."

„Und den persönlichen Angriff vermeiden."

„Ja wohl. Es ist sehr verdrießlich. Die Sache läßt sich nicht gut machen." Er zog den Schnurrbart zwischen die Zähne und biß darauf. „Uebrigens kann es ihm gar nichts schaden, einmal geradeaus die altpreußische Wahrheit gehört zu haben."

Hinter den Coulissen wurde das Zeichen mit der Glocke gegeben. Nach der Wiederholung ging der Vorhang auf. Die Scene war unverändert.

Florine bezeigte ihre Neugier, zu erfahren, ob das Duell stattgefunden haben werde. Als König würde sie das Gesetz geben:

„Hört! es ergeht von Amors wegen
An alle Liebende das Gebot:
Nur für die Geliebte zieht den Degen,
Nur für die Geliebte schießt Euch todt."

Dann brachte Vincent Adele, und so hatte auch Demoiselle Herbst Gelegenheit, sich dem Publikum in sehr niedlicher Toilette zu zeigen. Saint Val und Eduard kamen Hand in Hand zurück und versicherten, daß das Duell glücklich verlaufen sei. Auch Lattaignant hatte sich eingefunden und sang seine Arie, die beginnt:

„Auf alle Namenstag' im Jahr
Halt ich die Verse bereit —"

und schließt:

„Wird Alles gedankenlos spendirt
An Jene und an Diese:
Doch wenn das Herz den Reim dictirt,
Steht im Kalender Louise!"

eine Huldigung der schönen und liebenswürdigen Königin, die sogleich verstanden und wüthend applaudirt wurde.

Für Gosselau war eigentlich doch nur Fanchon auf der Bühne. Ihre Erscheinung entzückte ihn, und nun erhielt sie auch vollauf Gelegenheit, sich durch treffliches Spiel auszuzeichnen. Sie bleibt mit Eduard allein, den sie zu beglücken bemüht ist. Sie überrascht ihn mit der Nachricht, daß sie nach Savoyen zurückkehren werde. Aber ihr Maler solle sie begleiten. Sie hat für ihn einen reizenden Landsitz erstanden und zeigt ihm den Contract. Mit dem Zugeständniß ihrer Liebe hält sie nicht länger zurück.

„Die Liebe theilet unbefangen,
Was Einem nur das Glück beschied,
Und zwischen Geben und Empfangen
Macht Liebe keinen Unterschied."

Nun ist Eduard sicher, ihr Herz gewonnen zu haben. Es scheint ihm Zeit, sich ihr zu entdecken. Ehe es jedoch dazu kommt, tritt seine Tante, Frau von Roussel, ein und erkennt ihn. Er eilt bestürzt ab.

Da steht nun das reizende Naturkind neben der stolzen Aristokratin. Frau von Roussel beleidigt Fanchon, erkennt aber bald so überzeugt ihren inneren Werth, daß sie sich zu einer freundlichen Abbitte entschließt. Das Publikum jubelt natürlich Beiden Beifall, Fanchon steht nun auf der Höhe seiner Gunst, aber auch die gnädige Frau findet nach dieser Wendung um so mehr Anerkennung, je abscheulicher sie sich vorher benommen hat. Die Bürgerlichen fühlen sich geehrt durch das Zugeständniß, daß edle Gesinnung auch den niedrigsten adle; die Aristokratie giebt lächelnd zu, daß man den besonderen Fall gelten lassen könne. Und es schwirrt gerade jetzt in dieser trüben Zeit, etwas von Annäherung der Stände, von Ausgleich zwischen Adel und Bürgerthum, überall in der Luft. Man liest aus dieser Scene noch viel mehr heraus, als hineingeschrieben ist.

Die Handlung dreht sich dann eine Weile um Adele. „Ich fürchte, Saint Val," sagt Fanchon, da Bertraud und Martin gewaltig spectaculiren, „Ihre Etourderie verwickelt mich da in eine böse Geschichte." Der beruhigt sie: „Fürchten Sie nichts," und der Abbé fragt: „Haben Sie nicht zwei tapfere Ritter? Einen Husaren-Rittmeister und einen Canonicus zu Rheims?" Da öffnet sich weit die Mittelthür und Eduard erscheint als Oberst von Francarville in glänzender französischer Uniform. „Ich höre hier Lärm," sagt er, und Fanchon, schnell Alles begreifend, ruft: „Gott!"

Kaum aber waren diese Worte gesprochen, als sich im Parterre — da

wo die Offiziere dicht zusammenstanden — eine ganz sonderbare Bewegung zeigte. „Zum Teufel! was hat denn der Kerl an?" ließ Barnekow sich vernehmen.

„Wer — was? Oh — Der französische Oberst —" tönte es hier und dort.

„Ist das eine französische Uniform?" fragte Herr von Gosselau und riß die Augen auf.

„Ein netter Franzose das! Den blauen Rock hat er gestohlen."

Lautes Gelächter.

„Das ist eine Unverschämtheit!"

„Eine Frechheit sonder Gleichen!"

„Eine Beleidigung!"

„Lassen wir uns das gefallen?"

Die Degen rasselten, die Sporenstiefel trappten auf den Boden.

„Fort mit der Uniform!"

„Fort mit dem Franzosen!"

„Hinaus mit ihm!"

Barnekow schrie, so laut er konnte. Gosselau wollte nicht weniger empört gelten. Der Lärm wurde größer und größer. Ein Theil des Publikums zischte, ein anderer betheiligte sich an dem Ruf: „Fort mit dem Franzosen!" Die Mehrzahl wußte offenbar gar nicht, um was es sich handelte. Einige von den Offizieren suchten zu beschwichtigen. Barnekow blieb dabei: „das dürfen wir uns nicht bieten lassen — die Uniform wird entehrt — fort mit dem Franzosen!"

Auf der Bühne stand das Spiel still. Ludewig war sichtlich bleich trotz der Schminke. Fanchon schickte vergeblich bittende Blicke ins Paterre. Endlich eilte Steinberg-Bertrand hinter die Coulissen und gab ein Zeichen.

Der Vorhang fiel. Nun wurde lebhaft geklascht.

Dergleichen Theaterskandale waren in damaliger Zeit gar keine Seltenheit. In Königsberg wurden sie meist von den Studenten besorgt, aber auch die Offiziere betheiligten sich mitunter dabei. Das Theater war der einzige öffentliche Ort, an dem das Publikum als solches seine Meinung äußern durfte. Kein Wunder, daß oft der geringfügigste Anlaß von der Bühne her benutzt wurde, ostensibel Beifall zu rufen oder Mißbilligung zu äußern. Pfeifen und Scharren mit den Füßen galt in letzterem Fall für ein sehr geeignetes Mittel, sich verständlich zu machen. Die Schauspieler waren daran gewöhnt, für ihre Rollen büßen zu müssen. Man ließ den Lärm vorübergehen und spielte weiter. Auch jetzt kam das Publikum rasch zur Ruhe. Man war überzeugt, die Herren Offiziere hätten eine patriotische Kundgebung gemacht, indem sie den französischen Oberst auf der Bühne nicht sehen wollten. Das schien Vielen ganz achtungswerth, andere lachten über die Kinderei, die meisten ärgerten sich über die Unterbrechung und freuten sich, daß sich der Vorhang sehr bald wieder hob.

Der Oberst von Francarville stand noch da in seinen hohen Stiefeln und rothen Hosen. Aber er hatte die Uniform aus-, auch über die Weste den Rock gezogen, den er als Maler getragen. Nun klatschten die Offiziere. Das Publikum zeigte sich sehr vergnügt. Die Schauspieler schienen bei bester Laune. Die lustige Handlung hatte ihrem Fortgang bis zum Actschluß, wo zu Ehren André's, eines aus Savoyen angelangten Bruders der gastfreien Fanchon, die Gläser klingen.

An den Spectakel von vorhin schien im Zwischenact Niemand außer den Offizieren mehr zu denken. Und auch sie besprachen die Sache im scherzenden Ton. Herr von Gosselau wurde durch die Thürhüterin herausgerufen. In dem schmalen Corridor stand Raupe, wieder im Soldatenrock, aber noch mit einigen schwarzen Schminkstreifen auf Stirn und Kinn. Er hatte den Kopf zwischen die Schultern gezogen, als ob etwas schwer darauf lastete, und schien auf den Beinen nicht ganz fest zu stehen. „Was fehlt Dir denn, Kerl,“ fragte der Lieutenant, „Du siehst ja gottsjämmerlich aus.“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant,“ stotterte Raupe.

„Und was willst Du von mir?“

„Ich — ich . . . gar nichts, Herr Lieutenant. Es ist ja doch unverzeihlich. Aber Demoiselle Lucilie . . .“

„Nun?“

„Sie läßt den Herrn Lieutenant recht schön bitten, wenn das Theater aus ist, auf sie zu warten oder —“

„Auf sie zu warten? Hat sie das wirklich gesagt?“

„Ja — oder sie zu Hause ein halbes Stündchen mit Ihrem Besuch zu beehren. Sie hat dem Herrn Lieutenant etwas sehr Wichtiges zu sagen.“

„Mir? Das ist ja reizend. Bestelle nur, daß ich's nicht vergessen werde.“

„Bist Du durstig, Raupe?“ Er zog die seidene Börse vor und gab ihm eine kleine Silbermünze. „Thu Dir etwas zu gut. Den Korb mit Blumen im ersten Akt hast Du ganz geschickt getragen.“

Dem armen Menschen zitterte die Hand, mit der er nach dem Geldstück griff. „Ach Gott, Herr Lieutenant,“ stotterte er, „wenn Sie wüßten . . .“

„Schon gut, Raupe, schon gut,“ beruhigte ihn Herr von Gosselau und trat wieder in's Parterre. —

Die Operette wurde ohne weiteren Unfall zu Ende gespielt. Adele bekommt ihren Augustin, und Fanchon darf den Edelmuth gegen den vornehmen Herr von Francarville, der seiner Liebe treu bleibt, nicht zu weit treiben.

„Könnt auch die Liebe Muth mir leihen,
Zu wandeln den bestoch'nen Sinn,
Wird wohl die Welt mir je verzeihen,
Was ich gewesen, was ich bin?“

So fragt sie schüchtern. Gosselau, der nur noch an das so überraschend angebotene Rendezvous dachte, antwortete in seinem Herzen: Ja, Du reizendes

Geschöpf, man verzeiht Dir alles. Glücklich der, den Du mit Deiner Liebe beglückst!

Nach dem letzten Fallen des Vorhangs sagte er Barnekow, daß er ihn nicht begleiten könne: er habe noch ein wichtiges Geschäft zu besorgen. Dann ging er hinter dem Theater auf und ab, Fanchon zu erwarten.

Einer nach dem andern von den Schauspielern verließ das Pförtchen. Gosselau wurde von keinem angesprochen, wenn auch flüchtig, vielleicht etwas scheu, gegrüßt. Er wunderte sich darüber. Endlich kam auch Madame Herbst mit ihrer Tochter und Philippine. Ein Dienstmädchen trug den Korb mit Garderobestücken nach. Gleich nach ihr trat Lucile neben Steinberg hinaus. Er schloß die Thür.

„Der Offizier ging ihnen entgegen. „Ah, Herr Lieutenant —“ sagte Steinberg anscheinend in einiger Verlegenheit, „es ist wirklich sehr freundlich. daß Sie . . . sehr freundlich. Lucile wollte ihnen eine Eröffnung . . .“

Er wußte also darum; das ernüchterte ein wenig seine Stimmung.

„Ich bin bereit zu hören,“ antwortete er. Der Principal entfernte sich darauf schnell um die Ecke des Theaters. Er war mit Lucile allein.

„Sie haben mir erlaubt, Sie nach Hause zu begleiten, Lucile,“ begann Gosselau nicht ohne Schüchternheit, da ihm die Situation doch sonderbar vorkam.

„Ja,“ sagte sie, „ich ließ darum bitten, und es ist sehr gütig, daß Sie so lange auf mich gewartet haben. Es ist mir lieb, Sie auf diesem Gange sprechen zu können, wo wir jedenfalls ungestörter sind, als im Zimmer der Mama Herbst.“

Er bot ihr den Arm. „Darf ich also bitten?“ Sie legte den ihren ohne Bedenken hinein.

„Machen wir einen kleinen Umweg, wenn es Ihnen recht ist,“ sagte sie. „Wir sind sonst allzubald zu Hause.“

„Mit dem größten Vergnügen. Der Abend ist wunderschön.“

Er bog in eine Straße ein, die aus der Stadt hinausführte. Sie ließ es geschehen. Es war ihm ein ganz eigen wonniges Gefühl, sich das schöne Mädchen in so vertraulicher Nähe zu wissen. Einer ähnlich großen Gunst hatte er sich noch nicht zu erfreuen gehabt. Wäre sie nur nicht zugleich so überraschend gewesen, daß Zweifel auftauchen mußten, wie sie gemeint sei. Eine Minute lang wartete er, ob sie ein Gespräch beginnen werde. Da dies nicht geschah, bemerkte er: „Ihre Fanchon war ganz allerliebst, Lucile.“

„Fanden Sie das wirklich?“ fragte sie, indem sie sich wie in freudiger Bewegung über sein Lob dichter an ihn schloß.

„O! Sie haben das ganze Publikum bezaubert.“

„Das will nicht so viel sagen, wenn die Rolle selbst wie diese sympathisch wirkt. Die Menge läßt sich dann schnell hinreißen und nimmt's mit dem Spiel nicht genau. Aber Ihr Urtheil ist mir von Werth — Sie haben

sich schon manchmal recht kritisch geäußert. Waren Sie wirklich mit mir zufrieden?"

„Können Sie fragen? Sie hatten gerade die Gestalt und den Ton für dieses Naturkind, das sich mit himmlischer Unbefangenheit in der Gesellschaft bewegt, als könnten deren Huldigungen nie eine Gefahr werden. Diese Fanchon war aus ihrem innersten Kern heraus dem Dichter und Componisten nachempfunden, deshalb ganz Wahrhaftigkeit, ganz Herzenswärme. Man begriff, daß sie das Entzücken aller Welt sein mußte — die Schauspielerin schien gar nichts dazu zu thun, als das liebenswürdige Geschöpf zu sein, das sie spielte. Wie bescheiden sprach sich ihre Großmuth aus, wie großmüthig erschien ihre Bescheidenheit! Dieser Eduard war zu beneiden . . . ich beneidete ihn."

Lucile lachte. „Dann hat Fanchon ihre Schuldigkeit gethan. Eine vollkommene Illusion hervorzurufen, als sei das Dargestellte schöne Wirklichkeit, das ist die vornehmste Aufgabe der Schauspielkunst. Ich danke Ihnen für Ihr Lob, es thut mir sehr wohl."

Er drückte sanft ihren Arm an seine Brust und sah zärtlich auf die kleine Hand hinab, deren feine Umrisse über dem dunkelblauen Tuch trotz der späten Abenddämmerung gut erkennbar blieben. Eine ganz aristokratische Hand, mußte er unwillkürlich denken, — Frau von Roussel hätte daran nichts auszusetzen gehabt. Wo das Mädel sie nur her hat?

Eine kleine Weile gingen sie schweigend weiter zwischen den einstöckigen Häuschen, neben denen meist ein aufgetakelter Mast oder wenigstens eine Flaggenstange anzeigte, daß sie von Seeleuten oder deren Familien bewohnt wurden. Die Straße war um diese Zeit fast menschenleer. „Es war überhaupt eine recht gelungene Vorstellung," bemerkte Herr von Gosselau, um die Unterhaltung weiter zu führen.

„Ja wohl," antwortete sie, und nach einer kurzen Pause: „— wenn nur nicht die häßliche Störung gewesen wäre!"

Der Lieutenant war so sehr mit allen seinen Gedanken bei seiner Begleiterin, daß er im Augenblick ihre Anspielung gar nicht unterzubringen wußte. „Der arme Nelkenbusch!" setzte sie hinzu, „es war für ihn sehr peinlich."

Nun erinnerte er sich. „Ah, richtig!" rief er. „Es war aber auch eine sehr unbedachte Herausforderung, ein ganz unverantwortlicher Leichtsinn. —"

Nicht mehr weit von hier öffnete sich die freie Landstraße. „Kehren wir um," bat Lucile. „Zu einem Spaziergang da draußen ist es doch schon zu spät — und ich denke, der Rückweg reicht nun auch aus."

Er legte seine Hand auf die ihre. „Noch eine kurze Strecke, Lucile!"

„Gut! Bis zu den Bäumen dort. Aber dann muß es genug sein. — Also die Herren Offiziere waren im Ernst erzürnt . . .?"

„Und mit allem Recht. Einen Franzosen in preußische Uniform zu stecken!"

„Aber sie war ja verändert —“

„Doch zu wenig.“

„Niemand sonst hat es bemerkt. Die Herren hatten auch so scharfe Augen!“

„Farbe, Schnitt, Knöpfe, Patten — das hatte sich doch nicht wegschaffen lassen. Wo haben sie die Uniform nur herbekommen? Der Offizier, der sie geliehen hat, kann große Unannehmlichkeit haben.“

Sie drückte leise seine Hand. „Aber nun ist's wirklich Zeit umzukehren.“

Er gehorchte.

„Wollen Sie mir nicht böse sein, Herr von Gosselau, wenn ich Ihnen ein recht großes Geständniß mache?“, fragte sie mit dem lieblichsten Tone ihres weichen Stimmchens, den Kopf zu ihm wendend.

„Sie, Lucile? Wie wäre das möglich?“

„Hören Sie nur! Ich muß mich schwer anklagen. Demoiselle Philippine war beauftragt, die Costüme zur Oper Fanchon aus der Königsberger Garderobe mitzubringen. Steinberg zweifelte nicht, daß Alles beisammen sei. Am Morgen ermittelte sich's, daß der Uniformrock des Obristen Francarville fehlte. Sie können sich vorstellen, was das für ein Schreck war!“

„Freilich.“

„Steinberg wollte nicht spielen lassen. Aber die Zettel waren bereits ausgetragen — es fehlte nichts, als die dumme Uniform — und ich . . . ich sollte ihretwegen um meine Fanchon kommen.“

„Das wäre sehr fatal gewesen.“

„Nicht wahr? Da zerbrach ich mir nun den Kopf, wie zu helfen sei, und hatte richtig auch eine Erleuchtung. Nehmen wir die Gala-Uniform eines preußischen Offiziers, verputzen wir sie ein Bischen —“

„Das war Ihre Erfindung, Lucile —?“

„Meine gloriose Erfindung. Aber ich bin noch lange nicht mit meiner Beichte zu Ende.“

„Nun? Ich bin begierig.“

„Ja, wie sollten wir den schönen Plan nun realisiren? Es war gar kein Zweifel, daß die Herren Offiziere unserer Bekanntschaft sämmtlich Bedenken tragen würden, eine Uniform zu diesem Zweck herzuleihen.“

„Ganz richtig. Und nun gar für einen Franzosen!“

„Daran hatte ich wirklich nicht gedacht, daß der Franzose ein Stein des Anstoßes sein könnte. Ist das zu entschuldigen?“

„Und Sie haben sich also die Uniform verschafft, ohne daß der Eigenthümer davon wußte?“

„Ja — ja. Aber nun kommt das Allerschlimmste.“ Sie schmiegte sich dicht an ihn und sah bittend zu ihm auf. „Es war Ihre Uniform, Herr von Gosselau.“

„Meine —!“

Sein Arm zuckte so hastig zurück, daß sie einen Schmerz in der Hand empfand. „Ach! nun sind Sie doch böse,“ sagte sie weinerlich.

Er biß die Lippe. „In der That, Lucile“, antwortete er nach kurzem Bedenken, „das ist mir sehr unangenehm. Wenn man nachforscht — erfährt . . . man wird nicht glauben, daß der Schauspieler dreist genug gewesen, ohne Erlaubniß —“

„Aber Sie können ja alle Schuld auf mich werfen“, fiel sie ein, „und das sollen Sie auch. Deßhalb bat ich Sie ja gerade um diese Unterredung —“

Er seufzte. „Deßhalb!“

„Um Ihnen meine Schuld bekennen zu können, um zu verhindern, daß irgend ein Anderer dafür verantwortlich gemacht wird. Raupe wollte ja durchaus nicht —“

„O, der Schlingel! Aber er soll mir's büßen.“

„Sehen Sie! Da fängt die Ungerechtigkeit schon an. Ich habe ihm die Uniform abgeschmeichelt, und wenn Sie ihm nur ein einziges böses Wort dafür geben, daß er meinen Bitten nicht widerstanden hat, so sollen Sie selbst nie im Leben mehr ein gutes von mir haben. Der arme Mensch war auch halb todt vor Schreck, als der Spectakel losging. Mich schelten Sie nur, so viel Sie wollen. Ich will Alles geduldig ertragen und froh sein, daß ich die Fanchon gespielt habe.“ Sie faltete über seinem Arm die Hände. „Ach, lieber Herr Lieutenant, schelten Sie tüchtig, wenn es denn sein muß. Aber gleich — und schelten Sie sich ganz aus, bis wir nach Hause kommen. Es ist noch ein Stück Weges bis dahin.“

Nun mußte er lachen. „Sie sind eine kleine Hexe, Lucile“, sagte er wieder freundlich. „Ein Anderer hätte sich das nicht erlauben dürfen — Ihnen verzeiht man Alles.“

„Ach, wie gut Sie sind! Und Raupe soll also Nichts geschehen?“

„Wenn Sie für ihn bitten! Aber was machen wir nun? Das Beste ist, wir schweigen ganz still und hängen die Sache nicht selbst an die große Glocke. Ich bin ja nun informirt. Am Ende ist's auch ein rechter Quark. Morgen denkt wahrscheinlich kein Mensch mehr daran. Ich werde bei den Kameraden das Meinige thun, alles überflüssige Gerede zu hindern. Der Einzige, der vielleicht . . . ah! Varnekow ist mein Freund. Allenfalls weihe ich ihn in das Geheimniß ein. Aber wissen Sie, daß ich Ihnen doch böse bin?“

„Wirklich?“

„Mich in den Glauben zu versetzen, daß ich in Ihren schönen Augen Gnade gefunden habe —“

„Herr Lieutenant — so müssen Sie nicht sprechen.“

„Und hinterher erfahren müssen, daß nur meine Uniform . . .“

Er faßte wieder ihre Hand, die sie ihm nun aber sanft entzog. „Wir sind gleich zu Hause“, sagte sie schalkhaft, „und ich habe meinen Zweck erreicht.“

„O, Sie Schauspielerin!" drohte er.

„Aber ich bin ehrlich und aufrichtig, nicht wahr? Glauben Sie nur: die Schauspielerin ist das Beste an mir."

„Da hätte ich doch Lust zu opponiren."

„Jedenfalls das Einzige, was Ihnen Werth haben kann." Sie zog ihren Arm zurück. „Und nun haben Sie recht herzlichen Dank für Ihre Bereitwilligkeit, mir den leichtsinnigen Streich zu verzeihen. Gute Nacht!"

Sie ging rasch vor ihm die Treppe hinauf und verschwand in der Hausflur.

Gosselau setzte sich auf die Bank unter der Linde. Es war ihm halb ernst, halb scherzhaft zu Muth. Dieser Oberst Francarville hat also meine Uniform getragen", murmelte er;" schade daß er sie ausgezogen hatte, als er seine Braut an's Herz schloß — sie hätte etwas davon abbekommen. Ein reizendes Geschöpf diese . . . Fanchon!"

Es schien sich wirklich um den Vorfall im Theater schon nach drei Tagen kein Mensch weiter zu kümmern. Daß bei Hofe davon gesprochen worden, war ganz unwahrscheinlich; man hatte da Wichtigeres zu thun. Die höheren Offiziere, die im Theater waren, mochten auch errathen haben, um was es sich eigentlich handelte, und schon deshalb der Sache nicht einmal die Bedeutung beilegen, die sie bei dem Theil des Publikums hatte, der darin eine patriotische Demonstration sah.

Barnekow wurde schon in den nächsten Tagen mit Briefschaften nach Riga und Petersburg geschickt. Erst nach Wochen kehrte er zurück. Auch Lieutenant von Gosselau mußte gelegentlich nach Königsberg oder Elbing gehen, wo Marschall Soult sein Quartier hatte und zur Räumung der Provinz wenig Geneigtheit zeigte; die Freunde trafen sich aber immer wieder in Memel.

Herr von Schön mußte ihnen wohl das bissige Tischgespräch nicht übel genommen haben. Wenigstens fehlte es an jeder Andeutung, daß die militärischen Vorgesetzten davon Kenntniß erhalten hatten; eine Rüge wäre sonst schwerlich ausgeblieben. Es wurde Mitte August davon gesprochen, daß seine Frau in Königsberg gefährlich erkrankt und er dahin abgereist sei. Dann hieß es, sie wäre gestorben. Später sah Gosselau ihn eines Nachmittags mit dem General Scharnhorst spazieren reiten. Das geschehe jetzt öfters, erfuhr er. Sie wohnten übrigens Haus an Haus.

Man dachte an nichts Arges mehr. Da, in der zweiten Hälfte des September, ging dann eines Tages plötzlich in Offizierskreisen das Gerücht um, Kaiser Napoleon habe sich höchst ungehalten über einen Schimpf ausgelassen, der Frankreich von preußischen Offizieren im Theater angethan sei. Eine Depesche von der preußischen General-Commission in Berlin sei beim Könige angelangt und habe den hohen Herrn in große Aufregung versetzt.

Man scheine nichts Geringeres, als die Auslieferung zweier besonders betheiligter Offiziere an Soult zu sofortiger kriegsrechtlicher Erschießung zu fordern. Jedenfalls sei mit Kündigung des Tilsiter Friedens gedroht, wenn Frankreich nicht volle Genugthuung werde. Es käme nun darauf an, die Meistschuldigen zu ermitteln.

Merkwürdig war nur, daß diejenigen, die am besten unterrichtet sein wollten, behaupteten, die Beschwerde sei über einen in Königsberg stattgehabten Theaterscandal geführt worden. Dort solle in einem Stück ein französischer Offizier mit dem rothen Bande der Ehrenlegion im Knopfloch aufgetreten und von den preußischen Offizieren im Parterre ausgezischt sein. Andere meinten wieder: in Königsberg solle sich freilich der Vorfall ereignet haben, aber bei Aufführung der Operette Fanchon. Man habe die darin auftretenden zwei französischen Offiziere nicht in Uniform auf der Bühne leiden wollen und so lange gezischt, bis sie abgetreten seien. Möglich sei's auch, daß zwei Vorfälle in Rede gestanden und den Zorn Napoleons erregt hätten. Darüber war nur eine Stimme, daß es eine Jämmerlichkeit sei, aus dergleichen unbedeutenden Vorkommnissen politisches Capital zu schlagen.

Aber Napoleon war allmächtig. Es kostete ihn nur einen Federstrich, Preußen aus der Zahl der europäischen Staaten auszulöschen. Ein Befehl an Marschall Soult, und die französischen Truppen rückten wieder vor. Widerstand war unmöglich. Aergerte den gewaltigen Kaiser eine Fliege an der Wand, wer dürfte wagen, ihr das Fenster zu öffnen?

Die Sache war richtig. Es war in Berlin von Leuten, die aus Königsberg kamen, von einem Theaterscandal gesprochen worden. Der Vorfall wurde verschieden erzählt, vergrößert, mit mancherlei Zusätzen von Mund zu Mund getragen. Es fehlte nicht an Spionen, die für die französischen Behörden kundschafteten. Es kam den letzteren darauf an, Vorwände zu erhalten, um den Rückzug der Truppen trotz der Abmachungen des Tilsiter Friedens zu verzögern, dem Besiegten den Fuß auf dem Nacken zu halten. General Daru, der von jenen Gerüchten in Kenntniß gesetzt worden war, hatte in einer Note an Napoleon Ende August einfließen lassen: „ein Ereigniß von geringer Bedeutung, das sich in Königsberg zugetragen, verdiene gleichwohl Erwähnung, da es die Stimmung der preußischen Offiziere charakterisire. Man habe im Theater Fanchon, das Leyermädchen, gegeben, ein Stück, in welchem zwei Offiziere in französischer Uniform vorkämen. Kaum hätten die preußischen Offiziere die Schauspieler auftreten gesehen, so hätten dieselben so lange gepfiffen, bis diese die Scene verlassen und die Costüme gewechselt hätten. Der Hof scheine sich darauf beschränkt zu haben, diese Unbesonnenheit als übertriebenen Diensteifer anzusehen“.

Napoleon fand für gut, Lärm zu schlagen. Am 9. September schrieb sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Daru: „Mein Herr! Sr. Majestät der Kaiser und König haben geruht mir Ihr Schreiben an Sie vom 28. August mitzutheilen. Der in demselben berichtete Vorfall,

der sich im Theater zu Königsberg zugetragen, hat den Unwillen Sr. Majestät erregt. Wenn die preußischen Offiziere, die sich denselben zugezogen haben, sich nur gegen den Kaiser persönlich strafbar gemacht hätten, würde seine große Seele ihn die Beleidigung haben vergessen lassen. Aber die französische Armee, Frankreich selbst sind mit nicht weniger Feigheit als Ingrimm beschimpft worden. Das ist ein Attentat, welches seine Majestät unmöglich verzeihen kann. In Folge dessen beanftragt der Kaiser Sie, mein Herr, an die Commission des Königs von Preußen eine Note zu richten, in der exemplarische Justiz gegenüber den Urhebern des Attentats verlangt wird.

„Diese Note soll das Betragen der preußischen Offiziere im richtigen Lichte und die Beschimpfung, die sie sich erlaubt haben, als ein Verbrechen darstellen, das um so größer erscheint, als schon viele Kriege aus weniger legitimen und schwerwiegenden Ursachen entstanden sind.

„Sagen Sie, die Gesinnung des Königs sei zu bekannt, als daß die Urheber jenes Attentats von ihm eine Nachsicht erwarten könnten, die den Interessen seiner Völker widerstreiten würde.“

„Fügen Sie hinzu, daß die verlangte Genugthuung erfolgen muß, noch ehe wir die preußischen Provinzen räumen, und daß diese Genugthuung nur dann als eine genügende wird angesehen werden können, wenn zwei der Hauptschuldigen bestraft werden und die Größe der Bestrafung der Größe der Beschimpfung gleichkommt.“ *)

Es verstand sich von selbst, daß Daru sich beeilte, mit ganzer Schärfe den Inhalt dieser Worte zur Kenntniß der preußischen Friedenscommission in Berlin zu bringen, und daß von deren Vorsitzendem, General Sack, sofort ein Courier nach Memel expedirt wurde, des Königs Entschließungen auf dieses unerhörte Ansinnen Napoleons zu erbitten. Da es darauf ankam, zunächst zu ermitteln, was eigentlich an dem Vorfall Wahres sei und welche Offiziere sich bei demselben betheiligt hätten, so konnte die Sache unmöglich als ein Geheimniß behandelt werden. In wenigen Stunden wußten sämmtliche Offiziere in Memel, was ihren Kameraden in Königsberg drohte.

Als Herr von Gosselau diese aufregenden Neuigkeiten erfuhr, hatte er sich eben parademäßig angekleidet, um einen Urlaub zu erbitten. Sein Vater war kränker geworden und verlangte dringender nach seinem Sohn. Er gab sofort sein Vornehmen auf und verfügte sich zu Barnekow, der seit einigen Tagen wieder in Memel war.

Er fand denselben schon unterwegs zu ihm. Beide wußten auf der Stelle, was sie zu einander führte. Das Gesicht des einen war so bleich und ernst, als das des andern, aber die Haltung womöglich noch strammer als sonst. Sie drückten einander die Hand, während die Blicke sich forschend trafen. „Du hast gehört —?“ begann Gosselau.

---

*) Diese merkwürdige Note findet sich im Originaltext abgedruckt in der Altpreußischen Monatsschrift Bd. XIX. S. 247.

„Dasselbe wollte ich Dich fragen“, entgegnete Barnekow.

„Der Vorfall im Theater —“

„Ganz recht. Er soll in Königsberg passirt sein“.

„Jedenfalls ein Irrthum“.

„Das meine ich auch“.

„Die Verwechselung erklärt sich leicht daraus, daß die Königsberger Schauspieler hier in Memel Vorstellungen geben. Man hat das nicht gewußt, den Zuträger falsch verstanden. Auch sonst fehlts nicht an Ungenauigkeiten. In der Oper Fanchon traten allerdings zwei französische Offiziere auf, aber nicht so, daß sich zu gleicher Zeit der Unwille des Publikums gegen beide hätte richten können. Man hat sich's eben so combinirt. Gemeint ist jedenfalls die hiesige Aufführung der Fanchon und die Opposition, die sich gegen den Oberst von Francarville erhob. Es ist geradezu undenkbar, daß sich zu derselben Zeit in derselben Oper in Königsberg ein ganz ähnlicher Vorfall ereignet haben sollte. Die Oper kann dort auch kaum gegeben sein, da sich die Costüme hier befanden“.

„Es erschien mir auch so“, bemerkte Barnekow. „Nur machte mich's irre, daß auch von dem rothen Bande der Ehrenlegion —“

„Ah! das ist nichts. Man wird nicht recht klug daraus, woher diese zwei Lesarten stammen. Wahrscheinlich hat man in Berlin die Sache so und so erzählt. Es ist auch möglich, daß Lucile meine Uniform mit einem rothen Bändchen geschmückt hat, um den französischen Oberst in ihr wahrscheinlicher zu machen.“

„Ja, ja; ich erinnere mich —“

„Siehst Du? Man hat das nicht vergessen zu erwähnen“.

„Es ist eine Niederträchtigkeit“, rief Barnekow, den Säbel gegen das Steinpflaster stoßend, „eine solche Denunciation —! Welcher Schurke da nur im Theater gesessen hat?“

„Die ersten Mittheilungen können ganz harmloser Natur gewesen sein“, meinte Gosselau. „War die Nachricht von dem großen Ereigniß einmal in Königsberg, so verbreitete sie sich leicht wie ein Heckenfeuer weiter. Aber sei dem, wie ihm sei: was soll nun geschehen?“

„Wir melden uns sofort“.

„Das war auch meine Meinung. Auf die Gefahr hin, daß man uns an Marschall Soult ausliefert“.

„Unbedenklich. Uebrigens läßt sich's ja erklären“.

„Das wird wenig nützen. Jedenfalls sind wir unserer Ehre und den Kameraden schuldig, der Untersuchung zuvorzukommen. Ist überhaupt Jemand schuldig, so sind wir's“.

„Gehen wir also sogleich“.

Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, verhielten beide sich auf dem Wege schweigend; es waren finstere Gedanken, die sie bestürmten, aber sie thaten ihre Pflicht. —

Sie mußten an dem Hause vorüber, in welchem Schön wohnte. Eben trat er aus der Thür, eine Mappe mit Papieren unter dem Arme. Sie sahen ihn und wurden von ihm bemerkt. Er grüßte, indem er den Hut abnahm und sich lächelnd verbeugte. Nachdem er schon einige Schritte gegangen war, sah er noch zurück, als ob er etwas sagen wollte, ging aber weiter. „Hast Du Dir den betrachtet?" fragte Gosselau. „Du weißt doch, wer's war?"

„Herr von Schön. Er war damals im Theater".

„Das reine Mephistopheles-Gesicht".

„Ja, er lächelte so eigen, als ob er sagen wollte: ich kenne euch!"

„Nun könnte er wohl Gelegenheit finden, uns den Spott mit Zinsen heimzuzahlen".

„Mag er!" sagte Barnekow trotzig. „Es geht in einem hin." —

An demselben Vormittag fand eine Sitzung des Conseils statt. Zu demselben gehörte außer Schön der Geheime Rath Klewitz, den er wegen seiner unerschütterlichen Ueberzeugungstreue hoch in Ehren hielt, Stägemann und andere. Der Cabinetsrath Beyme hielt den Herren Vortrag über die laufenden Staatsangelegenheiten, empfing ihre gutachtlichen Aeußerungen und pflegte sich dann zum Könige zu begeben, um dessen Entschließung einzuholen.

Als sie eben um den Tisch zusammensaßen, kam ein Mann in Reisekleidung unangemeldet in's Conferenzzimmer und hastig auf Beyme los.*)

Derselbe erkannte in ihm einen Secretär von der preußischen Gesandschaft in Paris, sprach mit ihm leise und sagte dann, offenbar sehr erregt, den Herren Staatsräthen, er müsse mit den eingegangenen wichtigen Nachrichten sogleich zum Könige.

Nach einer Weile kam er wieder und erzählte, die dumme Geschichte wegen des angeblichen Theaterscandals in Königsberg äußere immer bedrohlichere Folgen. Napoleon habe sich auch bei der Gesandtschaft beschwert. Das Band der Ehrenlegion solle beschimpft sein. Marschall Soult habe die Ordre, über die beiden auszuliefernden Offiziere gleich Kriegsrecht halten und dessen Beschluß executiren zu lassen. Der Gesandte sei verständigt worden, daß der König von Preußen seine Krone in Gefahr bringe, wenn er die sofortige Auslieferung verweigere. Deshalb sei sofort der Secretär abgeschickt worden. „Der König verlangt", fuhr Beyme fort, „daß wegen dieser Sache sofort extraordinair ein Staatsrath zusammentritt, bestehend aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, aus zwei Räthen seines Departements, den beiden General-Adjutanten, den Mitgliedern der Militär-Organisations-Commission Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, und aus den Mitgliedern des königlichen Conseils mit mir. Die Herren haben sich binnen einer halben Stunde bei dem

* Der Vorfall ist von Schön selbst mitgetheilt. Vergleiche: Aus Schöns Papieren Bd. II. S. 561. ff.

Minister Grafen Goltz zu versammeln. In einer weiteren Stunde verlangt Se. Majestät die Gutachten."

Er eilte fort, um die noch erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Als der Geheime Rath von Schön beim Minister eintrat, nahmen die Herren eben Platz. Nur der Sitz auf dem Sopha neben General von Köckeritz war noch frei. Er setzte sich deshalb zu ihm. Auf dem Stuhl nebenan saß der Cabinetsrath Beyme, Depeschen und andere Papiere in der Hand haltend. Köckeritz reichte Schön die Hand, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm zu: „Man hat übrigens die Schuldigen schon."

„Wie das" fragte Schön, anscheinend sehr verwundert. „Man kann doch zwischen gestern und heut noch keine Nachricht aus Königsberg haben."

„Aber es handelt sich wahrscheinlich auch gar nicht um einen dortigen Vorfall."

„Also dahinter ist man schon gekommen. Hm — hm! Ich vermuthete das gleich. Und die Offiziere —?"

„Zwei haben sich soeben selbst angezeigt. Ein Herr von Barnekow und Lieutenant von Gosselau."

„Oh! die braven jungen Leute!" rief Schön so laut, daß auch die Nachbarn es hörten. „Schade, schade um sie."

Der Minister eröffnete die Sitzung. Cabinetsrath Beyme trug die Sache vor und gab als Referent zuerst seine Meinung ab. Er stimme dafür, daß die beiden Offiziere dem Marschall Soult sofort ausgeliefert würden. Die Gefahr sei dringend und groß. Es handele sich um eine Krone, da könnten zwei Menschenleben nicht in Betracht kommen.

Einige traten ihm sogleich bei, andere zögerten sich zu äußern, gaben aber durch ihre Mienen zu erkennen, daß man wohl zu einem anderen Schluß nicht werde kommen können. Die Generäle schauten finster drein, widersprachen aber nicht. Es lastete eine dumpfe Schwüle über der Versammlung, die sich ihrer schweren Verantwortlichkeit voll bewußt war.

Da stand Schön auf und sagte mit ruhiger Entschiedenheit: „Ich bin gerade der entgegengesetzten Ansicht, meine Herren."

Es entstand eine merkliche Bewegung unter den Anwesenden. Aller Augen richteten sich überrascht und fragend auf ihn.

„Giebt der König," fuhr er unerschrocken fort, „sein unveräußerliches Majestätsrecht auf Rechtspflege über seine Unterthanen auf, so wird Napoleon dies benutzen und ihn vor der Welt preisgeben. Napoleon muß es ehren, wenn geantwortet wird: Der König werde die Sache nach den bestehenden Vorschriften untersuchen und von einem Kriegsrecht aus seinem Militär nach den Gesetzen erkennen lassen. Will man noch mehr thun, so kann der König sich bereit erklären, das kriegsrechtliche Erkenntniß dem Kaiser demnächst mitzutheilen. Das ist aber meines Erachtens die äußerste Concession, die sich mit seiner Würde verträgt."

Diese Erklärung regte die Versammlung in hohem Grade auf. Es erfolgte mehr oder weniger lebhafter Widerspruch von allen Seiten. Schön vertheidigte seine Meinung mit der Beredsamkeit, die ihn auszeichnete, wenn er seiner wärmsten Ueberzeugung Ausdruck gab. Er verkannte nicht die Gefahr, aber für eine größere hielt er die moralische Selbstvernichtung. Sein idealistischer Standtpunkt fand keinen Vertreter. Man müsse in der Politik mit den Umständen rechnen, hieß es. Der Minister wünschte dringlich ein einheitliches Votum zu erzielen in dieser für den König so peinlichen Angelegenheit. Es wurden Vermittelungsvorschläge gemacht. Man möge die Sache erst hier untersuchen und die Offiziere dann mit den Acten an Soult schicken — man möge ihm die Acten zum Spruch schicken, aber die Offiziere noch zurückbehalten. Andere fanden noch andere Modificationen. Aber Schön wollte von halben Maßregeln nichts wissen. Zu seinem Nachbar sagte er: „wäre ich nicht Feuer, so würde ich Wasser wie Sie sein, aber Niemand ist das Mittelding zwischen beiden: „Dampf". Köckeritz führte ihm in der gutmüthigsten Art zu Gemüthe, daß er doch nicht die Krone auf dem Haupte ihres Königs wankend machen möge. Schön antwortete: „das sei ferne von mir! Der König soll nach meinem Willen seine Krone ferner mit Ehren tragen — ich will sie befestigen."

Die Debatte wurde sehr lebhaft, nur der Geheime Rath Klewitz betheiligte sich mit keinem Wort dabei. Da machte der Cabinetsrath Beyme bekannt, daß die gesetzte Zeit verflossen sei; die Abstimmung müßte vor sich gehen, und nach dem Befehle Sr. Majestät solle Jeder schriftlich votiren. Die Abstimmung fing vom General Köckeritz an. Theils unbedingt theils mit Einschränkungen erklärten alle sich für die Meinung des Referenten. Schön glaubte schon mit der seinigen allein zu bleiben, aber Klewitz schrieb darunter, daß er ihm beistimme. Zwei Stimmen gegen alle!

Das aufgenommene Protokoll wurde geschlossen, Beyme verwahrte es in seiner Mappe und begab sich sofort damit zum König.

Indessen war es im Hause des Rheders Hewelke sehr stürmisch zugegangen.

Die schlimmen Gerüchte hatten ihren Weg auch in's Publikum gefunden und wurden dort mit allerhand Zusätzen herumgetragen, die ihre Wirkung noch beängstigender machten. Marschall Soult sollte von Elbing schon unterwegs sein, um Napoleons unverschämter Forderung Nachdruck zu geben. Es konnte nicht fehlen, daß einige von den Schauspielern, die viel an öffentlichen Orten verkehrten und auch in Militairkreisen Fühlung hatten, unter den ersten waren, die von dieser sie selbst höchlichst interessirenden Sache Kenntniß erhielten. Im Zimmer der Madame Herbst und auf dem Balkon vor der Thüre wurde darüber hin und her gesprochen. Niemand zweifelte daß der Vorfall gemeint war, der sich in Memel zugetragen

hatte. Steinberg meinte bestimmt zu wissen, daß Fanchon in Königsberg gar nicht aufgeführt sei.

Es war aufgefallen, daß Lieutenant von Gosselau im Paradeanzuge ausging, bald nachdem ihn einige Kameraden verlassen hatten, denen man die Unruhe und Besorgniß anzusehen glaubte. Bald darauf erhielt Raupe durch eine Ordonnanz den Befehl, schleunigst zu seinem Herrn zu kommen. Nach kaum einer Viertelstunde kehrte er zurück, offenbar ganz verstört. Er wurde mit Fragen bestürmt. Sein Lieutenant und Herr von Barnekow, erzählte er, seien gefangen genommen. Sie hätten sich in die Citadelle begeben müssen in Begleitung eines hohen Offiziers. Dort sei ihnen in den Kasematten Quartier angewiesen. Er solle nun die Sachen dorthin bringen. Der arme Bursch hatte Mühe, sich das Weinen zu verbeißen. Um was es sich handelte, wußte er ungefähr. „Und das ganze schwere Unglück meinetwegen!“ jammerte er. „Was mußte mich auch der Teufel plagen, Ihnen den Rock herauszugeben.“

„Nein, meinetwegen!“ rief Lucile. „Ich trage die Schuld von Allem. Ich bin auf den Gedanken gefallen, ich habe ihn überredet . . . O, mein Gott! was kann ich thun, die Wahrheit an's Licht zu bringen? Rathet — helft!“ Sie war in größter Aufregung und lief von Einem zum Andern.

„Wir haben allen Grund, uns ganz still zu verhalten,“ meinte Nelkenbusch. „Wer weiß, was für Unannehmlichkeiten man uns so schon bereitet.“

„Er fürchtet Napoleon ausgeliefert zu werden,“ höhnte Feddersen, weil er die ominöse Uniform getragen hat.“

„Dann muß Fanchon mit,“ ging er auf den Scherz ein. Aber sein Gesicht sah nicht danach aus, als ob ihm wohl zu Muthe war. Fleischer, der Schulmeister, führte eine griechische Sentenz an, die natürlich unverstanden blieb.

Lucile warf Feddersen einen erzürnten Blick zu. „Es muß ernstlich etwas geschehen,“ sagte sie. „Ich habe keine Ruhe mehr, so lange ich lebe, wenn der brave Gosselau und sein Freund . . . ich kann's nicht ausdenken. Wenn sie an Soult ausgeliefert werden, ist ihr Schicksal gewiß. Man wird die Beschimpfung Frankreichs als erwiesen ansehen, ein Exempel statuiren — man wird sie unbarmherzig erschießen. Nein, das darf nicht sein! Was an mir ist . . . Und nun weiß ich's —: ich gehe zur Königin!“]

Sie ließ sich von diesem Entschlusse nicht abbringen, kleidete sich auch sofort an. „Es ist nicht so leicht wie Du glaubst, bei der Königin Zutritt zu erhalten,“ gab Madame Herbst zu bedenken. „Eine Schauspielerin!“

„O, man wird meinen Bitten nicht widerstehen,“ versicherte Lucile.

„Das Sicherste ist, Du wendest Dich an die alte Gräfin Voß,“ fuhr die Mama fort. „Man schildert sie allgemein als eine sehr gütige und einsichtsvolle Dame. Bei den Majestäten steht sie in größtem Ansehen. Sie könnte Dir wohl eine Audienz verschaffen.“

„Ich will zu ihr," rief Lucile, „— sogleich. Es muß das Aeußerste versucht werden."

Sie eilte fort.

„Nun schlägt das heimliche Feuer in hellen Flammen auf," wisperte Philippine. „Was thut sie nicht für ihren Lieutenant!" —

Lucile erhielt Einlaß bei der Gräfin Voß.

Die hochbetagte Frau saß in einem einfachen schwarzen Seidenkleide, das weiße Haar bis unter das Spitzenhäubchen hoch toupirt und die Schultern in einen warmen Shawl gehüllt, im Gartenzimmer am Fenster, durch das die Septembersonne schien. Sie las in einem Almanach. Als Lucile eintrat, erhob sie sich ein wenig und musterte sie mit den großen, klugen Augen. „Treten Sie näher, mein Kind," sagte sie, mit der Hand winkend. „Sie sehen recht bekümmert aus. Was haben Sie mir mitzutheilen?"

„O, gnädigste Gräfin," rief Lucile, und die Thränen stürzten ihr dabei aus den Augen. „Helfen Sie, wenn Sie können."

„Beruhigen Sie sich", mahnte die Oberhofmeisterin, „eröffnen Sie sich mir vertrauensvoll. Wie kann ich helfen?"

„Durch zwei Zeilen an Ihre Majestät. Es hängt Leben und Tod davon ab, daß ich bei der hohen Frau eine Audienz erhalte."

Die Gräfin lächelte. „Leben und Tod? Sie sind sehr aufgeregt, liebes Kind. Vergessen Sie nicht, daß Sie nicht auf der Bühne stehen, wo solche Exaltation am Platz."

„Aber es handelt sich in der That um die Freiheit — um das Leben zweier braver Offiziere Sr. Majestät. Man giebt ihnen Schuld, daß sie im Theater die französische Uniform beschimpft haben —"

„Ah, das —!"

„Aber ich weiß es besser. Nicht eine französische Uniform, die preußische erregte ihren Unwillen. Ich selbst habe ja —"

In diesem Augenblick wurde der Wagen der Königin gemeldet. Die Gräfin stand sogleich auf, warf einen Blick in den Spiegel und ging am Stock nach der Thür. „Treten Sie dort in's Cabinet ein, liebes Kind," sagte sie. „Ihre Majestät beehrt mich mit einem Besuch. Sie tragen mir die Sache später vor."

„Wenn Sie gnädigst gleich jetzt ein Wort —" wagte Lucile ihr zuzuflüstern.

„Wollen sehen, wollen sehen," beruhigte die alte Dame. „Gehen Sie nur."

Die Schauspielerin gehorchte.

Gleich darauf wurden von zwei Lakaien die Thüren geöffnet und hinter der Königin wieder geschlossen. Sie kam allein, einfach wie eine Bürgersfrau gekleidet, auch so von strahlender Schönheit und in majestätischer Haltung. Sie ging auf die Gräfin zu, umarmte sie und führte sie nach ihrem Lehnstuhl zurück. Sie selbst setzte sich ihr gegenüber auf einen Rohrsessel. „Wie geht's

heut meiner guten, alten Mama?" fragte sie mit weicher und doch hellklingender Stimme.

„O, gut — gut," antwortete die alte Dame, die Hand der Königin streichelnd. „Viel leidlicher, als eine achtundsiebzigjährige Frau beanspruchen kann. Der Fuß bessert sich täglich. — Aber meine engelgute Königin! Wie geht's der? Ich sehe Ihr Gesicht wieder so bekümmert — und diese Augen haben wieder geweint. Sie weinen zu viel."

Die Königin nickte ihr freundlich zu, doch wollte der schmerzliche Zug um den schönen Mund nicht weichen. „Muß ich nicht weinen?" sagte sie. „Was kann eine Frau und Mutter anders thun, als ihren Gram durch Thränen erleichtern — wenn sie mit sich allein ist, und in den schlaflosen, ewiglangen Nächten! Was wird der nächste Tag wieder bringen? Ich zittre vor jedem nächsten. Das Schicksal trifft uns grausam. Die furchtbarsten Opfer sind gebracht, und es scheint nichts damit erreicht zu sein. Die Franzosen rühren sich nicht von der Stelle trotz der Convention. Immer neue Ausflüchte werden vorgebracht, immer neue Forderungen erhoben. Das arme Volk kommt an den Bettelstab und wir können nicht helfen. O, der König ist so unglücklich! Kaum vermag ich's noch, mit dem Aufgebot aller Kräfte, ihn für kurze Stunden aufzurichten, zu ermuthigen, zu erheitern." Sie drückte das Tuch auf die Augen. „Und nun diese letzte, schimpflichste Demüthigung!"

Sie erzählte, daß der preußische Gesandte seinen Sekretär geschickt habe, um auf die Gefahr dringlich aufmerksam zu machen, in der man schwebe, wenn Napoleons Zorn nicht besänftigt werde. „Der König ist ganz außer sich darüber," schloß sie.

„Ich weiß wohl, daß ich an seiner Stelle nichts gegen die Offiziere thäte," rief die alte Dame lebhaft und zitternd vor Erregung, „es möchte mir kosten, was es wolle."

Die Königin sah sie wie erschreckt an. „Aber was kann für sie geschehen," fragte sie leise, „wenn der Kaiser mit brutaler Gewalt . . .? Der König hat an sein Land zu denken."

„Verzeihen Ew. Majestät mein vorschnelles Urtheilen," bat die Gräfin. „Ich bin so alt geworden und habe noch immer nicht gelernt, meine Zunge im Zaum zu halten, wenn das Herz sich empört. Und wie sollte es sich über diese dreiste Zumuthung nicht empören? Ach! daß ein König so viel zu bedenken hat!" Sie überlegte einen Augenblick. „Es darf Sr. Majestät nichts vorenthalten werden," fuhr sie fort, „was den letzten Entschluß beeinflussen kann. Eben kam die Schauspielerin zu mir, die bei dem unseligen Vorfall die Rolle der Fanchon gespielt hat. Sie bat mich dringend, ihr bei meiner gütigen Königin eine Audienz zu vermitteln. Wenn Ew. Majestät sie anhören wollten — es wäre vielleicht hier der am besten geeignete Ort dazu."

„Aber was kann sie wollen . . .?" fragte die Königin unsicher.

„Sie behauptet, eine wichtige Aufklärung geben zu können," entgegnete die Oberhofmeisterin. „Unser Gespräch wurde durch die Ankunft Ew. Majestät unterbrochen, aber so viel ich verstanden habe, stehe gar nicht eine französische, sondern eine preußische Uniform in Frage. Doch, das Mädchen ist noch hier und wenn Ew. Majestät gnädigst erlauben wollen . . ."

Die Königin nickte zustimmend. Die Gräfin öffnete die Thür und sprach hinein: „Kommen Sie, liebes Kind, Ihre Majestät will die Gnade haben, Sie anzuhören."

„Lucile eilte in das Empfangszimmer und warf sich der Königin zu Füßen. „Gerechtigkeit, Majestät," rief sie.

Die hohe Frau trat, über diese stürmische Annäherung erschreckt, einen Schritt zurück. „Stehen Sie auf," sagte sie ein wenig unwillig, „stehen Sie auf."

Da Lucile zögerte, beugte sie sich und hob sie auf. „Sprechen Sie ohne Scheu," sagte sie wieder ganz freundlich, „wir werden uns dann um so besser verständigen. Und Sie, Mama, hören von Ihrem Lehnstuhl aus zu."

Die junge Schauspielerin, die nun in der Haltung einer Bittenden mit gefalteten Händen vor ihr stand, schien auf die Königin einen günstigen Eindruck zu machen. Sie ermuthigte sie auch durch freundliches Kopfnicken. Lucile erzählte nun, sich zur Ruhe zwingend, aber von Zeit zu Zeit mit Thränen kämpfend, wie sich Alles begeben hatte, und beschuldigte sich, die Ursache des Unglücks der Offiziere zu sein. Die Königin hörte aufmerksam zu. „Das also ist der Zusammenhang," sagte sie. „Wenn sich Ihre Angaben bestätigen, woran ich nicht zweifle . . . In der That, der Vorfall erscheint dann in ganz anderem Lichte. Nicht wahr, liebe Gräfin? es ist so."

Die Oberhofmeisterin hatte das Kinn auf die Hand gestützt. „Kein Zweifel," antwortete sie. „Handelte es sich nicht um so ernste Dinge, wie ein Auslieferungsverlangen, so könnte man fast ärgerlich darüber sein, die Voraussetzung aufgeben zu müssen, daß das Pfeifen dem Franzosen gegolten hat. — Nun, ich tröste mich," setzte sie lächelnd hinzu, da Lucile ängstlich zu ihr hinüberblickte, „daß unsere Herren Offiziere die preußische Uniform auf der Bühne nicht so übel genommen hätten, wenn sie dem Kameraden einer befreundeten Nation auf den Leib gezogen wäre."

„Es war meine Pflicht die Wahrheit zu sagen," erlaubte die Schauspielerin, sich zu bemerken. „Die Auslegung der Frau Gräfin ist gewiß die richtige, und ich fürchte deshalb, die Herren Offiziere selbst verschmähen es, den Sachverhalt, wie sie könnten, aufzuklären." Sie erhob flehentlich die Hände. „O, Majestät! Herr von Gosselau ist ein so braver Mann — und sein Freund sicher auch . . .!"

„Sie scheinen viel herzlichen Antheil an dem Geschick des Lieutenants von Gosselau zu nehmen," sagte die Königin, diese allzu lebhafte Intervention unterbrechend.

Lucile erröthete leicht, senkte aber den Blick nicht. „Ich kenne Herrn

von Barnekow nur wenig," entgegnete sie mit bescheidenster Zurückhaltung, „daher mag es wohl den Anschein haben, als ob ich . . . Ew. Majestät dürfen überzeugt sein, daß ich in Allem nur die Wahrheit gesagt habe, und daß ich sie auch zu Gunsten eines ganz Fremden zu sagen mich berufen gefühlt hätte."

„Brav, brav, mein Kind," sagte die Königin. „Gehen Sie jetzt. Ich weiß nun, was ich wissen soll." Sie reichte ihr die Hand zum Abschiede.

Lucile drückte einen feurigen Kuß darauf. „Und ich darf hoffen. Majestät . . ."

„Ich kann kein Versprechen geben," rief die Königin aus. „Jedenfalls soll Marschall Soult Kenntniß von der wahren Sachlage erhalten. Hoffentlich nützt es Ihrem Freunde. Ich will das Weitere mit der Gräfin berathen."

Sie winkte der Schauspielerin, sich zu entfernen. Lucile verneigte sich tief und ging — nur wenig erleichtert, wie sie sich gestehen mußte.

Wenige Minuten später bestieg die Königin wieder den Wagen, um nach Hause zurückzukehren.

Aus ihrem ganz bürgerlich eingerichteten Wohnzimmer trat sie unangemeldet in das Cabinet des Königs, nachdem sie erfahren hatte, daß er allein sei.

Der König ging, die Hände auf dem Rücken, mit langen Schritten auf und ab. Sein sonst so gutmüthiges Gesicht sah finster aus; er hatte die Lippen zusammengepreßt, als wollte er einen heftigen Schmerz verbeißen. Als die Thür sich öffnete, hob er den Kopf und blickte streng dorthin. „Nicht jetzt, Louise — nicht jetzt," sagte er. „Erwarte den Cabinetsrath Beyme — Zeit schon verflossen — kann jede Minute eintreten."

Die Königin blieb auf der Schwelle stehen. „Und doch wäre mir's lieb," entgegnete sie mit sanfter Stimme, „wenn Du mich noch vor seiner Ankunft hören wolltest. Es handelt sich gerade um die beiden Officiere —"

Er machte eine unwillig abweisende Bewegung mit der Hand. „Unverzeihlicher Leichtsinn — konnten bedenken, daß der Feind im Lande und übermächtig — haben sich selbst ihr trauriges Geschick zuzuschreiben. Nicht für sie bitten, Louise, nicht für sie bitten. Kann ihnen nicht helfen, den Entschluß nicht noch schwerer machen."

Die schöne Frau trat näher und legte die Hand auf seine Schulter. „Ich komme nicht, für sie eine Bitte einzulegen," sagte sie. „Wie dürfte ich das? Weiß ich doch, daß Du nur dem Zwange der Nothwendigkeit nachgeben wirst, daß weibliches Mitleid hier nicht mitsprechen darf."

„Also —"

„Was ich über den Vorfall in Erfahrung gebracht habe, wird gleichwohl für Dich nicht ohne Interesse sein. Napoleon glaubt die französische Uniform beschimpft, von preußischen Offizieren. Es läßt sich beweisen, daß nur der Schein —"

„Wie das?"

Die Königin legte ihren Arm in den seinigen und gestattete ihm so, den unterbrochenen Gang durch das Zimmer fortzusetzen. Sie machte ihn mit allen den Umständen bekannt, die ihr soeben selbst vertraut waren. Sie hütete sich wohl, ein Urtheil laut werden zu lassen; wie sie aber die Sache in ihrer freundlichen Weise darstellte, waren die Offiziere kaum noch zu tadeln.

Einen Moment schien sich das Gesicht des Königs wirklich zu erheitern. „Sieht freilich so ganz anders aus," sprach er vor sich hin. „Mit Recht nicht zu leiden, daß der Rock eines preußischen Offiziers Komödie spielt. Leichtsinniges Volk die Schauspieler. Ernstlich bestrafen!" Er brütete eine Weile in sich hinein, während die Königin seine Hand gefaßt hielt und streichelte. Dann blieb er stehen, ließ den Arm sinken und zog die Stirn wieder in finstere Falten. „Aendert doch an der Sache nichts, Louise," sagte er, schwermüthig den Kopf schüttelnd. „Napoleon will uns verderben. Jedes Mittel dazu ist ihm recht. Vorwand genügt zu unleidlicher Forderung. Thatsache bleibt stehen, daß ein französicher Oberst auf der Bühne, von preußischen Offizieren ausgepfiffen, den Rock wechseln müssen. Grund gleichgiltig. Sollte französische Uniform vorstellen — Publikum nahm sie dafür."

„Aber die Absicht der Offiziere —"

„Kümmert Napoleon und seine Creaturen nichts. Er will Genugthuung, um mich zu beschimpfen — hat augenblicklich die Macht, seinen Willen durchzusetzen." Er drückte die Hand auf's Herz. „Ach! wie das hier schmerzt."

Der Cabinetsrath Beyme wurde gemeldet.

„Sogleich eintreten," rief der König. Er führte die Königin in ihr Zimmer, schüttelte bewegt ihre Hand, küßte sie auf die Stirn und entfernte sich rasch nach seinem Cabinet, die Thür hinter sich schließend.

Beyme überreichte ihm in ehrerbietigster Haltung das Protokoll. „Nach Ew. Majestät Befehl ist schriftlich votirt worden," bemerkte er.

„Nun —? Und das Resultat?" fragte der König, das Papier uneröffnet in der Hand gleichsam wiegend.

„Die große Mehrzahl hat sich für die Auslieferung der Offiziere ausgesprochen, Majestät."

Der König sah ihn mit einem durchdringenden Blick an. „Große Mehrzahl —" wiederholte er. „Also nicht einstimmig? Doch nicht einstimmig."

„Nur zwei Votanten waren anderer Meinung, Majestät, und durch keinerlei Gründe zu überzeugen, daß die Gefahr für die Krone —"

„Will selbst sehen," unterbrach ihn der König. Er entfaltete das Blatt und las das Protokoll sehr aufmerksam durch, vielleicht mehr als einmal. Dann trat er an's Fenster und stand dort lange, das Gesicht nach der Straße gekehrt. Endlich wendete er sich zu Beyme zurück, richtete sich hoch auf und sagte mit fester Stimme: „Trete diesmal der Minderzahl bei —

werde die Offiziere nicht ausliefern — selbst die Sache untersuchen und dann gerichtlich erkennen lassen. In diesem Sinne antworten."

Der Cabinetsrath stand eine Secunde lang ganz verblüfft da. „Wie Ew. Majestät befehlen," murmelte er. Der Entschluß des hohen Herrn schien so fest zu stehen, daß er keinen Einwand wagte.

Er verneigte sich tief und trat ab.

Der König drückte die Hand auf die Brust und athmete in schweren Zügen. So stand er einige Minuten. Dann strich er mit der Hand über die Stirn. Er öffnete die Thür zum Nachbarzimmer und rief: „Louise!" die Königin warf das Buch fort, in dem sie gelesen hatte, und eilte ihm entgegen. „Wie Dir die Augen leuchten!" sagte sie. „Was ist geschehen?"

„Hoffentlich zufrieden sein," antwortete er. „Offiziere werden nicht ausgeliefert, so lange es einen König von Preußen giebt. Vielleicht unklug, sehr unklug — aber kann nicht anders. Gott helfe mir, Amen."

Die Königin umarmte ihn bewegt und lehnte den Kopf an seine Brust. —

Die beiden Offiziere theilten die Gefangenschaft in demselben Raum der Cidatelle.

Ueber Langeweile hatten sie nicht zu klagen; die Kameraden gingen aus und ein und schienen recht augenfällig durch ihren Besuch zeigen zu wollen, daß ihre Hochachtung nicht gemindert sei.

Auch der General von Köckeritz fand sich ein und brachte ihnen die gute Nachricht, daß Se. Majestät beschlossen habe, die Auslieferung zu verweigern. „Wir werden selbst die Untersuchung führen," setzte er hinzu, „und bei aller Strenge hoffentlich nichts herausbekommen. Wenn's nur Napoleon nicht krumm nimmt. Ich gestehe ganz offen, daß ich's für Preußen und seinen König in diesem Augenblick höchst gefährlich hielt, ihn zu erzürnen. Ich glaubte Sr. Majestät nicht rathen zu können, sich auf den Rechtsstandpunkt zu stellen, und dieser Meinung waren weitaus die meisten. Der König aber hat sich trotz aller Demüthigung ein starkes Gefühl seiner Würde bewahrt; er hat für gut befunden sich Denen anzuschließen, die daran appellirten. Haben Sie denn eine Ahnung, wem Sie diesen Ausgang verdanken?"

Die Offiziere riethen vergeblich.

„Der Geheime Staatsrath von Schön ist Ihr Retter!"

„Schön?!" riefen Beide wie aus einem Munde.

„Ja, Schön. Ein sehr merkwürdiger Mensch — nicht Jedem sympathisch und dem König, glaube ich, am wenigsten. So etwas von einem Staatsphilosophen — die Dinge immer von ganz oben her ansehend, und vielleicht mit stiller Verachtung auf uns Tagespolitiker herabblickend, die wir nicht über Ideen verfügen. Aber das Herz hat er auf dem rechten Fleck, das muß man bekennen. Es gehörte viel Courage dazu, die Verantwortlichkeit für ein solches Abweisen auf sich zu nehmen. Aber so ist er: das ist meine

Ueberzeugung und dafür stehe und falle ich. Nun — der König hat ihm Recht gegeben und das ehrt den König nicht wenig. Ich freue mich aufrichtig darüber, obgleich ich glaube, in meiner Weise auch meine Schuldigkeit gethan zu haben. Bedanken Sie sich also bei Herrn von Schön."

„Das soll wahrlich geschehen, sobald ich frei bin!" rief Barnekow. „Ich fange an, vor dem Manne einen gewaltigen Respect zu bekommen." Er erzählte, was ihm und seinem Freunde begegnet war.

„Ja, das sieht ihm ganz ähnlich," sagte der General lachend. „Immer die Sache, die Sache! Das gehört auch so zu seinen Ideen. Für seinen Todfeind hätte er wahrscheinlich genau dasselbe gethan. Oder vielmehr: weder für ihn, noch für Sie, noch für sonst einen, auch nicht einmal für den König von Preußen; sondern weil nach seiner Idee ein Fürst in solchem Fall nicht nachgeben darf, unter allen Umständen nicht. Machen Sie sich also darauf gefaßt, daß er Sie auslacht, wenn Sie ihm danken. Aber das thut nichts — ist doch schicklich, meine Herren." —

Für ihre Verpflegung im Arrest war bestens gesorgt. Hewelke hatte es sich nicht nehmen lassen, ihnen einen Korb mit bestem Portwein zu schicken, den er selbst einmal als Capitain mitgebracht hatte, und Eßwaaren aller Art beizufügen, wie sie seine Speisekammer hergeben wollte. Nach einigen Tagen kam er dann auch selbst, sich zu erkundigen, ob es ihnen an nichts fehle. Er brachte ein Päckchen besten Holländer Tabak mit, „wenn de Herres ock roke wölle." Er kam auf jenen Theaterabend zu sprechen und unterließ nicht, seine absonderliche Meinung darüber vorzubringen. „Mi heft et recht gefreut," sagte er mit verbissenem Lachen, „dat de Kerl, de Franzos, wat afbekäm. Wat denkt hei säck egentlich, dat hei vel grotetös, wenn hei sök dem blanke Rock antreckt? Fer so ä Mäke, wie de Fanchon, kemmt dat nich in Betracht, denk ök. Es sei dem Moler got — de Oberscht wart ör nich den Kopp verrücke. Dat geschah äm schon ganz recht, dat hei wedder sienem ole Kittel verhole moßt!"

Die Offiziere schüttelten sich vor Lachen. Von dieser Seite hatte bisher noch kein Mensch die Sache angesehen.

Hewelke war sehr befriedigt, als ihm bestätigt wurde, daß der König seine Offiziere nicht ausliefern werde. „Na ja —" sagte er, „dat's de Mamsell Lucy är Wark."

Luciles Werk?" fragte Gosselau sehr verwundert.

„Wir wissen es besser," bemerkte Barnekow. „Im Staatsrath hat Herr von Schön für uns gesprochen und der König ist seiner Meinung beigetreten."

Der alte Seemann zwinkerte mit den kleinen Augen. „Det kann wol sind", äußerte er sich, „aber wat öck segg, dat segg ök doch. Nämlich: da ös noch wat mang gewese, on dat Beste häwe de Fruenslid to Wege gebracht."

„Die Frauensleute?"

„Ja wol, ons Mamsell Lucy on de Fru Königin.“

Die Herren lachten wieder, aber Hewelke ließ sich nicht beirren. „Wahr is et doch,“ behauptete er. „Na, da hätte se man det Mäke sehne sulle, wi de Nachricht käm, dat de Herr Leutnant von Gosselau in de Festung ingespundt wär on an de Franzose sall rut gegewe ware. Herr Du mein Jeses! Sei stracks op on to de Königin, on heft ör en Fotfall gedan on de ganze Geschichte gesteckt, wi se na de Wirklichkeit säk togetrage hät. Na, on de Königin ös ä gode mitleidge Perschon, det wet wi alle. Sei wart schon öre Herrn Gemohl om'n Bart romgegange sänd, böt hei geseggt heft: na, wi de willst, Loise.“

Gosselau war ganz ernst geworden. „Also das hat Lucile für mich gethan,“ sagte er, ein wenig verlegen auf seinen Kameraden blickend. „Ein treffliches Mädchen!“

„Ganz so wird die Sache wohl nicht verlaufen sein,“ meinte Barnekow, „Herr Hewelke ist ja nicht dabei gewesen. Aber der Fußfall ist nicht zu bezweifeln —“

„Und ausgeschlossen ist doch keinenfalls,“ setzte Gosselau eifrig hinzu, „daß in Folge dessen die Fürsprache der Königin mitgewirkt hat.“ Als Hawelke sich verabschiedete, trug er ihm einen herzlichen Gruß an die Schauspielerin auf.

Es hatte sich seiner eine große Unruhe bemächtigt. In dem kleinen Zimmer auf- und ablaufend murmelte er: „Fanchon — Fanchon!“

Der Freund beobachtete ihn eine Weile und schlug dann eine helle Lache auf. „Was gibts?“ fragte Gosselau ärgerlich.

„Einen närrisch verliebten Kauz,“ rief Barnekow. „Willst Du's leugnen? Diese Lucile —“

„Sprich nicht von ihr“, fiel Gosselau ein. „Du kennst sie nicht — Du weißt nicht, was für ein herrliches Geschöpf sie ist.“

„Sag' ich's nicht? Sie hat Dir den Kopf verdreht, und nun — nach diesem Fußfall bei der Königin — ist's ganz aus.“

„Was heißt das, Jobst?“

„Das heißt, daß einer sich in Acht nehmen soll, einen dummen Streich zu machen.“

„Ah! Fanchon war nur ein Leyermädchen! und Herr von Francarville sogar Oberst in einer der stolzesten Armeeen.“

„Aber ich bitte Dich, Erhard! Das ist ja nichts als eine Erfindung dieses Herrn von Kotzebue — wenn's noch seine eigene Erfindung ist.“

„Warum soll's nicht wirklich so passirt sein? Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür.“

„Dagegen!“

„Dafür!“

„Sei verständig! Für eine Liaison ist das Mädchen zu schade.“

„Wer denkt auch an so etwas?“

„Aber woran denkt man denn sonst?“

Gosselau schwieg.

Dieses Gespräch bewirkte eine Verstimmung unter den Freuden, die einige Tage lang anhielt.

Indessen hatte die Untersuchung ihren Fortgang, ganz mit dem Erfolge, der erwartet wurde. Sie wurde hier in den höflichsten Formen, zugleich aber in Königsberg mit dem ganzen Aufwand von Mitteln, über welche Militärjustiz und Polizei zu gebieten pflegen, zu keinem andern Zweck geführt, als um actenmäßig festzustellen, daß durchaus gar nichts geschehen sei, was Napoleons Zorn reizen könnte. Im Theater war man auch dort hin und wieder laut gewesen, aber aus ganz anderer Veranlassung und bei Aufführung anderer Stücke. In der Gesellschaft hatte es gelegentlich kleine Reibungen zwischen preußischen und französischen Offizieren gegeben, die in einem Fall auch zum Duell geführt hatten, aber es fehlte ihnen gänzlich der politische Charakter. Mit größtem Geschick wurden alle diese Fäden angeknüpft, um dann ebenso eifrig unter einander verwirrt zu werden. So konnte man nach Berlin und Paris berichten, die Untersuchung sei mit aller Strenge geführt, habe aber in Königsberg kein thatsächliches Material ergeben. Alles scheine auf einer leicht erklärlichen Verwechselung mit einem Memeler Vorfall zu beruhen, der aber durchaus harmloser Natur.

Marschall Soult war nicht marschirt. Napoleon hatte sich gemäßigt, als er des Königs ablehnende Antwort erhielt. Nun war vorherzusehen, daß die große Action nach einigen diplomatischen Plänkeleien im Sande verlaufen werde.

Die beiden Offiziere wurden sehr bald ihrer Festungshaft entledigt. Sie durften in ihre Quartiere zurückkehren, blieben aber vorläufig noch zu Hausarrest verpflichtet.

Hewelke ließ an diesem Tage auf dem Dache des Hauses alle seine Flaggen aufhissen. Das Schauspielervölkchen empfing Gosselau mit lautem Jubel. Jeder drängte sich an ihn, um ihm die Hand zu schütteln und Glück zu wünschen.

Nur Lucile hielt sich still zurück. Sie sah recht bleich aus und hatte die Augen niedergeschlagen. Gosselau suchte mit den Blicken doch nur sie. So bald er von den andern frei kam, trat er auf sie zu, ergriff ihre Hand, küßte sie zwei, drei Mal und sagte: „Ich weiß, was ich Ihnen zu danken habe, Lucile. Mein ganzes Leben lang will ich's Ihnen nicht vergessen.“

„O — ich that nur meine Schuldigkeit,“ antwortete sie bescheiden. „Und es war ja auch nichts . . . für einen Freund hätte ich gern viel mehr gethan.“

Er hielt ihre Hand fest. „Sie handelten im Augenblick der Gefahr,“ sagte er, „das war Alles, was überhaupt geschehen konnte, Sie verloren den Kopf nicht und bewiesen sich als ein muthiges Mädchen. Ein Soldat weiß das zu schätzen.“

Uebrigens zeigte sie sich nicht nur beim Empfang so zurückhaltend. Auch später verhielt sie sich auffallend still und fast scheu. Gosselau fand ihr Wesen sehr verändert und sprach sich darüber aus. „Pah!" meinte Feddersen, „sie ist inzwischen verdammt vornehm geworden."

„Ja!" ergänzte Nelkenbusch, „wenn man zur Vorleserin der Königin avancirt ist, schmeckt das Theaterspielen nicht mehr."

„Zur Vorleserin der Königin?" fragte der Lieutenant verwundert.

„Ihre Majestät hat großes Gefallen an ihr gefunden," bestätigte Madame Herbst, „und sich fast täglich von ihr vorlesen lassen. Mitunter ist auch Se. Majestät zugegen." Sie richtete sich in den Schultern aus und legte den Kopf ins Genick. „Wer weiß, was noch geschieht. Lucile ist nicht von schlechten Eltern."

Das letztere war eine Redensart, an die man sich längst gewöhnt hatte. Sie wurde jedesmal gebraucht, wenn sich für ihr Pflegekind etwas Ungewöhnliches ereignete, was es auch sein mochte. Näher hatte sie sich noch nie darüber ausgelassen, und man legte deshalb ihren Worten auch nicht die geringste Bedeutung bei.

Am nächsten Abend gab Hewelke in seinen Räumen ein Fest. „Aber Ju mötte recht lostig sönd!" commandirte er bei der Einladung.

Für „Spaß" aller Art war denn auch kräftigst gesorgt. Die Herren und Damen vom Theater declamirten und sangen die schnurrigsten Stückchen. In improvisirten Verkleidungen führten zwei und drei ganz komische Scenen auf. Es war wirklich zum Todtlachen. Nur Lucile sonderte sich auch jetzt ab und schien an dem bunten Lärm wenig Vergnügen zu haben. Hewelke bat sie, ein Fanchon-Liedchen zu singen. Aber das verweigerte sie mit aller Entschiedenheit. „Ich spiele die Fanchon nicht mehr," sagte sie, „und habe alle ihre Lieder vergessen." Gosselau wollte den Grund wissen, aber sie schüttelte schwermüthig den schönen Kopf und schwieg.

Als zur Tafel gebeten wurde, wartete er, bis alle sich gesetzt hatten. Nun zeigte sich's, daß der Platz neben Lucile für ihn offen gelassen war. Das Gespräch wollte doch nicht recht in Gang kommen; er vermißte den vertraulichen Ton, den er sonst von ihr gewohnt war. Gelegentlich sagte sie, ihres Bleibens bei Steinberg sei nicht mehr lange; sie bemühe sich um ein Engagement in Hamburg. Nach den ersten Gängen klagte sie über Kopfschmerz, stand auf und ging fort.

Die Gesellschaft ließ sich deshalb in ihrer Munterkeit nicht stören. Nur Gosselau war verstimmt und nahm wenig Theil daran, obschon ihm die ganze Festlichkeit galt. Er nippte nur von seinem Glase, während die anderen sich rasch zu viel thaten. Es wurde getanzt; der alte Hewelke selbst gab einen englischen Matrosentanz zum Besten. Nun konnte Gosselau sich ohne sonderliches Aufsehen entfernen.

Er ging in den Garten hinter dem Hause. Es war ein kühler Octoberabend bei ganz klarem Himmel und prächtigem Mondschein. Aus dem tiefen

Schatten, den das Gebäude warf, trat er in die silberhelle Lichtregion und durchmaß langsam den breiten Kiesgang, zu dessen beiden Seiten hohe Stauden von Georginen zwischen Asternbeeten standen. Die frische Luft that ihm wohl. Wird sie wirklich fortgehen? mußte er sich immer wieder fragen. Er suchte sich zu überreden, es sei auch am besten so. „Man muß doch wissen, was man will."

Er gelangte in die Nähe des Gartenhauses. Die Glasthür stand offen. Der Mond warf einen hellen Schein auf die weißgescheuerten Dielen. Der hintere Theil des Raumes war um so dunkler.

Als er auf die Schwelle trat, erhob sich vom Sopha eine Gestalt, sodaß er erschreckt zurückfuhr. Es war Lucile.

„Sie sind hier?" sagte er, sie zurückhaltend, da sie in's Freie wollte. „Ich suchte Sie nicht, aber es ist mir lieb, daß ich Sie so unverhofft finde. Nun sollen Sie mir Rede stehen."

„Lassen Sie mich fort," bat das Mädchen. „Was können wir einander ohne Zeugen zu sagen haben?"

„Wirklich nicht?" fragte er. „Kann ich mich so arg getäuscht haben? Ich hätte darauf schwören mögen, Sie seien mir ein bischen gut gewesen."

„Und wenn . . ." entgegnete sie leise. „Dann hätte ich um so mehr Grund, Ihre Nähe zu fliehen. Ich bitte, lassen Sie mich gehen. Es kann nicht Ihre Absicht sein, mir Kummer zu bereiten."

Er ergriff ihre Hand, die eiskalt war und zitterte. „Armes Kind," sagte er, „Sie frieren. Wie konnten Sie auch hier so lange in der eisigen Luft . . . Ich glaube, wenn ich nicht gekommen wäre, Sie hätten die Nacht hier zugebracht, um sich völlig zu einem Eiszapfen gegen mich zu erkälten."

„Glauben Sie das nur," antwortete sie, nun am ganzen Leibe zitternd. „Es ist so am besten."

„Nein, es ist nicht so am besten," rief er leidenschaftlich, den Arm um ihre Schulter legend. „Ich liebe Sie, Lucile, und Sie sollen an mich glauben."

Sie machte sich mit einer heftigen Bewegung los und trat in's Freie hinaus. „Das dürfen Sie mir bieten," sagte sie in Thränen ausbrechend, „weil ich eine Schauspielerin bin."

Er eilte ihr nach. „Würden Sie den Muth haben, Lucile," sagte er, „einem Manne zu Liebe, der Sie liebt und Sie zu seinem Weibe begehrt, nicht mehr Schauspielerin zu sein?"

Sie wendete das Gesicht zurück, das jetzt flammende Röthe übergoß. „O Gott —! wär's möglich?" hauchte sie.

Er ergriff ihre beiden Hände und zog sie an sich. „Ich bin entschlossen, meinen Abschied zu nehmen," fuhr er fort. „Ich kann dem Vaterlande jetzt wenig nützen, stehe nur Andern im Wege. Vielleicht kommt einst die Zeit, in der Preußen sich rüstet zu dem großen Kampfe um seine Befreiung von

dem Drucke der Fremdherrschaft, um seine Wiederherstellung. Dann werde ich nicht fehlen, und ich weiß, mein hochherziges Weib wird mir selbst den Degen umgürten. Bis dahin will ich in dem engen Kreise, auf den ich durch das Geschick angewiesen bin, für meine Nächsten vorbereitend thätig sein. Ich übernehme das Familiengut. Der König hat ein Edict erlassen, das die gutsunterthänigen Bauern zu freien Leuten macht. Daß sie es in Wahrheit werden, muß die Aufgabe ihrer früheren Herren sein. Eine schwere und schöne Aufgabe! Nur ein warmes, menschenfreundliches Herz kann sie erfassen und zum Segen für das Land durchführen. Wenn ich aber mit rechtem Muth fremdes Glück fördern will, so muß ich meines eigenen sicher sein. Zu dem Gutsherrn gehört eine Gutsherrin, die seine Gesinnung theilt, die ihm in alle Wege beisteht. Können Sie sich vorstellen, Lucile, eine einfache Landfrau zu werden, die Frau eines Landedelmannes mit beschränkten Glücksgütern, eines ausgedienten Soldaten, der's nicht einmal bis zum Hauptmann gebracht hat? Wollen Sie der Bühne entsagen, die Ihnen so viel rauschenden Beifall eingebracht hat und noch größere Ehren verspricht, um in der Stille ländlicher Zurückgezogenheit den Einen zu beglücken, der Sie liebt? Ach, sagen Sie Ja, theuerste Lucile, sagen Sie Ja, und ich werde Ihnen ewig dankbar sein!"

Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Nehmen Sie mich hin!" rief sie. „Wie Sie mir vertrauen, gehöre ich Ihnen. Ich würde ja doch nie mehr mit freiem Herzen der Kunst dienen können, wenn ich jetzt die Wahrheit verleugnete, daß ich ganz die Ihre bin!"

Vom Gartenbalkon schollen laute Stimmen herüber. Die lustige Gesellschaft hatte den Saal verlassen, um sich in der Nachtluft die allzu heißen Köpfe abzukühlen. Die Vordermänner traten schon in das Mondlicht hinaus, lebhaft parlirend und gestikulirend. An ein Entrinnen war nicht zu denken. „Künden wir ihnen das große Ereigniß sogleich," sagte Gosselau rasch. „Darf ich, Lucile?"

Sie drückte seine Hand. Er zog ihren Arm in den seinigen und so schritten sie den Freunden entgegen. Natürlich wurden sie wie ertappte Ausreißer mit Lachen und Spottreden empfangen. Als Herr von Gosselau aber ganz ernst blieb, das Mädchen am Arm in die Mitte der lustigen Leute trat und Lucile als „seine Braut" vorstellte, entstand ringsum eine feierliche Stille. Man schien nicht gleich mit sich einig werden zu können, wie man seine Worte zu nehmen habe. Ernst gemeint konnten sie doch kaum sein; andererseits achtete man Lucile zu hoch, um für möglich zu halten, daß sie sich einen solchen Scherz ohne Widerspruch gefallen lassen werde. Hier und dort ließ sich ein verlegenes Räuspern vernehmen. Nun mußte der Lieutenant laut auflachen. „Ihr könnt wahrhaftig gratuliren," sagte er. „Ist die Sache denn wirklich so verwunderlich, daß Ihr gleich sämmtlich die Sprache verliert? Lieber Steinberg, ich kann Ihnen nicht helfen, Lucile

wird nicht mehr spielen. Liebe Mama Herbst, ich bitte um die Hand Ihrer schönen und liebenswürdigen Pflegetochter."

„Er will mich wirklich zur Frau," bestätigte das Mädchen, sich an ihn schmiegend. „Ist's Euch eine Freude, daß ich glücklich bin, so gratulirt immerzu."

Nun mußte man wohl daran glauben. Auf die plötzliche Windstille folgte ebenso plötzlich ein Sturm des Beifalls. Die Collegen und Colleginnen drängten sich zu, Lucile und ihrem hochherzigen Freunde die Hand zu drücken. Hewelke wollte einen Kuß haben und erhielt ihn. Nur Barnekow schien unbefriedigt. Als er seinen Kameraden einen Augenblick allein haben konnte, zischelte er ihm zu: „Aber wie kannst Du eine solche Thorheit begehen? Du bekommst ja nie und nimmer den Consens."

„Ich werde ihn nicht brauchen," antwortete Gosselau lachend. „Für meine Thorheiten übernehme ich übrigens die volle Verantwortung."

Die Gesellschaft kehrte in den Saal zurück. Der Rheder ließ noch eine Batterie Flaschen auffahren. Madame Herbst befand sich sichtlich in großer Aufregung. Sie sprach mit Lieutenant Gosselau und mit Lucile, um sich immer wieder versichern zu lassen, daß alles in bester Ordnung sei. Dann verschwand sie.

Nach einigen Minuten kehrte sie zurück mit einem Kästchen in der Hand. „Wenn es denn wahr ist," sagte sie, „daß Lucile uns untreu werden will, und daß ein königlicher Offizier, ein Herr von altem Adel, sie als seine Frau heimführen will, so wird dies hier wohl nicht ohne Bedeutung sein." Sie überreichte das Kästchen dem Bräutigam mit einer feierlichen Verbeugung und händigte der Braut einen kleinen Schlüssel aus. „Hierin befinden sich die urkundlichen Beweise," fuhr sie fort, da nun alle Augen verwundert auf sie gerichtet waren, „daß unsere Lucile ein Fräulein de Brioncourt ist, die Tochter des Chevalier Gaston de Brioncourt, der in der Revolution als ein treuer Anhänger der königlichen Familie seinen ganzen Besitz verlor und aus Frankreich fliehen mußte. Seine junge Frau erlag bald der ungewohnten Noth. Er fristete sich und seinem erst zweijährigen Töchterchen kümmerlich als Sprachlehrer das Leben. In bitterster Armuth bot er meinem damaligen Director seine Dienste an. Er wurde verwendet, so gut es bei seiner geringen Kenntniß der deutschen Sprache anging — als Requisiteur, Inspicient. Ich gewann ihn wegen der vortrefflichen Eigenschaften seines Herzens lieb und nahm mich seines Töchterchens an. Unglücklicherweise steigerte sich ein Brustleiden, das er sich auf der Flucht zugezogen hatte, bald zu einer lebensgefährlichen Krankheit. Als er starb, hinterließ er nichts als das Kind und diese Familienpapiere. Ich habe Lucile wie meine Tochter erzogen. Sie ist arm, ganz arm. Der Schauspielerin konnte es nichts nützen, daß ein Mann vom ältesten Adel Frankreichs ihr Vater. Der künftigen Frau von Gosselau mag es nicht

gleichgiltig sein, ihrem Herrn Gemahl eine siebenzackige Krone zubringen zu können.“

Hewelke schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen klirrten. „So mot't kame!“ rief er. „Nu entpoppt sök onse Fanchon as ne Baronin. Na, dat wart är nich schade, Kinder. Oek frei mi man, dat de Herr von Gosselau dat nich eher gewußt heft. Da bliewt öm nu ok de Fanchon sicher.“

Die Freude über diese glückliche Fügung war allgemein. Auch Barnekows Gesicht erheiterte sich jetzt. „Nun, dann will ich Dir aufrichtig und von Herzen gratuliren, Erhard,“ sagte er. „Es giebt doch einmal gesellschaftliche Vorurtheile, die sehr mächtig sind. Es mag im besonderen Falle sehr löblich sein, sich nicht an sie zu kehren; seinem besten Freunde wünscht man aber doch den Kampf erspart. Also denn auch meinen Segen!“

Seines jungen Liebesglückes konnte Lieutenant von Gosselau sich zunächst freilich nicht lange erfreuen. Am andern Tage erhielt er einen Brief, in dem ihm von seiner Schwester angezeigt wurde, daß der Vater vom Schlage getroffen sei und vor seinem Ende den Sohn zu sehen dringend verlange. Er nahm sofort Urlaub. Die Bewilligung stieß auf kein Bedenken.

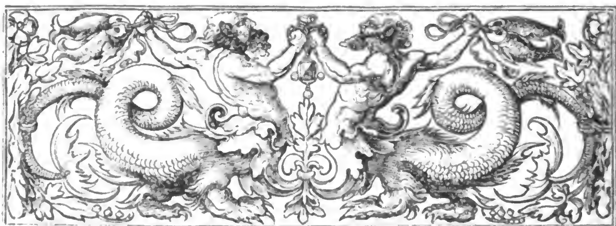
Wenige Wochen darauf hatte er die schmerzliche Pflicht, Lucile den Tod des Vaters melden zu müssen. Schon vorher hatte er ihr geschrieben, daß er sich ihm eröffnet und seine Zustimmung erhalten habe.

Zugleich ging ein Schreiben an seinen Vorgesetzten ein, worin er mit Rücksicht auf die zwingenden häuslichen Verhältnisse um seinen Abschied bat.

Lucile legte Trauer an. Als die Königin sie darin sah, erkundigte sie sich theilnehmend nach den näheren Umständen des Trauerfalles. Lucile erzählte ihr vertrauensvoll, was sich ereignet hatte. „Es war meine Absicht,“ sagte die hohe Frau, „bei Ihnen anzufragen, ob Sie sich entschließen könnten, die Bühne zu verlassen und dauernd bei mir das Amt einer Vorleserin zu übernehmen. Nun komme ich freilich zu spät. Aber vielleicht finden Sie einen Vermittelungsvorschlag annehmbar. Treten Sie als Schauspielerin in meinen Dienst über, liebe Lucile, und bleiben Sie darin, bis Herr von Gosselau das Fräulein von Brioncourt, die Hofdame der Königin, zur Kirche abholt.“

Lucile küßte dankbar ihre Hand.

Als die Provinz endlich von den französischen Truppen geräumt war und der Hof im Januar nach Königsberg übersiedelte, folgte Lucile der Königin dorthin, immer bemüht, sie durch ihre Kunst des Gesanges und der Recitation zu erheitern. Mit Erhard, der auf seinen Gütern viel zu thun fand, eine leidliche Ordnung herzustellen, unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel. Im Frühjahr aber kam er ihr zu melden: „Das Haus ist zum Empfang der Herrin bereit.“



Joseph II. in Rußland im J. 1780.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

I.

Das Jahr 1780 zählt zu den wichtigsten Wendepunkten in der Geschichte der internationalen Politik des vorigen Jahrhunderts. Rußland vertauschte das langjährige Bündniß mit Preußen, welches seit der Thronbesteigung des Kaisers Peter III. bestanden hatte, gegen die Allianz mit Oesterreich. Einen Einblick in die Art und Weise, wie diese für die ganze politische Welt entscheidende Wandlung zu Stande kam, gewähren die neuesten Publicationen aus österreichischen und russischen Archiven, welche der folgenden Darstellung zu Grunde liegen.

Von hervorragender Bedeutung für diese Processe der Anziehung und Abstoßung auf politischem Gebiete in jener Zeit sind die persönlichen Verhältnisse der Fürsten zu einander. Neben den Interessen der Staaten haben die Sympathieen und Antipathieen einzelner Persönlichkeiten ein entscheidendes Gewicht. Mehr als heute haben vor einem Jahrhundert die Stimmungen und Verstimmungen der Fürsten den Gang der öffentlichen Dinge entscheiden helfen. Der Reiz, der auf solche Stoffe gerichteten historischen Forschung wird nicht unerheblich erhöht durch das biographische, psychologische Interesse, welches die Durchmusterung des einschlagenden Materials darbietet. Die Vorgänge erscheinen in ihrer dramatischen Lebendigkeit, die wichtigsten handelnden Personen gelangen in zahllosen, inhaltreichen Schreiben zum Worte. Hier und da gewähren diese Correspondenzen Gelegenheit, in die geheimste Gedankenwerkstätte der maßgebenden staatsmännischen Capacitäten zu blicken, die Intentionen, Wünsche, Hoffnungen und Besorgnisse eines Joseph, einer Katharina, eines Friedrich zu belauschen. Zu dem Fesselndsten an dem Schauspiel gehört sodann die Spannung, mit welcher die an so wichtigen

Ereignissen betheiligten, aber in die eigentlichen Geheimnisse nicht eingeweihten Zeitgenossen den Vorgängen zuschauen, die Anstrengung, welche aufgewendet wird, um, wenn möglich, den Schleier zu lüften, welcher über die Vorgänge gebreitet bleibt. Da gewahrt man denn, wie selbst die scharfblickendsten und erfahrensten Politiker in ihrem Urtheil über die Tragweite der Begebenheiten fehlgreifen, wie wenig selbst eine Maria Theresia, ein Friedrich der Große im Stande waren, das Kommende richtig abzuschätzen. Ebensowohl weil uns mehr als den Beobachtern jener Vorgänge von den Einzelheiten derselben bekannt ist, als weil wir die Begebenheiten der Folgezeit zu beobachten und zu würdigen im Stande sind, können wir einen Zusammenhang erkennen, welcher den unmittelbaren, in Mitleidenschaft gezogenen Zeitgenossen um so eher entgehen mochte, als ihre Interessen die Unbefangenheit der Beobachtung beeinträchtigten.

Dieses Alles kann in hohem Maße von der historischen Bedeutung der persönlichen Annäherung gelten, welche zwischen dem Kaiser Joseph II. und der Kaiserin Katharina II. im Jahre 1780 stattfand. In der Reise, welche der erstere nach Mohilew unternahm, gelangte die sich damals vollziehende große politische Krisis in den Beziehungen Rußlands zu Oesterreich und Preußen zum Ausdruck. Den aphoristischen Angaben aus preußischen Archiven, welche schon früher hier und da gelegentlich ans Licht gezogen wurden, gesellte sich in neuester Zeit als Hilfsmittel für die Erforschung der Geschichte dieser denkwürdigen Kaiserreise die lange Reihe der überaus werthvollen Editionen A. von Arneths aus österreichischen Archiven hinzu. Aber erst die Publicationen der St. Petersburger Kaiserlichen historischen Gesellschaft bieten die Möglichkeit einer allseitigen Controle bei der Beurtheilung der Tragweite des Ereignisses dar. Dem hochverdienten Herausgeber der Briefe Josephs, Maria Theresias u. s. w. verdanken wir die Kenntniß von den Eindrücken, welche der Kaiser in Rußland empfing. Eine willkommene Ergänzung bieten die russischen Archivalien dar, welche uns in die Geheimnisse der Anschauungen und Urtheile der Kaiserin einweihen. Erst durch das Gegeneinanderhalten der den verschiedensten Quellen entstammenden zeitgenössischen Meinungsäußerungen und Berichte gewinnt das Bild von dem Aufenthalte Josephs in Rußland jene Anschaulichkeit, durch welche eine richtige Würdigung der welthistorischen Bedeutung dieser Episode bedingt wird.

II.

Seit dem Hinscheiden der Kaiserin Elisabeth, welches die Weltlage wie mit einem Schlage umwandelte und ganz neue politische Combinationen zur Folge hatte, waren die Beziehungen zwichen Oesterreich und Rußland sehr kühl gewesen. Die Berichte des österreichischen Diplomaten, Grafen Mercy, aus Petersburg vom Jahre 1762, gewähren ein sehr anschauliches Bild der plötzlich durchaus verschobenen Beziehungen der Höfe von Wien und Petersburg zu einander. Daß Katharinas Thronbesteigung den Erwartungen

nicht entsprach, welche der Graf an dieses Ereigniß knüpfte, erfüllte ihn mit dauerndem Groll gegen die Kaiserin. Er meinte bei dem stürmischen und leidenschaftlichen Charakter Katharinas ihrer Regierung kein günstiges Prognostikon stellen zu dürfen; weniger Gutes sei zu hoffen, als Schlimmes zu besorgen, schrieb Mercy im Jahre 1762, weil die Kaiserin sich bei allen ihren Entscheidungen vom Hochmuthe leiten lasse und einen dictatorischen Ton annehme*). Für Oesterreich war allerdings von Rußland für lange Zeit nichts Gutes zu erwarten. Ebensowenig, wie Oesterreichs Haltung während des ersten Türkenkrieges Rußland zusagen mochte, konnte Oesterreich über den entscheidenden Eingriff Katharinas in den baierischen Erbfolgekrieg Befriedigung empfinden. In der polnischen Frage hatten Preußen und Rußland zusammengestanden, ohne daß dieselbe eine Annäherung Oesterreichs an die beiden anderen Mächte zur Folge gehabt hätte.

Die beiden Frauen, Maria Theresia und Katharina, haßten einander. Die Abneigung der letzteren gegen die Kaiserin Königin war vor dem Jahre 1780 nicht ohne Einfluß auch auf das Urtheil Katharinas über Joseph II. In ihrem Schreiben an Grimm nannte Katharina den Kaiser wohl „l'homme à double face" oder spottete über seine Abhängigkeit von der Mutter, indem sie ihn als ein „piccolo bambino" bezeichnete. Man lese folgende Ergießung in einem an Grimm gerichteten Schreiben der Kaiserin aus dem Jahre 1778, wobei man sich der neuerdings von Hillebrand gemachten Bemerkung erinnert, daß die deutschen Stellen in diesen Briefen Katharinas an den Stil der „Frau Rath" gemahnen: „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester, so kann ich von ihr nichts anderes sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun, die beste Buße ist, so muß doch wohl was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele, aber was fordert man mehr von einer Frau? Wenn sie ihrem Manne getreu ist, so hat sie ja alle Tugend und im Uebrigen nichts zu schaffen. Von Herr Janus kann man wohl, ohne zu fehlen muthmaßen, daß, wenn er nicht zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, wo in Worten und Geschäften beständige Bocksprünge vorkommen*)." Und etwas später in Veranlassung des Tauschprojects: „Die Frau Mama hat nicht schlucken wollen; der Herr Sohn allein hat großen Appetit gehabt und da des Taschenspielers vier Söhne bedürftig sind zu leben, so hat die Kunst das Ihrige zugetragen, wodurch denn liebe Mama zur Passivsünde eingeleitet worden ist, nun aber sind die Bußstunden vorhanden" u. s. w.**).

*) Magazin d. Russ. hist. Ges. XVIII. 460.

**) Magazin d. Russ. hist. Ges. XXIII. 108 und 113. Auch Voltaire spottete gern über „Mauman", wie Katharina Maria Theresia zu nennen pflegte.

In demselben Jahre schrieb Maria Theresia an Marie Antoinette in bitterem Tone, auf Rußland sei nicht zu rechnen; dort herrschten die Grundsätze, nach denen der König von Preußen zu handeln pflege; Paul sei noch preußischer als sein soi-disant Vater gewesen sei, und die Mutter Pauls habe nur schöne Worte, hinter denen die „graeca fides“ lauere. Sehr unwillig äußerte sich auch in späteren Briefen Maria Theresia über Katharinas Haltung während des baierischen Erbfolgekrieges*).

Ganz anders hatten nahezu zwei Jahrzehnte hindurch Friedrich der Große und Katharina zu einander gestanden. Ihr Briefwechsel, welcher vor Kurzem veröffentlicht wurde, giebt Zeugniß darüber, wie beide einander bedurften, wie beide einander mit Lobsprüchen überhäuften. Aus derselben Quelle aber erfahren wir auch, wie die Interessen Rußlands und Preußens, welche bei Gelegenheit der polnischen Königswahl oder bei der ersten Theilung Polens ganz zusammengingen, auf dem Gebiete der orientalischen Frage einander keineswegs deckten. Es gab u. A. während des Türkenkrieges Zeiten, während deren die freundschaftliche eigenhändige Correspondenz Friedrichs mit Katharina dem Austausch solcher von der Hand von Geheimschreibern herrührenden Briefe Platz machte, welche den Charakter diplomatischer Noten hatten und sehr energische Mahnungen, ja, fast darf man sagen, Drohungen enthielten. Aber solche Differenzen waren denn doch nur vorübergehender Art gewesen. Rußlands Haltung während des baierischen Erbfolgekrieges hatte abermals den Beweis geliefert, daß die beiden Staaten gemeinsamen Boden hatten. In den überschwänglichsten Ausdrücken hatte nach der Intervention Katharinas Friedrich Anfang 1779 ihr für dieselbe gedankt**).

Der englische Diplomat James Harris, welcher 1778 nach St. Petersburg kam, ein erklärter Gegner Preußens, war entrüstet über den Einfluß, welchen Friedrich am russischen Hofe übte, über die Schwäche des Grafen Panin, welcher an dem Bündnisse mit Preußen festhielt, über die hervorragende Rolle, welche der preußische Gesandte in St. Petersburg spielte. Es gewährte dem englischen Gesandten eine lebhafte Genugthuung, im Laufe des Jahres 1779 eine Abnahme des preußischen Einflusses constatiren zu können. Die Stellung, welche Graf Görtz am russischen Hofe einnahm, war weniger günstig als diejenige seines Vorgängers, des Grafen Solms. Blieb auch Panin ein unbedingter Verehrer und Anhänger des großen Königs, so stellte sich denn doch bald heraus, daß Katharina gewissermaßen über ihren Minister des Auswärtigen hinweg selbständig Politik zu machen entschlossen war***). Es geschah dieses in dem Maße als in Rußland die orientalische Frage wieder einmal in erster Linie auf die Tagesordnung gesetzt wurde.

*) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, 245, 267 und 273.

**) Magazin der Histor. Ges. XX. 383—384.

***) Diaries and Correspondence of James Harris, Earl of Malmesbury. I. 175, 182, 236, 268, 277.

Immer wieder gelangte dabei der alte Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich zum Ausdruck. Beide Mächte suchten sich die Freundschaft Rußlands zu sichern. Friedrich dachte an die Combination eines Bündnisses zwischen Preußen, Rußland und Frankreich, oder eines Bündnisses zwischen Preußen, Rußland und der Türkei, durch welches letztere Mittel die Existenz der Türkei am ehesten sichergestellt erschien. Joseph II. wiederum suchte während seines Aufenthaltes in Frankreich für die Herstellung einer Allianz zwischen Oesterreich, Rußland und Frankreich zu wirken*).

Ende 1779 kam Graf Cobenzl als österreichischer Diplomat nach St. Petersburg. Er hatte den Auftrag, weder Geld noch Mühe zu sparen, um eine Annäherung Oesterreichs an Rußland zu Wege zu bringen; die freundschaftlichen Beziehungen, welche vor zwei Jahrhunderten zwischen beiden Mächten bestanden hatten, sollten wieder hergestellt werden.

III.

Da tauchte denn der Gedanke einer persönlichen Begegnung Josephs II. mit Katharina auf.

Die Kaiserin unternahm wohl dazwischen gern Reisen in das Innere des Reiches, um Provinzen, welche für sie ein besonderes Interesse hatten, in Augenschein zu nehmen. Wie sie einige Jahre später der soeben in Besitz genommenen Krym einen Besuch abstattete, so meinte sie im J. 1780 eine Reise nach Weißrußland unternehmen zu müssen. Sie wollte die Gebietstheile sehen, welche in Folge der Theilung Polens russisch geworden waren. Diese Reise nun, deren Endpunkt die Stadt Mohilew war, sollte zu einer Zusammenkunft Josephs mit der Kaiserin Gelegenheit bieten.

Die Initiative gehörte dabei Joseph II. an, wie wir aus einem Schreiben Maria Theresias an den Grafen Mercy erfahren. Schon im Winter, meldet die Kaiserin Königin dem Gesandten, am 3. März 1780 habe der Kaiser scherzend davon gesprochen, er habe nicht übel Lust mit Katharina in Mohilew zusammenzutreffen. Die Mittheilung dieser „Anekdote" wird von der Mutter Josephs mit dem Bemerken gemacht, der Graf Mercy könne sich ja wohl leicht vorstellen, wie wenig ein solches Vorhaben nach ihrem Geschmacke sei; eine solche Zusammenkunft, meinte Maria Theresia, könne leicht auf die anderen Mächte einen übeln Eindruck machen; auch habe ja der Charakter der Kaiserin von Rußland ihr, der Kaiserin Königin, bald den tiefsten Abscheu eingeflößt. Doch sei Joseph, wie gewöhnlich, so auch diesesmal von seiner Idee nicht abzubringen gewesen und habe ohne Wissen des Fürsten Kaunitz dem russischen Gesandten in Wien, Fürsten Galizyn, davon Mittheilung gemacht, Galizyn habe sodann an seine Herrin geschrieben und diese habe, ohne auch ihrerseits mit dem Grafen Panin darüber zu reden, in den ver-

*) Herrmann, Gesch. d. russ. Staates VI., 9, 27, 28; Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, 244.

bindlichsten Ausdrücken geantwortet und versprochen, die Sache vorläufig geheim zu halten. Gleichwohl, fügt Maria Theresia hinzu, könne man annehmen, daß Katharina sofort den König von Preußen von dem bevorstehenden Ereigniß in Kenntniß gesetzt haben werde. Maria Theresia war sehr unzufrieden. „Da haben wir", schloß sie ihre Mittheilung, „wieder einen Beweis dafür, wie wenig ich im Stande bin, den Ideen des Kaisers Halt zu gebieten, obgleich ich stets in der Lage bin, die schlimmen Folgen derselben tragen zu müssen. Der Kaiser macht sich die schönsten Hoffnungen von den Vortheilen einer solchen Zusammenkunft. Er freut sich im Voraus des Aergers, den dieselbe dem Könige von Preußen bereiten wird. Ich bin nicht überzeugt und bedauere lebhaft, daß dadurch Veranlassung geboten wird, den Haß des Königs von Preußen zu steigern und unsere Bundesgenossen in Unruhe zu versetzen" *).

Schon im Februar 1780 war Alles vereinbart worden. Joseph hatte die Angelegenheit mit besonderem Eifer betrieben. In einem offenbar für die Mittheilung an den Fürsten Galizyn bestimmten Schreiben des Kaisers an den Fürsten Kaunitz vom 1. März 1880 setzt Joseph auseinander, wie er nicht anders als in der Eigenschaft eines Grafen von Falkenstein nach Rußland zu reisen gedenke; sein Zweck sei lediglich die Bekanntschaft der Kaiserin zu machen; seinetwegen dürfe sie an ihrem Reiseplane nichts ändern, auch nicht ihren Aufenthalt in Mohilew verlängern; er werde es vorziehen, sie nach Smolensk zu begleiten; er wünsche nicht, sie irgendwie in ihren Beschäftigungen zu stören und hoffe nur, daß es dem Grafen von Falkenstein gestattet sein werde, sich unter die Herren vom Gefolge der Kaiserin zu mischen und die Augenblicke zu genießen, welche sie ihm zu schenken geneigt sein werde**).

Es hatte schon früher Beziehungen zwischen Joseph und Katharina gegeben In einem Schreiben vom J. 1774 hatte der Kaiser, an das Ergebniß der polnischen Theilung anknüpfend, seiner Bewunderung für die Kaiserin einen solchen Ausdruck gegeben, welcher über die gewöhnlichen Höflichkeitsformen hinausging. Es war dieses in persönlich warmem Tone gehaltene Schreiben eine Antwort gewesen auf eine Art diplomatischer Note, welche Katharina an Joseph gerichtet hatte***). Seitdem waren sechs Jahre vergangen. Nun sollten beide einander kennen lernen.

Die Sache konnte nicht lange Geheimniß bleiben und machte alsbald in der diplomatischen Welt Sensation. Harris schrieb am 7. März aus Petersburg an einen Collegen, der Wiener Hof sei sehr zuvorkommend gegen den russischen und man könne mit Sicherheit erwarten, daß im Sommer in

*) Arneth et Geffroy, Marie Antoinette. Correspondance secrète entre Marie-Thérèse et le Comte de Mercy-Argenteau. 2. Aufl., Paris 1874. III. 404—405.

**) Arneth, Joseph II. und Katharina S. VI—VII.

***) Ebend. S. 1—6.

der Nähe der polnischen Grenze eine Zusammenkunft zwischen Katharina und Joseph stattfinden werde*). Der Graf Mercy ward sehr bald schon beauftragt, der französischen Regierung von dem Bevorstehenden Mittheilung zu machen. In einem vertraulichen Schreiben an Maria Theresia schildert er den Eindruck, den diese Neuigkeit auf den Grafen Vergennes gemacht habe; der Minister sei „ein wenig erstaunt" gewesen; man müsse sich bemühen zu verhindern, daß zu viel Gewicht auf die Bedeutung dieses Unternehmens gelegt werde. Im Uebrigen, fügt Mercy hinzu, könne er sich vorstellen, daß Maria Theresia das Vorhaben Josephs mißbillige; es sei ja bei dem bekannten Charakter der Kaiserin keineswegs irgend ein Vortheil davon zu erwarten. Auch Mercy war überzeugt davon, daß Katharina zuallererst den König von Preußen von der bevorstehenden Zusammenkunft benachrichtigt haben werde; nun gelte es den Ränken des Letzteren, welche bei dieser Gelegenheit nicht fehlen würden, zuvorzukommen. Etwas später äußerte Mercy, das Ereigniß werde wohl einige Zeit von sich reden machen, dann aber leicht wieder in Vergessenheit gerathen und ohne Folgen bleiben**). Auch aus dem Briefwechsel Maria Theresias mit Marie Antoinette ist zu ersehen, daß beide Frauen von der Reise Josephs entweder keine oder eine schlimme Wirkung erwarteten. „Diese Reise macht mir schwere Sorge," schrieb die Kaiserin Königin an ihre Tochter, als bereits Joseph in Rußland weilte, und Marie Antoinette erwiderte: „Ich verstehe wenig von der Politik, aber ich zweifle daran, daß bei dieser Kaiserin etwas zu holen sei***).

In ganz anderer Stimmung schrieb Joseph an seinen Bruder Leopold im April 1780 von Rußland: „Ich bin sehr gespannt darauf, wie ich dieses Land finden werde. Staat und Volk haben seit Anfang dieses Jahrhunderts ein ganz anderes Ansehen erhalten und sind gewissermaßen neu geschaffen worden. Rußland nimmt sich gut aus, ist groß, reich an Erzeugnissen, hat eine unangreifbare Lage; ich werde, nachdem ich dort gewesen sein werde, viel davon zu erzählen haben." An die Mutter schrieb Joseph noch aus Lemberg am 19. Mai, er hoffe bei der heikeln Unternehmung sich ihren Beifall zu erwerben †).

Recht wunderlich nimmt sich Breteuils Bericht aus Wien vom 29. März aus: Joseph habe ohne Wissen und wider den Willen seiner Mutter an die Kaiserin von Rußland geschrieben: er wünsche sie auf ihrer Reise zu sehen; Katharina aber habe beifällig geantwortet, nachdem sie zuerst den König von Preußen höflicherweise befragt und dieser eingewilligt habe††).

---

*) Diaries and correspondecne I. 285.

**) Arneth et Geffroy III. 413—314, und 417.

***) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, S. 313, 317, 318, 319.

†) Arneth, Maria Theresia und Joseph, S. 241, 245, „se ferai de mon mieux pour mériter son approbation dans cette delicate entreprise."

††) Raumers Beiträge zur neueren Geschichte V. 441—442.

So standen die Dinge nicht, daß Katharina für ihre Zusammenkunft mit Joseph einer Erlaubniß Friedrichs bedurft hätte. Wir erfahren vielmehr, daß die Nachricht von dem Vorhaben Josephs in den Kreisen der preußischen Staatsmänner eine nicht geringe Unruhe hervorbrachte. Selbst Panin war nicht gefragt worden, und nun gab es zwischen ihm und dem preußischen Gesandten, Grafen Görtz, einen Austausch von Vermuthungen über die zu erwartenden Folgen des Ereignisses. Auch erfahren wir, daß Friedrich durch seine Gesandten, Goltz in Paris und Görtz in Rußland, allerlei Gerüchte ausstreuen ließ, welche den Zweck hatten, Oesterreich zu schaden*). Die Anhänger Preußens suchten übrigens einander zu beruhigen. Als Graf Görtz Anfang März dem Grafen Panin seine Bedenken darüber äußerte, daß die beabsichtigte Reise des Kaisers nicht ohne Einfluß auf eine Umwandlung des jetzt herrschenden politischen Systems bleiben dürfte, fiel Panin ihm sogleich in's Wort: „Wenn man im Grunde des Herzens so sehr gegen Oesterreich eingenommen ist, wie wir es sind, so wird das doch sehr schwer halten." Und dann brachte er selbst als wirksames Mittel dergleichen nachtheilige Einflüsse zu neutralisiren, den Besuch des Prinzen von Preußen, des Neffen und Nachfolgers des Königs, am Hofe der Kaiserin in Vorschlag. Nur müsse, meinte er, ein Antrag deshalb von dem Könige ausgehen und so beschleunigt werden, daß dieser Besuch des Prinzen nicht etwa als eine absichtliche Demonstration gegen die Reise des Kaisers erscheine. Auch in späteren Unterredungen meinte Panin der Sache keine große Wichtigkeit beilegen zu können: es werde Alles auf eine leere „Demonstration" und „Ostentation" hinauslaufen; ein Einfluß auf das bestehende System sei nicht zu erwarten; der etwaige Eindruck werde kein bleibender sein. Denn das einmal angenommene System hänge überhaupt nicht von Persönlichkeiten ab, sondern sei auf die wahren Interessen beider Reiche gegründet.

Trotz alledem meinte Görtz die Sache doch nicht so ganz leicht nehmen zu dürfen. So viel, meinte er, stehe doch fest, daß dieses Ereigniß nicht wenig dazu beitragen werde, die Eitelkeit der Kaiserin, des Hofes und der Nation zu vermehren. „Dazu," schrieb er am 19. April an den König, „fehlte eben nichts, als das Phänomen, daß der Kaiser von Deutschland, der erste Souverän Europas, der Sprößling dieses sonst so stolzen Hauses Oesterreich, so weit herkomme, um der Kaiserin seine Huldigung darzubringen. Das wird die Art, mit diesem Hofe zu unterhandeln, für die übrigen Höfe immerhin etwas erschweren, und es leidet keinen Zweifel, daß derselbe sich veranlaßt sehen wird, eine solche Herablassung auf einige Zeit durch gewisse Gefälligkeiten zu erwidern. Man wird damit Koketterie treiben; zu etwas Reellem wird man aber wahrscheinlich dadurch nicht gelangen. Meiner Meinung nach muß man sich während dieses Zwischenspiels mit Geduld rüsten

*) Von solchen „insinuations odieuses" schrieb Mercy; s. Arneth et Geffroy III. 426 und 433.

und nur die Augen hübsch offen halten, ohne irgend Unruhe zu verrathen. Man muß fortfahren, dasselbe Vertrauen und dieselbe Anhänglichkeit an das herrschende System zu beweisen und diesem Hofe Zeit lassen, wieder zu sich selbst zu kommen, so wie demjenigen von Wien gestatten, mit seiner ganzen verschlagenen Politik sich endlich zu demaskiren." Auch andern Gesandten schrieb Görtz weiter, habe Panin die ausdrückliche Versicherung gegeben, daß die beabsichtigte Zusammenkunft nichts als ein einfacher Besuch des Kaisers sein solle. Daher werde die Allianz zwischen Rußland und Preußen, an welcher die Kaiserin fortwährend festhalte, und wobei sich Rußland so wohl befinde, dadurch auch sicherlich nicht beeinträchtigt werden, sondern nach wie vor fortbestehen.

Auch der König schien beruhigt zu sein. Im April schrieb er an Görtz, er hoffe, daß die schönen Erwartungen, welche namentlich der Fürst Kaunitz an die Reise des Kaisers geknüpft habe, in nichts zerrinnen würden. Zu dem Besuche des Prinzen von Preußen in St. Petersburg, welcher für den September festgesetzt wurde, gab der König seine Zustimmung und empfahl übrigens dem Grafen Görtz sich nur ganz ruhig zu verhalten und aufmerksam zu beobachten*).

Der englische Gesandte, Harris, wollte indessen doch erfahren haben, daß Friedrich den Fürsten Potemkin durch große Versprechungen zu gewinnen suchte. Er sollte ihm, für den Fall, daß Potemkin während der Zusammenkunft Josephs mit Katharina die preußischen Interessen wahren werde, den Besitz Curlands in Aussicht gestellt haben. Auch von einer Sicherstellung Potemkins für den Fall der Thronbesteigung Pauls sollte die Rede gewesen sein. Man hat diese Mittheilungen des englischen Diplomaten für eitle Prahlerei gehalten und gemeint, daß an derartigen Erzählungen von geheimen Beziehungen Friedrichs zum Fürsten kein wahres Wort gewesen sei**). Uns fehlt die Möglichkeit der Controle dieser Erzählung. An und für sich aber erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß von preußischer Seite, da nun doch einmal die Reise Josephs eine gewisse Bestürzung veranlaßt hatte, der Versuch gemacht worden sei, in Potemkin einen Fürsprecher zu erwerben.

IV.

Es war nicht das erste Mal, daß Katharina einen hochfürstlichen Gast bei sich sehen sollte. Vielmehr war sie es gewohnt, einflußreiche, maßgebende Persönlichkeiten dieser Art zu empfangen. Zweimal hatte der Prinz Heinrich in Petersburg geweilt, und beide Mal war ein solcher Aufenthalt des Bruders Friedrichs des Grafen in der russischen Hauptstadt von großer politischer Bedeutung gewesen. Von geringerer Wichtigkeit war der Besuch

*) Auszüge aus den Schreiben Görtz' und des Königs bei Zinkeisen, Gesch. d. osmanischen Reiches, VI. 257—260.

**) Zinkeisen VI. 258 Note.

des Königs Gustav III. im J. 1777. Später kam Katharina mit dem Letzteren in Frederikshham, mit Joseph II. in Südrußland, mit dem Könige von Polen in Kaniew zusammen. Gegen das Ende der Regierung Katharinas erschienen in St. Petersburg der Graf Artois, Bruder Ludwig XVI., der junge König von Schweden Gustav IV.

Keine dieser Begegnungen erreicht an politischer Bedeutung die Zusammenkunft Katharinas mit Joseph in Mohilew. Gleichwohl hatte die letztere den Charakter des Gelegentlichen, Zufälligen. Die Reise der Kaiserin nach Weißrußland hätte auch ohne diese Begegnung mit dem Kaiser stattgefunden. Es war ein Inspections- und Revisionstour.

Neuerdings ist das Tagebuch veröffentlicht worden, welches einer der Begleiter der Kaiserin, Besborodko, während der Reise zu führen hatte. Von ihm rührt auch ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan der administrativen Obliegenheiten her, um deren Erledigung es sich während der Reise handelte. Einer Commission von vier Personen, unter denen uns wiederum Besborodko begegnet, wurde zur Pflicht gemacht, während der Reise der Kaiserin überall Angaben in Betreff der Lage des Gouvernements, der Kreise, der Städte und anderen Ortschaften zu sammeln. Man wollte ein genaues Bild gewinnen von der finanziellen und volkswirthschaftlichen Situation der Gegenden, durch welche man kam. Ueberall wurden statistische Zahlen notirt. Man forschte nach den Zuständen auf den Gebieten des Handels und der Gewerbe, der Jurisdiction und des Cultus. Ueber Schulwesen und Stadtbudgets, über die Ursachen der Verzögerung bei Erledigung der Kanzleigeschäfte, über allerlei Nothstand und Theuerung wurden Erkundigungen eingezogen. Hier wurden rückständige Steuern erlassen, dort suchte man durch kaiserliche Geldspenden den Bau neuer Häuser, die Errichtung von Schulen zu fördern. Viele Tausende von Rubeln sind während dieser Reise für derartige Regierungszwecke verausgabt worden. Ueberall sollte die Kaiserin als Wohlthäterin, als eine belebende Kraft erscheinen. Sie gefiel sich in einer solchen Thätigkeit, die den Schein mütterlicher Fürsorge für das Wohl ihrer Unterthanen hatte. „L'oeil du maître nourrit les chevaux" hatte die Kaiserin einmal in einem Schreiben an ihre Freundin, Frau von Bjelcke, als den Grundsatz bezeichnet, welcher in erster Linie, sie zu solchen Reisen veranlaßte.

Die Wirkung war nicht so bedeutend, als Katharina meinen mochte. Zu dem kolossalen Aufwande, welcher nothwendig mit solchen Reisen verbunden war — es mußten u. A. auf jeder Station mehrere hundert Pferde bereitgehalten werden — standen die für Verwaltungszwecke geopferten Summen in keinem Verhältniß. Mochten aber auch derartige Reisen der Kaiserin einem Luxusbedürfniß entsprechen, so übte denn doch das dabei stets aufrechterhaltene Princip vom Volkswohl einen wohlthuenden Eindruck. Katharina gab sich überall, wo sie erschien, dem Genuß hin, den Glanz ihres Hofes zu entfalten, die Macht ihrer Persönlichkeit zur Geltung zu

bringen. Es fehlt nicht an Zeugnissen darüber, daß der Zauber ihrer Erscheinung die glücklichste Wirkung übte. Selten haben monarchische Formen eine so geschickte Vertretung gefunden, wie in Katharina. Alle wußte sie durch Hoheit und Anmuth zu bestechen. Die Art, wie sie von Vertretern der verschiedensten Stände Huldigungen entgegenzunehmen pflegte, war begeisternd. Ihre Leistungsfähigkeit im Hofhalten ist, insbesondere während ihrer Reisen, staunenerregend. Kaiser Joseph sollte Gelegenheit haben, die Entfaltung dieser Gaben Katharinas zu bewundern, die buntschillernde Mannigfaltigkeit ihres Conversationstalentes auf sich einwirken zu lassen, die Majestät und Milde ihrer Haltung im Verkehr mit ihren Unterthanen zu beobachten.

Um so spaßhafter erscheint die denn doch wohl fingirte Besorgniß der Kaiserin, sie werde vor Joseph II. nicht bestehen. Sie schreibt am 20. März (1. April) 1780 an Grimm, er könne sich ja wohl ihrer großen Aufregung bei Gelegenheit des Besuches Gustav III. erinnern und nun befinde sie sich schon wieder in derselben Situation. „Aber mein Gott," schreibt sie, als sei sie unwillig über Josephh Reise, „das wäre am Besten, wenn sie sollten zu Hause sitzen und die Leute nicht so viel schwitzen machen. Me voilà de nouveau dans la rôle de Ninette à la cour, et toute ma gaucherie et mon embarras ordinaire qui va paraître dans son lustre; priez Dieu pour moi." Auch erzählt die Kaiserin, sie habe auf die Aeußerung Josephs, er wünsche sie persönlich kennen zu lernen, erwidert, „que le jeu ne vaudrait pas la chandelle" u. dgl. w.*)

Von der glücklichen, frohen Stimmung Katharinas auf ihrer Reise nach Mohilew, welche zwei volle Wochen (vom 9/20. Mai bis zum 24. Mai — 4. Juni) in Anspruch nahm, zeugt eine große Anzahl sehr herzlicher und launiger Schreiben, welche die Kaiserin an ihren Sohn Paul und ihre Schwiegertochter Maria Feodorowna richtete. Sie schilderte darin ihre Reiseeindrücke, die Physiognomie der Städte und Landschaften, begleitet mancherlei für ihre „Kinder" und die Enkel Alexander und Constantin, bestimmte Geschenke, welche sie aus mehreren Städten absandte, mit scherzhaften Bemerkungen. Ueberall, in Narwa, Gdow, Pskow, Polozk, Schklow gab es Empfangsfeierlichkeiten. Galadiners, Festgottesdienste, Begrüßungsreden, Bälle u. dgl. m. Gelegentlich ist in den Schreiben der Kaiserin auch von der bevorstehenden Zusammenkunft mit Joseph II. die Rede. So schreibt sie aus Doloszy am 18/29. Mai, Graf Falkenstein habe schon vor einigen Tagen in Kijew eintreffen sollen und werde ein Paar Tage früher, als sie nach Mohilew kommen, doch werde sie deshalb ihre Reise nicht beschleunigen. „Que le ciel le bénisse", bemerkte sie von Joseph in fast wegwerfendem Tone**). Auch in den unterwegs, u. A. in Polozk, geschriebenen, an

*) Magazin d. Histor. Gesellschaft XXIII. 128. Irrthümlich ist in dieser Edition das Schreiben vom 20. März 1779 datirt; soll heißen 1780.

**) Magazin d. Histor. Ges. IX. 48.

Grimm gerichteten Schreiben Katharinas ist nur ganz gelegentlich Joseph II. erwähnt. An Paul schreibt sie am 22. Mai allerdings, sie schwitze nicht wenig bei dem Gedanken an die Zusammenkunft mit dem Grafen von Falkenstein. Dabei bemerkt sie, er werde vielleicht auch nach Moskau und St. Petersburg reisen. Fast spöttisch klingt die Aeußerung, Joseph scheine sich überall besser zu fühlen als in Wien *).

Wie sehr aber die Kaiserin von dem Gedanken an die Zusammenkunft mit Joseph erfüllt war, zeigt ein Schreiben aus Sjenno an Potemkin, in welchem Katharina die Frage erörtert, in welcher Form wohl am Zweckmäßigsten die erste Begegnung zu veranstalten sei, ohne einerseits die dem Kaiser Joseph schuldige Rücksicht und ohne andererseits sein Incognito zu verletzen. Sie schlug vor, der Graf von Falkenstein solle in dem Augenblicke, wenn die Kaiserin nach der Ankunft in Mohilew, nach dem Gottesdienst in der Kathedrale, die für sie bereit gehaltenen Gemächer betrete, einige Augenblicke in einem der Privatgemächer mit ihr verweilen, ehe der festliche Empfang der Würdenträger der Provinz und der Spitzen der Gesellschaft in den Prunkgemächern stattfinde. Einige französische Sätze in dem sonst russisch geschriebenen Brief an Potemkin, welcher zur Begrüßung Josephs nach Mohilew vorausgeeilt war, hatten offenbar die Bestimmung dem Kaiser wörtlich mitgetheilt zu werden **). Ein kurzes Höflichkeitsschreiben an Joseph aus Polozk beantwortete dieser schon aus Mohilew in herzlicher Weise ***).

Von Josephs Reise nach Mohilew sind nur wenige Einzelheiten bekannt geworden. Er weilte ein Paar Tage in Kijew, wo ihn der Feldmarschall Rumjanzow empfing und beeilte, als er hörte, Katharina werde bald in Mohilew eintreffen, seine Reise dorthin, sodaß er zwei Tage und eine Nacht ohne Halt zu machen, reiste. Er wohnte in Mohilew in dem Hause eines polnischen Kaufmanns. Bald nach seiner Ankunft in der Stadt erschienen Cobenzl und Potemkin. In seinem Schreiben an Maria Theresia schildert er den ärmlichen Eindruck, welchen die ganze Gegend und auch die Stadt machten, einige Sehenswürdigkeiten, seine Begegnung mit Potemkin. Es scheint dem Kaiser eine Genugthuung gewesen zu sein, wahrzunehmen, daß die Gebietstheile, welche Rußland bei der ersten polnischen Theilung erworben hatte, fast ausschließlich aus Sumpf und Wäldern bestanden und die Bevölkerung derselben dünn gesäet erschien †).

Aus den Memoiren Dobrynins, eines Beamten, welcher damals in Mohilew lebte, und, als Privatmann, Zeuge dieser Vorgänge war, erfahren wir, daß Joseph II. auf Alle, die ihn sahen, einen sympathischen Eindruck

*) ebend. S. 51.
**) Magazin d. Hist. Ges. XXVII., 180—182
***) Arneth, Joseph II. und Katharina S. 6—8.
†) Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 246—249.

machte. Er fiel durch die Schlichtheit in seinem Aeußeren auf. Einige Zeit blieb er unerkannt, bis eine Ungeschicklichkeit des Gouverneurs von Mohilew, Passek, welcher den Fremden auf der Straße mit besonderer Ehrerbietung begrüßte, Allen kund that, daß der unscheinbare Offizier, welcher ohne alle Begleitung die zum Empfange der Kaiserin festlich aufgeputzten Straßen und Plätze durchschritt, kein Anderer sei, als das Haupt der Christenheit, der erste Souverän Europas*).

Mitten im Volkshaufen „en frac“, wie er seiner Mutter meldete, schaute Joseph der Prachtentfaltung des feierlichen Einzuges der Kaiserin in die Stadt zu. Da gab es eine Unzahl prächtig berittener polnischer Edelleute, eine militärische Escorte. Während die Kaiserin, bei der Kirche Halt machend, in derselben dem Gottesdienste beiwohnte, eilte der Kaiser nach Hause und von dort „in Uniform“ in den Palast, wo er in einem Privatgemach die Kaiserin erwartete. Nach einigen Worten der Begrüßung zog sich Katharina zurück; dann fanden der allgemeine Empfang und die Hoftafel statt. „Man sprach,“ bemerkt Joseph, „über gleichgiltige Dinge, aber geistvoll und liebenswürdig.“ Der Anfang lasse sich gut an; Alles werde hoffentlich ganz erträglich verlaufen, meldete er weiter und erwähnte zugleich, wie wenig Geschick er bei so feierlichen Gelegenheiten an den Tag lege**).

Auch Katharina schien mit dem ersten Eindrucke zufrieden zu sein. Sie schrieb an Paul und dessen Gemahlin, der Graf von Falkenstein sei gesprächig, kenntnißreich, ungezwungen im Verkehr; ohne ihn gesehen zu haben, könne man sich keine Vorstellung von ihm machen; keines der Bildnisse von ihm, welche existirten, sei ähnlich. Sie habe vor Aufregung arg geschwitzt, fügte Katharina hinzu, aber sich doch ganz gut aus der Affaire gezogen und keine Verlegenheit wahrnehmen lassen; freilich habe sie auf die schönen Complimente des Grafen von Falkenstein nur in höchst linkischer Weise antworten können u. dgl. m.***).

Abends fand beim General-Gouverneur ein glänzender Ball statt. Nach dem Souper, bei welchem die Kaiserin selbstverständlich den Grafen von Falkenstein zum Tischnachbar hatte, soll sie zum Fürsten Wolkonsky und zum Grafen Lewaschew heimlich gesagt haben: „Ich habe ihn in der Tasche!“†)

Anderen Tages früh schrieb Katharina an Grimm lobend über die reiche Bildung Josephs; er spreche viel und gut; der anhaltende Regen habe noch mehr Gelegenheit zur eifrigen Unterredung geboten, es sei u. A. von den Normalschulen die Rede gewesen, einer ganz vortrefflichen Einrichtung. „Auch hier habe ich wieder einmal wahrgenommen,“ fügte Katharina mit

*) Die Memoiren Dobrynins in der Zeitschrift „Russkaja Starina“ Bd. IV. S. 110—112.

**) Arneth, Maria Theresia und Joseph. III. 249—250.

***) Magazin d. hist. Ges. IX, 52—53.

†) Wolkonsky erzählte es selbst. S. Russkaja Starina V. 137.

einem Seitenhiebe auf Maria Theresia hinzu, „daß die Kinder nicht immer den Eltern ähnlich sehen. Wir sind nicht sehr fromm, was schon aus der Wahl der Lectüre zu ersehen ist.“ Sie bemerkte ferner, Joseph kenne übrigens Buffons „Epoques de la nature“ noch nicht*). Es war dieses Werk ein Lieblingsstudium der Kaiserin in dieser Zeit.

Das wichtigste Ergebniß des ersten Tages war die Uebereinkunft, daß der Kaiser Katharina nach Smolensk begleiten, von dort nach Moskau reisen und dann einige Wochen in St. Petersburg verweilen werde. Er äußerte den Wunsch, den Großfürsten Paul und seine Gemahlin kennen zu lernen. Indem die Kaiserin von allem diesem an die Letzteren schreibt, schildert sie die Einfachheit der Lebensweise Josephs, lobt seine Kenntnisse und bemerkt: „Il ne manque pas d'esprit“. Seine Bescheidenheit gefiel der Kaiserin: es sei, erzählt sie, bei Tische für ihn zur Rechten der Kaiserin gedeckt gewesen indessen habe er links sitzen wollen**).

Der Kaiser war fast beständig und überall der Begleiter der Kaiserin bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten Mohilews. An Grimm schrieb Katharina: der Graf von Falkenstein habe in der Oper — es gab mehrere Vorstellungen — so schöne Dinge gesagt, daß man dergleichen drucken lassen müßte; er sei voll tiefer Gedanken, welche seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit sicherstellen würden, wenn er sie zu verwirklichen Gelegenheit fände. Genaueres darüber meinte sie aus Discretion nicht mittheilen zu dürfen; es sei von allem Möglichen gesprochen worden. Sehr launig schildert Katharina ferner, wie sie in Josephs Gesellschaft einer katholischen Messe beigewohnt habe: „Wir lachten und schwatzten mehr, als daß wir zugehört hätten, er erklärte mir Einiges und ich sperrte den Mund auf und lernte***).“ Auch an ihre „Kinder“ schrieb die Kaiserin, sie habe nur Anfangs einige Angst geschwitzt; jetzt gehe es mit der Conversation ohne alle Schwierigkeit. Kurz vor dem Aufbruche von Mohilew gab es eine besondere Feierlichkeit: Katharina und Joseph legten den Grundstein zu einer Kirche, welche zum Andenken an diese Zusammenkunft erbaut werden sollte†).

Wie denkwürdig diese Begegnung in politischer Hinsicht war, erfahren wir besonders ausführlich aus den Berichten Josephs, welcher von dem Inhalte seiner Unterredungen mit der Kaiserin viel eingehender und ausführlicher schrieb, als Katharina sich über denselben Gegenstand in ihrem Schreiben an Grimm oder an den Großfürsten Paul und dessen Gemahlin auszulassen für gut fand.

Nachdem Joseph drei Tage mit der Kaiserin verlebt hatte, schrieb er, daß er mit dem ihm gewordenen Empfange sehr zufrieden sein könne, daß

*) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 180—181.
**) Magazin d. hist. Ges. IX. 53—54.
***) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 181.
†) S. d. Tagebuch in dem Magazin d. hist. Ges. I., 409 und Dobrynins Memoiren a. a. O. 115.

er aber leider wegen der fortwährenden Festlichkeiten, Bälle, Theatervorstellungen u. s. w. keine Gelegenheit gehabt habe, mit Katharina unter vier Augen zu reden. Gleichwohl sei, wenn auch in Andeutungen, abgerissenen Bemerkungen und gelegentlichen Aeußerungen von wichtigen politischen Dingen die Rede gewesen. Er faßt sodann die Ergebnisse dieser Unterredungen in einigen Punkten zusammen: 1) die Kaiserin, deren Geist und Kenntnisse er lobt, scheine mit ihm zufrieden zu sein und ihm von Tag zu Tag vertrauensvoller und ungezwungener zu begegnen; 2) vermeide sie es vorläufig, politische Fragen zu erörtern; 3) habe er in der Oper die Gelegenheit wahrgenommen, die schändlichen, in Betreff seiner von Friedrich verbreiteten Gerüchte zu widerlegen, und Katharina habe dazu bemerkt, sie schenke derartigen falschen Nachrichten keinen Glauben und halte dafür, daß man dem Könige bald überhaupt keinen Glauben schenken werde; 4) sie wünsche nicht zwischen den kriegführenden Mächten (Frankreich und England) Vermittelung zu übernehmen; 5) habe sie ihn gefragt, ob er nicht Lust habe von Italien, insbesondere von dem Kirchenstaat, als dem Erbe der römischen Kaiser Besitz zu nehmen; er habe hierauf scherzend erwidert, daß bei der Erhaltung des Status quo in Italien allzuviele Mächte unmittelbar interessirt seien, als daß an dergleichen gedacht werden könne, daß es aber ihr weniger schwer fallen könne, ihr Rom, d. h. Konstantinopel, zu erobern. Joseph glaubte wahrnehmen zu können, daß Katharina, nachdem sie eine so kühne Frage gethan, verlegen geworden sei: sie versicherte, daß sie den Frieden wünsche und nicht an eine solche Erwerbung denke.

Hierauf brachte Joseph in dem Schreiben an Maria Theresia einigermaßen vorsichtig seine Absicht, der Kaiserin nach Petersburg zu folgen, zur Sprache. Er mochte mit Recht voraussetzen, daß Maria Theresia eine längere Dauer seines Aufenthaltes in Rußland nicht gutheißen werde. Daher hielt er es für nöthig, seinen Entschluß ausführlich zu begründen: in der Stille des Landlebens von Zarskoje Selo werde sich Gelegenheit zu eingehenderen Besprechungen darbieten; die neue Hauptstadt, die Flotte, alle Staatseinrichtungen könnten allein einen richtigen Begriff von allen Reformen Peters I. und Katharina II. geben; aller Welt, insbesondere dem Könige von Preußen, würde durch einen Aufenthalt Josephs in Petersburg der Erfolg der Zusammenkunft in Mohilew veranschaulicht, ferner der möglicher Weise günstige Eindruck, welchen der Prinz von Preußen machen werde, einigermaßen verwischt werden; es könne von der größten Bedeutung sein, daß er, Joseph, den Großfürsten Paul persönlich kennen lerne. So hoffe er denn auf die Zustimmung seiner Mutter. Am Schlusse des Briefes bittet Joseph um je ein paar Exemplare der in den Normalschulen gebräuchlichen Handbücher; Katharina hatte darum gebeten*).

*) Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 250—255.

So konnte denn als das wichtigste Ergebniß dieser ersten Begegnung in Mohilew die Möglichkeit gelten, bei einem längeren Aufenthalte Josephs in Rußland zu weiteren Ergebnissen zu gelangen. Der Anfang war gemacht und vielverheißend.

Letzteres aber wollte den Vertretern der preußischen Interessen nicht einleuchten. „Der Kaiser", erklärte Panin dem Grafen Görtz im Juni, „ist ein unbesonnener Schwätzer. Manchen Leuten gefällt er dadurch freilich, aber bei der Kaiserin wird ihm diese Eigenschaft, woran sie keinen Geschmack findet, nicht zur Empfehlung dienen." Deshalb sei auch von seiner Reise für ein so fest begründetes System, wie das bestehende, gar nichts zu besorgen. Der König könne sich sicher darauf verlassen. Die erste Aufwallung werde schnell vorübergehen, und die Zeit die leichten Eindrücke, welche davon zurückbleiben sollten, vollends zu nichte machen, zumal wenn man deshalb keine Unruhe an den Tag legte. Die ganze Reise des Kaisers sei überhaupt nicht in der Ordnung. Ein Monarch, welcher, anstatt zu Hause für das Wohl seiner Staaten zu sorgen, so in die Welt hineinlaufe, müsse nothwendig in's Lächerliche verfallen.

Friedrich der Große erfuhr von einem ostensiblen Schreiben Katharinas an den Fürsten Galizyn in Wien, in welchem die Kaiserin den Eindruck ihrer ersten Bekanntschaft mit Joseph schilderte. Da hieß es u. A., sie habe sich besonders darüber gefreut, bei dem Kaiser denselben Sinn für Gerechtigkeit und Billigkeit zu finden, welcher sie selbst beseele u. dgl. m. Friedrich meinte diese Aeußerungen nur als gewöhnliche Redensarten der schuldigen Höflichkeit ansehen zu dürfen. Er schrieb an Görtz, die Kaiserin kenne ja überhaupt ihre wahren Interessen viel zu gut, als daß sie einen sichern und keineswegs gefährlichen Alliirten gegen einen andern vertauschen sollte, welcher durch seine Stellung und durch seinen Charakter stets der Nebenbuhler ihrer Macht und ihres Ruhmes sein werde*).

Ganz anders lauteten Harris' Berichte über die Wirkung der ersten Begegnung in Mohilew; jedes Schreiben von dort enthalte den Beweis, daß Joseph und Katharina im hohen Grade befriedigt seien, daß Joseph seiner ganzen Art nach nicht anders als der Kaiserin habe gefallen müssen, auch habe er nichts versäumt, um diesen Zweck zu erreichen; er habe sich über Alles, was sie thue und noch thun werde, entzückt geäußert, sie sei ganz eingenommen von ihm; auch Potemkin habe sich bemüht des Kaisers Gunst zu erwerben u. dgl. m.**).

V.

Am 30. Mai (10. Juni) reisten Katharina und Joseph aus Mohilew ab. In der sechssitzigen Kutsche befanden sich außer ihnen Cobenzl, eine

*) Zinkeisen VI., 260—261.
**) Diaries and correspondence I., 313—314.

Hofdame der Kaiserin, der Günstling Lanskoi und Naryschkin. Das erste Nachtlager war in Schklow, welcher Flecken dem ehemaligen Günstling der Kaiserin, Soritsch, gehörte. Dieser hatte Tausende von Rubeln verausgabt, um seinen Palast für die Aufnahme der Kaiserin auszuschmücken, sächsisches Porzellan für die Summe von 60,000 Rubeln kommen lassen u. dgl. m.*). Es gab eine opulente Festlichkeit, eine Theateraufführung, einen Ball, allerlei Ergötzung für das Volk**). Aehnliches geschah in Orscha, in Dubrowny, in Ljady. Von dem letzteren Flecken aus schrieb Besborodko an seinen Freund, Woronzow, die Kaiserin behandele ihren Gast sehr zuvorkommend, derselbe sei gar nicht lästig und verlange nur, daß man mit ihm keinerlei Umstände mache***).

In Smolensk blieb man drei Tage. Hier hatte der Kaiser mehrere Unterredungen mit Besborodko. Er forschte den Letzteren über das Maß der Antheilnahme der Kaiserin an der Technik der Geschäfte aus und war erstaunt zu hören, daß Katharina jede diplomatische Note sowohl im Entwurf als in der endgiltigen Ausführung sorgfältig zu prüfen pflege. Sehr lobend äußerte sich Joseph über das Geschick bei der Redaction der russischen Noten, über die hohe Begabung Panins, über die ausgezeichneten Eigenschaften des Großfürsten Paul. Geistreich und anregend sprach er über die Bedingungen des Erfolges auf dem Gebiete der auswärtigen und der innern Politik, über die Bedeutung des Kriegsdienstes als einer Vorbereitung auf den Civildienst. Joseph scheint es verstanden zu haben, bei diesen Unterredungen Rußland und die russischen Staatsmänner in sehr vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Kein Wunder, daß selbst der leidenschaftslose, kühl berechnende Besborodko, welcher fortan längere Zeit hindurch die Seele der auswärtigen Politik Rußlands bleiben sollte, einen sehr günstigen Eindruck gewann†). Friedrichs des Großen Ausspruch, der Graf von Falkenstein sei ein schlechter Gesandter des Kaisers Joseph††), erschien hier wenigstens als keineswegs zutreffend.

Harmlos plaudernd berichtete Katharina in mehreren Schreiben an ihre „lieben Kinder", in der frohesten Stimmung von dem glücklichen Fortgange ihrer Reise, von dem Zusammensein mit Joseph; der Wagen, in welchem sie führen, sei nun eine Art Raritätenkasten; Joseph habe sich sehr zufrieden über die Kathedrale von Smolensk geäußert; er sei erstaunt gewesen über den Putz und das gute Aussehen der vornehmen Gesellschaft, welche zu den Bällen und Maskeraden in Smolensk erschienen sei. Diesen Mittheilungen fügt sie dann die Bemerkung hinzu, sie sollten bei dem Gedanken an die Bekanntschaft mit dem Kaiser keine Angst schwitzen; der Graf von Falkenstein

*) Karnowitsch, Privatreichthümer in Rußland, S. 323—326.

**) Magazin der hist. Ges. I. 408.

***) Magazin der hist. Ges. XXVI. 371.

†) Magazin der hist. Ges. XXVI. 372–373.

††) Dohm I.

werde ihnen nicht so langweilig vorkommen, wie früher der König Gustav III.; er sei sehr kenntnißreich, er freue sich darauf, den Großfürsten und dessen Gemahlin zu sehen, nur etwa dem König von Preußen, welcher allerdings „eine Reputation von vierzig Jahren" für sich habe, stehe er nach und dergl. m.*).

Ganz geschäftlich dagegen ist Josephs Berichterstellung in dessen Schreiben an Maria Theresia aus Smolensk vom 8. Juni 1780. Den Reiseeindrücken und Festlichktiten werden nur wenige Zeilen gewidmet, der Liebenswürdigkeit und der Kenntnisse Katharinas wird mit zwei Worten erwähnt, dagegen sucht Joseph den Inhalt seiner politischen Unterredungen mit der Kaiserin wiederum in mehreren Punkten zusammenzufassen. Er weist dabei auf folgende Ergebnisse hin: 1) sei wiederum von dem Könige von Preußen die Rede gewesen und die Kaiserin habe wiederholt erklärt, daß sie den Verleumdungen Friedrichs keinen Glauben schenke; 2) habe er, Joseph, der Kaiserin mitgetheilt, daß man in Oesterreich entschlossen sei, bei wichtigen Veranlassungen der Kaiserin sogleich Nachricht zu geben und ihren Rath einzuholen; diese Idee habe der Kaiserin besonders gefallen; 3) seien sie auf den letzten türkischen Krieg zu reden gekommen; die Kaiserin habe zu zeigen gesucht, welche Vortheile Oesterreich bei Beobachtung einer andern Haltung hätte gewinnen können, habe Frankreich beschuldigt, es habe aus übergroßer Liebe zu den Türken verhindert, daß Oesterreich den Russen beisprang, dadurch sei denn ein großer Augenblick, der vielleicht nie wiederkehren werde, unbenützt verstrichen. — In Betreff des russisch-preußischen Bündnisses, fährt Joseph fort, habe Katharina erklärt, sie habe dasselbe nicht vermeiden können, in dem Augenblicke ihrer Thronbesteigung sei die allgemeine Verwirrung unglaublich gewesen; man habe Frieden machen müssen um jeden Preis. Indessen, habe sie mehr angedeutet, als gesagt, es gebe ja wohl Mittel, den Dingen eine andere Wendung zu geben, offenbar hänge das mit den oft wiederholten Bemerkungen über Rom und Konstantinopel zusammen, einmal habe Katharina entschieden erklärt, sie werde Konstantinopel, falls sie diese Stadt erobere, nicht behalten, sondern anders verwenden; man sehe wohl, bemerkte der Kaiser weiter, daß sie für ihren Enkel Konstantin ein orientalisches Reich schaffen wolle; vielleicht werde Potemkin bei Gelegenheit der Moskauer Reise über diese Absichten mehr sagen. Im Wesentlichen war Joseph sehr zufrieden; er meinte das Vorurtheil Katharinas gegen Oesterreich, welches bisher geherrscht habe, beseitigt zu haben; die Bahn zu weiteren Erfolgen sei frei; im Uebrigen werde er vorsichtig und zurückhaltend sein und nicht allzu vertrauensselig; auch in dem Verkehr mit dem Großfürsten Paul werde die größte Vorsicht geboten sein. „Der Prinz von Preußen wird kommen," schließt der Kaiser sein Schreiben, „um meine etwa hier

*) Magazin d. hist. Ges. IX., 61—63.

errungenen Erfolge zu nichte zu machen*). Schade, daß wir einander nicht treffen; ich würde mich freuen die Bekanntschaft mit ihm zu erneuern**)."

Auf kurze Zeit nur schieden Joseph und Katharina in Smolensk von einander. Während die letztere über Porchow, Staraja Rußa und Nowgorod nach Zarskoje Selo zurückkehrte, wo sie am 11./21. Juni eintraf, eilten Joseph und Potemkin nach Moskau. Noch von ihrer Reise aus schrieb die Kaiserin wiederholt an Potemkin, wobei sie nicht verfehlte, in einigen französischen Phrasen, welche offenbar zur Mittheilung an Joseph bestimmt waren, ihrer Bewunderung für den letzteren Ausdruck zu geben***).

In Moskau, wo Joseph nur einige Tage verweilte, war er nur Tourist. Die politischen Geschäfte ruhten. Ihn fesselten die eigenthümliche Physiognomie der Stadt, deren Umfang, wie er bemerkte, weder Rom, noch Paris, noch Neapel gleichkämen, die Mannigfaltigkeit der nebeneinanderstehenden Paläste und Hütten, die Schatzkammern, Raritätensäle und Kirchen, die Volksfeste und öffentlichen Promenaden. Das Findelhaus und das Militärlazareth in Moskau gefielen dem Kaiser so sehr, daß er sich vornahm, Aehnliches in Wien herstellen zu lassen. Die Erwartung, daß Potemkin über die orientalische Frage reden werde, traf nicht zu. Der Fürst sprach kein Wort von der Politik und zeigte sich überhaupt wenig. Joseph tadelte die Indolenz und die Kälte Potemkins: er werde allenfalls zu brauchen sein, wenn man am russischen Hofe etwas verhindern wolle; zu positiven Leistungen, welche systematisches Denken, folgerichtiges Handeln erforderten, tauge er nicht.

Josephs Reise nach St. Petersburg war rasch und bequem. Katharina hatte befohlen: „auf der ganzen Straße je hundert Pferde bereit zu halten, die Reisepaläste aufzuräumen, mit einfachen Möbeln und Tapeten zu versehen, in den Städten Privathäuser zum Empfange zu bestimmen, an denselben aber, da der Kaiser nur in Gasthäusern abzusteigen liebe, Aushängeschilder zu befestigen, die Wege ausbessern zu lassen†)."

In Petersburg stieg der Kaiser zunächst in der Wohnung des Gesandten, Grafen Cobenzl am Quai der Newa ab. Der Anblick des herrlichen Stromes gefiel ihm. Anderen Tages begab er sich nach Zarskoje Selo. „Ich werde mich bemühen hier so geschickt als möglich aufzutreten und Ihren Beifall zu erwerben," schrieb er seiner Mutter unmittelbar vor dieser zweiten, längeren und wichtigeren Begegnung mit Katharina††).

---

*) „Regäter si j'avais fait quelque chose de bon."

**) Arneth, Maria Theresia und Joseph, 256—259.

***) Magazin d. Hist. Ges. XXVII, 182.

†) Blum. Ein russischer Staatsmann II., 555. Das Datum „Moskau, den 25. Mai 1781" ist falsch, soll heißen „Mohilew, den 25. Mai 1780."

††) Arneth, Maria Theresia und Joseph II., 264.



Lachen und Weinen.

Von

Anton Theobald Brück.

— Osnabrück. —

I. Lachen.

Weder belachen, noch beweinen soll man die menschlichen Dinge, sondern verstehen, sagt Spinoza. Doch lacht und weint alle Welt; zum Verstehen bringen es nur Wenige. Der ruhige, große Denker, der brillenschleifende Philosoph hatte, gleich allen, früheren Psychologen, die seelische Seite im Auge; die gleichzeitige leibliche faßt monistisch erst die heutige Physiologie. — Erst in unserm Jahrhundert, vorzugsweise seit Charles Bells Entdeckung der Verschiedenheit der empfindenden Nerven von den bewegenden, begegnen sich Psychologie und Physiologie auf halbem Wege und ist uns der Schlüssel zu vielen Lebenserscheinungen dargeboten durch die Reflexbewegung. Erst jetzt wird es uns begreiflich, wie ein rein körperlicher Reiz, das Kitzeln, ganz so wie ein rein geistiger, der Witz empfunden und in gleicher Weise geäußert wird, durch Lachen; erst jetzt wird es uns begreiflich, wie ein rein körperlicher Schmerz ganz so, wie ein rein seelischer geäußert wird, durch Weinen.

Freilich setzt dieses Verständniß einige naturwissenschaftliche Vorbildung voraus; es ist aber in diesen, dem gebildeten Publikum willkommenen Blättern bereits ein Aufsatz erschienen, der eine erfreulich verbreitete Empfänglichkeit für naturwissenschaftliche Anschauung erkennen läßt, ich meine die Abhandlung: „Ueber das Erröthen" von dem berühmten Göttinger Anatomen Henle, eine Arbeit, die auch in der „Deutschen Bücherei" nochmals erschienen ist.

Das Komische hat Vischer*) vom vorzugsweise philosophischen und

*) Ueber das Erhabene und Komische pp. Von Fr. Th. Vischer. Stuttgart 1837.

Hecker *) vom vorzugsweise physiologischen Standpunkte so exact und geistvoll behandelt, daß ich nur noch eines Schriftstellers erwähne, welcher den ersten Philosophen unserer Zeit angehörend, zugleich im vollen Verständniß der naturwissenschaftlichen Seite unsern Gegenstand aus der Perspective des Unbewußten, welches eine hervorragende Rolle darin spielt, bespricht: Eduard von Hartmann **).

Mit einem Schrei tritt der Mensch in's Leben, das er mit einem Seufzer verläßt. Dazwischen liegt der Kampf um's Dasein, der schon mit jenem Schrei, noch unbewußt, durch die erste Reflexwirkung beginnt.

Der Hautreiz durch die neue Umgebung des Kindes wird reflectirt als Einathmung; die erste Ausathmung ist der Schrei, der den Sieg des Neugeborenen im ersten Kampfe ums Dasein der erfreuten Mutter verkündet. In der ersten Zeit des Lebens ist auch das unwillige Schreien des Kindes thränenlos, erst später kommen die Thränen des Schmerzes, sowie das erste Lächeln des Wohlbehagens.

Durch die, der Wissenschaft unentbehrlichen Versuche an lebenden Thieren ist uns erst das Verständniß der Reflexwirkung geworden. Von dieser wird in der nachfolgenden Betrachtung so oft die Rede sein, daß ich sie möglichst kurz darzustellen versuche, wobei mir einige Abweichungen von manchen anderweitigen Anschauungen erlaubt sein mögen.

Reflectirende Bewegungen, wovon ich schon oben im ersten Schrei des Neugeborenen ein Beispiel gegeben habe, kommen meistentheils dadurch zustande, daß die Reizung eines empfindenden Nerven, indem sie sich zum Rückenmark, zum verlängerten Mark, zum Sympathicus, oder um uns bewußt zu werden, zu dem Theil des Gehirns, den man als das Seelenorgan erkannt hat, verbreitet, oder schon unterwegs einem bewegenden Nerven theilweise sich mittheilt. Im Gehirn anlangend, ist oft jener Reiz noch zu mächtig, als daß er dort von den empfindenden Nerven-Zellen, wohin er adressirt war, völlig absorbirt werden könnte. Dieser Ueberschuß springt dann auf die benachbarten bewegenden Nervenzellen über und veranlaßt Bewegung in bestimmten Muskeln: Reflexbewegungen.

Wie oben der erste Athemzug des Kindes, so entstehen durch Reflexbewegung die verschiedenen Modificationen des Athmens, z. B.: Der Husten durch Reizung des Kehlkopfes, das Niesen durch Reizung der Nasenschleimhaut. Auch unser specielles Thema: „Das Lachen und Weinen“ — um es von vorn herein auszusprechen — gehört dahin.

Die Reflexbewegungen haben wir als die unbewußten Schutzmaßregeln des Lebens zu betrachten, welche nur selten unzweckmäßig erscheinen.

---

*) Die Physiologie und Psychologie des Lachens und des Komischen pp. Von Dr. Ewald Hecker. Berlin 1873.

**) Die Philosophie des Unbewußten. Von Eduard von Hartmann. Abschnitt A., Cap. 5. Das Unbewußte in den Reflexwirkungen.

Ein Beispiel: geräth durch „Verschlucken“ ein Bissen in den Kehlkopf, die Luftröhre, die Lunge, so erfolgt der Reflexhusten und entfernt den fremden Körper zweckmäßig; tritt aber, z. B. durch Erkältung, ein Entzündungsreiz in jene Athmungswege, so erfolgt ebenfalls Husten, jedoch unzweckmäßig, den Reiz steigernd, und es ist die Aufgabe des Arztes, diese hier Unheil bringende Reflexbewegung zu dämpfen.

Durch Versuche an Thieren und durch große Hirnverletzungen, besonders in Kriegen, sind die Functionen einzelner größeren Gehirnabtheilungen — „leidlich“, sagt Henle — festgestellt. Nur die, von dem Theile des großen Gehirns, den man vorzugsweise als das Organ der psychischen Thätigkeiten erkannt hat, unmittelbar ausgehenden Bewegungen, sind wirklich willkürliche zu nennen. Die meisten unserer Bewegungen sind Reflexbewegungen; selbst die rein willkürlich scheinenden, wie Gehen, Turnen, Clavierspielen, sind mit solchen vermischt, sogar das Sprechen.

Unser Thema, das Lachen und Weinen fällt physiologisch in das Gebiet derjenigen Reflexbewegungen, welche wir mimische nennen. Wir müssen daher der Mimik zunächst unser Augenmerk zuwenden. Die Mimik, schon bei höheren Thieren zutage tretend, besteht bei diesen, wie beim Naturmenschen aus unbewußten Reflexbewegungen. Der civilisirte Mensch lernt seine Mienen beherrschen. Wenn Talleyrand behauptet, die Sprache sei dazu da, um durch sie seine Gedanken zu verbergen, so wußte dieser Diplomat wie seine Worte, auch seine Mienen zu beherrschen. Dazu kam ihm freilich die große Fettschicht seiner Gesichtshaut, welche die mimischen Muskeln deckte, wohl zustatten. Der magere Lichtenberg klagte über den Mangel dieser Fettschicht, da nun seine innersten Gedanken sogleich sich mimisch verriethen. — Die deutsche Literatur beschenkte Th. Piderit 1867 mit einem „Wissenschaftlichen System über Mimik und Physiognomik“, einer Schrift, welche alles früher darüber Erschienene überholte. Neuerlich erschien von Ch. Darwin: „Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und Thieren“, übersetzt von Carus 1872, ein Werk, welches die größte Beachtung verdient, da Darwin in exactester Weise sein Thema zu begründen sucht. Einer großen Anzahl befreundeter, intelligenter Seefahrer theilte er denselben Fragebogen mit, den mimischen Ausdruck bei den verschiedensten, auch wilden Völkerschaften betreffend. Bei allen zeigten sie sich gleichförmig, so daß ich sagen möchte: Die Mimik spricht die Wahrheit, sie ist die wahre Fleischwerdung des Geistes; die Wortsprache ist verdächtig.

Die Mimik entsteht durch Bewegung der Gesichtsmuskeln, welche vorzugsweise unter der Herrschaft verschiedener Gruppen des Gesichtsnerven (nervus facialis) stehen. Er gehört zu den Athmungsnerven und entspringt mit diesen aus demselben Gehirntheile, der in beständiger höchster Reizbarkeit steht. Daher bewirkt jeder schnelle Uebergang in den Seelenzuständen sofort Entladungen nach den mimischen Muskeln des Gesichts. Warum sollten wir nicht diesen Gehirntheil das Seelenorgan vorzugsweise nennen? —

Durch heitre Seelenzustände entsteht das Lächeln, welches unter Mitwirkung des verlängerten Markes zum Lachen gesteigert wird, wenn durch das Bedürfniß der Entladung auch die übrigen Athmungsmuskeln, besonders die Brustmuskeln und das Zwerchfell, hinein gezogen werden. Das ist eine krampfhafte Explosion, welche der Diplomat Lord Chesterfield in den bekannten Briefen an seinen Sohn als nicht gentlemanlike verbietet. Das Lächeln erlaubt er und es ist in den „gebildeten Kreisen" so verbreitet, daß es selbst bei indifferenten Unterhaltungen zur unwahren Gewohnheit geworden ist. Wie würden unsere germanischen Vorfahren, oder die Griechen Homers sich über dieses stereotype Lächeln wundern!

Die körperliche Ursache des Lachens ist der Kitzel, welcher durch schnell wiederholte, leise, zumal unerwartete Reizung der Hautnerven, entsteht. Die einfache, leise Berührung, z. B. der Händedruck, wird als zusagend empfunden, gleichsam verstanden: die schnell wiederholte Berührung des Handtellers, der Kitzel, bringt uns in Verwirrung, wogegen wir reagiren durch Lachen.

Einzelne Körperstellen sind besonders gegen den Kitzel empfindlich: die Handteller, die Fußsohlen, die Achsel- und Rippengegend. Schon die lebhafte Vorstellung, an der Rippengegend gekitzelt zu werden, kann bei Empfindlichen das Lachen hervorbringen. Die „fliegenden Blätter" illustrirten dies sehr gut durch den „Kitzlichen Handwerksburschen". Ein halb gesunkener Wegweiser, dessen Zeigefinger auf die kitzliche Rippengegend hinweist, wird in der Einbildung des Burschen zum lebendigen Kitzelfinger, dem er lachend ausbeugt.

Der Kitzel beginnt mit einer Art Lustempfindung, die aber, schnell überreizt, zum Krampf gesteigert werden kann und in den Zeiten der Tortur zum Todeskrampf gesteigert worden ist. Der Gekitzelte sucht sich absichtlich dem Reiz zu entziehen, während unwillkürlich die Reflexbewegung des lauten Lachens durch die Athemmuskeln der Brust stoßweise den Reiz auszugleichen sucht.

Lachen und Weinen, sagt Piderit, sind complicirte Erscheinungen; es werden dabei die Athemmuskeln, die Gesichtsmuskeln und die Thränendrüsen afficirt. Allein Kitzel und Schmerz sind entgegengesetzte Empfindungsweisen des Gefühlssinnes. Lachen und Schluchzen (Weinen) werden dadurch veranlaßt, daß durch verschiedenartige Erregungen des Gefühlssinnes die Bewegungsnerven der Athemmuskeln verschiedenartig afficirt werden. Beim Lachen scheint die Nerventhätigkeit erhöht, beim Schluchzen scheint sie vermindert zu sein.

Darwin beobachtete die unterbrochenen Laute des Lachens, wie beim Menschen, bei verschiedenen Affenarten, wenn sie in der Achselhöhle gekitzelt wurden; auch ihre Mundwinkel wurden dabei zurückgezogen und die unteren Augenlieder runzlich, ganz wie beim Menschen. — Und warum sollte nicht bei diesen, uns körperlich so nahe stehenden Thieren durch dieselbe körperliche Reizung eine analoge körperliche Reaction ausgelöst werden? Warum sollte

nicht bei ihnen derselbe Reflex, d. h. Umsetzung der Empfindung in Bewegung stattfinden, die wir Lachen nennen?

Außer dem besprochenen directen Gehirnreiz zum Lachen durch gekitzelte Hautnerven, wird durch diesen Kitzel das ganze Gefäßsystem in Mitleidenschaft gesetzt. Die Ringmuskeln im Innern der Arterien erfahren eine schwankende Zusammenziehung wie Kitzel, und bringen dadurch das Gehirn, namentlich jene reizbare Stelle, woraus die mimischen Gesichtsnerven und die Athmungsnerven der Brust entspringen, gleichsam in eine Verwirrung, die durch die Explosion des Lachens wieder ausgeglichen wird. Dadurch erklärt sich die befreiende, angenehme Empfindung des Lachens, denk' ich, passender, als durch Kants Annahme von der die Verdauung befördernden Bewegung des Zwerchfelles. —

So viel von der körperlichen Ursache des Lachens; wie verhält es sich nun mit der geistigen?

Ist eine Idee vernunftgemäß, gemäß der uns innewohnenden Uridee, so beschäftigt sie unser Seelenorgan ruhig; sie wird assimilirt, verstanden, wie es Spinoza verlangt: „Nicht lachen, nicht weinen, sondern verstehen!" — Dabei bleibt der Gesichtsausdruck der des ruhigen Denkens, ganz so, wie der wohlgemeinte Händedruck gleichsam assimilirt, verstanden wird. Auch die ernste, selbst die leidenschaftliche Rede wird verstanden und erwiedert, ohne im Seelenorgan andere muskulöse Reaction zu veranlassen, als etwa mimische des Gesichts, bei lebhaften Naturen verbunden mit entsprechenden Gesticulationen der Glieder. (Die Verwandtschaft beider, der unbewußten Gesichts- und Rumpfmimik, welche der Schauspieler künstlerisch darstellt, ist physiologisch noch nicht begriffen. Okens Anschauung von der Wiederholung der Gliedmaßen im Kopf sollte nicht vergessen werden). Huschkes Mimices Fragmentum ist ein Versuch in diesem Geiste.

Vernehmen wir etwas Widersinniges, Widerwärtiges, das weder dem Verstand, noch dem Gemüth zusagt: so reagiren wir dagegen mit Ernst und Nachdruck, wie gegen eine ernste körperliche Verletzung; werden wir aber von einer indifferenten, widersinnigen Aeußerung plötzlich überrascht: so wirkt dieses wie der Hautkitzel, und wird, gleich diesem, durch Lachen explodirt. So würde uns im ersten Falle ein widerwärtiger Fluch verletzen, wie uns im zweiten Onkel Bräsigs Verwünschung: „Daß du die Nase in's Gesicht behältst!" zum heiteren Lachen brächte.

Weit intensiver, als das komische Wort, wirkt die zugleich dem Auge dargebotene komische Situation. In Wien habe ich 1818, als zuerst die falsche Catalani im Leopoldstädter Theater von Ignaz Schuster unvergleichlich dargestellt wurde, den Schmerz des Lachens dermaßen empfunden, daß ich nicht wagte, den Blick ferner auf die Darsteller zu richten.

Das Erhabene und das Unendlich Kleine spielen ineinander, und dieses Spiel, sagt Vischer, ist das Komische. Und wir müßen ihm zustimmen: Das wahre Lachen ist gutmüthig.

„Gott schuf den Menschen nach seinem Ebenbild", das heißt: „Der Mensch schuf Gott nach dem seinigen". Nach diesem tiefsinnigen Worte Lichtenbergs schuf das heitere Volk der Hellenen seine heiteren Götter, welche gleich ihnen fröhlich lachten. Ganz anders lachen diese Götter, wie der strenge Gott der Hebräer über die Menschen lacht, wenn es heißt: „Der Herr lacht ihrer", sondern sie lachen durchweg gutmüthig, nicht blos über die Menschen, sondern selbst über ihresgleichen, die Unsterblichen. So lacht die ganze Götterversammlung beim Mahle (Homer, Ilias I.), als der hinkende Hephästos beim Herumreichen des Nektartrankes — was doch nicht seines Amtes war — „so gewandt" umherhumpelte. So lachen (Homer Odyss. VIII.) die jüngeren Götter, die er, thöricht genug, zu einer für ihn bedenklichen Scene herbeigerufen hat. Sie lachen, nicht etwa den Hephästos verhöhnend, sondern unmittelbar erheitert durch jene Situation, von der „die Göttinnen zurückblieben". Und so lachen wir alle — wir Männer nach Helmholtz mit dem Laut a und o, unsere Weiber mit e und i — beim komischen Wort und bei der komischen Erscheinung, sobald unser Seelenorgan, mit Herbert Spencer (The Physiology of Laughter) zu sprechen, von einem fremdartigen, heitren Gedanken, oder einem solchen Ereigniß plötzlich erregt wird, die es nicht auf dem gewohnten Wege verständiger Nervenbahnen fassen, begreifen, leiten kann. Dann springt diese überschüssige Nervenkraft auf die benachbarten motorischen Hirnzellen über und erregt die Convulsion des Lachens, wodurch die Psyche von dem ihr fremden Unsinn befreit wird. Diese Explosion ist eine so angenehme, daß dagegen das fremde, kaum unangenehm zu nennende Gefühl, welches im Beginn dieses Processes allerdings erregt wird, völlig verschwindet.

Wir übergehen die metaphysischen Definitionen des Komischen, wie es von verschiedenen Autoren verschieden dargestellt wird, indem wir die mehrfachen Formen des Komischen, welche von Hecker (a. a. O.) aufgestellt sind, zur Erläuterung unseres Themas, von den verschiedenen Formen des Lachens, durch Beispiele begleiten.

In das Gebiet des Niedrigkomischen verweist Hecker das Lachen, wo das erhöhte Selbstgefühl mit den ästhetischen Normen in den komischen Contrast tritt, z. B. über körperliche Gebrechen, die den Schönheitssinn beleidigen, über moralische Gebrechen, über Dummheit und Unsinn. Daß ein Gefühl der Ueberlegenheit über den verlachten Gegenstand der Grund des Lachens sei, hatten schon Hobbes, Addison u. A. behauptet, welchen Vischer entgegentritt. — Wir haben schon die griechischen Götter über den hinkenden Hephästos lachen sehen, jedoch nicht wegen seines körperlichen Gebrechens, das allerdings die „Gewandtheit" dieses improvisirten Mundschenks noch mehr zur komischen Anschauung brachte. Es war ihm so eben gelungen, mit tröstenden Worten seine durch Zeus gekränkte Mutter zu beruhigen und Here lächelte sanft und nahm aus der Hand des wohlwollenden Sohnes den Nectartrank, den der beglückte Hinkende nun auch allen Göttern mit komischer Gewandtheit spendete.

Ueber den Buckeligen lachen wir nicht seines Gebrechens wegen, sondern wenn er sich unbedenklich in Verhältnissen blosstellt, welche wir eher dem Wohlgewachsenen zugestehen, z. B. als Verliebter. Wir lachen dann über ihn, wie wir über den dicken Sir John Falstaff lachen, wenn dieser zugleich den beiden jungen, „lustigen Weibern von Windsor" den Hof macht, wobei der alte Thor der Getäuschte ist. Ganz anders belachen wir den alten Schalk, wenn er, „damit seine Augen roth werden und es aussieht, als ob er geweint hätte," erst ein Glas Sect trinkt, dann aber dem Prinzen Heinrich im Namen des Königs die ermahnende Rede hält: seinen schlechten Umgang aufzugeben, außer den mit dem trefflichen Sir John Falstaff.

Auch das Lachen aus dem Gefühl der Ueberlegenheit, welches Vischer nicht zugesteht, wollen wir dem Knaben nachsehen, wenn er, den Struwelpeter betrachtend, sich seines Besserseins freuet.

Als einer der drei Männer, die von dem hochbejahrten Ehepaar Abraham und Sarah bewirthet waren, dem Abraham die Geburt noch eines Knaben verkündete, (1. Mos. 18.), lachte ob des Unglaublichen die alte Sarah hinter der Thür, im Bewußtsein ihres Besserwissens, leugnete aber dann, gelacht zu haben, im Gefühl des Unschicklichen.

Wenn wir über einen stolz Einherschreitenden, welcher ausgleitet und fällt, lachen, so werden wir nicht lachen, wenn er dadurch verletzt ist. Dagegen lachten alle Vorübergehenden über den Professor F. in W., der, aus einem Buchladen kommend, vertieft in seine Lectüre, auf der Straße ausglitt, aber sitzen blieb und weiter las. Immer müssen wir Vischer zustimmen: Das wahre Lachen ist gutmüthig.

Nicht so das Verlachen und Auslachen, welches aus dem Gefühl der Ueberlegenheit entspringt. Nicht selten aber nimmt die Verlegenheit, der es an ernsten Gründen fehlt, ihre Zuflucht dazu und es hat immer etwas Absichtliches, was das wahre Lachen nicht kennt. Von der Menge ausgelacht zu werden, sei es mit, oder ohne Grund, hat stets etwas Ueberwältigendes. Und so benutzte es ein mir noch aus alter Zeit bekannter Rector einer Volksschule als Strafmittel, indem er seiner Schule befahl: Lachet mir den Jungen aus! — Eine Mutter, die in der Schule erschien, ihn über ungerechte Behandlung ihres Söhnchens zur Rede zu stellen, brachte er zum Schweigen und zur Flucht, indem er commandirte: Jungens, lachet mir mal das alte Weib aus!

Das Naive (von nativus, angeboren, natürlich) bietet die häufigste Veranlassung zum heiteren Lachen. Es ist die arglose Aeußerung der reinen Kinderseele gegenüber dem conventionell Geltenden, dem vor der Gesellschaft zu verhehlenden, wodurch die Erwachsenen in Verlegenheit gesetzt werden. Täglich wiederholen sich solche Aeußerungen der enfants terribles, wie: „Mama kommt gleich, sie macht sich nur die falschen Locken vor" — oder wie das zum ersten Mal zur Kirche geführte Pastorskind erzählt: „Wir alle waren recht still und artig; blos der Papa hat so geschrien und ge-

scholten." — Um einen A capella-Gesang zu bezeichnen, antwortete ein Knabe auf die Frage: sang die Dame mit Clavierbegleitung? Nein, sie sang mit dem bloßen Halse. — W. Hoffmanns „Humor aus der Kinder- und Schulstube" könnte ins Unendliche fortgesetzt werden. Aber auch Erwachsene, namentlich die weibliche Jugend, erfreuen uns öfters durch naive Aeußerungen liebenswürdiger Unschuld, wie jene junge französische Mutter, welche der Meinung war, ihr eben geborenes Knäbchen müßte ihr mit offnen Aermchen entgegen lächeln.

Der Philologe Kleuker hatte geäußert: Ach, einen Thracier hätte ich gern gesprochen! — Bald darauf kommt ein Drahtzieher mit Mäusefallen ins Haus, und als die Frau Professorin ihn abweiset, bietet er seine Arbeit an: „ich bin ein Trahtzieher." O, dann kommen Sie mit zu meinem Mann, sagt sie erfreut.

Ein naher Verwandter des Naiven ist der Humor, der „mit dem einen Auge lacht und mit dem andern weint," indem er die Thorheiten der Menschen belacht und ihr Unglück beweint. — Die tiefsinnigen Narren Shakespeares könnte man oft als die Repräsentanten des Chorus der antiken Tragödie ansehen. Der wahre Humor geht aus einem tiefen Gemüth hervor; ein solcher Humorist ist vor allen der Narr im Lear. — Ein Held, dessen Thorheiten wir belachen, indem wir zugleich ein tiefes Mitleid mit dem edelgesinnten Ritter fühlen, ist Don Quixote. — Unter den deutschen Schriftstellern gilt Jean Paul für den Humoristen vorzugsweise. Er selbst nennt (Vorschule der Aesthetik) den Humor das romantisch Komische. Unter unsern sogenannten romantischen Dichtern dürfte Tieck der Vortritt gebühren, in dessen Dramen die komische Seite des Humors vorherrscht, wie unter den Neueren in Fritz Reuters Romanen.

Dem wohlwollenden Lachen des Humors gegenüber steht das boshafte Lachen. Es kommt nie aus voller Brust, sondern wird in fast willkürlichen, kurzen Exspirationsstößen laut. Es verdient eigentlich den Namen des Lachens nicht, da ihm die heitere Mimik der Gefühlsmuskeln fehlt: Lessings „Hohngelächter der Hölle," So soll Philipp II. von Spanien, der nie lachte, zum ersten Male gelacht haben bei der Nachricht von der Pariser Bluthochzeit.

Im Armen Heinrich heißt es von den beglückten Eltern der gesund wiederkehrenden Tochter, die ihr Herzblut auf der anatomischen Schlachtbank zu Salerno zur Heilung ihres geliebten Herrn darbringen wollte: „ihre Herzen waren so bewegt, daß den lachenden Mund der Augen Regen begoß." Das war nicht das Lachen und Weinen des milden Humors, sondern der Ausbruch der freudigsten Hirnerregung, die den einen Zweig desselben Nerven reizt, welcher die Thränendrüsen beherrscht, indem zugleich der andere die Gesichtsmuskeln zum Lachen bringt. Und „sie kußten ihre Tohter munt etewas meh dan dri stunt." — So sieht man wohl leidenschaftlich erregte Menschen, wie einst den alten Tyroler Koch und seinen

Sohn in der Karlsschule zu Stuttgart, lachend und weinend bei der ersten Umarmung des Wiedersehens sich gegenseitig mit geballten Händen auf den Rücken pauken, um sich von dem Ueberschuß der Herzenserregung zu befreien.

Auf den höheren Blödsinn, das Burleske, paßt Kants Wort, daß das Lächerliche in einer plötzlichen Auflösung einer Erwartung in Nichts besteht. Auf der Lichtenberg'schen Auction wird uns ein „Messer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt" dargeboten und in dem einzigen von ihm bekannten Gedicht, der „Belagerung von Gibraltar" beschreibt er die Schießscharten eines Kriegesschiffs:

In jedem Schießloch war ein Loch,
Und dieses Loch war größer noch,
Als erstbenanntes Schießloch.

Das Erhabene ruft leicht seinen Gegensatz hervor; allein die Parodie, Blumauers Aeneis würde der Aeneide Virgils nichts schaden, wenn sie auch witziger wäre. — Goethe äußerte gegen Eckermann: Platen habe durch seine Parodien es eingebüßt, nun noch selbst eine Tragödie zu schaffen. Das wahrhaft Erhabene steht aber so hoch, daß es durch die Parodie nichts verliert. Grillparzers Sappho, von der Schröder in Wien dargestellt, verlor mir nichts dadurch, daß ich sie im Josefsstädter Theater als „Sepherl" parodirt gesehen hatte. — In einem alten, süddeutschen Fastnachtsspiel bittet Adam sich dringend ein Weib aus. Der liebe Gott geht dann im Himmel auf und ab, erwägend:

Geb' ich ihm keins, so will er verzagen;
Geb' ich ihm eins, so ist er halt g'schlagen.

Was könnte dadurch die Idee des Göttlichen in uns verlieren? — In dem letzten Kriege gebietet der Anführer seiner Schwadron Kürassiere: brauchet die Pallasche nicht zum Hauen, sondern stoßen! stoßen! und voransprengend hauet er selbst, daß die Funken fliegen. Wir lachen über ihn, allein der alte Haudegen verliert dadurch keineswegs den Respect. —

Der Witz ist das Product einer ungewöhnlichen Organisation des Gehirns, des sogenannten „witzigen Kopfs", welcher leicht Aehnlichkeiten zwischen fremdartigen Situationen, Vorstellungen und Worten findet, und, indem er sie überraschend ausspricht, ein heitres Lachen erregt. Je reicher das Gedächtniß des witzigen Kopfes, je vielseitiger sein Wissen, je schärfer seine Lebensbeobachtung, desto ungesuchter strömen ihm die unerhörten Vergleichungen zu, die dem Hörer (Leser) denselben Gehirnkitzel veranlassen, welchen wir wiederholt als die Ursache des Lachens angeführt haben. Es ist hergebracht, die witzig veranlagten Köpfe zu unterschätzen. Napoleon behauptete, gegen zehn witzige Köpfe gebe es nur einen, der Verstand habe. — Man könnte es auch umkehren. Die Universität Göttingen hatte zwei Männer, welche die hervorragendsten witzigen Köpfe und zugleich große Mathematiker waren: Kästner und Lichtenberg. Oberflächliche Menschen, welche die Eitelkeit besitzen, witzig zu sein und von der Menge dafür gehalten

werden, sind die Witzesucher, Witzbolde. — Wo Lichtenberg einen Witz macht, da liegt ein Problem, sagt Goethe, und es ist ein tiefsinniger Witz, wodurch Lichtenberg in zwei Worten die Gedankenbildung definirt: es blitzt! es denkt! Vorzugsweise bezeichnet er damit die rasche Gedankenbildung in seinem eigenen, so glücklich organisirten Gehirn. — Aus der Tiefe des Unbewußten steigen die Gedanken hervor: die raschen Blitze des Witzigen, die logischen Gedankenfolgen des Philosophen, die genialen des Dichters, des bildenden Künstlers, die Tonbilder des Componisten. Alles geistige Schaffen fühlen wir in unserem Gehirn, wohl das glücklichste Gefühl, dessen der Mensch fähig ist. Mozart, gefragt, wie er doch seine wunderbaren Tonschöpfungen hervorbringe, gab darauf die bescheidene, genetische Antwort: es werde ihm im Kopfe warm, und damit steigen ihm die musikalischen Gedanken auf. Manchmal überraschte ihn auch ein solcher Gedanke beim Billardspiel, den er sich rasch notirte, um ihn nicht zu vergessen, wie Lichtenberg von dem „zu Buche tragen des Witzes" spricht. — Auch E. T. A. Hoffmann, zugleich Musiker und humoristischer Dichter, äußerte sich über die Intuitionen seines producirenden Geistes ähnlich wie Mozart.

Gewisse Genußmittel prädisponiren das Gehirn zu bestimmten Productionen. So blitzt der Witz vorzugsweise, wenn das Gehirn durch leichte Spirituosa in heitrer Gesellschaft erregt ist, wogegen die klare Gedankenbildung durch den Kaffee gefördert wird. Die Morgenstunde hat Gold im Munde, wenn zur ersten Tasse der Tschibuk, der Gedankenbringer, seine blauen Ringel bildet. Den Wein soll man dagegen bei dem ernsten, Schaffen meiden, selbst beim poetischen. Schiller griff in der späteren Zeit seines Lebens dazu, wenn er gedrängt wurde, eine Arbeit zuende zu bringen, und Goethe glaubte in Schillers Werken so künstlich gesteigerte Stellen immer heraus zu finden. (Eckermanns Gespräche mit Goethe.)

Ueber den sinnreichen Witz kommen wir nicht zum Lachen, weil er unsern Geist anmuthig beschäftigt. Als solchen erkennt man den sogenannten „Meisterwitz" Börnes: Als Pythagoras seinen Lehrsatz erfunden hatte, opferte er eine Hekatombe Ochsen. Seitdem zittert jeder Ochs, so oft eine neue Wahrheit entdeckt wird. — Wenn dagegen Lessing, auf der Bibliothek arbeitend, einem Zudringlichen, der sich über seine Schulter beugt und nach seinem Namen fragt, antwortet: der Evangelist Lucas! so stutzen wir selbst einen Augenblick, bis uns das Bild des Lucas mit dem Ochsen einfällt und uns plötzlich zum Lachen bringt.

Beim Komischen hat selbst das Cynische seine Berechtigung und es ist nicht zu leugnen, daß oft die schönsten Blumen des Witzes auf Mistbeeten wachsen. Bei den komischen Cynismen des Aristophanes müssen wir gestehen, daß der Witz selbst unedle Metalle vergoldet, wenn uns auch die athenienſischen Lebensverhältnisse zu fern liegen, um, wie seine Zeitgenossen darüber zu lachen — es sei denn über den Philister Strebsiades, dem wir

noch täglich begegnen. Goethe hat den Aristophanes den verwöhnten Liebling der Grazien genannt, eine Benennung, die man auf Heinrich Heine übertragen hat, der häufig genug den gewagtesten Gebrauch davon macht, z. B. gegen Platen in den „Reisebildern". Der Pater Abraham a Sancta Clara ist besonders reich an einer Form des Witzes, dem Wortspiel nebst Stellen der reinsten Schönheit. Den Zuhörern seiner Predigten mag es oft schwer geworden sein, sich das Lachen zu verbeißen, wie den Zuschauern einer komischen Scene in einer Kirche in Philadelphia. Ein Andächtiger war während der Predigt eingeschlafen, schnarchend, mit weit offnem Munde. Ueber ihm sitzt ein alter Matrose, der, um jenen zu wecken, sich seinen gewohnten „Quid" (Priemchen) entnimmt und ihn nach bedächtigem Aeugeln dem Schläfer richtig in den offenen Mund sendet.

Das Verbeißen des Lachens, wozu uns manchmal die Verhältnisse nöthigen, ist ein instinctmäßiger physiologischer Act, indem wir uns auf die Lippe beißen, um durch den Schmerz den Kitzel des Lachens zu überbieten. Die Ursachen des Lachens sind jedoch fast immer so unschuldiger Natur, daß wir uns der Freude desselben überlassen dürfen. Unbefangen, wie die griechischen Götter, lacht die glückliche Jugend. Das Lachen ist ansteckend im Lustspiele, wie im — Reichstage. Aber selbst die blinde und zugleich taubstumme L. Bridgeman lachte laut, aus innerem Bedürfniß. Nach dem bekannten: Per risum multum poteris cognoscere stultum lacht auch der Thor viel, weil er — wenig versteht, im Gegensatz zu dem verständigen Alter. Aber auch dieses möge sich des Lachens nicht schämen. Und „wer zuletzt lacht, lacht am besten".

II. Weinen.

Das Weinen ist dem Lachen so verwandt, wie dem Schmerz der Kitzel und wie das Lachen dem Kitzel, so folgt das Weinen dem Schmerz; beides ist eine wohlthuende Reizbefreiung.

Jener vorzugsweise reizbaren Stelle im Gehirn, welche von jeder Aenderung unserer Seelenzustände sofort afficirt wird, entspringen nicht blos, wie oben dargestellt, die Zweige der Gesichtsnerven, welche den mimischen Muskeln vorstehen; sondern auch die Thränendrüse wird durch einen Zweig (ramus lacrymalis) beherrscht. Beim Weinen wie beim Lachen werden die Athemmuskeln, die Gesichtsmuskeln und die Thränendrüsen in Anspruch genommen; beim Lachen, um uns vom Lachkitzel, beim Weinen (Schreien, Schluchzen), um uns vom Schmerz zu befreien.

So wie der Mensch, der durch unmittelbare körperliche Verletzung seine Integrität bedroht fühlt, schreiet und weint; so gewahrt er auch durch Vermittelung der Sinne die von fern anrückende Gefährde, schreiet und weint; so gewahrt er endlich nicht minder die psychisch ihm zugefügte, oder drohende Verletzung oder Kränkung, schreiet und weint. In allen diesen

Fällen ist der innere Vorgang derselbe. Die moralische Kränkung trifft mit der körperlichen darin zusammen, daß beide Lebensstörungen des Individuums sind, Beeinträchtigungen seiner freien Existenz.

Der Schmerz äußert sich im Schreien durch laute, gleichmäßige Ausathmung, beim Schluchzen durch unterbrochene Einathmung. Leise Andeutungen des Schluchzens können bei empfindlichen Naturen, zumal bei traurigen Erinnerungen, wiederkehren. Sie haben wohl viel Kummer im Leben gehabt — ich höre es an Ihrem ruckweise Einathmen, — sagte Thorwaldsen dem Lord Byron, der ihm zu seiner Büste saß.

Der körperliche Schmerz ruft zunächst den Aufschrei hervor, den wir schon bei Thieren hören. Mit solchem rohesten, willkürlich hervorgebrachten Schmerzensausdruck folgten die Klageweiber den Leichen, um den Jammer der Hinterbliebenen laut werden zu lassen. Bei Gebildeten, namentlich den Frauen, hören wir den menschlichen Klagelaut und das Schluchzen: aber erst, wenn die Thränen kommen, empfinden wir die Milderung unseres Seelenschmerzes. Ich möchte sie den wohlthuenden Krisen in manchen Krankheitszuständen vergleichen. Die Thränen gehören zu den größten Wohlthaten, welche die gütige Natur den leidenden Menschen verliehen, vorzüglich dem schwächern Geschlechte. Aber auch der Mann, je näher er dem Naturzustande steht, schämt sich der Thränen nicht. Und wie die griechischen Götter, so weinten ihre Helden. „Weinend saß ich im Sand und jammerte," sagt der tapfre König Menelaus, und der muthige Dulder Odysseus weint an der Tafel der Phäaken, als der Sänger die Thaten und Leiden vor Troja vorträgt.

Alle Dichter besingen die Wohlthat der Thränen, die „quaedam flere voluptas" Ovids; wer aber hat den „Trost in Thränen" besungen, wie unser Goethe?

Besonders der Musik ist es gegeben, zu ermuthigen und zu rühren. Wie ermuthigt die Trompete Roß und Reiter zum Kampf und wie vermag die Flöte, das Violoncell zu Thränen zu rühren — vor allem aber die Menschenstimme! Dem Gesang der Szymanowska, bei dem der vierundsiebenzigjährige Goethe in Thränen ausbrach, verdanken wir die ergreifende Strophe:

Da schwebt Musik hervor mit Engelsschwingen,
Verflicht zu Millionen Tön' um Töne,
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.
Das Auge netzt sich, fühlt in höherm Sehnen
Den Götterwerth der Töne und der Thränen.

So fand der Greis nach seiner letzten Liebe und Entsagung noch einmal, wie einst der Jüngling, den Trost in Thränen.

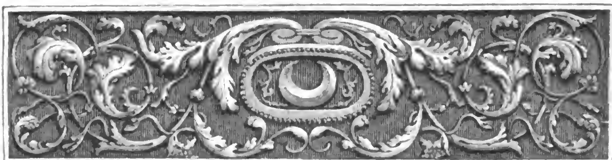
Alles Schöne, keineswegs blos das Tragische, vermag die Seele der feinfühligen Menschen zu Thränen zu rühren. Der hannoversche Ministerresident Kestner erzählt von der wunderbaren Schönheit des Erstlingswerkes

des jungen Bildhauers Kümmel, einer Jünglingsstatue. Als er Thorwaldsen in Rom vor dieses Kunstwerk führte, brachen dem großen Künstler vor Entzücken die Thränen aus.

Wie von boshaftem Lachen, so spricht man von Krokodilthränen, und es ist nicht zu leugnen, daß die Unwahrheit es selbst bis zum Thränenvergießen bringen kann. So verrieth mir ein enfant terrible: Mama kann immer weinen, wenn sie so macht. Dabei schloß und öffnete die Kleine rasch und wiederholt die Augenlider, wodurch die Bindehaut der Augäpfel, welche in Nervenverbindung mit den Thränendrüsen steht, diese zur Aussonderung von Thränen veranlaßt. Ich kann es noch nicht, fügte die Kleine hinzu. Möge sie es unterdeß (es ist schon lange her) nicht gelernt haben! — Diese Unnatürlichkeiten sind glücklicherweise nur Ausnahmen und wir dürfen schließlich mit Darwin wiederholen: „das Lachen scheint ursprünglich der Ausdruck reinen Glücks, bloßer Freude und das Weinen ein Beschwichtigungsmittel der Trauer."

Möge denn die Jugend lachen und weinen, und möge uns Alten noch so viel Jugend erhalten bleiben, daß wir, bei allem „Begreifen", mit jener menschlich zu lachen und zu weinen nicht verlernen.





Erinnerungen aus dem russisch-türkischen Feldzuge.

Der Uebergang über den Balkan. Skobelew.

Von

Wassili Wereschagin.*)

(Schluß.)

Am folgenden Tage begab ich mich vor Tagesanbruch zur Avantgarde; es war nebeliges Wetter, die Bivouakfeuer der Soldaten begannen zu verlöschen. Skobelew eilte nicht, den Kampf zu eröffnen, er wartete vielleicht auf Dukmassow und die Befehle Radezkys. Es war schon heller Tag, als ich mit Haranof, der abcommandirt war, um die Bewegungen des Feindes zu beobachten, auf einen der Hügel stieg; alle Viertelstunden schrieb ich für X* Berichte an Skobelew über das, was wir vor uns sahen. Der Nebel begann zu steigen, aber die Berge waren noch halb verhüllt und Schipka gar nicht zu sehen. Jetzt, wie auch während der ganzen Nacht, ertönten im Thal und bei Schipka vereinzelte Schüsse in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Wie gestern bildeten die Tscherkessen eine Kette um das Dorf, die Geschütze schwiegen. Auf beiden Seiten rüstete man sich offenbar abwartend zum Kampf.

Bald begann jenseits Schenowo bei Mirskij das Feuer sich zu verschärfen. Bei uns war Alles still. Nicht wenig lachten wir mit X* über unsere Angst, durch die Tscherkessen von den Unseren abgeschnitten zu werden. Wir waren drei oder vier. Wir hatten uns sehr weit vorausgewagt; der Nebel hatte sich noch nicht ganz verzogen, als wir 10 oder 12 dunkle Figuren bemerkten, die sich uns von Seiten Schenowos näherten, dann stehen blieben, sich umsahen, und dann eine Richtung einschlugen, durch

*) Von dem Verfasser in deutscher Sprache geschrieben.

welche sie unsere Verbindung mit dem Detachement gekreuzt hätten. Wir bereiteten uns schon zum Rückzug vor, um nicht von den Hauptkräften abgeschnitten zu werden, als der Nebel aufstieg und wir — große Hunde erblickten, welche nach den Ueberresten der Soldatenmahlzeiten suchten. Es war noch gut, daß ich es unterlassen hatte, Skobelew zu melden: eine Partie berittener Tscherkessen u. s. w. — er hätte uns schön ausgelacht, und er lachte laut und hell, mit einem gewissen Räuspern: Kha! Kha! Kha!

Auf jener Seite nahm das Feuer immer mehr zu, offenbar entbrannte dort wieder ein heißer Kampf, und ich hatte kaum Zeit gehabt, dem General zu schreiben und ihm eine Recognoscirung in der Richtung zu Schenowo vorzuschlagen, als sich in der Ferne seine Führer zeigten. Er sandte uns den Befehl, zurückzutreten und begann den Kampf.

Von den großen Geschützen war kein einziges gekommen, die bulgarische Landwehr bot ihre ganze Kraft auf, und konnte doch nichts ausrichten (obwohl ich denke, daß bei Gurko eins oder zwei Geschütze dennoch herbeigeschafft worden wären, er hätte befohlen, sie an den Zähnen heraufzuziehen). Wir mußten uns wieder auf unsere Berggeschütze beschränken. Dagegen war die ganze Cavallerie heruntergekommen, d. h. ein Regiment Moskauer Dragoner, ein Regiment Petersburger Ulanen und zwei Regimenter Donischer Kosaken. Von der Infanterie waren eine Schützenbrigade, die bulgarische Landwehr, die Regimenter Uglitsch, Kasan, Susdal und Wladimir der 16. Division herabgestiegen. Die beiden letzteren Regimenter hatten bei Plewna große Verluste erlitten und blieben dieses Mal in der Reserve.

Zuerst rückten die Schützenbrigade und die bulgarische Landwehr vor, um dem Feind in seine rechte Flanke zu fallen. Es erhob sich ein furchtbares Gewehrfeuer.

Bald erschien auch Dukmassow mit keckem Lächeln, aber mit arg zugerichteter Physiognomie. Er war unterwegs gefallen und hatte sich an einem Baum das Gesicht zerschlagen. „Radezky hat Alles gebilligt, was ich gethan!“ — sagte mir Skobelew mit zufriedener Miene, indem er mir einen eben erhaltenen Brief zeigte.

Hier kam auch eine Ordonnanz vom General Mirskij mit der Nachricht, daß er einen schweren Kampf zu bestehen gehabt und daß er das Dorf Schipka genommen, daß ihn aber Niemand unterstütze. Ich erstaunte namentlich über die Nachricht von der Einnahme des Dorfes Schipka, welche offenbar der Relation halber eingefügt war, da die Ordonnanz Skobelews, Homitschewski, mit einer Sotnie Kosaken noch an diesem Morgen dort gewesen war und keine Menschenseele vorgefunden hatte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit Skobelews auf diese Notiz. „Ach Wassili Wassiljewitsch, — sagte er, — natürlich verhält es sich so, aber ich muß es doch glauben, wenn es mir ein General-Adjutant S. M. des Kaisers schreibt! Die Cavallerie hatte den Auftrag, die Türken zu umgehen und ihnen die Verbindung mit Kasanlyk abzuschneiden.“

* * *

Von der linken Flanke, welche den Angriff eröffnet hatte, theilten sich eine Menge Verwundete ab. Bald jedoch begannen offenbar auch die Anderen zurückzuweichen . . . ich traute meinen Augen nicht: Hunderte von Soldaten zurückgedrängt zu werden, sie wenden sich um . . . sie fliehen . . . das ganze Detachement beginnt zu wanken — es ist kein Zweifel mehr möglich, sie sind zurückgeschlagen. „Michael Dmitrijewitsch," sagte ich zu Skobelew, „die Unsrigen sind total geschlagen." — „Das kommt zuweilen vor!" antwortete er mit seltsam scherzhaftem Lächeln. Er rief sogleich Panjütin mit dem Regiment Uglitsch. „Mit Gott — vorwärts!" commandirte er. Panjütin antwortete: „Zu Befehl!" nahm seine Mütze ab, bekreuzigte sich (seinem Beispiel folgte das ganze Regiment) und ließ sich den Befehl nicht zwei Mal wiederholen. „Ihm jucken schon längst die Finger," sagte Skobelew, „und wenn Panjütin zurückgeschlagen wird, führe ich selbst die Truppen ins Feuer."

Ich habe viele Schlachten mitgemacht, aber ich muß gestehen, daß ich noch nie einen so regelmäßig geführten Kampf gesehen. „Juden hierher!" commandirte Skobelew (das hieß: Musik hierher! weil fast die Mehrzahl der Musikanten jüdischer Abstammung war). Unter den Klängen der Musik folgte mit wehenden Fahnen gleichmäßigen Schrittes wie auf dem Exercirplatze ein Bataillon des Uglitsch'schen Regiments dem andern, den Gruß Skobelews heiter erwidernd. Das Thal der Rosen hatte das Ansehen des Marsfeldes in Petersburg an einem Paradetage. Unter den Klängen der von der Regimentsmusik gespielten Märsche schritten die Truppen zum Angriff, während von den Reservetruppen die Volkshymne und ein choralartiges Abendgebet gespielt wurde, als wäre es irgend ein militärisches Fest! Ich erinnere mich, daß ein Bataillon des Wladimir'schen Regiments mit verhüllter Fahne marschirte — ich ritt auf den Adjutanten zu und ersuchte denselben in Namen des Generals die Fahne zu entfalten.

Skobelew meinte später, daß er an diesem Tage „gescheidt" gewesen, weil er sich außerhalb des Feuers gehalten; das war aber einer seiner eigenartigen Ausdrücke, denn im Grunde wurden wir von Granaten und Kugeln überschüttet. Mit Granaten schossen die Türken hauptsächlich auf die Reserven und auf unsere Gruppe. Etwa fünf Granaten fielen so nahe bei Skobelew nieder, daß er sich nicht enthalten konnte, ärgerlich gegen die Kosaken, die sich bei uns zusammengerottet hatten, loszufahren: „Hol' Euch der Teufel, tretet doch auseinander, Ihr werdet Alle getödtet!"

Der unermüdliche Graf Keller war fortgeritten, um irgend eine Ordre abzugeben, und ich mußte in Folge dessen einige Befehle Skobelews niederschreiben. Ich erinnere mich, daß er mir befahl, den Schlußsatz eines an den Commandeur der Cavallerie gerichteten Befehls abzuändern, einen Satz, in welchem es hieß, daß derselbe energisch vorgehen solle. „Es ist ein alter General, dem ich es in solcher Weise nicht schreiben kann," meinte Skobelew. Jenen Satz beizufügen hatte mich der Umstand bewogen, daß wir gesehen, wie eines von den Cavallerieregimentern, in dessen Mitte eine Granate

niederfiel, sich zur Seite wandte und in langsamerem Tempo sich weiterbewegte. Ferner erinnere ich mich, daß ich in einem Befehl an General Mirskij Datum und Stunde zu vermerken vergessen, wofür mein Patron mich hastig anfuhr. Zum Glück kam Graf Keller. „Weshalb sind Sie niemals da, wenn man Sie braucht!“ rief er ergrimmt. „Schreiben Sie rasch!“ ... Ich war froh, daß ich so gut davongekommen war, und begann eifrig zu zeichnen, was mir mehr zu Herzen ging.

Als Skobelew X* zu Panjütin mit dem Befehl sandte, den Sturm zu beginnen, fügte ich, neben Skobelew stehend, hinzu: „Und sagen Sie ihm, daß er die Reserven näher an sich heranziehen soll.“ Skobelew fuhr wieder gegen mich los: „Ich kann ihm doch keine Lehren ertheilen, wenn er ins Feuer geht!“ sagte er — ich aber dachte: weshalb denn nicht? Später, etwa nach einem Jahre, traf ich mit dem Capitain K* von den Schützen zusammen und fragte ihn, weshalb sie zurückgeschlagen worden waren? Er antwortete mir buchstäblich Folgendes: „deshalb, weil die Reserven zu weit waren; die Soldaten gingen gut ins Feuer, stießen aber auf starken Widerstand, sahen sich um, vermißten die Unterstützung — und kamen ins Wanken . . .“

Es ist bemerkenswerth, daß dieser Fehler sich sehr oft wiederholt und natürlich nur dem Widerstreben der Commandeure zuzuschreiben ist, die Reserven starkem Feuer auszusetzen. Von Seiten Skobelews, der, wenn es die Sache erforderte, die Menschen nie schonte, war es einfach ein Fehler der Unachtsamkeit.

Panjütin ging tapfer auf den Feind los; in geschlossenen Reihen näherte er sich den türkischen Laufgräben, ohne zu schießen, nur von Zeit zu Zeit den Mannschaften befehlend, sich niederzulegen. „Sehen Sie doch Panjütin an!“ sagte ich zu Skobelew — „ich dachte, er verstehe besser zu lärmen, als zu handeln, und nun erweist er sich als ein ganzer Held!“ — „Ich will Ihnen sagen —“ erwiderte Skobelew, seinen Krimstecher für einen Moment von den Augen hebend, „Panjütin ist eine stürmische Seele!“

Lebhaft sehe ich noch jetzt Skobelew vor mir, im Oberrock, im offenen Paletot auf dem Schnee stehend, wie er mit dem Krimstecher aufmerksam der Entwickelung des Kampfes folgt. Von Zeit zu Zeit ertheilt er, ohne die Stellung zu verändern, diesen oder jenen Befehl, oder schickt, wenn die Geschosse gar arg um ihn sausen, die Kosaken mit ihren Pferden zum Teufel; seine Feldherrnfahne zieht besonders die Aufmerksamkeit des Feindes auf sich — auch diese schickt er zum Teufel.

Ich entwarf eine kleine Skizze der allgemeinen Positionen unserer und der feindlichen Streitkräfte. Ich erinnere mich, daß ein Granatsplitter, während ich zeichnete, mir dicht vor den Stuhl rollte auf welchem ich saß.

Vor uns dehnten sich wie ein blauer Streifen die Eichen des Dorfes Schenowo, aus dem fortwährend der Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers aufstieg. Links verhüllten schwere weiße Wolken Schipka — auch von dort war jetzt

das Dröhnen der Geschütze und das Geknatter der Flinten zu vernehmen; offenbar hatte sich auch Radezky zum Angriff entschlossen.

Dem Regiment Uglitsch eilte das Kasan'sche Regiment zu Hilfe; sie müssen links von Panjütin die Türken im Centrum angreifen. „Mit Gott, Brüder, und macht keine Gefangenen! —“ rief ihnen Skobelew zu. „Wollen uns bemühen, Ew. Excellenz!“ ... antworteten sie. „Macht keine Gefangenen“ hieß in gewöhnlicher Sprache: haut Alle nieder ohne Erbarmen!“ — Ich erinnerte Skobelew am andern Tage an diese Worte. „Habe ich das wirklich gesagt?“ — meinte er. Die Regimenter Uglitsch und Kasan schlugen die Türken gänzlich heraus. Panjütin ergriff sogar die Fahne seines Regiments, wie man es oft auf Bildern sieht, er hat hauptsächlich die Entscheidung der Schlacht zu unseren Gunsten herbeigeführt.

Bemerkenswerth ist, daß dasselbe Uglitsch'sche Regiment am Tage des Sturmes vom 30. August bei der zweiten Attaque sich in den Weinbergen so festsetzte, daß es von dort nicht herauszubekommen war — so sehr hängt die Tapferkeit der Soldaten von der Tapferkeit ihrer Führer ab.

Die Schlacht war offenbar gewonnen. Skobelew schien nun weniger nervös, er lachte und scherzte. Als General Stoletow an ihn herantrat, flüsterte ich Skobelew zu, er sollte sich jetzt mit ihm aussöhnen, und obwohl auch der alte Stoletow sich anfangs scherzhaft weigerte, einen Friedensschluß einzugehen, so umarmten sie sich schließlich doch. Noch während der Schützenattaquen, hatte sich Stoletow Skobelew genähert und ihm etwas gesagt, worauf Letzterer ihm ärgerlich geantwortet: „Lassen Sie mich in Ruhe!“ „Was hatten Sie für einen Grund, ihm so schroff gegenüber zu treten?“ — fragte ich Skobelew später. — „Er war nicht auf seinem Platz!“ — antwortete Skobelew. „Wenn seine Truppen attaquiren, so ist sein Platz bei ihnen, und nicht bei mir, ich liebe dergleichen nicht.“ Am schlimmsten erging es jedoch an diesem Tage meinem Freunde Panjütin. Er hatte kaum etwas gesagt, als Skobelew dies bemerkte: „Wassily Iwanowitsch, bitte, gehen Sie fort!“ Panjütin trat ein wenig zurück. „Nein, ganz fort, ganz . . .“

Gegen 2 Uhr brachte man einen gefangenen türkischen Offizier, der uns mittheilte, daß auf ihrer Seite Alles verloren sei, daß Alles die Flucht ergriffen. Dieser Offizier ritt später mehrere Tage in der Suite Skobelews, wo es ihm offenbar sehr gefiel.

Gegen 3 Uhr kommt ein Kosak zu Skobelew herangaloppirt: „Ew. Excellenz, die Türken haben die weiße Fahne aufgezogen . . .“ Skobelew und wir Alle bestiegen unsere Pferde und sprengten gegen Schenowo davon. Je näher wir dem Dorfe kamen, desto größer wurde die Zahl der Todten, die wir sahen; die türkischen Batterien waren voll Todter: die Türken waren offenbar bis zum letzten Augenblick auf ihren Posten geblieben und unsere Soldaten hatten den Befehl Skobelews pünktlich ausgeführt — es war keiner mit dem Leben davongekommen. Die türkischen Schanzen waren gleichfalls mit Leichen gefüllt; seltsam war es, daß man sehr viele Todte in

den Gräben fand, offenbar waren die Türken zu hitzig gewesen und hatten die Unsrigen vor ihren Befestigungen erwartet.

Nachdem wir durch einen Theil von Schenowo hindurchgeritten waren, wandten wir uns nach links zu den Hügeln. Panjütin wäre fast an einem Baume hängen geblieben und aus dem Sattel geworfen worden, nichtsdestoweniger war er aber in bester Stimmung. Ein talentvoller Schriftsteller, war er im Kriege der unermüdlichste Reporter und wußte es zu arrangiren, daß er überall zugegen war. Von Natur ziemlich voll und stark, saß er auf einem ganz kleinen Gebirgspferde, das, seinen Worten zufolge, irgend was für ganz besondere Eigenschaften hatte, zu denen nicht in letzter Linie natürlich die Fähigkeit gehörte, seine Figur auf sich zu ertragen.

Es kamen uns Schaaren von Gefangenen entgegen. Skobelew hatte die Nachricht erhalten, daß die Cavallerie 6000 Türken gefangen genommen, welche sich nach Kasanlyk retiriren wollten. Auch Schaaren russischer Soldaten begegneten wir, deren Chef einen scharfen Verweis erhielt für den unexacten Marsch.

Wir ritten umher und suchten den türkischen Obercommandirenden mit der weißen Fahne. Unterwegs sahen wir Panjütin, der ganz heiser geworden war, der aber trotzdem noch heftiger lärmte, als sonst; übrigens waren Alle, von den Offizieren bis auf die Soldaten herab, an diesem Tage wie auf Commando heiser.

Rings umher lagen eine Menge Leichen und fortgeworfener Gewehre. Ich erinnere mich, daß ich, neben Skobelew reitend, ihm sagte: „Wissen Sie, wie Sie gezweifelt, ob Sie gut thäten, die Streitkräfte zu sammeln; jetzt sehen Sie, was Sie erreicht, was für eine glänzende Niederlage Sie dem Feinde beigebracht haben. Trotzdem muß ich Ihnen sagen, daß Sie zu hitzig gewesen sind. . ." „Meinen Sie?" . . . „Gewiß, wenn auch weniger als sonst." . . .

Endlich kam ein Schützenoberst mit dem Säbel des türkischen Obercommandirenden. — „Wo ist er selbst?" „Dort, am großen Hügel." — Dieser Hügel war von oben bis unten mit türkischen Soldaten besetzt, welche apathisch dasaßen, nachdem sie ihre Gewehre und ihre Munition fortgeschleudert hatten. Unten befand sich eine kleine hölzerne Barake, in deren Thür mit großer Suite ein noch nicht alter türkischer General stand, mit braunem, ins Gräuliche spielendem Haar und ernster Miene — es war der türkische Obercommandirende Wessel-Pascha. — Skobelew befahl ihnen, sich zu nähern. Mit finsterem Antlitz näherte sich Wessel-Pascha Skobelew; ihm folgten noch einige Paschas und 30—40 Offiziere verschiedenen Ranges. Skobelew versuchte ihn durch einige liebenswürdige Worte über die Tapferkeit seiner Soldaten zu trösten, er hörte jedoch mit trüber Miene zu und sprach kein Wort. Die ganze Suite blickte ebenso finster drein.

„Wassili Wassiljewitsch reiten Sie rasch zu dem General Tomilowskij" — sagte mir Skobelew leise, — „sagen Sie ihm, daß er die Gefangenen, ohne

zu zögern, sofort entwaffne. Ich habe Nachricht, daß Suleiman-Pascha aus Philippopel hierher eilt und fürchte, daß die Türken bei der ersten Nachricht hiervon wieder nach ihren Waffen greifen." Ich übermittelte den Befehl mit der Erklärung, die Skobelew gegeben, und eilte auf dem Rückwege auf den großen Hügel hinauf, um die weiße Fahne als Erinnerungszeichen mit mir zu nehmen; es war ein großes Stück gestreifter Halbseide. Ich übergab dieselbe dem Kosaken X* zur Aufbewahrung, dieser aber hat sie verloren. — Die Türken beobachteten furchtsam, wie ich die weiße Fahne abnahm, da sie wahrscheinlich dachten, daß nach Wegnahme derselben sie Alle niedergestochen werden würden.

„Wird sich Schipka ergeben?" — fragt Skobelew Wessel-Pascha. „Das weiß ich nicht." — „Wie, Sie wissen es nicht, wenn Sie der Obercommandirende sind?" — „Ja, ich bin der Obercommandirende, aber ich weiß nicht, ob sie meinen Befehlen nachkommen werden." — „Wenn es sich so damit verhält, so lasse ich Schipka sofort angreifen —" rief Skobelew, und befahl den Regimentern Susdal und Wladimir in der Richtung zur auf den Paß führenden Chaussee vorzurücken.

Unter den türkischen Offizieren zeigte sich Bewegung, es fielen einige türkische Worte zwischen ihnen, worauf Wessel-Pascha sich zu Skobelew wandte, indem er sagte: „Warten Sie, warten Sie; ich will meinen Stabschef dorthin senden." Es wurde ein türkischer Oberst abcommandirt, zu dem sich von unserer Seite General Stoletow gesellte. Uebrigens hatte der brave Haranof schon vorher übernommen, General Radezky von den Resultaten der Schlacht Mittheilung zu machen.

Skobelew befürchtete ernstlich, daß der türkische Befehlshaber vielleicht Widerstand leisten würde, namentlich da von allen Seiten Bulgaren Nachricht brachten von einer Bewegung Suleiman-Paschas nach dieser Richtung, was sich später auch als richtig erwies, wenn auch nicht ganz so, wie wir es uns vorstellten: Suleiman kam in der That von Philippopel, aber nicht, um die Offensive zu ergreifen, sondern weil er vor Gurkos Detachement zurückwich.

In Wahrheit gesagt, nahmen wir — und wohl auch er selbst — die Drohung Skobelews, Schipka angreifen zu wollen, kaum für baren Ernst. Die Türken müssen stark deprimirt gewesen sein, wenn sie ernstlich daran geglaubt. Jene Reserve-Brigade, aus zwei Regimentern bestehend, war für eine Attaque solcher befestigter und schneebedeckter Punkte, auf 6000 Fuß Höhe, eine wenig Respect einflößende Macht.

* *
*

Skobelew hatte seine Ordonnanzen mit verschiedenen Aufträgen ausgesandt und einige derselben blieben etwas lange aus, so daß ich wieder mehrere Befehle desselben zu überbringen hatte. Als wir zu den Bergen

ritten, setzte sich hinter unserer Brigade und hinter uns auch Wessel-Pascha mit seiner großen Suite in Bewegung. In diesem Augenblick waren nur ein Kosak mit dem Feldherrnzeichen, Panjütin und meine Wenigkeit bei Skobelew, was die türkischen Offiziere, welche den russischen Helden, vor dem sie die Waffen gestreckt, mit so miserabler Suite sahen, nicht wenig verwirrte. Sie konnten es kaum glauben, daß dies wirklich der „berühmte weiße General" sei; wenigstens fragte mich der türkische Stabschef nach dem Range und Auszeichnungen Skobelews aus; es schien ihn ein wenig zu verwundern, daß Skobelew nur General-Lieutenant und nicht voller General war. Ich erinnere mich noch, daß dieser Offizier, als ich ihm einen Befehl Skobelews überbrachte, meine halb militärische, halb bürgerliche Kleidung betrachtend, sich mit den Worten an mich wandte: „Erlauben Sie mir zu fragen, wer Sie sind?" — „Ich bin der Secretair des Generals," erwiderte ich. Ich trug damals eine große Kosakenmütze, einen kurzen rumänischen langhaarigen Pelz, meine Füße steckten in gigantischen Stiefeln, ein Säbel hing mir um die Schulter. Einzig durch das Offizierskreuz des Georgs-Ordens wurde das allzu Malerische dieses Costüms ein wenig ausgeglichen.

In Erwartung der Antwort des Befehlshabers auf dem Schipka rückten die Truppen unter den Klängen der Musik an die Berge und stellten sich auf. Skobelew ritt durch die Reihen und sprach mit den Soldaten mehr in freundschaftlichem Tone als in dem des Befehlshabers. „Nun seht Brüder, ich sagte Euch immer, gehorcht den Vorgesetzten. Heute habt Ihr die Befehle trefflich ausgeführt, habt Eure Sache brav gemacht; in Zukunft wird dasselbe sein."

Der Schipka ergab sich, doch die Antwort traf spät ein und wir ritten fort, ohne sie abzuwarten. Unterwegs bot sich uns ein komisches Bild dar. Dukmassow, der vor längerer Zeit spurlos verschwunden war, zog zwei große graue türkische Pferde des Artillerie-Parks über den Weg. Als er Skobelews ansichtig wurde, gerieth er in Verwirrung und zog die Pferde aus Leibeskräften, doch diese, wie ihm zum Trotz, parirten nicht. Skobelew blickte zur Seite, wir lachten.

Der General nahm die kleine Holzbarake Wessel-Paschas ein. Ich ritt zur Nachtruhe nach Imetli und erhielt von ihm den Auftrag, den verwundeten Commandeur der ersten Brigade seiner Division, General X* zu grüßen. Den Befehl über die Brigade hatte zeitweilig Panjütin übernommen. Auch Graf T* war an der Hand verwundet; er bekleidete den Posten des Gehilfen Stoletows, des Commandirenden der Bulgarischen Miliz. Die Verluste waren überhaupt bedeutend. Panjütin verlor in seinem Regiment, wenn ich nicht irre, ungefähr 350 Mann. Auch in den Reihen der Bulgaren hatte der Feind stark aufgeräumt. Noch mehr verloren die Schützen, welche sich sehr tapfer geschlagen hatten. Betreffs der Schützen muß bemerkt werden, daß sie besondere Bataillone bilden und beim Beginn des Kampfes voranziehen und demzufolge auch bei dem Angriff an der Spitze sind. Ihre Verluste sind daher auch immer bedeutender als in den übrigen Truppentheilen. Diese verhältnißmäßig großen Verluste

an Schützen in dem Garde-Detachement Gurkos riefen bei den befehligenden Personen Unwille hervor. Es wurde beschlossen, die Schützen mehr zu schonen, d. h. sie beim Beginn des Kampfes voran marschiren, am Angriff aber nur im Nothfalle theilnehmen zu lassen, was sicherlich nicht praktisch ist. Der Moment der Attaque wird selten vorher genau bestimmt, sondern jeder Befehlshaber wählt gewöhnlich den geeigneten Augenblick, der sowohl durch die Lage des Feindes, wie durch die Haltung der Truppen bestimmt wird. Die voran stehenden Truppen in dem Moment, da sie warm werden, zurückzuziehen, ist für die Sache sehr unvortheilhaft.

* * *

Auf dem Wege nach Imetli sah ich an einer Stelle einige Soldaten mit einem großen Türken beschäftigt. Sie kehrten seine Taschen um und rissen sein Rockfutter heraus. Da hoben sie etwas auf, da warfen sie es wieder zur Erde. Der Türke war noch nicht todt, dumpfe Laute entrangen sich seiner Kehle. Welch' ein starker Türke! Hätte er noch Kraft, wie würde er den Soldaten heimleuchten!

Die Batterie der ersten feindlichen Flanke ist mit Leichen buchstäblich gefüllt. Mein Pferd scheut vor dem grausigen Bilde zurück. Im Graben rings um die Batterie liegen Unserige und Türken durcheinander, von den Unserigen auch eine ziemliche Menge. Ein Leichnam zog die Aufmerksamkeit auf sich: das Gesicht, jung, verrieth, was man einen grünen Jungen nennt. Es war ein Freiwilliger. Die Leiche lag abseits von den übrigen, die Arme und Füße weit ausgestreckt, die Augen geöffnet. Die Stiefel, als das im Feldzuge wichtigste Kleidungsstück, waren ihm abgezogen, die Taschen umgekehrt und eine große Zahl Briefe lagen umher; die ihn beraubenden Feinde brauchten wohl diese Briefe nicht. Uebrigens hatten sie ihm das goldene Kreuz am Halse gelassen. Ich nahm die Briefe auf und warf einen Blick in sie, um den Namen des Gefallenen zu erfahren. Es war der Sohn einer Adelsfamilie aus dem Süden Rußlands. Die ganze Zärtlichkeit einer Mutter sprach aus diesen Briefen, sie segnete ihn unzählige Male, beschwor ihn, sich zu schonen, benachrichtigte ihn von abgegangenen Sendungen mit seinem Lieblingssaft u. s. w.

* * *

Die Figur eines Soldaten tauchte häufig in meiner Nähe auf. Er geht der Reihe nach zu den Leichen der Offiziere, beugt sich nieder, sieht den Gefallenen an und geht weiter. Ich folgte ihm mit den Augen. Er beugt sich über eine Leiche und — ordnet und reinigt die Kleidung, rückt den Kopf gerade, faltet die Hände auf der Brust und küßt sie. Es war ein Offiziersbursche, der seinen todten Herrn aufgefunden; zum letzten Mal ordnete er seine Kleidung.

* * *

Spät Abends trat ich in die Hütte unserer jungen Leute, sie war voll mit Anspannstücken. Der praktische Dukmassow hatte sich aus den den Türken abgenommenen Pferden ein ganzes Dreigespann ausgewählt und war nun bemüht, sich den nöthigen Anspann zu beschaffen. „Wohin wollen Sie das bringen?“ „Nach Hause, an den Don,“ lautete seine Antwort. Ich erstand mir bei einem Türken ein kleines Pferd, weil das meinige nach den Strapazen der zwei letzten Tage, seine Dienste versagte. Außerdem verschaffte ich mir eine vollständige türkische Ausrüstung; sie sollte auf meinen Bildern Platz finden.

Ich vergaß zu erwähnen, daß bald nachdem sich Wessel-Pascha ergeben hatte, Skobelew zu Swjatopolk-Mirski ritt, der die andere Abtheilung befehligte; ich ritt mit ihm und sah, daß, obgleich die Generale sich umarmten und küßten, eine Spannung zwischen ihnen bestand. Skobelew gefiel die von Mirski beim Empfang aufgeführte kleine Komödie offenbar nicht. Wir fanden den General auf offenem Felde an einem Tische sitzen, der sicherlich hingestellt war, um dem Empfang einen feierlichen Anstrich zu geben, als ob er ein Verhör vorzunehmen im Begriff stand.

Man erzählte uns dort, daß die Abtheilung am ersten Tage 2500 Mann verloren hatte, am zweiten Tage sollte sie, da von Skobelew nichts zu sehen war, den Rückzug antreten. (!) Doch da ertönte erst Musik, dann lautes Hurrah, Kleingewehrfeuer, Kanonendonner. Es waren die Sturmcolonnen Skobelews. Wenn nun auch Mirski den ersten Andrang der Türken auszuhalten hatte und einen harten Kampf bestand, so entschied sein Schicksal doch offenbar Skobelew.

* * *

Am Morgen des folgenden Tages kam ich nach Schenowo. Man sagte mir, Skobelew suche mich. Ich fand ihn zu Pferde, im Begriffe die Truppen zu besichtigen. Wir ritten langsam; er habe eine Bitte an mich, bemerkte der General, ich solle ihm vorher versprechen, daß ich sie erfüllen werde. „Mit Vergnügen!“ „Es handelt sich um Folgendes,“ hob er an. „Klatschereien und Verleumdungen nehmen ihren Anfang. So soll ich absichtlich zugelassen haben, daß die Türken Mirski fast erdrückten, soll absichtlich am ersten Tage nicht Hilfe gebracht haben, um am zweiten als Retter erscheinen zu können, Mirski intriguirt. Er ist einfach ein Dieb, denn, wissen Sie, was er that? Er trat in meine Barake, als ich abwesend war, forderte von meinem Diener Kurkowsky den Säbel Wessel-Paschas und trug ihn fort, um ihn Radezky zu übergeben. Ist das nicht Diebstahl, da der Pascha vor mir die Waffe streckte! Er ist älter als ich, aber nur an Jahren, nicht im Rang, wir sind Beide Commandeure mit gleichen Rechten, beide Radezky unterstellt, nicht einer dem andern. Sie wissen, Wassili Wassiljewitsch, wie es ging, entsinnen Sie sich, daß ich mich anstrengte, Hilfe zu bringen, doch ich konnte nicht den Ausgang des Unternehmens auf's Spiel setzen, um Mirski zu Lorbeeren

zu verhelfen. Reiten Sie ins Hauptquartier, erzählen Sie Sr. kaiserlichen Hoheit den Thatbestand." „Dieser Auftrag, ich gestehe es, ist mir sehr unangenehm. Im Hauptquartier hielt ich mich immer sehr vorsichtig und wenn der Großfürst stets freundlich gegen mich war, so konnte er doch sagen, die Sache gehe mich nichts an." „Schlagen Sie meine Bitte nicht ab, rief Skobelew, thun Sie es für mich, Sie versprachen es doch —" „Gut," willigte ich ein, „ich werde reiten." Mit der officiellen Meldung, rieth ich, den bei Skobelew befindlichen Offizier des Hauptquartiers, Tschaikovski, zu schicken. Ich kannte ihn als eine brave Haut, unfähig zu verleumden.

Wir hatten bei diesem Gespräch das Dorf verlassen. Die Truppen standen mit der linken Flanke zum Berge des heiligen Nikolaus, mit der Front nach Schenowo hin. Plötzlich drückt Skobelew seinem Pferde die Sporen in die Weichen, im gestreckten Galopp fliegt er dahin, schwenkt hoch die Mütze und ruft den Soldaten zu: „Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers sage ich Euch Dank, Brüder." Ich bemerkte Thränen in seinen Augen. Die Begeisterung der Soldaten läßt sich schwer beschreiben. Die Mützen flogen in die Höhe, Hurrahrufe nahmen kein Ende. (Später sagte mir Skobelew, er habe beinahe ein faux pas gemacht; indem er die Worte „im Namen des Vaterlandes" sprach, sei ihm glücklicherweise eingefallen, „im Namen des Kaisers" hinzuzufügen, man hätte ihm sonst des Nihilismus bezichtigen können.)

Bald nachher ritt ich durchs Gebirge nach Selwi. Man händigte mir eine Menge Telegramme ein, die ich nach Rußland an Anverwandte der Absender befördern sollte. Wessel-Pascha schlug ich vor, ein Telegramm nach Konstantinopel zu senden und sein Stabschef schrieb mir auf einem Stück Papier in französischer Sprache: „Nach vielen blutigen Anstrengungen, die Armee zu retten, ergab ich mich sebst, die Paschas sammt der Armee. Wessel."

Zusammen mit mir brach Panjütin auf. der auf dem Schipka Beobachtungen anstellen wollte, um seiner Zeitung einen möglichst vollständigen Bericht über den Verlauf der Sache senden zu können. Selten habe ich so gelacht, wie damals. Panjütin erschien nicht auf seinem eigenen, der Erholung bedürftigen Pferde, sondern auf einem hohen, mageren donischen Kosakenpferd, das ihm Dukmassow zur Disposition stellte. „Wo in aller Welt haben Sie den Gaul her?" „Ich will ihn versuchen, Dukmassow will ihn verkaufen, er ist ein echter Donez," antwortete Panjütin vom Pferde herab. Beim ersten Schritt, den das angebliche donische Pferd machte, war es um seine Reputation geschehen, denn als Panjütin es zu schnellerer Bewegung antrieb, begann es auszuschlagen, und je weiter es ging, desto ärger. Ich lachte bis zu Thränen, Panjütin aber, wüthend, schlägt seinen Gaul und ruft aus: „Warte nur, ich will dich lehren, ich bringe dich um. Solch ein Schwein, dieser Dukmassow, und gar verkaufen will er mir dieses Thier. Warte nur!" Sein sonst gutes Gesicht war durch den Aerger ganz entstellt. Sein Gaul begann sich unter seinen

Schlägen in die Runde zu drehen; den Kopf gesenkt drehte es sich, wedelte ab und zu mit dem Schweif und schlug aus.

Im Dorfe Schipka war außer der Kirche Alles zerstört; nicht ein Haus war ganz geblieben. Wir ritten auf der Chaussee bergan. Auf den türkischen Batterien stehen die verlassenen Kanonen. Die Türken suchen aus ihrer Habe das Werthvollere aus, stecken es in die Säcke, bereiten sich vor, den schweren Weg in die Gefangenschaft anzutreten. An der höchsten Tranchée, die stark befestigt war, wurde ich durch die furchtbare Menge russischer Leichen in Bestürzung versetzt. An der Brustwehr lagen keine Leichen, was im Gegensatz zum officiellen Bericht beweist, daß die Unsrigen die türkischen Befestigungen selbst nicht stürmten, sondern nur bis zum breiten Graben rückten, der in einiger Entfernung von der Tranchée hergestellt war, um sich dort festzusetzen.

Von dort schickte ich mein Pferd weiter auf der Chaussee, ich selbst aber begann den Felsen hinanzuklimmen, an derselben Stelle, wo im September Suleiman-Pascha den wüthenden Angriff gegen den Schipka unternahm. Bald stieß ich auf einen Leichnam, welche stark verwest war; er steckte in Kleidern, doch die Haut der Extremitäten hing nur noch an den Knochen und aus dem Inneren des Körpers drang bei einer Berührung Flüssigkeit ... Das war um so ekelhafter, als bald der Weg nur über die Leichen führte, so dicht waren sie da gesäet. Stellenweise lagen sie in zwei, drei Reihen, eine auf der anderen, und durch diesen Brei mußte man waten. Ein unerträglicher Gestank herrschte, weil der Schnee das Schauerbild kaum deckte. Das Gehen war hier so schwer, daß ich die Tapferkeit der Türken bewunderte, welche auf so steilem Terrain angreifend, sich an Ueberresten von Sträuchern halten und förmlich durch die Reihen der Todten kriechen mußten. Umkehren wollte ich nicht, vorwärts zu dringen riskirte ich nicht, und dann mit allen Vieren durch die Leichen zu kriechen war schwer genug. Dabei ein Geruch, daß mir schlimm wurde! Zum Glück zeigte sich oben auf dem Felsen ein Soldat. „Brüderchen," schrie ich mit verzweifelter Stimme, „steh' mir bei!" Er stieg herab, reichte mir die Hand und zog mich auf den Felsen, wo ich frei aufathmete.

In der mir bekannten Erdhütte N's fand ich General Molski mit dem ich anläßlich des Sieges eine Flasche Champagner leerte. N* war nicht anwesend, er hatte von den Türken Gewehre, Geschütze und Fahnen zu empfangen.

Abends ging ich in die Erdhütte, welche General Petruschevski inne hatte, ebenfalls mein alter Bekannter aus Turkestan. Ich fand bei ihm den Brigade-commandeur B* und Radezkys Stabschefs, die Generale Dmitrowsky und S*, letzterer Offizier des Generalstabs, welcher während der Umgehung bei Mirski war. Das Gespräch war sehr lebhaft. Obwohl die Herren in meiner Gegenwart sichtbar vorsichtig waren, so fand ich doch, daß Skobelew für die Besiegung Wessel-Paschas dort tüchtig mitgenommen wurde, obgleich die Anwesenden seine Freunde waren. S*, der bei Mirski stand, war ganz

besonders ärgerlich über Skobelew. Schon häufig habe ich bemerkt, daß nach einer Schlacht, wenn an die Belohnungen die Reihe kommt, die besten Freunde einander ein Bein stellen. Skobelew fanden seine Freunde übrigens schon lange schuldig, weil er sie überholt hatte — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich trat für Skobelew ein.

„Glauben Sie, unser Angriff habe zu nichts geführt?" fragte mich Dmitrowski „Das glaube ich nicht. Ihr Angriff mußte die Türken sehr erschrecken; von zwei Seiten angegriffen, mußten sie vollends verzweifeln. Ich glaube, daß Jeder seine Pflicht gethan. —"

General Radezky zu besuchen, hatte ich nicht Zeit und ich fuhr in einem mir freundlichst von Biskupski zur Disposition gestellten Schlitten nach Gabrowo. Eine Fahrt nach Selwi wäre fruchtlos gewesen, weil der Obercommandirende sein Hauptquartier nach Gabrowo verlegt hatte. Man erwartete ihn da an eben diesem Morgen. Sobald der Großfürst eintraf, begab ich mich zu ihm. Mir begegnet Skalon und der Vater Skobelews. „Sie kommen vom Detachement, von Mischa!" rufen sie mir entgegen und ziehen mich zum Großfürsten hin. Ich erzählte, was ich vom Kampf wußte in gewissenhaftester Weise. Um zu erfahren, welchen Eindruck meine lückenhafte Erzählung machte, fügte ich hinzu, man beschuldige Skobelew, weil er den Angriff nicht einen Tag früher unternommen; mit halber Kraft anzugreifen, sei aber sehr gewagt gewesen, abgesehen davon, daß selbst im Falle eines Erfolges der größere Theil der feindlichen Truppen sich zurückgezogen hätte und entkommen wäre, da wir keine Cavallerie hatten, welche sie aufhalten konnte.

„Natürlich ist es so," antwortete der Großfürst.

Ich erzählte darauf dem alten Skobelew, daß ich auf Bitten seines Sohnes zum Großfürsten gekommen sei. „Sie hätten dem Großfürsten erzählen sollen, wie viele Geschütze und Fahnen erobert sind, Sie erzählten nur, wie mit Musik angegriffen wurde." „Ich erzählte, wie ich's verstand, von den Geschützen und dgl., was Ihnen so theuer ist, wird der Großfürst auch ohne mich erfahren."

Im Gespräch mit Skalon erfuhr ich später, daß die Absicht, schon jetzt Frieden zu schließen, bestehe. „Unmöglich," sage ich, „ich sage sofort dem Großfürsten, daß es unmöglich sei. War es werth, soviel Blut zu vergießen!" „So gehen Sie, sagen Sie es ihm!"

Ich kam nochmals zum Obercommandirenden, bei dem Fürst Tscherkaskij saß. „Ew. Hoheit, ich habe Ihnen einige Worte mitzutheilen." „Bitte," entgegnete der Großfürst; Tscherkaskij entfernte sich.

„Ist es wahr, daß Sie Frieden schließen wollen?"

„Nicht ich, lieber Freund, sondern Petersburg will es . . ."

„Umgehen Sie die Ordre irgendwie . . ."

„Es ist unmöglich. Wird's befohlen, mache ich Frieden . . ."

„Es ist nicht möglich. Man hätte in solchem Fall den Krieg gar nicht beginnen sollen.

„Was machen . . . Ich thue mein Mögliches, doch fürchte ich, man werde mich gar nicht fragen."

„Reißen Sie die Telegraphendrähte ab, beauftragen Sie mich, ich unterbreche die Leitung. Ein nicht in Konstantinopel geschlossener Frieden ist undenkbar; das Wenigste wäre ein Frieden in Adrianopel!"

Skalon, der mit mir eingetreten war, unterstützte mich. „Ich werde gehen, soweit es möglich ist — seid sicher;" mit diesen Worten verabschiedete mich der Großfürst.

Der Großfürst verlangte ein Pferd, um die verwundeten Offiziere im Hospital zu besuchen. Da das Hospital ganz in der Nähe lag, auf der Straße aber Glatteis war, so überredete ich ihn, zu Fuß zu gehen. Das Volk begrüßte ihn enthusiastisch. Man muß gestehen, daß der Großfürst ungeachtet der vielen Niederlagen und Fehler sehr populär war. Dazu wußte man in der Armee, daß er nicht blos mit den Türken, sondern auch noch mit verschiedenen privaten Einflüssen zu kämpfen hatte . . .

Ich erzählte ihm, daß ich eine Menge Türken, welche gelärmt hatten, aus dem Hospital herauszuführen angeordnet hatte. Er billigte das. Lange sprach er mit K* und N*. Am folgenden Tage mußte er über die Berge, um die Truppen Radezkys, Skobelews und Mirskis in Augenschein zu nehmen.

* * *

Die Nacht verbrachte ich bei meinem Bruder, den eine Fußwunde in Gabrowo zurückhielt, dann machte ich mich wieder auf den Weg zu Skobelew.

Auf dem Schipka gab es ein Schneegestöber, wie man sich schwer eines vorstellen kann; Schneewirbel warfen uns nieder und verwehten den Weg. Petruschevski und Biskupski baten mich, die Nacht bei ihnen zu bleiben, doch ich hörte sie nicht, trank meinen Thee und setzte meinen Weg fort, was ich später, offen gestanden, bedauerte, denn das Schneegestöber war dermaßen stark, daß nicht blos zu reiten, sondern auch zu gehen unmöglich war. Der Wind blies so heftig und der Weg war so glatt, daß ich unaufhörlich zu Boden fiel. Mein Kosak fiel ebenfalls mehrmals und zerschlug dabei, was das Schlimmste war, meinen Farbenkasten. Die ganze Nacht ging es bergab und früh Morgens traf ich in Schenowo ein.

Der mir später begegnende Graf Keller erzählte mir einen komischen Fall mit dem General Mirski. Die Erzählung klang nur glaublich, weil sie aus dem Munde eines so bescheidenen und tapferen Offiziers kam. Der Corps-Commandeur und Chef der ganzen Schipka-Armee, General Radezky, sollte vom Schipka herabkommen. Graf Keller schickte einen Kosaken mit dem Befehl aus, ihm zu melden, sobald der General die Berge verläßt, damit rechtzeitig eine Ehrenwache ausgestellt werden könne. Als Radezki eintrifft

sieht Graf Keller, der ihn mit den Anderen zusammen empfängt, daß die Ehrenwache nicht von der näheren Skobelew'schen Abtheilung, sondern von der entfernteren des Generals Mirski gestellt ist; bei der Ehrenwache sieht er auch den abgesandten Kosaken. „Warum, ruft er ihm zu, riefst Du nicht unsere bereit gehaltene Ehrenwache herbei?" „Die Excellenz haben nicht befohlen," antwortet dieser. Es stellte sich nun heraus, daß General Mirski dem Kosaken begegnet war und von ihm erfuhr, wozu er geschickt war. Er behielt ihn darauf bei sich und ordnete unterdessen die Aufstellung einer Ehrenwache von seinen Truppen an.

Skobelew fand ich mit Vorbereitungen zum Empfang des Obercommandirenden beschäftigt. Er erzählte mir unter Anderem, er habe Radezky erzählt, wie General Mirski sich den Degen Wessel-Paschas verschaffte, worauf dieser bemerkte: „Lassen Sie das doch, was für Gefallen finden Sie an solchen Lappalien."

Es machte mir großen Spaß, Skobelews Vorbereitungen zum Empfang des Großfürsten zu sehen, wie seine Furcht wahrzunehmen, irgendwie gegen die Vorschriften zu verstoßen. Er hatte keine Ahnung von den Finessen des Wachtdienstes und der Paraden. In dem Glauben, daß der Großfürst die Truppen im Ceremonialmarsch vorüberziehen lassen werde, zerbrach er sich den Kopf, wie sich zu halten, wie zu commandiren, wo zu stehen u. s. w. Seine einzige Rettung war seine Ordonnanz, Homitschersk, ein Offizier vom österreichischen Regiment. „So sagen Sie doch schneller, wo die Sappeure stehen müssen?" „Voran, Eure Excellenz." „Wie habe ich nun dann zu commandiren?" „Ew. Excellenz sagen dann" . . . u. s. w. Als ich sah, mit wie ernster Miene er sich unterweisen ließ, wie er zu commandiren, wo er zu stehen habe, u. s. w. mußte ich laut auflachen. „Was lachen Sie, Wassili Wassiljewitsch?" fragte mich Skobelew wie ein beleidigtes Kind. „Wie soll ich nicht lachen: ein General, vor dem die Türken die Waffen streckten, lernt wie ein Schulknabe verschiedene Worte u. s. w."

Noch einige Male ging Skobelew zur Seite und fragte: „Sagen Sie Wassili Wassiljewitsch, hörte der Großfürst Ihre Erzählung mit Aufmerksamkeit an? Wie antwortete er Ihnen?" und Aehnliches.

* * *

Hoch oben auf dem Berge zeigte sich eine lange Reihe sich uns nahender Punkte; es war der Großfürst mit seiner Suite; Skobelews Verwirrung wurde immer deutlicher; er sah wie ein Unglücklicher aus. Ich bemerkte an ihm stets eine sehr betrübte Physiognomie, wenn er sehr hochstehende Persönlichkeiten empfangen mußte; eine solche Situation war ihm offenbar sehr unangenehm, weil er im Unklaren war, was man ihm sagen, wie man ihn empfangen werde.

Der Großfürst langte am Fuße des Berges an, wo ihn General Radezky

erwartete. Schon aus der Ferne schwenkte der Großfürst die Mütze und rief: „Fedor Fedorowitsch, hurrah!“ Er umarmte, küßte und gratulirte Radezky zur Beförderung zum General der Infanterie und schmückte ihn mit dem Georgskreuz zweiter Klasse. Dann ritt der Großfürst zu Skobelew, wendete sich zu ihm über Schulter zum Kusse und — weiter nichts. Ich blickte auf Michael Dmitrijewitsch . . . Es ist mir noch heute peinlich, mich des unglücklichen, ich möchte sagen hilflosen Ausdrucks in seinem Gesicht zu erinnern; melancholisch ritt er hinter dem Großfürsten und gab verwirrt die nöthigen Befehle. Er that mir leid und ich war bereit, dem Großfürsten zu sagen: „Blicken Sie auf Skobelew! Entweder leistete er nichts oder Sie wissen nicht, was es einem solchen Mann kostet, in Aller Gegenwart vernachlässigt zu werden; haben Sie wenigstens Mitleid mit ihm, sagen Sie laut, daß er sich Verdienste erworben . . .“ Die Soldaten schienen die peinliche Situation ebenfalls zu fühlen, denn sie empfingen den Großfürsten mit einer so kleinen Dosis Enthusiasmus, schrieen „Hurrah“ so lau, so ungern, daß es dem Großfürsten auffallen mußte. Ob er die Situation begriff, weiß ich nicht. Der Großfürst ritt durch die Reihen und entfernte sich bald.

Skobelew begleitete ihn, sprach einige Zeit mit ihm und schien dann ruhiger.

Skobelew schlug und nahm eine türkische Armee gefangen. Sein directer Vorgesetzter erhielt für diese That den Georgs-Orden, die höchste militärische Auszeichnung; sein College, der Commandirende des zweiten Detachements, obwohl er einen nicht besonders glücklichen Angriff ausgeführt, erhielt denselben Orden, doch Skobelew selbst bekam diese Auszeichnung nicht, weil er für die zweite Klasse zu jung war; ein höherer Rang wurde ihm aus demselben Grunde versagt. Man gab ihm viel später mit allen Anderen einen Säbel für Tapferkeit, doch da er schon zwei solcher Waffen besaß, so hatte er die Wahl, die Säbel im Futteral aufzubewahren oder bei festlichen Gelegenheiten alle drei Säbel anzulegen, was ebenso unbequem wie ungewöhnlich gewesen wäre.

Der Großfürst war unter Anderem darüber unzufrieden, daß eine große Zahl unserer Todten bei Mirski noch nicht beerdigt war.

Der Obercommandirende ritt nach Kasanlyk, wohin das Hauptquartier verlegt wurde. Ich ritt zu Skobelew, um bei ihm zu speisen. Sein Vater war bei ihm, ebenso General Strukow und noch irgend Jemand. Als ich ihn Abends verließ, bemerkte ich ihm, daß er den Großfürsten nicht würdig empfangen habe. Das ärgerte ihn. „Was wollen Sie denn von mir? Ich werde die Soldaten nicht künstlich warm machen, ihnen die Mützen in die Luft zu werfen befehlen*). Man empfing ihn kühl, weil man ihn nicht warm empfangen wollte. Bin ich etwa ein Gelbschnabel, soll ich Radezky mit

*) Das geschieht gewöhnlich auf ein Zeichen, das aus der Suite des Commandirenden gegeben wird.

Hurrahrufen zujauchzen? Er hat die Ehre, mag's sein, doch auch für mich hätte er ein freundliches Wort finden können — nicht mal gedankt hat er...."

Skobelews Gestalt steht jetzt vor mir, die Gestalt eines theuern, sympathischen Menschen und genialen Kriegers, mit allen Vorzügen und Fehlern eines slavischen Charakters.

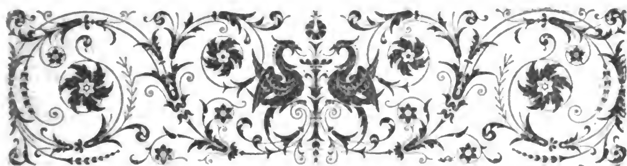
Ich erinnere mich seiner als ganz jungen Menschen, als er Lieutenant bei den Husaren war, in Turkestan sich auszuzeichnen dürstete, Thorheiten beging, in den Berichten übertrieb, woraus Duelle entstanden u. s. w. Von seiner Tapferkeit zu reden, wäre überflüssig, das wären allzu große Gemeinplätze. Ich glaube, daß eine so unbeschränkte Tapferkeit unbestraft bleibt, nicht häufig ist. Skobelew war gutmüthig, diese Gutmüthigkeit grenzte aber schon ein wenig an Unüberlegtheit. Wenn er z. B. Armen begegnete, so befahl er gewöhnlich einem der ihn begleitenden jungen Leute, dem Armen ein Goldstück zu geben; da er die für ihn gemachten Auslagen häufig vergaß, Geld oft nicht hatte, so war es natürlich, daß die Begegnung mit Armen für seine Ordonnanzen furchtbarer war, als die mit dem Feinde. In letzterer Zeit bemerkte ich an ihm eine Neigung zur Gerechtigkeit. So erinnere ich mich z. B., daß ich ihn nach dem Kampf bei Schenowo mit einem Entschuldigungsschreiben an einen seiner Bataillons-Commandeure beschäftigt fand, dem er Unrecht gethan. Ein General, Commandeur einer Abtheilung, der einem Major einen Fehler eingesteht, ist eine seltene, wenn nicht ganz vereinzelt dastehende Erscheinung in unserer Armee.

Es ist nicht am Platz, hier zu erzählen, was Skobelew im Freundeskreise redete, es genüge zu bemerken, daß er stets ein Vertheidiger einer normalen Entwickelung Rußlands und des Fortschritts, nicht aber des Rückschritts war.

Doch schien mir immer, daß er in solchen Fragen keinen festen Standpunkt hatte. Häufig sagte ich ihm, man könne ihn bestechen (selbstverständlich nicht mit Geld). Er bestritt das sehr eifrig und gab sich den Anschein eines Beleidigten, doch ich glaube, ich irrte mich nicht.

Skobelew war sehr ehrgeizig und hätte schwerlich auch nur einen zeitweiligen Verlust seines Commandos ertragen können. Seinem Ehrgeiz schreibe ich die Veränderung seiner Anschauungen in den letzten Monaten zu. Als ich nach unserem letzten Zusammentreffen in Berlin wegen seiner hitzigen Petersburger Rede über ihn herfiel, versuchte er sich zu rechtfertigen. Als ich ihm jedoch auseinander setzte, daß er Niemandem Nutzen gebracht, wem er in die Hände arbeite, indem er Rußland in einen Krieg zwinge, sah er sich nach allen Seiten um, ob uns Niemand höre, und sagte zornig: „So will ich Dir, Wassili Wassiljewitsch, die Wahrheit sagen, es blieb mir nichts anderes übrig, sie zwangen mich dazu!" — Ueber die Persönlichkeiten schweige ich.

Uebrigens gab er mir sein Ehrenwort, solche Reden nicht mehr zu halten. Versprach's — und redete abermals in Paris. —



Ueber die Wanddecoration eines römischen Hauses im Garten der Farnesina.

Von

F. v. Duhn.

— Heidelberg. —

Weder geistig unbeschäftigte Menschen wünschen wir uns zu geselligem Verkehr noch auch solche, deren Gedanken mehr mit sich selbst, als mit der Umgebung und den Mitmenschen zu verkehren lieben, oder die stets von einem Schwunge getragen sind, dem nachzueilen wir uns nicht gerade zu jeder Stunde in der Stimmung fühlen. In Zeiten, wo geistiges Raffinement socialen Lebens die höchste Stufe erreichte, strebte man daher auch durch äußere Mittel in Räumen, wo der Mensch zur eigenen Freude und der seiner Mitmenschen sich aufzuhalten pflegte, die in der goldnen Mitte zwischen den angedeuteten Extremen liegende Stimmung hervorzurufen und zu erhalten; unser Geschlecht, welches mit Nutzen zu sehen leider etwas verlernt hat, ist in der angedeuteten Richtung mehr für die leicht etwas aufdringliche Einwirkung durch das Ohr empfänglich — gehört doch zu einem Festmahl auch noch nach unserer Vorstellung eine fröhliche Tafelmusik, — doch auch uns ist noch nicht aller Sinn dafür verloren gegangen, er wacht vielmehr in jüngster Zeit recht erfreulich wieder auf, daß je nach der Bestimmung verschiedener Räume die Decoration derselben verschieden sein muß. In der goldenen Zeit Leo X. hatte man es auch hierin am weitesten gebracht: wurde man in der Sistina zu tiefem Nachdenken über die Wahrheit des Christenthums durch die Raphael'schen Tapeten aufgefordert, war es die geistige Macht der Institution der Kirche und ihrer höchsten Vertretung auf Erden, welche eine vernehmliche Sprache von den Wänden redete zu Denen, welche die „Stanzen“ betraten, die zur Ausübung

der höchsten Regierungshandlungen bestimmten Staatsgemächer, so leuchtete, um von Bibbienas Badezimmer nicht zu reden, im selben Vatican des mediceischen Papstthums fröhliche Heiterkeit Demjenigen entgegen, der in die hellglänzenden, der schönen Außenwelt zugekehrten Loggien trat, und dort vielleicht Theil nehmen konnte an den passegiate Leos und seiner geistreichen Cardinäle. Diese Schöpfungen Raphaels halten nicht den Beschauer fest, ihn von seinem Begleiter isolirend und in Sinnen versenkend; sie beschäftigen das Auge in der anmuthigsten Weise, ohne den Geist gefangen zu nehmen, ein von der Kunst geschaffenes Gegenstück zu dem Blick aus den hohen Bogenöffnungen hinweg über die ewige Stadt, ihren Villenkranz, hinüber zu den sanften Schwingungen der lieblichen Berge Albanos: auf empfängliche Gemüther wirkt noch heute ein Gang vorüber an jenem geist- und farbenreichen Spiel des Pinsels und des Stuccatorehölzchens ähnlich einer schön vorgetragenen Haydn'schen Symphonie: eine abgeklärte, durch und durch fröhliche ruhige Stimmung legt sich über die noch mit Verarbeitung der gewonnenen Stanzeneindrücke beschäftigten Sinne; wir könnten noch eine unendliche Reihe gleichartiger künstlerischer Symphonien an uns vorüberziehen lassen — der Eindruck würde der gleiche bleiben. Aber nicht so leicht und mühelos, wie sie uns eingehen, entquollen jene Schöpfungen selbst der reichen Phantasie eines Raphael; unter seinen Augen, zum Theil unter seiner Leitung, entstiegen der Schuttdecke des Mittelalters Ruinen von Palästen, Villen, Bädern, Tempeln und Grabanlagen des kaiserlichen Roms; ihre Wände und namentlich ihre Plafonds zeigten ein Decorationssystem, welches, bis dahin unbekannt, die Künstlerherzen plötzlich gefangen nahm, indem es ihnen einen Einblick in eine völlig neue Welt eröffnete: eine im Escorial erhaltene Handzeichnungensammlung, schon aus vorraphaelischer Zeit, ist reich an geschickten Skizzen, von Künstlerhand entworfen nach jenen sog. „grottesche", jenen neu aufgefundenen Decorationen antiker Gebäude, augenscheinlich in der Absicht, selbige für eigene Arbeiten als Vorlagen zu benutzen; Raphael aber studirte selbst und nahm auf, was ihm erreichbar war, in Rom, Tivoli, und sonst in seiner Nähe; anderswo, so in Pozzuoli, ließ er durch Freunde und Jünger zeichnen: diesen halbzerstörten Resten aber antiker Pracht hauchte er neues Leben ein durch Wiederzusammensetzung in künstlerischem Sinne, durch Uebersetzung des nicht mehr Verstandenen in die Sprache seiner Zeit, durch congeniale Entwürfe in alter Schrift, aber neuem Geist. Und was er in den Loggien und in Villa Madama begonnen, das setzten Andere fort, und bis auf den heutigen Tag ist die durch ihn auch auf diesem Gebiete zur That gewordene Wiedergeburt der Antike erfolgreich geblieben.

Ein eigenes Geschick hat gewollt, daß der größte Reichthum der Phantasie, die höchste Feinheit der Ausführung, wie sie dem goldenen Zeitalter des Augustus eigen war, Raphael und seiner Zeit vorenthalten blieb. Plafonds und einfassende Glieder, schöne Fußböden, wurden von ihnen genug nachgezeichnet. Daß ihnen bereits die unendlich mannigfaltige Kunst der Alten, die Wände auf eine ebenso architektonische wie malerische Weise auszufüllen,

in irgend hervorragenden Beispielen vor Augen gestanden hätten, läßt sich weder aus ihren Zeichenbüchern noch ihren ausgeführten Werken folgern: erst anderthalb Jahrhundert später begannen auch hier die namhafteren Entdeckungen, deren größte in Herculanum und Pompeji bis jetzt ja noch eine unerschöpfte Quelle ist.

Nicht an Umfang so bedeutend, aber an Schönheit der Erfindung und Ausführung die Wände der Landstädte am Vesuv weit überstrahlend, wie sich erwarten läßt, sind jüngst entdeckte Decorationsreste, welche den hohen künstlerischen Ansprüchen der Kaiserstadt selbst zur Zeit des Augustus und Tiberius genügen sollten; von ihnen eine Nachricht zu geben, auf sie etwaige Romfahrer unter den Lesern dieser Blätter hinzuweisen, decorative Künstler auf eine Quelle neuer Erkenntniß aufmerksam zu machen, um welche Raphael unsere Zeit beneidet hätte, das soll der Zweck dieser kurzen Mittheilung sein.

Ein Bild edelster Freude an reichem glücklichem Dasein ist uns noch heute die Farnesina, jenes Haus am Tiber, welches Agostino Chigi sich von Baldassare Peruzzi bauen ließ und durch ihn, Raphael, Soddoma ausschmücken: die schöne, einst offene Halle mit Raphaels Galatea, der Eintrittssaal mit den von Raphael entworfenen Eros- und Psyche-Bildern sind für die Art charakteristisch, wie sich Raphael zusammenhängende Wände auch in den Empfangsräumen eines Privathauses, wie er sich größere Deckenflächen richtig decorirt dachte, die an entzückenden, den Beschauer nicht fortlassenden Schönheiten so reichen Fresken des jüngeren Soddoma, des Meisters der Grazie, in einem Saal des ersten Stocks geben uns, ihrer äußeren Verbindung mit dem Raume nach, noch ein Bild von der Decorationsweise der Frührenaissance. Das Haus steht in einem Garten, dessen Glanzpunkt bis vor Kurzem ein Gang von Steineichen und Lorbeer war, der am Tiber hinführte, ebendort, wo Agostino Chigi bei der Taufe seines Erstgeborenen die Festhalle errichtet hatte, in welcher die Gegenwart des Papstes Leo durch ein Prachtmahl geehrt wurde, von dessen Herrlichkeit und Luxus die Zeitgenossen viel zu erzählen wußten. Jetzt ist dieser köstliche Baumgang der Axt zum Opfer gefallen, wüste Erdmassen beleidigen das Auge des der heiteren Zeiten eingedenken Beschauers, und der augenblickliche Bewohner der Farnesina hat sein (jetzt wieder geöffnetes — Red.) Haus verschlossen, um die ganze Welt dafür zu strafen, daß Senatus populusque Romanus auf seinen schönen Garten das Expropriationsgesetz anwendeten, um dem ungefügen Vater Tiber zu einem breiteren Bette zu verhelfen, da das bisherige durch den Schutt der Jahrhunderte aufgehöhte ihm zu eng wurde.

Und aus den so erstandenen Ruinen, so nahe dem Geiste Raphaels selbst, aus dem Boden, welchen er selbst so oft betreten, ist uns ein neuer lebendiger Hauch alter Kunst entgegengeströmt, der, hätte er Raphael getroffen, auf ihn von reichem Einfluß hätte sein können.

Der so rein sachliche und häufig recht dürre Monatsbericht der Alterthumsverwaltung an die römische Akademie über die archäologischen Entdeckungen im Königreich bemerkt zum März 1879: „In den letzten Tagen

des Monats begannen am nördlichen Ende der Farnesina Reste sich zu zeigen von einem sehr vornehmen Privathause augusteischer Zeit, geschmückt mit den schönsten Wandverzierungen, welche man je in Rom hat bewundern können." Bis Ende Juni desselben Jahres hielt uns glückliche Halbrömer jene Ausgrabung in Spannung: schon während der Arbeit war der Tiber bedenklich hereingedrungen, das schönste der Gemächer stand wochenlang unter Wasser, und nur der Vorzüglichkeit antiken Stuckes und antiker Freskotechnik ist die Erhaltung zu danken, der Ausgrabungsplatz, noch unter dem jetzigen Flußspiegel gelegen, mußte dem Strom überlassen werden, und mit sehr anerkennenswerther Sorgfalt wurde der ganze Schmuck von Wänden und Decken abgelöst und in möglichst sorglicher Weise in dem eigens dafür erbauten Museo Tiberino im alten botanischen Garten, am Fuße des Janiculus, wieder zusammengesetzt, und zwar so, daß auch wenn der Tiber über den Platz jenes Hauses seine gelben Fluthen hinwegwälzen wird, der Beschauer von der Zusammensetzung jener Fresken und Stucke, von ihrer Vertheilung innerhalb der Räume, mit Hilfe der aufgenommenen Pläne eine klare Vorstellung sich wird bilden können. Pläne sind freilich nöthig, denn das aufgefundene Haus weicht schon in Grundriß und Zimmeranordnung völlig ab vom Schema des uns sonst bekannten römischen Privathauses; die Erklärung bietet uns die Lage vor der Stadt, ihrem Staub und Lärm entrückt und doch nahe, nach Art so mancher heutigen römischen Villa; die Farnesina selber bietet ja das nächstliegende Beispiel. An dem nördlichen Ende des jetzt dem Tiber bestimmten Raumes stand das neugefundene Haus, ursprünglich sicher von blühenden Gärten umgeben, erbaut unter Kaiser Augustus nach sicheren Kriterien, welche sowohl die Art des Mauerwerkes (schönes Netzwerk mit Tuffsteinbindungen, ohne zwischengemengte Ziegel) als der Stil der Malereien an die Hand geben, sein Boden liegt etwa fünf Meter unter dem jetzigen Niveau; 230 Meter südlich nach Ponte Sisto zu bezeichnet ein großes in fast intactem Zustande, voll der interessantesten statuarischen und epigraphischen Denkmäler auf gleichem Niveau gefundenes vornehmes Familiengrab aus der Zeit des Tiberius das südliche Ende des ausgegrabenen Terrains; der große Raum zwischen Grab und Villa, wohl im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung noch unbebaut, wurde im zweiten, als mittlerweile vielleicht durch Benutzung als Schuttplatz das Terrain sich dort um weitere zwei Meter gehoben hatte, verwendet zur Errichtung großer Weinlager, cellae vinariae novae et Arruntianae. Im dritten Jahrhundert begann das alte seit den Cimbern und Teutonen des Marius an keine auswärtigen Feinde mehr denkende Italien vor den mächtig anpochenden Völkern des Nordens zu zittern, und Kaiser Aurelianus umgab die ewige Stadt mit jener starken Mauer, welche sie noch heute umschließt. Diese Mauer schloß das obengenannte Grab noch grade mit ein, die cellae vinariae wurden rücksichtslos durchschnitten, unsere Villa blieb ganz draußen. Vor den Thoren fühlte sich nach Kurzem aber Niemand mehr sicher, und wie die ganze Campagna, so verödete auch dieser lachende Besitz am Tiber,

sobald die ersten Barbarenstürme wirklich hereinbrausten. Keine Reparatur, keinerlei Ausflickung oder Modernisirung, wie wir sie in dem kleinen Pompeji von Menschenalter zu Menschenalter noch beobachten können, hat man weder an den cellae vinariae noch an der herrlichen Villa bemerken können: wie sie entstanden ist, mit bewundernswerther Gewissenhaftigkeit gebaut und mit auch in allem Technischen peinlichst genauer, großer Künstler würdigen Sorgfalt decorirt, so ging sie auch in das Grab, welches die bei beginnender Verödung der Campagna natürlich immer häufigeren Tiberüberschwemmungen brachten; und auf den so über augusteische Pracht durch die Natur gehäuften Staub und Schlamm bauten spätere Geschlechter wieder ihren Kohl und Rüben, bis Agostino Chigi dem Boden eine edlere Bestimmung gab, und so ihn vor unberufener Aufwühlung oder gar moderner Bebauung schützend, unbewußt alte Kunst neuem Leben rettete.

In der Villa waren es namentlich vier Räume, deren Decoration durch ihren äußerst feinen Geschmack und entsprechende Ausführung alles bisher Bekannte, selbst das so schnell berühmt gewordene gleichzeitige Privathaus des Germanicus, innerhalb der Kaiserpaläste des Palatin übertrafen.

Ein fast 50 Meter langer, etwa 6 Meter breiter Gang trennte die westlicher gelegenen Sclavenwohnungen (?), eine beträchtliche Anzahl kleiner Zimmer, vom Herrenhause. Schon dieser in der Mitte durch eine Pfeilerstellung getheilte Gang war zur einen Hälfte mit für solche Nebenräume außergewöhnlicher Sorgfalt decorirt, ein dunkler Sockel mit decorativ stilisirten Amoretten, darüber eine weiße Wandfläche, getheilt durch aufschießende grüne Wasserpflanzen, inmitten kleine Bilderchen, links und rechts davon leicht hingeworfene Landschaften, von einer Feinheit, welche mit Miniaturmalerei wetteifern könnte; die andere Hälfte war im selben Stil, aber einfacher ausgeschmückt. In diesen Gang öffneten sich von Norden verschiedene Räume, nur theilweise erhalten: Reste von Mosaikfußböden und Stuckdecorationen zeigten, daß auch hier nichts gespart war. Von einem dieser Räume, einem peristylartigen Hofe, gelangte man westwärts in einen Complex von zwei links und rechts sich entsprechenden kleinen Gemächern, einen breiteren Raum in der Mitte, und hinter letzterem in ein großes, etwa 9 Meter langes Zimmer, dessen Wände in edelster Weise hergerichtet waren: der Grund war schwarz wie in einigen dadurch berühmt gewordenen Häusern Pompejis: über dem Sockel erhoben sich in gemessenen Zwischenräumen schlanke Säulen, welche untereinander durch Festons von Eichenlaub verbunden waren; die Säulen trugen einen Fries, der mit einer langen Folge von Darstellungen aus dem römischen Gerichtsleben geschmückt war — war der Erbauer der Villa vielleicht ein reich gewordener Advocat? Inmitten der hinter den Säulen und Festons zurücktretenden, den schon großen Raum auf solche Weise für das Auge noch erweiternden Hauptwand wird das Auge beschäftigt wiederum durch kleine phantasievolle Landschaftsbilder, diesmal nur flüchtig hingeworfen, aber durch hier und da reichlich hingesetzte Lichter die dunkle Fläche der Wand

zweckgemäß unterbrechend, ohne doch bei ihrer rein decorativen, untergeordneten Art die Gesammtwirkung großartiger Einfachheit zu stören. Die Decke war mit Stuckrelief verziert, der Boden durch einfache Mosaik. Mußte dieses Zimmer durch seinen ruhigen Ton, durch die mehr den Verstand als die Sinne anregenden Friesdecorationen mehr zum Hauptaufenthalt des Hausherrn sich geeignet erweisen, so führen uns die beiden kleinen Seitengemächer in das heitere Reich der Aphrodite und des Eros, des Dionysos und der Musen. Besonders gut erhalten zeigte sich uns nur das eine, obwohl über einen Monat der gierig eingedrungene Tiber es uns zu entreißen drohte. Ein mit südlicher Lebhaftigkeit empfindender berühmter Kenner alter Kunst*) schildert den ersten Eindruck auf sein Auge beim Betreten dieses Gemaches mit ungefähr folgenden Worten: „Als das Tiberwasser sich verlaufen, wurde unsere höchste Erwartung übertroffen durch den Anblick jenes kleinen Gemaches, eines Gemaches wie für eine Göttin geschaffen; das lebhafteste Roth denke sich die Phantasie in verschwenderischer Fülle ausgegossen, und dazwischen die kräftigsten grünen, gelben und blauen Töne, abwechselnd mit Streifen und Grundflächen von Elfenbein, alles so vertheilt, daß die Harmonie der Farben jeden Vergleich mit den Teppichen Persiens und Indiens aufnehmen kann. Und hat sich das Auge ausgeruht von diesem blendenden Gesammteindruck, so beginnt es allmälig, auf den tausend Einzelheiten zu haften, bald die Reinheit der architektonischen Linien, bald den Reichthum der Friesstreifen bewundernd, welche wie mit den feinsten Stickereien bedeckt erscheinen, bald sich versenkend in Betrachtung der eine Meisterschaft über so verschiedene Stilgattungen zur Schau tragenden Figuren und Gemälde."

Das System der Wanddecoration ist auch hier das gleiche, der ersten Kaiserzeit eignende, wie in den vorhin erwähnten Räumen: der Künstler ist bemüht, den Flächencharakter der Wand möglichst aufzuheben, wodurch Monotonie vermieden wird, und eine architektonische Gliederung auf die natürlichste Weise es ermöglicht, ein Vor und Zurück, ein Oben und Unten auch ornamental zu verselbständigen, und so in der Art des Wandschmuckes abzuwechseln: noch fern ist jede perspectivische Spielerei späterer Barockzeit, vom Charakter der Wand ist genug erhalten, um sie noch als Begränzung des Zimmers zu empfinden, überwunden sind andererseits vorübergehende Geschmacklosigkeiten einer früheren Periode, welche die Wände aus wirklichen oder in Stuckform erborgten bunten Marmorplatten quaderartig aufbaute, und so die Räume in unerträglicher Weise einengte, eine kurze Zeit materieller Prahlerei, welche auf die Dauer hellenistische Eleganz und geistreiche Lebensform nicht von den Wänden zu verdrängen vermochte.

Von den beiden besterhaltenen Wandstücken dieser Zimmer will ich versuchen in folgenden Worten eine Vorstellung zu geben: wer die ganze Schönheit empfinden will, muß freilich vor die farbenglänzenden Originale selber

---

*) Alessandro Castellani, Strenna del giornale „La Lega" (1881) S. 136.

pilgern*). Die Wand zur Linken ist durch korinthische Säulen und Antenpfeiler gegliedert, die Säulen natürlich vor der Wand stehend gedacht: nur die sich entsprechenden Glieder sind gleich, sonst Säule von Säule, Sockel von Sockel verschieden. Die schöne rothe Hauptwand ist noch nicht als Trägerin von Gemälden empfunden: nur leicht ornamentale Gestalten heben von ihr sich ab. Wie bei einem Tempel die hinter den Säulen sich aufbauende Cellamauer des Schmuckes entbehrt, nur oben ein Friesstreifen sie zusammenhaltend und abschließend umgürtet, so auch hier: kleine direct mit der Wand verbundene Bilderchen wechseln ab mit ornamentalen Motiven und als Tafelbilder gedachten Gemälden, Genrescenen erotischen Inhalts, welche durch — hier natürlich gemalte — Holzthürchen, antiker Sitte gemäß, geschützt sind. In der Mitte öffnet sich die Wand in bogenförmiger Nische wie zu einem Ausblick in's Freie; in feinstem Marmorstuck ist eine glänzend weiße Fläche hergestellt, auf der sich eine äußerst zart ausgeführte Toilettenscene abhebt: Aphrodite, eine Krone auf dem Haupte, eine Blume in der rechten Hand, wird durch eine hinter ihr stehende Dienerin mit einem rosigen blaugeränderten Schleier geschmückt, den jene mit der rechten Hand in der Schulterhöhe erfaßt, während die linke mit der Spitze des Schleiers schon in der Höhe rechts von der Krone sichtbar wird. Aphrodite hat ihr Haupt leicht geneigt, um der Dienerin ihr Geschäft zu erleichtern; ihre Blicke treffen dabei den Eros, ihren kleinen nichtsnutzigen Jungen, der, die Füße bequem überkreuz gestellt, das Scepter für seine göttliche Mutter bereit hält. Der Thron der Göttin ist reich geschmückt: Kampfdarstellungen in Relief gedacht unterscheidet man an dem Seitenträger.

Das ganze Gemälde ist trotz einzelner Verzeichnungen so schön, so leicht und graziös componirt, daß man nur weniges zu vergleichen wüßte. Die Technik, diese leichtfarbige, wesentlich auf Wirkung durch die Contouren berechnete Malerei auf weißem Grunde, tritt in monumentaler Malerei uns zuerst in diesem Hause, hier in einer Reihe von Beispielen, entgegen: gewisse bemalte Marmortafeln aus Herculanum und Pompeji, etruskische Sarkophage mit farbigen Darstellungen auf weißem Grunde, besonders aber aus früherer Zeit schöne attische Vasen, Schalen und Lekythen, bieten für uns bis jetzt die einzigen Analogien.

Die schmalere Wand, dem Eingang gegenüber, zeigt einen entsprechend veränderten Aufbau, der mehr auf Entwickelung in die Höhe als in die

---

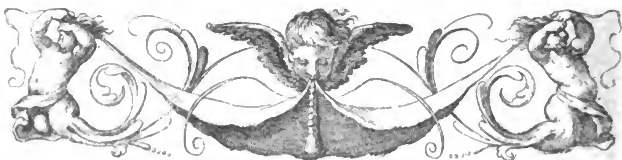
*) Farblose Reproductionen, wie sie kürzlich in der Zeitschrift für bildende Kunst gegeben sind, thun der erfindenden Kunst Unrecht, indem sie nur einen kleinen Theil des Geleisteten darstellen: glücklicherweise sind durch das kais. archäologische Institut in Rom sehr schöne farbige Copien von Künstlerhand veranlaßt, welche demnächst vertheilt in den Monumenti inediti des römischen Instituts und hernach vereinigt als Sonderpublication in Farbendruck erscheinen werden. Künstler und Kunstfreunde auf diese Publication schon jetzt aufmerksam zu machen, bieten dem Verfasser diese Zeilen erfreuliche Gelegenheit.

Breite geht: eine Art von Tempelfront, mit ihrem auf's Anmuthigste verzierten Giebel bildet einen kräftigen Mittelpunkt; baldachinartig ist die Hauptnische so umfaßt, welche einen Ausblick in heitere Landschaft zeigt, die somit dem Eintretenden entgegenlacht. Das Gemälde führt uns an den waldigen Abhang des Berges Nysa, wo an spiegelndem Quell auf dem Stein eine Nymphe sitzt, mütterlich beschäftigt mit dem kleinen Dionysosknäblein, welches Hermes ihrer Obhut anvertraut hat; ein Thyrsos steht daneben an eine Mauer gelehnt; letztere findet ihren Abschluß durch einen hohen Bogen, durch welchen man in einen durch gespannte Tücher geschützten Raum eintreten konnte; an den Bogen sind kreuzweis Fackeln gebunden, auf ihm stehen Opfergefäße; wer aus dem Thor heraustrat, fand gerade vor sich, am linken Rande des Bildes, die Statue des bärtigen Dionysos, auf hohem Pfeiler stehend, denn heilig war die Stätte! Zwischen diesem Pfeiler und dem Thor erscheinen aus dem waldigen Hintergrunde hervorkommend zwei der einsamen Scene zuschauende Frauen; die noch schräg stehende Morgensonne, von rechts oben hereinschauend, verleiht der Scene Licht und Leben. Die Ausführung ist von durchaus anderem Charakter, als das vorher beschriebene Aphroditebild; an Stelle der sorgfältigen reinen Linienzeichnung tritt hier eine Zeichnung mit dem Pinsel, Licht und Schatten mit breiten sicheren Strichen hinwerfend, einen Gesammteffect beabsichtigend, zu dessen Erhöhung das noch in Wirklichkeit von rechts oben einfallende Licht sicher viel beitrug. Rechts und links zeigen die Hauptwandflächen wieder umränderte Tafelbilder, durch auf besonderen Sockeln knieende Flügelfiguren scheinbar wieder nur vor der Fläche emporgehalten: auf weißem Grunde in der Strichmanier gemalt, wenn auch nicht mit der Feinheit des Aphroditebildes, sitzt je eine mit verschiedenartigem Saiteninstrument beschäftigte weibliche Gestalt, der jedesmal ein stehendes Mädchen zur Hand geht; die griechischen Buchstaben, welche über dem einen der Instrumente angebracht sind, hat ein Berichterstatter der Gazette musicale de Paris als griechische Tonbezeichnungen aufgefaßt. Der obere Friesstreifen ist ebenfalls in abweichender Weise gegliedert. Der Abschluß nach oben ist leider auch hier nicht erhalten.

Die Decken in diesem Gemache, wie den anderen schon beschriebenen und nicht beschriebenen — denn auf alle beschreibend einzugehen, wäre zu viel — waren in feinstem Stuckrelief hergestellt, wovon recht bedeutende Reste haben gesammelt und zusammengesetzt werden können. Ihre Composition zeigt uns wiederum, wie fern dieser mit natürlichem Instinct arbeitenden Kunst alles Fabrikmäßige war; alle diese Dinge machen auf uns den Eindruck, als seien sie jedesmal ad hoc, mit Rücksicht auf den zu decorirenden Raum, neu erfunden, neu zusammengesetzt; eben denselben Eindruck macht die Technik; alles ist mit unglaublichem Fleiße mit dem Modellirstecken gearbeitet; nirgends Spur einer Matrize, eines mechanischen Hilfsmittels; daher die jeden Beschauer packende Frische, daher aber auch die

große Virtuosität im einfachen Können. Castellani, dem so viel antike und moderne Arbeit durch die Hände und an den Augen vorüber gegangen ist, wie wohl wenigen Zeitgenossen, versichert: „Die Stuckarbeiten aus der Villa am Tiberufer können mit keinem bekannten Werke verglichen werden: es sind wahre Pretiosen auserwähltesten Stiles, scheinbare Augenblicksgeburten von einer Meisterschaft, welche die Hand eines Künstlers ersten Ranges verrathen. Das Gesetz des Basreliefs ist dabei so strenge innegehalten, daß sie technisch wie künstlerisch, in Bezug auf Ausführung und auf Wirkung die schönsten Arbeiten der Renaissance in den Schatten stellen. Einzelne Gestalten von Menschen und Thieren finden ihren einzigen Vergleichungspunkt in Schöpfungen antiker Steinschneidekunst.“ Wir können uns diesem Urtheile ruhig anschließen. Hoch genug waren schon durch Stuckarbeiten an Gräbern Cumaes und Roms, auch durch decorative Marmorreliefs von römischen öffentlichen und privaten Bauten unsere Vorstellungen vom ornamentalen Flachrelief der ersten Kaiserzeit gespannt: die neuen Entdeckungen aus der Tibervilla, diese in Stuck übertragenen Gemälde, diese dem Leben abgelauschten Genrescenen, diese leichten schwebenden Gestalten und feinen Ornamentmotive werden auch auf solche Beschauer am directesten wirken, welchen die richtige Werthschätzung antiker Malerei durch sich dazwischendrängende moderne Vorstellungskreise erschwert wird. Der Fachmann aber lernt gerade aus ihnen, wie gut es thut, behutsam zu sein im Ziehen der Wellenlinie des Auf und Nieder antiker Kunstgeschichte, wie unvollständig noch immer unsere Kenntniß auch von Kunstepochen ist, welche wir am besten zu kennen vermeinen, wie wenig wir berechtigt sind, vom Aufhören schöpferischen Könnens zu sprechen, wo das Kunsthandwerk noch ein so natürliches Kunstgefühl zeigt, ein Gefühl, welches unserer Kunst, unserem Handwerk vor allem wieder zu erwecken das höchste Ziel unserer großen Künstler, unserer Kunstwissenschaft werden sollte, wie es das war für Raphael und seine Zeit.





Briefe von Richard Wagner

an

W. Fischer.

IX.

Liebster alter Freund! Du bist mir wohl auch recht böse? — Heine wenigstens hat mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet: ich schrieb ihm mit der Bitte, auch Dir den Inhalt mitzutheilen. Ich nehme an, daß dies geschehen sei und setze also voraus, daß Du weißt, wie Paris — und somit Alle, die mich in gutgemeintem, aber übel unterrichtetem Eifer nach Paris hindrängten — mich beinahe bis zum Tode, jedenfalls zur vollsten Verzweiflung gebracht haben.*) Es war dieses eine entscheidende Wendung meines Lebens, die jetzt wenigstens darin sich zum Guten gelenkt hat, daß ich sowohl in meiner Resignation wie in meinem Willen bestimmt geworden bin. — Ich sehe zu, wie ich mich erhalte und jedenfalls in meiner Kunst mich nur so beschäftige, daß ich Lust und Liebe dazu behalten kann. Im Uebrigen rechne ich auf keine Glücksfälle mehr, und hoffe nur unter dem Schutze edler und wirklich theilnehmender Freunde mich so gesund wie möglich zu erhalten, um nach Kräften und Umständen mich der Kunst nützlich zu zeigen.

---

*) Wagner hatte sich im Februar 1850 nach Paris begeben, um mit einem dortigen Operndichter über die Gestaltung der Sage von „Wieland dem Schmied" zu einem Operntext zu berathschlagen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und Wagner, der den Stoff überhaupt fallen ließ, kehrte in verzweiflungsvoller Stimmung über Bordeaux nach Villeneuve am Genfer See zurück, von wo er nach kurzer Zeit seinen Wohnsitz wieder nach Zürich verlegte. „Am Ende dieses Pariser Aufenthaltes", sagte Wagner selbst über denselben, „als ich krank, elend verzweifelt vor mich hinbrütete, fiel mein Blick auf die Partitur des fast vergessenen Lohengrin. Es jammerte mich plötzlich, daß diese Töne aus dem todtenbleichen Papier heraus nie erklingen sollten: Zwei Worte schrieb ich an Liszt, deren Antwort keine andere war, als die Mittheilung der, für die geringen Mittel Weimars, umfassendsten Vorbereitungen zur Aufführung des Lohengrin. D. H.

Herzlich sollte es mich freuen, bald einmal wieder von Dir und Heine etwas zu erfahren; von Dir weiß ich nur, daß Du beinahe einer Aufführung meines Lohengrin's in Weimar beigewohnt hättest. Ich bleibe nun jedenfalls hier in Zürich, wo ich einen Kreis sehr lieber Freunde gefunden habe, wenn Du Dich einmal zur Ruhe setzest, solltest Du wahrlich so gescheut sein, es hier zu thun. Für die Annehmlichkeit des hiesigen Aufenthaltes habe ich gar keine Worte; in Paris hatte ich ein vollständiges Schweizer-heimweh! Der derbe, biedere Schlag Menschen würde Dir sehr gefallen, und wohlfeil kann man sich auch einrichten.

Mit nächstem Frühjahr mache ich mich nun ernstlich an die Composition meines Siegfried, von dem ich — unter möglichen glücklichen Umständen — mir noch eine ganz besondere Aufführung erwarte.

Jetzt etwas Geschäftliches!

Ein Advocat Blechschmidt in Dresden hat mir geschrieben, er habe eine singende Tochter, die er nach meinem Rathe auszubilden wünschte; Du habest sie bisher unterrichtet. Ich bitte Dich, was soll ich dem Manne schreiben? Ich füge ein Briefchen bei, worin ich ihn auf Dich verweisen will und zwar in sofern, als Du Dein Urtheil darüber geben sollst, ob ihre Anlagen wirklich so hochbedeutend seien, daß sie einer ungewöhnlichen Ausbildung bedürfe, für welchen Fall er — wenn er das Geld dazu hat — meinetwegen den besten Lehrer aufsuchen soll, für den ich allerdings immer noch den Garcia halte. — Du machst wohl die Sache mit dem Manne ab? —

Noch Eines! Ein unglücklicher Prager Componist, Heller, hat mir vor Urzeiten einmal eine Oper von sich, Zamora, zugeschickt, die er später wieder zurückverlangte: es sollte sie Jemand holen, — der kam nicht — und ich vergaß auch die Sache zu besorgen. Nun schreibt er mir hierher. Meine Frau behauptet, alle dergleichen Musikalien aus meiner Zurückgelassenschaft an Dich und Albert*) abgegeben zu haben; ich vermuthe, daß auch das, was mein Bruder empfing, bei dessen Fortgange aus Dresden mit an Dich abgegeben worden sei. Sieh doch einmal nach, ob sich diese verfl— Oper mit darunter befindet, es war nur ein Klavierauszug und — wie ich glaube — roth eingebunden. Findest Du sie nicht, so ist sie vielleicht bei Professor Hänel, der sie Dir bei Vorzeigung dieses Briefes verabfolgen würde. — Der Unglücksmensch hat mir nicht einmal seine Adresse geschrieben, und ich fordere ihn daher gleichzeitig auf, sie Dir genau nach Dresden aufzugeben. Dann sei so gut und schicke ihm diese Zamora zu.

Süße Erinnerungen! —

Nun, bei Euch soll es ja ausgezeichnet schön hergehen: von Martha ist mir viel berichtet worden, — die Vorstellung soll immer gerundeter und besser gehen. Ach, was es mir leid thut, daß ich nicht mehr dabei bin. —

Guter, lieber, alter, treuer Freund! Mach, daß Du Deine alten Tage bei uns am Zürichersee verlebst: Du sollst's nicht bereuen! Für heute sei von mir und meiner Frau, die sich ganz wohl befindet und ganz eingeschweizert ist, tausendmal auf das Herzlichste gegrüßt! Leb wohl, und sei nicht mehr böse,

Deinem dankbar ergebenen Richard Wagner. Zürich, 9. November 1850. Sterngasse. Enge. Zürich.)

X.

Allerliebster Bruder Fischer! Das war einmal wieder eine lange Pause, die ich mir kaum vergeben kann, da mir doch Dein letzter Brief so sehr große Freude gemacht hatte. Nun, ich hatte Dir gerade nichts sehr Dringendes zu sagen, als eben Dank für Deinen Brief und die herzlichsten Grüße: die habe ich immer in meinen — meist

*) Albert Wagner, Richard Wagners Bruder, Schauspieler und Regisseur, der Vater von Johann Wagner.

geschäftlichen — Briefen an Uhlig*) mit angegeben und hoffentlich ist's Dir immer gehörig besorgt worden. Jetzt habe ich nun mit verschiedenen — keinesweges „politischen“ Arbeiten aufgeräumt: der Frühling ist da und mit dem schönen Monat Mai will ich an die Composition meines Siegfried gehen: vorher will ich aber meine Schulden bezahlen — soweit ichs mit Tinte und Feder kann! — und deshalb mache ich mich denn auch daran Dir und Heine zu schreiben. Das Schwierigste war mir Heine — dem Armen! — vernünftig zu schreiben; ich fing daher mit ihm an und gab in dem Briefe alle Nachrichten von mir, die ich geradeswegs an Dich wiederholen müßte, wenn ich nicht auf den ingeniösen Einfall gekommen wäre, den Brief an Heine, unverschlossen mit an Dich zu schicken, damit Du ihn durchläsest und dann Heine zukommen ließest. Thue dies also! — Wohnt Heine noch in der Jägerstraße? Du machst wohl die Adresse!

Hast Du also erfahren, wie es mit mir steht und bist Du damit zufrieden: so muß ich Dir zuförderst eine Versicherung geben, nämlich die, daß mich in Deinem Briefe Nichts so gefreut hat, als Dein Wunsch, Du möchtest — wenn Du pensionirt wirst — zu mir in die Schweiz kommen. Das ist das Allergescheuteste, was Du machen kannst! Glaube das, und beschlafe es jeden Abend, so lange bis Du kommst. Mir ist es hier — bei allem zeitweiligen Misere — zu Muthe, wie einem Hunde, der die Prügel weg hat; — unter Prügel rechne ich den ewigen, Geist und Leib zerrüttenden, zweck- und nutzlosen Kampf mit der Unmöglichkeit, wie ich ihn in Dresden 6 Jahre lang, in meiner Stellung zu offizieller Ignoranz und Anmaßung (grüße Lüttichau) zu bestehen hatte. Jetzt thue ich nur noch das Mögliche, und bin dabei in innerer Harmonie mit mir, aus der am Ende doch noch etwas herauskommen soll: denn ich kann von hier aus viel entschiedener auf unser Kunstgetreibe einwirken, als dort, wo ich in Allem — zumal auch mit meinen Gedanken — gefesselt war. Wartet's nur ab: das Eis soll doch brechen: in Dresden wäre ich als Kapellmeister „I. Cl..“ rein versauert, nämlich immer angehämischt, heruntergerissen und somit machtlos geblieben. — In meinem nächsterscheinenden Buche „Oper und Drama“ sollst Du zu Deiner Beruhigung übrigens auch lesen, daß ich die Kunst nicht eher in ihrer Wahrheit für möglich halte, als bis es gar keine Politik mehr giebt. Ob Du wohl dabei schmunzeln wirst? —

Ich las Deinen letzten Brief noch einmal durch, und ersehe, daß ich Dir noch sehr zu danken habe für die Besorgung der Prager Componistenangelegenheit: es war mir damit wirklich ein Stein vom Herzen gefallen, denn der böhmische Tondichter bildete sich wahrlich ein, ich wollte ihn künstlerisch berauben. — Was meine hinterlassenen Musikalien betrifft, so dächte ich, es wäre das Kürzeste, Du nähmest das Zeug zu Dir? Nur, wenn Du auch nicht wüßtest, was damit anzufangen wäre, und Dich die Sachen inkommodirten, müßte ich am Ende froh sein, wenn sie bei Professor Hähnel stehen blieben! Willst Du Dich aber darum bekümmern, so thue doch ganz nach Deinem Gefallen: disponire nach Gutdünken; Hähnel wird am Ende auch nur froh sein, das Zeug los zu werden. Eine besondere Vollmacht brauchst Du wohl nicht: ich denke es wird genügen, wenn Du im irgend erforderlichen Falle, diesen Brief vorzeigest. Vielleicht bitte ich Dich dann auch um Einzelnes. Das Ganze könntest Du guter, vorsorglicher Freund, placiren, wie es Dir irgend geeignet dünkte. Kommst Du nach der Schweiz, dann wollen wir einmal das Weitere unter uns ordnen.

Die Hauptsache bleibt, daß Du in Dresden allmälig die Chöre so schlecht einstudiren mußt, daß Krebs mit aller Gewalt auf Deine Pension dringt: ist das erreicht, so kommst Du an den Züricher See. Du wirst nicht der einzige von der Kolonie sein: es tragen sich auch Andere noch mit dem Gedanken. Wer weiß, ob wir dann nicht

---

*) Theodor Uhlig, kgl. sächs. Kammermusiker und intimer Freund Wagners, der den Clavierauszug zum Lohengrin gemacht hat.

beide hier noch einmal anfangen einzustudiren! Für alle Fälle sollst Du hier aber mit uns ein gemüthliches, unabhängiges Leben führen. Grüße doch auch den alten E — wollte sagen den alten Meser*) von mir! Mit diesem armen ängstlichen Menschen habe ich keine üblen Leiden ausgestanden: — oh, daß mir es je eingefallen ist, durch meine Compositionen etwas einzunehmen! Das machte allerdings das Kraut fett. Dennoch höre ich, es solle mit dem Geschäfte jetzt nicht so gar schlecht gehen: ginge es noch einmal recht gut, — es wäre mir um Manches willen herzlich lieb. — Grüße auch die Deinigen schönstens von uns, vor Allem Deine Tochter bei Dir. Erfreue uns bald mit Nachrichten von Deinem Wohlergehen, am liebsten aber mit Deiner Ankunft.

Lebe wohl, mein guter alter Freund! Bleibe mir gut und laß Dich bald pensioniren!

Enge, bei Zürich, 26. April 1851. Dein Richard Wagner.

Gott! wenn ich nun den lieben ehrlichen Dittmarsch noch einmal wiedersehen sollte: ich dächte, Du grüßtest ihn nicht von mir. Von Ed. Devrient erführ' ich aber gern einmal etwas. — Lüttichau gieb einen recht herzlichen Kuß von mir; Reißigern aber schließe für mich an Dein Herz!

XI.

Allerbester Bruder Fischer! Schnell heute vor Postschluß noch ein paar Zeilen mit einer dringenden Bitte! —

Man verlangt den Tannhäuser von mir: — laß Dir doch sogleich aus der Expedition die Theaterpartitur des Tannhäuser geben und gieb sie schnell einem guten Abschreiber, damit er mir den neuen Schluß des dritten Actes copire, und zwar so schnell wie möglich! — Dann laß Dir von Hähnel meine Musikalien herausgeben, nimm davon zwei Exemplare der Tannhäuser-Partitur, packe sie ein, und schicke sie — mit dem copirten neuen Schlusse — per Fahrpost (natürlich auf meine Kosten) mir hierher. — Von dem Schlusse könntest Du dann noch eine zweite Abschrift machen lassen, die Du mir später ebenfalls zuschicken möchtest. — Wenn Hähnel die Sachen herausgiebt — und Du willst Dich damit belasten — so nimm Alles zu Dir, oder mach damit, was Du Lust hast! — So viel heute in Eile. —

Wie mich Dein Brief (durch Uhlig) gefreut hat, davon kannst Du Dir **keinen** Begriff machen! — Du sollst eine Antwort darauf bekommen, das verspreche ich Dir! — Grüße auch Tichatscheck, der mich auch herzlich erfreut hat: — auch er bekommt nächstens Antwort. — Lebe wohl für heute und sei mir nicht bös, daß ich Dir solche Mühe mache!

Enge bei Zürich, 11. Juli 1851. Dein Richard Wagner.

XII.

Liebster Bruder Fischer! Abermals eine telegraphische Depesche! Sei nicht bös! —

In Brüssel wollen sie mit Teufelsgewalt meinen Lohengrin übersetzen und aufführen. Alle Vorsorge wird meinerseits getroffen, daß kein Unsinn daraus entsteht. Nun brauche ich so schnell wie möglich eine Partitur. Also, sei so gut: gehe mit dem beiliegenden formellen Briefe an Dich zu Lüttichau, zeige die dafür berechneten Zeilen an diesen vor und ersuche ihn in meinem Namen, Dir die Partitur von Lohengrin unter den dort angegebenen Bedingungen auszuhändigen. Lüttichau hatte von Uhlig — als dieser schon einmal um die Partitur bat, etwas Schriftliches für sich von mir verlangt. Gieb ihm zu verstehen, daß ich Dir angedeutet habe, wie ich unmöglich

*) Meser, Hofmusikalienhändler und Verleger des Rienzi, Fliegenden Holländers, und des Tannhäuser. Seine Firma ging später in den Besitz von A. Fürstner in Berlin über.

glaube, daß L. von mir an sich selbst einen Brief verlange, da er so gut wie ich das Peinliche davon fühlen müßte. Melde mir sodann den Erfolg Deiner Bemühung, damit wir weiter verfahren können. Läßt Dir Lüttichau die Partitur ein für alle Mal für die 36 Thaler Kopierkosten ab, so könntest Du sie sogleich (natürlich unfrankirt) unter folgender Adresse abschicken. (Halt, nein! melde mir es nur und warte meine weitere Weisung ab!) Das Geld sollst Du von Frau Ritter, Waisenhausstraße Nr. 4 erhalten. Giebt L. die Partitur nicht ganz her, und leiht er sie nur zu einer Abschrift, so laß diese Abschrift so schnell wie möglich von Wölffel besorgen. (Bei dem Gelde bleibt es dann ebenso!) —

Wegen Tannhäuser hat Deine Bedenklichkeit wieder einmal ganz recht gehabt. Versteht sich muß die Einleitung des 3. Actes auch nach der Aenderung kopirt werden: willst Du außerdem die Striche und Kürzungen mit Bleistift anzeigen, so wirst Du mich dadurch sehr verbinden.

— Gott! es wartet hier Einer auf mich; also kurz! Sei mir nicht bös, daß ich Dich so scheere! Grüße Heine's hunderttausendmal — sei schönstens bedankt für Deine brüderliche Sorge und leb für heut wohl! Dein

Enge bei Zürich, 22. Juli 51. Richard Wagner.

(In meinem officiellen Briefe an Dich behandle ich Dich nach altem Herkommen: ich dachte, es würde Dir so recht sein!)

XIII.

(Einlage zum vorigen Briefe.)

Verehrtester Freund! Man verlangt von mir die Partitur meiner Oper Lohengrin. Ich besitze davon nur meine Original-Partitur und eine Kopie davon würde mich hier sehr theuer zu stehen kommen, außerdem nur schlecht und langsam ausfallen. Herr von Lüttichau besitzt nun ein kopirtes Exemplar dieser Partitur, für welches er mir seiner Zeit die Auslage für die Kopie mit 36 Thalern zustellen ließ. Wie ich bereits in Erfahrung brachte, ist auch Se. Excellenz nicht gesonnen, dieses Exemplar als etwaiges Pfand für das, was ich leider der Königlichen Hoftheaterkasse schulde, zu behalten, sondern gegen Zurückerstattung jener Kopierauslagen, würde er es mir als mein Eigenthum wieder zustellen wollen, sobald er vollkommen darüber versichert sei, daß es auf meinen Wunsch von mir oder in meinem Auftrage verwendet würde. Ich nehme nun an, daß die Vorzeigung dieses Briefes an Se. Excellenz über diesen Punkt versichern werde und ersuche Sie daher mit demselben zu Herrn von Lüttichau sich zu verfügen um in meinem Namen und auf meine Bitte, vermöge der Zurückzahlung der 36 Thaler, zum Wiederbesitze der Partitur zu gelangen, woran mir allerdings viel gelegen ist.

Ich bitte Sie um baldige Nachricht hierüber und verbleibe dankbarlichst

Ihr aufrichtig ergebener

Enge bei Zürich, 22. Juli 1851. Richard Wagner.

XIV.

O Du allervortrefflichster Mensch, Mann, Bruder, Freund, Chordirector und Notenabschreiber!*)

Soeben erst habe ich ersehen, was Du mir für eine Arbeit gemacht hast — und zwar ohne mir nur ein Wort davon zu sagen! Erst jetzt nämlich hatte ich Ver-

*) Der nachfolgende Brief ist ohne Datum, doch stammt er zweifellos aus dem Sommer 1851, da Wagner zu dieser Zeit die Kaltwasserheilanstalt Albisbrunn besucht hat.

anlassung das Packet, das mir Heine in Deinem Auftrage vor einiger Zeit zuschickte, zu öffnen, und als ich nun die Partitur durchsehe, erkenne ich zu meinem gerührtesten Erstaunen, daß Vater=Bruder Fischer selbst und eigenhändig die Kopistereien vorgenommen und ausgeführt hat, die ich von irgend einem „Wölfel" besorgt glaubte und für deren Anfertigung ich auf eine Rechnung gefaßt war, die ich nun am Ende gar von Wilhelm Fischer sen. verlangen soll. Nein, Du bist doch ein Mensch! — Was soll ich nun sagen? Dir eine solche Mühe zu geben! Es ist wirklich mehr als rührend! — Nun — für jetzt: Schön Dank! Kann ich — so geschieht einmal mehr oder was anderes! Warum ich Dich damals um die Besorgung der Tannhäuserpartituren bat, war deswegen, weil der jetzige Kapellmeister von Frankfurt G. Schmid (d. i. Prinz Eugen) — im Geleite eines Directionsbriefes — an mich sich wandte, und die Oper für Frankfurt haben wollte. Ich antwortete ihm, daß ich allerdings keinen Grund hätte, die Aufführung meiner Oper zu verwehren, außer da, wo ich die Bedingungen für eine verständliche, gute Aufführung weder im Kunstpersonale noch im Geschmacke des Publikums vorhanden sähe: ich hätte nicht Lust, mich verhöhnen zu lassen, und dazu scheine mir auf der andern Seite Frankfurt gemacht. Er solle mir daher — die Hand auf's Herz — die Frage beantworten, ob er sich fähig fühle, die Sänger zu dem Ernste anzuhalten, den diese Aufgabe erfordere, und wiederum auf das Publikum so zu wirken, daß diese ernstliche Mühe belohnt werde? Eine Partitur wollte ich bereit halten. Die Antwort ist mir Prinz Eugen schuldig geblieben, — und die Partituren blieben unausgepackt.*) — Kürzlich wandte sich aber das Schweriner Hoftheater an mich; ich sann nach, wem es dort beigekommen sein müßte, auf den Tannhäuser zu verfallen; da fiel mir ein, daß Roeckels Schwester, die Frau Moritz in Schwerin ist; diese ist eine sehr geistvolle Sängerin und Darstellerin und hat jedenfalls die Aufführung des Tannhäuser, den sie kennt, angeregt; dies freute mich, und gab mir eine gewisse Garantie. Ich sagte zu, und erhielt 20 Louisd'or: da machte ich das Packet auf. — In Leipzig wollen sie den Lohengrin aufführen; ich werde sehen, ob sie dort darauf eingehen, zuerst den „Holländer" — dann den „Tannhäuser" und dann erst den „Lohengrin" zu geben; denn nur so können die Leute allmälig mit mir vertraut werden und mich verstehen lernen. Mit Dresden mag ich nichts zu thun haben; erstlich habt Ihr dort keinen Dirigenten, der dazu den nöthigen Geist und guten Willen hat, zweitens keine Sängerinnen, wie ich sie brauche, und drittens — kann und mag ich mit dem ganzen Dresdener Directorium von A bis Z nichts mehr zu thun haben. Wie stand es damals mit Herrn von Lüttichau, als ich noch da war, der ich diese Oper eigens für Dresden und den damaligen Bestand des Personals geschrieben hatte? Damals hielt es dieser wohlmeinende Mann für gut, mich etwas zu chicaniren: schon waren dem jungen Heine die Bestellungen für die Decorationen zugegangen, als es ihm plötzlich einfiel, Alles wieder abzubestellen. Ich habe damals geschwiegen: aber Ihr wußtet nicht, wie schmählich es mich damals niederdrückte, mich in meinen Kunstbestrebungen von Verhältnissen und von einem Manne so abhängig zu wissen, daß ich nur als Heuchler und Speichellecker Fortkommen für meine Kunst hätte ersehen können. Pfui! wer Ehre im Leibe hat, macht sich da fort. Nun, das sind alte vergangene Geschichten; sie sind mir gleichgiltig geworden und Lüttichau hat neuerdings jedenfalls genügende Absolution erhalten, er hat ja jetzt den Pabst**) (oder gar zwei Päbste) bei sich. —

Mein lieber, alter Freund! Es geht nun einmal mit mir anders, als Ihr es so

---

*) Der Tannhäuser gelangte erst 1853 in Frankfurt a. M. zur Aufführung, fand aber, wie Wagner zwei Jahre früher schon erwartet hatte, keinen günstigen Boden, da er die Concurrenz mit Flotows „Indra" nicht siegreich zu bestehen vermochte.

**) Der kürzlich verstorbene Hofrath Julius Pabst, Sekretär der Generalintendanz.

der Gewohnheit nach denkt; an mir sollt Ihr eben eine neue Erfahrung machen, dafür schafft Gott junges Blut in der Welt. Mich sollen Sie nicht in den Sumpf des alten Herkommens und der herkömmlichen Gemeinheit herabziehen. Viele Aufschlüsse über mich und den Zusammenhang meiner Kunst mit meinem Leben wird Dir eine sehr ausführliche Mittheilung geben, die ich als Vorwort meinen ältern drei Operndichtungen voranschicke, welche nächstens bei Härtels erscheinen werden. Ich bin von Deiner Liebe für mich überzeugt, es wird Dich das sehr interessiren. „Oper und Drama" erscheint nun auch bald bei J. J. Weber. — Jetzt habe ich einen „jungen Siegfried" (heitern Inhaltes) gedichtet und will mich nun an die Komposition machen. Zuvor aber bin ich entschlossen, mich vollkommen gesund zu machen, damit ich auch eine recht gesunde Musik schreibe. Ich gehe zu diesem Zwecke am 15. dieses Monats in eine nahegelegene Wasserheilanstalt; dort will ich mir meinen Unterleib reinwaschen, wie ich mir jetzt mit meinen schriftstellerischen Arbeiten den Kopf reingewaschen habe.

Für die Fälle, daß ich doch wieder eine Tannhäuserpartitur gebrauchen sollte, habe ich nun Uhlig beauftragt, sich ein Dutzend Exemplare von Meser geben zu lassen. Laß Du also die Schreiberei u. s. w. künftig nur von dem besorgen; er ist tüchtig, viel jünger wie Du, und kann eine Scheererei eher vertragen. Dir aber, mein lieber Alter, wünsche ich, Du hättest seit lange schon die Wasserkur gebraucht, Du hättest dann nicht nöthig gehabt, Dich von Neuem wieder durch Karlsbad zu ruiniren, denn helfen thun diese Mineralbäder nicht; sie schwächen nur immer mehr. Bei Deiner so starken und kräftigen Constitution bin ich überzeugt, daß auch jetzt noch eine Wasserkur Dich von Deinem Uebel befreien wird, mindestens — daß Du dabei gesunder statt kränker wirst. Höre meinen Rath! laß Dich pensioniren, komme hierher und gebrauche im Angesicht und in der Luft der herrlichen Alpen Wasser! Ist denn bei Euch noch Ehre, Freude und Genuß zu holen? Und wie lange denkt Ihr denn, daß es bei Euch noch fortgehen wird? Wahrlich, ich kümmere mich nicht um Politik; aber das sieht doch ein Blinder — wenn er nicht gerade ganz darin steckt — daß das ein Ende mit Schrecken nehmen muß!

(Peps* niest es eben!) —

Nun sei mir jetzt auch nicht bös, daß ich Dir die Freude, die Dir gewiß der Lohengrin in Dresden gemacht haben würde, verderben mußte. Bedenke aber, daß mir Nichts mehr Freude machen kann, als was ächt ist; der ganze Entschluß Lüttichau's ist nicht ächt; es ist ein Gemisch von tausenderlei „Ich wünschte" und „Ich wollte", nicht aber der feste Wille eines Mannes, der da weiß, was er will und wem es gilt. Oder ist etwa Reissiger's Wunsch, meine Oper aufzuführen, ächt? Geh mir doch mit all den L........, L..... und Mantelträgern: mir sollen sie keine Stunde mehr vergällen. —

Wenn ich jetzt noch annehme, ganz gesund werden zu können, so lebe ich jetzt so angenehm, als es nur irgend bei meiner Lage und bei meiner Stellung zu unserer heutigen Kunstwelt möglich ist: ich lebe im Schutze wirklicher und ächter Liebe von Menschen, die mich so kennen, wie ich bin und mich nicht um ein Haar anders haben wollen. Ich bin nur zu beneiden. — —

Nun noch Eines! Ich wollte zugleich mit an Heine schreiben. Da ich seinen Brief (den durch die Elberti), welcher ausführlicheres enthalten sollte, gar nicht bekommen habe, könnte ich in der Hauptsache, d. h. in den Mittheilungen über mich, ihm durchaus nichts anderes schreiben, als was ich soeben Dir geschrieben habe. Um nun das Duplum zu ersparen, wär'st Du da nicht so gut, diesen Brief, mit den beiliegenden Zeilen an Heine, diesem zur Durchsicht zuzuschicken?

Mach' mir doch die Freude, mir recht bald wieder zu schreiben: Du glaubst nicht, wie sehr ich mich an Deiner treuen und innigen Freundschaft erbaue! Minna grüßt

*) Wagners Papagei.

mit mir herzlichst Dich und Deine Tochter. Lebe Du wohl, werde gesund und gedenke meiner immer mit Liebe. Dein Richard Wagner.

Wenn Du mir erst in einiger Zeit schreibst, so ist meine Adresse: Albisbrunn bei Hausen im Kanton Zürich.

XV.

Mein lieber Freund und Bruder! Ich muß Dir nun noch meinen herzlichsten Dank sagen für den abermaligen Freundschaftsdienst, den Du mir zuletzt durch die Besorgung der Stimmen zum flieg. Holländer erwiesen. Die Stimmen und die Partitur sind, wie mich der Director Löwe versichert hat, wieder unter Deiner Adresse nach Dresden unterweges, und zwar durch Eilfracht, wozu ich selbst gerathen, da einerseits das Packet nicht bis Dresden zu frankiren war, andrerseits — meines Wissens — mit der Zeit es auch nicht so sehr drängte. Ihr werdet die Stimmen wahrscheinlich dort nie wieder gebrauchen, und somit die Schuld, die mir Dresden auf diese Oper zu zahlen hat, wohl nie abtragen: denn jetzt mehr als je erkannte ich, welche schlechte Aufführung gerade von diesem meinem Werke Dresden geliefert hat, indem ich — ohne alle Illusion — erkennen mußte, daß z. B. auf dem hiesigen Winkeltheater eine durchaus gelungene und deshalb wirksame Aufführung zu Stande zu bringen war. Wenn ich daran denke, was der phantasievolle Dresdener Maschinist Hänel auf seiner herrlichen Bühne für eine grenzenlos unbeholfene und lederne Vorstellung vom fliegenden Holländer damals zu Tage förderte, so faßt mich jetzt nachträglich noch Ingrimm. Herrn Wächters und Risse's geniale und energische Leistungen sind mir auch noch im getreuen Gedächtnisse! Daß mir es bei meiner 6jährigen Königlichen Kapellmeisterschaft nicht gelingen wollte, diese Oper (mit Mitterwurzer u. s. w.) wieder heraus und zu Ehren zu bringen, wird auch nur der begreifen können, der sich überhaupt von einem Dresdener Hoftheater einen Begriff machen kann.

Um so mehr, ich muß es offen gestehen, hat mich die hiesige Winkelaufführung gefreut. Allerdings hatte ich sie einzig und allein einigen meiner hiesigen Freunde zu lieb, die gern einen Begriff von einer Oper von mir bekommen wollten, unternommen; daß mir dabei Publikum und Erfolg 2c. höchst gleichgiltig war, versteht sich von selbst, da es mir eben nur daran lag, die Sache selbst so verständlich wie möglich an's Licht zu bringen. Nun mir nicht nur dies gelungen ist, sondern ich auch den ungemein starken Eindruck sehe, den die Aufführung selbst auf die Masse des Publikums gemacht, bereue ich aber mein Unternehmen gar nicht. Ich hatte hier volle Gewalt über die Sänger, die ich (zumal den Darsteller der Hauptrolle, Baritonisten Pichon) so aus sich herausbrachte, daß sie nicht nur das Publikum durch die Neuheit ihrer Leistungen in Erstaunen setzten, sondern selbst auch mich oft lebhaft befriedigten. Die Scenerie war natürlich dürftig, grob und klein, aber doch war durch meine Fürsorge Alles vollständig angedeutet und dem Zwecke entsprechend hergerichtet, so daß diese Vorstellung recht gut als Modell für die großen Bühnen gelten könnte, die eben nur Alles feiner und reichlicher auszuführen hätten. Das Orchester war verstärkt und recht gut, oft ganz vortrefflich. Der Chor, bei dem alle stimmbegabten Schauspieler und nicht beschäftigten Sänger mitwirkten, war lebhaft und frisch. Dein Neffe gab den Daland — und zwar recht tüchtig.

Trotzdem ich nun das Unglück hatte, daß in der ersten Vorstellung vom Anfang an der Hauptsänger heiser wurde, hatte die Oper doch einen solchen Erfolg, daß sie Abonnement suspendu und bei noch nicht dagewesenen erhöhten Preisen in 8 Tagen 4mal hinter einander bei vollem Hause gegeben wurde. Der Director war nun darüber unglücklich, daß er bereits die Wagen zur Abreise seiner Truppe nach Genf gemiethet hatte, weil er nun rechnen konnte, in den nächsten 8 Tagen die Oper noch 4mal mit ganz demselben Erfolge zu geben.

Mich hat die mißliche Arbeit allerdings furchtbar angegriffen, denn natürlich war nur durch die entsetzlichsten Proben dies Resultat zu ermöglichen. Doch denke ich mich nun wieder zu erholen und mit Nächstem an meine neue Arbeit zu gehen. — Soviel also von dieser Angelegenheit! —

Jetzt bitte ich Dich doch recht sehr, mir von Heines Nachricht zu geben. Ich höre, Heine ist auf seiner Pensionirung bestanden und kehrt wieder nach Dresden zurück? Möchte er doch wieder einmal schreiben, um mir von sich, den Seinigen und namentlich von Wilhelm Nachricht zu geben. Was ich Dir von mir hier meldete, das theilst Du ihm Alles wohl mit; ich lasse ihn auf das Allerherzlichste grüßen; möge er mich immer in gutem Andenken behalten!

In Bezug auf Dich bleibt es schon noch dabei, daß ich Dich bald in der Schweiz erwarte: ein Männerchor von mindestens 2000 Mann wird Dir hoffentlich für Deine Wirksamkeit genügen und den kann ich Dir hier verschaffen. Mit diesem Lockliede will ich für diesmal schließen und zwar unter den allerhöchsten Glückwünschen von Minna und mir! Habe Dank für alle Freundschaft und bleibe immer gut

Zürich, 9. März 52. Deinem R. W.

P. S. Dein Wilhelm hat in Kassel getannhäusert? Wenn's nur gut ausgefallen ist? Dem alten Spohr traue ich die Direction der Ouverture zu T. gerade nicht mehr zu: hoffentlich hat ihm W. geholfen.

XVI.

Theuerster Bruder Fischer! Im alten Jahre habe ich Dir durch Heine noch ein paar Hundsloden gesandt, im neuen muß ich Dich heute dagegen cajoliren, damit Du mir einen Gefallen thust. — Du weißt von Uhlig's*) Krankheit und kannst Dir wohl denken, wie es mich peinigt, ihn jetzt mit Aufträgen zu beschweren. Nun ist aber eine garstige Confusion vorgefallen; in Breslau und Schwerin wartet man mit Schmerzen auf die eingerichtete Partitur des fliegenden Holländers; zu dieser „Einrichtung" waren zwei Musterpartituren nöthig, nach welchen — von der einen die Ouvertüre und der Instrumentalschluß des letzten Actes, von der andern die gesammte übrige Instrumentation — die neuen Partituren hergerichtet werden sollen. Die beiden Partituren lagen bisher in Weimar, damit die dortige Partitur nach ihnen eingerichtet würde; als sie Uhlig verlangte, wurde dort getrödelt, und vor einigen Tagen meldete mir erst Liszt, daß sie abgehen würden. Ich nehme nun allerdings an, daß sie in Dresden angekommen sind: daß aber die zwei nöthigen Exemplare (für Breslau und Schwerin) schneller hergerichtet werden könnten, fällt mir ein, daß ich ja dem Dresdener Hoftheater — gratis und aus freien Stücken — eine von meiner eigenen Handschrift eingerichtete Partitur (seiner Zeit, als die Oper einmal einstudirt werden **sollte**) zugestellt habe. Aus dieser Partitur habe ich vorige Ostern hier in Zürich die Oper dirigirt; ein Recht auf sie besitzt das Dresdener Hoftheater gar nicht, da es schon eine ältere Partitur der Oper besitzt; das neue Exemplar ward von mir lediglich zu dem Zwecke auf die Expedition gegeben, daß die Stimmen darnach hergerichtet würden; außerdem habe ich es keineswegs der Direction in Besitz gegeben. (Etwas anderes wäre, man wollte die Oper in Dresden geben; dann würde ich sagen: „Richtet nach dieser Partitur die alte Dresdener ein!") Also — diese zweite Partitur gehört mir und ich bitte Dich, mein Anrecht klar zu machen und sie zurückzufordern; so Gott will, soll auch diese Oper weiter gegeben werden und da ich nicht viele Exemplare der Partitur besitze, so hat der Zurückerhalt besondern Werth. Diese Partitur könnte nun Uhlig an sich behalten als ferner dienende Musterpartitur, wogegen er das eine eingerichtete Exemplar (was wir von Leipzig zurück erhielten) jetzt sogleich nach Breslau versandt

*) Kgl. Sächs. Kammermusiker, Freund Wagners und Verfasser des Clavier-Auszuges zum „Lohengrin".

werden könnte. Somit wäre dann schnell — nach der von Dresden zurückgeforderten — nur noch für Schwerin schnell ein Exemplar herzurichten. Für beide — für Breslau und Schwerin — wäre nur noch dies Eine nachzuholen, nämlich, daß die Ouverture und der Instrumentalschluß des dritten Actes nach der Partitur noch besonders eingerichtet würde, die ich vor'm Jahre Uhlig von Zürich aus zuschickte. (Diese Aenderung ist nämlich weder in der zweiten Dresdener noch in der Leipziger Partitur enthalten). — Ein correctes Musterexemplar, sowie ein vorräthiges Theaterexemplar müßten sodann gleich hergerichtet werden. —

NB. Macht Lüttichau wegen der Herausgabe der Partitur Umstände, so möge sie einstweilen nur geliehen werden; ist Alles besorgt, so soll dann die alte Theaterpartitur auf meine Kosten auch hergerichtet werden; mehr kann er doch nicht verlangen.

Sei doch so gut, alter Sünder! besorge das mir 40jährigem L . . . jungen! Uhlig kann ich jetzt Nichts zumuthen! — Bald erfahrt Ihr Weiteres von mir. Hast Du's neue Jahr gut angetreten? Viel Glück und Gesundheit wünscht Dein unkluger und unpolitischer Freund

Zürich, 1. Januar 1853. Richard Wagner.

XVII.

Lieber Fischer! Ich dachte wirklich, Du könntest einmal einen Puff leichter vertragen, als es nach Deiner empfindlichen Rückäußerung nun den Anschein hat. Es thut mir leid, daß Du die Paar Worte an Heine beleidigender aufgenommen hast, als sie gemeint waren. Daß wir nicht in Allem eines Sinnes sein können, leuchtet wohl ein: und daß Du mich mit meiner Absicht bei der Anleitung zum Tannhäuser nicht verstandest, mußte mir allerdings daraus klar werden, daß Du sie im Ganzen für einen dummen Streich ansahst. Aber — was macht das aus? Sehr recht hast Du — ein einziges Gespräch würde uns besser auch über solche Dinge zur Verständigung bringen, als unsere gelegentliche Schreiberei! Ueber die Hauptsache bleibt doch auch zwischen uns kein Zweifel! Also — Vergebung! —

Unter dem schmerzlichen Eindrucke der Nachricht von Uhlig's Tode mag ich Dir heute nichts weiter melden, als was ich eben aus Geschäfts-Rücksichten muß.

Meine Zeilen vom 2. Januar wirst Du erhalten haben und dadurch wird Dir die Partiturenangelegenheit wohl bereits vollkommen klar geworden sein. — Sogleich schreibe ich noch an Liszt wegen der zweiten Partitur, in welcher ich vor'm Jahre die Ouverture (namentlich den Schlußsatz) und dementsprechend den Schluß des letzten Finales bedeutend umgebildet habe. Einstweilen wäre es gut, nachzusehen, ob diese Partitur nicht etwa bei Uhlig sich noch befindet. Außerdem will ich heute die hiesige (Theater) Partitur mir kommen lassen — ist die Aenderung hier richtig eingetragen, so schicke ich dieses hiesige Exemplar noch heute mit Post an Dich ab, damit — wenn das in Weimar vermuthete (dort jedenfalls vertrödelte) Exemplar nicht noch nachkommt, die Ouverture und der Schluß des letzten Actes nach dieser Partitur noch nachgeholt werden könne. Da Breslau eben schon sehr lange wartet, so rathe ich Dir, sobald im Uebrigen eine Partitur eingerichtet ist, diese sogleich abzuschicken, und dabei zu melden, man möge immer alle Stimmen darnach ausschreiben lassen, bis auf die Ouverture und das Instrumental-Nachspiel des letzten Finales (von Seite 409 an). Dies Beides schneide aus der Partitur aus und schicke es dann nach, sobald es corrigirt ist. Auch Schwerin muß aber sehr eilig bedient werden; — Der L.... hat mir eine gräßliche Konfusion verursacht!! —

Des Weiteren!! Willst Du meine sämmtlichen Sachen, die jetzt noch in Uhligs Hause liegen, zu Dir nehmen und etwaige Aufträge — wegen Einrichtung und Absendung von Partituren für mich übernehmen, so könnte mir allerdings nichts lieber sein. Damals wollte ich Dich damit verschonen — du lieber Gott!! — —

Mit dem Partituren-Verlangen wird's ja wohl nur noch ein Jahr dauern — da der Lohengrin durch Härtels bezogen wird.

Willst Du also, so nimm im Voraus meinen besten Dank und meinen Glückwunsch zu Deiner Rüstigkeit. — Bald schreibe ich Dir mehr! Heute — —

Minna grüßt herzlich! Grüße auch Heines beide von uns. Leb wohl und — nichts für ungut!! Dein

Zürich, 8. Jan. 53. Richard Wagner.

XVIII.

Lieber Alter! Ich wollte Dir eben schon schreiben, als ich noch aus Kassel eine Nachricht bekam, die meinen Grund zum Schreiben verdoppelt. Also — Wilhelm*) hat es wirklich durchgesetzt, daß von dort aus soeben die officielle Bestellung der Partitur des Tannhäuser an mich gelangt. (Vermuthlich hat auch der neuliche Erfolg der Oper in Frankfurt mitgeholfen!) Nun muß ich Dich bitten, schleunigst eine vollständig eingerichtete Partitur des Tannhäuser an die Kasseler Hoftheater-Intendanz abgehen zu lassen. Ein eingerichtetes Exemplar wird wohl jedenfalls noch vorräthig sein — sieh nur bei Uhligs Wittwe nach — falls Du nicht Alles schon bei Dir hast. Nun wirst Du ein gutes Gesicht machen!!! — ich bitte Dich nämlich, der Partitur auch fünf Exemplare der „Anleitung zur Aufführung" (Broschüre) beizulegen: sie sollen an die vier Hauptdarsteller und den Regisseur vertheilt werden. (Ich habe mich — unter uns gesagt — nie darauf gefaßt gemacht, daß diese Anleitung buchstäblich befolgt werde: theils aber war und ist es mir Bedürfniß, bei solchen Gelegenheiten meine volle Meinung auszusprechen; theils aber weiß ich, daß die Leute wenigstens hierdurch einen Schreck bekommen, daß sie aus ihrem gewöhnlichen Schlendrian so weit herausgerissen werden, als es doch bis jetzt bei allen neueren Aufführungen des Tannhäuser — sehr zum Vortheil desselben — der Fall war.)

Melde doch auch — sei so gut — Meser**) etwas von dieser neuen Bestellung; es ist von wegen der Textbücher! — —

Sehr danke ich Dir für die Besorgung der Holländer-Partituren. Ich bitte Dich nur noch in Bezug hierauf, schnell noch eine Muster-Partitur (worin Alles vollständig ist) anfertigen zu lassen und mir die Partitur, die ich Dir kürzlich von hier aus direct zuschickte, wieder zurückzusenden, da sie nicht mir, sondern dem hiesigen Theaterdirector Löwe gehört. Lieb wäre mir's zu wissen, wie viel Partituren vom fliegenden Holländer Du dann überhaupt noch vorräthig behältst.

— A propos! Wilhelm schreibt mir, daß er von Dir bereits das Dresdener Scenarium verlangt habe: Du bist also wohl so gut, die Zeichnungen ꝛc. zu besorgen?

Vermuthlich wirst Du wieder eingerichtete Tannhäuser-Partituren vorräthig halten müssen: Uhlig hielt immer darauf, daß zwei bereit lagen. Die Auslagen berechnete er mir halbjährlich. Sage mir doch nun, wie Du es im letzten Punkte halten willst oder kannst? Gewiß wird Dir's lieber sein, wenn ich Dir etwas zur Auslage zustelle? Antworte mir hierauf doch recht ungenirt! —

Kriete***) schrieb mir kürzlich: grüße ihn doch vorläufig schönstens von mir und sage ihm meinen Dank für seinen Brief. Ferner melde ihm, daß ich in meiner Dresdener Verschuldungsangelegenheit nächstens mich ausführlich an einen Advocaten (ich denke: Schirmer) wenden würde, um von ihm — im Interesse meiner Gläubiger — das

*) Fischer's Sohn, der als Musikdirector auf Wagners Empehlung am Kasseler Hoftheater angestellt worden war.

**) Der Commissionsverleger des Rienzi, Fliegenden Holländer und Tannhäuser in Dresden.

***) Kgl. Sächs. Kammermusiker, damals mit Wagner befreundet.

Verlagsgeschäft meiner Opern genau überwachen zu lassen. Bereits hatte ich Uhlig wiederholt gebeten, Schirmer zu beauftragen, daß er meine Gläubiger zusammenriefe, um sich von Ihnen das Mandat zustellen zu lassen, das Geschäft in ihrem Interesse zu inspiciren. Ich fürchte aber, es ist hier nie mit rechter Energie angegriffen worden. Meser hat es allerdings bisher schlimm gehabt, denn er hat vorläufig aus eigener schmaler Tasche die Kosten zum Weitervertrieb allein stellen müssen. Jetzt wäre es räthlich, wenn das Geschäft von meinen Gläubigern und durch einen Bevollmächtigten selbst in die Hände genommen und — geleitet würde. Denn ich darf jetzt wohl der Ueberzeugung leben, daß mit der Zeit jener Verlag meine Gläubiger vollständig befriedigen wird. Pusinelli werde ich dann ersuchen, zu Gunsten Kriete's für's nächste noch zurückzustehen: er kann es am ersten? —

Leb wohl für heute. Habe herzlichen Dank! Grüße Heines von uns und bleibe gut Deinem

Zürich, 21. Januar 1853. R. W.

Möglich, daß Du in diesen Tagen die Berliner Partitur von Tannhäuser zurückerhältst; ich habe sie nämlich zurückverlangt. Statt jetzt spätestens endlich an meine Oper zu gehen, studiren sie jetzt dort Feensee und Indra von Flotow: das ist — geradeswegs unverschämt. Am liebsten breche ich jetzt ganz mit dort ab; dann nämlich steht es fest, daß Liszt durch den Prinzen von Preußen den Auftrag erhält, nächsten Winter Tannhäuser und Lohengrin in Berlin aufzuführen. Das zur Beruhigung für Heine!!

XIX.

Lieber Alter! Einen Auftrag — (nicht eine Bitte, weil Du diese am Ende mir nicht erfüllen würdest — wogegen ich annehme, daß Du — als mein wohlbestallter Geschäftsführer — meinem „Auftrage“ Dich fügest!)

Also! —

Wenn Du bis heute Abend die Partitur des Tannhäuser aus Berlin noch nicht zurückerhalten hast, so

beauftrage ich Dich,

sogleich an die General-Intendantur der königlichen Schauspiele in Berlin zu schreiben, und ihr zu melden, daß Du von ihr schleunigst die Rücksendung der besagten Partitur zu erbitten habest, da meinerseits bereits weiter darüber verfügt sei.

Hoffentlich hast Du sie aber schon: — denn daß sie den Tannhäuser in Berlin jedenfalls gar nicht gegeben hätten, weiß ich jetzt ganz bestimmt.

Dies Alles wird aber — vermuthlich — sehr zum Guten ausschlagen, verlasse Du (und Heine) Dich nur so auf Liszt, wie ich es thue.

Adieu für heute, guter Geschäftsführer! Bald mehr von Deinem gottlosen

Zürich, 29. Januar 53. R. Wagner.

XX.

Lieber Bruder! (Eilig!) Genée in Danzig will den Tannhäuser; ich habe 30 Louisdor gefordert, und ihn an Dich wegen der Bestellung gewiesen. Schreibt er Dir, Du sollst's schicken, so nimm das zugestandene Honorar als **Postvorschuß** auf das Buch und die Partitur — nebst vier Exemplaren der Anleitung. — Von dem Gelde behalte soviel für Dich, als Du zu Vorschüssen nöthig zu haben glaubst; das andere gieb meiner Schwiegermutter Planer (Herzogin-Garten Nr. 7.)

Adieu! Bald mehr und viel von Deinem heillos dankbaren

Zürich, 24. Februar 1853. Richard Wagner.

Wenn Du einen Bestellzettel mit Postschein über 10 Louisdor aus Freiburg bekommst, so sende sogleich eine Tannhäuser-Partitur ab!

XXI.

Aber sage einmal, lieber alter Freund und Bruder, was muß ich von Dir erleben? Wohl wunderte ich mich, bereits so lange keine Nachricht von Dir erhalten zu haben, wie aber erschrecke ich nun auf einmal, einen Brief aus Dresden zu bekommen, worin mir unter Anderm gemeldet wird, auf eine Nachfrage bei Dir nach mir habest Du erwidert, ich (und Heine) gingen Dich nichts mehr an! — Sage mir um Alles in der Welt, ist denn nun wieder etwas vorgefallen? Seit unserm letzten Rencontre hatten wir uns doch — dächte ich — ganz gut wieder vertragen? Du hattest Deine Meinung geschrieben, ich die meinige; ich denke, Alles ist durchaus in Ordnung! Hast Du während dem nun ein Zerwürfniß mit Heine gehabt, das mich mitberührt? Sollte dies ernsthaft sein, so wäre das doch wirklich traurig! Ich weiß aber seit guter Zeit von Euch Beiden nichts mehr. So sag doch, was ist denn los? Du kannst doch nicht glauben, daß ich bei so 'was ruhig bliebe? Oder wie sollte es möglich sein, daß Du mir auf Deine alten Tage auf einmal noch ernstlich gram würdest? Ich kann es Dir nicht werden!

Also schreibe mir sogleich! Sonst kann ich Dir auch nicht länger mein Opernbesorgungsgeschäft auf dem Halse lassen. Willst Du Nichts mehr von mir wissen, so kann ich wenigstens nicht mehr als Last auf Dir liegen bleiben, und ein Anderer muß die Besorgungen übernehmen. — Aber — sollte es denn wirklich so ernstlich sein?? Ich kann's nicht glauben. Gewiß ist Dir eben grade einmal nur wieder eine Laus über die Leber gelaufen: Wie oft haben wir beide nicht schon solches Ungeziefer verspürt. Beruhige mich somit und laß mich nicht länger in der Ungewißheit.

Herzliche Grüße von Minna. Dein Bild ist wohlerhalten und Du siehst darauf viel zu gemüthlich aus, als daß ich glauben sollte, Du würdest mein beiliegendes Bild in blinder Wuth (als Sommernachtstraumlöwe) brüllend zerreißen. Leb' wohl und mach's gut!

Zürich, 12. April 1853. Dein R. W.

XXII.

Guter, lieber Freund! Ich bin Dir seit lange schon eine Antwort auf Deinen letzten Brief schuldig, den ich in der Wasserheilanstalt erhielt. In Bezug auf seinen Hauptinhalt wußte ich immer nicht recht, was ich Dir eigentlich antworten sollte. Du warfest mir mein Benehmen gegen die Dresdener Theaterdirection vor und bewiesest mir ausführlich, daß es unklug und undankbar sei, mich ihrem Willen, den Lohengrin zur Aufführung zu bringen, zu widersetzen. Liebster Bruder, hast Du damit nicht das richtige Verhältniß dieser Angelegenheit eigentlich recht mißverstanden? — Ich höre, Lüttichau will meine Oper geben; da mir nun an der bloßen Geberei nichts liegt, sondern daran, daß sie gut gegeben wird, ergreife ich meine Maßregeln, um mir dies zu garantiren und zu verhüten, daß mein Werk unverständnißvoll zum Vorschein kommt. Dabei setzte ich natürlich voraus, es liege der Direction wirklich daran, den Lohengrin zu geben; wäre dies der Fall gewesen, so würde sie mich zufrieden zu stellen gesucht haben, was ist statt dessen aber der Fall? — Sie denkt gar nicht ernstlich daran, die Oper überhaupt nur zu geben. Da hast Du die ganze Geschichte, und ich habe mich nur darin lächerlich gemacht, daß ich wirklich glaubte, es sei ihr Ernst damit. Hast Du jetzt noch etwas von einer Aufführung des Lohengrin in Dresden gehört? Gewiß nicht. Nun, zu was dann das Geschrei, als ob ich allein aus Eigensinn alles verhinderte, während Alles nur darauf brannte, das Werk in Angriff zu nehmen. Geh doch, und laß mich mit Deinem Dresdner Theatergesindel in Ruh.

Daß Du aber es so schlau angefangen hast, eine Composition von mir wieder öffentlich vorführen zu dürfen, damit hast Du mich sehr gerührt, und aufrichtig danke ich Dir für diesen Beweis Deiner treuen Liebe! Mit der Zusendung des Zettels hast Du mir große Freude gemacht, — und — viel habe ich dabei lachen müssen. Hoffentlich hast Du aber an keinen weitern Erfolg dabei gedacht.

Siehst Du, in Schwerin haben sie nun doch meinen Tannhäuser gegeben, und zwar muß die Aufführung wirklich gut gewesen sein, ich begreife sonst nicht, daß der Erfolg so groß hätte sein können, von dem ich klare Beweise erhalte.

Im Uebrigen giebt auch dies mir keineswegs die Hoffnung ein, meine Opern würden sich nun verbreiten: ich weiß, dies sind nur ganz vereinzelte Erscheinungen, durch wenige einzelne Personen veranlaßt; unsere eigentliche Theatermesse bleibt absichtlich in ihrem lieben Drecke stecken und mit ihr habe ich daher gar nichts zu thun.

Hier plagt mich, wie Du schon weißt, der Theaterdirector Löwe um den fliegenden Holländer; der Mann ist zu allen Opfern bereit, will einen Münchener Decorationsmaler eigens dazu herkommen lassen, das Orchester verstärken u. s. w., dennoch suche ich's mir vom Halse zu halten, was mir bei dem Andrängen meiner hiesigen Freunde immer schwerer wird. Glücklicherweise ist der junge Musikdirector Schöneck wirklich ein recht tüchtiger Kerl, auf den ich mich für die Hauptmühe schon verlassen kann. So kommt es fast nur noch darauf an, daß wir die Orchesterstimmen geliehen bekommen, denn hier versteht man wohl, Stimmen abzuschreiben, nicht aber auszuschreiben. An Lüttichau kann ich mich nicht wenden, das begreifst Du wohl: es käme daher darauf an, daß Du oder vielleicht auch Tichatscheck die Stimmen für sich erbäte und die Garantie leiste; der Zweck könnte ja dahin angegeben werden, daß der Theaterdirector Löwe sich an Euch gewandt habe; auch wird dieser wieder dann gegen Euch die Garantie leisten. Sieh doch einmal, ob das geht!

Uhlig hat jetzt noch Partituren von mir bekommen, die bei Brockhaus lagen; er soll mir für vorkommende Fälle Exemplare bereit halten, z. B. auch vom Holländer, von dem ich die Instrumentation etwas überarbeitet habe. Jetzt meint er, ob es nicht gescheuter sei, wenn er gleich alles, auch das bei Dir liegende, zu sich nähme, um so über meinen ganzen Nachlaß Buch und Rechnung zu halten? Da ich nun annehmen muß, daß die Beherbergung meiner Sachen eigentlich eine Beschwerde ist, keineswegs aber ein Vergnügen, so denke ich beinahe Dir einen Gefallen zu erweisen, wenn ich es Dir überlasse, Alles dem Uhlig zuzustellen. Daß Du demohngeachtet nach Belieben darüber verfügen kannst, versteht sich von selbst.

Uns geht es übrigens jetzt recht erträglich und wenn ich erst ganz gesund bin, was ich mit diesem Frühjahr zu erreichen hoffe, so kann ich mir, unter den jetzigen Umständen, gar keine bessere Existenz wünschen, als meine jetzige. Wie geht es Dir? Bist Du mir noch wegen der Lohengringeschichte böse? Herzlich grüßt Dich guten Freund meine Frau! Leb wohl und behalte uns lieb.   Dein R. W.

XXIII.

Lieber Bruder Fischer! Ich konnte Dir bisher nicht antworten, da die hiesige fliegende Holländergeschichte ungewiß blieb. Ich hoffte immer, die Sache mir noch ganz vom Halse zu halten und dazu war Aussicht da, als der Münchener Decorationsmaler, der die Oper für hier ausstatten sollte, erklärte, jetzt keine Zeit zu haben. Meine Freude hierüber sollte aber bald getrübt werden, indem der hiesige Theaterdirector einen vagirenden Decorationsmaler und Maschinisten auftrieb, der ihm Skizzen liefern mußte, die allerdings von vielem Geschick zeugen. Da außerdem — und dies ist der Hauptgrund für mich, — meine hiesigen Freunde, nachdem ich ihnen noch die Tannhäuser-Ouvertüre (wirklich recht gut) zu Gehör gebracht habe, mich völlig bei der Kehle fassen, daß ich ihnen einmal eine Oper von mir vorführen soll, so habe ich nun endlich ja gesagt und kann nun nicht mehr zurück. In der zweiten Hälfte des April soll nun der fliegende Holländer herauskommen und jetzt habe ich Schande halber nur die Sorge, daß die Aufführung nicht schlecht wird. Die Sänger, die gerade zu dieser Oper nöthig sind, sind wirklich recht gut, nämlich die Sängerin und der Baritonist: was im Uebrigen nur herbeizuschaffen ist, wird geschehen. Also — nun muß ich Dich doch bitten, die Orchesterstimmen zu besorgen. Ich lege hier daher die gewünschten Zeilen an

Tichatscheck für Lüttichau bei und bitte, doch jetzt die Uebersendung mit großer Eile zu betreiben!

Die Sing- und Chorstimmen sind bereits ausgeschrieben und es wird schon studirt: ich brauche daher blos die Orchesterstimmen. Da es aber unmöglich sein wird, bis zum Beginn der Orchesterproben, deren ich sehr viele halten muß, die Stimmen schon abzuschreiben, so bitte ich Dich auch um die Doppelstimmen. 3 erste Violinen, 3 zweite, — 2 Bratschen, 3 Violoncell- und Baßstimmen, die Blasinstrumente alle.

Damit Du aber keine zu große Mühe hast, so rathe ich Dir, die Verpackung und Absendung durch Uhlig besorgen zu lassen: ich weiß, daß er einen großen Vorrath von Packleinwand hat. Jedenfalls aber muß das Packet nun — da es schon so spät geworden ist — durch die Post und nicht durch Fracht, direct abgehen und zwar unter der Adresse des Theaterdirectors Löwe in Zürich. Ich rechne somit, die Stimmen spätestens mit Ende dieses Monates hier zu haben.

Also — sei mir nicht bös um die Schererei!

Nun aber, wann kommst Du denn zu uns in die Schweiz? Meine Frau zählt mit mir sicher darauf, daß wir Dich noch einmal hier haben werden. Theile uns darüber Deinen Plan mit! Was wirst Du in Dresden noch für große Freuden erleben? — Bereits ist ein Neffe von Dir hier, und zwar als Komiker beim Theater: offen gesagt, den wünsche ich einem guten Theater; er ist vortrefflich und voller Talent und ein anderer Kerl als Euer gemeiner Hanswurst ... Ich besuche oft das Theater, wenn er spielt. Melde das Deinem Bruder (die Familienähnlichkeit mit Dir hat uns schon sehr gerührt!).

Wenn mir doch Heine über seines Sohnes Schicksal wieder etwas mittheilen wollte: ich habe ihm gar nichts Interessantes zu melden, wohl aber er mir. Weißt Du etwas von seinem Wilhelm?

Adieu für heute, Du guter alter Freund! Verzeihe mir die bloßen Geschäftsbriefe! Bald mehr von Deinem Richard W.

XXIV.

Lieber Freund! Packe doch schnell ein Exemplar von der Ouverture zu Rienzi, die sich einzeln — in sehr eleganten Heften — unter meinem Dresdener Nachlaß befindet, ein, und schicke es an Herrn Musikdirector Edde in Bern. Hoffentlich bist Du gut? Adieu!

Zürich, 14. April 1853. Dein Richard W.

XXV.

Lieber Alter! Es thut mir leid, daß Deine beispiellose Gewissenhaftigkeit dem Michaelson*) eine unverdiente Verzögerung verursacht hat, allerdings hatte er das Recht 1 Louisdor abzuziehen. Von diesen kleinen Theatern ist natürlich schwer Geld herauszubekommen und da habe ich denn M.'s Anerbieten gegen 10% Provision angenommen, da er meistens (wie in dem Falle mit Genée) das Geld baar auszulegen hat und erst warten muß, bis er es von den Directionen wiederkriegt. Ich habe jedenfalls den Vortheil dabei, daß ich mich mit der Lumpenbagage nicht zu befassen habe, und mein Geld im Voraus sicher erhalte. Also — gegen den Michaelson kannst Du ein ander Mal schon vertrauensvoller sein, er hat mich noch bis jetzt solid behandelt; macht er je eine Schw.....ei, so wäre es ja dann aus und er bekäme keine Partitur mehr. Auch ohne meine specielle Anweisung kannst Du ihm daher zukünftig das Verlangte zuschicken, sobald er einen Postschein über mindestens 9 Louisd'or beilegt. Das Honorar für Königsberg (10 Louisd'or — ohne Abzug) soll er übrigens **Dir** zuschicken; Du nimmst davon, was Du zu Auslagen brauchst und giebst das Uebrige Heine, damit er vorräthige Decorations- und Kostümskizzen (Scenarium) anfertigen

*) Ein Berliner Theateragent.

lassen kann. (Hamburg hat sich auch bereits gemeldet) wenn's zu Ende geht, sage mir's nur, damit ich für weiteres sorge.

Schönen Dank für Deinen Brief, gratulire zu Teplitz! Mein Musikfest war allerdings schon; einen reineren angenehmeren Eindruck habe ich noch nie erlebt. (Denke Dir, daß die Kosten über 9000 Frcs. betrugen!) Wilhelm soll mir doch schreiben, wie es mit Kassel gegangen ist! Mich freuts, daß er bei Dir ist. Du bist doch ein Mordskerl, was Du noch auf dem Zeuge bist! auch ich fasse Hoffnung für meine Gesundheit: bald werde ich wieder componiren. — Ich denke, den „Nibelungenring" bekommst Du auch noch zu lesen. —

Adieu, Du alte, gute Seele! Ich habe so gräßlich viel Briefe zu schreiben, daß ich's wohl kurz machen muß.

Grüß Heine und die Deinigen schönstens von Deinem

Zürich, 15. Juni 1853. R. W.

XXVI.

Liebster! Gestern schrieb ich Dir! Heute antworte ich in Kürze, was auf Deinen soeben empfangenen Brief nöthig ist.

Mit Karlsruhe hat es seine Richtigkeit, wenngleich sich E. Devrient über das Honorar noch nicht geäußert, was übrigens hier Nebensache ist.

Laß übrigens doch wieder Partituren in Bereitschaft halten. Du wirst nächstens wieder viel zu versenden haben. Wie steht's mit Darmstadt? — In Hamburg wollen sie den Tannhäuser gegen Tantième haben: ich forderte darauf 50 Louisd'or Vorschuß (weil ich den Kerlen dort in Nichts traue): sie bitten mich nun von dieser Forderung abzustehen, worauf ich ihnen gar nicht zu antworten gedenke.

Auch in Oesterreich rührt sich's, z. B. Graetz! (dummes Zeug!) — Ich bin froh, daß die königl. sächsische Polizei es mir unmöglich macht, die Vorstellungen von meinen Opern zu sehen, die mich doch nur ärgern würden! —

Was machen wir mit dem Anton Abt in Prag? Da ich an Aufführungen des Rienzi gar nicht mehr denke, so meine ich, könnte man ihm eine Partitur ablassen — aber nur gegen 25 Thaler (denn das hat mich ziemlich jedes Exemplar gekostet. Schickt er das Geld, so gieb es doch meiner alten Schwiegermutter (Mad. Planer, Herzogin-Garten, Nr. 7). Ist's ihm zuviel, so leihe ihm meinetwegen ein Exemplar für einige Zeit. Textbücher laß Dir nur von Meser geben; es sind ganz dieselben. — Wann werde ich nur von dem Stande des Geschäftes etwas erfahren?!!! Daß M. immer noch sehr trödlich ist, ersehe ich daraus, daß kürzlich hier ein Klavierauszug vom fliegenden Holländer bestellt wurde, der seit 4 Wochen noch nicht da ist; von Promptheit weiß der gar nichts — und wie wichtig ist diese für den Markt!

Sobald die 10 Louisd'or nicht ausreichen, sage mir's nur gleich; ich schicke Dir dann entweder Geld, oder weise Dir eine nächste Honorarzahlung wieder zu!

Gott, der Grundgütige erhalte Dich, Du Löwe! Wann erfahre ich wieder 'was von Hi — Ha — Heine? Das Portrait ist recht gut ausgefallen, namentlich ist auch die Malerin sehr zufrieden damit.

Ich finde die Augenbrauen und den Mund zu stark — ja — mein Gott, wenn ich solche Augenbrauen hätte, dann wäre ich ein anderer Kerl, ein zweiter Lüttichau!

Nun krebse gut! Auf Wilhelm's Brief freue ich mich!

Schönsten Gruß von uns beiden!

Zürich, 1. Juli 1853. Dein R. W.

Für Karlsruhe besorge doch sogleich noch den neuesten Schluß. (Siehe Brief von gestern!)

XXVII.

Lieber Alter! Du wirst nächstens von Michaelson in Berlin — gegen Postschein über 12 Louisd'or — den Tannhäuser für Köln bestellt bekommen. Hoffentlich

setzt Dich das nicht in Verlegenheit. — Des Weiteren kannst Du ihm immer schicken, wenn er einen Postschein über mindestens 9 Louisd'or beilegt. (Er hat mir Magdeburg und Reval in Aussicht gestellt.) — An Wurda habe ich soeben nach Hamburg geschrieben und ihm einen Bestellzettel an Dich geschickt, mit der Clausel bei Beilegung eines Postscheines über 50 Louisd'or. — Sattle Dich also und laß' meinen Freund Mehner schreiben.

— Mit Liszt habe ich jetzt eine wilde Woche durchschwärmt. — Mittwoch wird mir hier ein großer Fackelzug mit Musik und Gesang gebracht, zur Ueberreichung verschiedener Ehrendiplome. —

In Wiesbaden ist's sehr gut mit dem Lohengrin gegangen.

— Grüß Heine schönstens! Wie geht's mit seinen Augen? Arbeitet er an Lohengrin? Gut wär's, wenn das fertig würde. Aber schinden soll er sich deshalb nicht. — Adieu! Dein vernünftig gewordener Schwabe R. W.

Zürich, 11. Juli 53.

XXVIII.

Lieber Alter! Aus Hamburg wirst Du von der Hamburger Theaterdirection einen Wechsel über 50 Louisd'or, zahlbar Ende November d. J., erhalten, wofür Du sofort den Tannhäuser ihnen zuzuspediren hast. — Den Wechsel schicke dann mir: hier ist Jemand aus Hamburg, der mir ihn kauft.

Nichts von Meser und dem Geschäft? — Meser soll doch ja keine Partituren mehr verkaufen, sie gehen uns doch am Ende aus, denn bei mir sind wieder fabelhafte Meldungen eingegangen.

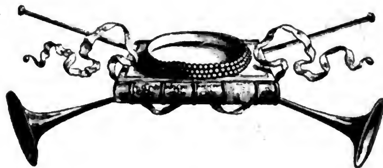
Was macht Heine?

Ich sitze hier (zwischen Eis und Bären) — wer mich lieb hat, holt mich weg!

Adieu! Dein R. W.

St. Moritz (Canton Graubündten), 27. Juli 1853.

(Bis 14. August bin ich noch hier; adressire bis dahin direct hierher.)



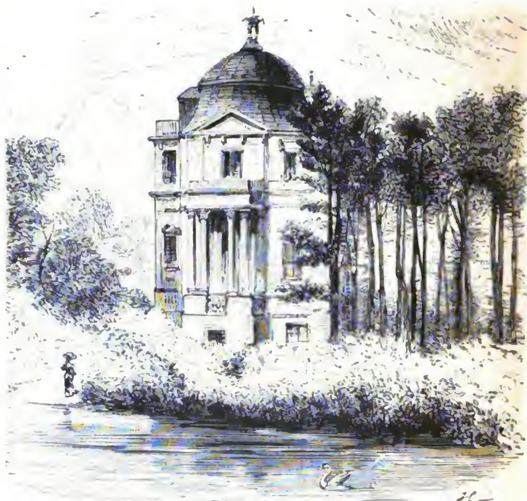


Illustrirte Bibliographie.

Quer durch und rings um Berlin. Eine Fahrt auf der Berliner Stadt- und Ringbahn. Etwas Geschichte und viel Geschichten von Emil Dominik. Mit 28 Illustrationen von H. Lüders u. A. Berlin, Gebrüder Paetel.



Das vorliegende Buch gehört zu einer Reihe von Erscheinungen, die man vielleicht am besten unter der Bezeichnung die Entdeckung Berlins zusammenfassen könnte, denn glücklicherweise scheint endlich eine Aenderung einzutreten, und Berlin eine gerechtere Würdigung finden zu sollen. Die alte Redensart von der spöttischen Kälte des Berliners, von der unschönen Langweiligkeit seiner Kasernenstadt und von der Reizlosigkeit ihrer märkischen Umgebung — das ganze Märchen von der Sandwüste, das draußen im Reiche einer dem anderen selbstgefällig nachplappert, fängt endlich an, seine Fadenscheinigkeit zu offenbaren. Berlin hatte wirklich die Blicke nicht zu scheuen, die der Glanz der neuen Kaiserkrone auf die Stadt zog, denn es war besser, als die Leute meinten. Und seitdem ist es auch an Schönheit gewachsen, völlig entsprechend seiner zunehmenden Bedeutung. Es ist bemerkenswerth genug, daß eine Reihe aus den Tüchtigsten unsrer jungen Maler sich der Darstellung Berlins und Berliner Lebens zugewendet hat — und es ist jedenfalls ein Schritt zum Besseren. Wohl klingt es barock und einseitig, was der alte Schadow, der Bildhauer, zu sagen pflegte: „Ick bin nich sehr for Italien; un die Böme jefallen mir schon jar nich. Immer die Pinien un die Pappeln! Un was is denn am Ende damit? Die eenen sehen aus wie uffjespannte Rejenschirme un die andern wie zujeklappte" — aber es spricht aus diesem Solöcismus ein im Grunde gesundes und berechtigtes Gefühl. Der Vergleich mit dem Regenschirme thut nichts zur Sache: auf den größeren oder geringeren Grad absoluter Schönheit kommt wenig an, denn der Künstler legt die Schönheit erst in seine Darstellung hinein. Aber was geht uns schließlich Italien oder eines jener fernliegenden Länder



Belvedere im Schloßgarten von Charlottenburg.



Plötzensee.
Aus Dominik: Quer durch und rings um Berlin. Berlin. Paetel



Die Stadtbahn im Spreebette.

Aus Dominik: Quer durch und rings um Berlin. Berlin, Paetel.

an, aus denen sich Jahrzehnte lang unsere Landschafter ihre gluthfarbigen Stoffe zusammengesucht haben? Die Hälfte des Reizes, den solche Bilder ausüben, beruht in der Befriedigung der Neugier oder einer ähnlichen Empfindung, die mit eigentlichem Kunstgenusse wenig zu thun hat.

„Er stehe fest und sehe hier sich um!"

Gleich den Malern haben auch Schriftsteller und Dichter sich Berlin zum Schauplatz gewählt; auch sie jedenfalls zu ihrem Vortheile. Denn ganz abgesehen von den zum Ueberdrusse wiederholten Myrthen- und Lorbeernovellen und den Zopf- und Degen-Komödien — ist es jedenfalls der Schilderung günstig gewesen, daß sie sich nicht mehr eine unbestimmte „norddeutsche Residenz", sondern bestimmt und deutlich eine Stadt wählt, die Jedermann genug kennt, um den Verfasser auf die Stärke seiner Anschauungskraft hin prüfen zu können.

Gewöhnt man sich erst, Berlin im Lichte künstlerischer Verklärung zu sehen — wie der Franzose sein Paris und sogar der Engländer sein Baukasten-London schon lange gesehen hat — so wird sich auch allmälig immer mehr Liebe für die Stadt einfinden. Bisher hatte selbst der Berliner, so mißliebig ihn auch sein Prahlen auswärts gemacht hat, wenig davon aufzuweisen. Und es ist allerdings richtig, daß dem Stadtcharakter Berlins ein Zug in empfindlichem Maße fehlt, der besonders anmuthend zu der Einbildungskraft spricht. Wir haben hier keine römischen Bäderruinen, keine gothischen Dome: unsere ehrwürdigen Alterthümer sind der Wusterhausener Bär — jener unschöne Rest alter Befestigung, der irgendwo umbaut von häßlichen Hinterhäusern verschimmelt — und die Gerichtslaube, die draußen an der Havel eine Zuflucht gefunden hat.

Allerdings giebt es einen Verein für die Geschichte Berlins, der sogar rührig genug ist, durch Vorträge und durch Herausgabe einer Zeitschrift anzuregen sucht und überhaupt Alles thut, was man mit wohl etwas beschränkten Mitteln nur auszurichten vermag. Aber eine solche Wirksamkeit dringt doch gar zu langsam an die Oberfläche, und das geschäftig zerstreute Wesen unserer Zeit ist ihr nicht günstig: es ist zu schwer, die Theilnahme des großen Publikums für solche, eigentlich platonische, Bestrebungen zu erwecken. Mehr verspricht schon das vorliegende Buch — mit dem furchtbar umständlichen Titel, dessen endlose Namensschleppe an die Herrscherpracht orientalischer Schahs gemahnt. Sein Verfasser, Emil Dominik, ist der Herausgeber eben jener oben erwähnten Zeitschrift, Der Bär. Das kleine Schriftchen ist ein ziemlich formloses Ding, eine ungezwungene Zusammenstellung von Zeitungsartikeln: hier ein Brocken Schilderung, da eine Anekdote, dort ein Auszug aus Grundbuchacten. Aber es „steckt doch viel Musik in dem kleinen Instrumente" — und man liest die abgerissene Darstellung mit einem Behagen, das der überraschenden Fülle neuen, ungeahnten Wissens entspricht. Die Form ist ungefähr die, daß der Verfasser uns auf eine Stadtbahnfahrt mitnimmt. Im fernen Westend draußen steigen wir ein, und wie die Gegend rechts und links an uns vorüberstreift, macht er seine Bemerkungen dazu; hin und wieder in Form eines Gesprächs, bei dem „Freund Lüders", wie er den Zeichner beharrlich nennt, sozusagen der leidende Theil ist — doch kommt es über Anläufe kaum hinaus. Da ist das Haus, wo die einst berühmte Sprachschinderin, Frau Dutitre, jetzt eine fast verschollene Größe, gewohnt hat — mit jenem Straßenzweige sind die und die Veränderungen vorgegangen — und so geht es immer weiter, quer durch die Stadt. Vollständigkeit oder auch nur Abrundung eines Bildes wird da gar nicht versucht: man erhält nur eine Menge „schätzbaren Materials". Und in der That sieht man, wenn man das gelesen hat, mit ganz neuem Interesse, ja mit einer Art Liebe auf solche Stätten, als hätte das Altbekannte plötzlich eine neue Seele bekommen. Vom Schlesischen Bahnhofe geht es dann weiter über den Nordring und den Südring. Alle die Dörfer, die nun beinahe schon Vorstädte sind, werden der Reihe nach vorgenommen, und hier giebt Dominik, im Gegensatze zu der Behandlung der eigentlichen Stadt, bei der Vollständig-

keit nur eine Last gewesen wäre, einen möglichst genauen Abriß der Bebauungsgeschichte. Es entfaltet sich da ein ganz seltsames Bild versunkenen Lebens. Die alten Bürgerfamilien, die Rykes und Rathenows, treten protzig auf, kaufen Hufen und Hebungen. Auf den Edelsitzen hausen die uralten märkischen Adelssippen, die Bredows, Kamekes u. s. w. Dazwischen tauchen, ganz überraschend in unserer Mark, Templer und Johanniter auf, wir erfahren sogar, daß schon in jenen Zeiten Lehmann ein im Bauernstande nicht auffallender Name war und werden dann weiter geführt bis auf die Generale des großen Kurfürsten und des großen Königs, und bis auf die Commerzienräthe und Actiengesellschaften, die heute da draußen auf die Zukunft des ihnen entgegenwachsenden Berlins harren. Das ist Alles in hohem Grade interessant, mit einer Masse kleiner historischer Züge ausgeführt, und wenn der Verfasser uns dabei gelegentlich in irgend einen Krug zu einem Stücke Schweinebraten führt, um den schwachen Menschen zu stärken, so begleiten wir ihn auch gern auch dahin und hoffen, daß er „Freund Lüders“ frei halten wird.

Zwei Kleinigkeiten seien hier nachgetragen, wie sie uns beim Lesen aufgestoßen sind. Die eine betrifft die Vorgeschichte der Berliner Porzellan-Manufactur; es ist offenbar nur ein Gedächtnißfehler, wenn der Verfasser hier nicht erwähnt, daß im vergangenen Jahre in der Neuen Friedrichstraße zufällig Reste der ersten Fabrik, die dort bis zum Jahre 1760 betrieben wurde, und sogar ganz frühe Versuche mit der Jahreszahl 1741, gefunden worden sind. Die andere betrifft die Prinzessin Luise von Brandenburg-Schwedt, die Frau des Prinzen Ferdinand. Dominik erzählt von ihr: „Der erklärte Günstling ihres Herzens ‚soll‘ ein Graf Schmettau gewesen sein, und darum nannte der alte Fritz ihre Kinder gern: ‚die abscheuliche Schmettau'sche Race, für die sein einfältiger Bruder Schätze sammele‘.“ Die Berechtigung dieses ‚soll‘ wird sich wohl nicht mehr feststellen lassen — aber warum unterschlägt uns der Erzähler das berühmte: „Nun ist es aber genug, Schmettau!“ das Friedrich nach der Geburt des jüngsten Prinzen gesagt haben — soll? Zum Schlusse sei hier ein wohl wenig bekannter Ausspruch Friedrichs nach dem Buche angeführt, der den König in ungewohntem Lichte innerer Befriedigung zeigt. Es war, als Herzberg den Hubertsburger Frieden aufgesetzt hatte — da sagte ihm Friedrich bei der Ueberreichung der Urkunde: „Ich bin Euch sehr obligirt, mein lieber Herzberg; Ihr habt einen guten Frieden gemacht, fast so wie ich Krieg geführt: Einer gegen Drei.“

Von den Illustrationen drucken wir einige Proben ab: Plötzensee, das ja seinen anerkannten Platz in unserer Literaturgeschichte hat, eine Ansicht der riesigen Ueberbauung der Spree an der Jannowitzbrücke, der kostbarsten Stelle der Stadtbahn, und das Belvedere im Charlottenburger Schloßgarten, eines wunderhübschen Stückchen Rococo aus jener viel zu wenig gekannten Schöpfung, einst Schauplatz des Geisterspukes, der dem armen Friedrich Wilhelm II. vorgegaukelt wurde, seitdem einsam, beinahe gemieden wie eine Stätte des Fluchs.

Alle drei Blätter rühren von Freund Lüders her, wie überhaupt die meisten in dem Buche. Sie haben alle seinen Stempel: es ist nicht absolut richtig, ein Berlin, das ein wenig in's Lüders'sche zurechtgestutzt ist, aber sie sind heiter und liebenswürdig. Lüders hat das vom altgedienten Specialartisten, daß er sich bestimmte Züge angewöhnt, gleichsam fertig ausgeprägt hat, die er nun überall verwendet, als wären es stenographische Zeichen. Wer viel von ihm gesehen hat, der versteht ganz gut, was der Künstler meint, und macht die nöthigen Abzüge oder Zusätze. Und Lüders tritt so anspruchslos auf, ist in seinen Mitteln so einfach, daß man sich stets freundlich von ihm angemuthet fühlt.

Wir möchten das Heftchen angelegentlich empfehlen. Jeder wird Belehrung und auch Freude darin finden. Es ist kein „Führer“ auf der Stadtbahn; es ist etwas Besseres, ein Buch, das einem Stoff zum Denken giebt. ck.

Geschichte der Kreuzzüge. Von Otto Henne am Rhyn. Mit ca. 250 Illustrationen von Gustav Doré u. A. Leipzig, J. G. Bach.

Es gehört zu den Ausnahmen, wenn eines dieser großblätterigen Lieferungswerke sich mit Geschichte beschäftigt. Meist bildet sonst Länderkunde deren Gegenstand. Das Interesse unserer Zeit scheint sich von der Vergangenheit ziemlich abzuwenden, wie das in der Regel geschieht in Perioden, die selbst großen Umwälzungen ausgesetzt gewesen sind. Es fehlt nicht der Blick für das Geschichtliche; derselbe ist im Gegentheil vielleicht allgemeiner, und dabei unbefangener und sicherer als bisher meistens — es fehlt nur die Neigung für Dinge, die man als todt und überwunden zu betrachten doppelt in der Stimmung ist.

Einer jener Ausnahmsfälle liegt uns heute vor; und obendrein behandelt dieses Buch einen Gegenstand, — die Kreuzzüge, — der unserm Verständnisse ein wenig fern liegt. Eigentlich müßte fast jede Generation die Geschichte von Neuem schreiben; denn jede sieht sie mit ihrem eigenem Auge an und legt an sie das Maß ihrer eigenen Verhältnisse. Selbst wenn die Kenntniß des Thatsächlichen auf demselben Standpunkte geblieben ist, so ändert sich doch die Auffassung jener Thatsachen. Und recht eigentlich verstehen, das heißt: mitfühlen, kann man nur das, wovon man einen Zug in seinem eigenen Wesen verspürt. Wir aber, wir sind eigentlich sehr weit entfernt von jenem frommen Sinne, womit noch vor einem halben Jahrhunderte sich unsere Geschichtsschreiber in das Wesen der Kreuzfahrer vertieft haben: keine Stimme spricht in uns, wenn wir von jenen Thaten im Lande des Aufganges vernehmen. Wohl sind wir unvergleichlich viel klüger als unsere Vorgänger; mit leichter Mühe könnte heute Jeder eine Fülle von Stoff über die Zeit der Kreuzzüge sammeln, wie sie früher nicht dem bedeutendsten Forscher zu Gebote gestanden hätte: denn die gelehrte Historik ist auf diesem Felde ganz außerordentlich fleißig gewesen. Wir übersehen nicht nur die Vorgänge, die man unter dem Namen Kreuzzüge zusammenfaßt, vollständiger und deutlicher, sondern wir können auch ohne Ueberhebung behaupten, daß wir die Ursachen derselben, alle die Triebfedern, die da gespielt haben, erst gegenwärtig aufgefunden haben. Was früher kaum etwas besseres als eine ungeheure, blutgeschriebene Anekdote war, das hat die Culturgeschichte — eigentlich eine ganz moderne Wissenschaft — erst an seine Stelle gerückt, in Verbindung mit seinen Ausgangspunkten gebracht und hinreichend erleuchtet. Diesem Vorgange gegenüber befinden wir uns in günstigster Lage. Und doch wirkt derselbe fremd auf uns, sobald wir ihn zu betrachten versuchen. Wir mögen uns das noch so sehr verdeutlichen, wie es kam, daß Hunderttausende von Menschen, als faßte sie ein Taumel, sich von der Heimath losrissen und dem Traume eines Gottesreiches auf heiligem Boden nachjagten über Meer und durch Wüste — daß länger als ein Jahrhundert diese Gluth immer wieder emporflackerte, ehe sie langsam hinstarb, weniger an dem Verlöschen des Gedenkens als an dem allgemeinen Hinsiechen des Völkerlebens —: wir können wohl sehen, was dazu getrieben hat, aber wir fühlen es nicht mehr. Wir verstehen es so wenig wie das irre Reden eines Fiebernden.

Dabei aber gewinnt jene ganze Erscheinung vor unseren Augen immer mehr an innerer Bedeutung. Es hat ja durch das ganze Mittelalter hindurch genug der Beziehungen zwischen Morgenland und Abendland gegeben, und so denkt denn auch Niemand mehr daran, jedes Hereinspielen morgenländischer Einflüsse auf die Kreuzzüge zurückzuführen. Die meisten der sichtbaren Einwirkungen haben wohl auch wenig damit gemein. Aber vergleichsweise sind diese, die Nachahmung orientalischer Gewebe oder Waffen oder das Eindringen orientalischer Bauformen, von untergeordneter Wichtigkeit. Weit denkwürdiger sind die rein geistigen Folgen. Die Kreuzzüge haben den Todeskeim in das eigentliche Mittelalter hineingetragen. Sie führten zuerst den Blick über die einförmigen Bildungen des europäischen Lebens hinaus, regten zu Vergleichungen an und legten den Grund zu der Verneinung des Bestehenden, die in jahrhundertelangem Wirken, bald still, bald geräuschvoll, zu der allgemeinen Zerstörung

führte. Noch ist die alte Anschauung verbreitet genug, als ob das eigentlich erst von 1452 an zu datiren sei; aber man wird sicherlich von der ehrwürdigen Redensart, die sich aus einem Handbuche in das andere erbt: „Nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken flüchteten zahlreiche griechische Gelehrte nach dem Abendlande und verpflanzten dahin die Wurzeln der Renaissance —": man wird von diesem Satze wohl immer mehr abzudingen finden. Den Griechen, deren fremdländische Weisheit den Zeitgenossen so erstaunlich vorkam, wird immer noch Ruhm genug bleiben, auch wenn man annimmt, daß die Stimmung, der sie schließlich zum Siege verhalfen, schon lange sich vorbereitet hatte. Thatsächlich hatte das Mittelalter damals schon seinen Abschluß gefunden, und das, was zeitlich auf die Kreuzzüge folgt, ist nur noch ein Uebergang. Schon bilden sich die Staatsformen um, gegen den Glauben erwacht der Zweifel: mit seinen großartigsten und volksthümlichsten Idee bricht vor Allem auch die Macht des Papstthums, das sich in ihr auf das Weiteste zu entfalten geschienen hatte.

So ist es eine Eigenthümlichkeit an der Geschichte der Kreuzzüge, daß das culturgeschichtliche oder allgemeine Element an Interesse die einzelnen Vorgänge überwiegt. Denn es bleibt wenig übrig, wenn man von diesen den Reiz des Fremdartigen, des Abenteuers — manchmal möchte man es fast Knabenstreich nennen — abrechnet. Leute, deren Persönlichkeit höchst selten Theilnahme erweckt, streiten um etwas, was kaum mehr ist als ein Symbol, dessen Bedeutung uns heute gar nicht mehr verständlich ist. Um so anziehender dagegen läßt sich der Hintergrund malen, auf dem diese Vorgänge spielen. Und in der Beziehung scheint es ein glücklicher Zufall, der grade in die Hände Hennes am Rhyn die Ausarbeitung dieses Werkes gelegt hat. Seine volksthümlichen Schriften über Culturgeschichte haben weite Verbreitung gefunden. In den Kreuzzügen, so weit das Buch bisher vorliegt, entfaltet er wieder alle jene Eigenschaften, die ihm schon früherhin Anerkennung erworben haben; vielseitiges Wissen, Verständniß und eine Gabe leichter, gefälliger Darstellung, die man auf diesem Gebiete nur zu oft zu vermissen hat. Die Bedeutung seines Gegenstandes kommt bei ihm voll zur Geltung und man fühlt sich von demselben auf das Angenehmste gefesselt.

Den Grundstock der Illustrationen bilden Zeichnungen Dorés. Es sind nicht neue Blätter, sie scheinen einem französischen Werke entnommen, dessen Titel wir nicht anzugeben vermöchten — doch sind manche davon in Deutschland schon bekannt. Und trotzdem sieht man mit einer gewissen Rührung darauf, als ob es das Letzte gewesen, was der jüngst hingegangene Meister geschaffen hätte. Bekanntlich zeichnete Doré in seinen letzten Jahren nicht mehr viel für die Illustration. Nicht als ob er sein Talent verkannt hätte; aber es genügte ihm nicht mehr. Das unverständige Achselzucken über den Buchkünstler, der kein Tafelbild zu Stande bringen könne, hatte sein Selbstbewußtsein krankhaft gereizt; seine Entwürfe strebten, wie das in seiner Natur lag, in das Ungeheuerliche.[1] Indem man hier die Blätter von ihm sieht, die zu seinen frischesten Schöpfungen zählen, bedauert man von neuem diese Abkehr, diese im Kampfe um eingebildete Größe verthanen Jahre, die noch so fruchtbar hätten sein können. Es wäre zu viel behauptet, wollte man ihn den größten Illustrator unserer Zeit nennen; aber sicherlich war er, obgleich sein Wesen so durch und durch französisch war, der internationale Illustrator. Denn er war voll von einer Poesie, der die Nationalität keine Schranken steckt. Wie er den englischen, den spanischen, den italienischen Dichter empfinden konnte, so empfand ihn wiederum auch der Angehörige jedes fremden Volkes. Mit ihm ist einer der letzten Romantiker hingegangen, einer, der die Kraft besaß, in den Dingen das Schöne und Großartige zu erkennen. — Die Probe, die wir geben, zeigt seine Eigenthümlichkeit, das Neigen zur coloristischen Behandlung des Holzschnittes, die unerreichte Fertigkeit in der Darstellung von Massen, eine Fertigkeit, die man immer mehr bewundern muß, je eingehender man ihre kleinen Kunstgriffe studirt — und





Anblick von Jerusalem.
Aus: Henne am Rhyn, Kreuzzüge, Leipzig. J. G. Bach.

schließlich jene Freiheit von aller schwächlichen Sentimentalität und Phrase, zu der eben dieser Stoff so manchen Künstler hingerissen hat. Diese Gruppen haben eher etwas Schattenhaftes, Starres, wie es über Menschen wohl zu kommen pflegt, die das Gefühl, vor großer Entscheidung zu stehen, versteint.

Die Ausstattung des Buches ist ungewöhnlich geschmackvoll und gediegen. —ck.

Politische Correspondenz Friedrichs des Großen. Neunter Band. 8⁰. 463 S. Berlin 1883, Verlag von Alexander Duncker.

Mehr und mehr hat von fachwissenschaftlicher Seite im In- und Auslande die Thatsache Anerkennung und Ausdruck gefunden, daß der unter den Auspicien der Berliner königlichen Akademie der Wissenschaften erscheinenden „Politischen Correspondenz Friedrichs des Großen“, die in diesem neunten Bande vom Januar 1752 bis zur Mitte des Jahres 1753 vorgeschritten ist, unter den zahlreichen historischen Quellenpublicationen für das achtzehnte Jahrhundert der erste Platz gebührt. Weit davon entfernt, die Geschichte allein der preußischen Politik aufzuhellen, bietet die umfassend angelegte Sammlung für die Geschichte jedes einzelnen der europäischen Staaten die wichtigsten neuen Aufschlüsse, indem in den combinirenden Berechnungen des königlichen Staatsmannes in Sanssouci auch das geringfügigste Symptom, auch die kleinsten schwarzen Punkte am weiten Horizont der europäischen Politik nicht unberücksichtigt blieben. So ziehen in dem fortlaufenden Schriftwechsel des Königs mit den preußischen Gesandten an den Höfen Europas in unabsehbarer Reihe die Augenblicksbilder der europäischen Politik an uns vorüber; jeder Posttag bringt neue Abwechselung, ergiebt in der Situation eine neue Nuance.

Lebhaftest beschäftigten den preußischen König in den Correspondenzen des neunten Bandes die Angelegenheiten Polens, wo er für den Augenblick der Erledigung des Thrones den Ausbruch eines neuen Successionskrieges und die Candidatur des Prinzen Carl von Lothringen befürchtete; eine Intervention der Pforte schien das Mittel, einem allgemeinen Conflicte vorzubeugen. Es ist das erste Mal, daß die Haltung der Türkei in dem Rechenexempel der preußischen Politik als Factor eingestellt wurde. Wenn die polnische Frage mit dem Ausgange des Reichstags zu Grodno von 1752, über dessen Verlauf die in der „Politischen Correspondenz“ auszugsweise mitgetheilten Berichte des preußischen Gesandten von Maltzahn die anziehendsten Enthüllungen geben, für Preußen ihren besorglichen Charakter verlor, so sollte doch das Jahr 1753 für den König unruhiger werden als eines der Vorjahre seit der nordischen Krisis von 1749. Des Königs Repressalien im Interesse der in dem englisch-französischen Seekriege bis 1748 durch die britischen Kaper geschädigten Handelsschifffahrt führten zu einer Verwickelung mit England, in welcher Georg II. die Bundeshilfe der Höfe von Wien und Petersburg in Anspruch nahm; vorübergehend, im April 1753, glaubte König Friedrich auf den Angriff seiner Gegner sich gefaßt machen zu müssen. Sein Vorgehen gegen England, auf das in der zweiten Hälfte des Bandes alles Interesse sich concentrirt, ist völkerrechtlich von hoher Bedeutung als der erste Versuch, die Principien geltend zu machen, welche die moderne Praxis und Theorie für die Stellung der Neutralen im Seekriege endgiltig anerkannt haben. Von allgemeinstem Interesse, über das politische hinaus, sind in dem neuesten Bande eine Anzahl eigenhändiger Schreiben Friedrichs des Großen an den preußischen Gesandten in Paris, den dem Könige als Freund nahestehenden jakobitischen Emigranten Lord Marschall von Schottland, welche den Fortgang Voltaires von Berlin im Frühjahr 1753 betreffen, eine unentbehrliche Ergänzung zu dem in den „Oeuvres de Frédéric le Grand“ enthaltenen Zeugnissen für das Verhältniß des Königs zu seinem französischen Gaste, den nach Berlin je eingeladen zu haben, er gegen Lord Marschall lebhaft bedauert. — Auch die Anzeige

dieses, von dem Verleger Alexander Duncker mit dem für seinen Verlag charakteristischen vornehmen Geschmack ausgestatteten Bandes giebt Veranlassung, das bei Besprechung der ersten Bände hier ausgesprochene Urtheil zu wiederholen: das Werk gereicht der deutschen Forschung, wie dem Unternehmungsgeiste des deutschen Buchhandels zu hoher Ehre.

H. Normann. Perlen der Weltliteratur. Aesthetisch-kritische Erläuterung klassischer Dichterwerke aller Nationen. Erscheint in 16 Heften, 8. Heft 1—6. Stuttgart 1883, Levy und Müller. à Heft Mk. 0.50.

Der Herausgeber des Werkes geht von der Aussicht aus, „daß unsere Durchschnitts-Gebildeten kaum im Stande sind, auch nur die hauptsächlichsten Werke der fremden Literaturen ganz kennen zu lernen. Unsere flüchtige, von so übertriebenen Anforderungen an die Muße und Kraft aufgesogene Gegenwart gestattet es den Wenigsten, sich behaglich in die volle erhabene Schönheit von Dantes „Göttlicher Komödie“ zu vertiefen, wieder in den „Goldtopf“ des Plautus zu gucken, die „Lusiaden“ von Camoëns zu studiren und sich in Miltons „Verlorenes Paradies“ zurückzuversetzen. Und wie Wenigen ist es wohl möglich gewesen, die Hauptdichtung des polnischen Goethe, den „Pan Thaddäus“ kennen zu lernen, wie Wenigen sind Sophokles, Ariost, Cervantes, Tegnér, Tennyson ꝛc. genauer bekannt, obwohl sie uns ja meist in trefflichen Uebersetzungen vermittelt wurden! Sich aus Literaturgeschichten mit ihnen vertraut zu machen, ist ein ebenso unvollkommenes als trockenes Auskunftsmittel. Man könnte eben so gut versuchen, sich durch die Lectüre von Kochbüchern zu sättigen.“ Die „Perlen der Welt literatur“ wollen nun in condensirter Form die vollständigen Dichtungen bringen. Sie wollen in Kürze den vollen Inhalt erzählen, alle wichtigen und hervorragend schönen Stellen in guter Uebersetzung des Originaltextes einstreuen, eine kritisch-erläuternde Analyse daran knüpfen und die Dichterwerke nicht etwa isolirt, sondern im größtmöglichen Zusammenhange mit dem Culturganzen eines Volkes zeichnen, durch prägnante Streiflichter des Charakteristisch-Nationale hervorheben und so die innere Nothwendigkeit ihres Ursprungs darlegen. Auch eine Reihe interessanter deutscher Dichtungen sollen in ähnlicher Weise condensirt und analysirt dem Buche beigegeben werden. Sofern man die Richtigkeit der Voraussetzung zugiebt, welche den Verfasser bei seiner Arbeit geleitet hat — und man darf es wohl in der Hauptsache thun — wird man sich mit der Art, wie er diese Aufgabe gelöst hat, wohl zufrieden erklären können. Die Analysen zeugen für die ernste Art, mit der der Verfasser sich in das innerste Wesen der einzelnen Dichtungen zu versenken verstanden hat; er vermeidet in seinen Erklärungen gelehrtes Aesthetisiren, sondern er giebt in gebildeter, allgemein verständlicher Sprache das Ergebniß seiner Schatzgräbereien. Auch die Meinung anderer bewährter Erklärer wird oft mit Geschick zur Unterstützung der eigenen beigebracht. Die gewissermaßen den verbindenden poetischen Text bildenden Proben der Meisterwerke werden den anerkanntesten Uebersetzern entlehnt. Im Großen und Ganzen: ein gut gemeintes und dementsprechend ausgeführtes Unternehmen, besonders dort, wo es sich mit der nicht-deutschen Literatur befaßt.

Leopold Komperts Gesammelte Schriften, 3. u. 4. Bd. 8°. 394 u. 382 S. Berlin 1883, L. Gerschel. Subscriptionspreis à Bd. ℳ 3.50

Die Fortsetzung dieser dankenswerthen Gesammtausgabe der Werke des ausgezeichneten Novellisten, bestätigt nur das warme Lob, welches ihm gelegentlich der Anzeige der beiden ersten Bände hat gespendet werden dürfen. Der dritte Band enthält den seinerzeit ob seiner unmittelbaren Wirkung auf's Lebhafteste aufgenommenen Roman „Am Pflug“. Für den Dichter handelt es sich in diesem Buche um die Frage: „Wie stellt sich das Ghetto zu dem brennendsten Axiom seines Bestandes: zur Ackerbaufrage“, oder vielmehr zur Besitzfähigkeit? Und wahrlich, wer dieses Thema unter

der Hand des Dichters mit aufmerksamen Augen verfolgt, wird gestehen müssen, er habe psychologisch wie politisch die große Schwierigkeit seiner Aufgabe durchaus meisterhaft begegnet. Der Roman ist, um die Worte eines Beurtheilers zu gebrauchen, „ein Roman der Furcht" zu nennen, Furcht mit allen psychologischen Details, wie sie nur der tiefblickende Verfasser kennt, vor den Schrecknissen eines Unbekannten und Ungeahnten. Die glückliche Lösung tragischer Conflicte befriedigt den Leser und eröffnet ihm eine zukunftsverheißende Perspective. Die Figur des Knechtes Woytech gehört zu den ergreifendsten Gestalten des Dichters. — Der vierte Band, unter dem Titel „Neue Geschichten aus dem Ghetto" trägt mit Ausnahme von zwei bis drei Erzählungen tiefernsten Inhaltes, wohin das ergreifende Nachtstück: „Die Schweigerin" namentlich gehört, größtentheils den Charakter des Schalkhaft-Humoristischen und Heitern. Novellen wie „Der Min", „Eisiks Brille", „Die Prinzessin" und „Julius Arnsteiners Beschau" lassen an dem Dichter neue Seiten seiner großen Beobachtungsgabe und seines wahrhaft dichterischen Scharfblickes für die Eigenthümlichkeiten des kleinen Lebens erkennen und lieben. Man giebt sich freudig dem Zauber hin, der diesen Dichtungen innewohnt.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Allgemeines historisches Portraitwerk. Eine Sammlung von 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Völker und Stände seit 1300 mit biographischen Daten. München, Friedrich Bruckmanns Verlag.

Bermann, Moritz, Oesterreich-Ungarn im 19. Jahrhundert Lfg. 1. 2. Wien, Hugo Engel.

Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. (Collection Spemann) Band 38—41. Stuttgart, W. Spemann.

Dietrichs, Hermann, und Ludolf **Parisius**, Bilder aus der Altmark. Lfg. 9. Hamburg, J. F. Richter.

Ebers, Georg, und H. Guthe, Palästina. Lfg. 30 bis 34. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Falb, Rudolf, Wetterbriefe. Meteorologische Betrachtungen mit besonderer Bezugnahme auf die Ueberschwemmungen im Jahre 1882. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Handelskammer zu Frankfurt am Main. Jahresbericht pro 1882.

Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Lfg. 1. u. 2. Leipzig, J. G. Bachs Verlag.

Hofmann-Chapponis, Alfred von, Die nachgelassene Correspondenz zwischen dem Herzog von Württemberg und dem Chef seines Stabes während der Kriegsjahre von 1813 und 1814, dem damaligen Obersten in russischen und späterhin General in preussischen Diensten von **Hofmann**.

Husen, Chr. von, Odyssee-Romane. (Telemach und Nausikaa.) Luzern, Husen-Stiftung.

Janssen, Johannes, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Lfg. 1. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung.

Köstlin, Dr. Julius, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. II. Auflage. 2 Bände. Elberfeld, R. L. Friderichs.

Latendorf, Friedrich, Aus der Zeit für die Zeit. Vaterländische Dichtungen aus Mecklenburg. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorffs.

Latendorf, Friedrich, Hundert Sprüche Luthers zum alten Testament in hochdeutscher, niederdeutscher und niederländischer Fassung. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorff.

Lippert, Julius, Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Lfg. 2. Berlin, Theodor Hofmann.

Lübke, Professor Dr. Wilhelm, und Carl von Lützow, Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Klassiker-Ausgabe. Textband und Atlas. Lfg. 3—10. Stuttgart, Paul Neff.

Lützow, Carl von, Die Kunstschätze Italiens. Lfg 7. Stuttgart, J. Engelhorn.

Normann, H., Perlen der Weltliteratur. Lfg. 1 bis 6. Stuttgart, Levy und Müller.

Pereira, Adolf Freiherr von, Im Reiche des Aeolus. Ein Bordleben von hundert Stunden an den Liparischen Inseln. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Petöfi, A., Buch des Lebens. Gedichte. Budapest, Ludwig Aigner.

Rosenberg, Adolf, Geschichte der modernen Kunst. Lfg. 3. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow.

Sammlung musikalischer Vorträge, herausgegeben von Paul Graf Waldersee. No. 49, 53 und 54. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band X. No. 1. 2. Berlin, Dietrich Reimer.

Vogt, Carl und Friedrich Specht, Die Säugethiere in Wort und Bild. Lfg. 6—10.

Weldon, Heinrich, Gedichte. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XVIII. Heft 1. Berlin, Dietrich Reimer.

Ziemlich, Dr. Bernhard, Goethe und das alte Testament. Nürnberg, Friedrich Korn'sche Buchhandlung.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 26. — Heft 78.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1883.

Breslau,
S. Schottlaender.

September 1883.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Ludwig Steub. Radirung von Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

☛ Da der Herausgeber von „Nord und Süd", Herr Dr. Paul Lindau, eine größere Reise angetreten hat, die ihn der Leitung dieser Zeitschrift einstweilen entzieht, so werden die geehrten Mitarbeiter höflich gebeten, alle auf den Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen, Manuscripte und Bücher ꝛc. gefälligst senden zu wollen an die

Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender
Breslau.

Beilage zu diesem Hefte

von

S. Schottlaender in Breslau. (Stimmen der Presse, betr. 1840—1870. Dreißig Jahre deutscher Geschichte.)

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

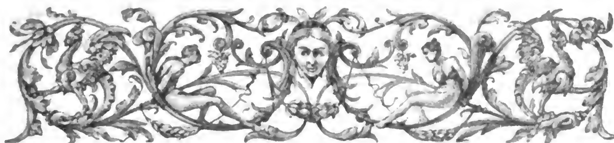
Paul Lindau.

XXVI. Band. — September 1883. — 78. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ludwig Steub.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Das Ehekräutlein.

Eine Mär' aus alter Zeit.

Von

L. Anzengruber.

— Wien. —

Der von Ulenhorst war ein tapferer Degen, und da er zu jenen gottesfürchtigen Seelen zählte, die sich durch Capistrans oder sonst eines fahrenden Mönches fremdsprachige Predigten, ohne ein Wort davon zu verstehen, zu Thränen rühren oder zur Wuth aufstacheln ließen, so war es dem Abte eines nahen Klosters leicht, ihn zu bereden, daß er das Kreuz nahm.

Er verabschiedete sich von den beiden Vertrauten, die er auf Ulenhorst zurückließ, seinem trauten Gemahl und dem zwölfjährigen Töchterlein, das nach der Mutter getauft war, und begann in den heiligen Krieg zu ziehen, denn vorab war das Ziehen die Hauptsache, es galt einen ziemlich weiten Weg, eh' man an die dreimal verfluchten Heiden herankam und vom Kriege die Rede sein konnte.

Erdbeschreibung und Völkerkunde lagen damals noch in Windeln und der Unstern deß' von Ulenhorst wollte es, daß er sich einer Schaar angeschlossen hatte, die schon im Hungarenlande, wahrscheinlich im Hinblick auf den zurückgelegten, langen Weg und das fremdsprachige und fremdartige Wesen der Inwohner, dem verderblichen Irrthum verfiel, bereits im Heidenlande zu sein. Da die christlichen Ritter dieser falschen Anschauung durch echte Plünderungen und andere gegen Feinde erlaubte Drangsalirungen Ausdruck gaben, so tauchte beklagenswerther Weise bei den Hungaren die gleichfalls unrichtige Vermuthung auf, daß eine Rotte gottloser Heiden in's Land gefallen sei. Mehr, als es fromme Chronisten ahnten und frömmere

Geschichteschreiber zugeben wollen, war die gute alte Zeit in Materialismus versunken, man betrachtete den Denkproceß als einen rein mechanischen Vorgang und versuchte daher auch, wo derselbe gestört erschien, durch Schlagen, Stoßen, Schneiden, Brennen und andere chirurgische Eingriffe ihn auf den rechten Weg zurückzuleiten oder aufzuheben; das vereinfachte den Austrag von Meinungsverschiedenheiten außerordentlich und bei einer solchen überaus lebhaften Discussion zwischen den Kreuzfahrern und Hungaren beschloß der von Ulenhorst, zwar etwas seitwärts vom gelobten Lande, seine fromme Heldenfahrt.

Sein treuer Knappe, der sich oft unter Kameraden hatte verlauten lassen, er gäbe den kleinen Finger an seiner Rechten darum, wenn sich ein Anlaß fände, nach der Heimath zurückzukehren, trug es dem Schicksal nicht nach, daß es ihn bei dieser Gelegenheit auf erzjüdische Weise bewuchert und statt des kleinen Fingers die ganze Hand genommen hatte; er machte sich eilig auf den Weg, um die traurige Kunde von dem Ableben des Ritters nach dem Ulenhorst zu bringen.

Er brauchte lange Zeit, um sich hinzufinden, ja längere sogar, als eigentlich dazu erforderlich gewesen wäre, aber er war einer der Ersten, die vom gelobten Lande, aus dem heiligen Kriege zurückkamen und gegen die Heiden gefochten hatten; in Dörfern und Städten, auf Weilern und Burgen wurde er angestaunt, gut bewirthet, nur ungerne und reich beschenkt entlassen, das behagte ihm so, daß er darüber den Ulenhorst fast ganz vergessen hätte; als er aber eines Morgens nach gebührendem Danke aus einer Burg hinwegzog, von welcher man nicht gar ferne diejenige seines verewigten Ritters ragen sah, da entschloß er sich kurz, den Gang dahin zu thun, seiner Gewissenspflicht zu genügen, dann aber sofort das einträgliche Geschäft wieder aufzunehmen, sich durch die Welt zu — lügen.

Er langte noch denselben Abend auf dem Ulenhorst an und entledigte sich seiner Botschaft mit einer Ausführlichkeit und Geläufigkeit, wie selbe nur die Uebung öfteren Vortrages verleiht. Als er den Heldentod des edlen Ritters von Ulenhorst schilderte, vermied er alle abgebrauchten Vergleiche, bediente sich weder des grimmen Leuen, noch des sattsam bekannten reisigen Streithengstes, sondern eröffnete der Phantasie der Hörer ein weites Feld zoographischer Bethätigung, indem er nur aussagte, der Verewigte habe bis an's Ende den Feinden gehörig die Hörner gewiesen.

Zu dieser Stelle schüttelte Frau Bertrade mißbilligend den Kopf. Erst als der Knappe, schon eine Weile schweigend, des Eindrucks seiner Rede gewärtig, sie anstarrte, erwachte sie zu dem Verständnisse dessen, was sie ihrer Lage schuldig sei, sie wandte sich ab und barg das Gesicht in dem Schleier, der so plötzlich zum Wittwen-Schleier geworden. Die Fassung, welche sie bei der traurigen Wendung ihres Geschickes bewahrte, war eine so außerordentliche, daß sie sich keinen Augenblick besann, mit jener Entschiedenheit, die Frauen eigen ist, für das Hergebrachte gegen eine Neuerung aufzutreten,

die weibliches Zartgefühl verletzt. Sie schärfte es dem Knappen auf das Strengste ein, so er künftig von dem Heldentode seines Ritters erzählen würde, alten Brauches eingedenk, den Verewigten, durch irgend ein Bild vermittelt, die Hörner weisen zu lassen, da sonst diesen gleichsam der Boden entzogen wäre und sie unvermittelt auf die Stirne des Seligen zu sitzen kämen; eine Nachrede, die keine kluge, ehrsame Frau unter die Leute kommen läßt.

Unter all' den Gästen, die sich bald auf dem Ulenhorste einfanden, um ihr Beileid auszusprechen, war auch der Abt des nahen Klosters, der den seligen Ritter zu dem frommen Kriegszuge beredet hatte und sich nun in seinem Gewissen verpflichtet fühlte, etwas für dessen abgeschiedene Seele zu thun. Er ging dabei mit einiger Beharrlichkeit zu Werke. Vorab empfahl er der Wittib auf das Angelegentlichste, sammt ihrem Töchterchen den Nonnenschleier zu nehmen und die Burg an einen frommen Frauenorden zu schenken, dann rieth er zur Stiftung einer Messe und machte sich erbötig, diese alljährlich in eigener Person an dem Hochaltare der Kirche seines Klosters zu lesen, schließlich bot er ein Seelenamt an, wobei er anziehend genug die Wände der Kirche im Trauerschmucke, das prächtige Castrum doloris inmitten der Schiffes und die düstere Pracht der Unzahl brennender Wachslichter schilderte. Bertrade war ein ebenso frommes, als sparsames Weib. In christlicher Demuth erklärte sie, daß sie sich ganz unwürdig fühle, in die Gemeinschaft heiliger Frauen aufgenommen zu werden, daher, ohne in die Sünde geistiger Hoffahrt zu verfallen, nicht in ein Kloster gehen, sonach auch ihre Burg in kein solches umgestalten könne, sondern, um einen Verbleib zu haben, wohl den Ulenhorst für sich behalten müsse. Stiftungsmesse und Seelenamt lehnte sie ab, indem sie darauf hinwies, daß sie ja selbst eine Capelle im Stande halte und einen Pfaffen bezahle, somit Alles im Hause habe, was eine arme Seele verlangen kann.

Mißmuthig zog der Abt davon. Gegen den Burgpfaffen, der ihn bis an's Thor geleitete, runzelte er finster die Brauen und sagte giftig: „Ich wittere da viel weltlich Wesen.“ Worauf das Pfäfflein die Arme vor der Brust kreuzte, sich verneigte und betheuerte, derselbe Geruch sei auch ihm zuwider und wär' es ein so hochmögender Abt, so sollte es nichts dazu vermögen, die Nase außerhalb des Klosters zu stecken.

Der fromme Abt schien allerdings die richtige Witterung gehabt zu haben. Die trauernde Bertrade suchte sich nach Thunlichkeit zu zerstreuen. Fahrende Spielleute und Sänger, Pilgrime und Gaukler fanden gastliche Aufnahme in der Burg. Besuche waren auf dem Ulenhorste gerne gesehen und wurden rasch erwidert.

Zwei Jahre mochten verflossen sein, während welcher Frau Bertrade, von den zarten Aufmerksamkeiten vieler benachbarter, edler Herren bedrängt, ihres Töchterleins wenig Acht hatte; aber gelegentlich einer Falkenbeitze, zu welcher Art Gejäd' sie sich gerne laden ließ, nahm sie wahr, daß die junge

Bertrade von den Jungherren eben so umschwärmt wurde, wie sie, die ältere, von den Altherren und sich das kleine Maidlin zwar früh, aber unleugbar, zu einer minniglichen Jungfraue entwickelt habe.

Das machte sie sorgen. Ihr, der erfahrenen Frauen, Herz glich einer festen Burg und sie ließ sich eine minnigliche Belägerung derselben nichts anhaben, denn sie war geübt in sothaner Kriegs- und Staatskunst und verstand sich auf's Schlagen und Vertragen und wußte manch' Einem, der sich schon im Vorwerke festgesetzt zu haben glaubte, so bange zu machen, daß er die Position mit Schimpf wieder aufgab; der Tochter Herz aber lag daneben, wie ein offener Platz, höchstens, daß die Schamhaftigkeit einen seichten Graben und vom Burgpfaffen eingedrillte Grundsätze ein lockeres Pfahlwerk um selben gezogen hatten, was einen kecken Freibeuter eher zum Einbruch locken, als davon abschrecken konnte. Gerne hätte die hochgemuthe Frau, eingedenk des Spruches: Viel Feind', viel Ehr', um ihre Tochter der Gefahr zu entledigen, den Ansturm der Junker von dieser auf sich abgelenkt; ob nun die jungen Leute ihr gegenüber an dem Siege verzweifelten, oder ihnen derselbe nicht lockend erschien, genug, sie ließen die feste Burg unbeachtet und berannten das schwache Verhau.

Frau Bertrade war eine zu gute Mutter, als daß sie das Bedrängniß ihres Töchterleins nicht hätte erbarmen sollen, zugleich aber war sie sehr ungehalten darüber, daß ihre Aufmerksamkeit durch die Beachtung dieses kleinen Krieges von dem großen abgezogen werden sollte, den sie selbst mit allen Künsten gegen die Männerwelt führte und sich nun, vor den Augen des Kindes, zu führen scheuen mußte, da dieses zu unerfahren war, um Scheinangriffe und Vertragskniffe von echtem Ansturme und rechtem Abkommen zu unterscheiden; da gab es denn nur ein Mittel, die junge Bertrade mußte in die Kriegsschule der Frauen, in die Ehe, treten, da bleiben die Mütter wehrhaft und die Töchter werden es.

Es giebt keine Mutter, die so pflichtvergessen wäre, daß sie nicht schon lange vorher an einen Mann für ihre Tochter gedacht hätte, ehe sich noch der wirkliche Bedarf nach einem solchen einstellt; auch Frau Bertrade war mit sich einig geworden, wer ihre Tochter haben sollte, und das war Niemand Geringerer, als der Hardtensteiner, ein älterer, aber wohlerhaltener Junggeselle, der drei Burgen besaß und ein grundgelahrter Herr war, maßen er lesen und schreiben konnte, und da er oftmal das, was er aus Pergamenten wußte, in Gesellschaften vorbrachte, so fand man zwar seine Unterhaltung ledern, aber man nannte ihn gleichwohl und eben darum den Weisen; diesem Rufe verdankte er die Ladung nach dem Sitze eines Kurfürsten deutschen Reiches und eine Hofstelle daselbst. Böse Zungen behaupteten zwar, Bertrade die ältere, hätte anfänglich in ziemlich merklicher Weise seinen Gefühlen gegen Bertrade, die jüngere, eine mehr väterliche Richtung zu geben versucht, aber der Hardtensteiner wollte davon nichts wahrgenommen haben, was übrigens Keiner bestritt, der ihn näher kannte. Er kam nicht oft und blieb nicht lange

aber er war auf dem Ulenhorste wie daheim; der älteren Bertrade begegnete er sehr ehrerbietig und achtete sie für eine kluge, fromme und ehrsame Frau, die jüngere fand er ein geschwänkig Kind, mit dem er sich gerne in seiner Art unterhielt, das heißt, sich als Schulmeister aufspielte, worüber ihm das Maidlin, je länger, je mehr, gram wurde.

Von selbem Abende an, nach der Heimkehr von der Falkenbeiz, stand es bei Frau Bertraden fest, nicht, daß der Hardtensteiner ihr Töchterlein haben solle, wenn er es wolle, sondern, daß er es nehmen müsse, möge er nun wollen oder nicht! Nur die allzu knappe Frist, die ihr zugemessen war, um das in's Werk zu setzen, machte sie bange, denn der Hardtensteiner war willens, schon mit Ablauf des nächsten Monates die Gegend zu verlassen und nach dem kurfürstlichen Hofe zu ziehen. Die Sache hatte also gewaltige Eile. Gemach und mälig das vorgesteckte Ziel zu erreichen, das schien der männerkundigen Herrin des Ulenhorstes keine Hexerei, aber wie die Dinge eben lagen, mußte wohl ein wenig Zauber nachhelfen.

Des andern Morgens ging vom Frauengemache aus nach der Mägdestube und von da weiter das Gerede über einen sonderbaren Traum der Herrin, der ihr anbefahl, wenn der Vollmond am Himmel aufstiege, ohne Geleite, eine fromme Fahrt nach der eine Stunde von der Burg liegenden Capelle zu thun, welche die Rebmänner inmitten ihrer Weinhügel dem hl. Urban erbauet hatten.

Als der Tag sich neigte, bestieg denn auch Frau Bertrade ihren Zelter und ritt aus der Burg, ohne Geleite, da sie sich aber den Traum auslegte, wie einer so wohledlen Frau geziemte, so zog sie nicht ohne Schutz; German, der Armbrustschütze, der größte und stärkste ihrer Dienstmannen, schritt ihr voraus und leitete das Pferd am Zügel.

Bald hatten sie den Wald zwischen sich und dem Ulenhorst. Es war eine laue Vollmondnacht. Sie mieden den Weg durch den dichten Wald und zogen längs des Saumes an Büschen und Rankwerk dahin. Alles lag so schweigend und sah so vertraut, als verschwiege es etwas, das sich auszuplaudern nicht der Mühe lohne und weit ergötzlicher Eines dem Anderen absehe. Der Zelter trabte mit verhaltenem Geschnaube, die Frau im Sattel athmete in hörbaren Stößen, ohne daß ihr die Brust beklemmt gewesen wäre, die Schritte des Mannes glitten über das Gras, während ihm manchmal die Faust, in der er die Zügel hielt, leicht erbebte.

So kamen sie hinaus auf den breiten Weg, der durch die Weingärten führte und sahen das Kreuz der St. Urbans-Capelle im Mondlichte gleißen. Ein Gitter schloß deren Eingang. German warf den Halfter um eine der Eisenspitzen und verknotete ihn, dann hob er mit starken Armen die Herrin vom Pferde und begann mit ihr eine steile Schlucht hinabzusteigen, die hinter der Capelle nach einem grünen Wiesengrunde führte, der rings von hohen Tannen umgeben war.

Als er, im stillen Thalgrunde angelangt, über den Rasen schritt, wandte er lachend sein breites, starkbebartetes Gesicht der Herrin zu, er mochte sie

etwas mehr als nöthig an sich gepreßt haben, da sah sie ihn mit einem gestrengen Blicke an und der Riese ließ demüthig den Kopf sinken, und nun lächelte das schöne Weib.

German gelangte jenseit der Wiese unter die Tannen, deren Zweige dort auf das Rohrdach einer kleinen Hütte niederhingen. Er stellte Frau Bertrade auf ihre Füße und pochte an die Bretterthüre.

„Oho, Germändchen, mein Söhnchen, bist Du es?“ rief eine krächzende Stimme. „So klopft Niemand an Mutter Coronas Hütte wie Du. Ich kenn' Dich.“

„Ich Dich auch, alte Hexe,“ murmelte außen der Riese.

Die Thüre der Hütte that sich auf und eine kleine, verkrümmte Alte, mit einer Hakennase und Triefaugen im Gesichte, trippelte heraus; als sie Bertradens ansichtig wurde, knixte sie und grinste freundlich. „Ei, was Wunder! Ihr seid es, wohledle Frau? Nun laßt meiner schlechten Hütte die Ehre widerfahren und tretet herein. Und Du,“ — sagte sie zu dem Armbrustschützen — „geh' hinauf zu St. Urban und bete, hol' ein, was Du versäumt, denn Leute wie Du, denken kaum alle acht Tag' 'mal an unsern lieben Herrn.“

„Geht's Dich an, Vettel?“ fragte German. „Dann setz' auch Deine Rede gescheidter; den St. Urban in allen Ehren, aber der ist doch nicht mein lieber Herr, sondern den Rebleuten ihrer, der meine wär' St. Hubertus, an den hättest mich auch weisen müssen.

„Wüßt' wohl, an wen ich Dich weisen sollte,“ murrte die Alte, „aber halt' Du Friede, willst Du wieder Fieber und 'n Hexenschuß, Söhnlein? Haben kannst Du davon und nur die nimmt's wieder hinweg, die es zugeschickt hat, weißt Du? Doch Du weißt, Söhnlein; sei also fein artig. Verweil' Dich dort oben, bis Du mich herunten dreimal krächzen hörst wie eine Eule.“

„Gut. Ihr macht das auch recht natürlich, dazu habt Ihr den richtigen Schnabel, Mutter Corona.“ Der Bogenschütze ging und stieg den Weg zur Capelle hinan.

Die Alte zog Frau Bertraden an der Hand nach sich in die Hütte, kichernd betastete sie mit ihren dürren Fingern den vollen, runden Arm des blühenden Weibes. „Ei, Töchterchen, nicht wahr, die Salbe der Mutter Corona thut Dir gut, erhält Dir Haar und Haut geschmeidig und der Thee Deine Formen voll und prall und der Saft der Schönheitswurz' Deine Augen und Zähne glänzend und die Nägel rosig? Gelt ja? Das ist der einzige Liebeszauber, der einem Weibe zusteht, daß es Verlangen erweckt und darum weiß, wer dann ihrer nicht begehrt, der stellt seine Mannheit in Zweifel. Aber Tränke die sind für blöde Narren und Närrchen. Pfui, pfui, pfui, wer wird eine willenlose Puppe im Arme halten wollen?! Suchst wohl auch nichts derart bei mir, Töchterchen?“

„Könnte doch sein, ich brauchte derlei.“

„Bewahr', Töchterchen, bewahre!“

„Nicht für mich,“ sagte stolz Frau Bertrade und erzählte nun, was sie mit dem Hardtensteiner vorhabe.

„Ach, ja so, ja so,“ nickte befriedigt die Alte. „Nun sieh', Töchterlein, der Hardtensteiner ist ein gar schüchterner, laublütiger Herr, dem können wir die Liebe nicht kochen, und zu trinkengeben, geht nicht an, würde ihm sein stillgängiges Herzchen abstoßen. Mausetodt würde er hinfallen. Aber heirathen soll er Dein Maidlin müssen, dafür weiß ich Rath. Ich werde Dir vom Ehekräutlein geben.“

Die Hexe trippelte nach einer Ecke und holte dort aus einem Kräuterbündel eine vertrocknete Ranke hervor, an welcher ein Wurzelknollen hing.

„Blätter und Stengel schneidest Du klein,“ erklärte sie, „kochst daraus ein Tränklein und giebst davon dem Hardtensteiner, so heiß er es vertragen mag, die Wurzel vergräbst Du im Schloßgarten, begießest sie fleißig, bald wächst das Kraut und je mehr es in die Höhe schießt, desto heirathslustiger wird der Ritter, kann sich aber nur von dem Ort, wo das Kräutlein gedeiht, Diejenige als Braut heimholen, die ihm den Trank credenzt und sich all' seinen Launen gefügig zeigt. Das, mein Täubchen vom Ulenhorst, ist Alles. Du weißt nun, was Du dabei zu thun hast und wozu Du Dein Töchterlein anhalten mußt.“

„Schönen Dank, Mutter Corona,“ sagte Frau Bertrade. Sie wog den Wurzelknollen spielend in der Hand und schüttelte die Ranke. Plötzlich blickte sie mit gerunzelten Brauen auf und fragte: „Warum hast Du denn seinerzeit nicht mir das Ehekräutlein gegeben?“

„Gott behüte, Töchterlein,“ sagte kopfschüttelnd die Alte, „ich mocht' Dich nicht alsbald reuig sehen und Deine Vorwürfe hören. Wie die Ranke verdorrt, ist der Zauber vorbei.“

„Nun, und dann?“

„Ei, nichts. Sei Du froh, daß Dich das nicht zu bekümmern braucht.“

„O doch, es handelt sich ja um mein einzig' Kind.“

„Ei, geh' mir,“ kicherte die Hexe, „um Dein Kind, das Du weg haben willst?! Eben, das ist auch noch ein Kind, Du aber bist keines mehr. Ihm mag am Ende noch zu helfen sein, gilt Einem ein Mann gleich dem andern, so wird man des seinen wenigstens nicht überdrüssig. Doch Dich lehr' ich wohl keine Unterschiede mehr kennen. Dem Hardtensteiner das Tränklein credenzen wär' freilich kein Kunststück gewesen, ob Du es aber zuwege gebracht hättest, Dich auch nur für kurze Zeit in all' seine Launen zu schicken, das steht noch in Frage, aber außer aller liegt es, daß der belehrsame Bücherwurm Dir bald zuwider geworden wäre, ehe Du noch ihm, — oh, Töchterlein, was reckst Du Dich und streckst das Näschen empor, als sollte es höher zu stehen kommen wie Dein liebes Gesichtchen?! Ehe Du noch ihm, — sage ich und das geht über Dein Verständniß und das hättest Du nicht ertragen und das hätte Dein stolzes Herzchen tödtlich verletzt. Gelt? Na, Du siehst, Mutter Corona hat allzeit recht und will nur Dein Bestes.“

„Warum gerade das meine?“

„Weil Du die Allerschönste bist,“ sagte die Hexe mit zärtlichem Grinsen, „und weil ich so häßlich bin. Weil ich zu sorgen vermag, daß Du schön verbleibst und im Stande, ein Leben zu führen, wie ich es geführt haben möchte, Töchterlein, wär' ich nur meine Tage ein Zehntheil so hübsch gewesen wie Du. Aber jetzt steck' Kräutlein in den Wetscher und mach' Dich fort. Es könnte doch Einer 's Weges kommen und die dummen Leute brauchen es nicht zu wissen, daß Du ab und zu mit Mutter Corona zu thun hast.“

Damit schlüpfte die Alte zur Thüre hinaus und gleich darauf ertönten drei Eulenschreie. German kam den Hang herabgepoltert und als er die Herrin auf seine starken Arme hob, küßte Mutter Corona demüthig den Saum des Kleides der Edelfrau. „Habt mir eine rechte Ehre erwiesen, wohledle Ulenhorstin. Behaltet mich hübsch zu Gnaden. Ihr findet mich bereit, wann immer ich Euch mit meiner geringen Hilf' und schwachen Kunst dienen kann.“

Bertrade nickte ihr gnädig zu.

Dann gingen schwere dumpfe Schritte über den Rasen hin, darnach kollerte ab und zu ein Stein von der Höhe, und nachdem es eine Weile über ganz stille geworden war, erscholl oben Roßgetrappel, das sich mälig in der Ferne verlor.

Als am darauffolgenden Morgen die ältere Bertrade der jüngeren eröffnete, daß selbe verheirathet werden sollte, da hob das Maidlin neugierig den Kopf und als der Name des Hardtensteiners fiel, da ließ es sich enttäuscht vernehmen „Den?“ und murmelte etwas von „Freiheit verlieren“; schließlich aber verstand's sich dazu, dem Ritter ganz nach den Unterweisungen der Mutter zu begegnen und vorab ihm den bewußten Trank zu credenzen, sobald sich Gelegenheit dazu schicken würde, und die fand sich noch im Laufe desselben Tages, denn der gelehrte Herr nützte, da der Abschied so nahe bevorstand, die Zeit und besuchte den Ulenhorst häufiger denn je.

Da er sich eines stechenden Schmerzes im Schlunde wegen gar übel gehabte, so versprach ihm die Herrin vom Ulenhorst ein heilsam Tränklein, und die junge Bertrade brachte ihm alsbald dasselbe in einem silbernen Napfe. Die beiden Frauen blinzten einander über des Ritters Scheitel zu, der wie ein ausgerodeter Wald jehin den Durchblick gestattete.

Der Hardtensteiner schnitt ein wunderlich Gesicht, als er das Gebräu schlürfte. Erst sog es sich süß ein, dann schmeckte es ein wenig bitter nach, kratzte ganz abscheulich die Gurgel hinunter und hielt schließlich eine geraume Weile den Magen behaglich warm, bis mit einem gelinden Schauer über den Rücken seine Wirkung schloß.

„Bei Gott,“ sagte er zu Frau Bertraden, „Ihr brauet seltsame Tränke.“

„Oh,“ sagte diese, denn in mancher Lage versagt einer Rittersfrau eben so das Wort wie einem Bauernweibe und sie behilft sich wie dieses.

Nun der Hardtensteiner den Trank im Leibe hatte und unten im Schloß-

gärtchen die rautenähnliche Ranke die Mauer hinanzuklettern begann, schickte sich Alles gar hold und ungefähr.

Täglich kam der Ritter, langen Bleibens halber und ging nur, um wieder zu kommen. Die kleine Bertrade, die sich bisher durch ihre eigene Mutter zurückgesetzt fühlte und nur mit unbärtigen Knaben verkehrt hatte, fand allgemach Gefallen an den Aufmerksamkeiten eines Mannes, dem alle Welt so erstaunliche Gelehrsamkeit nachrühmte und der einen so großen, langen Bart trug wie der Hardtensteiner, und so weniger vermochte sie sich des Stolzes zu lassen, wenn sie an seiner Seite dahinschritt, als sie höher an ihn hinanblicken mußte, und da sie ihn gerne bei guter Laune erhielt, so bediente sie sich bald auf all' sein Vorbringen, Verlangen und Verheißen des Zauberspruches, den ihre Mutter sie gelehrt hatte:

„Wie du wilt, o Herre min!“

Sie pipte ihn, wie ein krankes Huhn mit gesträubten Federn, wenn arges Wetter innerhalb der Burgmauern sie festhielt und ihr wunderlicher Liebhaber auf den Gedanken kam, sie Latein zu lehren, sie trillerte ihn wie eine Lerche, wenn an hellen, heiteren Tagen der Hardtensteiner ihr einen Ritt durch den Wald und über die Haide vorschlug, sie zirpte ihn wie die lustige Grille, wenn er von den Festen und Ergötzlichkeiten an dem Hofe des Kurfürsten sprach, sie summte ihn wie die fleißige Biene, wenn er der Hausfrauen Pflichten und treuer Obsorge erwähnte.

Trotzdem es diesen Worten also an Abwechselung des Ausdruckes nicht gebrach, würde doch die papageienartige Wiederholung derselben dem Hardtensteiner ungemein albern gedäucht haben, hätte er sich überhaupt zu besinnen vermocht, wie ihm geschah! Aber wenn er so im Walde und auf der Halde die Vögel für ihr Nest, Füchse und Dachse für ihren Bau, Hirsch und Hindin für ihr Lager sorgen sah, da erschien ihm mit einmal das Maidlin an seiner Seite geschwänkiger denn je, doch auch guten Herzens und unverdorbenen Sinnes, und er verfiel auf den Gedanken, es wäre gar nicht schlecht, so'n Fraulin „Wie du wilt“ als Hausehre heimzuführen!

Das geschah mit großer Pracht, bevor er nach dem Hofe des Kurfürsten abzog, woselbst er nun sein junges Gemahl aufführte und selbes dort aller gebührender Ehr' theilhaftig ward.

Im Schloßgarten zu Ulenhorst begann die Ranke zu verdorren. Als die Blätter welk wurden, bekam der Hardtensteiner die Worte „Wie du wilt, o Herre min“ nimmer zu hören, außer sie wurden ihm zu Trotz gesprochen, — und als sie vor dem Winde dahinstoben, da verschloß sich der geängstigte Mann in seiner Bücherei und jung' Bertrade zerschlug sich die rosigen Fäuste an der Thüre und erweckte laut Reue und Leid darüber, daß sie von der Mutter gegangen sei, wo sie es viel besser gehabt habe, — und als das nackte Gezweige gegen die Mauer scharrte, da erging sich die boshafte Kleine um den Mann zu ärgern, in losen Andeutungen und halben Geständnissen,

die ihn ahnen ließen, was ihm übrigens nicht hätte verborgen bleiben können, wenn er besser hingehorcht nach den Liedern fahrender Gesellen zum Preise

„daz irer Minne niht gespart
zo Ulenhorst diu junk Vrouwe zart.“

und als die Wurzelknollen in der Erde vertrocknet waren, da fiel der Hardtensteiner mit dem Schwerte über Vertradens Lieblingspagen her, stieß ihm aber nicht den spitzen Stahl in's Herz, sondern bediente sich umschichtig des flachen und trieb den Jungen aus dem Hause.

Nun merkte der gelehrte Ritter, daß sich das liebe, kleine, unschuldige Fräulein „Wie du wilt“ bis auf die letzte Spur verflüchtigt habe und daß die Dame gar nicht existirte, welche er als Frau heimzuführen gedachte, während es ihn höchlich bestürzte, solches mit der unternommen zu haben, welche er nun an Stelle derselben vorfand.

Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen sein!

Es waren das doch schöne Zeiten für persönliche Eitelkeit und friedliches Abfinden mit Gott und der Welt. Man brauchte selbsteigene Dummheiten nicht einzugestehen und konnte jedes Unheil, das man übte, oder das Einen betraf, getrost einem Mittelsmanne des höllischen Erbfeindes aufreiden.

Der Hardtensteiner entschloß sich, der Sache auf den Grund zu gehen. Er bestieg sein Roß und ritt nach dem Ulenhorste. Am dritten Tage langte er dort an und trat in das Frauengemach vor seine Schwiegermutter, klagte ihr sein Leid und verhehlte nicht seinen Argwohn; seinen Klagen gegenüber bezeigte die stattliche Frau aufrichtige Theilnahme, aber Furcht und Scham banden ihr gleicherweise die Zunge, die List zu gestehen, deren Opfer der Ritter geworden war und dieser hätte wohl unverrichteter Sache heimkehren müssen, wäre German nicht gewesen.

Ein klein wenig wurde auch in der Gesindestube über des hohen Herren Ehenoth geflüstert und dem reisigen und riesigen Armbrustschützen dauerte der Hardtensteiner. Er bemitleidete überhaupt sämmtliche Ehemänner und da er alle einschlägigen Erfahrungen lediglich auf Kosten derselben gemacht hatte, so deutete seine Gesinnung auf ein edles Gemüth. Er betrachtete die Männer, die sich beweibten, für durchaus nothwendig zum Wohle derer, die frei ledig verblieben; er achtete sie sogar, einer gewissen tapferen Verwegenheit willen, etwa wie jene, die beim Sturme zuerst die Leitern hinanklettern, oder voran über die gefallene Zugbrücke in einen Wald vorgestreckter Speere stürzen und einen Platz erobern helfen, den sie allein nicht halten können, sondern mit der nachrückenden Besatzung theilen mußten.

Er schlich sich an den Hardtensteiner heran, erzählte von dem nächtlichen Ritte der Burgfrau zur Mutter Corona und gab zu verstehen, daß, wenn sich wer unsauberer Hand in die Anliegenheit gemengt, dies nur besagte Hexe gewesen sein könne.

Am nächsten Tage nahm der Hardtensteiner Abschied vom Ulenhorste und ritt des Weges, der über die Rebhügel führte; bei St. Urbans Capelle

hielt er an, stieg die steile Schlucht hinab und pochte mit dem Schwertknaufe an die Thüre von Mutter Coronas Hütte.

„Oeffne, verdammte Hexe“, schrie er.

„Das werd' ich mich hüten“, zetterte innen die Stimme der Alten. „Wer seid Ihr?“

„Der Hardtensteiner.“

Darauf blieb es in der Hütte stille.

„Mach' auf“, tobte der Ritter, „oder ich drücke die Thüre ein und zerschlage Dir die Knochen.“

„Thut's nicht edler Herr“, krächzte die Alte, „es möcht' Euch gereuen! Ich banne Euch, daß Ihr kein Glied sollt' rühren können und hinstürzet wie ein umgehauener Stamm, oder ich schick' Euch Grimmen und Reißen in Eure hochmögenden Eingeweide, daß Ihr darob nicht zu gehen, noch zu bleiben wißt. Sagt lieber artig, was Ihr wollt.“

„Dreimal vermaledeites Weib,“ stammelte vor Wuth bebend der Ritter. „Mach', daß ich des Zaubers, den Du über mich verhängt, ledig gehe.“

„Des Zaubers gingt Ihr ja schon ledig,“ kicherte die Hexe, „aber das hilft Euch spottwenig, da Ihr ja doch das Weibchen behaltet.“

„Verfluchte Meisterin aller schwarzen Künste! Bei dem allmächtigen Widerpart dessen, dem Du dienst, schwöre ich's, Dir Dein Höhnen tausend und abertausendmal heimzuzahlen, wenn Du nicht gut machst, was Du Arges an mir gethan!“

„Ei, ei, ei, was seid Ihr ungestüm geworden, edler Herr,! Seit Euch der vielbelobte Ehestand mit den Schwächen und der Unwehrhaftigkeit unseres Geschlechtes vertraut gemacht, fragt Ihr gar nimmer nach dem Willen eines schwachen Weibleins!“

„Abscheulicher Wiedhopf“, knirschte der Ritter, „wo Du nicht willst, daß ich Dein unsauberes Nest in Stücke fege, entschließe Dich schnell!“

„O, o, edler Herr, gehabt Euch doch nicht so ungemach und wild! Seht, da hatt' ich schon mein Kräutersäcklein hervorgeholt, wollt' Euch einen Ableger geben von dem Kräutlein, womit Ihr bezaubert worden und das Euch nun wohl bekommen sollte; aber der Schreck ist mir in die Glieder gefahren und mit meinen zitternden Händen würfe ich Alles durcheinander. Tragt selber die Schuld, wenn Ihr noch warten müßt! Wandelt ein wenig unter den Bäumen auf und ab und sprecht dazu drei pater noster und das credo, das langt gerade, Euren Zorn und meinen Schreck zu sänftigen.“

Der Ritter lief wie ein waidwunder Eber die kurze Strecke längs den Stämmen der Tannen auf und nieder und murmelte in wenig andächtiger Stimmung die ihm auferlegten Gebete.

Als er mit dem credo zu Ende kam, öffnete sich die Thüre der Hütte und die Alte trat heraus. Sie händigte dem Hardtensteiner ein vertrocknetes Reis ein. „Hier ist der Ableger,“ sagte sie und wackelte dazu recht freundlich mit dem Kinne, was sich aber gar nicht anmuthig ausnahm. „Ich habe immer

davon im Vorrath, denn Mutter Corona ist nicht so boshaft, wie Ihr denkt, sie sucht Schaden auch wieder gut zu machen. Das Reislein setzt in ein Blumentöpfchen, haltet es in warmer Stube, begießt es fleißig, lockert die Erde, brecht wilde Auswüchs' weg, kurz, wartet und pfleget sein auf das Sorglichste. Lasset die Blätter an der Sonne dorren, sie werden Euch als Thee gut bekommen; das Gebräu' verdünnt das Blut, so daß man alte Träume leichter verschmerzt und dem, was wirklich vorgeht, nicht nachgrübelt. Nehmt alle Abend vor dem Schlafengehen ein Schlückchen, in der ersten Zeit auch unter Tages, wenn Euch gerade häuslicher Aerger betroffen, später habt Ihr das dann nimmer Noth und werdet merken, das sei das rechte Kraut! Doch, daß ich nicht vergeß', Söhnlein; des Sprüchelchens, das Dich aus dem Munde Deiner Braut entzückte, als Du noch auf Freiersfüßen gegangen, mußt Du Dich nun als Eheherr gegen Dein Gemahl rechtschaffen oft bedienen Nun geht mit Gott!"

Der Hardtensteiner ließ sich diesen Geleitsmann gefallen und entfernte sich. Heimgekehrt, that er, wie ihm geheißen war. Der Thee, den er sich in seiner Stube zog, bekam ihm anders wie jener wildgewachsene, er genoß sich fade, schmeckte nicht nach, hitzte den Magen, daß darnach oft der ganze Körper in perlenden Schweiß gerieth und nahm etwas den Kopf ein, so daß der Ritter darüber leichtere Unarten und Ungebühren jung Bertradens [ent-]weder gar nicht merkte oder kurzweilig fand, aufdringlichere im wohlthuenden Gefühle männlicher Ueberlegenheit entschuldigte und bei gar argen sich damit getröstete, daß er sich vorhielt, es gäbe noch immer Aergeres, das sie ihn erfahren lassen könnte; da er sich nebenbei des Sprüchleins: „Wie du wilt, o Herrin min" fleißig bediente, so giebt es wohl keinen so bösgearteten Christmenschen, welcher der Behauptung nicht Glauben schenkte, daß der Hardtensteiner die Jahre bis zu seinem seligen Ende in ganz erträglichem Frieden mit seiner Ehehälfte verbracht habe!

Unsere aufgeklärten Tage, die sich nicht nur von allem Aberglauben sondern auch von jeglicher mystischer Befangenheit losgeschält haben, höchstens daß hie und da ein gebildeter Mann unbehaglich zu Dreizehn bei Tische sitzt, oder eine freisinnige Dame über ein beim Anklingen zerspringendes Glas erbleicht, diese unsere aufgeklärten Tage wissen freilich nichts von dem Ehekräutlein und seinen Eigenschaften und Kräften als wilde Ranke oder Topfgewächs.





Mein Leben.

Von

Ludwig Steub.

— München. —

Nachdem die Redaction dieser geachteten Zeitschrift auf den Gedanken verfallen, mein alterndes Haupt einem mir größtentheils unbekannten Publikum vorzustellen und ich, was mich wohl bald reuen wird, auf diesen Gedanken eingegangen bin, so muß ich allerdings zu jenem Bildniß eine biographische Erläuterung schreiben, um denen, die es betrachten, deutlich zu machen, wen sie eigentlich vor sich haben.

Geboren ward ich den 20. Februar 1812 zu Aichach in Oberbayern, einem freundlichen Städtchen in der Nähe des Stammschlosses Wittelsbach, mit vielen Brauereien und wenigstens Einer Schule. Vater und Mutter stammten aus Ravensburg, der ehemals freien Reichsstadt im schwäbischen Kreise, nicht weit vom Bodensee. Des ersteren Vater und Großvater waren Kupferschmiede gewesen und letzterer war aus Schruns, dem jetzt viel besuchten Hauptorte des vorarlbergischen Montavons, gekommen. Von da aus ziehen nämlich alle Jahre um Lichtmeß die bekannten Kinderkaravanen, Buben und Mädchen, nach jener ehemaligen Reichsstadt, werden dort für die Sommerarbeit eingedungen und im Spätherbst wieder in die Heimath entlassen. Manches „Bübli“ ist aber schon hängen geblieben, hat ein Handwerk gelernt, eine Meisterstochter geheirathet und ist ein reputirlicher Mann geworden. Dieses scheint auch meinem Urgroßvater begegnet zu sein, von dem übrigens keine Nachrichten erhalten sind. Das Montavoner-Thal hat aber vor dreihundert Jahren noch romanisch gesprochen und die Deutschen, die sich dort eingesprengt fanden, sind noch früher als „Walser“ aus dem schweizerischen

Wallis eingewandert. Da nun die deutschen Walliser nach Albert Schott burgundischen Stammes sind, so gebe ich mich in guten Stunden oft für einen Burgunder aus, wenn es mir auch nicht ferne liegt, mich, wegen der schwäbischen Abkunft der Eltern, mitunter für einen halben Schwaben zu halten.

Der Name Steub kommt übrigens im Montavon jetzt noch als Steu vor, was so viel als Stein bedeuten soll.

Mein Vater wollte sich eigentlich dem Lehrfache widmen, hatte auch schon mehrere Jahre zu Ravensburg Schule gehalten, war aber in der kurzen Zwischenzeit, da diese Stadt bayerisch war (1803—1810), in eine königliche Kanzlei getreten und hatte sich da so brauchbar erwiesen, daß er im Jahre 1808 zum „Stiftungsadministrator" in Aichach ernannt wurde. Die Stiftungen waren damals noch alle unter königlicher Verwaltung und für die eines größeren Bezirkes wurde daher je ein Administrator aufgestellt.

Das Leben in Aichach hatte keinen hohen Zug. Der Gehalt war klein, nach einander kamen acht Kinder zur Welt und diese waren sehr häufig krank, denn die sumpfige Umgebung des Städtchens erzeugte eine Malaria, die uns Allen zusetzte. Vier Geschwister starben in jungen Jahren und der Landgerichtsarzt, der vortreffliche Dr. Schefenacker, kam fast täglich in's Haus. Ich war etwa sechs Jahre alt, als er mir an mein Krankenlager ein altes Kräuterbuch brachte, in dem ich griechische Buchstaben, vielmehr Wörter, entdeckte. Er erklärte mir nun Buchstaben und Wörter und von Stund an empfand ich eine Vorliebe für das Griechische, für die Hellenen, ihre Sprache und ihre Geschichte, die wohl meiner Lebtage nicht mehr vergehen wird.

Die Kinderjahre in Aichach sollen aber hier nicht ausführlicher behandelt werden. Einige Erinnerungen aus jener schönen Zeit sind in's erste Capitel der „Deutschen Träume" verwoben.

Nachdem im Jahre 1818 die bayerische Verfassungsurkunde erschienen war, wurde die Verwaltung der Stiftungen den Gemeinden übergeben und die königlichen Administrationen aufgelöst. Mein Vater wurde nun 1822 zur Finanzkammer in Augsburg versetzt und es ward mir so Gelegenheit, mich ein Jahr lang in dieser Stadt herumzutummeln. Sie gefiel mir ungemein und bot dem jungen Beschauer gar viele Gegenstände der Bewunderung. Das großartige Rathhaus, der Augustusbrunnen, der alte Dom, das Zeughaus mit seinen ungethümen Geschützen, die stattlichen Thore, die Stadtgräben mit ihren Schwänen und schattigen Alleen — das waren lauter unauslöschliche Eindrücke. Da ich schon in Aichach beim Stadtcaplan einigen Unterricht im Lateinischen genossen hatte, so konnte ich gleich in die zweite Vorbereitungsklasse eintreten. Für meine Jugend hatte ich schon ziemlich viel gelesen.

Als einst eine Schilderung der Schlacht von Marathon und in dieser dictirt wurde, ein Athener habe ein fliehendes Schiff mit der Hand zurückzuhalten gesucht, letztere aber durch einen persischen Beilschlag verloren, sagte

ich leise: „Das steht im Herodot!“ was den Lehrer sehr überraschte. Ein ander Mal, als der nämliche in die Klasse hineingerufen: „Wer weiß, wie jetzt Athen genannt wird?“ hatte ich von allen allein „Setines“ geantwortet, was ihm die Worte in den Mund legte: „Dieser Junge hat mehr gelesen als ihr alle miteinander!“

Sonst verging dies Jahr ganz angenehm. Die Schule bot in der wohlhabenden, mit allerlei reichen Leuten und angesehenen Patrizierfamilien besetzten Stadt ein sehr einnehmendes Bild. Es waren meistentheils gut gekleidete, wohlgezogene, freundliche Jungen, mit denen ich mich sehr gut vertrug. Unsere Schulstube war im ehemaligen St. Annenkloster und ging auf einen geräumigen Hof. Da sah ich eines Tages auch den späteren Hellenophagen Ph. Jakob Fallmerayer, der zwanzig Jahre darnach mein guter Freund geworden, mit dem damals noch sehr unbedeutenden, bei seiner Mutter in Augsburg wohnhaften Prinzen Louis, später Napoleon III., in höflichem Gespräche.

Als dies Jahr zu Ende ging, stand uns aber ein neuer Umzug bevor. Mein Vater war nämlich zum Rentenverwalter der Universität München ernannt worden und mußte demgemäß seinen Wohnsitz in der Hauptstadt nehmen. Der Gehalt hatte sich dabei um ein Merkliches erhöht, und für ihn, der früher wohl ab und zu an heimlichen Nahrungssorgen gelitten, kamen jetzt schönere Zeiten.

In München ging es nun wieder in die Lateinschule, die sich aber von der, die ich eben verlassen hatte, wesentlich unterschied. Statt etlicher sechzig Schüler zählten wir nun gegen hundert. In Augsburg überwog das wohlgezogene, protestantische, hier das oft ungeschlachte katholische Element. Es waren zur größeren Hälfte Bauernjungen, die vom Lande hereingekommen, um mit Freitischen und anderen Unterstützungen „auf Geistlichkeit“ zu studiren. Da in Altbayern ein Junge, der sonst zu gar nichts taugt, am liebsten „zur Studi“ bestimmt wird, so hatten wir eine Menge Mitschüler, die für die Wissenschaft nicht das Mindeste zu versprechen schienen.

War nun der Lehrer gewissenhaft, so verging die Hälfte der Schulzeit mit den Schwachen, die er nachholen und mit denen er immer wieder von vorne anfangen mußte. Dies wirkte so abspannend und ermüdend, daß ich drei Viertheile der Lehrlinge gerne in die Wüste gejagt hätte. Einer war aber darunter, der jüngste und talentvollste von allen, ein Baron Josef von Tautphoeus, der Sohn eines Postmeisters in Lindau, der damals schon den Homer und andere sehr ernste Bücher über Naturwissenschaft und Nationalökonomie las und in jedem Jahre der erste war. Man sagte ihm eine enorme Zukunft voraus. Wir wurden und blieben sehr gute Freunde bis er einmal am Ende der Universitätszeit plötzlich verschwand und zuletzt in Rio Janeiro auftauchte, wo er ein Erziehungsinstitut errichtet haben sollte. Er schrieb aber nie mehr eine Zeile nach Europa und es ist bald fünfzig

Jahre, daß weder seine Eltern, die jetzt auch schon lange gestorben, noch seine Verwandten ein Wort von ihm gehört haben.

Unter unseren Lehrern ragte damals namentlich Leonhard Spengel hervor. Er hatte in jugendlichem Alter ein paar Lehrjahre in Berlin verlebt und alle Manieren wie die Sprache eines jungen Berliners mitgebracht. Er war geistreich, keck, wegwerfend, aber immer liebenswürdig. Um den Lehrplan kümmerte er sich sehr wenig, sondern that viel lieber, was ihm sein Genius befahl. Er fing die Weltgeschichte bald von hinten, bald von vorne an. Eine grammatische Frage konnte uns oft Tage lang beschäftigen und dann übersprangen wir wieder zwanzig andere. Der Zweifel, ob in der ersten Horazischen Ode Vers 6 evehere oder evehit zu lesen, wurde einst drei Tage lang auf's Eingehendste erörtert, aber doch nicht endgiltig gelöst. Einmal bekamen wir eine Abhandlung über römisches Geldwesen, über Agio, Rabatt, Disconto, Provision u. dgl. zu übersetzen, eine Aufgabe, die uns trotz aller Wörterbücher zur Verzweiflung brachte, aber doch ausging „wie das Hornberger Schießen", da uns der Lehrer zwar über unsere einfältigen Arbeiten schimpfte, aber doch nie sagte, wie sie eigentlich hätten sein sollen. Das Jahr, das wir bei Leonhard Spengel zugebracht, war immerhin das anregendste und belehrendste in unserer Schulzeit. Er selbst wurde später Professor an der Hochschule zu München, dann nach Heidelberg und von da wieder nach München berufen, wo er vor wenigen Jahren starb.

Auch unser Dichter und Historiker, Dr. Michael Söltl, später Hausarchivar und geheimer Hofrath, jetzt noch in hohem Alter und hoher Achtung zu München lebend, war einst mein Lehrer, doch nicht länger als ein halbes Jahr, da er im nächsten Herbste schon eine andere Bestimmung erhielt. Auch er zeigte sehr guten Willen und strebte nach idealen Zielen, erlebte aber mit unseren Bettelstudenten viel Verdruß. Auch er suchte unsere ungefügen Sitten möglichst zu mildern und uns durch sein eigenes Beispiel zu Dichtern heranzubilden, was aber nur schwache Spuren zurückließ.

Sonst war an diesem „alten Gymnasium" eben nicht viel zu lernen — indessen was die öffentlichen Schulstuben nicht boten, das suchte ich mir zu Hause im stillen Kämmerlein selbst zu verschaffen. Von meinem zwölften Jahre an legte ich in der That einen rühmlichen Fleiß aus. Namentlich war mir die Sprache der Griechen an's Herz gewachsen. Mit vierzehn Jahren hatte ich die Odyssee und die Iliade durchgepflügt, darauf den idyllischen Theokrit, Herodot und Xenophon kennen gelernt. Im Lateinischen geschah weniger, aber sehr viel Zeit wurde auf die neueren Sprachen verwendet. Im Französischen hatte mich mein lieber Vater schon in Aichach ziemlich weit gebracht; jetzt fing ich englisch, italienisch, spanisch, portugiesisch an. Lehrer mochte und verlangte ich nicht; um ihnen zu entkommen, hatte ich z. B. in Arnolds englischer Grammatik das ganze vielleicht dreißig Seiten lange Capitel von der Aussprache Wort für Wort durchgearbeitet, was sich

später, als es zum Treffen kam, ganz ausreichend erwies. Die französischen Bücher, die ich damals las, kann ich nicht mehr nennen, doch weiß ich, daß ich Fénélons Télémaque, den ich unter meinem Vater zu übersetzen angefangen, entschieden verwarf und nie zu Ende brachte. Im Italienischen kamen das befreite Jerusalem, und im Spanischen Don Quixote, im Portugiesischen das Leben des Don Joao de Castro an die Reihe. Etliche Jahre später warf ich mich auch auf Lord Byron, zunächst auf seinen Childe Harold, der mir ungemein gefiel, und dem ich dann seine andern Werke folgen ließ. Ich bin damals starker Byronist geworden, vielleicht nicht zu meinem Vortheile. Wir Kinder waren nämlich in Aichach, in Augsburg und in München alle sehr schüchtern erzogen worden, und diese Erziehung wirkte noch merklich nach, als wir zu unseren Tagen gekommen waren und in der Welt „auftreten" sollten. Vor gelehrten, hochgestellten, berühmten Männern hatte ich lange hin eine erhebliche Scheu. Einem Professor an der Hochschule einen Besuch abzustatten, kostete mich z. B. eine solche Ueberwindung, daß ich manchen ganz unbesucht ließ. Zu dieser anerzogenen Blödigkeit kam nun die poetische Misanthropie, die mehr oder weniger künstliche Welt- und Menschenverachtung des edlen Lords, die mir ein Recht zu geben schien, wenn ich den Sterblichen, die mehr als ich bedeuteten, aus dem Wege ging. Ich wurde auch zu Hause ganz gloomy, was meinen Eltern gar nicht sehr gefallen wollte. Nebenher ging aber immerhin eine Laune, die nur wenig geschürt zr werden brauchte, um recht lustig aufzuflackern; oft auch zeigte sich eine plötzliche Keckheit, die mich selbst überraschte. Jenes schüchterne Wesen verlor sich zum guten Theile später in Griechenland, aber die letzte Scheu vor der Oeffentlichkeit verschwand doch erst nach langen Jahren, erst als ich öffentlich zu reden anfangen mußte.

Ich wundere mich jetzt oft, was ich damals in jene wenigen sieben Jahren alles hineinzupfropfen wußte. Ich saß nicht allein zu Hause über den Büchern, sondern war auch ein Botaniker, der jeden schönen Sommerabend im englischen Garten herumstreifte, um Blumen ins Herbarium zu sammeln, nebenbei auch mutterseelenallein auf dem einsamen See herum zu schiffen. Dieser See, den damals Niemand beachtete, trägt jetzt — so geht die Zeit voran — eine zahlreiche Flotille, und ist namentlich an Sonn- und Feiertagen mit glücklichen Menschen in farbigen Nachen dicht besät. Auf demselben See trat ich im Winter als eifriger Schlittschuhläufer auf. Auch geigen lernte ich vielleicht fünf Jahre lang, auf Andringen meines Vaters, der ein sehr guter Musiker war, aber aus mir keinen machen konnte.

Mächtiger als alle diese Ziele zog mich die Kunst an. Ich hatte schon in den Kinderjahren auf den Bilderbogen etliche hundert Soldaten und Türken übermalt, in Aichach auch vom Stadtmaler Unterricht im Zeichnen erhalten, dann im Gymnasium die Zeichnungsstunde besucht, aber immer lieber ohne Lehre und Aufsicht für mich selbst geschaffen, endlich gar in Oel zu malen gewagt und wenigstens zu meiner Zufriedenheit mein eigenes

Conterfei in die Welt gesetzt. Zuletzt erhielt ich wieder unerbeten einen Lehrer, das trockenste, langweiligste Menschenkind, das ich je kennen gelernt, das mich für die Kunst weder begeistern konnte noch wollte. Unter seiner Leitung zeichnete ich noch mein letztes Werk, ein großes Crayonbild des heiligen Ignatius, der der Namenspatron meines „Firmgöthen," des hochwürdigen Directors von Unser Herrgottsruhe bei Friedberg war. Dann legte ich den Griffel nieder. Um in die Akademie überzutreten, hätte ich nur eines kleinen Schubs bedurft, aber mir war leider unter meinen Büchern so wohlig, daß ich mir selbst den Schub nicht geben wollte, und da er auch von keiner anderen Seite kam, so blieb ich eben „bei der Studi," was mich später nicht selten gereut hat.

Der Trieb zu wandern zeigte sich sehr früh. Im Alter von zwölf Jahren hatte ich's den Eltern schon abgewonnen, als ich zu Landrichters in Aichach, im nächsten Jahre, daß ich zum Pfarrer in Wittislingen bei Augsburg, der mir früher als Caplan zu Aichach lateinische Stunden gegeben, „in die Vacanz" gelassen wurde. In das folgende Jahr fällt eine Reise, die ich von Buchloe, wohin mich ein Freund meines Vaters geladen, mit einem dort vorgefundenen älteren Studenten nach Schaffhausen und um den Bodensee unternahm. Wieder im nächsten Jahre durfte ich mit einem Brauerssohn aus München, einem Mitschüler, eine Weltfahrt in die Schweiz veranstalten. Diese Aussicht begeisterte mich. Ich begann schon im Winter die literarische Vorbereitung, las Ebel, Johannes von Müller nebst vielen anderen Büchern, und war daher recht leidlich unterrichtet, während mein Gefährte von der Schweiz nur den Namen wußte und auch den Dialect der Schweizer ganz unverständlich fand. Er überließ sich daher unbedingt meiner Leitung und wir kamen vortrefflich mit einander aus. Wir gingen über Appenzell, Glaris, Uri an den Gotthard, dann hinunter an den Rhonegletscher, von da nach Grindelwald, Bern, Luzern, Zürich, Schaffhausen und kamen wohlbehalten in Ravensburg an. Da trennten wir uns; mein Gefährte ging wieder nach Hause, während ich, um auszuruhen, noch mehrere Tage bei meinen dortigen Verwandten blieb. Die ganze Reise hatte fünf und zwanzig Tage gedauert und — dreißig Gulden gekostet. Dies seltsame Ergebniß erklärt sich dadurch, daß wir Beide nur gehen und sehen wollten, darin unsere volle Befriedigung fanden, uns die strengste Ascese auferlegten, nie einen Bissen oder einen Schoppen mehr als nothwendig war, zu uns nahmen und die großen, theuern Städte dadurch unschädlich machten, daß wir jedes Mal eine Stunde vor dem Thore in einem Landwirthshause über Nacht blieben, des Morgens in die Stadt gingen, die Kirchen, Zeughäuser und andere Merkwürdigkeiten besichtigten und am Abend wieder jenseits in einem stillen, billigen Dörflein Herberge nahmen.

Der schöne Erfolg empfahl eine Wiederholung. Im nächsten Herbste 1830 fanden sich unser sieben Jungen, theils Freunde von Augsburg, theils Münchner, in Weilheim ein und wanderten von da über den Fern nach

Mals, über das Wormser-Joch ins Veltellin, nach Como, Lugano, über den Simplon nach Chamounix, nach Genf, Lausanne und über Bern und Zürich an den Bodensee. Auf dem Heimwege bröckelte sich aber einer nach dem andern ab, und wie es eigentlich ausgegangen, ist nicht mehr festzustellen.

In den nächsten Jahren folgte eine Reise über Salzburg nach Innsbruck, eine andere nach Venedig mit Heimweg über Triest und Salzburg, eine dritte an den Rhein u. s. w. Um mit den Reisen aufzuräumen, sei gleich hier erwähnt, daß ich in den letzten fünfzehn Jahren den Herbst meistentheils in Tirol verbracht, daß ich 1867 in Paris, 1876 drei Monate in Italien, 1878 in dem schon früher besuchten Wien gewesen und in Ungarn bis Orsova gekommen bin.

In jenen Tagen, 1828, habe ich auch ein Tagebuch angelegt. Es ist früher öfter unterbrochen worden, läuft aber wenigstens seit meiner Heimkehr aus Griechenland ohne Lücken fort.

Nun war das Gymnasium überstanden und die Hochschule zu beziehen. Man sollte philosophische Collegien hören, aber bei dem alten, ehrwürdigen, jedoch kleinen und zaundürren Meilinger, einem ehemaligen Mönche, war wohl eine Art Logik zu haben, nur daß sie Niemand aushalten konnte. Unser Historiker, der patriotische Buchner, der He-Buchner genannt, weil er nach jedem bedeutenden Satze seine Zuhörer durch ein gemüthliches He? zur Abgabe ihrer Meinung aufforderte, dieser treffliche Mann las seine langweilige Geschichte des Bayerlandes so langweilig herunter, daß ich's auch nicht länger als eine oder zwei Stunden ertrug. Andere Versuche befriedigten eben so wenig. „Jetzt," sagte ich im Selbstgespräch zu mir, „jetzt, nachdem ich fast alles von mir selbst gelernt, soll ich mich wieder auf die harten Bänke setzen und diese geistlosen Weltweisen anhören? Heißt das nicht seine Zeit vergeuden?" Mir schien es Pflicht zu Hause zu bleiben und für mich selber fortzulernen. Einmal kam ich wohl zu Görres, ein andermal zu Schelling, aber Katheder, Schulbänke und Hörsäle waren mir so widerwärtig, daß ich auch zu ihnen nicht zurückkehrte. Das war nicht zu loben und ärgert mich heute noch. Doch erinnere ich mich, daß ich schon im ersten Semester bei dem gemüthlichen Gotthilf Heinrich Schubert ein Collegium überdauerte, das er im besten Thüringer Deutsch über Erd- und Himmelskunde abhielt. Ihm habe ich sehr gerne zugehört.

In den Vorlesungen über Philologie, der ich mich ja eigentlich widmen wollte, wurde ich dagegen selten vermißt. Friedrich Thiersch dictirte eine Encyklopädie der philologischen Wissenschaften und erläuterte des Aeschylos Agamemnon, beides schöne Collegia.

Indessen — auch die Philologie gefiel mir jetzt nicht mehr so einzig, seitdem ich sie von andern lernen sollte. Ferner schien es mir doch nicht gar so beneidenswerth, mich mein ganzes Leben lang als Gymnasiallehrer mit ungezogenen Jungen herumzubalgen, und selbst diese Aussicht war sehr verkümmert, da in jenen Tagen eine Wallersteinische Verordnung erschien, welche

zu solchen Lehrstellen vorzüglich geistliche Herren verwendet wissen wollte. So beschloß ich denn, allmählich zu einem andern Fache überzugehen und richtete mein Augenmerk auf juridische Collegien. Ich besuchte deren einige sehr fleißig, andere gar nicht. Nebenher betrieb ich immer noch literarische und historische Studien, und das Tagebuch spendet meinem Fleiße oft lautes Lob, aber eine warme Liebe zu dem neuen Fache wollte sich doch nicht einfinden. Im letzten Semester, wo es auf das Examen losging, stellte ich zwar entsagend die schönen Wissenschaften ganz bei Seite, aber die Zeit, die dadurch frei geworden, verwendete ich doch nicht allein auf Wanderungen durch die Pandecten und den gemeinen deutschen Civilproceß, sondern holte lieber gute Freunde ab und wanderte mit ihnen auf die Menterschwaige oder in den englischen Garten. Nebenher klagt dann das Tagebuch über Langweile, Abspannung und Müßiggang. Dieses letzte Semester hat meinem Genius — so zu sagen — das Genick gebrochen. Ich fühlte deutlich, daß ich nicht auf dem rechten Wege sei, aber ich wußte keinen andern. Der rühmliche Fleiß verflog sich, er schien überflüssig, wenn man nur k. bayerischer Assessor werden und sein Leben in der Kanzlei verbringen wollte.

Am 18. November 1833 schlüpfte ich glücklich durch's Examen und am andern Tage ging ich auf die Bibliothek und holte mir, um doch wieder einmal etwas Vernünftiges zu lesen, Floresta de rimas antiguas castellanas und Camoëns' Lusiadas.

So war denn die Hochschule überstanden. Mit dem Bekenntnisse, daß ich nicht soviel gelernt, als ich hätte lernen können, ist die Mittheilung zu verbinden, daß ich immer, so lange diese Jahre währten, in einer anziehenden Tafelrunde von jungen Freunden gelebt habe, welche sich einer guten Aufführung beflissen, den Studien mit großem Fleiße oblagen und des Abends, den wir im Sommer gern auf den Kellern zubrachten, mit Eifer über das Eingenommene disputirten. Außerdem bestand ein lebhafter und langer Verkehr mit einem jungen Schottländer, der eines Processes halber sich in München aufhielt, mit einem italienischen Flüchtling aus Verona, mit mehreren Franzosen und andern Landsleuten des Schottländers und des Veronesers, so daß es an guter Gelegenheit, sich in den neueren Sprachen zu üben, durchaus nicht fehlte.

Nun sollte ich also in die Praxis gehen. Der innere Drang zu diesem neuen Leben war sehr schwach. „Ich bin herzlich froh," sagt das Tagebuch, „daß ich nicht mehr Student bin, und ich wäre ebenso zufrieden, wenn ich gar nicht anfangen dürfte, Practicant zu sein."

Immerhin trat ich beim k. Landgericht Au, einer Vorstadt der Metropole, ein, mit mir noch ein Dutzend Anderer, die auch eben von der Universität kamen. Beschäftigung war eigentlich keine gegeben, denn die wenigen Acten, die den Practicanten überlassen wurden, waren in den festen Händen der „Alten," das heißt derer, die schon vor längerer Zeit da eingetreten und schon einigermaßen geübt waren. Der Assessor, ein sehr ehrenwerther und

geschickter Mann, hatte immer mit unglücklichen Mädchen, verlassenen Gatten, mißhandelten Gattinnen, mit ungeduldigen Gäubigern, beeinträchtigten Gewerbsleuten u. s. w. zu thun und konnte sich mit uns nicht abgeben. „Nur brav Acten lesen!" wiederholte er jeden Tag. Unser Eifer war aber nicht sehr groß. Da wir nichts zu thun hatten, so kamen wir spät, und da uns Niemand aufhielt, so gingen wir wieder früh. Die Vereinbarung über den Frühschoppen „im grünen Baum" kam jeweils mit merkwürdiger Leichtigkeit zu Stande. Ich machte mir wenig Grillen über dies Schlaraffenleben, denn mit meinen Gedanken war ich damals nicht im Landgericht Au, sondern — im schönen Griechenland!

Denn es war im lieben Vaterlande nicht mehr recht behaglich. König Ludwig hatte die freisinnigen Vorsätze, mit denen er den Thron bestiegen, seit Weihnachten 1830 aufgegeben und sich ganz und gar auf die andere Seite geschlagen. Darum viel Mißvergnügen in den gebildeten Schichten, zumal unter den Studenten, die so beliebig gepackt, in die Frohnfeste gesteckt und nach einigen Monaten ungerecht verurtheilt oder wieder ausgelassen wurden, weil eigentlich nichts gegen sie vorliege. Dazu kamen in damaliger Zeit noch andere sehr trübselige Erscheinungen, auf die wir hier nicht näher einzugehen haben.

Kurz, mich drückte der bayerische Himmel. — Da zog nun eines Tages Prinz Otto von Bayern nach Griechenland, um dort ein König der Hellenen zu werden. In jenen Tagen erwachten alle meine philologischen und humanistischen Neigungen wieder mit neuer Kraft. Ich glaubte zu ahnen, „daß ich nicht für mein Vaterland geboren sei, daß ich aber in Griechenland gedeihen werde." Das Tagebuch spricht nun immer öfter von dem Lande meiner Sehnsucht und widmet meinen Träumereien die wohlwollendste Pflege. Was ich dort in Achaia oder Jonien werden sollte, das nahm ich freilich nicht so genau. Bald sah ich mich im Geiste als Professor zu Athen, bald als Gouverneur auf Naxos, als Capitain auf Akrokorinth, als Secretair des Grafen Armansperg. Ich bin aber nur Letzteres geworden.

Meine Eltern boten zwar alle Beredsamkeit auf, mich von diesem „unseligen Gedanken" abzubringen, aber ich ließ ihn nicht mehr fahren, und that alles Thunliche, um die Sache in Gang zu bringen. Und nach mancherlei Aufschub und Verzögerung wurde ich am 18. Februar 1834 zum Hofbanquier von Eichthal gerufen, um dort zu vernehmen, daß ich mit 600 fl. Gehalt als Regentschaftssecretair in Griechenland angestellt sei; überdies wurde ein Reisegeld von 150 fl. gewährt. „Nun darf ich auch wieder einmal einen Freudenschuß ablassen."

Von meinen Eltern unter Thränen, von meinen Freunden und Gönnern, auch von manchen alten und noch mehr jungen Freundinnen mit warmen Abschiedsworten und den besten Wünschen entlassen, mit vielen Empfehlungsbriefen versehen, zog ich am 30. März in die blaue Ferne. Die Reise ging über Venedig nach Triest, wo den „Regentschaftssecretair" das griechische

Packetboot Minerva (Athena) aufnahm, das ihn am 3. Mai, dem Ostertage, glücklich in Nauplia, der damaligen Residenz, an's Land setzte.

Die ersten Eindrücke waren nicht so erfreulich, wie ich sie erwartet hatte. Die jungen Bayern, die da schon in Amt und Würden standen, zeigten sich sehr kühl und vornehm, was sich erst später aufklärte. Die Mitglieder der Regentschaft, Graf von Armansperg, der Präsident, Staatsrath von Maurer, General von Heideck, Legationsrath von Abel, nahmen meine erste Visite zwar freundlich an, und Herr v. Maurer, der mich noch von der Universität her kannte, lud mich auch sofort zu Tische ein; dann aber hörte ich sehr wenig mehr von den hohen Herren. Doch zog mich das neue, fremde Leben mächtig an; diese Palikaren in ihren prächtigen Trachten, diese Häuptlinge mit ihrem fürstlichen Anstand, die Seeleute und ihr lautes Treiben im Hafen, die schweren Kriegsschiffe auf der Rhede — diese und andere ungewohnte Erscheinungen gaben viel zu schauen und zu denken. Uebrigens hatte ich mich in den letzten Monaten zu München schon sehr fleißig mit der Sprache beschäftigt. Das Neugriechische, wie es in den Büchern stand, bot mir als ehemaligem Philologen gar keine Schwierigkeiten und in der Volksmundart hatte ich mich auf dem griechischen Packetboote mit Capitain und Matrosen durcheinander so vielfach geübt, daß ich zu Nauplia schon als frühreifer Graeculus an's Land stieg.

Im Ganzen fand ich die Griechen sehr liebenswürdig und hatte bald viele Bekannte unter ihnen. Ihre Cultur, von Cekrops und Pelops anhebend, an der so viele weise Männer, — so viele schöne Frauen — gearbeitet, ist in den äußern Formen auch durch die Türken nicht geschädigt worden. Ihr geselliges Auftreten, ihre Art sich darzustellen, zu sprechen, zu discutiren, war den bajuvarischen Manieren, wie wir sie hineingebracht, unbestreitbar überlegen. Eine tiefere Charakteristik aber soll hier nicht versucht werden.

Nauplia, das alte Türkenstädtlein, hat vor sich das Wasser, vielmehr den Hafen, hinter sich den steil abfallenden, langgestreckten Fels, auf dem die Festung Itschkalé, rechts den Palamidi, einen himmelhohen, senkrechten Steinblock, auf welchem gleichfalls ein altes Castell. Von der See aus betrachtet, zeigte sich die damalige Hauptstadt der Hellenen ganz ansehnlich, wie sie denn auch im Innern schon einige Cultur erlitten hatte. Neben ärmlichen Hütten standen auch schon neue hübsche Häuser, dazu gab es gepflasterte Straßen und eine geräumige Piazza. Die Caffené's am Hafen stammten noch aus der Türkenzeit, die Bella Italia, ein leidliches Speisehaus, war dem neuerstandenen Griechenland von Triest her nachgezogen. Aus der Stadt führte nur ein schmales Thor und ein schmaler Einlaß in die Freiheit, in das Land hinaus, doch war nicht weit draußen auf höherer Terasse schon ein niedliches Ziergärtlein angelegt, wo ein Springbrunnen sprudelte, Caffee nebst Wein genossen, und die ganze weite argolische Ebene überschaut werden konnte. Jetzt, als im Frühsommer, war diese noch ziemlich grün, aber später wurde sie

immer gelber. Von Busch oder Wald war da keine Spur — nur einige Oelbäume standen im weiten Felde.

Ich war mit einem Thüringer und einem Sachsen angekommen und in eine Stube gezogen, welche monatlich sechzehn Gulden kostete und ziemlich groß, aber wie da gewöhnlich, ohne alle Einrichtung war. Diese hatten wir in Triest zusammengekauft und, ich weiß auch nicht mehr warum, auf ein anderes Schiff verfrachtet, so daß wir jetzt alles, was wir in den Koffern mitgebracht, auf dem Boden herumlegen und auf diesem schlafen mußten. Doch blieben wir nicht lange beisammen — ich wollte lieber allein sein und bezog am vorderen Abhang des Itschkalé eine ehemalige Waschküche, die aber reinlich geweißt und mit frischen Fliesen ausgelegt war. Für Bett und Tisch fand sich Raum genug. Etliche Mäuschen, die mir zu viel Platz wegnahmen, habe ich eigenhändig erschlagen. Wenn der Mond am Himmel stand, schleppte ich meinen Strohsack auf das flache Dach und erfreute mich an seinen Strahlen. Erst später hörte ich, daß ich davon hätte mondsüchtig werden können. Außerdem waren nicht viele Genüsse zur Hand. Hinter dem Itschkalé konnte man wohl im Meere baden, aber die Seeigel, die da auf dem Grunde lagen erwiesen sich mitunter sehr unangenehm und zuweilen wollte man in naher Ferne auch Haifische gesehen haben.

Am Tage nach meiner Ankunft meldete ich mich zum Eintritt in die Regentschaftskanzlei bei Herrn Ferdinand Stademan, dem geheimen Secretair, der unter den Bajuvaren der höflichste, weil er ein geborner Berliner war. Mich schien Niemand erwartet zu haben. Jener sah mich zweifelnd an und sagte: „Ja, ich habe keine Arbeit für Sie. Ich will's Ihnen sagen lassen wenn etwas auskommt!“ Gar nicht verletzt, nahm ich einen Gaul und ritt nach dem hochummauerten Tiryuth, wo Herkules als Kind Vergißmeinnicht gepflückt und Schmetterlinge gefangen, nach Mycenä, zum Grab des Agamemnon und in's pelasgische Argos — ein unvergeßlicher Tag!

Als ich damals die Waschküche bezog, gewahrte ich im ersten Augenblick, daß sie eine unvergleichliche Aussicht bot über die Stadt und den Hafen und über die fabelhaften Königsburgen bis an die erhabenen Berge, durch die einst die dorische Wanderung herabgekommen. Unter Tags stieg ich gewöhnlich auf ein paar Stunden in die Stadt hinunter, Abends saß ich vor meiner Thüre und las oder schaute in die weite Ferne. Meine Gesellschaft war ein alter Gelehrter von der Insel Patmos, der neben mir wohnte. Er war etwas phantastisch costumirt, trug eine lange seidene Tunica mit seidener Schärpe und einen tuchenen Talar darüber, auf dem Haupte aber einen hohen, fast spitzigen Cylinderhut ohne Krempe, grade wie die Zauberer auf der Bühne, so daß ich ihn anfangs auch für einen solchen hielt. Wir verplauderten auf unsrer Hochwarte manche Viertelstunde, schwatzten auch viel von seiner Insel, wo der heilige Johannes die Apokalypse geschrieben, aber was der Patmier in Athen zu ergattern suchte, blieb mir immer ein Geheimniß.

Vierzehn Tage nach meiner Ankunft erhielt ich endlich eine Zuschrift

unseres Geheimschreibers, welche mich einlud, am nächsten Morgen Vormittags zehn Uhr im Regentschaftsgebäude zur Verpflichtung zu erscheinen. Endlich war's von oben auch heruntergekommen, ich solle über die griechischen Bittschriften gelassen werden und auf jede derselben in kurzer Uebersetzung den Betreff vermerken. Dieser Bittschriften war ein schöner Stoß, denn seit die beiden Dolmetscher abgegangen, hatte sich Niemand mehr um sie gekümmert, weil sie Niemand verstand. Es waren lauter flehentliche Nothschreie um Unterstützung, da die Hagarener, Saracenen, Ismaeliten — lauter Euphemismen für die wackern Türken — alles verbrannt, verheert und verwüstet hätten.

Damit war etwa für acht Tage Arbeit geschafft, aber nachdem die Bittschriften aufgearbeitet, traten wieder flauere Zeiten ein, da fast jedes Hauswesen in Griechenland seine „Anaphora", sein Unterstützungsgesuch, bereits übergeben hatte und der Einlauf nicht mehr stark war.

Und so saß ich denn am letzten Juli 1834 im kühlen Morgenwinde vor meiner Thür und blätterte in einem Buch, als ein Amtsdiener den Steig heraufkeuchte und mir von weitem zurief, ich solle rasch hinunterkommen; ich werde erwartet. Als ich unten in die Kanzlei trat, sagte der geheime Secretair mit hochwichtiger Attitude: „Nach unseren Ihnen bekannten Vorschriften war ich berechtigt, Sie um sieben Uhr im Bureau zu erwarten. Jetzt ist's bald acht!"

Ich habe ja um elf Uhr nichts zu thun!

„Se. Excellenz haben schon zweimal nach Ihnen gefragt. Gehen Sie schnell hinüber, schnell!"

Ich ging also ohne Aufenthalt in das Bureau des Präsidenten. Er stand mit freundlichem Lächeln vor mir und sprach: „Sie sind mir gut empfohlen, aber ich konnte bisher nichts für Sie thun. Sie werden von jetzt an in meinem Cabinete arbeiten. Ich rechne auf Ihre Redlichkeit und Ihren Fleiß." Als er dies gesprochen, neigte er leise das Haupt und entließ mich.

Dieser Vorgang erklärt sich, wenn man weiß, daß schon einige Zeit zuvor zwischen dem Präsidenten und den andern Mitgliedern der Regentschaft eine tiefe Spaltung ausgebrochen war. Die Lösung lag in München bei König Ludwig I. Dieser befahl, daß Graf Armansperg seine Stelle behalten, die Herrn v. Maurer und v. Abel aber — General Heideck hatte sich wieder versöhnt — nach Bayern zurückkehren sollten. Für sie trat nun des Grafen ungefährlicher, von ihm postulirter Freund, der Staatsrath Egid von Kobell, ein, der eben angekommen war und den königlichen Erlaß selbst mitbrachte. In der Stadt entstand natürlich bei diesem Umschlag eine große Aufregung. Auch mein alter Patmier blieb nicht ungestreift. Βασιλικὸν τῷ ὄντι, sprach er mit erhobener Stimme, τὸ διάταγμα καὶ ὁ ἄνθρωπος! „Königlich fürwahr, der Befehl und mit ihm der Mann!"

Unter den feindlichen Regenten war übrigens angenommen worden, daß keine Seite Personal an sich ziehen und sich so verstärken dürfe. Deswegen

hatte ich denn seit meiner Ankunft wie in der Vorhölle gelebt und Nichts zu thun gehabt, denn die Excerpirung der Bittschriften war doch nur ein Trugbild, weil die Mittel, ihnen gerecht zu werden, leider nicht vorhanden waren. Meine Landsleute, die nicht wußten, ob ich zu dem Grafen oder zu seinen Gegnern gekommen, hatten sich deswegen so vorsichtig und zugeknöpft gehalten. Jetzt war natürlich die Physiognomie der ganzen Gesellschaft eine andere und viel wärmere geworden.

So ward ich denn plötzlich aus meiner Niedrigkeit emporgeschnellt, aber an meinem Gehalt wurde nicht gerüttelt. Er blieb noch immer auf 120 Drachmen des Monats stehen und wurde erst im November auf 180 Drachmen (900 fl.) erhöht.

Nun kam aber viel Arbeit über mich. Ehe ich mich umsah, lag eine hohe Schichte von Acten vor mir, die ich sofort bearbeiten sollte. In der Kanzlei des königlichen Landgerichts Au hatte ich kaum gelernt, wie man die Acten auf und zubindet, auf Concepte und Signate hatten wir andern uns gar nicht eingelassen. Doch waren die Kinderschuhe in wenigen Tagen ausgetreten. Den Präsidenten sah ich zwar nicht gar oft, aber was ich verfehlt hatte, das kam mit seinen kleinen Bleistiftnoten zurück, welche mir anzeigten, wie es besser zu machen wäre. Der Einlauf bestand zumeist aus den Anträgen und Vorlagen der Ministerien, die von der Regentschaft, jetzt dem Grafen Armansperg allein, beschieden werden sollten. Für Justiz, Finanzen und Krieg waren nun andere Hyperboreer meines Schlages aufgestellt, mir fiel alles Andere zu, was da noch überblieb. Im Anfang versah der Präsident die besagten Vorlagen und Anträge sämmtlich mit seinen Bleistiftnoten, und da hatte ich dann, je nachdem es „anzunehmen“ oder „abzulehnen“ hieß, die entsprechenden Erlasse zu stilisiren. Manchmal hieß es: „umzuarbeiten“, und da waren auch die Zielpunkte, nach denen sich zu richten war, angegeben. Später hieß es sehr oft: „Nach eigenem Ermessen“ und dann konnte ich mein eignes Licht leuchten lassen. Nebenbei war noch manches zu übersetzen, Artikel aus griechischen und englischen Zeitungen, Denkwürdigkeiten oder auch Denunciationen und Enthüllungen, welche die Häuptlinge, die ihre Sprache nicht schreiben konnten, von irgend einem Schriftgelehrten hatten aufsetzen lassen, um sie den Präsidenten im tiefsten Geheimniß zuzustecken.

Am meisten und am liebsten nahm ich mich um das Schulwesen an. Für dieses hatte allerdings schon Herr von Maurer sehr fleißig gearbeitet, aber immer im Kampf mit unermeßlichen Schwierigkeiten. Im ganzen Lande war 1833, wie ein damaliger Zeitungsartikel besagte, kein Abcbuch und kein Einmaleins vorhanden, dagegen fanden sich Widerwärtigkeiten ohne Zahl. Die deutsche Schule in Nauplia z. B. ging auseinander, weil man in der Noth einen protestantischen Lehrer hineingesetzt; mit unsäglicher Mühe wurde das Gymnasium daselbst wenigstens auf dem Papiere fertig, aber als die Lehrer ernannt waren, wollten sie ihr Amt nicht antreten. Die wenigen Griechen, die zu Lehrern taugten, trachteten nämlich alle nach dem Staats-

dienst, weil dieser besser bezahlt wurde. Auch ein weibliches Erziehungsinstitut ward gegründet, aber die griechischen Mütter wollten ihre Töchter nicht fränkisch erziehen lassen. Glaubte man alles beisammen zu haben, so fehlte das Local. Und so ging es weiter in jeder Richtung, wie Herr v. Maurer in seinem Buche zum Haarsträuben schildert.

Herr v. Maurer spendete übrigens aus dem großen Anlehen noch mit vollen Händen; als Graf Armansperg auch dieses Fach übernahm, sah man der Truhe schon auf den Boden und es mußte gespart werden. In frühern Zeiten hatten allerdings reiche, begeisterte Griechen in Odessa, Alexandrien u. s. w. viele Millionen für die Schulen Griechenlands geschenkt, aber als König Otto das hellenische Gestade betrat, waren diese Summen spurlos verschwunden. Man hat nie erfahren, wo sie hingekommen.

So war denn trotz aller Mühe, die Herr v. Maurer aufgewendet, das Schulwesen in üblem Zustande. Ich suchte mich bestens zu unterrichten, nach und nach die Lehrer kennen zu lernen, ging auch in die Prüfungen und verkehrte viel mit dem trefflichen Professor Dr. Ulrichs aus Bremen, den die Regentschaft mitgebracht und nach Aegina in's Gymnasium verlegt hatte, wo er blieb, bis wir uns in Athen zusammenfanden. Dieser war ein gelehrter und geistreicher Philhellene noch jugendlichen Alters, mit dem sehr angenehm umzugehen war. Ich ließ mich gerne von ihm inspiriren und auf seinen Rath überreichte ich dem Präsidenten im März 1835 eine Denkschrift, in welcher es, um nur einen Satz herauszuheben, heißt:

„Das Gymnasium von Athen, gegenwärtig als die erste Lehranstalt des Reiches zu betrachten, ist seiner Auflösung nahe — die Lehrer gehen schon seit lange mit dem Gedanken um, sämmtlich ihre Entlassung einzugeben und verblieben bisher nur widerwillig auf ihrem Posten, der nur beschwerlich und viel verlangend, aber weder ehrenvoll noch einträglich ist. Der Grund dieses Mißvergnügens ist einerseits die unangemessene Behandlung der Anstalt und der Lehrer von Seiten des Ministeriums, andrerseits die für Griechenland unverhältnißmäßig geringe Besoldung."

Der Graf war zwar ganz willfährig, auch für die Schulen thätig einzutreten, aber er fand wirklich keine Zeit dazu. Auf dem Papiere standen übrigens die Sachen ganz befriedigend. Das Cultusministerium unter dem bekannten Jakovakis Rhisos sandte seine Vorschläge zu Schulengründungen, Lehrerernennungen u. s. w. fleißig ein, und daran wurde selten geändert; ob aber diese Schulen gediehen und wie die Lehrer sich bewährten, davon hörte man nicht mehr viel. Jedenfalls wurde anerkannt, daß die Sachen jetzt nicht mehr liegen blieben, sondern rasche Erledigung fanden.

Als ich später nach München kam, zu Friedrich Thiersch, der das griechische Unterrichtsministerium mit Recht als seine Domäne und heiß ersehnte Lebensaufgabe betrachtete, erzählte ich ihm, was da alles durch meine Hand gegangen, worauf er etwas unwirsch bemerkte: „Wie konnten Sie an solche Sachen rühren! Da gehört ein gewiegter Schulmann hin!" (Ja, wenn

wir nur einen gehabt hätten!) Aber im nächsten Jahr, als Roß und Ulrichs durch München gekommen, sagte mir mein verehrter Gönner scherzend: „Ich habe Sie damals zu wenig gelten lassen. Man war mit Ihnen sehr zufrieden. Sie waren ein ganz rarer Cultusminister!“

Allmählich schlich sich auch eine andre Beschäftigung ein, die mir aber bald sehr lästig wurde. Die Regentschaft hatte nämlich im Jahre 1833 allerdings zwei junge bayerische Hellenisten als Dolmetscher mitgenommen, allein diese waren, wie schon erwähnt, nach Jahr und Tag wieder nach Hause gegangen und ihre Stellen nicht besetzt worden. Nun gab aber der Graf mit rühmlicher Geduld alle zwei drei Tage seine Audienzen für Hellenen und Helleninnen und dazu ließ er denn abwechselnd mich oder einen zweiten jungen Bayern, der des Griechischen mächtig war, aus der Kanzlei herüberholen. Ich protestirte gegen diese Dienstleistung, als sie regelmäßig wiederzukehren begann, weil ich nicht dafür engagirt sei und sie mir eine unbelohnte Last auflege, allein im treffenden Augenblick konnte ich doch meinen Vorstand nicht ohne Hilfe lassen, und so schleppte sich denn das Verhältniß bis zu meinem Abgange fort. Uebrigens traten oft beträchtliche Pausen ein, da der Graf mitunter wochenlang seiner Gesundheit halber auf dem Lande lebte. Dieser Dienst nun bot allerdings die angenehme Gelegenheit, alle griechischen Dialecte vom Olympus bis zum Taygetus hinunter zu hören, und dem ganzen griechischen Heroenthum, den alten Klephten, den Kapitanis und den Palikaren, den Kolokotronis, Grivas, Plaputas, dem Petrobei von Maina und so vielen anderen Häuptlingen in's Auge zu sehen, aber es war sehr unangenehm, daß die Vorsprechenden — die Elite ausgenommen — nach orientalischer Art Einfluß und Macht des Dragomans bedeutend überschätzten und alle Mühe daran setzten, ihn möglichst tief in ihre Angelegenheiten einzuweihen und für sich zu gewinnen. Diese Behelligungen begannen schon im Vorzimmer und wenn ich die Hilfesuchenden da los geworden, erschienen sie auf meiner Stube, blieben Stunden lang plaudernd vor mir sitzen — den bessern Leuten wurden Kaffee und Pfeifen gereicht — überfielen mich dann auf den Gassen, auf dem Spaziergang, beim Abendessen, behaupteten, mich nicht ganz verstanden zu haben, und ließen sich meine Worte nochmals auslegen. Einige fragten alle Tage nach, ob der Präsident nicht von ihnen gesprochen, ob ich ihn an sie erinnert und was sie wohl zu hoffen hätten. Das Elend war allerdings groß im Lande, eine bedeutende Anzahl verdienter und unverdienter Helden verlangten Stellung und Gehalt, eine Menge armer Wittwen flehten mit ihren Kindern um Unterstützung. Aber die Mittel waren sehr gering, und in den allermeisten Fällen hatte der Präsident nur den einen Trost zu geben: Es wird geschehen, was die Gerechtigkeit erfordert und die Umstände erlauben. Diese Botschaft hatte ich unzählige Male zu verkünden und lautet dieselbe griechisch: θὰ γείνῃ ὅ,τι ἀπαιτεῖ ἡ δικαιοσύνη καὶ ὅ,τι συγχωροῦν αἱ περιστάσεις.

Nicht zu vergessen, daß wir noch vor Ende des Jahres mit dem Könige

und der hohen Regentschaft nach Athen übersiedelten. Wir andern wurden auf ein hydräisches Schiff geladen und Männlein und Weiblein wie die Kulis ins Zwischendeck gestampft, wir hatten aber guten Wind und sahen andern Tages schon den Piräeus, die Akropolis und den Parthenon vor uns liegen. O du schöne Zeit! So war denn die Stunde da, to behold the scenes my earliest dreams had dwelt upon!

In Athen standen damals nebst vielen uralten byzantinischen Kirchen etwa hundertsechzig neue Häuser auf einer sanft ansteigenden Fläche, aber mitten in einem weiten Ruinenfelde. Unter Ruinen darf man sich aber nicht jene malerischen Trümmer alter Burgen denken, wie sie auf den Felsen am Rheinstrom oder in den Alpen prangen, sondern die Ruinen von Athen waren nur die letzten Ueberbleibsel der dünnen Lehmwände, welche einst ein Dach getragen und die unglücklichen Athener beherbergt hatten. Sie reichten ein paar Spannen über den Boden empor, selten höher, und dienten zu gar nichts mehr, als mit ihren Linien den Grundplan der früheren Stadt anzudeuten.

Das Leben in Athen wurde bald sehr angenehm. Unter Tags hatte ich zu thun und für die Stunden der Rast und der Erquickung fand sich immer heitere Gesellschaft. Das Abendessen wurde, da die wenigsten der Deutschen verheirathet waren, immer gemeinschaftlich in einem der griechischen Gasthöfe eingenommen, war immer stark besucht, und da es täglich etwas Neues gab, so wurde viel geplaudert und disputirt. Das war aber noch nicht die rechte Höhe, sondern wenn der Geist über uns kam, gingen wir nicht allzuselten zu Herrn Zographos, dem Malvasier, der den so benannten trefflichen Wein, der auf der Insel Tinos wächst, uns um billiges Entgelt vorsetzte. Dahin kamen auch gebildete junge Griechen, mit denen wir Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ihres schönen Vaterlandes nach unserer Einsicht oft in rednerischer Form erörterten. Auch deutsche Lieder erschollen da oft, wenn auch aus etwas rauhen Kehlen. Aus diesem poetischen Winkel gingen wir nicht selten in seliger Trunkenheit nach Hause, kehrten aber am andern Morgen, wie der Harmlos in unserem englischen Garten mahnt, „neugestärkt zu jeder Pflicht zurück.“ Mitunter zogen wir auch singend durch die Straßen der Hauptstadt und brachten da und dort ein Ständchen, doch Alles mit so viel Anstand, daß sich Niemand beschweren konnte. Wir waren eben Alle jung und frisch und das war so unsere „lustige Zeit“.

Im Winter ging's besonders hoch her. Da rauschte jede Woche wenigstens ein vornehmer Ball vorüber, bald bei dem Präsidenten, bald bei dem oder jenem Gesandten. Dazu wurden nun die jungen Herren der Regentschaft immer geladen und stand ihnen frei, mit Aspasiens Enkelinnen zu tanzen oder mit den anderen Huldinnen, die der Zufall aus Konstantinopel, aus Italien, aus England da zusammengeschneit. Uns galten als die ersten und glänzendsten Sterne die beiden Töchter des Grafen Armansperg, Louise und Sophie, zwei vielbewunderte Erscheinungen, hochgebildet, sprachenkundig, von den anmuthigsten

Manieren und den schönsten Formen. Sie vermählten sich noch in diesem Jahre mit zwei Brüdern, den jungen Fürsten Kantakuzenos. Die herrliche Louise unternahm mit ihrem Gatten eine Hochzeitsreise nach Konstantinopel, erkrankte dort und starb am 23. September heimkehrend auf einem englischen Schiffe im Piräeus. Dieses Ereigniß erfüllte uns Alle mit tiefer Betrübniß. Wir bedauerten mit inniger Theilnahme den Grafen. Louise war in all den Widerwärtigkeiten, die ihn in Griechenland umgarnten, in allen Zerwürfnissen und Kabalen, in körperlichen und geistigen Leiden sein Stolz, seine Freude und sein Trost gewesen.

Im Ganzen ragte aber das schöne Geschlecht in mein damaliges Junggesellenleben nicht fühlbar herein. Deutsche Fräulein waren nicht vorhanden, deutsche Frauen, die mit ihren Männern nach Griechenland gekommen, ganz wenige, und diese zeigten sich in der Brüder wilden Reihen nur selten. In griechischen Anstandshäusern wurden die jungen Deutschen, die alle für heirathsfähig galten, zwar sehr freundlich aufgenommen, aber wenn Töchter im Hause waren, so durften sie, sofern das Wohlwollen andauern sollte, ihre „soliden Absichten“ nicht lange verheimlichen. Was mich betrifft, so hielt ich mich nicht für heirathsfähig, hatte auch keine soliden Absichten und suchte daher den Umgang mit griechischen Mädchen eher zu vermeiden. Im Tagebuch findet sich freilich mehr als einmal Fräulein Helene **, aus bester Familie, wegen ihrer Schönheit erwähnt, allein das ist schon lange her und ich zweifle, ob ich sie jetzt wieder beschreien würde.

Was die Tage in Athen so anziehend und genußreich, so unvergeßlich macht, das sind die zahlreichen Stellen in nächster Nähe, die die Erinnerung an das Alterthum verherrlicht. Die ehrwürdige Akropolis mit ihren Tempeln wurde zwar nicht zu oft erstiegen, aber dagegen führten uns tägliche Spaziergänge auf den Areopag, zum Tempel des Zeus, in das Stadium, in die Auen des Ilissus, hinunter in Akademos' Hain, wo Plato einst gelehrt, an den Lykabettos, an den Hymettos. Vielfach auch, namentlich an Sonntagen, bestiegen wir die Gäule, die immer, wie bei uns die Droschken, vor den Thoren standen, ritten ein, zwei Stunden hinaus in die attischen Dörfer und unterhielten uns mit den Landleuten oder besuchten die feineren Familien, die dort in ihren Landhäusern weilten. Nicht selten kamen wir auch in den Piräeus hinunter, wo sich schon damals der lebendige Lärm einer Hafenstadt aufthat. Mehrere Male wurde im Phalerus, einmal auch in Themistokles' Gedächtniß an der Insel Salamis gebadet.

Wenn, was öfter geschah, russische oder englische Kriegsschiffe vor dem Piräeus geankert hatten, so wurden wir gern eingeladen und diese Besuche gingen selten ohne einige Flaschen Marsalla ab, welche die gastfreundlichen Offiziere spendeten. Eines Tages war sogar die amerikanische Fregatte „Constitution“ erschienen. Auch diese wollte ich nicht unbesehen lassen, fuhr daher an Bord und wurde artig aufgenommen. Ich fragte neugierig, ob nicht unter den jüngeren Offizieren einer von deutscher Abkunft sei, worau

mir ein solcher vorgestellt wurde, der aber von unserer ganzen reichen Sprache nichts mehr wußte, als „Sauerkraut“ und „Speck“, überhaupt seine germanische Abstammung für einen sehr lächerlichen Umstand anzusehen schien.

Tiefer in's Land hinein kamen wir leider nicht. König Otto unternahm zwar alle Jahre mit geringem, auserlesenem Gefolge einen Umritt in seinem kleinen Königreich, bald nach dieser, bald nach jener Seite, aber wir konnten dies verführerische Beispiel nicht nachahmen, denn uns schreckten einigermaßen die Räuber, von denen es damals nie ganz stille wurde, noch mehr aber die großen Auslagen, die mit solchen Unternehmungen verbunden waren, denn, da es keine Straßen und keine Gasthäuser gab, so mußte der Reisende zu Pferde ausrücken mit einem berittenen Diener und einem Treiber mit seinem Maulthier, welches die Betten, die Mäntel, das Zelt und die Mundvorräthe trug. Unter 20—30 Drachmen für den Tag konnte das nicht abgehen.

Wenn daher die athenischen Deutschen auf Urlaub oder auf Erholung gingen, so wählten sie fast immer das Meer und die reizende Inselwelt. Leider konnte ich mich nur einmal frei machen, im August 1835, wo ich zunächst nach Aegina und von da nach Poros segelte. In Poros war damals der Sitz der griechischen Marineverwaltung, an deren Spitze Graf Rosen, ein liebenswürdiger Schwede, stand. Dieser war mir ein herzensguter Wirth und auch ein geduldiger Samaritaner, als mich in seinem Hause das Fieber überfiel und mehrere Tage festhielt.

Als ich von Poros Abschied nahm, gesellte sich zu mir ein junger Architekt, Ludwig Lange von Darmstadt, der später ein berühmter Baumeister zu München und mein langjähriger Freund geworden ist. Wir saßen ruhig in unserm Kaiki und schifften eben um das Vorgebirge Scylläum, als ein sehr unangenehmer Sturm ausbrach, der unsere Nußschale dermaßen hin- und herschüttelte, daß Lange sofort der Seekrankheit verfiel und stundenlang wie todt an meiner Seite lag. Doch kamen wir am nächsten Tage glücklich auf der Insel Hydra und in ihrer Hauptstadt an, blieben da über Nacht und fuhren des nächsten Abends auf einer hydräischen Brigantine nach der Insel Syros, welche in den Cykladen liegt. Dort verweilten wir ein paar Tage bei Herrn Bezirksrichter Sanderski, einem Landshuter, fuhren dann um Cap Sunium herum und kamen wieder wohlbehalten in Athen an.

Zu dieser Seereise kommt nur noch eine zweite, welche meine letzten Tage in Griechenland umfaßt, die noch später zu erwähnende Fahrt vom Piräeus nach Patras. Dies war Alles.

Nachdem ich aber nicht ohne Wehmuth jener schönen Zeiten gedacht, will ich auch Jener gedenken, die sie mit mir getheilt — nicht Aller, denn es waren gar Viele, aber doch Derer, welche einigermaßen hervorragten. Der ausgezeichnetste unter den jungen Bayern war Dr. Gottfried Feder aus München, ein vortrefflicher Jurist und liebenswürdiger Landsmann, der einmal mit mir in der Regentschaftskanzlei arbeitete, dann aber zum Rath am Cassationshofe und vor wenigen Jahren, nachdem er schon vorlängst aus

Griechenland herausgekommen, zum Präsidenten des bayerischen Verwaltungsgerichtshofes in München ernannt worden ist; da lebt er noch in großer Rüstigkeit. Nicht allein wegen seiner wichtigen Stellung als Vorsteher der deutschen Schule in Athen, sondern auch wegen seiner immer sprudelnden Laune und seiner witzigen Einfälle sei hier Johann Beeg, ein Nürnberger, als nächster genannt; doch blieb dieser nur drei Jahre in Athen und starb schon 1867 zu Nürnberg. Sehr beliebt war auch J. N. Bisino, ein Altbayer, der nach einem lustigen Studentenleben unter die Theologen gegangen und Stadtpfarrer zu Athen geworden war. Ebenso geachtet als Sänger wie als Zecher, stand er noch hin und wieder auf der Mensur, besorgte aber auch mit rührendem Eifer seine Seelen, die Kranken und die Sterbenden. Er verschied vor wenigen Jahren als Pfarrer in Niederbayern. Anderer Art, norddeutsch und hochgelehrt, aber sehr anziehend und umgänglich waren die schon genannten Dr. Ulrichs aus Bremen, damals Professor am Gymnasium, und Dr. Ludwig Roß, ein Holsteiner, der über die Alterthümer gesetzt war. Noch sehr schwach im Griechischen kam damals Georg von Hahn aus Hessen in Hellas an, lernte jedoch bald, was er brauchte, wurde später k. k. Consul in Janina und schrieb mehrere werthvolle Bücher über die Albanesen. Auch Karl Rottmann, der Landschafter, war längere Zeit unter uns. Ludwig Lange gehörte nicht minder zur Gesellschaft, ebenso Franz Wendland, ein Mecklenburger, der später Cabinetsrath des Königs Otto wurde. Ferner hielten sich mehrere junge Ingenieure und Architekten zu uns. Aber diese alle sind schon in Charons Nachen gestiegen, nur Ludwig Steub und Gottfried von Feder weilen noch diesseits des Acherons, wissen aber auch nicht, wie lange es noch dauern wird.

Touristen dagegen kamen damals in Griechenland noch selten vor. Hin und wieder zeigte sich wohl ein Abenteurer, der auf Dienst und Sold ausging, allein er verschwand bald wieder, weil beides nicht zu haben war. Der einzige Reisende von Gelehrsamkeit und Ruf, der damals in Athen erschien und sich an unsern Tisch setzte, war Professor K. G. Zumpt aus Berlin, dessen lateinische Grammatik mich durchs Gymnasium begleitet hatte. Er blieb aber nur wenige Tage.

Zu bemerken ist noch, daß in diesem Jahre, 1835, und zwar am ersten Juni, die Volljährigkeit des jungen Königs eintrat. Sie wurde mit großem Pompe gefeiert; wir Deutsche versammelten uns zu einem stürmisch heiteren Festmahl. An diesem Tage wurde Graf Armansperg zum Staatskanzler und ich zum Staatskanzleramtssecretair erhoben — die beiden Mitglieder der Regentschaft, die noch übergeblieben, von Kobell und von Heideck, fuhren nach Hause.

Graf Ludwig von Armansperg war damals achtundvierzig Jahre alt und uns Bayern ein theurer Name, weil er kurz vorher, von der Camarilla verdrängt, sich lieber auf sein Schlößlein zurückgezogen hatte, als seinem König ferner gegen seine Ueberzeugung zu dienen. Er war eine schlanke,

hochgebaute, doch mehr einnehmende als imposante Figur. Seine Formen schien er den Vogesen, den Ländern an Rhein und Mosel entlehnt zu haben, denn in deren Verwaltung war er nach der Leipziger Schlacht für längere Zeit beschäftigt. Er war ein gefeierter Redner in der Kammer, ein anziehender Sprecher im Salon und hatte sich überhaupt ein vortreffliches Deutsch zu eigen gemacht. So erschien er wenigstens äußerlich als vollendeter Gentleman, aus dem sich der Bajuvare ganz verflüchtigt hatte. Mit mir war er immer freundlich, schonend, rücksichtsvoll, doch redete er selten mehr als was zur Sache gehörte; auch nie ein Wort, das seiner unwürdig gewesen.

Wenn wir zu Tische geladen waren, ließ er sich schon eher gehen und erzählte allerlei Geschichten aus seiner früheren Zeit. Einmal, als wir aufgestanden, sagte er zu mir: „Nu, sprechen Sie einmal etwas englisch mit meiner Louise, damit ich sehe, ob sie was gelernt hat!“ Dieser Befehl wurde sofort vollzogen, aber es ging nicht ohne einige Verlegenheit auf beiden Seiten ab.

In seinem Leben war er mäßig — in der Arbeit unermüdlich, doch wurde er von Zeit zu Zeit durch das Fieber auf das Land verwiesen und wenn er in der Stadt war, verlor er viele Stunden mit den Gesandten der sogenannten „wohlthätigen“ Mächte, die ihm täglich auf die Bude stiegen.

Ich hatte immer eine Vorliebe für solche feingeschnittene, weltläufige, tactfeste Gestalten. Eine Persönlichkeit dieser Art schien mir immer viel werthvoller, als so ein „edler Kern in rauher Schale“, wie sie unter Bayern und Tirolern so häufig sind und so wenig in die Welt oder in gebildete Gesellschaft passen.

Der Graf ging 1837 wieder heim. Sein Wirken in Griechenland ist nicht sehr fruchtbar gewesen. Die Aufgabe war aber so schwierig, daß sie wohl auch kein Anderer gelöst hätte.

Seit Herrn v. Maurers Zeiten haben die Geschichtschreiber schwere Anklagen auf ihn gehäuft, ich muß sie auf ihm liegen lassen, denn ich bin nicht im Stande, sie wegzuwälzen. Die Unzahl von historischen Schriften, die seitdem über das neuere Griechenland erschienen, würde für die Aufgabe so viele Zeit erheischen, daß ich sie ablehnen müßte, auch wenn ich ihr gewachsen wäre.

Nachgerade war ich aber lange genug in Griechenland gewesen, um deutlich einzusehen, daß da auf keine Zukunft zu rechnen sei. Die Flitterwochen waren dahin und die Ehe schien nicht glücklich werden zu wollen. Auch der Graf sagte mir offen, er sei seiner aufreibenden Thätigkeit müde und sehne sie nach Ruhe. Wenn er verschwunden, so waren aber die schönen Tage in der Stadt des Theseus wohl auch für mich zu Ende. Ich nahm mir daher vor, allmälich wieder an den Strand der Isar zurückzukehren, und verschob entscheidende Schritte nur, weil mich der Staatskanzler, so oft ich davon sprach, zu beschwichtigen suchte. Es eile ja nicht! Im Augenblicke

sei ich nicht zu entbehren; wenn ich vielleicht doch in Griechenland bleiben sollte, würde sich auch da eine passende Stellung finden u. s. w. Da geschah es am 26. November, daß ich mit einem von dem Grafen aus Bayern berufenen, erst seit wenigen Monaten vorhandenen „Cabinetsrath“ in einen Streit gerieth, der sich nach meiner Ansicht durch unseren Vorgesetzten sehr leicht hätte schlichten lassen. Allein der Gegner verlangte eine Demonstration und so erhielt ich nach wenigen Tagen einen Erlaß, der mich aus dem Staatskanzleramte entfernte und zum Bezirksrichter in Chalkis, einer kleinen Stadt der Insel Euböa, ernannte. Ich habe das türkische Nestchen nie gesehen, die Stelle aber auch nicht abgelehnt, sondern um Urlaub gebeten, um auf meine Kosten nach Deutschland zu gehen. Dieser Urlaub wurde gewährt, aber als ich im Mai 1837 aufgefordert wurde, meine Stelle anzutreten, bat ich um meine Entlassung, welche ich dann auch erhielt.

Eigentlich war mir jene Wendung nicht unangenehm, denn sie stimmte zu den Gedanken, die mir seit dem Sommer immer näher gerückt, aber wunderlich war's mir doch, wie der Graf, der mich einst so unentbehrlich gefunden und so oft auf die Zukunft vertröstet hatte, mich jetzt so leichthin fallen ließ.

Nun ging's an die Zurüstungen zur Abreise. Am 15. Januar bestieg ich zum letzten Male die Akropolis und nahm Abschied von dem alten Parthenon, von Erechtheus' Tempel und von der ganzen heiligen Feste. Es versteht sich, daß mir eine lange Reihe von Abschiedsbesuchen oblag, viele bei den deutschen, noch mehrere bei den griechischen Familien. Letztere versicherten mich einstimmig, daß ich herzlich willkommen sein würde, wenn ich wiederkäme. Ein stark besuchtes Festmahl in meiner Stube versüßte die Trennung mit guten Speisen und guten Weinen, mit Reden, Gesang und herzlichen Sprüchen. Am 24. Januar, wo die seit langem schwankende Witterung gute Fahrt versprach, zog ich mit meinem Pädi ernst und still in den Piräeus hinab; am anderen Morgen bestieg ich das Kaiki, das mich nach Korinth brachte.

Die Reise von Athen nach Korfu ging sehr angenehm von Statten. Die Geduld und das freundliche Wesen, das ich den armen Bedrängten und Hilfesuchenden in den Audienzen und außerhalb derselben zu zeigen bemüht gewesen, hatte meinen Namen weit hinausgetragen ins Land, und wo ich hinkam, zunächst in Korinth, Patras und Korfu, fand ich unter den Griechen, namentlich unter den gebildeten und wohlhabenden, die herzlichste Aufnahme. Ὅλος ὁ κόσμος σε γνωρίζει καὶ ὅλος ὁ κόσμος σε ἀγαπᾷ — sagte mir der Erzbischof von Korinth; wenige Worte, die aber zu schmeichelhaft sind, um übersetzt zu werden.

Von Korfu segelte ich mit Capitain Ulisse auf dem italienischen Trabaccolo „La Gloria“ nach Ancona, hielt dort in heiterer Gesellschaft unter englischen Offizieren und einer welschen Operntruppe, die in Korfu gespielt hatte, eine zwölftägige Quarantäne, fuhr, nach damaliger Weise mit dem Vetturino, über

den Apennin in's ewige Rom, wo ich etwa vierzehn Tage blieb, und kam über Florenz und Venedig am 11. Mai, von meinen Lieben mit hohen Freuden bewillkommt, wieder in München an.

In München wurde ich allenthalben herzlichst aufgenommen, zumal im Hause meines väterlichen Freundes, Friedrich Thiersch. Der Aufenthalt in Athen hatte mir einiges Relief gegeben und meine Beziehungen erweiterten sich nun auf die angenehmste Weise. Ich fand mich wieder leicht in diese Verhältnisse hinein, aber sie gefielen mir doch nicht recht, und ich konnte das schöne Griechenland noch lange nicht vergessen.

Meines Lebens Mai hatte im Lande der Götter und der Helden abgeblüht. Die Energie des Willens zeigte sich, als ich wieder auf heimischem Boden stand, bedenklich gemindert. Nachdem ich von dort, wohin ich so große Hoffnungen getragen, nichts mitgebracht als schöne Erinnerungen, so war ich zu sehr enttäuscht, um für die kommenden Tage mich in neue Träume zu verlieren. Ich sah daher in eine reizlose Zukunft. Es schien nichts übrig zu bleiben, als im Dienst der Gerechtigkeit, der mich wenig ansprach, den ersten Vorstufen still und bescheiden entgegen zu altern, dann in einem Landstädtchen zu verbauern und endlich, wenn's gut ging, in späten Zeiten als ein hochbejahrter und allgemein bedauerter, aber höchst obscurer Ehrenmann in's bessere Jenseits zu verduften.

Noch lag ein großer Stein auf der Rennbahn meines Lebens, der zunächst übersprungen werden mußte, wenn ich auf bayerischem Boden weiter kommen wollte. Dieser Stein war der juridische Staatsconcurs, der am 1. December begann und vierzehn Tage dauerte. Diese Prüfung, welche sämmtliche Aspiranten in Einem Saal vereinigte, war sehr verrufen, doch fiel sie mir viel leichter, als ich erwartet hatte. Einmal waren alle Hilfsmittel, alle Bücher erlaubt, und dann waren die gestellten Fragen lauter hübsche literarische Aufgaben, die sich mit jenen Behelfen ganz angenehm bearbeiten ließen. Ich hatte mir von der Staatsbibliothek über einen Centner Bücher ausgebeten und schwang mich mit deren Unterstützung ohne Mühe zur besten Note empor. „Diesmal," sagte damals ein altbayerischer Leidensgenosse aus Dachau, „diesmal haben's die Bücher ausg'macht, und die besten Bücher hat der Steub g'habt." — Nachher trat ich wieder als Praktikant beim Stadtgericht München ein.

Nun laßt uns aber das juridische Leben unseres Biographen mehr und mehr bei Seite setzen und so kurz als möglich erzählen, was er auf seiner literarischen Laufbahn erstrebt und erlebt hat.

Bücher zu schreiben und gelesen zu werden oder, wenn ich mich edler und vornehmer ausdrücken darf, der Literatur oder gar der Poesie zu leben, das war ein Wunsch, der in meinem Herzen schon früh aufstand. Walter Scotts Ivanhoe hatte mich so entzückt, daß ich mich sogleich entschloß, ihn nachzuahmen. Ich war kaum vierzehn Jahre alt, als ich schon meine erste Scene niederschrieb. Es war ein Gespräch zwischen einem Hirtenknaben und

seiner Großmutter, der er erzählt, daß er einen jungen Ritter in glänzender Rüstung habe auf die nahe Burg reiten sehen, um da um die Hand des Edelfräuleins anzuhalten. Dies interessante Fragment ist längst verloren, doch habe ich mich über den Verlust auch längst getröstet.

Das Tagebuch des Jahres 1830 bringt im Spätherbst eine Stelle welche lautet: „Wie ich nun in Dillingen (bei Verwandten auf Besuch) verweilte und so manche Stunde mir selbst überlassen war, da kamen mir die alten Gedanken wieder, wie ich mir Namen und Ruhm erwerben könnte, wenn ich so schön beschriebe, wie die Plinganser und die Meindel für's alte' Bayerland gefochten und wie traurig es ausgegangen sei. — So war's mir niemals im Kopfe wie damals, so innig romanhaft und wenn's mir immer so wäre, so müßte ein Meisterwerk entstehen."

Seltsam klingt hier die Erinnerung an „alte Gedanken"; übrigens ist der schon vielfach beschriebene und besungene Bauernaufstand von 1705 gemeint, dessen Geschichte Professor Sepp jetzt erst genauer erforscht, ausführlich dargestellt und im „Sammler" der A. Abendzeitung veröffentlicht hat.

Im Januar 1831 spricht das Tagebuch noch einmal davon, dann aber nie wieder.

Nachdem der Staatsconcurs überstanden, dachte ich bald wieder an die literarischen Träume meiner Jugend. Am 26. Januar 1837 berichtet das Tagebuch:

„Seit beinahe vier Wochen schreibe ich an einem Aufsatze für das Morgenblatt, den ich „Ferienreisen in Griechenland" betiteln will. Er soll meine im vorletzten Sommer unternommene Reise nach Poros und Syra zum Gegenstand haben. Es wird leider nichts Schönes und ich werde froh sein, wenn es die Redaction nur aufnimmt. Morgen werde ich fertig. Gut, daß es aus ist, denn ich habe mich über dieser Arbeit wirklich mehr ennuyirt, als ich dachte, daß es bei meinem ersten schriftstellerischen Versuche der Fall sein würde."

An Fleiß hatte es gleichwohl nicht gefehlt. Von dem Manuscripte liegen in meiner Schublade noch mehrere Abschriften, die alle wieder frisch durchgefeilt und verbessert sind. Aber die Redaction rechtfertigte entgegenkommend meine Befürchtungen. Ihr Schreiben vom 30. März sprach die Ansicht aus, daß die Schilderungen nur gewinnen müßten, wenn sie an manchen Stellen etwas zusammengezogen würden. Ob sie dies selbst thun sollte, ob ich es besorgen wollte? Ich überließ ihr das Manuscript auf Gnade und Ungnade, allein als es nach mehreren Monaten immer noch nicht gedruckt erschien, erbat ich es zurück. Ich habe schon mehrmals daran gedacht, es wieder vorzunehmen und ein kleines Bächlein guter Laune durchzuleiten, allein ich habe nie die Zeit dazu gefunden.

Indessen ging es immer um in mir; felsenfest stand der Glaube, daß ich nur ein schönes Buch zu schreiben brauchte, um meinem Leben einen andern Schwung zu geben.

Wir stehen am Vorabend eines neuen Versuches.

Im März 1838 wird nämlich zum ersten Male das Morgenroth der „Bilder aus Griechenland" sichtbar. Es sollte eine humoristische Beschreibung meiner Reise von Athen nach Korfu werden. Besonders schildernswerth schien mir dabei jenes gutmüthige, aber ungeschlachte Wesen der bayerischen Landbeamten, das ich schon damals hinreichend kannte, weil ich in Aichach unter ihnen aufgewachsen war. Diese gemüthlichen Rüpel gehen wie ein rother Faden durch alle meine Schriften. Ich entdeckte immer neue Reize an ihnen und wurde nicht müde, sie immer wieder von neuen Seiten darzustellen. Herr Zöpfelmaier, der den Praktikanten Hirlmayer von Ebersberg, auch einen Griechenfahrer, wiedergeben sollte, ist das erste Beispiel dieser Art.

Im August 1838 hatte ich meinen Wohnsitz nach Neuburg an der Donau verlegt, einem anmuthigen Städchen mit Appellationsgericht und anregender Gesellschaft, wo ich ein Jahr verbleiben sollte, um mich in der höheren Jurisprudenz auszubilden. Ich nahm die Bilder aus Griechenland halb vollendet mit und war nun eifrig bemüht, sie zu Ende zu bringen.

Im März 1839 sandte ich ein fertiges Stück, „Die Piräeusstraße," an das Morgenblatt. Diesem gefiel das Fragment und so erschien es denn am 7. Mai in seinen Spalten. Dieser Maitag ward ein Festtag für mein ganzes Leben und ich übersehe ihn jetzt noch selten. Es war, als ob eine liebliche Muse die rosenfingrige Hand zum Fenster hereinstreckte, und ich sie nur zu fassen und zu halten brauchte, um aus meines Thales Gründen auf sonnige Höhen gezogen zu werden.

Um Neujahr 1840, als ich wieder in München, war das Buch fertig. Ich kann ihm in Wahrheit nachsagen, daß es sehr oft durchgesehen, mit strenger Kritik behandelt und vielfach abgeändert, im Sinne des Verfassers verbessert worden ist. Nach seinen Hoffnungen sollte es ihm viel Glück in's Haus bringen. Post nubila Phoebus! schrieb er am Neujahrstage auf das Titelblatt des Tagebuchs. Und am letzten Januar sandte er das Manuscript zur Annahme an die Cotta'sche Buchhandlung, der es vom Morgenblatt her empfohlen sein sollte, um es am 10. März mit dem Bescheide zurückzuerhalten, daß sie es nicht verwenden könne, weil sie mit einer ganz ähnlichen Publication, einem sehr gründlichen und umfassenden Werke, beschäftigt sei.

Nun begann eine Hetze durch ganz Deutschland, über Stock und Stein, über Feld und Haide nach einem Verleger, bis endlich, nachdem ich in dreizehn Monaten vielleicht zwanzig Körbe erholt hatte, sich ein solcher fand, der mir die Courtoisie erwies, das liebe Buch, in dem so viele hundert hoffnungsvolle Stunden steckten, ohne Honorar vor das Publikum zu bringen.

Als es dann erschien, 1841, wurde es von den Kritikern in den Zeitungen und den Wenigen, die es lasen, sehr gelobt, aber es kam doch nicht auf und war bald verschollen. Näheres hierüber in meiner Schrift: „Aus Tirol", 1880 S. 208 u. ff.

Vor kurzer Zeit begegneten mir bald nach einander Hyacinth Holland und Hermann Lingg auf der Gasse. Jeder erzählte, er habe eben zum ersten Male die Bilder aus Griechenland gelesen, das sei ja ein sehr schönes Buch! So hörte ich nach vierzig Jahren wieder zum ersten Mal von diesem verlorenen Sohne.

Im Jahre 1841 erschien im Morgenblatte auch „Der Staatsdienst-Aspirant", meine erste Novelle, die das leere, geistlose Leben eines gewöhnlichen kgl. bayerischen Landgerichts-Praktikanten in heiterer Ironie zu schildern sucht.

Im Herbst desselben Jahres erhob sich ein Verleger zu Karlsruhe, um ein großes Werk: „Deutschland im neunzehnten Jahrhundert" herauszugeben. Dazu wurden verschiedene deutsche Schriftsteller geworben und die gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg fiel in meine Hände, worüber ich sehr glücklich war. Daran hängen nun die „Drei Sommer in Tirol", die in den Jahren 1842, 43, 44 entstanden und im Jahre 1846 ans Licht getreten sind. Das Werk wurde freundlich aufgenommen, obgleich es gar nicht zweckmäßig angelegt ist. Ich hatte nämlich zuerst die Gegenden, die mich am meisten anzogen, in Arbeit genommen und an den Notizen, die ich über Berg und Thal gesammelt, mit Zuziehung anderer literarischer Hilfsmittel lange, lange fortgeschrieben, bis ich eines Tages eine annähernde Berechnung aufstellte und dabei fand, daß ich schon weit über die vereinbarten 30 Bogen hinausgekommen war. Ich strich nun Manches wieder, was schon fertig und konnte mich um so weniger entschließen, neue Gegenden anzugreifen, als ich sie auch nur wieder hätte streichen müssen, wenn das Buch nicht, was der Verleger keineswegs wünschte, in zwei Bänden hätte erscheinen sollen. So sind denn sehr wichtige Landschaften wie das Unterinnthal, das Pusterthal, das untere Etschland, und Wälschtirol ganz weggeblieben.

Diesem Fehler hat die zweite Auflage, die im Jahre 1871 erschienen, möglichst abzuhelfen gesucht. In Tirol gefällt diese zweite Auflage gleichwohl nicht recht, einmal, sagt man, weil der historisch-politische Nachtrag der ersten, der mir, aus dem Vormärz stammend, nachgerade denn doch veraltet schien, gänzlich weggeblieben ist und dann, weil die alten Stücke hie und da gekürzt worden sind, um mehr Raum für die neuen Zuthaten zu gewinnen. Uebrigens ist auch die erste Auflage ziemlich still durch ihr langes Leben, ihre fünf und zwanzig Jahre gegangen. Mit den fünf ungebundenen und zwei gebundenen Freiexemplaren, die ich 1846 an meine Freunde in Tirol gesandt, war der Lesebedarf des ganzen Landes gedeckt. Die jetzigen Tiroler kennen nur noch den Titel. Wenn ich mitunter auf der Wanderschaft des Werkleins bedarf und nach ihm frage, kommen ganze Landschaften in Verlegenheit. Ein reisender Freund war einmal Innsbrucks sämmtliche Buchhandlungen ausgegangen, ohne es auftreiben zu können. Jetzt wird es nie mehr citirt, aber öfter ausgeschrieben.

Als die drei Sommer in Tirol verstrichen waren, im Jahre 1845, und zwar im März, wurde ich zum Rechtsanwalt in der Vorstadt Au ernannt.

Mir hätte leicht etwas Angenehmeres begegnen können. Ich hatte damals einen Roman begonnen und hätte lieber an diesem fortgeschrieben, freilich nicht, um ihn wieder herzuschenken. Später, 1863, ging ich zum neueingeführten Notariat über, in dem ich aber zuletzt so melancholisch und nervös wurde, daß es mir eine Lebensrettung schien, als ich im Herbste 1880 diese Bürde niederlegen konnte.

Das Jahr 1848 brachte eine zweite Novelle, „die Trompete in Es,“ eine seltsame Geschichte, die zwischen dem Vicar und dem Färbermeister in Oberaudorf vorgefallen war und zur guten Hälfte in meinen Acten lag, weil ich letzteren vertreten hatte. Die Geschichte wurde ein paar Male aus dem Manuscripte vorgelesen und gefiel den Hörern ungemein. Ein Verleger hatte sich auch bald gefunden und so druckten wir die 500 Exemplare auf gemeinschaftliche Rechnung, Stück für Stück um achtzehn Kreuzer rheinisch. Das Geschichtchen fand bei Einzelnen vortreffliche Aufnahme, aber der Preis war für's große Publicum doch zu hoch gegriffen. Nach einiger Zeit, als die Kosten gedeckt waren, schenkte mir der Verleger den ganzen Rest, etliche hundert Exemplare, die ich dann wieder kleinweise, namentlich an meine ländlichen Clienten, verschenkte.

Zu den vielen schönen Sachen die mir hienieden noch abgingen, zählte ich auch eine tiefe, heiße, phantastische Liebe. Ich war jetzt sechsundreißig Jahre alt und hatte diese noch nie empfunden. Um mir die Sehnsucht, mit der ich nach ihr lechzte, vom Halse zu schreiben, stellte ich nun im Jahre 1849 wieder eine Novelle auf, „Das Seefräulein“, das zuerst in den Fliegenden Blättern erschien, und später, in ein Lustspiel umgearbeitet, zuerst am 5. Mai 1868 und seitdem öfter im Hoftheater zu München mit Beifall über die Bretter gegangen ist.

Nun waren allmälig so viele kleine Stücklein zusammengekommen, daß es an der Zeit schien, sie zu sammeln. Sie erschienen im Jahre 1853 zu Stuttgart unter dem Titel: „Novellen nnd Schilderungen“. Aber wer da dachte, daß die früher mit so vielen Freuden aufgenommene „Trompete“ oder das mit nicht minderer Herzlichkeit begrüßte „Seefräulein“ dem Büchlein die Wege ebnen würden, der fand sich bitterlich getäuscht. Es blieb ebenfalls liegen, kam durch Gantversteigerungen in verschiedene Hände und neulich erst, fast nach dreißig Jahren, als noch ein gutes Hundert Exemplare vorhanden waren, wurde es von Herrn Alfred Bonz, meinem jetzigen vortrefflichen Verleger, mit seinen andern Kleinodien vereinigt.

In Tirol, im Voralberg und Graubünden finden sich bekanntlich eine Unzahl undeutscher Namen, um die sich bis dahin Niemand gekümmert hatte. Ich suchte nun zu beweisen, daß dieselben theils rhätischen, theils romanischen Ursprungs seien und daß Tirol, obwohl von Deutschen beherrscht, doch bis tief ins Mittelalter herein ein romanisches Land gewesen. Diese Aufstellungen waren neu und sie durften namentlich die Tiroler interessiren. Aber das Büchlein, das 1854 unter dem Titel: „Zur rhätischen Ethnologie“

erschien, brauchte zwanzig Jahre bis es den kurzen Weg von München bis zu den Gelehrten von Innsbruck zurückgelegt hatte. Erst seit einigen Jahren wird es dort mitunter citirt. Es liegt über ihm noch immer eine Tarnkappe, die die wenigsten Forscher zu durchbohren vermögen.

Nun kommen wir an den schon erwähnten Roman, der meines Erachtens das glänzendste Gestirn an meinem literarischen Himmel werden sollte, aber eigentlich auch nie aufgegangen ist. Er sollte ein Bild jener düstern Zeiten geben, die wir unter dem ersten Ludwig durchzuleben hatten, jenem Fürsten, der für den Fortschritt in den schönen Künsten ebenso viel, als für den Rückschritt in allen übrigen Richtungen gethan hat.

Die ersten Anzeichen dieser traurigen Geschichte finden sich schon in den Zeiten, die den „Drei Sommern" vorangingen. Ja, das erste Capitel, der Helden Jugend, scheint schon im Jahre 1841 entstanden zu sein. Nachher vergingen wohl viele Tage, aber doch nie ein Jahr sine linea. Ich empfand noch keine Lust am Anfang anzufangen, denn ich kam mit dem Plane nicht ganz ins Reine und hatte natürlich auch immer Andres zu thun, was mich entschuldigte, wenn ich diese Arbeit bei Seite setzte.

Immerhin hatte sich nach und nach in blauem Umschlag eine solche Menge flüchtig hingeworfener Einfälle gesammelt, daß es endlich billig schien, ihnen eine anständige Unterkunft zu gewähren, die sie durch ihr geduldiges Warten wirklich verdient hatten. So begann denn im Herbste 1853, etwa zwölf Jahre nach dem ersten Spatenstich, die ernst genommene, wenn auch noch nicht ununterbrochene Beschäftigung mit dieser Arbeit, die ich, wenn ich's sagen darf, mit Begeisterung durchführte und mit einem Fleiße, der ihr gleich stand. Es findet sich wohl in der ganzen Literatur der Deutschen kein Buch, das in allen seinen Theilen, im Großen und im Kleinen, so oft überlesen, so mühsam durchgebürstet, so vielfach nachgebessert worden ist, wie diese Deutschen Träume.

Da ich bisher in Süddeutschland kein Glück gefunden, so war es mir sehr angenehm, daß sich dieses Mal ein norddeutscher Verleger fand, Friedrich Vieweg in Braunschweig, der das Buch im Frühling 1858 an's Licht brachte.

Ich war nach meiner Art fest überzeugt, daß diese Deutschen Träume einen ungeheuren „Pumperer" thun, und in einem Vierteljahre die zweite Auflage erleben würden; die Sache aber ging sehr ruhig ab. Es kamen mir wohl zwei oder drei enthusiastische Briefe zu, ebenso viele mündliche Glückwünsche gleichen Tones, auch mehrere günstige Recensionen, darunter eine von Taillandier in der Revue des deux mondes, aber es zeigte sich bald, daß der Geschmack des großen Publikums nicht getroffen und daß das Buch ebenfalls in die bayerische Lethe zu fallen bestimmt sei. Das Buch, hieß es, hätte im Vormärz erscheinen sollen; da hätte es in die allgemeine Stimmung eingegriffen — jetzt sei man über jene Zustände hinaus und erinnere sich nicht mehr gerne daran. Auch sei es zu melancholisch!

Nachdem jene Zeiten einmal vorüber, wäre es allerdings zuträglicher gewesen, sie ironisch, humoristisch, satyrisch zu behandeln — statt eines tödtlichen Schusses ein glücklicher Ausgang, und das Buch hätte gewiß einigen Erfolg erlebt. Seit jener Zeit habe ich mich auch immer vor traurigen Ausgängen in Acht genommen. Unser tägliches Leben bringt wahrhaftig immer so viel Aerger, Verdruß und Kummer mit sich, daß der Schriftsteller dem Leser, der sich bei ihm erheitern will, nicht zumuthen sollte, sich auch noch über die Schicksale seiner fingirten Personen abzuhärmen. Professor Anton Schönbach in Graz meinte einmal in einer sehr günstigen Besprechung meiner gesammelten Novellen, welche das deutsche Literaturblatt brachte, es wäre vielleicht nicht übel, wenn nach dreiundzwanzig Jahren die Deutschen Träume, etwas revidirt, neuerdings an's Licht träten. Seitdem denke ich selbst mitunter an eine solche Auferstehung, die aber den eben ausgesprochenen Ansichten nachgehen würde und Herrn Jörg von Bolzen die schöne Gitta heirathen ließe.

Nun wollte ich aber auch einmal für mein engeres Vaterland eine literarische That verüben. Seit zwanzig Jahren war ich jeden Sommer auf ein paar Wochen in's baierische Gebirge gegangen und hatte da allerlei Wanderschaftliches geschrieben, was dann im Morgenblatte oder in der Allgemeinen Zeitung erschien und in München sehr gefiel. Diese Aufsätze wurden nun fleißig überarbeitet und die Lücken kunstreich ausgefüllt, so daß das Buch, „Das bayerische Hochland“ (1860) ein ebenso unterhaltendes als belehrendes Bild des Gebirges von Füßen bis Berchtesgaden darbietet. Im Anfang sollen sich diese neue Erscheinung auch wirklich einige Tegernseeer Bauern angeschafft haben, aber den gebildeten Familien der Hauptstadt und des Hochlandes blieb sie nahezu unbekannt.

Das Jahr 1867 brachte die „Herbsttage in Tirol“, in deren erster Hälfte sich eine Biographie des berühmten Tirolers Philipp Jacob Fallmerayer findet, und zwar nach einem schriftlichen Grundriß, den mir dieser Freund auf meine Bitte selbst gefertigt. Die zweite Hälfte enthält ethnographische Betrachtungen über die Räthsel der tirolischen Vorzeit, über Rhätier, Römer und Romanen, Bajuvaren, Gothen und Langobarden, Betrachtungen, die diese Vorzeit wohl in sehr verlässiger Weise construirt haben. Jene Herbsttage brachen aber über Tirol nie an, nicht einmal die dortigen „Gelehrten“ nahmen Notiz von ihnen, wovon ein schlagender Beweis anzuführen wäre.

Im Jahre 1869 erschienen die Altbayerischen Culturbilder, deren Hauptstück „der Deggendorfer Judenmord“ war, eine von ultramontaner Seite herausgeforderte Untersuchung jenes jetzt noch nach fünfhundert Jahren durch Processionen, Wallfahrten, Predigten und Ablässe gefeierten Ereignisses. Sie stellte klar heraus, daß es nur ein blutrünstiger Betrug gewesen, der die Juden von Deggendorf und mit ihnen auch die Schuldbriefe, die ihnen die Deggendorfer ausgestellt, vernichten sollte. Die Artikel, die zuerst die A. Allgemeine Zeitung brachte, erregten großes Aufsehen. Viele verlangten

dringend, daß sie wieder abgedruckt würden, aber als sie bald darauf vermehrt und verbessert bei Ernst Keil in Leipzig erschienen, fragte Niemand mehr darnach. Jetzt liegen zu Leipzig noch 300 Exemplare.

Im letzten Jahrzehnt habe ich sehr fleißig gearbeitet und mehr geschrieben, vielmehr herausgegeben, als in den dreißig Jahren, die vorangehen. Da erschienen einmal „Die oberdeutschen Familiennamen, (1870)“ eine Untersuchung, die den Gegenstand, meines Erachtens, merklich weiter brachte, jedoch nur die Ehre erlebte, von einem strebsamen Gelehrten als Unterlage für ein analoges Büchlein benützt, aber keineswegs als solche angeführt zu werden. Hierauf folgte die schon erwähnte zweite Auflage der „Drei Sommer in Tirol“ (1871), die „Lustspiele“, 1873, und dann unter dem Titel „Kleinere Schriften“ alle meine bis dahin noch nicht gesammelten Aufsätze und Abhandlungen in vier Bändchen, Reiseschilderungen, literarische Aufsätze, tirolische Miscellen, altbayerische Miscellen (1873—75). An diesen Kleineren Schriften habe ich auch nicht viel Freude erlebt, zumal da sie Herr Hermann Uhde in den Blättern für literarische Unterhaltung schimpflich herunterriß, behauptend, einmal tauge das Sammeln überhaupt nichts, und wenn es auch einzelnen nachgesehen werden könnte, so gehöre doch ich nicht zu dieser Elite.

Im Jahre 1875 war das Bayerische Hochland vergriffen und die Verlagsbuchhandlung regte zuerst eine zweite Auflage an. Die italienische Reise, die ich damals vorhatte, verhinderte mich, die Arbeit sofort zu beginnen und als ich sie wieder in Erinnerung brachte, hatte sich jene anders besonnen und meinte, da sich die erste Auflage in neunzehn Jahren kaum verkauft habe, so wolle sie auf eine zweite lieber nicht eingehen, vielmehr das Verlagsrecht in meine Hände zurückgeben. Sie habe einmal mit meinen Büchern — unbeschadet ihres inneren Werthes — kein Glück, wie dies bei den Kleineren Schriften und der zweiten Auflage der Drei Sommer besonders der Fall, da letztere in acht Jahren noch nicht zur Hälfte abgesetzt sei. (Näheres hierüber in meinem Büchlein „Aus Tirol“ S. 218 ff.)

Nachdem alle die verschiedenartigsten Verleger, die ich mir bisher selbst gesucht, über mich nur zu seufzen gehabt, so schien es mir eine gute Vorbedeutung, einmal von einem Verleger gesucht zu werden. Dies begab sich vor etwa sieben Jahren in Radolfszell am Bodensee, wo ich meinen Freund, den Herrn Hofrath von Scheffel, besuchte und dort auch den Herrn A. Bonz von Stuttgart traf, der des ersteren Schriften druckt. „Da die Herrn,“ sagte letzterer eines schönen Morgens zu mir, „so gute Freunde sind, so möchte ich auch Ihr Verleger werden.“ Ich hatte damals nichts anzubieten, als eine Reihe von Reiseschilderungen, die in den Jahren 1873—75 entstanden und schon vorher in der Allgemeinen Zeitung erschienen waren, dann aber 1878 trotz Herrn Uhdes Bannstrahl unter dem Titel: „Lyrische Reisen“ gesammelt herauskamen.

Im Weinmond des Jahres 1878, als ich zu Arco in Wälschtirol saß, fiel mir plötzlich ein, ich sollte einmal eine alte Geschichte, die mir vor

dreißig Jahren ein guter Freund im tirolischen Hall erzählt hatte, als Novelle verarbeiten. Ich ging mit jugendlichem Feuer an's Werk und hat mich nicht leicht eine Aufgabe so gefreut wie diese. Aufrichtig gestanden, schien mir „Die Rose der Sewi" auch vortrefflich gelungen. Als die Herren A. Bonz & Cie. sie 1879 als zierliches Heftchen in die Welt schickten, dachte ich in meiner Art gar nicht anders, als sie würde im Sturmlauf die Herzen von ganz Deutschland erobern und in wenigen Wochen eine neue Auflage erheischen, doch ist's auch wieder anders gegangen.

So wenig Seide Herr A. Bonz mit den Lyrischen Reisen gesponnen, so druckte er doch bald — mit gleichem Erfolg — ein ähnliches Büchlein: „Aus Tirol," welches vor drei Jahren herauskam. Es enthält einige Schilderungen aus der Wanderschaft, einige literarische und culturgeschichtliche Abhandlungen, darunter auch die merkwürdige Begebenheit: „Im Lesezimmer zu Kufstein."

Von den „Novellen und Schilderungen," die 1853 erschienen, ist oben schon gesprochen worden. Sie lagen damals in guter Ruhe in einem Keller zu Stuttgart. Nun waren aber mehrere neue Novellen erblüht und es schien nicht unstatthaft, die alten und die neuen gesammelt herauszugeben, was Herr H. Uhde, wenn er gefragt worden wäre, wohl auch verboten hätte. Nun entstand die Frage, ob auch „Die Rose der Sewi" in die Sammlung aufzunehmen sei. Mir schien sie eine liebliche Nachtigall, die vielleicht in der Freiheit viel schönere Tage erleben konnte, als mit den anderen in ihrem Käfig. In Stuttgart meinte man aber, ohne die Rose ginge es nicht. „Bis wenn kriegen wir denn die zweite Auflage?" fragte ich den Herrn Verleger im November 1880. „Nicht vor drei Jahren!" Da warf ich auch alle „diesbezüglichen" Hoffnungen in den nächsten besten Winkel und sprach: „Schlachten sie in Gottes Namen das liebe Mädchen in das Buch hinein, mir ist jetzt alles gleich!"

So erschienen denn die gesammelten Novellen vor zwei Jahren in feiner Ausstattung zu Stuttgart.

Ich dagegen erhielt im letzten Mai einen Brief meines Herrn Verlegers mit der Meldung, daß zwar die eine Hälfte des Vorraths verkauft sei, daß er aber die andere mit neuen Titeln und Umschlägen Anfang September als zweite Auflage in die Welt senden möchte. Die guten Freunde des Herrn Bonz können nun freilich nicht anders, als das Publikum „nachdrücklichst" auf diese interessante Erscheinung hinzuweisen, umsomehr als sie auch mit meinem „Porträt geschmückt sein wird." Anbei bleibe aber nicht ungesagt, daß ich mich, nachdem jene chimärischen Hoffnungen zerstoben waren, mit dem bisherigen Absatze ganz zufrieden gegeben, und die künstliche zweite Auflage so wenig angeregt habe, als die Ausschmückung mit meinem Antlitz, zumal ich dies einer zweiten Veröffentlichung nicht bedürftig und auch seine Aufgabe, als eine Art Sirene die unvorsichtigen Schiffer aus dem Ocean der deutschen Literatur hereinzulocken, nicht für lösbar halte.

Das letzte Buch, mit dem ich die deutsche Lesewelt zu erfreuen meinte, ist voriges Jahr erschienen. In Tirol lebten einst zwei bedeutende Männer, Pater Beda Weber zu Meran und Dr. Joseph Streiter zu Bozen, welche früher gute Freunde waren, später aber unheilbar zerfielen. Dieses Zerwürfniß wurde nun in einem Wiener Blatt besprochen mit dem Beisatze: „Auch Zwischenträger mögen geschadet haben.“ Da ich nun dazumal — im Sommer 1844 — allerdings in Streiters Auftrag — dem Pater Versöhnung anzubieten hatte, welche dieser aber nicht annahm, so war ich immerhin ein Zwischenträger zu nennen, und da sonst kein Sterblicher mit gethan, so bezog ich jene Worte nur auf mich. Um sie richtig zu stellen, suchte ich nun alte Zeitungen, alte Briefe, alte Tagebücher hervor und schrieb nach diesen Quellen ein Buch über die literarischen Unruhen jener Tage, welches die Welt als „Sängerkrieg in Tirol“ überraschte. Es schildert die damaligen Zeiten, die in Tirol vollkommen vergessen sind, so daß ich der Einzige bin, der noch davon zu erzählen weiß. Den Tirolern will das Büchlein aber nicht recht munden; es schildert sie zu sehr, wie sie sind, während sie sich viel lieber loben lassen. Sie sagen daher, sie hätten etwas anderes zu thun, als jetzt noch die Schliche eines Pater Beda zu studiren, und lassen das Büchlein links liegen. Der Verleger seufzt — was mir leid thut, denn ich wünsche ihm eben so viel Glück, wie mir selber.

Dies ist mein Leben — zunächst mein literarisches — ein trübseliges Tableau eines mehr als vierzigjährigen Ringens, das fast nur Nieten, nie einen schönen beneidenswerthen Erfolg eintrug und die Verleger noch mehr als mich verstimmte. Gleichwohl erwecken mir meine Schriften, wenn ich sie hin und wieder durch die Hand gehen lassen, nur freundliche Erinnerungen, denn ich habe sie, abgesehen von dem allerersten Versuche, alle aus ganzem Herzen, mit voller Kraft, in der angenehmsten Aufregung zu Stande gebracht. Wenn das, was mir mündlich oder schriftlich oder in Recensionen zukommt, nicht eitel Schmeichelei ist, so müßen sie ganz gut geschrieben, witzig und geistreich sein und doch hat meine Muse in so langer Zeit so gar nicht gedeihen wollen! Glücklich, daß ich nicht von ihrer Hände Arbeit abhänge.

Einige Schuld an diesem Mißgeschick mag wohl auch daran liegen, daß ich zumeist für Bayern und Tiroler geschrieben habe. Wer für diese beiden stamm- und geistesverwandten Völker schreibt, wird immer zwischen zwei Stühlen niedersitzen; das literarische Bedürfniß ist dort drinnen so gering wie da heraußen. In Berlin oder Wien geht's viel leichter.

Somit stehe ich denn am Rande eines Lebens, das ich immerhin ein glückliches nennen darf, da ich bisher von Krankheiten und schweren Schicksalsschlägen verschont geblieben bin. Wenn meine Bücher kein Glück gemacht, so schlage ich das nicht so hoch an, sondern kann mich sogar, wie der bekannte Spartaner, freuen, daß im großen Vaterlande so viele bessere Scribenten zu finden, als ich.



Ueber Ludwig Steub.

Von

Felix Dahn.

— Königsberg. —

Es ist eigentlich überflüssig, dieser authentischen Lebensbeschreibung eine Kritik oder Charakteristik des Schriftstellers beizufügen; denn diese Beschreibung hat Jedem, der sie soeben zu Ende gelesen, die eigenartige Anmuth des Stiles ihres Helden und Verfassers so angenehm vor Augen gestellt, daß deren Analyse durch einen Andern unnöthig erscheint. —

Die Veröffentlichungen Steubs gliedern sich in drei Gruppen:

I. Hellenica. II. Die gelehrten Arbeiten (über tirolische und bayerische Sprach- und Culturgeschichte). III. Belletristik.

Was die Hellenica betrifft, freuen wir uns, den ehrenreichen Herren Hermann Lingg und Hyacinth Holland darin „über" zu sein, daß wir diese nach Inhalt und Form gleich anziehenden Schilderungen von Land und Leuten in Neu-Hellas schon seit einem Vierteljahrhundert kennen und hochschätzen. In der That: „ex ungue Leonem". Oder, hier richtiger gesagt: „in der Knospe liegt bereits die Frucht."

Diese frühesten Schilderungen bekunden bereits die individuellen Züge des Verfassers in starker Ausprägung: vor Allem ein vortrefflich gefüllter und in seinem Reichthum nie verwirrter, vielmehr stets säuberlich geordneter „Schulsack", d. h. seltene Beschlagenheit in griechischer und lateinischer Sprache, Grammatik, Literaturgeschichte, Geographie, — ein Vorzug, den wir noch wiederholt hervorzuheben haben; und den derjenige am Höchsten anschlägt, welcher den Zustand des Gymnasialunterrichts im lieben Bayerland in jenem tempus plusquam perfectum kennt. Und doch will es fast scheinen, daß

jener Unterricht in den Tagen des jungen Ludwig besser war, als ungefähr 1840—48, da oft ganz unwissende Pfarrer, zumal in den untersten Klassen, verwendet wurden.

Ferner tritt schon in jenen neugriechischen Essays die Gabe hervor, welche den echten Ethnographen auszeichnet, Dinge zu sehen und zu hören, an denen andere Reisende vorüberstolpern, und die Kunst, aus Steinen und Namen den Werdegang der Völkergeschichte, ein rückwärts gewendeter Prophet, weissagend wieder herauf zu beschwören.

Endlich zeichnet schon jene Darstellung die feine, ganz eigenartige, facettirte Form aus, welche neben den Entdeckungen in der rhäto-rasenischen Urgeschichte den Namen Ludwig Steub zu Ehren gebracht hat und lebendig erhalten wird in der Geschichte deutschen Schriftthums.

Was nun die wissenschaftlichen Leistungen Steubs betrifft, so ist hier nicht der Ort, sie im Einzelnen auszuführen; es ist auch nicht nöthig, da es nur der kurzen Erinnerung an Allbekanntes bedarf. Steub hat aus Andeutungen der antiken Ueberlieferung überzeugend und zweifelsfrei dargewiesen, daß die von den Römern in Tirol vorgefundene Bevölkerung nicht, wie man insgemein annahm, eine keltische, sondern eine tuskisch-rasenische war. Diesen Beweis hat der Verfasser mit seltenem Scharfsinn, mit Jahrzehnte hindurch fortgeführtem Sammelfleiß und mit souverainer Beherrschung correcter Methode aus den von ihm zuerst auf die tuskischen Formen zurückgeführten Ortsnamen erbracht.

Diese Untersuchungen sind um so schwieriger, als sie rein formalistisch geführt werden müssen, d. h., ohne daß Sinn und Bedeutung jener Ortsnamen dabei zur Mithilfe herangezogen werden könnten, da das Etruskische noch immer nicht gedeutet werden kann. Haben doch die genauesten Kenner des räthselhaften Idioms noch nicht festgestellt, ob die Sprache eine arische oder nicht arische sei, ob zwar jetzt Deecke sich der früher so heftig von ihm bekämpften Annahme Korssens von der Zugehörigkeit des Etruskischen zu den übrigen italischen Sprachen selbst zuneigt.

Jener Nachweis ist die Hauptleistung Steubs, und sie genügt!*) — Die Berufensten haben das Verdienst freudig anerkannt; hören wir nur einen Eidhelfer allerersten Ranges: Heinrich Kiepert sagt in seinem Lehrbuch der alten Geographie, Berlin 1878, S. 370: „Das größte Verdienst um Sammlung dieser uralten Sprachreste unter Zuziehung der älteren, in mittelalterlichen Documenten bewahrter Formen und kritischer Ausscheidung der theilweise in deutschem Munde bis zur Unkenntlichkeit entstellten romanischen hat sich L. Steub erworben in seiner „Rhätischen Ethymologie, Stuttgart 1854, sowie seinen übrigen zahlreichen, durchaus höchst lesenswerthen Schriften über Tirol und die bayerischen Alpen."

---

*) Vgl. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III. Berlin 1883, S. 17, und Dahn, deutsche Geschichte, I. Gotha 1883, S. 35; letzteres

Bei dieser Arbeit mußte sich der Verfasser, wie Kiepert andeutet, selbstverständlich auch mit den übrigen nicht-rasenischen Ortsnamen in Tirol auseinandersetzen, und er hat dabei mit wirklich glänzendem Scharfsinn (nach einer übrigens einfachen, nur eben von ihm zuerst mit durchgreifendem Erfolg angewendeten Methode) einer ganz erstaunlichen Zahl von solchen Räthseln ihr Geheimniß abgefragt.

Außer diesen Rhaetica und Tirolensia hat der Verfasser aber auch für die Culturgeschichte in Bayern Vorzügliches geleistet in seinen zahlreichen kleineren Schriften, von denen wir Einzelnes unten näher charakterisiren.

Diese Bücher sind, unbeschadet ihres bedeutenden Inhalts, so anmuthig geschrieben, daß der Leser in angenehmstem Lustwandeln stets auf einem Grenzgebiet von Wissenschaft und Kunst, von Ernst und höchst ergötzlichem, ganz eigenartigem Humor, von Unterweisung und Unterhaltung hin und her schlendert. Und so ist es dem Verfasser denn wirklich gelungen, an Tirol und Bayern sogar den Tirolern und Bayern, diesen wenig lesenden Bergvölkern, gleichsam wie in einem Honigtränklein heilsame Arzenei — in belustigender Erzählung und Schilderung die nothdürftigste Kenntniß ihrer nächsten Umgebung und eigenen Vergangenheit beizubringen. Sogar das trockene Problem der Deutung von Familiennamen hat der Verfasser in einem Büchlein, daß wir zu seinen dankenswerthesten zählen, höchst amusant zu behandeln verstanden; die gelehrten Resultate mochten Andere daraus sich aneignen, die Anmuth der Form mußten sie „lassen stahn“.

Wohl mancher Leser der Biographie und mancher Kenner der wissenschaftlichen Leistungen des Verfassers hat sich gefragt, weshalb dieser Mann statt der ihm offenbar wenig zusagenden juristischen Praxis nicht die Docentenlaufbahn gewählt und sich zum Professor der Philologie oder Geschichte herausgewachsen hat. Die Antwort lautet, daß in den Jahren, in welchen dies hätte geschehen müssen, unter dem Ministerium Abel, ein deutsch- und freigesinnter Mann kaum als Privatdocent zugelassen, gewiß aber niemals zur Professur befördert worden wäre. — Auch später noch soll es recht hinderlich und aufhaltsam gewesen sein in der akademischen Laufbahn in Bayern, wenn man nicht mit den gerade herrschenden Wölfen heulte.

Was endlich die poetischen Veröffentlichungen Steubs betrifft, so lassen wir zunächst unser Urtheil über die „Rose der Sewi“ hier folgen.

Die Rose der Sewi*).

Ein Büchlein voll liebenswürdigsten Humors, reich an lebenswahrer Schilderung von Land und Leuten der gefürsteten Grafschaft, welche Niemand

---

Ver., seit einem Jahre bereits fertig gedruckt, aber aus Gründen, über welche ich keine Macht habe, zurückgehalten, wird hoffentlich noch im Laufe dieses Jahres endlich versendet.

*) Die Rose der Sewi. Eine ziemlich wahre Geschichte aus Tirol. Von Ludwig Steub. Stuttgart 1879. Jetzt wieder mannigfach nachgebessert in den gesammelten Novellen. 1881.

gründlicher kennt, als der Verfasser (schon längst hätten sie ihn zum „Ehrentiroler“ ernennen sollen!), an scharfer Charakteristik der Männlein und Weiblein in Haupt- und Nebengestalten: eine echte und rechte „Dorfgeschichte“: die schlichte, aber urkomische Fabel ist eine von den „Aventuren“, welche nicht erfunden, nur erlebt werden können, wie man auch ohne die ausdrückliche Betheuerung der Vorrede dieser „ziemlich wahren“ Geschichte empfinden würde.

Der günstige, aber auch gefährliche Einfluß, welchen der Verkehr mit „Herrischen“, „Städtischen“, zumal Schriftstellern und Malern, auf unsere Bauern im Gebirge übt, ist vortrefflich geschildert: in meisterhafter Darstellung wird der Verlauf der einfachen Handlung zwanglos, aber kunstvoll durchflochten mit Arabesken der Landschafts- oder Genremalerei. Man wird mitten in der ästhetischen Unterhaltung vielfach belehrt, ohne doch irgendwie in dem angenehmen Einschlürfen des poetischen Genusses durch Entdeckung lehrsamer Absichten gestört und verstimmt zu werden. In der That, sehr, sehr wenige deutsche Schriftsteller der Gegenwart können genannt werden, welche in Feinheit und Grazie des Stiles mit Meister Ludwig den Vergleich aushalten. Unser rastlos treibendes, hastig schreibendes und mußelos lesendes Geschlecht zeigt weder in den Ausbietenden noch in den Nachfragenden des „Literaturmarktes“ (man verfällt unwillkürlich in solchen Sprachgebrauch zu dieser Zeit der Zöllner und Zöllnerfeinde!) jenes behagliche, liebevolle Versenken in den Gehalt, und zumal in die Form des Kunstwerkes, welche Vertiefung noch unseren Vätern — (von unseren Großvätern, den Zeitgenossen Goethes, zu schweigen) — als angenehme Pflicht galt. Es mag innerhalb der blauweißen Pfähle — und wohl ein gut Stück darüber hinaus — keinem Schriftsteller das Lob anmuthvolleren Stiles zugetheilt werden, als unserem Verfasser. Glücklicherweise ist es aber auch kaum ernsthaft zu nehmen, das Wort Berthold Auerbachs, welches lustige Laune diesem Büchlein gleichsam als Motto vorangestellt hat: „Ist es nicht ein wunderliches oder, geradezu gesagt, trauriges Geschick, daß man vielen gebildeten Deutschen erst sagen muß, wer Ludwig Steub ist?“ Wenn der Verfasser seine Geschichte mit dem Satz eröffnet, wie hieraus erhelle, sei er „unter Anderen ein deutscher Schriftsteller, der aber in Deutschland noch wenig bekannt“, so müssen wir doch bezeugen, daß, als im Jahre 1872 die Einwanderung der Bajuvaren nach Thule begann, sie in den Oedländern um den Universitätsplatz zu Königsberg herum, Namen und Werke ihres Landsmannes Ludwig Steub bereits als bekannt vorfanden und seinem Preise nur wenig nachzuhelfen hatten; er hat also den hercynischen Wald, diese allerdings für herminonischen Ruhm nicht leicht zu übersteigende Völkerscheide, längst sieghaft überschritten. Und ist einmal das deutsche Mittelgebirge passirt — Flüsse sind bekanntlich keine starken Hemmnisse — dann mag ein Name leichtbeschwingt über Spree, Oder, Weichsel, Nogat, Pregel und Niemen bis nach Wetljanka dringen. Dies ist ganz buchstäblich zu nehmen: Auerbach

und Steub könnten sich durch eine Reise dorthin überzeugen, daß der Duft der „Rose der Sevi“ dem Seuchenhauch der astrachanischen Steppen getrotzt hat.

Von der Fabel der „Rose“ wollen wir nichts verrathen — ein Theil ihres Reizes lauscht gerade aus dem Geheimniß; auch aus dem Geheimniß von Art und Ort der Krise, welche die liebliche Heldin befällt. Die reizvolle Zartheit, mit welcher, freilich unter mächtiger Hilfeleistung Titanias und ihrer Elben, diese Peripetie der Handlung angedeutet zugleich und verhüllt wird, bekundet, daß unter den Gaben des bajuvarischen Stammes die Grazie viel stärker vertreten ist, als man in Paris oder selbst in Berlin oder Königsberg anzuerkennen pflegt.

Diese Berühmung der Feinheit als einer Wiegengabe der Markomannenenkel*) wird, so hoffen wir, dem Buch manchen Leser zuführen — vermöge der Lust am Widerspruch.

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Ortsnamen im Titel.

Die (tirolische) kleine Landschaft „Sewi“ führt ihren Namen von einem schmalen See, der in der Vorzeit hier fluthete, aber längst abgelaufen ist. Auch der Binnen-„See“ wird mundartlich weiblich behandelt, während die Schriftsprache nur das Meer die See nennt: der mittelhochdeutsche Dativ und Accusativ von See lautet aber „Sewe“: daher sagt man in jener Gegend noch „in die Sewi“ oder „in der Sewi“.

Von ganz köstlichem Humor und echter, wahrheitgetreuester Wiedergebung des Zuständlichen und der Charaktere sind aber auch gar manche der älteren kleineren Erzählungen: so Der Staatsdienstaspirant, Das Seefräulein und Die alte Trompete in Es, um deren willen ich Steub und Freund Scheffel, der ja auch einmal eine alte Trompete (zu Säckingen) mit weithin schallendem Erfolg geblasen hat, „die zwei alten deutschen Literatur-Trompeter“ nennen möchte: der dritte, der Trompeter von Gravelotte, wartet bereits die große Reveille ab! — (— Freiligrath. —)

Aber noch gar manche reizende, ob auch minder umfangreiche Geschichte gehört hierher.

Das umfassendste Dichtungswerk Steubs ist der dreibändige Roman Deutsche Träume. Ich will nur geradezu sagen, daß ich den Anfang — das Knabenleben des Helden (wir erfahren aus der Biographie, daß es der junge Ludwig zu Aichach war)— zu dem Allerschönsten zähle, was wir auf solchem Gebiete besitzen, und ohne Frage ist es das Poesiereichste, Schwungvollste, was Steub je geschrieben hat. Oft und oft und niemals ohne tiefe Rührung hab' ich diese Schilderung gelesen — auch wohl deshalb, weil sie mich an die eigenen Ritter- und Hohenstaufenspiele gemahnen, mit welchen ich den Garten meines Elternhauses

*) Anmerkung des Setzers für die Mindergebildeten: „Unter den Markomannenenkeln sind nämlich die Bayern zu verstehen.“

erfüllte. Ich bin ganz der Meinung, daß der Roman einer Umarbeitung für eine 2. Ausgabe würdig wäre, wenn ich auch zugeben muß, daß die Fortführung nicht auf der Höhe des Anfangs bleibt. Durchaus nicht aber bin ich der Ansicht, daß der tragische Schluß durch einen glücklichen Ausgang zu ersetzen wäre: wie sollen denn deutsche Träume vor 1870 anders als tragisch enden können? Das Scheitern der Einheits- und Freiheits-Hoffnungen aus den so jugendlich idealen, freilich auch recht jugendlich unreifen Bewegungen und Strebungen der Vierziger-Jahre ist eben tragisch. Und ein glücklicher Ausgang wäre nur möglich, wenn der Held etwa die Jahre 49—70 überlebte und als bayerischer General in der Schlacht bei Sedan fiel, oder als bayerischer Gesandter zu der Kaiserproclamation nach Versailles abgesendet würde. Ich meine, das sollte sich der Verfasser einmal überlegen. Der Held brauchte dadurch doch noch nicht älter als ca. 60 Jahre zu werden. Jenem Roman hat wohl mehr als der tragische Ausgang geschadet, daß die Frauengestalten zum Theil unerfreulich sind.

Das „Seefräulein" habe ich auf der Bühne nie gesehen, doch auch auf diesem Gebiet hat es einen guten Leumund.

Ich glaube nun aber meine Aufgabe, dem Leser eine eingehende Beurtheilung Steubs vorzuführen, nicht besser lösen zu können, als indem ich hier frühere Besprechungen charakteristischer Arbeiten des Verfassers — gekürzt — nochmals vorführe; ich könnte das Gesagte — bei'm redlichsten Willen — nicht besser sagen, wollte ich es anders sagen.

Das bayerische Hochland*).

Es ist immer eine Freude, wenn der rechte Mann das rechte Buch schreibt. Manchmal machte sich ein guter Kopf an eine schlechte Aufgabe, manchmal ein schlechter Kopf an eine gute; beides ist gleich betrübsam. Um so erfreulicher dagegen ist es, wenn eine offenbare Lücke von dem berufensten Arbeiter ausgefüllt wird Und das ist geschehen durch „Das bayerische Hochland. Von Ludwig Steub." (1860). Wirklich fehlte es bisher an einem Buch, welches den Wanderer in unser schönes bayerisches Bergland als ein unterrichtender und doch nicht beschwerlicher Begleiter geführt, der zu erzählen und zu verschweigen, zu belehren und zu unterhalten gewußt hätte. Freilich hat ein gar trefflicher, zu früh verstorbener und zu wenig gekannter Mann, der wackere Joseph Leutner, schon vor fünfzehn Jahren das ganze Bayerland topographisch und ethnographisch inventarisirt. Er vereinte mit einer lebendigen malerischen und dichterischen Phantasie eine große Findigkeit für ethnographische Eigenthümlichkeiten, einen scharfen Blick für die feinsten Charakterzüge unseres Volkes mit wohlwollendem Humor und freier Gesinnung. Viele Jahre lang bereiste er im Auftrag des damaligen Kronprinzen, jetzigen (1860) Königs Max, Ober- und Niederbayern und Schwaben,

*) München 1860.

und lernte so durch unermüdlichen Eifer und durch große Geschicklichkeit im Verkehr mit allen Geschlechtern, Altersstufen und Ständen des Volkes den ganzen weiten Kreis bäuerlichen, marktlichen, kleinstädtlichen Volkslebens in Altbayern in einem Grade kennen, der vielleicht nur von unserem großen Schmeller übertroffen wurde. Leider aber entraffte ihn der Tod, ehe die umfassenden, von ihm gesammelten Materialien zur Veröffentlichung reif gearbeitet waren; doch sind dieselben nicht ganz verloren; sie bilden zum Theil die Grundlage der ethnographischen Schilderungen, welche der erste Halbband der „Bavaria“ über Oberbayern mitgetheilt hat. Vielfach erinnert nun an Lentner sein Genosse Ludwig Steub, der uns die Abschweifung von seinem Buch zu Ehren und Lob des verstorbenen Freundes gewiß gern zu gute halten wird. Steub hat vielleicht nicht die reiche poetische Ader Lentners, aber er übertrifft ihn weitaus an schlagendem Witz und mehr ironischem als billigendem Humor. Schon die früheren Schriften des Verfassers bekundeten diese Vorzüge neben einer feinen Beobachtungsgabe und einer vollendeten Herrschaft über die Sprache. Seine „Bilder aus Griechenland“ (2 Bde. Leipzig 1871) und die „Novellen und Schilderungen“ (Stuttgart 1853) haben auch nördlich vom Thüringerwald verdienten Beifall gefunden, obwohl, wie der Verfasser klagt, der Ruhm bajuvarischer Talente nicht leicht über die Scheidewand dringt, welche Cherusker und Chatten schon zu Tacitus Zeiten trennte. Es muß übrigens den Ethnographen überlassen bleiben, die sonderbare Thatsache zu erklären, daß dagegen die literarischen Größen unserer ingävonischen Brüder sich bei uns im Süden leicht und bald würdige Anerkennung erwerben: es soll nur eine schüchterne Vermuthung, beileibe keine Erklärung sein, wenn ich mir einbilde, nicht nur die Buchhändler, auch die Autoren von Norddeutschland übertreffen uns bei weitem an rühriger Betriebsamkeit und an jener gruppenweisen Unterstützung welche für die außer der Gruppe stehenden ein so beneidenswerthes Schauspiel ist. Aber zurück zu unserem Steub.

Es aber ein äußerst glücklicher Griff, daß sich derselbe zu einer topographisch-ethnographisch-historischen Schilderung unseres Hochlands entschloß. Er brachte zu dieser Arbeit die wichtigste Voraussetzung mit, eine genaue Kenntniß von Land und Leuten auf Grund ausgedehnter sprachlicher geschichtlicher und ethnographischer Studien. Dabei ist er, was für die Wahrheit seiner Schilderung und die Richtigkeit seines Urtheils schwer in's Gewicht fällt, völlig frei von dem zweideutigen Talent so vieler berühmter und nicht berühmter Ethnographen und Culturhistoriker, alles und jegliches, Sitte und Unsitte, Sinniges und Unsinniges, Gemüthliches und Rohes in dem Land und Volk, das sie schildern, ganz allerliebst und völlig in der Ordnung zu finden: für solche ethnographische Schönfärber sind die Verhandlungen unserer Schwurgerichte und die Ergebnisse unserer Criminalstatistik Quellen, die sie den „Pedanten“ überlassen.

Steub kennt die Schattenseiten in unserm Volkscharakter, die dumpfe Rohheit und Selbstsucht des Bauernlebens und andere traurige Folgen der Anti-Reformation des XVII. Jahrhunderts, und er verschweigt sie nicht; man hat also bei seinem Buch den seltenen Vortheil, die Leute kennen zu lernen, nicht wie sie sein sollten, sondern wie sie sind. Er theilt das ganze Gebiet seiner Schilderung in Osterland und Westerland. Das Osterland gliedert sich wieder in die Gruppen zwischen Isar und Inn, welche wir zuerst auf der Eisenbahn von München nach Kufstein durchfliegen und dann in den reizvollen Thalgebilden von Tölz, Lenggries, Schliersee, Miesbach und dem Gebiet der Loisach kennen lernen. Das Land zwischen Inn und Salzach bildet die andere Hälfte des Osterlandes. Hier führt uns die Eisenbahn von Rosenheim nach Traunstein, und wir besuchen dann die Ufer und Inseln des herrlichen Chiemsees und das jetzt so viel bepilgerte „Gelobte Land" von Reichenhall und Berchtesgaden. Im Westerland zwischen Isar und Lech lockt vor allem das an die italienischen Seen erinnernde festliche Becken des Starnbergersees. Von da wandern wir nach Benedictbeuern und Mittenwald oder über Weilheim nach Partenkirchen und dem Ammergau mit seinem Passionsspiel, dessen Beschreibung kaum noch ein schreiendes Bedürfniß heißen kann. Den Schluß bilden Fürstenfeldbruck, Grafrath, Greifenberg, Andechs, Dießen, Wessobrunn, Peißenberg, Steingaden und — last not least — das romantische Hohenschwangau. Gleichsam die Ouverture zu dem Ganzen giebt eine Einleitung, welche einen Blick über die geistige und leibliche Physiognomie unsres Bergvolks und eine Schilderung von Tracht, Lebensweise, Sitte, Sage und Aberglaube des Bauernthums gewährt. Natur- und Landschaftsschilderungen wechseln in dem Buch mit historischen Bildern, die Subjectivität des Verfassers unterbricht häufig, bald mit ernsten Klängen, bald mit echtestem Humor, aber niemals störend den Verlauf der objectiven Darstellung, und es liegt hier der seltene Fall vor, daß die Kritik an einem ganzen Buch höchstens kleine Berichtigungen anzudeuten, besonders vielleicht manche Auslassungen zu beklagen, aber keine einzige wesentliche Ausstellung zu machen wüßte. In der That ist seit langer Zeit keine literarische Erscheinung mit so übereinstimmender Freude aller Leser, der kritischen und der harmlosen, aufgenommen worden.

Wanderungen im bayrischen Gebirge*).

Nicht leicht hat in den letzten Jahren eine literarische Erscheinung so allgemeinen und lebhaften Beifall gefunden, wie Steubs eben besprochenes liebenswürdiges Buch vom „Bayerischen Hochland". Der eigenthümliche Reiz desselben lag zu gleichen Theilen in seinem Inhalt wie in seiner Form. Denn diese lose, und doch gerade in ihrer Ungezwungenheit anziehende Verbindung von Landschaftsschilderungen, historischen Erinnerungen, ethnographischen

*) (München 1862). In der Biographie sind diese „Wanderungen" nicht erwähnt.

Darstellungen des gegenwärtigen Treibens in Markt und Kleinstadt und des bäuerlichen Lebens in Sitte und Sage, in Tracht und Wohnung neben den häufigen Excursen auf das Gebiet literarischer und politischer Streitfragen unserer Tage, diese originelle Mischung des Inhalts war in der That ein erfreulich überraschendes Novum. Dazu kam, daß der Gegenstand dieser Beschreibungen zur Zeit gerade auch in dem „gebildeten" oder, wie neuerlich in einem freundlichen Berliner Blatt zu lesen stand, dem „eigentlichen" Deutschland, d. h. in den schönen Sand-Gegenden nördlich vom Thüringerwald, eine beliebte Modesache geworden war. Seitdem preußischen Aerzte Tölz und Reichenhall entdeckt haben, finden es die Geheimräthe, Landräthe und die Banquiers Alten wie Neuen Bundes sehr behaglich, sich in Bayern, diesem „Winkel politischer Finsterniß", in alljährlicher Sommerfrische etwas „auszupusten", wie von dem Staub der Friedrichsstraße und der Linden, so von der Anstrengung, die es ihnen natürlich verursacht, alle Jahre elf Monate unter den Auspicien des Ministeriums Mühler (1862) an der Spitze der deutschen Intelligenz und Freiheit zu marschiren. Kurz, seit mehr als einem Lustrum sind, zwar nicht wir dummen Bayern; wir die unverbesserlichen Knechte der Kirche und der Despotie, aber wohl unsere grünen Halden und blauen Bergseen, unsere stolzen Berge und unsere billigen Landwirthshäuser gerecht erfunden worden vor den Augen unserer hegemonischen Brüder an der Spree. Unter solchen Umständen mußte das Steub'sche Buch schon seinem Gegenstand nach die gewöhnlich ziemlich eng gezogenen Grenzen des Marktes süddeutscher Literatur überschreiten. Solcher Ehre war es aber besonders würdig und fähig durch seine Form: die meisterhafte Beherrschung der Sprache und ein ganz eigenartiger Humor der Darstellung bilden das geistige Band, welches die allerdings nur locker verbundenen und mannigfaltigen Elemente des Buches einheitlich zusammenschließt. Wir haben in Deutschland so wenig Ueberfluß an Humoristen, daß es wohl der Mühe lohnt, auf die Charakteristik eines der ersten unter ihnen einzugehen.

Dazu bietet auch das vorliegende Büchlein rege Veranlassung und reichen Stoff. Es ist, wie das Vorwort „dem bedrängten Lesepublikum", welches den Fall erleben muß, daß ein Autor binnen drittalb Jahren zwei Producte gleichen Themas veröffentlicht, begütigend erklärt, allmählich aus dem Material erwachsen, welches der Verfasser ursprünglich zum Behuf einer vermehrten Auflage seines „Hochland" zusammengetragen, aber zuletzt zur Einschiebung in eine solche zu massenhaft erfunden hatte. So entschloß er sich denn, ein eigenes Opusculum daraus zu machen, und in erfreulicher Weise schließt sich diese Ergänzung dem vorangehenden größeren Buch an, indem es bald Seitenpfade einschlägt, welche früher nicht, ohne von den Hauptrichtungen abzulenken, hatten verfolgt werden können, bald auf seltener betretenen Steigen zu darum nicht minder reizvollen, versteckten Nebenthälern führt, bald zu

schon vormals besuchten Stätten, deren Schönheiten oder Merkwürdigkeiten nicht zu erschöpfen, mit anhänglicher Liebe wiederkehrt, auf alten Fluren neue Blumen pflückend. Zuerst wandern wir mit Abstechern nach Traunstein und Adelholzen, wo unsere Schwarzen seit unvordenklichen Zeiten baden — ohne den von den andern Landeskindern gewünschten Erfolg — nach dem Miesenbach und dem Froschsee. — Die weitern Capitel schildern den ganz unvergleichlichen Chiemsee und mein erinnerungsreiches Seebruck, das Bedaium der Römer, sowie die Aufführung einer Bauerkomödie daselbst (die heilige Genoveva) und das Bad Seon. Darauf folgen Ausflüge nach Audorf, Falkenstein und dem Petersberg, nach Bayerisch-Zell an den Spitzingsee und den Joschenberg. Von da wenden wir uns zurück nach Benedictbeuern und suchen über Starnberg und das Thal der Würm den Heimweg nach der Hauptstadt.

In dem letzten Abschnitt behandelt Steub die schöne Sage, welche die Geburt Karls des Großen in die Reismühle in dem poesievollen Würmthal verlegt. Es ist ein Verdienst des Verfassers, die einheimische Geschichte und Sage, für welche dermalen selbst unter den „Gebildeten“ noch nicht der rechte Sinn und Eifer vorhanden, durch gefällige Darstellung populär zu machen, wie er dies in größerem Umfang in jenem Capitel des „Hochland“ unternommen, welches die Sage und den Mythus in Oberbayern erörtert. So hat er auch diesmal bei dem Besuch im Kloster von Benedictbeuern die köstlichen „Carmina burana“ zur Kenntniß so manchen Lesers gebracht, welcher sie in Schmellers Ausgabe von 1837 wohl niemals aufgesucht haben würde. Es sind aber diese „Carmina burana“ meist lateinische Gedichte aus dem 13. Jahrhundert, welche man 1803 bei der Aufhebung des Klosters in einem alten Codex entdeckte, der unter besonderem Schlusse verwahrt und in dem Katalog der Klosterbibliothek nicht verzeichnet war. Es sind an zweihundert Lieder, die eine Hälfte ebenso schwermüthig, als die andere lebenslustig. Neben Betrachtungen über Erdenleben und Jenseits, Klagen über die Schlechtigkeit der Menschen, Trauerliedern über Saladins Siege und Aufrufen zum Kreuzzug finden sich hier Liebeslieder, welche soviel mehr an weltlichem Muthwillen, als an klösterlicher Befangenheit leiden, daß der züchtige Schmeller manche Stellen hat gar nicht abdrucken lassen. Sehr ergötzlich ist unter anderm ein Wettgespräch zweier Damen, deren die eine die Liebe des Ritters, die andere die des — Mönches erheben und sich darüber so sehr ereifern, daß schließlich nur der Gott der Liebe selbst ihren Streit schlichten kann. Und zwar erklärt derselbe, die Liebe des Mönchs als die in jedem Betracht sieghafte!

Etwa die Hälfte dieser Darstellung ist bereits in einzelnen Aufsätzen der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht worden. Sonderbarer Weise hat man dem Verfasser — wie Andern — solche Wiederholung verübeln wollen. Soll ein anständiger Autor sich die Mühe einer wirklichen geistigen Production dafür geben, daß ein moderner Zeitungsleser zwischen Schlafen

und Wachen oder zum Kaffee über Worte und seine Gedanken hindußelt, einmal darüber lacht oder sich ärgert, und dann in die Lethe damit auf ewig? Freilich die meisten Zeitungsartikel politischer wie literarischer Natur haben keine größere Vitalität, keinen höheren Ehrgeiz und verdienen kein besseres Schicksal nach ihrem sachlichen Gehalt oder nach ihrer ästhetischen Form. Wo aber, wie bei diesen Steub'schen Aufsätzen, ganz abgesehen vom Inhalt, der Form die Weihe eines Kunstwerks aufgedrückt ist, da rechtfertigt sich vollständig die Aufbewahrung zu selbständiger Existenz.*) Kein Mensch verdenkt es dem Lyriker, welcher seine Gedichte, nachdem sie in Zeitschriften einzeln erschienen, nochmals in einer Sammlung herausgiebt; warum soll für ein Kunstwerk in Prosa anderes Recht gelten?

Mit Absicht betonen wir den Ausdruck „Kunstwerk“ bei Steubs Schilderungen; denn ihre bleibende Bedeutung liegt in ihrer Form, welche sie von inhaltlich ähnlichen Reisebildern und ethnographischen Skizzen sehr wesentlich unterscheidet. Es ist keine leichte Aufgabe, die Eigenthümlichkeiten eines Menschen, so auch die eines literarischen Menschen, d. h. also eines Stils, so lebhaft wir sie empfinden mögen, in klaren Worten zu fixiren, und bei einem Humoristen wird das Problem wegen der Complicirtheit dieser ganzen ästhetischen Kategorie noch viel schwieriger. Es fällt uns nicht ein, es hier an dem Steub'schen „Charakterkopf“, — wie der modernste Terminus lauten würde — so im Vorübergehen lösen zu wollen. Nur die Bemerkung mag gestattet sein, daß die glänzende und eigenartige Wirkung seiner Sprache gewiß zum großen Theil in der concreten, lebendigen Sinnlichkeit seiner Ausdrucksweise liegt. Wer sich jemals mit der Geschichte der deutschen Sprache beschäftigt hat, empfindet nicht ohne Wehmuth, wie dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert an Frische, Farbe und — es giebt kein anderes Wort dafür — an Sinnlichkeit abnimmt, genau um ebensoviel, als sie an geistiger Ausdrucksfeinheit, an spitzer Abstractionsfähigkeit zunimmt, ein mit der Entwickelung des Geistes nothwendig verbundener, und dessen Organ, die Sprache, wesentlich modificirender Proceß. So günstig nun diese wachsende Abstraction die Sprache für Politik, Recht, für die Wissenschaft überhaupt und ganz besonders für alle philosophische Wissenschaft geeigenschaftet hat, so nachtheilig ist diese Umgestaltung für alle unmittelbare Poesie, für Lyrik und für die beschreibende Prosa; viel frischer hat sich z. B. die englische Sprache erhalten (in ihrem germanischen Wortschatz), und hierin wurzelt ein Stück der Ueberlegenheit des englischen Romans gegenüber dem deutschen. Es ist nun interessant, in dem Stil Steubs zu verfolgen, mit welcher Sorgfalt er überall den abstracten, farblosen Ausdruck vermeidet, immer das concreteste und lebendigste Wort für seinen Gedanken sucht und dasselbe häufig in glücklichster Weise durch Wiederbelebung alter, noch lebensfähiger Formen oder auch in einer von sicherem Tact und correcter Schule geleiteten Neubildung findet. Beides,

*) Ganz abgesehen davon, daß sehr wesentliche Veränderungen hinzugekommen sind.

Tact und Schule, sind hierzu allerdings ganz unerläßlich, wenn man nicht in die Gesuchtheit archaistischer Manier oder gar in die Blamage unrichtiger Sprachbildung verfallen soll; sind aber jene Voraussetzungen gegeben, so wird jeder Einsichtige die günstige Wirkung und das Verdienst solchen Bestrebens anerkennen.

Was nun die besondere Natur des Humors dieses Humoristen anlangt, so hätten wir darüber wohl noch manche Betrachtung auf dem Herzen, auf deren Darlegung wir jedoch hier verzichten müssen. Nur eins wollen wir noch andeuten: der Reiz, aber — leugnen wir es nicht — auch die Gefahr dieser Art von Humor scheint in einer so starken Zumischung von Ironie zu dem eigentlichen Humor zu bestehen, daß der Charakter letzterer Kategorie dadurch manchmal alterirt wird. Es versteht sich ja, daß der Humor die Ironie nicht ausschließt, sondern voraussetzt; doch der Humorist kehrt die Ironie nicht minder gegen sich selbst als gegen die andern, er behandelt die Welt als ein Thorenreich, aber sich selbst als der Thoren Obersten. Darin liegt denn auch das Versöhnende und Wohlthuende des Humors im Gegensatz zur Satire und Ironie, und es ist kein Zweifel, daß die mächtige Wirkung von Dickens auf das Gemüth (abgesehen von der meisterhaften Verwendung der Wehmuth durch diesen Autor) vorzüglich in dieser Gutmüthigkeit seines Humors wurzelt. Wenn wir nun auch keineswegs behaupten können, daß jene Selbstironie und diese Gutmüthigkeit dem Steub'schen Humor fehle, so sind beide doch ungleich schwächer in demselben vertreten als die polemische Ironie gegen andere und der Sarkasmus; Steub steht hierin z. B. viel näher bei Thackeray denn bei Dickens. Und da nun nach löblicher nationaler Gepflogenheit ein richtiger deutscher Kritiker erst dann mit Befriedigung die Feder aus der Hand legt, wenn er seinen Autor unter eine tönende Formel rubricirt hat, so wollen wir uns jenes angenehme Gefühl, dem Leser aber die Absolution von diesem Artikel gewähren, indem wir Steub mit einer beinahe sich selbst widersprechenden Definition — das sind aber oft die treffendsten und immer die beliebtesten — als einen sarkastischen Humoristen bezeichnen.

Drei Sommer in Tirol.*)

Seitdem der Fragmentist dahin gegangen, wo ihm kein „immergrüner Buschwald" rauschen mag, — denn nur diesseit des Avernus grünt der Lorber — führt keine deutsche Hand den Griffel des Humors mit solcher Grazie wie Ludwig Steub. Seine Schilderungen von Land und Leuten in Altbayern und Tirol sind „hors de concours", sie bilden in dem weiten Kaiserreich deutschen Schriftwerks ein in sich abgeschlossenes Thal, dessen Anmuth in keinem andern wiederkehrt.

*) I—III. Stuttgart. Zweite vermehrte Auflage. 1871.

Das vorliegende Buch hat sogleich, wie es vor bald dreißig Jahren zuerst aus den stillen Thälern unter die Menschen trat, auf dem Haupte das blitzende Helmdach des Firne-Schnees, um die Schultern den grünen Mantel des Bergwalds, in den Händen aber das Edelweiß der Heldensage und die Alpenrosen schönster Landschaftsschilderung, schon durch seinen reichen Inhalt die Herzen gewonnen. Das Eintönige der meisten Reisewerke war vermieden durch kunstvoll gewählte Vertheilung des Stoffs. Die „gefürstete Grafschaft" liegt so nah und ist so klein: der Reiz der Ferne und Unübersehbarkeit gebricht, der uns dem Wanderer in andere Erdtheile nachzuziehen vermag. Und doch folgte man hier sonder Ermüden dem wegkundigen Führer über die Schroffen der Felsengebirge und über der Gletscher gefährliches Eis, an seinem Munde hangend, der rauhen Steige vergessend über dem Wohlklang seiner Worte und der wechselnden Rede gefälligen Fluß. Mit seinen Händen mischend und scheidend, beherrscht er eine Welt von Farben und Gestalten: bald zeigt er uns hoch wie Adlerhorste an den Felsen klebend die Burgen der alten Rhätier und Breonen, welche Drusus gestürmt und Horatius besungen, und läßt uns nachsinnen, wie im Angesicht dieser unwandelbaren Berge der Wechsel der kurzlebigen Menschengeschlechter auf den Etrusker den Römer, auf den Römer den Gothen, den Bajuvaren, den Langobarden, den Alamanen von Westen, den Slaven von Osten her gedrängt; darauf folgt unmittelbar ein Bild aus der gegenwärtigsten Gegenwart: am Brunnen schäkernde Mädchen etwa, oder von der Kanzel eifernde Pfaffen, oder „Kaiserjäger" mit dem nickenden Busch am Hute.

Jetzt ein treffliches Landschaftsbild: wenig Worte und jedes Wort eine Anschauung erzwingend; nun eine sinnige Namendeutung, um hinüberzuleiten zu einer geschichtlichen Reminiscenz; endlich die Zeichnung des Häuserbaues, der Tracht, des Erwerbszweiges eines Thales, welche uns die Leute rasch so vertraut macht, als hätten wir ihnen sommerlang die harten Hände geschüttelt. Und wie der Inhalt, so die Form: anmuthig wechseln die Töne: — die fröhliche Morgenlaune, in welcher der Wanderer den Frühthau von der Heckenrose streift und weitausholend die Schritte und den Bergstock setzt; der helle und scharfe Blick für das Reale in Natur und Menschentreiben; die gesunde Lebenslust, die sich des feurigen Terlaner-Weines freut; der siegbewußte Frohmuth überlegener Bildung gegen Aberglauben, Priesterkram und Bureaukratenzopf; der edle Stolz deutscher Kraft und deutscher Tiefe gegenüber wälschem Formgeschick; die leise, tiefschmerzliche Klage — es war im Jahre 1845 — um die hoffnungslosen und unerträglichen Zustände in Oesterreich, Preußen, Bayern und allen deutschen Vaterländern insgesammt; endlich, neben schrillen Klängen eines gewissen Humors der Verzweiflung, die Trauer um das Vergängliche alles Schönen, um des Menschen ganzes thränenwürdiges Loos; jene elegische Abendstimmung, die aus der tiefsten Seele Grund hervor uns mit den ersten Schatten der Dämmerung beschleicht — es mangelt und versagt kein Orgelton des menschlichen Registers.

Den reichen Inhalt dieser Schilderungen mag der Leser selbst genießen und würdigen, am besten freilich an Ort und Stelle. Dabei drängt sich auf, daß die Zusätze, die in diesen letzten Jahren entstanden, an Tiefe, an Reiz und Grazie der Form, an Durchbildung und Vollendung der Darstellung sich zu dem Buche der ersten Auflage verhalten, wie abgelagerter, firngewordener Wein zu jungem Getränk. Eine Kunst, wie sie im Stile Ludwig Steubs geborgen liegt, muß mit den reifenden Jahren immer wachsenden Reichthum häufen. Denn es übt sich, es lernt sich auch das Geheimniß des Schönen und das holde Gewebe anmuthiger Form. Nur über diese Form, über den Stil noch einige Worte. Wie ein gutes Gedicht genießt man gute Prosa nur, wenn man sie wiederholt, und zwar das zweite Mal laut liest. Hat ein feiner Leser in diesem Buch eine Seite gelesen und den Inhalt längst erfaßt, so mag er noch nicht von dem Blättchen scheiden: es zwingt ihn eine stille Kraft, noch zu verweilen. Das ist der Duft der Form, der darüber schwebt; und auf einmal ergreift er sich darauf, daß er die eben gelesenen Zeilen noch einmal mit halblauter Stimme vor sich hinsummt, wie eines Liedes liebe Melodie. Langsam, behaglich will dieser Stil genossen sein, wie man edlen Rüdesheimer nicht ohne Weiteres in die Kehle gießt, nur um sich des Inhalts zu erfüllen; verweilend sucht man seinen besten Duft zu halten. Wir haben fast verlernt in diesen Tagen der Stenographie, der Zeitungsartikel und der Telegramme mit holder Muße zu schreiben; und bei dem hastigen Wesen, da man sich begnügt, dem Leser irgendwie die Wörter an den Kopf zu werfen, wenn er's nur auffängt, gleichviel ob's ihm vor Plumpheit die Hirnnerven „erdosen" läßt, kann man auch vom Leser nicht verlangen, daß er sich solch ungefüger Behandlung seinerseits, „mit holder Muße" hingebe.

Nimmt sich nun aber ein Leser, der selbst mit einigem Formsinn begnadet ist, die angenehme Mühe, in dem glatten Mosaik des Meisters Ludwig nach den Spalten und Klammern zu spähen, welche diese Gebilde theilen und verbinden, so zeigt sich, daß die scheinbar so leicht gebauten Sätze mit sorgsamster Kunst gefügt sind und geheftet.

Da steht am rechten Ort, mit dem schmeichelndsten Vocal, mit melodischem Silbenfall, von feinstem Gefühl aus einem reichen Vorrath ähnlicher erkoren, das allein richtige, das nothwendige Wort: versuche Du die nächstverwandte Schattirung an seine Stelle zu setzen, sofort empfindest Du das Bild gestört: es war jener Ausdruck kunstnothwendig. Dabei schöpft der kundige Mann zuweilen mit zierlicher Schale aus den beiden unversiegenden Jungbrunnen der neuhochdeutschen Schriftsprache: aus älteren Sprachschichten und aus den Mundarten, in welchen eben ältere Formen und Wörter oft noch fortleben. Dies führt uns zu einer zweiten Geheimkunst oder, besser, zu einem zweiten Kunstgeheimniß des Verfassers. Der Reiz älterer und mundartlicher Wörter liegt größtentheils in einer frischen, lebendigen Sinnlichkeit, welche auf Anschauung und Phantasie erwecklich wirkt, und welche

— für unser Gefühl wenigstens und durch die abschleifende Gewohnheit — den Ausdrücken der Schriftsprache erstorben ist, denen wir Tag um Tag immer wieder in dem Chausséestaub der Zeitungsspalten, im Modergeruch der Acten begegnen. Solche Worte sind Schemen, blutlose Gespenster, bildlose Abstractionen geworden; aus der Sprache der Rechtspflege, der philosophirenden Dialektik, wo diese Farblosigkeit am Platz, ist solche schüchterne Schablonen-Terminologie (namentlich auch durch die vielen Fremdwörter aus dem Griechischen, Lateinischen, Romanischen, bei denen wir nur etwa denken, nie schauen) in unsere ganze Prosa hinübergedrungen. Es ist dies ein Symptom, das bei dem Culturfortschritt eines Volkes unausbleiblich in der Sprache auftaucht; sie verliert die sinnliche Frische. In der Vorcultur und in einfachen Zuständen ist ja bekanntlich z. B. auch die Rechtssprache schönen, wogenden, sinnlichen Lebens voll.

Dazu kommt, daß gewisse Wendungen, die ursprünglich ebenfalls bildvoll, sinnlich, lebendig waren, uns wegen ihrer häufigen Verwerthung in höchst prosaischem Zusammenhang schon nach dem Gesetz der Ideen-Association nüchtern, seelenlos anmuthen; wir denken gar nichts mehr, wenn wir dieses hohle Erz schellen hören. Vielleicht ist der geneigte Leser, der das liest — wenn uns ein solcher auf diesen nicht für Jedermann lockenden Pfaden wirklich bis hierher gefolgt ist — mit uns der Ansicht, daß ein Protokoll eines Amts-, ja sogar eines Landesgerichts ein ziemlich langweiliger Bestandtheil des Universums ist; heißt es nun z. B.: „Es erscheint Herr N. und bringt vor“ so weht uns sofort jener Lufthauch überheizter Amtsstuben entgegen, welcher, geschwängert mit Partikelchen von Pappendeckel und viel citirten Gesetzes-Paragraphen, austrocknend auf die Kehle und die Seele wirkt. Wir haben gar nicht mehr die Vorstellung, daß „er-scheinen“ ein sehr schönes Bild für das Auftauchen einer Menschengestalt ist, und daß man das Schöpfen einer Erklärung aus der Tiefe der Brust und das Hinbreiten vor dem Richter sehr anschaulich ein Vor-bringen nennen mag.

Unsere Prosa ist zu abstract geworden, um schön zu sein. Um nun seine Prosa schön zu gestalten und eindringlich, so daß sie Aug' und Ohr und Phantasie lade zum Verweilen auf den gefälligen Bildern, die sie baut, wählt unser Reisemarschall, wort- wie wege-vertraut, stets den sinnlichsten Ausdruck, das concreteste, engst bezeichnende Wort. Er sagt nicht: „wenn wir nach Alpbach gehen wollen“ — er sagt anschaulich: „der Wandrer, der nach Alpbach trachtet“ und sofort sehen wir mit des Geistes Augen den wegfährtigen Mann den langen Bergstock vorwärts setzen. Ein sinniger Leser wird auf jeder Seite des Buches von diesem echt künstlerischen Realismus liebliche Belege finden.

Aber der echte Realismus ist der — Idealismus.

Und so schwebt denn über diesen rhätischen Blättern voll rauher Schroffen und hartarbeitender Menschen, über diesen groben Bajuvaren im zottigen Zwilch, über des Verfassers eigener, oft stark scheltender Sprache oder

urkräftigem, echt süddeutschen Humor — über dem Allem webt und flimmert ein feiner, leiser, veredelnder Duft — ein Hauch, der nicht aus dem Innthal aufgestiegen, auch an der Isar just nicht heimisch ist. Er weht von Ferne her. Freilich, wer einmal von Schloß Tirol herab die Sonne zu Golde gehen sah und die Mendola sich wie ahnungsvoll nach Süden neigen, wer durch das epheuwirre Sarca-Thal dahingezogen, und die grauen Zinnen, die geborstenen Säulen sich hat spiegeln sehen im Tobliner See, und wer dabei der Tausende gedacht, welche, hoch und schlank, wie ihre Speere, über diese Berge gezogen, Jahrhunderte lang, aufjubelnd, wann ihnen der laue Wind aus Süden die blonden Locken aus den Schläfen spielte — wer das gesehen und bedacht, der weiß es wohl, woher der Athem weht edelster Anmuth über jene Berge und über diese Blätter hin:

„Italia winket dort im Süden —
Es fliegt ein Kranich-Zug voraus;
Die Seele spannt die nimmermüden,
Die Flügel ihrer Sehnsucht aus!" *)

Kurz gesagt, der Schilderer Tirols, des Landes, das fünfzehnhundert Jahre lang die Brücke war, auf welcher die classische Cultur Italiens und Griechenlands, in Waarenballen, Fässern und Kisten der „Mercatanti" als unbeachtete Verpackung eingeschlagen, zu den Barbaren ihren Einzug hielt, der Schilderer Tirols muß auch das leise Geflüster hesperischer Lüfte verstehen.

Allüberall fühlt man nun in dem Buche Steubs den wohlthätigen Hauch einer so tief getränkten classischen Bildung, eine solche Geistesvertrautheit mit hellenischer und lateinischer Kunst, wie sie zwischen Grünwald und Föhring nicht oft die brausende Isar nährt. Man spürt es, daß der Verfasser dem Rauschen der Lorbeeren und Cypressen Latiums und in ihrem dunkelgrünen Schatten den schlanken Palmen Joniens gelauscht. Denn, mag sich deutsche Kraft höher erschwingen und deutsche Tiefe geheimnißvoller senken, — eines müssen wir ihnen doch mit ewiger Sehnsucht neidvoll überlassen, den Söhnen des Südens, den Kindern von Hellas: in Kunst und Leben seliger Schönheit unerreichten Kranz.

Aber in diesem Fall hat der liebe Gott eben gezeigt, daß er (vermöge der providentiellen Einrichtung der Leihbibliotheken!) immer noch das Wunder verrichten kann, mit wenigen Broden und Fischen eine große Volksmenge zu sättigen: und wenn Ludwig Steub ein nicht oft aufgelegter, so ist er doch ein, auch nördlich des Thüringer Waldes, dieser Wasser- wie Ruhmes-Scheide Deutschlands, wohl gekannter, verehrter und beliebter Autor.

Als ich vor elf Jahren unter die wilden Preußen fuhr, hatte ich seinen Namen nicht erst zu verkünden, und noch höher zu verherrlichen: vom Geheimrath Friedländer, dem Jupiter optimus maturnus, wie ihn die Candi-

*) Dahn, Gedichte. Zweite Sammlung, 3. Auflage. Leizig 1883. Seite 385.

daten der Prüfungscommission nennen, abwärts bis herab zu dem ganz gewöhnlich Gebildeten, kannten sie ihn, ehrten und liebten ihn.

Er sollte nur nicht immer wieder in allen „schiechen Löchern“ von Tirol herum krauchen, sondern einmal über Elbe, Spree, Weichsel und Nogat an den Pregel kommen und sich überzeugen, daß sein Name vom hohen Ortler bis an den Galt-Garben sich erschwungen hat.

Zum Schluß aber noch ein ernsteres Wort.

Steub hat die siebziger Jahre erreicht.

Vergleichen wir ihn und seines gleichen — es sind deren aber wenige — mit dem Nachwuchs der Schriftsteller jüngster Jahrgänge, so ist das Ergebniß nicht eben sehr erfreulich.

Er hat so viel Gründliches, ehrlich Erarbeitetes gelernt. Und er ist so fein in der Form. Und er giebt sich so wenig als unfehlbar. Und er ist — schriftlich und mündlich — so liebenswürdig.

Ach! und so Viele, die ihm in der Zeit — aber nicht im Geiste — nachgefolgt sind und nachfolgen, haben so wenig gelernt. Und sind so brutal formlos. Und von einer mehr als päbstlichen Unfehlbarkeit! Und schon schriftlich so unliebenswürdig, daß man die mündliche Liebenswürdigkeit, weit ausbiegend, vermeidet.

Wahrscheinlich ist es bei mir bereits beginnende Altersschwäche, welche mich, wenn ich die Augen und „ume gehn“ lasse, so auffallend wenige erblicken läßt in dem Nachwuchs unserer berufenen „Ueberholer“, welche an Wissen, Gemüth und Anmuth der Form ihm nur zu würdigen, geschweige zu erreichen „in der Lage sind“, unsern Meister Ludwig Steub. —

Königsberg, Juli 1883.





Joseph II. in Rußland im Jahre 1780.

Von

A. Brückner.

— Dorpat. —

(Schluß.)

VI.

Josephs Aufenthalt in Petersburg und der Umgegend der Hauptstadt währte drei Wochen. Fast alleinige Quelle für diese Zeit sind die Briefe des Kaisers an Maria Theresia, deren nicht weniger als zehn vorliegen. Diejenigen Briefe, welche mit der Post abgesandt wurden, sind von den mit besonderen Courieren beförderten sehr wohl zu unterscheiden. Das Geschäft des Erbrechens und Lesens der mit der Post versandten Briefe — man hatte dafür eine besondere Bezeichnung, die Perlustration — stand in Blüthe, und so eifrig arbeitete dieses „cabinet noir“ der Kaiserin, daß Joseph seine mit der Post versandten Briefe in gewissem Sinne für Katharina redigirt zu haben scheint.

In diesen ostensibeln Schreiben finden sich viele Lobeserhebungen; sehr befriedigt äußert sich der Kaiser über die Liebenswürdigkeit seiner Gastgeberin, den Wohlstand des Landes, die Weisheit der Staatseinrichtungen; wolle Jemand, heißt es da, eine interessante Reise machen, so müsse er Rußland besuchen. Das Urtheil über Paul und dessen Gemahlin fällt sehr günstig aus; entzückt schreibt Joseph von den herrlichen Anlagen von Zarskoje Selo und äußert wohl den Wunsch, Aehnliches in Schönbrunn

herzurichten. — In einem anderen ebensolchen Schreiben lobt er die Eremitage in Petersburg; etwas dergleichen, meint er, müsse sich auch in der „Burg“ in Wien für Maria Theresia herstellen lassen, damit die letztere auch im Winter den Genuß eines Gartens habe. — In einem dritten Schreiben schildert er die Pracht der Feste in Peterhof: an dem Jahrestage der Thronbesteigung der Kaiserin habe er das Gefühl davon gehabt, welch' ein Glück der Nation durch die Rettung Katharinas im Jahre 1762 zu Theil geworden sei. Bei allem Lobe, welches Joseph dem Großfürsten Paul spendet, bemerkt er dennoch, es sei nicht leicht neben einer so ausgezeichneten Herrscherin der Zweite im Reiche zu sein u. dgl. m.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß derartige Aeußerungen darauf berechnet waren, der Kaiserin auf dem Wege der „Perlustration“ vorgelegt zu werden. Demnach erfahren wir viel Zuverlässigeres aus den anderen Briefen Josephs, in denen er wichtige, politische Fragen erörtert.

Auch hier lobt er die freundschaftliche, herzliche Art der Kaiserin, mit welcher er lange und ausführliche Unterredungen gehabt habe. Den Inhalt derselben faßt er sodann in der früheren Weise in mehreren Punkten zusammen: 1) die Kaiserin scheine keinen Groll gegen Oesterreich zu hegen; die Weigerung Rußlands, ihr im Kriege gegen die Türken zu helfen, habe sie durch den Teschener Frieden wett gemacht*); 2) sie sei nicht abgeneigt Oesterreich ebenso zu behandeln, wie den König von Preußen, mit welchem sie es nicht verschütten möge; sie liebe es, von zwei Seiten umworben zu werden; 3) sie beklage die schwierige Lage Englands, indem sie das Volk liebe, aber den König und die Minister verachte; 4) mit Frankreich und Spanien sei das Umgekehrte der Fall; sie billige die Handlungsweise Ludwigs XVI. und die Wahl seiner Räthe, möge aber die Nation nicht; 5) mit dem schwedischen Könige sei sie unzufrieden; 6) sie denke ernstlich an die Herstellung eines Reiches im Orient bei jeder Gelegenheit und immer wieder kämen diese ihre Gedanken zum Ausdruck; sie begriffe nicht, warum die Franzosen die Türken durchaus in Konstantinopel erhalten und dort keine andere unabhängige Nation sehen wollten; nie werde sie sich mit den Türken verbinden; nicht einmal einen Handelsvertrag werde sie mit ihnen schließen; die Türken angreifen werde sie nicht, aber sich tapfer wehren, wenn sie selbst von ihnen angegriffen würde; dazu gab es mancherlei Aeußerungen über den König von Preußen; er sei trotz seines Alters, vielleicht in Folge seiner Einsamkeit, Zurückgezogenheit und Schwermuth, unberechenbar und unbesonnen in seinen politischen Handlungen, werde von seinen Räthen betrogen und täusche sich selbst; 7) bei jeder Gelegenheit suche die Kaiserin ihn, Joseph, mit der Aussicht auf die

*) Nicht umsonst hatte Katharina bei den Vorbereitungen auf die Reise nach Mohilew, die ausdrückliche Weisung ertheilt, es dürfte bei den Inschriften und Lobsprüchen bei Gelegenheit der Illuminationen und Decorationen der Städte keinerlei Anspielung auf den Teschener Frieden vorkommen; man solle lieber von dem Glück der Völker durch die Freundschaft der Fürsten reden. Magazin d. Hist. Ges. XXVI. 65.

Erwerbung Roms zu locken; immer wieder antworte er wie früher, aber diese „Chimäre" habe sich in ihrem Kopfe festgesetzt; auch Potemkin habe sich gegen Cobenzl darüber in dem Sinne der Kaiserin geäußert, Cobenzl habe, der an ihn ergangenen Weisung zufolge, die Sache als Scherz behandelt: vielleicht wolle Katharina ihm, dem Kaiser, damit eine Falle stellen; 8) Panin, mit welchem er, Joseph, oft gesprochen habe, verfalle sehr bei dem Vergleich mit Kaunitz, und stelle einen Wust von unentwirrbaren Phrasen dar: er habe ihm versprochen, nächstens sein politisches Glaubensbekenntniß mitzutheilen; man werde nicht umhin können, eine solche Kannegießerei anzuhören; offenbar fürchte Panin, daß man sich an Potemkin wenden werde; 9) Potemkin habe mit Cobenzl über die Möglichkeit einer Annäherung Rußlands an Oesterreich gesprochen, so wie über die Mittel diesen Zweck zu erreichen. Da habe denn er, Joseph, dem Grafen Cobenzl die Weisung gegeben, so ganz beiläufig und in der Form einer Privatmeinung die Idee des Abschlusses eines Vertrags zur Sprache zu bringen, welchem zufolge die beiden Staaten einander ihren Bestand verbürgen sollten; damit müsse man aber nicht eilen, sondern möglichst gleichgiltig und zuwartend erscheinen.

Auch Pauls erwähnt Joseph in seinen intimen Schreiben an seine Mutter und zwar lobend; der Großfürst und seine Gemahlin seien geistreich, unterrichtet, rechtschaffen und, wenigstens so viel man sehe, aufrichtig; ihre Beziehungen zur Kaiserin seien nicht ganz ungezwungen; die Großfürstin sei ihrem Gemahl überlegen; sie könne einmal noch eine große Rolle spielen. In dem Verkehr mit ihnen müsse er eine gewisse Vorsicht üben, weil eine allzugroße Innigkeit der Kaiserin mißfallen könne. Joseph erzählt sodann, wie er im Verein mit Paul und Maria Feodorowna, im Beisein Panins, Potemkins und anderer Personen, den Grundstein zu einem Tempel der Freundschaft gelegt habe; sehr offen habe die Kaiserin von dem Hergange bei ihrer Thronbesteigung, von den Abgeschmacktheiten Peters III. und von den Mitteln, welche sie zu ergreifen genöthigt gewesen sei, gesprochen; Paul habe sich über die Schwierigkeit seiner Lage, über den natürlichen Sohn der Kaiserin*) geäußert u. s. w.

In späteren Briefen berührt Joseph den Fortgang der Angelegenheit des abzuschließenden Garantievertrags; die Sache werde schwierig, weil Katharina den Wunsch geäußert habe, man soll ihr auch den Besitz derjenigen Eroberungen gewährleisten, welche sie noch machen werde; auch habe sie sich bereit erklärt, Oesterreich alle noch zukünftigen Erwerbungen zu verbürgen, wenn dieselben nur nicht in Deutschland oder in Polen geschähen, man habe ihr vorgestellt, daß so etwas unthunlich sei. Alle diese Unterhandlungen fanden durch Vermittelung Cobenzls und Potemkins statt. Der Letztere verlangte, Joseph solle, wenn auch nur mündlich, das Versprechen

*) Offenbar den Grafen Bobrinski, dessen Vater G. Orlow war.

geben, daß Oesterreich sich nie mit den Türken gegen Rußland verbinden werde u. s. w.

Ferner berührte Joseph eine ganz andere Angelegenheit: die Kaiserin habe den lebhaften Wunsch, den Orden des Goldenen Vließes zu erhalten; die Sache sei bedenklich; die Eitelkeit der Kaiserin veranlasse sie, viel Gewicht darauf zu legen, daß sie die erste nicht blos, sondern auch die einzige Frau sei und bleibe, für welche bei Ertheilung dieser Auszeichnung eine Ausnahme gemacht werde. Man werde nicht umhin können, diesen Wunsch zu erfüllen, jedoch nur dann, wenn sie selbst ihn, den Kaiser, darum bitte; es sei der Schein zu vermeiden, daß sie die Gnade habe, ein solches Geschenk anzunehmen. Die Angelegenheit blieb auf sich beruhen, da Katharina mit Joseph darüber zu reden unterließ*).

So kam es denn nicht zu bestimmten Vereinbarungen. Die Gerüchte, welche im Auslande über den Abschluß eines Vertrages verbreitet wurden, waren falsch. Aber immerhin war doch sehr viel für eine Annäherung Rußlands an Oesterreich geschehen. Beide Theile hatten einander gründlich ausgeforscht; beide Theile konnten auf der Basis der durch persönlichen Gedankenaustausch bekannt gewordenen Wünsche und Absichten weiter verhandeln. Einige wichtige Punkte des auszuführenden Programms waren angedeutet. Cobenzl, dessen übergroßen Eifer Joseph bedenklich fand, hatte auch nach der Abreise des Kaisers einen günstigen Boden für seine diplomatische Thätigkeit in St. Petersburg. Persönlich waren Joseph und Katharina einander sehr nahe getreten. Die Letztere hatte den Wunsch eines regelmäßigen Briefwechsels mit dem Kaiser geäußert; in welchem Maße derselbe erfüllt wurde, zeigt die Hauptquelle der Geschichte der Beziehungen Oesterreichs zu Rußland: die Edition der Briefe Josephs und Katharinas von 1780—1790. Der Abschied Josephs von der Kaiserin war ergreifend; auch der Großfürst und die Großfürstin legten, als der Kaiser schied, eine ungewöhnliche Herzlichkeit an den Tag. Von der Großfürstin sagte Joseph wiederholt in den Briefen an Maria Theresia, er hätte, wenn er zehn Jahre früher einer solchen Prinzessin begegnet wäre, dieselbe unbedenklich geheirathet.

Einen hübschen Abschluß fand der Aufenthalt Josephs in Rußland in den herzlichen Schreiben, welche er mit Katharina, Paul und Maria Feodorowna unmittelbar nach seiner Abreise von St. Petersburg austauschte. In den letzten Augenblicken des Zusammenseins war von Politik nicht die Rede gewesen; um so bedeutsamer waren ein Paar Andeutungen in den Schreiben Pauls und Katharinas. Der erstere schrieb an Joseph, das persönliche Einvernehmen werde dereinst von großer Bedeutung sein können; von solchen Dingen sei das Wohl und Wehe der Welt abhängig. In einem kurzen Schreiben Katharinas, welches Joseph noch auf der Reise durch Polen erhielt, heißt es, der Kaiser werde sich, wenn er als Lobredner Rußlands auftrete,

*) Arneth, Maria Theresia und Joseph. III., 262 ff.

den Segen nicht blos der orientalischen, sondern auch der occidentalischen Kirche erwerben. Joseph machte Maria Theresia darauf aufmerksam, daß diese Worte wiederum eine Anspielung auf die „tolle Idee“ sei, Rußland müsse Konstantinopel, Oesterreich Rom erobern*).

In manchen Stücken wurde allerdings Joseph der Lobredner Rußlands Während sich auch in den intimen Schreiben an Maria Theresia keine tadelnden Urtheile finden, begegnen uns sehr günstige Aeußerungen über die großartigen Marine-Anstalten in Kronstadt, über die gewaltigen Hafenbauten und die commerzielle Bedeutung Rigas, über die Pracht und Zweckmäßigkeit der Bauten in Petersburg u. s. w.

Die Frage von dem Urtheil, welches Joseph sich von Rußland und der Kaiserin gebildet hatte, erscheint um so wichtiger, als damals in manchen Kreisen die widersprechendsten Gerüchte über diesen Gegenstand verbreitet waren.

VII.

Unglaublich verkehrt erscheint die Vorstellung, welche der preußische Gesandte in St. Petersburg, Graf Görtz, sich über die Wirkung des Aufenthaltes Josephs in Rußland machte. Er sowohl wie Friedrich der Große meinten allgemeines Mißfallen wahrnehmen zu können, was natürlich für die preußischen Interessen sehr erfreulich erschien.

In seinen Berichten an den König hatte Görtz mancherlei von dem absonderlichen Wesen Josephs zu erzählen, welches allgemein unangenehm aufgefallen wäre: er habe sich von allem Verkehr mit dem stolzen und reichen Hofadel fern gehalten, Niemandem bei sich sehen und Niemanden die Ehre seines Besuches erweisen wollen, seine Sparsamkeit, welche so weit gegangen sei, daß die Besitzer der Gasthöfe, in denen er mit seinem Gefolge abgestiegen sei, eine Entschädigung von der Kaiserin verlangt hätten, die Geringfügigkeit seiner Geschenke, welche zum Theil so ausfielen, daß ihre Empfänger die Annahme derselben fast für eine entehrende Erniedrigung hielten — dieses Alles habe vielfachen Anstoß erregt, dem Kaiser zahlreiche Feinde gemacht und ihm sehr üble Nachrede und argen Spott zugezogen.

Dazu kam, fährt Görtz fort, daß er sich in seinen Reden zu sehr gehen ließe und namentlich seinen Hang zur Satire, der nicht selten beleidigend wurde, nicht zu zügeln wüßte. Seine zu große Zungenfertigkeit scheine selbst der Kaiserin am Ende lästig geworden zu sein. Man wollte überhaupt wissen, daß sich dieselbe, im Widerspruche mit den schmeichelhaften Aeußerungen in dem Schreiben an Galizyn, in ihren intimen Kreisen nichts weniger als vortheihaft über ihn ausgesprochen habe. Sie tadelte seine Geschwätzigkeit, seine Leichtfertigkeit und seine Unbesonnenheit, fände, daß er sich auf der

*) Diese Schreiben bei Arneth, Maria Theresia und Joseph. III., 291—293 und 302—303.

einen Seite zu sehr zu glatten und übertriebenen Schmeicheleien herablasse, während er auf der andern doch wieder hochfahrend und durch sein rauhes Wesen hart und abstoßend werde. Könne man nicht verkennen, daß er gewiß höhere Ideen habe, und von dem Verlangen beseelt sei, eine Rolle zu spielen, so spräche man ihm doch, schon wegen der Wankelmüthigkeit seines Charakters, die Fähigkeit ab, sie, sei es als Staatsmann oder als Feldherr, zu verwirklichen und durchzuführen. Vor Allem wolle man finden, daß er es ganz und gar nicht verstehe, die Haltung eines Souverains anzunehmen und zu behaupten.

Von politischen Angelegenheiten, heißt es weiter in Görtz' Berichten, sei zwischen der Kaiserin und dem Kaiser eigentlich niemals die Rede gewesen. Dem Grafen Panin habe er selbst die wiederholte Versicherung gegeben, er halte die Allianz zwischen Rußland und Preußen für das einzig richtige System, und wünsche weiter nichts, als daß auch er als ein Freund Rußlands betrachtet werde, während er sich gegen ihn, Görtz, insbesondere in den überschwänglichsten Lobsprüchen über den König ausgelassen habe*).

Kein Wunder, daß Friedrich seine Interessen nach dieser Seite hin für vollkommen gesichert hielt und überzeugt blieb, daß diese Reise des Kaisers Preußen gar keinen Eintrag thun werde. Der König glaubte annehmen zu dürfen, daß Katharina im Gegentheil dadurch nur immer mehr von dem weit überwiegenden Nutzen der Allianz mit Preußen überzeugt werden würde, und daß mithin der Zweck der Zusammenkunft zu Mohilew als gänzlich verfehlt (entièrement échoué) gelten könne.

Denn auch aus Wien wurde dem Könige gleichzeitig berichtet, daß dort alle vernünftigen Leute die Reise des Kaisers schon deshalb ungern gesehen hätten, weil er dadurch dem Hofe von St. Petersburg nur Gelegenheit gegeben habe, seine schwachen Seiten kennen zu lernen.

Sowohl der englische Gesandte in Wien, Sir Robert Keith, als auch der französische Gesandte, Baron Breteuil, wußten mancherlei über den ungünstigen Ausfall der Reise zu berichten. Breteuil sprach die volle Ueberzeugung aus, daß das viel besprochene Ereigniß auf das gegenwärtige politische System Europas keinen Einfluß üben werde. Friedrich erfuhr ferner von allerlei ungünstigen Urtheilen, welche Joseph über den Großfürsten Paul, über Panin und Potemkin gefällt haben sollte. Man erzählte, der Kaiser habe geäußert, er halte die Allianz zwischen Rußland und Preußen zwar für unauflöslich, hoffe aber nichtsdestoweniger, daß es ihm, wenn er die Kaiserin nur gehörig mit Schmeicheleien und Freundschaftsversicherungen überhäufe, der Eigenliebe Panins Weihrauch streue, und die Günstlinge mit seinem Gelde bethöre, jederzeit gelingen werde, Rußland so weit einzuschläfern (à endormir la Russie), daß alle übrigen Höfe glauben würden, es

*) Que vous étiez, Sire, par votre génie sublime hors de la categorie de tous les autres hommes.

bestehe zwischen ihm und der Kaiserin das vollkommenste Einverständniß*).

Keith reproducirte in einer französisch geschriebenen Depesche den Inhalt eines Gesprächs mit dem Kaiser Joseph, in welchem der letztere sich keineswegs günstig über Rußland und die Kaiserin ausgesprochen haben sollte. Katharina, sollte Joseph geäußert haben, sei der Schmeichelei zugänglich, bestimmbar und launenhaft; in kleinen Dingen ihr nachgebend und in großen einige Festigkeit zeigend, könne man sehr wohl mit ihr auskommen; man dürfe eben nicht vergessen, daß man es mit einer Frau zu thun habe, und auf der Hut sein im Kampfe gegen ihre Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit; es sei ihr Unglück, daß Niemand da sei, der sie in gewissen Schranken zu halten vermöchte: Ostermann sei nichts als ein Strohmann, der nichts thue und nichts gelte, Besborodko ein Emporkömmling, der den knechtischen Abhängigkeitssinn kleiner Beamten nicht los werde und dazu von der großen Politik nichts verstehe (sic!); sklavisch führe er die Absichten seiner Gebieterin aus und sei unbekümmert um die Folgen; Potemkin sei ein schlechter und unfähiger Rathgeber: die Kaiserin sei zwar sehr stolz auf diesen ihren Zögling, wie sie ihn gern bezeichne, aber es sei zu bedauern, daß sich Niemand finde, der ihr erkläre, daß dieser Zögling seiner Meisterin keine Ehre mache; dabei könne die Kaiserin, auch wenn sie wollte, sich nicht von Potemkin losmachen. Man müsse, habe der Kaiser geschlossen, in Rußland gewesen sein, um die Eigenthümlichkeit der Lage zu erkennen, in welcher die Kaiserin sich befinde**).

In französischen Diplomatenkreisen wiederum wußte man mancherlei von dem geringfügigen Eindruck zu erzählen, welchen Joseph in Rußland geübt haben sollte, sein Aufenthalt daselbst habe bei den Russen sehr wenig Sensation gemacht, schrieb der französische Gesandte Vérac am 20. Juli aus St. Petersburg, und am 25. Juli bemerkte Corberon, man rede seit der Abreise Josephs gar nicht mehr von ihm; man habe ihn kaum bemerkt, als er dagewesen sei; kein Wunder, daß man ihn so bald ganz vergesse***).

Solche und ähnliche Aeußerungen reichten hin, um in preußischen Kreisen die Ueberzeugung von einer für Joseph wie für Katharina ungünstigen Wirkung der Zusammenkunft zu verbreiten. Dohm führt in seinen Denkwürdigkeiten diese Auffassung weiter aus, indem er bemerkt, auch hier sei bestätigt worden, was die Geschichte bei den meisten Zusammenkünften der Großen der Erde bemerkt habe, nämlich, daß persönliche Bekanntschaft ihre gegenseitige Achtung und Zuneigung nicht zu vermehren pflege. Dohm schildert ausführlich, wie, seiner Vermuthung nach, die Eindrücke, welche Joseph empfangen habe, ihn peinlich hätten berühren müssen†), und diese

*) s. d. Auszüge a. d. Leben Görtz' u. Friedrichs bei Zinkeisen VI. 261—265.
**) La cour de la Russie il y a cent ans 1725—83. Berlin, 1858. 344—346.
***) La cour de la Russie, 343.
†) Denkwürdigkeiten I. 414—418.

Voraussetzungen und Annahmen Dohms sind dann als Thatsachen in andere Geschichtswerke übergegangen*).

Ganz anders urtheilte der allerdings nicht unparteiische, aber darum nicht minder scharf beobachtende englische Diplomat Harris. Joseph habe, bemerkte er unmittelbar nach der Abreise des Kaisers aus St. Petersburg, dem Einfluß des Königs von Preußen einen solchen Streich versetzt, daß sich derselbe davon nicht leicht jemals wieder erholen werde. In allen Stücken, schreibt Harris in einer späteren Depesche, habe der Kaiser in Rußland einen ebenso tiefen als günstigen Eindruck hinterlassen; die freundschaftlichen Empfindungen der Kaiserin für ihn seien festgewurzelt; nie sei der Einfluß Friedrichs so stark gewesen, als die Anhänglichkeit Katharinas an den Kaiser: er habe nichts versäumt, um der Kaiserin zu gefallen; alle Ränke Preußens, welches verschiedene ungünstige Urtheile Josephs über Rußland colportirе, und der Franzosen, welche sogar so weit gingen, dem Kaiser in den Augen der Kaiserin durch das Gerücht zu schaden, er habe dem jungen russischen Hofe (Paul und Marie) gegenüber Verpflichtungen zum Nachtheil Katharinas übernommen, würden ohne Wirkung bleiben**). Mancherlei Einzelheiten über die Abschiedsscene, welche stattgefunden haben sollte, als Joseph Petersburg verließ, und über welche ihm der einzige Augenzeuge dieses Auftrittes — vielleicht Potemkin oder Besborodko — Bericht erstattete, konnten Harris in seiner Ansicht von der tiefen und nachhaltigen Wirkung des Aufenthaltes Josephs in Rußland bestärken. Beim Abschiede sollte Joseph in schlichter und edler Weise der Kaiserin erklärt haben, er habe sich derselben so gezeigt, wie er wirklich sei, offen und ehrlich, ohne Heuchelei und Schmeichelei, er wisse sehr wohl, daß sogleich nach seiner Abreise der Versuch gemacht werden würde, ihm in den Augen der Kaiserin zu schaden: da gelte es denn, daß sie, unabhängig von dem Urtheile oder den Einflüsterungen Anderer, sich eine Meinung bilde; was sie anbetreffe, so habe er bei dem großen Rufe, den sie genösse, viel erwartet, aber seine Erwartungen seien noch übertroffen worden. Der einzige Augenzeuge wußte noch mancherlei darüber zu erzählen, wie ergreifend der Abschied gewesen sei***).

Wir haben die Möglichkeit zu entscheiden, ob das Urtheil der Anhänger der preußischen Interessen oder dasjenige der Gegner derselben besser begründet war. Einen Beitrag zur Lösung dieses Räthsels mag der Briefwechsel der Kaiserin mit Grimm liefern, bei welchem man eine gewisse Aufrichtigkeit des Urtheils vorauszusetzen berechtigt ist.

Der Fürst Lobkowitz, berichtet Grimm der Kaiserin im September 1780, habe an ihn aus Brüssel geschrieben, er wisse nicht, ob Joseph in Rußland Erfolg gehabt habe, wohl aber, daß der Kaiser wahrhaft bezaubert sei von

*) Herrmann, Bernhardi.

**) Diaries and correspondence I. 324, 343.

***) La cour de la Russie, S. 343. Diese Depesche fehlt in der englischen Ausgabe.

Rußland und entzückt von der „wahrhaft großen Katharina". Als Grimm in dem folgenden Jahre in Spa mit dem Kaiser Joseph und dem Prinzen Heinrich zusammentraf, mit ihnen speiste und einer Theatervorstellung beiwohnte, schrieb er, sie hätten bei Gelegenheit der letzteren nicht sowohl den Vorgängen auf der Bühne Beobachtung geschenkt, als von Mohilew, Smolensk, Moskau, Petersburg und Zarskoje Selo gesprochen*). Auf solche Mittheilungen des extravaganten und stets von Schmeicheleien überströmenden Grimm ist weniger Gewicht zu legen, als auf folgende Aeußerungen der Kaiserin, welche bald nach der Abreise Josephs schrieb: „Ich würde kein Ende finden, wollte ich den Grafen von Falkenstein zu loben anfangen; er ist der solideste, tiefste und unterrichtetste Kopf, den ich kenne; wer ihn überholen will, wird früh aufstehen müssen**)." In einem späteren Schreiben antwortet Katharina auf Grimms Scherz, sie sei die „Normalschulmeisterin", dem Grafen von Falkenstein könne sie keine Lectionen geben: „Er ist ganz ausgelehret und das wird einen sehr tüchtigen Meister abgeben." Die Begegnung in Mohilew habe, fährt die Kaiserin fort, einen vollständigen Erfolg gehabt; Joseph scheint sich in Rußland gefallen zu haben; nicht ohne Bedauern sei man von einander geschieden u. s. w.***).

Sehr beachtenswerth ist die kalte, ablehnende, skeptische Haltung, welche in gewissen österreichischen Kreisen in Betreff der Reise des Kaisers vorherrschte. Weder Maria Theresia, noch Marie Antoinette, noch der Graf Mercy waren geneigt, sehr viel Erfolg davon zu erwarten.

Mercy berichtete der Kaiserin-Königin im Juli, es sei mit der gewöhnlichen Post ein — wie wir annehmen können, ostensibles — Schreiben vom Kaiser an die Königin von Frankreich eingetroffen, in welchem er den ihm in Rußland gewordenen Empfang rühme; die Königin finde aber, daß der Kaiser zu lange in Rußland verweile. Von sich aus äußerte Mercy: wenn der Erfolg dieser Reise nur von den ausgezeichneten Eigenschaften des Kaisers abhinge, so könne man sich Gutes davon versprechen; bei dem Charakter der Kaiserin, bei ihrer Politik und derjenigen, der sie umgebenden Personen könne man nur daran zweifeln, daß eine nähere Berührung mit diesem Hofe vortheilhaft wirken werde†).

Gleichsam, wie um die Königin von Frankreich zu beruhigen, schrieb Maria Theresia ihrer Tochter nach der Abreise Josephs aus St. Petersburg, es habe in Rußland nur ein Austausch von Höflichkeitsbezeugungen stattgefunden, nichts weiter. „Was wird nicht Alles," heißt es in einem späteren Schreiben, „über die Reise erfunden! Der Kaiser ist zufrieden, aber nicht blind. Ich

*) Die Briefe Grimms an Katharina, herausg. von J. Grot. St. Petersburg, 1880. S. 56 und 221.

**) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 183. „Morgué, qui le devancera se levera de grand matin."

***) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 190.

†) Arneth et Geffroy III. 451.

kann Ihnen die Versicherung geben, daß keinerlei Verhandlungen stattgefunden haben; mir scheint nur, daß der Kaiser so glücklich gewesen ist, manche starke Vorurtheile, welche in Betreff unserer dort herrschten, zu beseitigen.“ Man müsse auch mit diesem Ergebniß zufrieden sein, lautet die kühle Antwort der Königin von Frankreich*).

Sprach nun schon Marie Antoinette in einem Tone der Verachtung von „einem solchen Hofe, wie dem russischen,“ so lautete das Urtheil Mercys noch schärfer. Es habe ihn, meldet er der Kaiserin-Königin im August, gefreut, aus den ihm zugehenden Documenten — es waren vielleicht die Schreiben Josephs aus Rußland — zu ersehen, daß der Kaiser nicht allzu vertrauensselig sei und sogar Verdacht hege; jene ihm vorgehaltene Lockspeise — Italien — zeuge von großer Ungeschicklichkeit, und da man dabei nicht etwa politische Ignoranz voraussetzen dürfe, von einem bösen Willen. Ein Glück, daß der Scharfblick des Kaisers solchen Schlingen alle Gefahr benehme. Es scheine, daß Joseph, ohne selbst sich durchschauen zu lassen, mancherlei in Betreff der zukünftigen Entwürfe Rußlands in Erfahrung gebracht habe**).

Solche Aeußerungen klangen nicht wie eine Anerkennung der Erfolge der Reise Josephs. Es fragte sich, was von dem Erfolge der Concurrenzreise des Prinzen von Preußen zu erwarten sei.

VIII.

Wenn es eines Beweises von dem durchschlagenden Erfolge der Reise Josephs bedurfte, so konnte es keinen vollgiltigeren geben, als das Erscheinen des Thronfolgers Friedrichs des Großen in St. Petersburg.

Harris meldete wohl, Katharina sei über den Vorschlag der Reise Friedrich Wilhelms nicht sonderlich erbaut gewesen***). Wie dem aber auch sein mochte, Friedrich lebte der Ueberzeugung, daß der Prinz von Preußen an dem Petersburger Hofe ein für die Interessen des Königs günstiges Terrain finden werde. Man ging mit großer Vorsicht zu Werke, um dabei die gewünschte Wirkung nicht zu verfehlen. Graf Görtz ließ es sich besonders angelegen sein, den Prinzen über die Verhältnisse und Persönlichkeiten an dem Hofe der Kaiserin im Voraus genau zu unterrichten und ihn durch seine einsichtsvollen Rathschläge auf den rechten Weg zu leiten.

Wiederum aber tritt uns, was den Verlauf dieses Ereignisses betrifft, derselbe Widerspruch zwischen den Auffassungen der preußischen Staatsmänner und anderer Zeitgenossen entgegen, der auch bei der Beurtheilung

*) Arneth, Maria Theresia und Marie Antoinette, S. 321.

**) Arneth et Geffroy III. 460.

***) The empress was neither flattered nor pleased with the proposition. Diaries and correspondence I. 293.

des Erfolges von Josephs Reise uns auffallen mußte; und wiederum sind wir in der Lage, die Zweifel zu lösen und zu entscheiden wer Recht behält.

Der Hauptberichterstatter ist Harris. Wenngleich wir auch nicht vergessen dürfen, daß er voll Haß war gegen Preußen und daher gern Alles betonte, was den Mißerfolg des Prinzen darzuthun geeignet war, so finden seine Mittheilungen und Urtheile dennoch die volle Bestätigung in den Aeußerungen der Kaiserin, auf welche wir sogleich hinweisen werden.

Am 10./22. Juli war Joseph aus St. Petersburg abgereist. Am 25. August/5. September traf Friedrich Wilhelm in der russischen Hauptstadt ein. Harris schrieb, die erste sehr feierliche Begegnung des Prinzen mit der Kaiserin habe weder sie noch ihn befriedigen können; er sei schwerfällig, ungeschickt und verschlossen gewesen und betroffen durch die kühle Förmlichkeit des ihm gewordenen Empfanges; auch Abends habe der Prinz wenig Boden gewonnen, da die Kaiserin, welche sonst in ihrer „Eremitage" gesprächig zu sein pflegte, von dem Prinzen nur so viel Notiz nahm, als die gewöhnlichste Höflichkeit erforderte. Etwas später meldet Harris, schon die Lebensweise des Prinzen zeige, wie wenig Erfolg er habe; vergeblich habe man die Kaiserin zu bereden gesucht, eine Abendunterhaltung bei Hofe zu veranstalten; sie habe es rund abgeschlagen. Am Sonntag habe sie ihre Kartenpartie plötzlich abgebrochen und dabei ihm, dem englischen Gesandten, angedeutet, daß die Schwerfälligkeit des Prinzen von Preußen, welcher ihr zur Seite saß, ihr lästig falle. Einen auffallenden Gegensatz bilde ihre Haltung gegenüber dem Fürsten von Ligne, in dessen Gesellschaft sowohl die Kaiserin als auch Potemkin sich besonders wohl zu fühlen schienen *). Mit jedem Tage, berichtete Harris einige Tage später, werde die Kaiserin weniger höflich gegen den Prinzen; sie vermeide ihn zu sehen, es gebe keine Hoffeste; offenbar wollte Katharina damit zu verstehen geben, daß sie von der Seite her keine Besuche mehr wünsche. Der Prinz sei gekränkt; nie werde er verzeihen, daß man ihn jetzt eine so klägliche Rolle spielen lasse; selbst bei dem Großfürsten und dessen Gemahlin finde er nicht das herzliche Entgegenkommen, auf das er gerechnet habe; die Großen des Reiches ahmten dieses Beispiel nach und so herrsche denn überall, wo der Prinz hinkomme, steife Förmlichkeit und Langeweile. Der Prinz habe, erzählt der klatschsüchtige Diplomat weiter, zum Trost seine Maitresse nach Petersburg mitgebracht, aber die Strenge seiner Mentoren und die Furcht vor dem Oheim hätten ihn veranlaßt, dieselbe heimzuschicken; auch Potemkin kümmere sich nicht mehr um den Prinzen, als durchaus unumgänglich nöthig sei.

Immer sensationeller lauteten die ferneren Berichte des englichen Gesandten; der Prinz suche durch Potemkin zu bewirken, daß ihm gegen Ende seines Aufenthaltes ein besserer Empfang zu Theil werde, doch werde auch Potemkin, selbst wenn er wollte, nichts gegen die Aversion, welche die

*) Diaries and correspondence I. 331—332.

Kaiserin nun einmal gegen den Prinzen habe, zu thun vermögen; nach vielen Andeutungen darüber, daß es ihr lieb sein werde, wenn der Prinz bald abreise, ließ sie zuletzt durch ihren Geheimschreiber dem Grafen Panin ganz offen sagen: er solle dafür sorgen, daß der Prinz fortgeschafft werde, weil sie sonst nicht dafür stehen könne, daß sie dem Prinzen, falls er länger bliebe, etwas Unangenehmes sage; öffentlich behandle die Kaiserin den Prinzen überall mit einer Kälte und Zurückhaltung, welche ihrem sonstigen Wesen ganz fremd seien; nie spreche sie mit den Personen seines Gefolges; bei der letzten Maskerade habe sie mit dem Prinzen nicht Karten spielen mögen, während sie ihn, Harris, dabei ausgezeichnet habe. Die Vernachlässigung der Preußen sei, fährt der englische Gesandte fort, um so auffallender, als Katharina alle diejenigen, welche mit dem Wiener Hofe zusammenhingen, besonders rücksichtsvoll behandle. In Gegenwart des Prinzen von Preußen und der Herren seiner Suite habe sie dem Grafen Cobenzl gesagt, es vergehe kein Tag, an welchem sie nicht des Grafen von Falkenstein gedenke und seine Abreise beklage; im Gespräche mit dem Fürsten von Ligne sei sie voll Lobes und voll Bewunderung für den Kaiser. Eine solche Haltung der Kaiserin, schließt Harris, könne in der That nicht den Erwartungen des Prinzen von Preußen entsprechen, und werde nicht verfehlen, ihm bei seiner Rückkehr die Mißbilligung seines Genies zuzuziehen; der Prinz sei denn auch so niedergeschlagen, daß man deutlich sehe, wie er in St. Petersburg sich noch weniger wohl befinde, als in Berlin.

Etwas später berichtet Harris, die Abneigung der Kaiserin gegen das Haus Brandenburg trete so heftig und so plötzlich auf, daß man nothwendig den Bruch der preußisch-russischen Allianz erwarten müßte *). Potemkins bevorstehende Abreise zeuge auch von der Nichtachtung gegen den Prinzen von Preußen. Offenbar seien alle Versuche, durch den Fürsten Potemkin eine Sinnesänderung der Kaiserin in Betreff des Prinzen von Preußen zu bewirken, erfolglos gewesen. Drei Tage hintereinander sei er, Harris, Zeuge solcher Züge von Geringschätzung, welche sie im Benehmen gegen den Prinzen an den Tag gelegt habe, gewesen, daß er habe staunen müssen über die Gelassenheit und Geduld des Prinzen. Noch neulich, am Dienstage, habe die Kaiserin in Naryschkins Hause den Prinzen weder zum Kartenspiele eingeladen noch ihn zu ihrer Tafel gezogen, während sie ihn, Harris, Lanskoi und Potemkin dazu einlud. Gestern, auf der Maskerade, sei die Kaiserin maskirt erschienen und habe sogleich seinen, des englischen Gesandten, Arm ergriffen und, ihn durch die Säle führend, gebeten, ihr Ritter zu sein und sie vor dem Langweiligen zu schützen; von 7 bis 10 Uhr sei sie dageblieben und habe die ganze Zeit weder dem Prinzen noch auch seinem Gefolge die geringste Beachtung geschenkt, und sich nur mit ihm, Harris,

*) Dieser Satz fehlt in der Ausgabe der Diaries and correspondence, findet sich aber in dem Werke „La cour de la Russie" S. 346.

und Lady Harris abgegeben. — Einige Tage später berichtet Harris, die Kaiserin werde bei der Abreise des Prinzen weniger freigebig sein, als sonst. Unmittelbar nach des Prinzen Abreise schrieb er, die Haltung der Kaiserin gegen den Prinzen sei bis zum letzten Augenblick unverändert geblieben. Stets habe sie, wenn er zugegen war, ihre Abneigung und ihr Mißfallen merken lassen, und, so oft sie von ihm sprach, seine Fähigkeiten sehr gering angeschlagen. Trotz aller Anstrengungen der hiesigen Freunde Preußens habe der Prinz nicht blos keinerlei Erfolge gehabt, sondern die gute Meinung, welche Katharina von Joseph habe, nur bestärkt, statt dieselbe herabzustimmen; so habe denn der Prinz, statt die Interessen seines Oheims zu wahren, dieselben gefährdet: Potemkin habe nicht gestatten wollen, daß seine Nichte dem Prinzen ein Souper veranstalte; mißgestimmt und verekelt sei der letztere abgereist*). Einige Wochen später heißt es in einer Depesche des englischen Gesandten, der Prinz von Preußen sei schon fast völlig in Vergessenheit gerathen; nur etwa im Tone des Mitleids, welcher an denjenigen der Verachtung streife, rede man von ihm**).

Auch der französische Gesandte gab in einem Bericht vom 6. October zu, daß der dem Prinzen bereitete Empfang kein befriedigender gewesen sei. Nicht aber einer persönlichen Abneigung der Kaiserin schrieb Vérac diesen Umstand zu, sondern gewissen Vorkommnissen in dem engsten Kreise der Kaiserin, welche dieselbe höchlichst verstimmten. Es sei des Prinzen Unglück gewesen, daß er zu so ungelegener Zeit gekommen sei und die Kaiserin genöthigt habe, sich Gewalt anzuthun, um ihre Verstimmung zu verbergen. Zu jeder anderen Zeit hätte, meint der französische Diplomat, der Prinz der Kaiserin sehr gut gefallen; gehe ihm doch keine der dafür erforderlichen Eigenschaften ab. Auch wußte Vèrac mancherlei davon zu erzählen, wie ergreifend der Abschied Katharinas vom Prinzen gewesen sei und wie günstig sie sich dabei über den König geäußert habe, so daß man an dem guten Erfolge der Reise des Prinzen für die Interessen Preußens nicht zweifeln dürfe***).

Allerdings erzählt auch Harris, die Kaiserin sei in dieser Zeit verstimmt gewesen und habe ihrer Umgebung das Leben schwer gemacht, worüber Potemkin oft geklagt habe. Wir wissen nicht, was vorgefallen war, aber aus der heitern Art, mit welcher die Kaiserin sich in dieser Zeit mit dem Grafen Cobenzl und dem Fürsten von Ligne unterhalten, aus der frohen Laune, welcher sie gerade in diesen Tagen in ihren Briefen an Grimm Ausdruck geben konnte, entnehmen wir unbedenklich, daß Véracs Interpretation der leidigen Thatsache des Mißerfolges des Prinzen von Preußen eine gekünstelte und schönfärberische war.

---

*) Diaries and correspondence, I. 330—237.

**) La cour de la Russie, 348.

***) La cour de la Russie, 349.

Seltsamer Weise scheint man in preußischen Kreisen diesen Mißerfolg nicht bemerkt zu haben oder zog es vor, denselben nicht wahrnehmen zu wollen. Görtz schien, wie aus seinen Berichten an den König zu ersehen ist, davon überzeugt zu sein, daß die ganze Erscheinung des Prinzen sehr wohl geeignet gewesen wäre, den Besuch des Kaisers Joseph vollends in den Schatten zu stellen, wenn nicht höhere und geheime Rücksichten, über die man erst später zu klarer Einsicht gelangte, auf dem Spiele gestanden hätten. Der preußische Gesandte behauptete, die Kaiserin sei von dem Wesen des Prinzen offenbar in hohem Grade eingenommen, das freundschaftliche Verhältniß zwischen diesem und dem Großfürsten Paul habe sich fast bis zu inniger Vertraulichkeit gesteigert; Panin und Potemkin seien dem Prinzen wenigstens äußerlich sehr zuvorkommend begegnet; die allgemeine Stimmung äußere sich in den maßgebenden Kreisen zu Gunsten des Prinzen; ja man habe sich sogar ziemlich unverhohlen satirische Vergleiche zwischen dem Prinzen und dem Kaiser erlaubt, was dann freilich den Grafen Cobenzl und den Ritter Harris sehr unangenehm berührt haben sollte*).

Görtz wußte ferner über mancherlei Einzelheiten bei der Abreise des Prinzen zu berichten. Beim Abschiede hätten sich der Großfürst und der Prinz, nachdem der dabei gegenwärtige Graf Panin ihnen nochmals das System der in Zukunft einzuhaltenden Politik auseinandergesetzt hatte, verpflichtet, die zwischen beiden Staaten bestehende Allianz für alle Zeiten als unauflöslich zu betrachten. Ja selbst die Kaiserin habe, obgleich sie, auffallend genug, am Ende die Abreise des Prinzen möglichst zu beschleunigen gesucht hatte, unter Thränen dieselben Zusagen gemacht, als sie ihm, angeblich von rheumathischen Leiden heimgesucht, die Abschiedsaudienz auf ihrem Krankenlager ertheilte.

Selbst Graf Görtz hegte indessen den Verdacht, daß es, diese Meisterin in der Verstellungskunst" damit nur auf eine Scene abgesehen habe, welche darauf berechnet gewesen sei, den Prinzen über ihre wahren und geheimen Absichten zu täuschen. Sie erkundigte sich wenigstens hinterher noch sehr angelegentlich bei ihren Hofleuten darnach, welche Wirkung diese Komödie, wie es Görtz nannte, auf ihn gemacht habe; und als sie erfuhr, daß er mit sichtlicher Rührung von ihr geschieden sei, lobte sie, vielleicht mit ebenso viel Ironie als Befriedigung „die Güte seines Herzens**)."

Wie dem aber auch sein mochte: auch aus Dohms Denkwürdigkeiten ersehen wir, wie man damals in preußischen Kreisen von dem Erfolge der Reise des Prinzen überzeugt war. Auch bei den Großen des Reiches, hieß es, habe Friedrich Wilhelm mehr Beifall gefunden als Joseph, weil der Prinz es nicht verschmähte mit denselben zu verkehren, sie zu besuchen, während

*) Aussi le comte Cobenzl et le Sieur Harris en sont ils tous consternés et abattus.

**) Zinkeisen VI. 265—267.

Joseph dieses unterlassen hatte. Man erzählte sich von allerlei für den Prinzen veranstalteten Hoffesten, von mehreren Unterredungen der Kaiserin mit dem Prinzen ohne Zeugen. Man glaubte zu wissen, daß auch der König mit dem Erfolge der Reise seines Neffen sehr zufrieden sei, und die preußischen Patrioten freuten sich, wie Dohm bemerkt, darüber, daß der künftige Regent eine solche Gelegenheit gehabt habe, dem Staate einen wichtigen Dienst zu leisten und ebenso sehr die Billigung seines Oheims durch denselben zu verdienen, als er sie bereits durch sein Benehmen im Kriege erworben hatte. Man ging sogar so weit, sich zu schmeicheln, daß Friedrich Wilhelm den von Joseph gemachten Eindruck am russischen Hofe gänzlich verlöscht habe u. s. w.*).

Die Ansichten anderer Zeitgenossen lauteten freilich ganz anders. Ein englischer Staatsmann schrieb im October aus London nach Wien, man erfahre, daß der Prinz in Veranlassung seiner Reise sehr verstimmt sei, weil er fühle, daß er weder gefalle, noch gefallen könne; seine Unzufriedenheit sei so groß, daß er dieselbe nicht verbergen könne und gegen seine Vertrauten kein Geheimniß daraus mache, daß es ihn herzlich reue, die Reise unternommen zu haben. Die Antwort aus Wien lautete, auch Kaunitz habe bestätigt, daß trotz aller kühnen Behauptungen des Königs von Preußen die Reise des Neffen völlig fehlgeschlagen sei. Und dem französischen Gesandten Breteuil erzählte der Kaiser, Katharina habe ihm über den Prinzen geschrieben: „Welchen Eindruck kann ein Mann von 37 Jahren machen, oder was kann man von ihm sagen, da er in seinem Leben nichts gesehen und von nichts gehört habe — als Soldaten einüben**)!"

Hören wir, wie die Kaiserin im vertraulichsten Kreise über den Prinzen urtheilte. Unmittelbar vor seinem Erscheinen in St. Petersburg hatte Grimm an Katharina in scherzendem Ton geschrieben: nun, da der Marquis von Brandenburg auf den Grafen von Falkenstein folge, solle die Kaiserin in ihren Aeußerungen über den ersteren recht vorsichtig sein, da der Prinz in seiner Eigenschaft als deutscher Fürst und auch sonst sein, Grimms, „protégé" sei***). Anfang October schrieb nun Katharina bald nach der Abreise des Prinzen zurück: „Der hochehrerbietige Lehrjunge — (im Gegensatze zu dem „tüchtigen Meister" Joseph II.) — so von hier gewandert, der muß noch stark wandern, um daß der Geselle aus ihm kommt, der arme Mann; man weiß ja gar nicht was in ihm sitzt, er bredouillirt sehr stark oder auch er ist so kurz angebunden, daß da niemals was herauskommt; er hat eine starke Verhaltungskraft in sich, so sehr unverdaulich ist für denen so mit ihm zu thun, zu schaffen oder umzugehen haben; man sagt, er denkt gut; das kann sein, aber das kann man auch sagen von einem dindon, und

*) Dohm I. 424—426.

**) Raumers Beiträge V. 459—462. S. dort auch die boshaften Bemerkungen Breteuils über Katharina, welche übrigens an der Sache nichts ändern.

***) Grimms Briefe an Katharina, St. Pet. 1880. S. 45—46.

dindon zu sein oder abzugeben, das ist nun wieder nicht jeder Zeit füglich. Basta." Immer wieder kam Katharina in diesem Ton auf den Prinzen zu reden; wie schwerfällig er sei! „Mon Dieu, mon Dieu! quelle différence avec ses oncles!" Sie begriff gar nicht, wie man, wenn man einen solchen Neffen habe, ihn unmittelbar nach dem Auftreten eines Joseph zu senden wage; Grimms „protégé", scherzte und schalt sie weiter, habe ihr den Geschmack an derartigen Besuchen verdorben; durch die Langeweile, welche der Prinz ihr verursacht habe, sei ihr rheumatisches Leiden schlimmer geworden; damit sei es denn, seit der Prinz fort sei, besser geworden. Triumphirend schloß sodann die Kaiserin an diese Ergüsse über den Prinzen die Mittheilung, sie stehe nun mit „maman", d. h. mit Maria Theresia, im Briefwechsel: sie habe von derselben ein „honigsüßes" Schreiben erhalten*).

IX.

Man sieht wohl, daß diese Vorgänge eine gänzliche Wandlung der Stellung Rußlands auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bedeuteten. Mochte es auch im Laufe des Jahres 1780 den Zeitgenossen nicht leicht fallen, die Tragweite der Reise Josephs nach Rußland richtig zu würdigen, so löste schon die unmittelbar darauf folgende Zeit alle Zweifel in dieser Hinsicht. Es war etwas, daß selbst Maria Theresia in den letzten Monaten ihres Lebens selbst einigermaßen für diese Annäherung an Rußland eintrat indem sie an Katharina schrieb, indem sie russischen Seeoffizieren, welche in Oesterreich erschienen, einen besonders freundlichen Empfang bereitete und dergl. m. Die Kaiserin-Königin hatte, wie wir oben sahen, darüber geklagt, daß zwischen ihr und Joseph in Betreff Rußlands eine Meinungsverschiedenheit bestehe. Jetzt hatte der Kaiser um so mehr Veranlassung sich darüber zu freuen, daß er und die Mutter in dieser Hinsicht eines Sinnes seien**).

Auch in Berlin nahm man alsbald wahr, daß die Vereinbarungen zwischen dem Kaiser und dar Kaiserin in ihren Zwecken und Ergebnissen doch nicht so ganz ohne politische Bedeutung gewesen seien und die Allianz mit Preußen dadurch ernstlich gefährdet erscheine. Der Tod Maria Theresias (Ende November 1780) gab diesen Gerüchten noch mehr Gestaltung und Haltung. Man begann ernstlich zu fürchten, daß nun der Kaiser, im Einverständniß mit Rußland, mit seinen Vergrößerungsplänen, auch nach dem Orient hin, nur um so ungehinderter hervortreten werde. Schon zu Ende des December 1788 war Graf Görtz in der Lage, — dem König über das griechische Project Katharinas Mittheilungen machen zu können. Die Spur dieser Vereinbarungen führte immer wieder nach Mohilew zurück***).

*) Magazin d. hist. Ges. XXIII. 190 und 92.

**) S. d. Schreiben Josephs b. Arneth, Maria Theresia und Joseph, III., 314. „Il est bon que nous ne faisions qu'un en toute occasion."

***) Zinkeisen, VI. 267 ff.

Die Allianz Rußlands mit Preußen wurde nicht erneuert. Dagegen fehlte es nicht an sehr deutlichen Zeichen einer Annäherung Rußlands an Oesterreich. Katharina legte ein besonderes Interesse für die Vermählung der Schwester der Großfürstin Maria Feodorowna mit dem Neffen Josephs, dem Erzherzog Franz, an den Tag. Als der Großfürst Paul und dessen Gemahlin ihre große ausländische Reise unternahmen, durften sie nicht nach Berlin gehen, statteten aber dem Wiener Hofe einen herzlichen Besuch ab.

Harris wußte mancherlei von den Anstrengungen Preußens zu berichten, den früheren Einfluß in St. Petersburg aufrecht zu erhalten. Aber er konnte schließlich zu seiner nicht geringen Genugthuung melden: „The prussian interest is fallen for ever"*).

War auch während des Aufenthaltes Kaiser Josephs in Rußland kein Vertrag abgeschlossen worden, so erschien denn doch der Boden für die Verhandlungen in Betreff eines solchen geebnet. Sehr bezeichnend erscheint es, daß gerade während des Aufenthaltes des Prinzen von Preußen in St. Petersburg Besborodko ein „Memorial über politische Angelegenheiten" ausarbeitete, in welchem dieser factische, wenn auch nicht nominelle Minister des Auswärtigen die einzelnen Punkte eines mit Oesterreich abzuschließenden Bündnisses erörterte. Es ist dieses wichtige Actenstück, in welchem im Grunde nichts Anderes als ein Vorschlag, die Türkei zu theilen, enthalten ist, erst in der allerletzten Zeit bekannt geworden**).

Man weiß, wie Oesterreich damals in der orientalischen Frage eine Stellung einnahm, welche derjenigen Preußens entgegengesetzt war. In Diplomatenkreisen erzählte man sich, Joseph habe bei seinem Aufenthalte in Rußland gegen Katharina geäußert, er wünsche „de renvoyer les Turcs plus loin"***). Während aber ein solcher Gedanke in Rußland den günstigsten Boden fand, ließ sich Preußen die Erhaltung der Türkei angelegen sein, und es gab zwischen den preußischen Diplomaten in Konstantinopel, Gaffron und Dietz, und dem Vertreter der russischen Interessen, Bulgakow, in den folgenden Jahren einen fortwährenden Gegensatz.

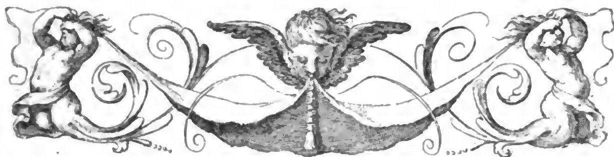
Während Oesterreich und Rußland in dem Türkenkriege, der 1787 ausbrach, als Bundesgenossen zusammenstanden, kam es soweit, daß der Kaiserin von Seiten Preußens gerade zu der Zeit, als sie 1789 und 1790 zugleich gegen Schweden und die Pforte Krieg führte, eine Kriegserklärung drohte. Der Gegensatz zu Preußen trat insbesondere nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in allen Fragen hervor: in den türkischen Händeln, während des Conflicts zwischen Gustav III. und Katharina, bei Gelegenheit der letzten Theilungen Polens, in der Zeit der französischen Revolution.

Kein Wunder, daß nach dem denkwürdigen Jahre 1780 auch die per-

*) Diaries and correspondence I. 432; vgl. II. 4 und 24.
**) Mag. d. Hist. Ges. XXVI., 72—73.
***) Harris, Diaries and correspondence I. 538—539.

sönlichen Beziehungen Katharinas zu den beiden Gästen dieses Jahres sich ebenso verschieden gestalteten, als auch der ihnen in St. Petersburg gewordene Empfang ein sehr ungleicher gewesen war. Während die Kaiserin, wie wir insbesondere aus den Briefen an Grimm und aus dem Tagebuche ihres Geheimschreibers Chrapowitzky erfahren, den „frère Gu", wie sie Friedrich Wilhelm nannte, zur Zielscheibe ihres Spottes, zu machen pflegte und nicht ohne Gereiztheit von ihm reden konnte, dauerte das innige Freundschaftsverhältniß, welches in Mohilew zwischen Katharina und Joseph entstanden war, ununterbrochen bis an den Tod des Kaisers fort. Es mag nicht viele Beispiele einer so dauernden Anhänglichkeit zwischen Fürsten gegeben haben, wie diejenige, welche Kaiser Josephs Reise nach Rußland begründet hatte, einer politisch so schwer wiegenden Freundschaft, wie das Einvernehmen zwischen dem „Grafen von Falkenstein" und der Kaiserin, welche gescherzt hatte, sie werde in Mohilew die Rolle einer „Ninette à la cour" spielen.





Die ersten französischen Opernversuche.

Von

H. M. Schletterer.

— Augsburg. —

Die musikalischen Zustände Frankreichs zu Beginn des XVII. Jahrhunderts waren trostlose. Die Bedeutung, welche dies Land und insbesondere Paris, damals schon der geistige Mittelpunkt Europas, vom XII. bis XIV. Jahrhundert für die Entwickelung des polyphonen Stils und später nochmals unter der Regierung der musikliebenden Könige aus dem Hause Valois für die Kunst der Töne gehabt, war längst verloren. Die Altmeister unter den französischen Künstlern: Adam de la Hale, Maistre Léonin, Maistre Perotin dit le grand, Robert de Sabillon, Jean de Garlande, Pierre de la Croix, Franco de Paris, Jérôme de Moravie, Guillaume de Machaut, Philipp de Vitry, Jean de Muris u. s. w. waren selbst bis auf ihre Namen vergessen und verschollen. In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts tritt auf musikalischem Gebiete in Frankreich auch nicht eine hervorragende Kraft in den Vordergrund. So sehr war Kunstsinn und Kunstbewußtsein der sonst auf jedweden ihrer Vorzüge so eitlen Nation allmählich entschwunden, daß sich ein durch Jahre geführter heftiger Streit darüber erheben konnte, ob sie überhaupt für Musik befähigt, ihre Sprache für musikalische Behandlung geeignet sei*). Politische und religiöse Stürme der schwersten Art waren über das beklagenswerthe Land in rascher Aufeinanderfolge in den letzten Decennien hinweggebraust und hatten die Kunst gezwungen, sich anderswo ruhigere Zufluchtsstätten zu

*) L'Abbé François Raguenet und Monf. Lecerf de la Viefville de Freneuse waren seit 1702 die Wortführer in demselben.

suchen. Der letzte Stern am Himmel französischer Musikkunst erlosch in jener schandvollen Mordnacht (St. Bartholomäus, 24. August 1572), deren Fluch und Schmach nie von dem verblendeten Volke genommen werden wird. Claude Goudimel, Lehrer des unsterblichen Palestrina, war, obwohl die Sorbonne seine Werke geprüft und nichts dem katholischen Glauben Widerstreitendes in ihnen entdeckt hatte, doch auf die Liste der Proscribirten gesetzt und, ein Opfer des wildesten Fanatismus, in Lyon mit vielen seiner Glaubensgenossen, ermordet worden.

Während Frankreich schwerste innere Kämpfe durchzuringen hatte, konnte sich das Nachbarland Italien, nach Bewältigung seiner politischen Wirren, längst wieder dem Cultus des Schönen widmen und, wie in andern Künsten, auch in der Musik die Führerschaft unter den europäischen Nationen übernehmen. Später allerdings als Poesie, Malerei und Architektur gelangte auch hier die Tonkunst, und zwar zunächst in Folge der Wirksamkeit niederländischer Lehrer, die in Rom, wie an den Höfen italienischer Fürsten thätig waren, zu einer Blüthe, die sie ebenbürtig in den Kreis der Schwesterkünste treten ließ. Der Einfluß der Renaissance, mehr heidnisch als originell, bedauernswerthe Verirrungen mit wahrhaft großen und schönen Gedanken einend, setzte gegen Ende des XVI. Jahrhunderts dem bisher herrschenden mehrstimmigen Gesange den Einzelgesang (die Monodie), der kirchlichen eine weltliche Kunst entgegen. Damit fällt die das ganze musikalische Leben umgestaltende Erfindung der Oper zusammen. Schon Katharina von Medici (1519—89), Urenkelin Lorenzo des Prächtigen, seit 1533 mit König Heinrich II. von Frankreich vermählt, war, so verhängnißvoll dem Lande die Zeit ihrer Herrschaft auch wurde, eine Freundin der Künste und Wissenschaften. Die zweite aller Opern, — wie die erste („Dafne“ von Caccini, 1596) in Florenz, der Wiege dieser Kunstform, entstanden, — Rinuccinis „Euridice“ (von Peri in Musik gesetzt), verherrlichte 1600 die gelegentlich der Vermählung Heinrichs IV. mit Maria von Medici, Tochter des unglücklichen Großherzogs Franz, vom Florentiner Hofe veranstalteten Festlichkeiten.

Seit die jugendliche, lebensfrohe Königin den Fuß auf den Boden ihrer neuen Heimat gesetzt, konnte sich Frankreich dem musikalischen Einflusse Italiens nicht mehr entziehen. Wiederholt rief Maria, die ebensowenig die Italienerin, wie das in ihren Adern pulsirende Blut des mediceischen Geschlechtes verleugnen konnte, italienische Künstler an ihren Hof, bis diese endlich von selbst so massenhaft herbeiströmten, daß es schien, als wolle Paris auf's neue im alten Glanze erstrahlen und seine wichtige Stellung als Centralpunkt des europäischen Musiklebens wieder einnehmen.

Bereits 1570 erhielt Jean Ant. Baif (in Venedig geboren, als sein Vater, Lazarus Baif, dort französischer Gesandter war), ein angesehener Dichter und Musiker, von Karl IX. ein Privilegium zur Errichtung einer Akademie für Dichtung und Musik. Den allwöchentlichen Aufführungen derselben, die in seinem väterlichen Hause im Faubourg St. Marcel stattfanden,

wohnte der musikverständige König mit seinem Hofstaate regelmäßig bei. Auch sein Nachfolger, Heinrich III., beehrte sie mit seiner Gegenwart. Aber Baifs Pläne ließen sich in Folge der schlimmen Zeiten und der ausgebrochenen Bürgerkriege nicht, wie sie beabsichtigt waren, durchführen. Von theatralischen Aufführungen im Opernsinne konnte ohnedem hier überhaupt noch nicht die Rede sein, da das musikalische Drama erst 30 Jahre später in's Leben trat. Zudem ließ die tiefgehende, im französischen Nationalcharakter liegende Abneigung gegen Alles, was aus Welschland kam, die ersten Keime, die man versuchte, in den Boden Frankreichs zu verpflanzen, nicht Wurzel fassen. Nach Momenten blendenden Glanzes trat immer wieder tiefe Dunkelheit ein. Wohl gehörte die Fähigkeit zu singen und den Gesang mit der Laute zu begleiten auch in Frankreich zu den bei Leuten von Geschmack und höfischer Bildung geforderten Eigenschaften; aber diese Kunstäußerungen beschränkten sich ausschließlich auf Lieder im Volkston, airs de coeur und voix de ville (später Vaudeville). Erst mit dem Regierungsantritte Ludwigs XIV. begannen sich die Verhältnisse zu ändern*).

Das Werk Richelieus war vollendet, das Parlament besiegt, die Aristokratie gebeugt. Der junge König, schön, edel, majestätisch und triumphirend, begann seine Regierung nicht als gemeiner Despot, der er im Herzensgrunde doch war, sondern als ein alle Elemente der Nation in sich concentrirender Herrscher. Wenn der selbstbewußte, jugendliche Monarch das denkwürdige Wort sprach: „l'état c'est moi!" konnte er ebensogut sagen: „la littérature c'est moi!", „l'art c'est moi!" Gelehrte, Dichter, Architekten, Maler, Bildhauer, Musiker, alle ließen sich durch ihn inspiriren, arbeiteten nur für ihn, in seinem Sinne und Geschmacke. Das ist's, was den Kunstwerken dieser Epoche jenen Charakter der Einheit giebt, wie ihn keine andere spätere in gleichem Grade wieder erreicht hat. Auch die Musik dieser Zeit ist feierlich, wie Corneilles und Racines Tragödien; an ernster Großartigkeit erinnert sie ebenso an Ch. Lebruns Bilder, wie an le Notres Gartenpläne und J. H. Mansards Façade des Versailler Schlosses. Endlich sieht man beide Ströme, in deren Bette bisher die musikalischen Bestrebungen in strenger Sonderung sich bewegten, die religiöse und die volksthümliche Kunst, sich harmonisch einigen, und zwar so vollständig, daß Kirchen- und Theatergesang sich momentan kaum noch in der äußern Form von einander unterscheiden. Der Kirchencomponist Lalande und der Operncomponist

*) Ludwig XIV., Sohn Ludwigs XIII., wurde zu St. Germain en-Laye 16. September 1638 geboren, succedirte unter seiner Mutter Vormundschaft 14. Mai 1643 und starb, nachdem er 109 gekrönte Häupter überlebt hatte, nach 72jähriger Regierung, mit Hinterlassung einer Schuldenlast von 2600 Millionen Livres, von seinem Volke verwünscht und verachtet, 1. September 1715 in Versailles. Der Schandfleck seiner Regierung ist die Aufhebung des 13. April 1598 von Heinrich IV. gegebenen Edicts von Nantes 1. (22.) October 1685.

Lulli sind ebensowohl Zeitgenossen, als gemeinsame Repräsentanten des die Zeit erfüllenden religiösen und monarchischen Gefühls"*).

Dem Verlangen dieser auf Glanz und Schimmer gerichteten Periode konnten die seither gesungenen einfach schlichten Chansons nicht mehr genügen. Die italienische Musik, wie sie sich eigenartig bisher entwickelt hatte, bedingungslos herüberzunehmen und in ihren Geist einzugehen, in ihrem Wesen aufzugehen, wie dies anderwärts geschah, dagegen empörte sich der Nationalstolz. Die gehässigsten Zänkereien darüber, ob französischer oder italienischer Musik der Vorzug gebühre, begannen schon, noch ehe Frankreich eine eigene Musik besaß. Im Gegensatze zu der in abgerundeter, schöner Form sich darstellenden, trotzdem sie dem unabweisbaren Begehren der Sänger-Virtuosen und dem melodischen Flusse stets Rechnung trug immer charakteristischen und ausdrucksvollen Kunst Italiens, bildete sich in Paris eine Geschmacksrichtung, welche die Musik nur als Steigerungsmittel des dramatischen Pathos betrachtet wissen wollte und der Declamation vor ihr den Vorzug einräumte. Diesem Umstande jedoch, der den Anhängern der italienischen Richtung stets Veranlassung bot, die Principien, auf denen das lyrische Drama gründet, anzugreifen, verdankt die national-französische große Oper ihre Entstehung und ausgesprochene Besonderheit. Den Parisern erschien, gelungener als in den seitherigen italienischen Versuchen, in ihrer alsbald feste Form annehmenden, musikalischen Tragödie die Aufgabe einer Wiedererweckung des antiken Dramas, wovon alle Welt damals träumte, gelöst,

*) Histoire de la musique française par G. Chouquet. Dem entgegen mag hier eine andere Auffassung dieser vielfach überschätzten Periode aus deutscher Feder treten. „Das französische Volk hat nie in größerer Erniedrigung gelebt als damals, wo der Hofglanz des großen Ludwig Europa überstrahlte und nie hat sich die Poesie mehr entwürdigt, als durch die diesem Despoten dargebrachten Schmeicheleien; die Scheidung zwischen Nation und Literatur hatte sich in ihrer ganzen Schroffheit vollbracht. Nicht mehr für das Volk, nur noch für den Mäcen, den Apoll Ludwig, für die Cirkel in Versailles schrieben die Dichter. Boileau, der poetische Zuchtmeister seiner Zeit, verkörpert in sich den vollständigen Ausdruck der angenommenen conventionellen Geschmacksrichtung, mit ihrer Vernachlässigung und Nichtachtung der Natur, ihrer Gemachtheit und ihrem gefrornen Pathos, ihrer blos rhetorischen Begeisterung, welche die hölzernen Schranken der Kunstregeln nie oder nur selten zu überfluthen kräftig und kühn genug ist. Die Poesie war zur Verstandessache geworden, ihre Nüchternheit und Kahlheit hielt man für griechische Simplicität; Correctheit und Glätte ward vor Allem gefordert" (J. Scherr). Ludwig XIV., der, wie sein Zeitgenosse Boisquillebert sagt, gewaltet habe „à faire horreur au ciel et à la terre", besaß den Instinct der Herrschaft im höchsten Grade. Weder für Papst noch Kirche von Ehrfurcht erfüllt, folgte er doch, je sündhafter sein Leben war, anererbtem Hange zur Devotion, wähnend, dadurch für sein Seelenheil am besten sorgen zu können. Seine unverantwortlichen Maßnahmen gegen die Reformirten wurden zumeist durch seine schmutzige Geldgier nach deren Reichthümern veranlaßt. Als er starb, war der zehnte Theil seines Volkes Bettler, weitere fünf Theile dem Bettelstabe nahe; im ganzen Lande gab es keine 10,000 reiche Familien mehr. Der geistige und sittliche Ruin Frankreichs hatte sich vollzogen.

und waren auch die bedeutendsten Förderer der französischen Musik Ausländer, die dem Einflusse französischen Geistes sich beugten und ihre Talente ihm dienstbar assimilirten, mit berechtigtem Stolze kann Frankreich doch auf die Geschichte seiner Oper zurückblicken.

Was allerdings die besondere Entwickelung derselben noch wesentlich förderte, lag in der Thatsache, daß hier nicht, wie z. B. in Deutschland, wo die italienische Oper allmählich ausschließliche Geltung gewann, nur der Geschmack der Fürsten, die allein die aus den Opernspielen erwachsenden oft sehr bedeutenden Kosten trugen, in Beziehung auf Sujets, Verfasser und Ausübende entschied, denn in den Hoftheatern wohnte stets nur ein geladener Hörerkreis, unentgeltlich, also auch eigentlich nicht urtheilsberechtigt, den Aufführungen bei; in Paris dagegen hatte das zahlende Publikum vom ersten Augenblicke an ein Anrecht darauf, Kritik zu üben und eine entscheidende Stimme dem Vorgeführten gegenüber geltend zu machen. Was ihm nicht zusagte, ward unnachsichtlich zurückgewiesen, selbst wenn den Verfassern die Gunst des Königs, die Unterstützung des Hofes zur Seite stand.

Der Geschmack für musikalisch-theatralische Darstellungen wurde in Frankreich durch die Ballete geweckt und genährt, welche den reichsten Schmuck der Hoffeste unter Karl IX. und Heinrich III. (1560—89), bildeten, luxuriöse Aufführungen, zu deren Hervorbringung sich Dichtkunst und Musik, Tanz und Gesang verbanden, und die durch prachtvolle Decorationen und Costüme und meist sehr kunstreiche und complicirte Maschinerien unterstützt wurden. Als 1573 die polnischen Gesandten nach Paris kamen, um dem Bruder Karls IX., dem Herzoge von Anjou (nachmaligem Heinrich III.) die Krone ihres Landes anzubieten, wurden sie von der Königin-Mutter mit verschwenderischer Pracht und sehr huldvoll empfangen. Unter anderen Zerstreuungen ließ sie in einem großen, von einer Menge von Fackeln erleuchteten Saale, das schönste Ballet vor ihnen aufführen, das die Welt je gesehen. Auf einem mächtigen, ganz versilberten Felsen, kamen in Nischen sitzend, welche die Form von Wolken hatten, 16 der schönsten und gewandtesten Hoffräuleins (die 16 Provinzen Frankreichs darstellend) hereingefahren. Nachdem sie, wie zur Parade, die Runde um den Saal gemacht und vor Allen sich gezeigt, stiegen sie vom Fels herab und unter der Weise eines von ungefähr 30 Musikern gespielten gefälligen Kriegsliedes aus ihm heraustretend, näherten und verbeugten sie sich vor den Majestäten und den Fremden und tanzten darauf ihr so seltsames Ballet.

Eines der ersten in Frankreich entstandenen Werke dieser Gattung war ferner das „Ballet comique de la Royne“, das 1581 gelegentlich der Hochzeit des Herzogs Anne von Joyeuse mit Marguerite de Lorraine, Madlle. von Vaudemont, Tochter des Herzogs Nicolaus von Mercoeur, Schwester der Gemahlin Heinrichs III., aufgeführt wurde. Es war von La Chesnaye, Almosenier des Königs, verfaßt, auch Ronsard und Agrippa d' Aubigné, erheben Anspruch auf die Mitarbeiterschaft, und

von den Herren von Beaulieu, Salmon und Beaujoyeux in Musik gesetzt und inscenirt*).

Vierzehn Jahre später erregte eine andere theatralische Vorstellung großes Aufsehen: „L'Arimène", pastorale d'Olexis de Mont-Sacré**), im Schlosse des Herzogs von Mercoeur bei Nantes, 25. Februar 1596, mit verschwenderischer Pracht aufgeführt. Das gedruckte, ebenfalls auf uns gekommene Textbuch, gibt einen genauen sehr interessanten Bericht über Ausstattung und Costüme. Die 25 Quadratfuß breite, 1½ Fuß ansteigende Bühne erhob sich am Ende des großen Schloßsaales. Den Hintergrund bildeten vier drehbare Fünfecke, zwischen denen hindurch die Schauspieler eintraten und abgingen, und die den Bedürfnissen der Handlung entsprechend bemalt waren. Das Schäferspiel „Arimène" ist eine jener Dichtungen sehr zweifelhaften Werthes, wie sie um diese Zeit vielfach entstanden. Der Schäfer Arimène liebt die leidenschaftliche Schäferin Clorice, in die wiederum Cloridon sterblich verliebt ist. Nach vielen schrecklichen Abenteuern und Zauberspuck aller Art vereint der Ritter Floridor die betreffenden Paare. Dies Stück selbst ist ohne Musik, dagegen waren fünf Zwischenacte auszufüllen, in denen dieselbe sich geltend zu machen vermochte.

An den Schauplatz schloß sich eine mit kostbaren Teppichen belegte Terrasse an, auf welcher die hohen Herrschaften (der Herzog und die Herzogin, der spanische Gesandte, der Marquis von Belle-Isle nebst Gemahlin u. s. w.) Platz genommen hatten. Dahinter fanden sich amphitheatralisch aufsteigend die Sitze für die übrigen Geladenen; die längs der Wände hinlaufenden Galerien waren von den minder angesehenen Gästen und der Dienerschaft besetzt. Den beiden Bühnenseiten entlang standen Reihen farbiger, mit wohlriechenden Oelen gefüllter Lampen; auf den am oberen

*) Das Titelblatt dieses, ursprünglich: „Le Ballet de Circé et de ses nymphes" genannten Stückes heißt: „Ballet comique de la Royne" faict aux nopces de Monsieur le Duc de Joyeuse et Mademoiselle de Vaudemont, sa soeur, par Baltasar de Beaujoyeux, valet de chambre du Roy et de la Reine sa mère. A Paris, par Adrien Le Roy, Ballard et Mamert Pattison, Imprimeurs du Roy. 1582. Dies von Schmeicheleien gegen die königliche Familie bis zur Anwiderung strotzende Stück, dessen Inscenirung nach des Augenzeugen l'Estoile Versicherung die ungeheure Summe von 3,600,000 Livres gekostet haben soll, wird durch eine kleine Intrade für Oboen, Hörner und Posaunen eingeleitet. Chöre von Sirenen, Tritonen, Satyren und der Tugenden treten abwechselnd darin auf. Bemerkenswerth ist eine Melodie (Recitativ) Mercurs und eine Arie Jupiters.

**) Der Verfasser des Arimène, der seit 1587 mehrere Werke auf die Bühne gebracht hatte, ist Nicolas de Montreux, genannt Olexis de Mont-Sacré. Er wurde um 1560 zu Nantes, wo sein Vater, Mons. de la Mesnerie, Requetenmeister des Herzogs von Orleans war, geboren. Der Titel des Textbuches lautet: „L'Arimène, pastorale (2. Ausgabe pastorale en vers de dix syllabes) d'Olexis de Mont-Sacré, gentilhomme du Maine. A Monseigneur le Duc de Merceur et devant lui représentée le 25 fevrier 1596, avec argument et un prologue. A Nantes, chez Pierre Dorion, imprimeur juré de l'Université demeurant en la rue Saint Pierre. 1597."

Rande mit vergoldeten Blumen ringsum bemalten Fünfecken waren ebenfalls Kerzen angebracht. Die erste Scene, über die sich nächtlicher Himmel breitete, zeigte im Hintergrunde des Zauberes Circimants Grotte, welcher während seiner Beschwörung böse Geister entschwebten. Gegenüber thürmte sich ein Felsblock, aus dem Feuer, Wasser und Schlangen hervorkamen. Das dem ersten Acte folgende Intermezzo stellte den Kampf zwischen den Göttern und Titanen vor. Die Fünfecke, bisher ländliche Attribute zeigend, wurden gedreht und gaben nun die Decoration einer antiken Felsenlandschaft. Bewaffnete Riesen strömten herein, rissen die Felsen herab und bauten sie neu aufeinander. Da erschien eine sich drehende Kugel am Himmel, die sich öffnete und im goldenen Gewande, mit Krone und Scepter, auf einem Regenbogen sitzend, Jupiter, den Blitz in der Rechten, zeigte, neben ihm Pallas und Merkur in ihrer bekannten Kleidung. Nun erhob sich ein mit Trommeln und tausenderlei Feuerwerk hervorgebrachtes donnerähnliches Getöse. Zeus schleuderte nach den auf die Felsen geklетterten Riesen den Blitz, worauf sie sammt den Felsblöcken in den Abgrund versanken; der Strahl aber fuhr lärmend auf der Bühne umher und ließ, da er mit Wohlgerüchen vermengt war, angenehm duftenden Rauch zurück. Der Himmel schloß sich darauf wieder und die Fünfecke zeigten (wie nach jedem Actschlusse) ihre ländlich-friedliche Decoration. Tanz und Instrumentenspiel endeten den Act.

Die auf's neue gedrehten Fünfecke gaben im folgenden Zwischenspiel die Ansicht des von herrlichsten Palästen umgebenen Hafens der prächtigen Stadt Micena. Auf dem Meere stießen die Schiffe des Paris auf die feindliche Flotte; es kam zur Seeschlacht, mit all den bei solchem Kampfe vorkommenden Zufällen, Handgemenge, Feuerwerk, Entern der Schiffe u. s. w. Es gelingt Paris endlich, die alsbald versinkenden, gegnerischen Fahrzeuge in den Grund zu bohren; dann geht er nach Micena und sieht hier die schöne Helena. Beide entflammen sofort in brünstiger Liebe zu einander; er entführt sie. Zwischen ihrem zum Schutze herbeieilenden Gefolge und dem seinen kommt es nochmals zu heftigem Gefechte. Auf dem Schiffe angekommen, richtet die treulose Gattin des Menelaus an die anwesenden Damen einen ihren Schritt entschuldigenden Vers.

Das dritte Intermezzo zeigt ein sturmbewegtes Meer; die Fünfecke stellen groteske Figuren und Felsen vor. An einem derselben ist Andromeda angekettet. Perseus, den Pegasus tummelnd, schwebt vom Himmel herab. Da erhebt sich plötzlich mit großem Brausen ein Ungeheuer aus der Meerestiefe und droht die schöne Gefangene zu verschlingen. Nach hartnäckigem Kampfe wird es von Perseus besiegt. Die befreite Jungfrau, auf sein Flügelroß gehoben, steigt mit ihm zu den Wolken empor.

Im nächsten Zwischenspiele stellt sich die Rückdecoration mit Laub bedeckt dar. Im Wiesengrunde weidet eine vom hundertäugigen Argus bewachte schöne Kuh. Jupiter erscheint in der Höhe. Er sendet Merkur zur Erde, den

Argus zu bezaubern und zu tödten. Ersteres wird durch Flageolettspiel bewerkstelligt. Der Wächter, vom Schlafe übermannt, schließt ein Auge nach dem andern. Sobald ihm das letzte zugefallen ist, wird ihm der Kopf abgeschnitten und die Kuh befreit. Chorgesang und Instrumentenspiel beschließen die Scene.

Das letzte Intermezzo führt die Zuschauer nach der Unterwelt; der Hintergrund ist schauerlich, öde und dunkel. Die Fünfecke sind mit Schlangen, Schatten und anderen grauenhaften Dingen bemalt. Der feuerspeiende Cerberus bewacht den Eingang zum Hades. Orpheus, nach Art thracischer Priester in weiße Seide gekleidet, die Laute in der Hand, erscheint, sanft singend. Der davon allmählich bezauberte Höllenhund vergißt Feuer auszuathmen, so daß der Sänger sich dem Schlunde, aus dem Flammen und Rauch dringen sollen, zu nähern vermag. Entzückt lauschen ihm die Geister und sind bereit, ihm seine Gattin zurückzugeben. Schon taucht deren Haupt in der Tiefe auf, verschwindet aber plötzlich wieder, als der Unglückliche zurückgeblickt. Unter dem Spiele sanfter Instrumente geht er tiefbetrübt ab.

Die Costüme der Mitwirkenden sind nach Schnitt und Farbe genau beschrieben. Die Kleider der Schäfer Arkadiens z. B. sind „nach der Mode ihrer Zeit" mit Rosen und Flittergold geschmückt; ebenso die Hirtentaschen, Stiefel, Hüte; ihre Stäbe sind versilbert u. s. w.

Im folgenden Jahrhundert sind es die Ballete von Benserade, die der Hof*), und verschiedene theatralische Aufführungen, die der Cardinal Mazarin veranstaltete, um den jungen König würdig zu unterhalten, die Königin Anna zu zerstreuen und sich ihre und des Hofes Gunst zu sichern. Der durch seine Filzigkeit berüchtigte Italiener entschloß sich während der Minderjährigkeit Ludwig XIV. wiederholt zu den ihm sehr schmerzlichen Opfern, die besten italienischen Operisten nach Paris kommen zu lassen. Am 14. December 1645 wurde durch eine solche Truppe im Saale du Petit Bourbon das Pastorale: „La festa teatrale de la finta pazza" von Giulio Strozzi (1641 für Venedig componirt) mit sehr großem Aufwande gegeben. Obwohl man in diesem Stücke declamirte, sang und tanzte, war es doch immer noch keine Oper sondern nur ein sehr reich ausgestattetes Schauspiel mit vielmaligem Decorationswechsel. Ein von Affen und Bären ausgeführtes Ballet schloß den ersten Akt; den zweiten beendeten tanzende Strauße, die sich zu einer Quelle niederbeugten, um aus derselben zu trinken; den Schluß bildete ein Pas von vier Indianern getanzt, die dem von Pyrrhus als Enkel anerkannten Nicodemus Papageien anboten. Das Stück, obwohl es durch seine Neuheit, die Schönheit der Stimmen, die Mannigfaltigkeit der Sinfonien, die wunderbaren Decorationen, die überraschende Präcision der

*) Isaac de Benserade, geboren zu Lyons-la-Forêt in der Normandie 1612, gestorben in seinem Landhause Gentilly bei Paris 1691.

Maschinen und die Pracht der Costüme vielfach überraschte, erwies sich doch als zu lang und war durchaus nicht nach dem Geschmacke der Zuschauer.

Eine andere Truppe führte am Fastnachtsdienstage 1646 in der petite salle des Palais Royal ein ähnliches Werk auf, das aber den Anwesenden ebenfalls nicht unterhaltender schien und in dem man vor Langeweile, und weil der Saal schlecht erwärmt war, auch vor Kälte zu sterben fürchtete.

In diesem Jahre (1646) begann sich der Abbé Mailly, Secretair des Cardinals, ein einsichtsvoller Musiker und Verfasser bemerkenswerther Abhandlungen über die Tonkunst, mit dramatischen Versuchen zu beschäftigen. Er schrieb in Carpentras, wohin er seinem Herrn gefolgt war, einige recitativische, von Instrumenten begleitete Scenen zu einer Tragödie: „Ackbar, roi du Mogul“, die zwar Aufsehen erregten, aber doch den Forderungen eines schönen, richtig declamirten Gesanges noch nicht entsprachen.

Am 5. März 1647 fand wieder eine große italienische Aufführung statt. Man gab „Orfeo ed Euridice“ (von Monteverde, Zarlino oder Aurelio Aureli?), dessen Inscenirung 500,000 Livres kostete. Auch diese Tragicomödie sprach trotz der wunderbarsten Ausstattung und anderer bis dahin in Frankreich unbekannter Erfindungen nur wenig an. Bei diesem schönen, aber unglücklichen Orpheus, oder besser gesagt Morpheus, schlief Jedermann ein. Der entfaltete Luxus erregte aber doch allgemeine Bewunderung, so daß man endlich beschloß, dies Genre mehr zu cultiviren und Corneille den Auftrag gab, nach italienischen Vorbildern ein französisches Stück zu schreiben. So entstand das Drama: „Andromède“, zu dessen Aufführung 1650 die Königin im Petit Bourbon ein schönes, geräumiges Theater bauen ließ und für das der venetianische Architekt, Sieur Torelli, „der große Zauberer“, Maschinist des Königs und Erfinder einer Vorrichtung, mittelst deren man eine ganze Scene mit einem Schlage umwandeln konnte*), die Maschinerien einrichtete, die denn auch so herrlich gelangen, daß sie für würdig befunden wurden, in Kupfer gestochen zu werden. Aber auch „Andromède“ war noch keine Oper, sondern nur ein Drama mit einigen von dem excentrischen Charles Coypeau, genannt Assoucy, Dichter und Musiker in einer Person, componirten Gesangsnummern. Das Stück, eines der schwächsten Corneilles, fand nur zufolge seiner glänzenden Ausstattung nachsichtige Aufnahme, die ihm auch im Jahre 1682 noch wurde, da es die Schauspieler des Marais, welche die Decorationen Torellis gekauft hatten, wiederholt auf die Bühne brachten, dabei nun aber statt eines künstlichen, ein natürliches, vorzüglich dressirtes Pferd verwendend, eine in Paris bisher nie gesehene, zugkräftige Neuerung. Von Interesse und nachhaltigem

*) Torellis Erfindung erbitterte seine Nebenbuhler so, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. In einer Nacht, da er seine Wohnung in Venedig aufsuchte, griffen ihn maskirte Männer an, und nur seiner muthigen Vertheidigung hatte er es zu danken, daß er, nach Einbuße dreier Finger, mit dem Leben davon kam. Erschreckt durch diesen Vorfall, wanderte er nach Frankreich aus.

Einflusse wurde noch eine andere in diesem Stücke, welche Perrin, Quinault und alle Operndichter der Folgezeit adoptirten. Corneille hatte im Prolog der „Andromède" des Königs Lob in überschwänglichen Versen gesungen. Fortan blieb es unerläßlicher Gebrauch, dasselbe, mehr oder minder verblümt und dick aufgetragen, in alle Prologe einzuflechten. Noch sei hier der Maskerade in Balletform „Cassandre" von Benserade gedacht, in welcher der König bei der Darstellung im Palais des Cardinals selbst als Tänzer auftrat. Mazarin wußte den auf seine schöne Figur eitlen Fürsten und die vornehmsten seiner Cavaliere zu veranlassen, sich auf diese Weise fortan an den theatralischen Spielen persönlich zu betheiligen.

Die bisher gegebenen italienischen Opern hatten wohl Neugierde, und ob des darin entfalteten Luxus auch Bewunderung erregt, das Publikum aber weder durch inneren Werth, noch die Art des Gesanges zu befriedigen vermocht. Um die Idee eines schönen Schauspieles mit dem Zauber der Musik und bewunderuswürdigem scenischem Glanz vereinigen zu können, galt es nun, Bühnenwerke von neuer Wirkung, großer Anziehungskraft und besonderem Ausdrucke zu ersinnen. Man ahnte die Oper, ohne noch einen klaren Begriff von dem zu Schaffenden zu haben. Was man früher gesehen, waren Versuche, die nur sehr allmählich auf den rechten Weg, d. h. zur Entfaltung aller Hilfsmittel und einer zugleich Geist, Auge und Ohr fesselnden Kunst brachten. Die französische Oper entstand nicht im Gehirn eines Einzelnen. Ein künstlerisches Product so zusammengesetzter Natur konnte nicht die Frucht momentaner, genialer Eingebung sein. Sie war im Gegentheil das Ergebniß langer, schwieriger Arbeit, das Resultat besonderer Umstände und sich fremder Versuche und Bemühungen.

Was eine endgiltige Entwickelung immer noch verzögerte, war die irrige Meinung, daß die Musik nur als Zugabe zum heroischen Drama, von dessen rethorischem Charakter nichts aufgegeben werden sollte, betrachtet werden könne, und das immer noch nicht überwundene, in den Köpfen der Lyriker festhaftende Vorurtheil, die französische Sprache eigne sich überhaupt nicht zu musikalischer Behandlung; ferner die instinctive Abneigung gegen alles über die Alpen Herüberkommende und die maßlose Einbildung, welche die von Anbeginn an an der Spitze der Civilisation sich wähnenden Franzosen von ihrem musikalischen Talente hatten. Benserade, dessen Ballete so berühmt waren, dessen leichte und elegante Verse so sehr bewundert wurden, wagte nie, eine ganze Scene singen zu lassen. So wenig Vertrauen besaß man in die Kraft und Ausdrucksfähigkeit einer Sprache, in der Malherbe, Balzac und Vaugelas bereits geschrieben hatten, daß man selbst das kleinste Liederspiel für unausführbar hielt. Und dennoch gähnte man und langweilte man sich in den italienischen Opern, die selbst eine souveraine Protection nicht vor dem Falle bewahren konnte. Obwohl es in Frankreich durchaus an guten Musikern und schönen und gebildeten Stimmen fehlte, besaß man doch die höchste Meinung von der eigenen Gesangskunst, sich dabei auf eine Aeußerung

des berühmten Luigi stützend. Dieser verfeindete sich nämlich nach seiner Rückkehr aus Frankreich in Rom mit allen Sängern, weil er, wie er es schon in Paris gethan, öffentlich aussprach, daß man, um eine Musik angenehm zu finden, italienische Arien von Franzosen singen hören müsse.

Es wird dem von Boileau so grausam verhöhnten und als mittelmäßiger Poet gekennzeichneten Perrin zu steter Ehre gereichen, die erste Idee gehabt zu haben, eine französische Oper zu schreiben. Er hat dadurch ein Recht auf die Sympathie der Nachwelt erworben, daß er die Möglichkeit einer solchen erkannte und ungeachtet voreiliger Kritiker und verbissener Gegner, die seine Bemühungen lächerlich zu machen suchten, noch ehe er mit seinen Arbeiten an die Oeffentlichkeit getreten war, den Muth hatte, mit Camberts Hilfe seine Pläne zu verwirklichen.

Pierre Perrin*), der erste Operndichter von Profession, wurde in Lyon 1620 geboren und, nachdem er, 55 Jahre alt, gestorben, vom Pfarrer der Kirche St Germain l'Auxerrois in Paris beerdigt. Er kam in diese Stadt und nahm den Titel Abbé an, obwohl er nur Hofabbé, nicht wirklicher Abbé war, denn er trug nur das petit collet (Bäffchen). Sein Titel brachte ihm mehr Ehre als Vortheil, denn er besaß nie eine Abtei, nicht einmal eine Pfründe.

Um diese Zeit ereignete sich in Paris, folgendes: Ein gewisser Barroire, genannt Bizet, Sohn eines Bürgermeisters aus la Rochelle und einer reichen Kaufmannsfamilie entstammend, hatte die Tochter eines Herrn L'Hoste, Schwagers des Intendanten Arnaut, geheirathet. Er machte die Reise aus der Charente nach Paris, um sich für 10,000 Livr. das Amt eines Parlamentsrathes zu kaufen. Obwohl er sich als veritabler Dummkopf darstellte, nahm man ihn, weil sein Schwiegervater Credit hatte und ein Mann von Einfluß war, doch auf, sagend: „Es ist Mr. L'Hoste, den man [aufnimmt, nicht sein Schwiegersohn.“ Dieser protestantische Herr verband sich in zweiter Ehe mit der Wittwe des Criminal-Lieutenants L'Allemant, einer gebornen Grison, einer Katholikin aus einer guten Pariser Familie. Sie besaß nicht das größte Gehirn, aber bevor sie diesen Tölpel zum Gemahl nahm, war sie eine passable Frau. Von dem alten Geizhals nicht allzugut behandelt, wurde sie mit ihm geizig. Endlich starb er an der Gicht. Wieder in Freiheit, erkannte sie, daß ihr Mann, so dumm er war, ihr dennoch ein Bedürfniß zu befriedigen vermocht hatte. Sie lebte nun im Concubinat mit dem in ihrem Hause wohnenden Amtmann des Faubourg St. Germain, bis sie von ihm um einige Summen geprellt wurde. Nun trieb sie es noch schlimmer, und nachdem sie bei ihrer Nachbarin Baumol, der leichtfertigen Wittwe eines flamändischen Malers, einen jungen Schöngeist, Namens Perrin, der sich damit beschäftigte, Virgils Aeneide in französische Verse zu übersetzen, kennen gelernt, verliebte sich die 61 jährige

*) Der vorliegenden Darstellung liegt vorzugsweise: Les vrais créateurs de l'opéra français: Perrin et Cambert, par A. Pougin, Paris 1881, zu Grunde.

Dame plötzlich in ihn, ließ sich eines Morgens Haartouren aller Couleurs, grau und weiß ausgenommen, kommen, um ihm mehr zu gefallen, und heirathete ihn heimlich. Diese Extravaganz zog ihr die Verachtung ihrer Söhne zu, die ihr einen Rath der großen Kammer vorgeschlagen hatten (aber sie war der alten Männer müde). Bald nach diesem Vorfalle erkrankte sie, die Söhne hielten die Thüren verschlossen, Perrin konnte, trotzdem er die Hilfe des Civillieutenants in Anspruch nahm, nicht bis zu seiner jungen Gattin gelangen. In ihrer Einsamkeit kam sie von ihrer Thorheit zurück, erklärte, daß die Vanmol sie trunken gemacht, indem sie ihr weißen Wein mit Clarett vermischt angeboten, und entschlief bald darauf sanft und selig, ohne ihren in Angst und Sorge schwebenden Gemahl nochmals gesehen und in den Besitz ihres Nachlasses gesetzt zu haben. So war Abbé Perrin unter die Ehemänner gekommen; aber sein großes Opfer hatte ihm nichts genützt. Die Söhne der Frau Bizet gaben von ihrem Vermögen nichts heraus; er blieb sein Leben lang arm und starb sogar im Schuldthurm.

(Schluß folgt.)





Sprache und Schrift der Chinesen.

Von

M. von Brandt.

Die Sprache der Menschen ist, nach der Ansicht der Chinesen, das Werk der Natur. Die Töne, welche der Mensch ausstößt, unterscheiden sich in nichts, ihrer Entstehung nach, von dem Gesang der Vögel oder dem Geschrei der Thiere, dem Murmeln des Bachs, dem Rollen des Donners oder dem Klang des Steins, wenn er geschlagen wird; sie sind das hörbare Ergebniß der Wirkung, welche das formlose geistige Princip auf die von ihm durchdrungene geformte Materie ausübt. Die ersten Töne, welche der Mensch von sich giebt, sind die, welche durch instinctives Fühlen hervorgerufen werden; sie sind die natürlichen allgemeinen Laute der Menschheit. Die Gefühle werden im Menschen bewegt, sie nehmen eine Form an, indem sie zu Worten werden, und wo diese nicht ausreichen, werden sie durch (unarticulirte) Ausrufungen und Seufzer und unwillkürliche Bewegungen der Hände und Füße ergänzt[1]); der Ursprung der Musik und des Tanzes, die nach einigen Schriftstellern als modulirte Töne und Bewegungen der Sprache als solche vorausgegangen sein sollen.

In jedem Falle kommt die Anregung zum Sprechen von Außen. Im Allgemeinen, sagt Han Win Kung[2]), geben Gegenstände Töne nur dann

[1]) In der großen Vorrede zum Shi king heißt es: „Die Gefühle werden innerlich bewegt und werden verkörpert in Worten. Wo Worte für sie nicht ausreichen, greif man zu Seufzern und Ausrufungen; wo Seufzer und Ausrufungen nicht ausreichen greift man zu den Modulationen des Gesangs; wo dieselben nicht ausreichen, beginne die Hände unbewußt sich zu bewegen und die Füße zu tanzen."

[2]) Der unter diesem Namen canonisirte Han Yü, 768—824, unter der Tang-Dynastie.

von sich, wenn sie gestört werden. Pflanzen und Bäume sind stumm, aber wenn sie vom Winde bewegt werden, geben sie Töne von sich; ebenso verhält es sich mit Wasser. Metall und Steine sind stumm, aber sie tönen, wenn sie geschlagen werden, und ebenso ist es mit dem Menschen. Wenn er nicht anders kann, so spricht er. Alle Töne, welche aus seinem Munde hervorgehen, sind das Ergebniß davon, daß er gestört worden; die articulirte Sprache ist die höchste Vollendung dieser Töne, wie die kunstvolle Fügung der Worte, der Stil, wieder die der Sprache ist.

In ihren ersten unmittelbaren Anfängen ist die Sprache also natürlich und spontan; die Gefühle geben sich in Lauten kund, die unwillkürlich hervorgebracht werden, und auf welche der Mensch durch die bewußte Anwendung seiner geistigen Fähigkeiten keinen Einfluß ausüben kann. Sprechen steht daher auf derselben Stufe wie Hören und Sehen, aber wie nicht das Ohr hört und das Auge sieht, so spricht auch nicht der Mund, sondern im materiellen Organe manifestirt sich das immaterielle Princip, das den ganzen Körper durchzieht und im Auge sieht, im Ohre hört und im Munde spricht.

Dieses erste, selbständige und ohne bewußte Mitwirkung des Menschen sich entwickelnde Vermögen des Sprechens war selbstverständlich roh und unvollkommen. Ihre Weiterbildung zu dem, was sie heute ist, verdankt die Sprache dem menschlichen Geiste oder vielmehr, nach chinesischen Begriffen, der Personification desselben in den ältesten Weisen und Herrschern, unter denen manchmal Hwang-ti besonders als „namengebend" bezeichnet wird. Sie gaben allen Dingen die richtigen Namen, nachdem sie als Ergebniß sorgfältigster Beobachtung das Wesen derselben selbst erkannt hatten. Die Begründer der socialen Ordnung des Reichs, wären daher auch die Schöpfer der Sprache gewesen, wie sie für den aus dem Urzustande heraustretenden Menschen nothwendig wurde. Der chinesischen Auffassung aber entspricht es, diese Vervollkommnung der Sprache als eins der civilisatorischen Hilfsmittel anzusehen, welche herangezogen wurden, um zur Errichtung einer guten und festen Regierungsform mitzuwirken.

Merkwürdigerweise hat die Ansicht, daß die chinesische Sprache eine künstlich von einer oder einigen hervorragenden Persönlichkeiten für einen ganz bestimmten Zweck geschaffene sei, auch unter fremden Gelehrten vielfache Vertreter gefunden, von denen Leibnitz [1]) wohl der bedeutenste sein dürfte. Die chinesische Sprache stammt, wie Golius [2]), ein anderer Anhänger dieser Richtung, sagt, nicht von der alten Sprache der Menschen ab, sondern wurde durch die Kunst und den Geist eines Philosophen aus einem Gusse geschaffen, um den mündlichen Verkehr zwischen den vielen Völkern zu ermöglichen welche das große Reich China bewohnten.

Ueberhaupt hat die Frage des Ursprungs der chinesischen Sprache seit

---

1) Op. phil. p. 297.
2) Jacob Golius, geb. im Haag 1596, gest. 1667.

alter Zeit vielen westländischen Gelehrten eine willkommene Gelegenheit geboten, ihren Scharfsinn leuchten zu lassen und ihre Steckenpferde zu tummeln. John Webb, ein Engländer, der im 17. Jahrhundert schrieb[1]), sah im Chinesischen die Ursprache der Menschheit, in der Adam und Eva sich unterhalten und die letztere vielleicht mit der Schlange geplaudert hatte. Die Schriftzeichen würden nach ihm von einem der vorsündfluthlichen Patriarchen erfunden worden sein; eine Ansicht, mit der er durchaus nicht allein steht; haben doch andere glaubenseifrige Forscher in dem aus zwei Bäumen und einer Frau zusammengesetzten Zeichen für „begehrlich" eine Anspielung auf die zwischen den Bäumen des Lebens und der Erkenntniß stehende Eva sehen wollen, oder in dem aus Schiff, acht und Mund bestehenden, jetzt für Schiff gebräuchlichen Zeichen eine Erinnerung an die Sündfluth und die Arche, welche Noah mit seiner Familie aufgenommen. Das aus Holz und „eine Verwirrung erregende Zahl" zusammengesetzte Zeichen für ein Stockwerk, Thurm, hat für den „Thurm von Babel" herhalten müssen und daß aus „über" und „neun" bestehende Zeichen für schlecht, böse, gar für Satan, den Fürsten der Hölle, „qui supra novem Angelorum choris positus erat!"[2])

Nach Webb wäre die Ursprache den Chinesen durch Noah und Semt überkommen und er führt als besonderen, unumstößlichen Beweis für seine Behauptung an, daß der erste Laut, den ein neugeborenes Kind beim Eintrit in's Leben von sich gebe, der chinesische „Yä" sei.

Damit wäre freilich der Anspruch, den nach König Psammetich die Phryger darauf haben sollten, das älteste Volk der Erde zu sein, beseitigt[3]).

Uebrigens haben viele Chinesen ebenfalls den Glauben, daß ä der erste Laut sei, den ein menschliches Wesen von sich gebe, während andere behaupten daß ä dies für die männlichen, ei oder i für die weiblichen Kinder sei, welcher Unterschied auch später im entsprechenden Vorherrschen der Laute bei den beiden Geschlechtern bestehen bleibe[4]).

---

[1]) An historical essay endeavouring a Probability that the language of the Empire of China is the primitive language. By John Webb of Butleigh in the County of Somerset Esqre., 1669. Für den Titel der zweiten unveränderten Auflage 1678, siehe Cordier, Dictionnaire Bibliographique I., p. 726.

[2]) Callery, Systema phoneticorum, p. 21.

[3]) Herodot, Buch 2.

[4]) Ein ähnlicher Glaube scheint früher in England geherrscht zu haben, wie der folgende alte Reim aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts beweist:

If it (the child) be man it says, a' a'.
That the first letter is of the nam
Of our forme-fader Adam.
And if the child a women be
When it is born it says e' e'.
E is the first lettre and the hede
Of the name of Eve that began owe dede.

Aus Humpoles Prince of Conscience, angeführt in Watters, Essays on the Chinese Langange. China Review, IV., p. 273.

Abgesehen von Versuchen, Fohi mit Abel und Hwangti mit Adam zu identificiren und ähnlichen mehr, ist die Ansicht der directen Abstammung der Chinesen von einem Sohne Noahs von vielen der früheren Missionaire aufgestellt und vertheidigt worden. Nach den einen sind es die Nachkommen Hams, nach den andern die Japhets, welche als die Vorfahren der Chinesen anzusehen sein würden; die meisten Stimmen aber vereinigen sich auf Sem [1]) und seine Söhne, unter denen von einigen Jaketan (Joctan), der Sohn Ebers, ein Urenkel Sems als der Stammvater der Chinesen angesehen wird, wöhrend z. B. Johann von Marignolli Sale oder Sela (Salah), einen Enkel Sems, Indien bevölkern und in drei Königreiche theilen läßt, von denen Manzi, China, das eine ist. Nach einigen vor, nach anderen nach der Zerstreuung der Völker bei dem Thurmbau zu Babel würden die Nachkommen Sems nach Osten gezogen sein und die Kenntnisse bewahrt haben, welche sie früherer Ueberlieferung verdankten, die aber bei den andern Stämmen verloren gegangen wären. Selbst das zu der Zeit (erste Hälfte des 18. Jahrhunderts) der Aufstellung vieler dieser allerdings auch von Neueren vertretenen Theorien nicht bekannte Vorkommen von Steinwerkzeugen in China, sowie die frühe Kenntniß und Benutzung der Metalle werden als Beweis hierfür angeführt [2]).

Den Chinesen selbst ist es nie in den Sinn gekommen, den Ursprung ihrer Sprache in der eines anderen Volkes zu suchen oder auch nur nach verwandten Idiomen zu forschen. Für sie bestand und besteht kein Zweifel an dem eigenartigen und selbständigen Entstehen, wie an der ebensolchen Weiterentwickelung ihrer Sprache bis weit hinauf in die historischen Zeiten, wozu allerdings die Thatsache beitragen mußte, daß sowohl die bei der allmäligen Ausbreitung der chinesischen Herrschaft und Cultur von denselben absorbirten Völkerschaften, wie die China umgebenden barbarischen Stämme mit unvollkommener Sprache und unvollkommener Schrift, abgesehen von etwaigen dialectischen Einflüssen, wohl empfangen, aber nicht geben konnten.

Es war späteren durch die buddhistischen Missionaire vermittelten indischen Einwirkungen vorbehalten, auf die Sprache als solche einen weitgehenden Einfluß auszuüben, dessen Spuren noch heute vielfach vorhanden sind. „Das indische Volk scheint mir," sagt ein chinesischer Autor, „die Laute

---

[1]) Der jüngste Vertreter dieser Ansicht ist Herr Martin Schaub, Missionar der Baseler Gesellschaft der sich in der China Review von Nov. u. Dec. 1882 p. 176 dahin ausspricht, daß er, je mehr er China studire, desto fester davon überzeugt werde, daß die Söhne Hans (die Chinesen) in der Mehrzahl Abkömmlinge Sems seien. „Die Chinesen breiten sich über die östlichen Theile der Erde gerade so aus, wie die Juden sich über die westlichen ausgebreitet haben, so daß Europa die wichtige anti-semitische Frage hat, ebenso wie Amerika und Australien die anti-chinesische haben." (Shang ti, the El-Eljon of Genesis. 5.) Genesis 10, 25, sein Bruder hieß Peleg, „darum, daß zu seiner Zeit die Welt vertheilt wurde."

[2]) Briefe des P. Parennin in Lettres édifiantes et curieuses B. 34, p. 213 ff. und B. 35 p. 43 ff.

zu unterscheiden und allen Werth auf dieselben, nicht auf die Schriftzeichen zu legen: die Chinesen unterscheiden die Schriftzeichen und legen allen Werth auf dieselben, nicht auf die Laute. Darum ist in der Sprache der Inder eine endlose Verschiedenheit der Laute, in der der Chinesen eine ebensolche der Zeichen. Das System der Laute, wie es bei den Indern herrscht, erregt Bewunderung, aber ihre Schriftzeichen sind häßlich; im Chinesischen sind die Schriftzeichen unendlicher, stets verständlicher Veränderungen fähig; aber für die Laute bestehen keine genauen und feinen Unterschiede, die Inder ziehen die Laute vor, und was sie erreichen, geht zum Ohr ein; der Chinese zieht die schöngeformten Zeichen vor, und was er erreicht, geht zum Auge ein [1]."

[1] Morrison, Dictionary Vol. I. Introduction p. VI., VII. — Auch heute noch besitzen die Chinesen denselben Stolz in die Formenschönheit ihrer Zeichen und legen den größten Werth auf das, was man die malerische Seite der Schrift nennen möchte. Die Kalligraphie ist bei ihnen die erste der schönen Künste, und Tempel, öffentliche Gebäude, Paläste und Privatwohnungen sind mit unzähligen Inschriften geschmückt, die mindestens eben so sehr dazu bestimmt sind, auf das Auge wie auf den Sinn zu wirken.

Mit dieser Verehrung der Schrift hängt die fast abergläubige Scheu zusammen, welche gebildete Chinesen vor der Verunreinigung eines beschriebenen oder bedruckten Stückes Papier haben. Es bestehen besondere Gesellschaften (Chi tze kwan, Anstalt zum Mitleid mit Zeichen), welche Agenten aussenden, um solche Papierfetzen aufzusammeln oder Kasten mit der Aufforderung, dieselben als Papierkorb zu benutzen, aushängen. Das so gesammelte Papier wird dann mit gewissen Ceremonien verbrannt oder vergraben, und Privatpersonen geben häufig nicht unerhebliche Summen für solche Zwecke aus.

Aber auch die Regierung greift amtlich zum Schutz des bedruckten oder beschriebenen Papiers ein. Die geschriebene Peking-Zeitung vom 27. November 1882 enthielt einen Bericht einiger der der hauptstädtischen Censoren über diese Frage, aus welchem der nachstehende Auszug nicht ohne Interesse sein dürfte: „Die Censoren Kuo Hsün und Collegen stellen, mit Rücksicht darauf, daß die Geldmittel der Anstalten zum Aufkauf und zur Verbrennung unbrauchbar gewordenen, beschriebenen Papiers nicht ausreichen, den gehorsamsten Antrag, daß der Ertrag aus dem Verkauf eines confiscirten Hauseigenthums verzinst und zu diesem Zweck zur Verfügung gestellt werden möge.

„In den fünf hauptstädtischen Bezirken giebt es über achtzig Fabriken, in welchen unbrauchbares Papier anderer Art mit beschriebenem Papier vermischt, zur Papierfabrikation verwandt wird. Diese unsaubere Handlungsweise war so zur Gewohnheit geworden, daß den Betreffenden jedes Gefühl für das Schändliche eines solchen Thuns abhanden gekommen war. Ich und meine Collegen hatten daher das Edict des heiligen Ahnen, des menschenfreundlichen Kaisers (d. h. des Kaisers Kanghi), in welchem er darstellt, wie die Schrift eines der größten Kleinodien sei zwischen Himmel und Erde, durch eine ernstmahnende Proclamation wieder in Erinnerung gebracht, um eines Theils die Ladenbesitzer davon abzuhalten, solches Papier zu verkaufen und andererseits die Papierfabrikanten zu bewegen, das unter sonstige Papierabfalle gemischte beschriebene Papier sorgfältig zu sammeln und an die Verbrennungsanstalten abzuliefern, wo ihnen so und so viel für das Pfund dafür bezahlt werden würde. Anstalten dieser Art werden eingerichtet in zwei Tempeln im östlichen und westlichen Stadtbezirk: beschriebenes Papier werde daselbst an bestimmten Tagen des Monats gegen Baarzahlung in Empfang genommen und alsbald dem Ofen übergeben, um verbrannt zu werden. In den letzten Monaten haben die uns unterstellten Revier-Aufseher unter unserer Leitung

Diese Armuth an Lauten und an in der Aussprache von einander verschiedenen Wortsilben mußte besonders fühlbar werden, als das Bedürfniß hervortrat, die chinesische Sprache nicht nur zur Uebersetzung von in andern Sprachen abgefaßten Werken, sondern auch zur möglichst gleichklingenden

---

von Haus zu Haus sorgfältig nachgesehen, und auf die Papierfabriken ist unsere Mahnung nicht ganz ohne Einfluß und Wirkung geblieben. Das von uns zur versuchsweisen Einführung dieses Verfahrens augenblicklich zusammengebrachte Geld wird aber nicht auf immer vorhalten können und wenn nicht rechtzeitig auf Beschaffung von Mitteln gesonnen wird, so wird mit der Zeit der bisherige Zustand wiederkehren."

Nach einer detaillirten Ausführung, wie diese Mittel zu beschaffen, fährt der Bericht fort: „Durch ein Edict vom 13. Jahre Kia King (1808) ist s. Z. eine Eingabe des Polizei-Präsidiums von Peking genehmigt worden, in welcher beantragt wurde, daß die Zinsen des Betrages aus gewissem confiscirtem Eigenthum den Volksküchen und Findelhäusern zur Verfügung gestellt werden möchten.

„Hiermit läßt sich der vorliegende Fall vergleichen und würden wir daher unterthänigst um ein unsern obigen Vorschlag sanctionirendes Edict bitten. Es würde dann auch dem Finanzministerium hiervon Kenntniß zu geben und die Papierfabriken, welche Maculatur zur Papierfabrikation benutzen, durch Edict dahin zu bedeuten sein, daß sie kein beschriebenes Papier dazu verwenden dürfen. Auch dürften die Ladenbesitzer Papier, auf welchem sich noch unverwischte Spuren von Tusche zeigen, nicht weiter verkaufen und die Polizei-Behörden müßten angewiesen werden, die Ausführung dieses Verbots auf das Sorgsamste zu überwachen, um diese schlechte Angewohnheit auf alle Zeiten auszurotten."

Das auf diesen Bericht erlassene, in der Peking-Zeitung vom 25. November 1882 veröffentlichte Edict genehmigt die Vorschläge der Censoren und schließt: „Auch verbieten Wir den Papierfabrikanten innerhalb und außerhalb der Hauptstadt, in Zukunft beschriebenes Papier zur Papierfabrikation zu verwenden, so wie auch den sämmtlichen Ladenbesitzern, solches Papier zu verkaufen. Die Polizei-Behörden werden mit der Ueberwachung der Ausführung dieses Verbotes betraut."

Daß bei dieser dem beschriebenen Papier erwiesenen Verehrung das Verbot der Benutzung einen Platz auch unter den religiösen Vorschriften der Buddhisten und Taoisten gefunden, kann wohl nicht Wunder nehmen. Das „Yin chih wên," das Buch von der Belohnung der guten Werke, enthält die Vorschrift: „Zerstöre nie beschriebenes Papier" und das „Kan ying pien," das Buch der Belohnungen und der Strafen, giebt unter dem in dem Verzeichniß der Vergehungen aufgeführten „die Heiligen und Weisen lästern und verspotten" eine Anzahl von Beispielen, welche zeigen, wie Leute, welche beschriebenes Papier zu andern Zwecken benutzten, von allen Arten von Unglücksfällen ereilt wurden, während diejenigen, welche solches Papier sammelten und verbrannten, durch die Geburt eines Erben oder die Erlangung von Ehrenstellen für sich und ihre Nachkommen belohnt wurden.

In einem der angeführten Beispiele ist von der Zerstörung buddhistischer Werke und den die Uebelthäter ereilenden Strafen die Rede, ein Beweis, daß die Priesterschaft den herrschenden Aberglauben auch zu ihren eigenen Zwecken auszubeuten gewußt. Die Nutzanwendung des Beispiels wird dahin gezogen, daß die heiligen Bücher mit Feuer zu vernichten, ein noch größeres Verbrechen sei, als die Heiligen und Weisen zu verspotten und zu verlästern. Beschriebenes oder bedrucktes Papier enthalte oft Lehren, die sie uns hinterlassen; wenn wir dasselbe also zu unsauberen Zwecken verwendeten oder mit Füßen treten, anstatt es achtungsvoll aufzubewahren, so begingen wir eine ebenso schwere Sünde, als wenn wir sie selbst verhöhnten und lästerten.

Wiedergabe von Namen, Worten und ganzen Sätzen zu benutzen, denn die heiligen Formeln des Buddhismus, wie alle Zauber- und Schutzsprüche mußten in der Sanscrit-Aussprache hergebetet werden, wenn sie nicht ihre Wirksamkeit verlieren sollten.

Für die indischen Missionaire entstand daher, wollten sie überhaupt den Inhalt ihrer heiligen Bücher den dem Studium der fremden Sprache nicht sehr geneigten Chinesen zugänglich machen, die Nothwendigkeit, das in gewissem Sinne unbehilfliche Werkzeug, welches sie in China vorfanden, zu vervollkommnen und ihren Bedürfnissen anzupassen. Dazu gehörte vor allen Dingen die Wiedergabe der Sanscritlaute ihrem Klange nach durch feststehende, bestimmten Regeln der Aussprache unterworfene Zeichen, die zu dem Zweck natürlich keine sinnliche Bedeutung, sondern nur einen Lautwerth besitzen durften. Die ersten Versuche, dies durch Einführung der Sanscrit-Alphabets zu thun, mißlangen, obgleich manche chinesischen Gelehrten sich dem Vortheil, welchen dieses neue System bot, nicht verschlossen zu haben scheinen. „Die späteren Han" (25—220), heißt es bei einem Schriftsteller, „erhielten die fremde Schreibart der westlichen Länder (anderswo auch Schrift der Brahmanen genannt), die aus vierzehn Zeichen (d. h. wohl Vocalen) besteht, mit denen die Laute zusammengesetzt werden, was Wörter zu bilden und Gedanken zu entwickeln gestattet." [1])

Erfolgreicher dagegen war der angeblich zuerst von einem buddhistischen Priester Shinki oder Shin-kung gemachte Versuch aus chinesischen Zeichen Alphabete oder Syllaburien zur in vielen Fällen conventionellen Wiedergabe der Sanscrit-Laute zu bilden. Wenn dies zuerst geschehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, wahrscheinlich aber zu Beginn der Tsin-Dynastie in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Ch. Von den späteren Han sagen die Chinesen, daß die Gelehrten derselben wohl die Wörter, aber nicht ihre Aussprache gekannt, oder, daß sie wohl zu schreiben, aber nicht zu

[1]) Dies ist wohl die Hu-Schrift Neumanns und Anderer (Asiatische Studien). Die Hu waren das Volk, gegen welches Tsin Shi wang ti die große Mauer baute, um das ihm durch den Orakelspruch von Hu drohende Verderben (Hu hai) abzuwenden; später wird Hu ganz allgemein für Fremde, Barbaren gebraucht, wenn auch vorzugsweise für die nördlichen und nordöstlichen Nachbarn Chinas, so im 4. Jahrhundert n. Ch. für die fünf Barbaren-Hu-Staaten der Han, 304—329, der Chao 319—352, der H'u Ch'in, 384—417, der Ch'ien Ch'ien, 351—394, und der Ch'ien Yen, 345—370.

Die von Neumann, Asiatische Studien S. 127 und 131, angeführten Stellen aus Matuanlin lauten in der Uebersetzung: B. 343, Bl. 4. r. „Ihre (der Tukine) Schriftzeichen sind von der Art derer der Hu" und B. 339 Bl. 1 r. „Ihre (der Leute von Ta Ts'in) Schriftzeichen sind von den Hu's überkommen" oder „ihnen nachgeahmt." Beide Stellen bedeuten vielleicht nur, daß man bei den Hu wie in Ta Ts'in eine Buchstabenschrift gehabt habe. Uebrigens würde nichts dem im Wege stehen, daß die nordwestlichen Nachbarn Chinas ein dem Sanscrit nachgebildetes oder entnommenes Alphabet von den Chinesen besessen hätten, da ja auch der Buddhismus auf diesem Wege nach China gekommen ist.

buchstabiren (d. h. in An- und Auslaute zu zerlegen) verstanden hätten. Dagegen scheint sich unter den Wei (220—264) indischer Einfluß in den Versuchen chinesischer Gelehrter, besonders Tsao Chih's[1]) und Li tengs, die Lautwerthe der Zeichen zu bestimmen und sie nach denselben zu ordnen, fühlbar zu machen. Die hauptsächlichste Entwickelung und Durchbildung des Systems fällt aber wohl in die erste Hälfte des VI. Jahrhunderts, zur Zeit der Liang-Dynastie (502—556). Durch gemeinsames Wirken indischer und chinesischer Gelehrter wurden nach dem Muster des Sanscrit-Alphabets eine Reihe von sechsunddreißig Anlauten hergestellt und nach den Organen, mittels derer sie hervorgebracht werden, geordnet[2]), so wie Tabellen angefertigt, nach welchen durch zwei Zeichen, das eine für den Anlaut (Worthäupter), das andere für den Auslaut (Wortmütter) eine Art von Lautirsystem geschaffen wurde. Dies fand in der Weise Anwendung, daß von der durch das erste Zeichen dargestellten Silbe, und die chinesische Sprache ist bekanntlich eine Silbensprache, der Anlaut, von der zweiten der Auslaut genommen wurde, aus denen durch Zusammensetzung oder richtiger Zusammenziehung eine dritte, den Klang der Sanscritsilbe nachzuahmen bestimmte Silbe entstand. Trotz des unleugbaren Fortschrittes, welcher in dieser, auch zur Bezeichnung des Lautes rein chinesischer Wörter benutzten Methode lag, hat dieselbe der chinesischen Spruche dennoch zugleich den Stempel einer gewissen Unvollkommenheit aufgedrückt, unter welcher dieselbe noch heute leidet, indem sie nicht über den Begriff und den Gebrauch der phonetischen Zweitheilung herausgegangen ist. Daß ein einsilbiges Wort aus drei Lauten zusammengesetzt sein könnte, wird noch jetzt auch dem chinesischen Gelehrten unverständlich erscheinen.

Fast gleichzeitig oder auch etwas früher wurden die Töne, d. h. die Modulationen der Aussprache der einzelnen Silben festgestellt, von denen es damals wie noch heute vier[3]) gab, gegen drei, welche zur Zeit des Confucius, und zwei, welche noch früher bestanden haben sollen. Die „Entdeckung" dieser Töne wird dem Historiographen Shen Yo (441—513) zugeschrieben, von dem sein Biograph sagt, daß er den Menschen erläutert habe, was dieselben in tausenden von Jahren nicht verstanden hätten. Auch hier wird der Einfluß der indischen Missionaire anregend gewirkt haben, da es viel wahrscheinlicher ist, daß diese alte der Mehrzahl der Eingebornen

[1]) Sohn Tsa'o Tsa'os, des Gründers der Wei-Dynastie, lebte 192—232 als Prinz von Ch'en.

[2]) 4 gutturale, 4 dentale, 4 palatale, 4 schwere, 4 leichte labiale, 4 sibilantes, 5 Palato-dentale, 4 Aspirationen, 2 Halbvocale. Endlicher, Anfangsgründe der chin. Grammatik.

[3]) Nach Endlicher der gleiche, hohe, fortschreitende und rückkehrende Ton: wo in einzelnen Provinzen mehr bestehen, sind die neuen Töne nur Unterabtheilungen eines bereits vorhandenen. Im Peking-Dialekt fehlt der rückkehrende Ton, dagegen zerfällt der gleiche in den oberen und unteren.

wohl damals wie heute unbewußte Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache den neuen Ankömmlingen aufgefallen sei und zu Forschung und wissenschaftlicher Feststellung geführt habe, als daß dies bei einem seit frühester Jugend an dieselben gewöhnten Chinesen der Fall gewesen sei. Jedenfalls finden die Töne bei dem vorerwähnten Lautir-System Anwendung in den Auslauten.

Die weitere Entwickelung der chinesischen Sprache hat innerhalb ihrer eigenen, ziemlich eng gezogenen Grenzen und ohne fernere wahrnehmbare äußeren Einflüsse stattgefunden; dessen ungeachtet und trotz der unzweifelhaft nach vielen Richtungen hin vorhandenen Mängel ist mit diesem unvollkommenen Werkzeuge mehr geleistet worden, als mit vielen andern biegsameren und entwickelungsfähigeren Idiomen. Der Gegensatz zwischen den Mitteln der chinesischen Sprache und dem, was mit denselben geleistet worden, ist, wie Steinthal sagt [1]), eine in der Geschichte der Sprache einzig dastehende Erscheinung, die sich auch in der That nur durch die hohen Fähigkeiten des chinesischen Volkes und die fortdauernde Beschäftigung der besten Geister desselben mit dem Werkzeug erklären läßt, welches während mehrerer Jahrtausende allen Bedürfnissen einer auf einer hohen Stufe selbständiger Entwickelung stehenden Bildung zu genügen hatte und in der That auch genügt hat.

Auf der anderen Seite ist es vielleicht gerade die größere Schwerfälligkeit des gesprochenen Idioms gewesen, welche der chinesischen Schrift den gewissermaßen pasigraphischen Charakter verliehen hat, der allein es ihr ermöglichen konnte, das geistige Bindemittel nicht nur zwischen den verschiedene Dialekte sprechenden Chinesen, sondern auch zwischen den sich verschiedener Sprachen bedienenden Völkern Ostasiens zu werden. Sie hat damit, wenn auch nur für einen Theil der Bewohner der Erde und mit einem unverhältnißmäßig großen Aufwande von Mitteln den Traum aller derjenigen erfüllt, welche an die Möglichkeit der Einführung einer Schriftsprache für alle Völker glauben. Chinesen, Coreaner, Japaner, Anamiten u. a. m. verkehren schriftlich mit einander durch Vermittelung der chinesischen Zeichen, ohne das gesprochene Wort gegenseitig zu verstehen, ja selbst der Fremde, der mit einem dieser Völker in Verbindung zu treten hat und der Sprache derselben nicht mächtig ist, greift auf die chinesische Schrift zurück, um sich verständlich zu machen, wie dies z. B. noch bei den jüngsten Expeditionen europäischer Mächte nach Corea der Fall gewesen ist.

In den ältesten Zeiten sollen die Chinesen sich der Knoten in Fäden und Stricken zum Verzeichnen von Ereignissen für Regierungszwecke bedient haben. Zwar ist weder eine nähere Beschreibung der dabei befolgten Methode, noch die Abbildung einer solchen geknüpften Urkunde, geschweige denn eine solche selbst auf die Jetztzeit gekommen, falls man nicht etwa in den ganzen und gebrochenen Linien der Kwa, der acht aus den beiden

[1]) Steinthal, Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues.

Elementen — und —' — zusammengesetzten Trigramme, eine Erinnerung an dieselben sehen will, aber die Erwähnung der Knotenschrift in den alten Schriftstellern, namentlich auch im Tao te king (Cap. 80) läßt auf eine beglaubigte Ueberlieferung, und damit bei einer an und für sich weder unmöglichen noch unwahrscheinlichen Sache, um so mehr auf die Richtigkeit der Thatsache schließen, als nach anderweitigen chinesischen Quellen (Dr. Bushell. the early history of Tibet, übersetzt aus den Annalen der Tang-Dynastie) auch die Tibetaner und andere Nachbarvölker der Chinesen, wie die Yang t'ung, mit denen China zuerst in 641 n. Ch. in Berührung kam, sich der Einschnitte in Stöcke und der Knoten in Stricken bei der Abfassung von Vereinbarungen bedienten. Auch von den Tanghsiang wird erzählt, daß sie keine Schrift besessen, sondern Stücke von Rohr und Holz gebraucht hätten, „um sich der Jahreszeiten zu erinnern". Als Erfinder dieser Knotenschrift wird einer der fabelhaften Herrscher der VIII. Periode, Shin jen, von anderen der nicht minder fabelhafte Kaiser Shên mung Shi (2737 v. Ch.) genannt.

Auch über die Erfindung der Zeichenschrift sind viele Angaben im Umlauf. Die einen schreiben sie dem fabelhaften Kaiser Fu hi (2852 bis 2738 v. Ch.) zu, den die Sage mit dem Körper eines Drachen oder einer Schlange und dem Kopfe eines Ochsen oder wenigstens, ähnlich wie Moses, mit zwei hörnerartigen Auswüchsen auf der Stirn darstellt, und der die Formen der Kwa auf den Schuppen eines aus den Fluthen auftauchenden Drachen gesehen haben soll. Aus diesen Kwa hätten sich dann die Schriftzeichen entwickelt.

Andere lassen einen gewissen Tsang ki, von dem man nicht weiß, ob er selbst ein Kaiser und Nachfolger Fu his oder nur ein Beamter des Kaisers Hwang ti (2697—2598) gewesen, die im Sande befindlichen Spuren von Vögeln und anderen Thieren nachahmen; auch die Sprünge der Fische sollen als Vorbilder gedient haben. Der Ursprung der sogenannten Kaulquappenschrift wird auf ein Geschenk zurückgeführt, welches Gesandte eines fremden Volkes dem Kaiser Yao (2356—2256) in der Form einer mehr als tausendjährigen Schildkröte überbracht haben sollen, auf deren Rücken in solchen Zeichen die Geschichte der Welt seit ihrer Erschaffung verzeichnet war. Nach anderen chinesischen Quellen soll diese Schrift, deren Erfindung von Vielen ebenfalls Tsang kie' zugeschrieben wird, in dem mangelhaften Schreibmaterial der alten Zeit, Bambustafeln, Holzstäbchen und Lack, ihren Grund gehabt haben und die langgezogenen Schwänze der Zeichen darin ihre Erklärung finden.

Den meisten Glauben verdient, nach der Ansicht der chinesischen Gelehrten der Jetztzeit, die Angabe, welche in Tsang kie' den Erfinder der Schrift sieht. Indessen wird darunter nicht verstanden, daß er die Zeichen in willkürlicher Weise erfunden habe, vielmehr wird angenommen, daß auch da, wo, wie bei der Darstellung von Begriffen, die Anfertigung von Bildern

nicht genügte, die Zeichen, welche er einführte, das natürliche Ergebniß eines vorhandenen geistigen Princips gewesen seien, und er durch die Entdeckung derselben der spontanen Tendenz des menschlichen Geistes nur den richtigen Weg vorgezeichnet habe. Ob die Zeichen zuerst dazu bestimmt gewesen seien, gewissermaßen eine Verkörperung der Sprache zu sein, und sie als solche auch eine phonetische Bedeutung besessen, oder ob sie nur die bildliche Darstellung von Gegenständen und Begriffen zum Zweck gehabt, darüber sind die Chinesen sich selbst nicht einig; dagegen stimmen sie darin überein, daß, wie die Sprache, so auch die Schrift in erster Linie Mittel zum Zweck gewesen sei. Die Schrift hat nach ihnen ihren Ursprung in dem Wunsche gehabt, den Beamten des Staats deutliche und nicht mißzuverstehende Befehle zu ertheilen, wie überhaupt zu Regierungszwecken Verwendung zu finden, „damit die Dummen sich erinnerten und die Klugen ihren Verstand weiterbildeten“ [1]).

Nach der Vorrede der vom Kaiser Kien lung verfaßten Ode zum Lobe von Mukden würde Fuhi, indem er die Kwa genannten Figuren bildete, den Anstoß zur Erfindung der Zeichen gegeben haben, deren man sich zuerst bediente, um die nothwendigsten Gegenstände darzustellen; Tsang kie' habe durch die sechs Arten von Zeichen, mit welchen er diese erste Erfindung bereicherte, die Anwendung derselben erleichtert und ausgedehnt. Die nach ihm Gekommenen hätten, in demsie dem, was ihre Vorgänger gethan, besondere Aufmerksamkeit schenkten, sich bemüht, die Ideen derselben zu erfassen, sie zu entwickeln, zu verschönern und auszudehnen. Nur unter Anwendung großer Mühe und nach und nach sei es gelungen, durch glückliche Zusammenstellungen eine Kunst zu vervollkommnen, welcher die Menschen ihre schönsten Kenntnisse verdanken. — An einer andern Stelle dieser Vorrede wird das folgende Citat aus einem Werke Lü yang ping's angeführt, der unter der Tang-Dynastie lebte: „Der Himmel, die Erde, die Berge und die Flüsse haben als Vorbilder für das Eckige und Runde, das Unbewegliche und das Ewigbewegliche gedient; Sonne, Mond und Sterne für alles Glänzende und Glatte, alle Erzeugnisse der Kunst und der Industrie. In den Wolken, in den Bäumen und Pflanzen hat man die Mittel gefunden, die Farben, die Ausdehnung und das Wachsthum darzustellen und die verschiedenen Arten zur Kenntniß aller zu bringen, was jeder wissen soll; die Fische, die Insecten und die Vögel hat man gewählt, um das, was sich auf die Bewegungen der Menschen, auf Gewandtheit und Langsamkeit, auf Fleiß und Trägheit bezieht, auszudrücken. So haben mit Hilfe der gewöhnlichsten Dinge, welche jeder zu sehen im Stande ist, die Weisen des Alterthums und die, welche ihren Spuren folgten, die Kunst gefunden, den rein geistigen Begriffen eine Form zu geben, das darzustellen, was sich den Sinnen ent-

---

[1]) „Nicht Krämer haben die Schrift gebildet, sondern Priester und Könige.“ Steinthal, die Entwickelung der Schrift, 1852, p. 48.

zieht und die natürlichen Producte wie die Art der Wirkung der drei schaffenden Principien, des Himmels, der Erde und des Menschen, allen vor die Augen zu führen. So hat der Pinsel, indem er im Lauf der Zeiten von einer wissenden Hand nach der andern geführt wurde, das vervollkommnen und vervielfältigen können, was die alten Weisen, so zu sagen, nur angedeutet hatten."

Selbst nach der Ansicht der Chinesen besteht somit kein Zweifel darüber, daß die chinesische Schrift bei ihrer Erfindung und noch für lange Zeit nach derselben eine höchst unvollkommene war und nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von Bildern und Zeichen zur Verfügung hatte, die für die ursprünglich sehr beschränkten Zwecke jeder Schrift auch durchaus ausreichend waren. Als später das Bedürfniß zur Wiedergabe und Aufbewahrung von Begriffen hinzutrat, war für die eigenthümliche Mischung von Religion, Astronomie und Philosophie, welche den Grundstock aller ersten Kundgebungen des menschlichen Geistes gebildet zu haben scheint, das unvollkommene Material ebenfalls um so ausreichender, als es sich bei allen Aufzeichnungen zu solchen Zwecken gewiß weniger um die Darstellung besonders feiner Unterschiede oder philosophischer Spitzfindigkeiten gehandelt haben wird, wie um die von in mystisches Dunkel gehüllten allgemeinen Begriffe, für welche eine gewisse Unklarheit eher ein Vorzug, als ein Nachtheil gewesen sein muß. Das gegen Ende des ersten oder zu Anfang des zweiten Jahrhunderts n. Chr., also mindestens fünfzehnhundert Jahre nach der Erfindung der Schrift verfaßte Wörterbuch Schwo wen enthält nicht ganz 10,000 Zeichen, was allerdings sehr gegen die 53,000 und einige absticht, welche sich tausend Jahre später in einem unter der Kin-Dynastie herausgegebenen Wörterbuche finden.

Der großen Bedeutung der Erfindung der Schrift lassen die chinesischen Geschichtsschreiber volle Gerechtigkeit widerfahren. „Himmel und Erde und alle Geister waren in Bewegung," heißt es bei dem einen, „die Schatten der Dahingeschiedenen klagten bei Nacht und die Himmel regneten reifes Korn, um ihre Freude zu bezeugen. Mit der Erfindung der Schrift begannen sich alle schlechten Eigenschaften des menschlichen Herzens zu regen, falsche und verleumderische Gerüchte wurden häufiger, Processe und Bestrafungen mehrten sich und wurden die Veranlassung zu allen den verderblichen Sprachkünsten, welche so viele Verwirrung in die Welt gebracht haben. Darum klagten die Schatten der Dahingeschiedenen bei Nacht. Aber aus der Erfindung der Schrift gingen auch Wohlwollen und Harmonie hervor. Vernunft und Gerechtigkeit wurden offenbar, die Beziehungen des Lebens wurden erläutert und die Gesetze festgestellt. Die Beamten hatten die Verordnungen, nach denen sie sich richten, die Gelehrten die Aussprüche früherer Weisen, welche sie verehren konnten. Darum regneten die entzückten Himmel reifes Korn herab. Der Gelehrte, der Geschichtschreiber, der Mathematiker, der Astronom, sie alle können die Schrift nicht entbehren. Gäbe es keine Schrift, mit ihr

die Erinnerung an die dahineilenden Ereignisse festzuhalten, so möchten die Schatten wohl am hellen Mittage klagen und die Himmel Blut regnen!"

Eine historische Grundlage für die Fabeln über die Erfindung der Schrift zu suchen, dürfte vergebliche Mühe sein. Auch die Entscheidung über die Ansicht, daß ein innigerer Zusammenhang, als bisher nachgewiesen werden konnte, zwischen China und dem westlichen Asien bereits in den ältesten Zeiten bestanden habe, sowie daß der Ursprung der chinesischen Schrift in den Hieroglyphen der Egypter oder der accadischen Keilschrift der ältesten Babylonier, vielleicht auch in einer gemeinsamen Muttersprache zu finden sei, kann füglich der Zukunft überlassen bleiben. Jedenfalls verdient die auch von dem Freiherrn von Richthofen aufgestellte Vermuthung, daß die hohe Entwickelung des chinesischen Reichs unter Hwang ti auf fremden, von Westen kommenden Einflüssen beruht habe, eingehendste Beachtung, besonders auch mit Bezug auf die angeblich auch zu dieser Zeit eingeführten Schriftzeichen.

Daß sich die chinesischen Schriftsteller von den auch in die klassischen Schriften übergegangenen Sagen und Fabeln nicht haben frei machen können, ist erklärlich und entschuldbar. Trotzdem hat eigenes Denken sie häufig zu demselben Punkte gebracht, auf dem auch wir, ohne die Resultate der Forschungen dieses Jahrhunderts, uns noch befinden würden.

Ein Lexikograph des 13. Jahrhunderts, Tai tung, dessen Werk erst nach seinem Tode in 1319 herausgegeben wurde, sagt über den Ursprung der Sprache und der Schrift Folgendes: „Jeder wird zugeben, daß die ersten Menschen nicht viel besaßen, was sie zum Denken und Forschen anregen konnte; sie gingen unbekleidet, bis sie mit Bogen und Pfeil Thiere zu erlegen lernten, deren Felle sie zur Kleidung, deren Fleisch sie zur Nahrung benutzten. Sie ließen ihre Haare wachsen und ihre Natur war ungezähmt. Ihr Verstand war unentwickelt wie der der Kinder, sie wußten gerade genug, um einer den andern zu rufen und in unarticulirten Tönen Freude und Schmerz, Liebe und Haß auszudrücken. Mit der Zeit entwickelte sich ihr Verstand und sie lernten den Gegenständen Namen zu geben. Dies geschah zur Zeit Hwang tis, von dem das Liki sagt, daß er allen Dingen ihren richtigen Namen gab und so Alles Allen begreiflich wurde. Aus dem Namen entstanden die Zeichen. Nachdem der Namen festgestellt worden war, wurde das Bild für das Auge durch das Zeichen geformt. Der Namen war zuerst, dann kam das Zeichen; der Athem bringt einen Ton hervor, der articulirte Ton ist Sprache und die Sprache wird sichtbar dargestellt durch Zeichen."

Was die Bildung dieser letzteren anbetrifft, so scheint Tai tung die Ansicht zu theilen, welche die Entwickelung derselben aus den acht Trigrammen Fu his annimmt. Die Schwierigkeit der Ableitung der ideographischen Zeichen aus diesem Ursprunge sucht er dadurch zu umgehen, daß er die Bildung hieroglyphischer Zeichen für fast gleichzeitig mit der Erfindung der Kwa hält. „Für die Namen der zehntausend Dinge unter dem Himmel giebt es keine Grenze, während die Zeichen für dieselben naturgemäß beschränkt sein

müssen. Auf der anderen Seite kann die Bedeutung eines Gegenstandes vielfältig und tiefsinnig sein, während dieselbe nur allgemein und oberflächlich im Zeichen wiedergegeben werden kann. Aber jeder Substanz unterliegt ein unmaterielles Princip und das letztere kann nicht von dem ersteren getrennt werden. Nimmt man z. B. ein Gefäß, welches seine feststehende Bestimmung zum Räuchern hat, so gehört diese Bestimmung, der Zweck, zum Gefäß; das Gefäß hat seine bestimmte Form, und doch wird es oft unmöglich sein, einen bestimmten Zweck anzugeben. Trotzdem bleibt die Form bestehen. Aber nimmt man die Form hinweg und spricht blos von der Bestimmung, was bleibt dann übrig? Versucht man es darzustellen, so macht man nur ein Bild in der Luft. Darum haben unsere Weisen im Alterthume, um einen bestimmten Gegenstand, den sie sahen, darzustellen, sich auf seine einfachste Form beschränkt, und diese so zu sagen, mit einem Zeichen nachgeahmt. Diese Klasse von Zeichen nennen wir noch heute „ähnliches Bild" (Hieroglyphen). Wie Dinge und Gegenstände dem Wechsel unterworfen sind, der Veränderung und der Vervielfältigung, so ist es auch mit den Zeichen; sie entwickeln sich und werden bestimmter und vollkommner im Laufe der Zeit und nach Bedürfniß. Nachdem einmal die ersten Schritte geschehen waren, versuchten alle denkenden Leute im Lande Verbesserungen einzuführen; so entstanden die „Gedanken bezeichnenden" (significativen) und „Begriff verbindenden" (ideographischen) Zeichen, sowie die anderen drei Klassen derselben. Aber dieses Interesse Aller an der Weiterentwickelung der Schrift mußte natürlich eine große Vervielfältigung der Zeichen für denselben Gegenstand zur Folge haben. Die Zeichen wurden nicht nach bestimmten Gesetzen gebildet, sie wurden von Verschiedenen an verschiedenen Plätzen und zu verschiedenen Zeiten erfunden und unterlagen vielfachen Veränderungen, bis die kraftvollen Fürsten der Chau-Dynastie das Reich einigten und aus allen Theilen desselben die Gelehrten zusammenberiefen. Da stellte sich dann heraus, daß verschiedene Zeichen denselben Begriff darstellten und verschiedene Begriffe durch dasselbe Zeichen wiedergegeben wurden, auch die Aussprache war je nach den verschiedenen Staaten verschieden. Die Aussprache und der Ton des Zeichens, wie die Form desselben und die Klasse, zu welcher es gehörte, wurden nun durch besondere Beamte festgestellt, und so hatte jedes Ding nur einen Namen, für jeden Namen gab es nur ein Zeichen und im ganzen Reiche nur eine Sprache. Die Herrscher entschieden, wie Gegenstände genannt und geschrieben werden sollten und die Unterthanen gehorchten."

So Tai tung. Seine Angabe, daß es den Herrschern obgelegen habe, Form und Aussprache der Zeichen zu bestimmen, findet sich auch anderweitig bestätigt. In der „Unveränderlichen Mitte" (5. Jahrhundert v. Chr.) heißt es: „Nur dem Kaiser gebührt es, die Ceremonien anzuordnen, die Maaße festzusetzen und die Zeichen zu bestimmen. Jetzt haben durch das ganze Reich alle Wagen Räder von derselben Form und alle Schrift wird mit denselben Zeichen geschrieben." Ebenso geht aus noch älteren Werken, namentlich auch

aus dem wohl mit Recht dem 12. Jahrhundert v. Chr. zugeschriebenen Chau li hervor, daß die Dialekte und Schriftarten der einzelnen Lehnstaaten unter sich, wie von den am kaiserlichen Hofe in Gebrauch befindlichen verschieden waren, sowie daß in jedem neunten Jahre die Musikmeister und Histriographen der Lehnstaaten zur Vergleichung der verschiedenen Aussprachen und Schriftzeichen nach der Hauptstadt berufen wurden. Indessen scheinen diese auf die vorhandenen gesetzlichen Vorschriften gestützten Bemühungen der Central-Regierung den gewünschten Erfolg nicht oder in nur sehr geringem Maaße gehabt und die Angabe im Chung yüng mehr den frommen Wünschen der damals stark centralistisch gesinnten Philosophen, als den thatsächlichen Verhältnissen entsprochen zu haben*).

---

[1]) Cf. u. A. Legge, Works of Mencius (3. Jahrhundert v. Ch.) B. III., Th. II. Cap. VI., 1, wo es heißt: Wenn ein hoher Beamter aus Tsoo seinen Sohn die Sprache von Tse lernen lassen will u. s. w. Die Verschiedenheit der Dialekte in den einzelnen Lehnsstaaten erklärt sich leicht dadurch, daß dieselben ursprünglich von verschiedenen Völkerschaften und Stämmen bewohnt waren und die siegreichen Chinesen sich einerseits anfänglich wahrscheinlich nur in geringer Anzahl auf den eroberten Gebieten ansiedelten und andererseits mit einer, zu der Zeit noch im Werden begriffenen Sprache leichter geneigt gewesen sein werden, locale Eigenthümlichkeiten der Aussprache sich anzueignen, als dies bei einem sprachlich auf einem höheren Grade der Ausbildung befindlichen Volke der Fall gewesen sein würde.

Ob, wie u. A. Edkins (A Grammar of the Mandarin Dialect, 1864 p. 84) annimmt, später, in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, in ganz China nur eine Sprache mit unerheblichen localen Unterschieden gesprochen worden sei, aus oder auf welcher sich die jetzt vorhandenen Dialekte gebildet hätten, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls ist die Entwickelung und Durchbildung der sogenannten Mandarinen-Sprache, des Kwan hwa, welche jetzt, wenn auch mit großen dialektischen Unterschieden, als Sprache des Volks in fast vierzehn der achtzehn Provinzen des Reichs, Chihli, Shansi, Shensi, Kansu, Shantung, Kiangsu mit Ausnahme der Küste, Anhui, Honan, Szechu'an, Hupe, Yünnan, Kueichou und Theilen von Kwangsi und Hunan gesprochen wird, erst sehr spät und allmälig, 1000—1500 n. Ch. erfolgt, während auch noch jetzt in den ihre besondern Dialekte bewahrt habenden Provinzen von Kwangtung (mit Theilen von Kwangsi) und Fokien (an das sich Kiangsi, Theile von Hunan und Tsekiang theilweise anschließen) sich eine Umwandlung und Annäherung an das Kwan hwa vollziehen soll. Warum diese Umwandlung in den vorangeführten vierzehn Provinzen schneller stattgefunden, warum namentlich in den südlichen maritimen Provinzen die alte Sprache sich länger erhalten hat, dafür fehlen alle sichern Anhaltspunkte, wenn man auch annehmen will, daß die nähere Verbindung mit den Reichshauptstädten auf die nördlich von Yangtse gelegenen Provinzen einen Einfluß ausgeübt haben mag, sowie daß Szechu'an, Yunnan, Kueichou und Theile von Kwangsi vom Norden her colonisirt worden sind. Die Unterschiede nicht nur zwischen den drei Hauptdialekten, sondern auch innerhalb derselben zwischen einzelnen Districten, und oft sogar Nachbardörfern sind so bedeutend, daß die einen verschiedenen Dialekt sprechenden Chinesen sich selbst untereinander nur schwer oder garnicht verständlich machen können. Nach Andern (cf. u. A. Chinese-English Dictionary of the Vernaculor of Amoy von dem Rev. Carstains Douglas) würde es sich in diesen Fällen nicht um Dialekte, sondern um verschiedene, wenn auch verwandte Sprachen, ähnlich wie z. B. das Hochdeutsche und Holländische, handeln.

Die Erfindung der größeren Siegelschrift durch Chau in ungefähr 820 v. Chr. wird allerdings wahrscheinlich zur Unification der Sprache und Schrift beigetragen haben, doch liegen auch noch für spätere Zeiten Beweise vor, daß die verschiedenen Staaten fortfuhren, sich mehr oder weniger ihrer eigenen Schriften zu bedienen.

Gewaltsam durchgreifend wird auch auf diesem Gebiet der gewaltige Tsin Shi Wang Ti, der Einiger des Reichs (221—209 v. Chr.), gewirkt haben, von dessen Einflusse in dieser Beziehung auch die viel verbreitete Annahme Kunde giebt, daß unter ihm zuerst die Zeichen ihren rein nachbildenden und symbolischen Charakter, der nur zur Darstellung von Gegenständen und Begriffen diente, verloren hätten und auch zur Bezeichnung von Tönen gebraucht worden wären.

Eine systematische und eingehende Beschäftigung mit der Schriftsprache scheint aber erst mit der Han-Dynastie, 205 v. Ch., begonnen zu haben; die Anstrengungen, welche damals von allen Seiten gemacht wurden, um die alten unter der Tsin-Dynastie verloren gegangenen Texte wiederherzustellen, zu amendiren und zu erklären, mußten die Aufmerksamkeit der mit dieser Aufgabe beschäftigten Gelehrten hauptsächlich auf die Bedeutung und die Form der Zeichen lenken, die Aussprache derselben dagegen in den Hintergrund treten lassen. Auch fremde, indische Einflüsse werden anregend auf die etymologische und namentlich lexikographische Thätigkeit gewirkt haben, wie es denn eine in der Geschichte der chinesischen Philologie auffallende Thatsache bleibt, daß die größte sichtende und ordnende Thätigkeit in dieser Richtung unter den Herrscherhäusern zu Tage getreten ist, welche entweder selbst fremden Ursprungs waren oder unter denen besonders lebhafte religiöse oder philosophische Beziehungen zum Auslande bestanden. Wie Dr. Eitel in einer kritischen Besprechung in der „China Review" bemerkt, sind die siebzig in Wylies' Notes on Chinese Literature aufgeführten Wörterbücher und Encyklopädien sämmtlich unter sieben Dynastien verfaßt worden, von denen vier, die nördlichen Wei und die Kin (Tataren), die Yuen (Mongolen) und die Ts'ing (Mandschuren) überhaupt fremde waren, während die andern drei, die Tang, Sung und Ming, sich durch die Ermunterung und Unterstützung auszeichneten, welche sie dem Buddhismus, dem Studium des Sanscrit und der thibetanischen Literatur, sowie im Allgemeinen dem Verkehr mit dem Auslande zu Theil werden ließen. Bezeichnend ist es ferner, sowohl für den Einfluß, welchen die Herrscher auf den Gang der sprachlichen Entwickelung ausübten, wie für die Munificenz, mit welchen die Staatseinkünfte solchen Zwecken zur Verfügung gestellt wurden, daß nicht allein die Anregung zur Abfassung des größten Theiles der Wörterbücher und fast allen Encyklopädien, welche während der letzten achtzehnhundert Jahre in China veröffentlicht worden sind, von den Herrschern ausgegangen ist, die in vielen Fällen die Arbeit persönlich überwachten und die vollendeten Werke mit Vorreden und Einleitungen versahen, sondern daß auch die Herstellung und

Herausgabe dieser Werke auf Staatskosten erfolgte. Von dem Umfange der an alle Betheiligten gestellten Aufgaben möge es einen Begriff geben, daß eine Encyklopädie, das Yung-lo-ta-tien, welche auf Befehl des Kaisers Yung lo der Ming-Dynastie von einer aus fünf Directoren, zwanzig Unterdirectoren und 2169 Mitarbeitern bestehenden Commission verfaßt und in 1407 nach fünfjähriger Arbeit vollendet wurde, 22,937 Hefte[1]) umfaßt, von denen 60 allein auf das Inhaltsverzeichniß kommen. Als eine im Palast in Peking niedergelegte Abschrift, vom Druck war mit Rücksicht auf die großen Kosten, welche das Schneiden der Holztafeln verursacht haben würde, abgesehen worden, in 1557 verbrannte, wurden auf Befehl des Ministeriums der Riten zwei neue Abschriften angefertigt, an denen hundert Schreiber, deren jeder täglich drei Seiten zu liefern hatte, von 1562 bis 1567 arbeiteten. Heute besteht nur noch ein unvollständiges Exemplar dieses Riesenwerks, da das in Nanking aufbewahrte Original und die in der Bibliothek im kaiserlichen Palaste in Peking befindliche Abschrift bei den Unruhen, welche den Sturz der Ming-Dynastie begleiteten, vernichtet wurden und von der einzig geretteten ebenfalls in Peking aufbewahrt gewesenen 2422 Hefte fehlen.

Eine andere unter dem Kaiser Kang-hi begonnene, unter seinem Nachfolger Yung chêng in 1726 vollendete, mit beweglichen kupfernen Typen gedruckte Encyklopädie, das Tu-'shu-chi-ch'eng, umfaßt 10,000 Hefte, zu denen noch ein Sachregister in vierzig Heften kommt. Dies Werk wurde wahrscheinlich nur in hundert Exemplaren gedruckt, die von dem kaiserlichen Herausgeber nach und nach an Bibliotheken, Prinzen und hervorragende Staatsmänner vertheilt worden sind. Ein Exemplar, welches in 1877 für 5450 Peking Taels, d. h. über 30,000 Mk. erstanden wurde, befindet sich im Britisch Museum; ein zweites auf besonders gutes Papier gedrucktes und reich ausgestattetes wurde während einer Reihe von Jahren in Peking für den Preis von 14,000 Taels (ca. 80,000 Mark) angeboten.

Das größte Unternehmen war aber wohl das des Kaisers Kien-lung, welches in 1772 begonnen und in 1782 vollendet wurde, und außer dem Neudruck einer großen Anzahl von Werken mit hölzernen beweglichen Typen die Katalogisirung aller der Erwähnung werthen literarischen Erzeugnisse und eine handschriftliche Sammlung von 3511 vollständigen Werken in 78,731 Heften umfaßte. Der Katalog in zweihundert Heften, welcher bei jedem Werk eine Notiz über den Verfasser und eine sechs bis sieben Seiten lange Abhandlung über den Inhalt giebt, führt 10,412 Werke auf. Von der großen handschriftlichen Sammlung wurden sieben Abschriften angefertigt, von denen drei die Zeit von sechs Jahren in Anspruch nahmen. Vier der Abschriften

[1]) Der chinesische Band (T'au) besteht gewöhnlich aus einer Anzahl, 1—10 und mehr Heften, Pên, die sich in einem gemeinsamen, aus starker Pappe gefertigter Umschlage befinden. Die innere Eintheilung chinesischer Werke ist in Bücher, Küän oder Capitel, Chang und Hui, letzteres für leichte Literatur; bei ganz kurzen Abhandlungen werden die Capitel auch Pien genannt.

wurden den Bibliotheken in den kaiserlichen Schlössern von Peking, Yüen ming yüen, Jehol und Mukden überwiesen, drei andere dem Ta kwan T'ang in Yang chow, dem Kin shan-Kloster in Chinkiang und dem Shên Yin sze-Kloster in Hang chow und der Original-Entwurf dem Hanlin-Collegium in Peking. Von diesen Abschriften dürften höchstens noch drei vorhanden sein, da das in Yüen ming yüen aufbewahrte Exemplar in 1860 durch die Engländer zerstört worden ist und denen in Yang chow, Chink-iang und Hang chow während des Taiping-Aufstandes wohl ein gleiches Schicksal zu Theil geworden sein wird. Der Titel des Werkes ist Sze-k'u-ch'uan-shu.

Aber auch Werke anderen, namentlich religiösen Inhalts sind vielfach auf die Veranlassung und Kosten einzelner Herrscher veröffentlicht worden; so ließ der Ming-Kaiser Yunglo in 1410 die Drucktafeln für eine 6771 Abtheilungen umfassende vollständige Ausgabe aller buddhistischen Werke schneiden, ein Beispiel, das der Kaiser Wanli gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts nachahmte; die ältere in Nanking gedruckte Ausgabe wird Nautsang, „die südliche Sammlung", die neuere nach dem Druckort Peking, wohin inzwischen die Residenz verlegt worden war, Peitsang oder die „nördliche Sammlung" genannt. Aehnliche Gesammt-Ausgaben der buddhistischen Schriften waren seit der ersten gegen Ende des siebenten Jahrhunderts unter dem Tang-Kaiser Chung tsung vollendeten wiederholt gemacht worden, und noch befinden sich in manchem Kloster solche denselben von den einzelnen Kaisern geschenkte Sammlungen, die, wenn auch wenig benutzt und meistens in traurigem Zustande, in hohen Ehren gehalten zu werden pflegen[1]).

Die sechs Klassen von Zeichen, welche Tai tung erwähnt, und welche noch heute ebenso wie zu seiner Zeit von den chinesischen Philologen anerkannt werden, während die Zeit, zu welcher die Eintheilung zuerst stattfand, unbekannt ist, sind die folgenden:

1. die „nachahmende" (hieroglyphische) Klasse	mit	608 Zeichen
2. die „Gedanken bezeichnende" (significative)	„	107 „
3. die „Begriff verbindende" (ideographische)	„	740 „
4. die „Bedeutung umkehrende" (antithetische)	„	372 „
5. die „falsch entlehnte" (metaphorische)	„	598 „
6. die „Laut verändernde" (phonetische)	„	21,810[2]) „

zusammen 24,325 Zeichen, welche indessen durchaus nicht alle vorhandenen umfassen, da Kang-his Wörterbuch deren 44,449 enthält, unter denen sich allerdings viele veraltete und synonyme befinden, während in zwei Wörterbüchern aus der Kin-Dynastie (1115—1234) 53,524 Zeichen aufgeführt werden, und fremde Schriftsteller, wie der Jesuit G. de Magelhaens, gegen

[1]) Edkins. Chines Buddhism. p. 274. ff.

[2]) Endlicher nennt dieselben: 1. Bilder im engeren Sinne; 2. eigentliche Zeichen; 3. combinirte Bilder oder Begriffe; 4. umgekehrte Schriftzeichen; 5. metaphorische oder entlehnte Zeichen; 6. die Schriftcharaktere.

Ende des 17. Jahrhunderts 54,409, und A. Montucci Anfang dieses Jahrhunderts gar 260,899 angeben. Es kann indessen kaum einem Zweifel unterliegen, daß selbst unter der Zahl von 24,325 Zeichen sich bereits sehr viele ungebräuchliche und daher auch fast ganz unbekannte befinden und die Anzahl derjenigen Zeichen eine viel geringere ist, deren Kenntniß nothwendig ist, um sich auf dem ganzen Gebiet der chinesischen Literatur mit Leichtigkeit und Sicherheit bewegen zu können. Zehntausend Zeichen werden im Allgemeinen für diesen Zweck genügen, und selbst diese Zahl könnte noch als zu hoch gegriffen erscheinen, da in den neun großen und kleinen Klassikern zusammen nur 4601 verschiedene Zeichen vorkommen, während in den fünf großen Klassikern allein über 200,000 Worte enthalten sind. Das von Staunton übersetzte Strafgesetzbuch der jetzigen Dynastie enthält, freilich ohne die Novellen, weniger als zweitausend verschiedene Zeichen, und für eine größere Anzahl auf kaiserlichen Befehl zu druckender Werke würden nach einem in 1773 eingereichten und veröffentlichten Bericht des Vice-Präsidenten im Finanzdepartement, Kin Kien, ungefähr 6500 verschiedene Zeichen hingereicht haben[1]).

Die Eintheilung der Zeichen in diese sechs Klassen muß aus den ältesten Zeiten stammen, denn im Chau li wird derselben Erwähnung gethan und ein besonderer Beamter aufgeführt, dessen Aufgabe es gewesen, den Thronfolger in derselben zu unterrichten.

Die erste, hieroglyphische, Klasse umfaßt diejenigen Zeichen, in welchen die Aehnlichkeit zwischen der ursprünglichen Form derselben und dem darzustellenden Gegenstande deutlich erkennbar war. Es sind dies die zuerst erfundenen, im Laufe der Zeit mannigfach veränderten Zeichen, deren Zahl übrigens größer ist als gewöhnlich unter dieser Klasse angegeben wird; indessen hatten bereits vor dem 4. Jahrhundert v. Chr. die hieroglyphischen Zeichen aufgehört, Bilder der Gegenstände zu sein, welche sie darzustellen bestimmt waren, und an ihre Stelle waren conventionelle Zeichen getreten, von denen einzelne manchmal noch schwach an die frühere Bilderschrift erinnern. Zu den hieroglyphischen Zeichen gehören u. a. die für Sonne, Mond, Auge, Berg, Pferd, Kind, Baum, Hund, Brunnen.

Die zweite, significative, Klasse besteht aus aus mehreren Zeichen zusammengesetzten Wortzeichen, deren Bedeutung leicht zu errathen ist, wie Sonne über Horizont für Morgen; Punkt über Strich: oben; Punkt unter Strich: unten; ein Strich: eins; zwei Striche: zwei; drei Striche: drei.

Die dritte, ideographische, Klasse umfaßt die Wortzeichen, welche aus

[1]) Derselbe Bericht enthält zugleich interessante Angaben über die Kosten des Drucks mit Holzplatten, welche sich für jede Birnbaumholzplatte auf 1/10 Tael und auf ebensoviel für jedes Hundert zu schneidender Zeichen belaufen haben würden, sodaß die Anfertigung von 2675 Platten und das Schneiden von 1,189,000 Zeichen, welche für ein einzelnes Werk, die Geschichte Sze ma Ts'iens, nothwendig gewesen wären, ca. 1500 Taels, d. h. mehr als die auf 1200 Taels veranschlagten Kosten für 100,000 Typen zum Druck aller in Aussicht genommenen Werke erfordert haben würde.

zwei oder mehreren Zeichen zusammengesetzt sind, deren Bedeutung aus ihrer gegenseitigen Stellung oder Beziehung erkannt werden kann; so Sonne und Mond: Helle oder Glanz; zwei Bäume: Wald; ein Mund in einem Thor: bitten; Mund und Vogel: Gesang; Thüre und Ohr: hören; Besen und Weib: Ehefrau; Pinsel und Sprechen: Buch oder Schreiben; Wasser und Auge: Thräne, weinen. — Die große Mehrzahl dieser Zusammensetzungen ist indessen nicht der Art, daß man jetzt noch auf den ersten Blick die Bedeutung der nebeneinander gestellten Zeichen errathen könnte, sondern der Regel nach bedarf die Bedeutung des Wortzeichens noch einer besonderen Erklärung.

Die Zeichen der vierten, antithetischen, Klasse sind diejenigen, welche durch Umkehrung, Veränderung oder Zusammenziehung eine von ihrer ursprünglichen Bedeutung verschiedene erhalten; z. B. getrennte Fäden: getrennt; umgekehrt geschrieben: fortlaufend; das Zeichen für links nach der andern Seite gewendet: rechts; ebenso aufrecht und liegend; das Zeichen für Mensch liegend: Leiche.

In der fünften, metaphorischen, Klasse wird dem Zeichen, ähnlich wie in der zweiten Klasse, eine dem Begriff nach mit ihm verbundene, aber etwas weiter liegende Bedeutung gegeben, so z. B. bedeutet das Zeichen für Halle Mutter, da dieselbe sich gewöhnlich dort aufzuhalten pflegt; das hieroglyphische Zeichen für Herz: Sinn; das Bild einer keimenden Pflanze: wachsen; die zwei Klappen einer Muschel: Freunde, Genossen.

Die Zeichen der sechsten, phonetischen, Klasse sind die zahlreichsten; sie sind meistens aus zwei Zeichen zusammengesetzt, von denen das erste der Regel nach, mehr oder weniger, nach seiner Bedeutung dem neuen Begriff entspricht, während das zweite nur seinen Laut hergiebt und seine eigene Bedeutung verliert. Die Art und Weise der voraussichtlichen Entstehung dieser Zeichen ist von Dr. Williams sehr ausführlich beschrieben. Der Name eines Insects, das dort, wo es sich aufhält, wohl bekannt ist, ohne daß indessen ein Zeichen für denselben bestände, soll geschrieben werden. Für alle an dem Ort, wo das Insect bekannt ist, lebenden Personen genügt es als erstes Zeichen das für Insect zu setzen, als zweites eins, dessen Klang den Namen des Insects, z. B. Nan, wiedergiebt, und bedeutet für dieselben das neue Wortzeichen „das Insect Nan“. In einer Gegend wo das Insect indessen nicht bekannt ist, wird der neue Charakter vielleicht das Insect Süd (Nan, Süd) gelesen und daher nicht verstanden werden. Kommen nun gar noch ocale Unterschiede in der Aussprache des zweiten Zeichens hinzu, so entsteht ein Namen, den die ursprünglichen Geber desselben, wenn sie ihn ausgesprochen hören, selbst nicht wieder erkennen werden. In dieser Weise sind wahrscheinlich der größere Theil der phonetischen Zeichen entstanden, deren Aussprache und Bedeutung sich erst allmälig eingebürgert hat und heute den ursprünglichen Laut in den meisten Fällen wohl kaum noch erkennen läßt.

Indessen ist auch die Behauptung aufgestellt worden, daß der im Allgemeinen als nur den Klang des Zeichens angebend angesehene phonetische

Theil desselben in Wirklichkeit in den ältesten Zeiten der Haupttheil des Zeichens gewesen und dem Ganzen nicht nur den Klang, sondern, auf ideographischem Wege, auch seine Bedeutung gegeben habe, während das andere Zeichen, welches vielfach als Wurzelzeichen bezeichnet wird, nur den Zweck gehabt haben würde, die Klasse von Begriffen anzugeben, zu welcher der von dem ganzen Zeichen dargestellte gehörte. Die Verwischung dieser ursprünglichen Regel und der anderweitige Gebrauch der phonetischen Zeichen würden sich erst im Lauf der Zeit vollzogen haben.

Wahrscheinlich sind die ältesten Zeichen alle Bilder der darzustellenden Gegenstände gewesen, ohne im Anfang einen Lautwerth zu besitzen und nur dazu bestimmt, die Erinnerung an Ereignisse zu bewahren oder Nachrichten zu übermitteln, welche nicht mündlich überbracht werden konnten, vielleicht auch, soweit es sich um Namen handelte, zur Bezeichnung des Besitzes. Hierzu waren die einfachen Bilder genügend, wie ja ähnliches auch in unseren Zeiten bei auf einer niedrigen Culturstufe stehenden Völkern, z. B. den Indianern Nord-Amerikas beobachtet worden ist. Die mündliche Mittheilung der auf solche Weise schriftlich übermittelten Botschaft an eine dritte Person war die erste Beilegung eines Klangs für das Zeichen und gab demselben eine phonetische Bedeutung, die je nach den verschiedenen Dialecten eine verschiedene sein mußte. Bei der sich unzweifelhaft schnell entwickelnden Nothwendigkeit, nicht nur Gegenstände zu bezeichnen, sondern auch Begriffe auszudrücken, mag dann ein Bild seinem Klange nach zur Darstellung eines ebenso oder ähnlich benannten Begriffs benutzt worden sein, wie gleichfalls durch die Nebeneinanderstellung verschiedener Bilder der Versuch gemacht worden sein wird, in ideographischer oder anderer Weise Begriffe auszudrücken, und diesem zusammengesetzten Bilde dann der Namen des durch dasselbe repräsentirten Begriffs beigelegt worden ist [1]). Aus dem Bilde wurde

[1]) Aus der egyptischen Schrift ist ein Beispiel aufbewahrt, das ganz auf dieser Uebergangsstufe aus der malenden Ideenschrift in die Lautschrift gebildet ist. Wir meinen die Inschrift welche Plutarch und Clemens von Alexandrien mittheilen: ein Kind, ein Greis, ein Sperber, ein Fisch und das Nilpferd. Diese fünf getrennt nebeneinandergezeichneten Bilder drücken fünf Wörter aus und lassen sich wirklich lesen: „Geborene, Sterbende, Gott haßt Schamlosigkeit.“ (Steinthal, die Entwickelung der Schrift, 1852 p. 85.) Die Chinesen haben eine ganz ähnliche Methode der bildlichen Schreibung, und zwar hauptsächlich für Glückwünsche zu Geburtstagen oder sonstigen festlichen Gelegenheiten. Um nur einige Beispiele anzuführen, können fünf Fledermäuse, wu fu, gleichfalls als die fünf Segnungen, d. h. langes Leben, Reichthum, Gesundheit des Körpers und Geistes, Liebe zur Tugend und ein sanftes Ende gelesen werden. Eine in eine Blumenvase gesteckte Hellebarde an welcher ein Klangstein aufgehängt ist, wird gelesen „p'ing an chi ch'ing“, d. h. Frieden, Ruhe, Segen, Glück. Statt der Hellebarde kann für Segen, chi, auch die Orange genommen werden, deren nordchinesischer Name chü, in Mittel- und Süd-China „chi“ ausgesprochen wird. Während die nordchinesische Aussprache nämlich im Leben immer mehr die Alleinherrschaft gewinnt, bleibt in der Dichtkunst für den Reim und in verwandten Fällen das Mittelchinesische immer noch maßgebend. Ein Klangstein mit zwei Fischen darunter, ch'ing yo yü, Glück, Ueberfluß; zwei Kakis (Früchte

später durch Vereinfachung oder Umschreibung das Zeichen. Die Klassificirung der Zeichen unter verschiedenen Rubriken ist aber bereits eine etymologische Thätigkeit, und kann daher selbstverständlich erst stattgefunden haben, nachdem eine wissenschaftliche Behandlung der Schrift an Stelle der früheren, rein empirischen getreten war. Nothwendigkeit und das Bedürfniß nach einer

---

von Diospyros kaki) über zwei Sceptern, shi shi yuyi, d. h. (mögen) alle Bemühungen gelingen wie man wünscht; ein krähender Hahn unter einer Päonie, kung ming fu kuei, Verdienst (oder Rang), Glück und Reichthum. — In den alten Werken wird dieser Methode der bildlichen Schreibung keine Erwähnung gethan, auch wo sich Gelegenheit dazu bietet, und sind die nachweislich alten Darstellungen glückverheißender Bedeutung nicht dieser, sondern stets rein symbolischer Art. So z. B. bedeuten ein Sternbild, Berge und Wasser auf dem kaiserlichen Scepter, das Sternbild den gestirnten Himmel oder Himmel überhaupt; die Berge als das der Erde Festigkeit Verleihende die Erde und dann in ihrer eigentlichen Bedeutung Berge, endlich das Wasser Flüsse. Das Ganze drückt die chinesische Phrase, t'ien-ti shan-chuan, Himmel, Erde, Berge und Flüsse, aus und ist auf dem Scepter Symbol der Weltherrschaft.

Die zwölf nach dem Shu king auf den Gewändern des Kaisers dargestellten Bilder scheinen eine ähnliche symbolische Bedeutung gehabt zu haben. Nach Ts'ai Shên, einem Schüler Chu his und Hauptcommentator des Shu king haben sie diese Verwendung gefunden, weil Sonne (das 1. der Bilder), Mond (das 2.) und Sterne (das 3.) ihr Licht über alles verbreiten; der Berg (das 4.) seiner Unerschütterlichkeit wegen, zwei Drachen (das 5.) wegen der Vielgestaltigkeit desselben. Vom Drachen sieht man, einem Sprüchwort nach, wohl den Kopf, aber nicht den Schwanz, chien-sh'ou pu chien-wu' was auf den Kaiser angewendet besagt, daß er in seinen stets den Umständen angepaßten Plänen unergründlich sei: pien-h'ua pu-tsê. Der Fasan (das 6.), oder wie er im Shu king heißt, der H'ua ch'ung, der bunte Vogel, wegen seiner Farben-Pracht; das Kraut tsäo (das 8.), welches nur in reinem Quellwasser fortkommt, als Symbol der Reinheit; das Feuer (das 9.) als Symbol des Lichtes (der klaren Erkenntniß); Reiskörner (das 10.), weil der Kaiser Ernährer des Volks ist; die Axt (das 11.), welche alles durchschneidet, als Symbol der schnellen Entschließung in schwierigen Lagen. Die beiden Opfergefäße zu Weinspenden (das 7.), auf denen ein Tiger und ein Affe abgebildet sind, erklärt Ts'ai Shên als Sinnbild der kindlichen Liebe; weshalb, ist unverständlich. Das 12. Bild welches nach ihm aus dem zweimal wiederholten Zeichen 己 chi, selbst, mit dem Rücken gegeneinander gewendet, besteht, erklärt er, als „selbst sich selber den Rücken zukehrend“, „mit sich selbst uneins“, d. h. als Symbol der allseitigen Erwägung, des scharfen Nachdenkens, was allerdings eine gute Ergänzung zu der symbolischen Bedeutung der Axt sein würde. Für gewöhnlich wird das Bild aber so 亞 dargestellt und manchmal als zwei mit ihrem Rücken gegeneinander gerichtete Bogen erklärt. Im Shu king steht für 11 und 12 nur fufu, was Stickerei überhaupt bedeutet; „fu“ heißt aber auch die Axt, und ein Wort „fu“ hat die Bedeutung „mit dem Rücken gegeneinander gelehnt“.

Die moderne chinesische Bilderschrift, wenn man sich dieses Ausdrucks bedienen darf, stammt aus den Zeiten der Tang-Dynastie, wenigstens geschieht ihrer zuerst in Werken aus dieser Zeit Erwähnung: allgemeiner in Gebrauch gekommen scheint sie indessen erst unter der Ming-Dynastie zu sein, aus welcher Zeit sich Beispiele z. B. auch auf Vasen erhalten haben. Jetzt ist sie so vollständig in das Wesen des chinesischen Volkes übergegangen, daß es kaum möglich ist, ein Bild oder einen sonst

bequemer zu handhabenden Schrift, lassen es erklärlich erscheinen, daß, nachdem einmal der erste Schritt durch die Einführung einzelner phonetischer Zeichen geschehen war, der Uebergang zu der jetzigen nur noch leicht mit anderen Zeichen vermischten phonetischen Schrift sich verhältnißmäßig schnell vollzog, wie denn z. B. in dem in 89 n. Chr. verfaßten Wörterbuch Scho wen bereits über drei Viertel aller Zeichen dieser Klasse angehören.

Am interessantesten sind unzweifelhaft die Zeichen der ersten Klassen, d. h. die ältesten, welche, da sie entweder Darstellungen der Gegenstände selbst waren, oder in unmittelbarem Zusammenhange mit denselben stehen, gestatten, sich ein Bild von den Zuständen zu machen, wie sie bei dem Volke, das sich ihrer bediente, bestanden haben mögen.

Solche Zeichen sind: Sonne, Mond, Sterne, Wolke, Feuer, Berg, Stein, Feld (Land in Vierecke abgetheilt), Wasser, Salz, Mann, Kind, Mädchen, Mutter (mit zwei Punkten für die Brüste) groß, (ein Mann mit ausgebreiteten Armen und Beinen), Kopf, Auge, Nase, Ohr, Mund, Zahn, Nacken, Haar, Rücken, Rückgrat, Knochen, Herz, Hand, rechts, links, Vater (rechte Hand mit einem Stock), Freund (zwei Hände verbunden), Fuß, Kuh, Pferd, Schaf, Schwein, Hund, Drache, Hirsch, Ratte, Horn (dessen Derivativa beweisen, daß die alten Chinesen Hörner u. A. zu Trinkgeschirren gebrauchten), Felle (deren Derivativa Sattel, Schuhe, Sandalen, Köcher, Peitschen u. s. w. umfassen,) Leder (welches vielleicht einen der interessantesten Einblicke in die Weiterbildung der Sprache, wie in die Entwickelung des chinesischen Lebens selbst gewährt; Strümpfe wurden früher aus Leder gefertigt und Tait ung führt sie daher noch als Derivationen von demselben an, Kang-his Wörterbuch, vier Jahrhunderte später, als solches von Baumwolle); Vogel, Phönix, Flügel, fliegen, Fänge, kommen (ein abwärts fliegender Vogel), Insect, Schildkröte, Wind (Wolke und Insect; als Heuschrecken bringend?), Fisch, Muschel (geöffnete Schaalen derselben), Stich (Scorpion), Holz, wachsendes Korn (Halm und Blätter), Reis, Bambus (ein anderes höchst interessantes Zeichen. In alten Zeiten wurde auf Bambustafeln geschrieben, daher: ein Satz von Knoten zu Knoten heute noch ein

---

mit bildlichen Verzierungen versehenen Gegenstand zu sehen, ohne auf eine Anwendung der Bilderschrift zu stoßen: namentlich für alle Beglückwünschungen, und das sociale Leben der Chinesen bietet dafür vielfache Gelegenheiten, ist sie fast ausschließlich in Gebrauch.

Ueber den Ursprung einzelner dieser Methode der bildlichen Schreibung durchaus entsprechenden Hochzeitsgebräuche ist nichts in Erfahrung zu bringen und scheint eine Tradition über die Zeit des Aufkommens derselben sich nicht erhalten zu haben. Zu diesen Gebräuchen gehören u. A. das Geschenk von zwei Paar Eßstäbchen durch die Eltern der Braut an dieselbe und das Herübertreten über einen Sattel, unter welchem Aepfel liegen, durch die Braut in der Thür des Bräutigams. Die Eßstäbchen heißen „kuai," was auch „schnell" bedeutet und den Wunsch der baldigen Geburt eines Erben in sich schließt. Aepfel heißen „ping", der Sattel „an" zusammen „pingan", d. h. Frieden und Ruhe, die mit der Braut in das Haus ihres Gatten einziehen sollen.

Vers; Bambustafeln zusammengefügt ein Buch; Nadeln, früher aus Bambus, jetzt aus Stahl, wurden in den verschiedenen Zeiten unter den entsprechenden Wurzeln aufgeführt; die Chinesen saßen früher beim Essen auf einer auf die Erde gelegten Matte, daher noch heute eine ausgebreite Matte ein Fest), Gras, Haus (Zelt), Thür (einflüglig), Fenster (Lattenfenster), Umzäunung, Kasten, Karren, Boot, Bank, Ziegel, Mörser, Topf, Dreifuß (Vase mit drei Füßen und zwei Henkeln), Schüssel, Becher, Lampe, Löffel, Vase (Opfer-), Krug (mit Deckel), Messer, Axt, Lanze, Kopftuch, Fahne u. a. m.

Bedeutsam sind die vielfachen, ebenfalls in den ältesten Zeiten gebildeten Zusammensetzungen mit Westen, Schaf, Kuh, und Frau. Westen und zurückkehren, als Richter urtheilen; Westen und Mund, lächeln, heiter sein; Westen und Erde, Opfer des Herrschers mit seinem Herzen dargebracht; Westen und Frau, wünschen, suchen („the girls we left behind us", wie der Verfasser eines Aufsatzes im „Recorder" sagt); Westen und Reis, allgemeiner Name für Cerealien; Westen und werthvoll, kaufen oder verkaufen (westliche Werthsachen?); Schaf und groß, gut, ausgezeichnet; Schaf und ich, Selbstgefühl, Selbstachtung (der Besitz des Schafs Beweis und Zeichen der Respectabilität); Schaf und Mann, falsch (Schafdieb); Schaf und Fürst oder Weiser, eine Heerde, Menge (Fürst als Heerden-Besitzer); Schaf und essen, ernähren, aufziehn; Schaf und Schutz, Asyl, Schule; Schaf und Schritt, sich herumtreiben, sich verlaufen; Schaf und Worte, genau untersuchen, über etwas reden; Schaf und Flügel, schweben, zurückschauen, würdig, ernst (geflügelte Widder?); Schaf und Augen, schöne Augen; Schaf und krank, jucken, kratzen; Kuh und bedecken, Gewahrsam, Gefängniß; zwei Kühe, Freund; Kuh und selbstsüchtig, fortnehmen, berauben (Rinderdieb); Frau und Wahrheit, einschmeichelnd, überredend, wohl bewandert im Sprechen; eine Frau über der andern, schön; Hände über Frau, sicher, fest, ruhig; Dach über Frau, Ruhe, Frieden, beruhigen; zwei Frauen nebeneinander, sich zanken, streiten; Frau neben einem Stein oder inneren Thor, eifersüchtig, neidisch; Getreide über einer Frau, unter einer schweren Last sich beugen, Last oder Amt tragen, schicken um etwas zu thun; Frau neben Schmutz, Gattin, gehorchen; Frau und nehmen, heirathen. Mann und Feld, ein Mann. Zweig mit Frau, Concubine, Sängerin; mit Mann, Klugheit, Talent; Wenig mit Frau, ausgezeichnet, gut; mit Mann, kleines Kind, erregt, beängstigt.

Versucht man, sich aus den hieroglyphisch dargestellten Gegenständen, sowie aus den vorstehenden Zusammensetzungen ein Bild der Zustände zu machen, welche zu den Zeiten der Bildung dieser Zeichen geherrscht haben mögen, so dürfte man auf ein von Westen her eingewandertes und noch manche, wenn auch unklare Erinnerungen an die alte Heimath bewahrendes Volk oder auf ein Volk, dem von Westen gekommen war was es an Cultur besitzt, schließen, welches sich im Uebergangsstadium vom Nomadenleben zu Ackerbau und festeren Wohnsitzen befindet. Noch aber besteht der Reich-

thum hauptsächlich in großen Heerden, ihr Besitz gewährt Macht und Einfluß, Schaf und Rinderdiebstahl sind die gewöhnlichsten Verbrechen, der Gesundheitszustand, das Verlaufen eines Thiers hauptsächlicher Gegenstand des Interesses. Die Frau, welche der Mann vielleicht noch mit Gewalt raubt, wird als ein untergeordnetes, neidisches, eifersüchtiges Geschöpf betrachtet, das in strenger Zucht gehalten werden muß und dem der Haushalt und die niedrigen Geschäfte obliegen; der Mann bebaut das Feld; für ihn Freiheit und Ansehn, für die Frau Arbeit und Zurückgezogenheit. „Für die Spätzin sind die Pflichten, für den Spatz ist das Plaisir", eine Ansicht, die noch im heutigen China durchaus die herrschende ist. Ein ausgebildeter (Geister- oder Ahnen-) Cultus scheint zu bestehen, wenigstens deuten die zahlreichen in derselben Form vielfach bis zum heutigen Tage erhaltenen Opfer-Gefäße auf umfassende bis in's Kleinste geregelte Ceremonien.

Dabei darf aber nicht vergessen werden, daß die Bilderschrift voraussichtlich während vieler Jahrhunderte allein bestanden hat, während welcher Zeit selbstverständlich nicht unerhebliche Veränderungen in dem Culturzustande des chinesischen Volkes stattgefunden haben müssen. Für den Zeitpunkt, bis zu welchem die Bilderschrift die allein herrschende gewesen sein dürfte, geben einzelne der Bilder einen ungefähren Anhalt. Während es z. B. keinem Zweifel unterliegen kann, daß in den ursprünglich von den Chinesen eingenommenen Territorien und auch in denen, über welche sie sich zuerst ausdehnten, Elephanten nicht vorkamen und geraume Zeit vergangen sein muß, bis sie mit denselben bekannt wurden, besitzt die chinesische Schrift eins der allercharakteristischsten Bilder, um denselben zu bezeichnen. Eine Erwähnung des Elephanten findet sich bei Mencius (cf. Legge, Works of Mencius. B. III, Th. II, Cap. 9, Al. 6: „Chau kung half dem König Wu und zerstörte Chau. Er schlug Yen und nach drei Jahren tödtete er den Herrscher des Landes. Er trieb Fei-lin in eine Ecke am Meer und erschlug ihn. Die Staaten, welche er überwand waren funfzig an der Zahl. Er trieb auch die Tiger, die Leoparden, die Rhinocerosse und Elephanten aus und das Reich war fröhlich darüber"). Nach den Commentatoren würden diese Thiere in den Wildparks des Kaisers Chau Sin, des letzten Herrschers der Chang-Dynastie, 1154—1122, gehalten worden sein, was die erste Bekanntschaft mit dem Elephanten voraussichtlich in das 12. oder 13. Jahrhundert v. Ch. fallen lassen dürfte. Ein anderes noch durchschlagenderes Beispiel gewährt die Seezunge, welche in der Bilderschrift unter dem Bilde zweier Fische dargestellt wird, weil dieser flache Fisch nach der Ansicht der Chinesen nur auf einer Seite des Körpers ein Auge hat, und daher immer zwei zusammenschwimmen müssen, um nach beiden Seiten sehen zu können. Die Seezunge ist aber ein Meerfisch, und da die Chinesen erst ungefähr im Jahre 1100 v. Ch. in dem jetzigen Shantung, wo die drei aus dem Anfang der Chau-Dynastie stammenden Staaten Chü, K'i und Ki'eh mit einer halb chinesischen, halb barbarischen Bevölkerung lagen, das Meer erreichten, so darf man

wohl annehmen, daß bis zu dieser Zeit die Bilderschrift, jedenfalls wenigstens für die Darstellung neu bekannt werdender Gegenstände, eine hervorragende Rolle spielte.

Die große Anzahl der vorhandenen Zeichen und die Schwierigkeit sich unter denselben zurecht zu finden, mußte bereits früh zu dem Versuch führen, dieselben nach einer bestimmten Methode zu ordnen und so das Auffinden der einzelnen Zeichen zu erleichtern.

Die ältesten Wörterbücher, darunter das in seinen ersten Anfängen wohl aus dem Beginn der Chau-Dynastie stammende, gegen 500 v. Chr. angeblich von Tsze hia vollendete Urh ya, sind nach Materien geordnet und hat diese Art der Anordnung vielfach Anwendung gefunden; sie ist noch heute die gebräuchliche, wo es sich um Wörterbücher fremder Sprachen, wie das Mongolische, Mandchurische, Tibetanische u. s. w. handelt

Eine zweite Methode war und ist die, die Zeichen nach ihren Wurzeln zu ordnen, d. h. alle diejenigen Zeichen, welche eine gemeinsame Abstammung besitzen, unter dem Wurzelzeichen und als von demselben abgeleitet aufzuführen. Daß zu diesen Wurzelzeichen nur die einfachsten und gebräuchlichsten unter den ältesten Zeichen genommen wurden, ist selbstverständlich, ebenso wie daß das Bestreben der chinesischen Etymologen dahin ging, die Anzahl der Wurzelzeichen möglichst zu beschränken.

Das älteste Wörterbuch nach diesem Systeme ist das im Jahre 89 n. Ch. von Hiu Shên verfaßte und im Jahre 100 oder nach Anderen 121 von seinem Sohne Ch'ung vollendete und dem Kaiser An-ti überreichte Shwo-wên, welches nach der in 1875 dem Kaiser unterbreiteten Denkschrift, in welcher die Aufnahme Hiu-Shêns in den Tempel des Confucius befürwortet wurde, in vierzehn Abtheilungen unter 540 Klassen 9355 Wörter enthält. Diese Zahl der Wurzelzeichen (Klassenhäupter, Radicale) wurde mit geringen Veränderungen während langer Zeit beibehalten, wie denn ein in 523 veröffentlichtes Werk 542 und ein der Sung-Dynastie (960—1126) angehöriges 544 enthält. In dem unter der Ming-Dynastie herausgegebenen Lu shao pun i sind die Wurzelzeichen auf 360 vermindert und in einem derselben Dynastie angehörigen späteren Wörterbuch, dem Tsze way, auf 214, welche letztere Zahl bis auf die Neuzeit für die hauptsächlichsten nach dieser Methode verfaßten Werke maßgebend geblieben ist und auch die Grundlage des auf Befehl des Kaisers Kang hi in 1716 erschienenen, in fünf Jahren von siebenundzwanzig Mitarbeitern zusammengestellten Kang hi Tsze tien bildet. Die Ableitungen von den einzelnen Wurzeln schwanken in diesem Werke zwischen 5 und 1354.

Die dritte, ebenfalls bis auf den heutigen Tag vielfach Anwendung findende tonische Methode dürfte am Besten mit unserem Reim-Lexikon verglichen werden; sie hat ihren Ursprung wahrscheinlich in der mit dem Ueberhandnehmen buddhistischen Einflusses auftretenden Nothwendigkeit gehabt, indische Wörter mit chinesischen Zeichen zu schreiben. Die Anordnung der auf diese Methode

begründeten Wörterbücher ist die, daß die einzelnen Wörter nach dem An- und Auslaute geordnet sind und also auch unter denselben gesucht werden müssen. Die Zahl der An- und Auslaute ist je nach den von den einzelnen Verfassern angewendeten Principien verschieden, doch hat auch hier das Bemühen, das System zu vereinfachen, zu einer möglichsten Beschränkung der Zahl derselben geführt; in einem Wörterbuch für einen Provinzial-Dialect (Fo kien) sind z. B. fünfzig Auslaute unter fünfzehn Anlauten geordnet. Zur Bezeichnung der An- und Auslaute werden allgemein bekannte und möglichst einfache Zeichen genommen. Ein Beispiel wird das System und die Benutzung desselben erläutern. Handelt es sich z. B. um das Wort chien, so wird die Seite aufgeschlagen, auf der sich die, vielleicht durch das Zeichen kien bezeichneten, in ien auslaufenden Wörter befinden; unter denselben sucht man dann bei den mit ch, etwa durch das Zeichen chang dargestellt, anfangenden, bis man chien gefunden hat. Diese unbehilfliche und durch jede Vermehrung der einzelnen Laute und damit Unterabtheilungen immer umständlicher werdende Methode, ist trotzdem bis auf den heutigen Tag eine sehr beliebte und vielfach angewendete. Das älteste Werk dieser Art ist unter der T'ang-Dynastie (618—905) veröffentlicht worden, obgleich die Haupttheile desselben schon unter der vorhergehenden Sui-Dynastie verfaßt worden zu sein scheinen. Unter den neueren Wörterbüchern nach dieser Methode ist das in 1711 auf besondere Veranlassung des Kaisers Kung hi herausgegebene Pei wen yün fu das umfangreichste; es besteht inclusive des in 1722 von einer anderen Commission unter dem Titel Yün fu shi i veröffentlichten Nachtrages aus 131 starken Bänden und sind die Wörter in demselben nach 106 Aus- und 36 Anlauten geordnet. An der Herstellung des Hauptwerkes arbeiteten 26 Gelehrte (nach Anderen würden dies nur die Vorsitzenden der Commission gewesen sein) sieben Jahre, während der Nachtrag sechs weitere Jahre in Anspruch nahm. Das Wörterbuch von Ch'in tsin mu, welches die Grundlage für Morrisons Alphabetic Chinese Dictionary gebildet hat, enthält 128 Aus- und 36 Anlaute.

Neben der Bedeutung der Zeichen hat aber auch die Form derselben in der Entwickelung der chinesischen Schrift eine bedeutende Rolle gespielt. Bei dem Einfluß, welchen die Schreibmaterialien der verschiedenen Zeiten auf die Bildung der äußeren Form der Zeichen gehabt haben, dürfte ein näheres Eingehen auf dieselben hier am Platze sein.

Täfelchen von Bambus gefertigt[1]), durch lederne Riemchen zusammengehalten, dienten in den ältesten Zeiten bis nach Confucius als Schreibtafeln und in diese wurden die Zeichen zuerst eingeschnitten, dann aufgemalt; die Erfindung des Haarpinsels durch Mêng Ti'en, einen General Tsin Shi Hwang Tis, oder wenigstens die Verbesserung und allgemeine Anwendung

[1]) Nach der 2. Vorrede zu den „Ueberlieferten Aussprüchen des Confucius" zwei Fuß lang. Chinese Recorder IX p. 452.

desselben fällt in das 3. Jahrhundert v. Chr. Doch scheinen schon früher andere weniger vollkommene Pinsel oder auch Holzstäbchen zum Schreiben, vielleicht mit einer dickflüssigen, lackähnlichen Flüssigkeit benützt worden zu sein. Nach den Bambus- und Holztäfelchen kam enggewebte Seide oder für die ärmeren Klassen ein anderer gewebter Stoff in Gebrauch, bis 105 n. Chr. die Anfertigung des Papiers aus Baumrinde, Hanf, Lumpen und alten Netzen erfunden wurde. Indessen wird der Uebergang von einem Material zum anderen wohl kein sehr plötzlicher gewesen sein, wenigstens schließt Fa shien im Jahre 418 n. Chr. seine Reisebeschreibung, den Bericht über die buddhistischen Königreiche, damit, daß er sagt, er habe denselben auf Bambustafeln und Seide niedergeschrieben[1]). Wahrscheinlich gleichzeitig mit der Erfindung des Papieres trat die Aufbewahrung der Manuscripte in Rollenform ein statt der bis dahin gebräuchlichen Tafel oder Blattform, und wurde auf die äußere Ausstattung derselben oft in verschiedenen Farben nach den einzelnen Materien, wie z. B. in der Bibliothek der T'ang-Herrscher, große Sorgfalt verwendet. Erst zu Anfang des zehnten Jahrhunderts scheint das Drucken mit geschnittenen Holztafeln aufgekommen zu sein, wenigstens steht das Jahr 952 n. Chr. als dasjenige fest, in welchem die erste gedruckte Ausgabe der neun Classiker erschien; der Vorschlag hierzu datirt aus dem Jahre 932 und soll von einem Minister, Fung toou, ausgegangen sein, der noch jetzt von den Holztypenschneidern als ihr Patron und Schutzheiliger verehrt wird[2]). Allerdings wird schon früher, in 581 und 593 des Druckes mit Holztafeln Erwähnung gethan, es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß diese Kunst damals nur in höchst beschränktem Maße Anwendung gefunden und sie eine praktische Bedeutung erst zu Anfang des 10. Jahrhunderts erlangt haben kann. Als ein Beweis für diese Ansicht dient, daß die Uebersetzungen buddhistischer Werke durch Hiuen Thsang (angefertigt zwischen 645—664) handschriftlich vervielfältigt wurden; es wird ausdrücklich angeführt, daß einige der Werke in tausend Exemplaren abgeschrieben worden seien[3]). Der

[1]) Der Druck des Werkes erfolgte erst unter der Ming-Dynastie. Giles, Record of buddhistic Kingdoms p. VII u. VIII u. 116.

[2]) Morrison, Dict. IX.

[3]) In Japan ist der Druck nach chinesischer Manier allgemein erst mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts in Aufnahme gekommen, was ebenfalls dafür zu sprechen scheint, daß diese Kunst zur Zeit der alten häufigen Beziehungen zwischen beiden Ländern in China entweder nicht bekannt war oder jedenfalls wenig geübt wurde. Chamberlain, The classical poetry af the Japanese; Introduction p. 22. —

Nach zwei von Herrn E. Satow in der Asiatischen Gesellschaft in Yedo gehaltenen Vorträgen würden die ersten Beispiele von Druck in Japan aus dem 8. Jahrhundert stammen. Vor dieser Zeit waren Steinschriften und Siegel mit Schriftzeichen bereits in Gebrauch. In 764—770 wurden eine Million Abzüge einer buddhistischen Dharani zur Aufbewahrung in auf Befehl der Kaiserin Shio Toku zur Vertheilung an die buddhistischen Klöster angefertigten kleinen hölzernen Pagoden gemacht; die noch auf 18 Zoll langem und 2 Zoll breitem Papier vorhandenen Abzüge lassen erkennen, daß dieselben von Kupfer- oder Bronze-Blöcken genommen worden sind. Das älteste bis

Druck von Steinplatten mit eingravirten Zeichen, weiß auf schwarz, datirt ebenfalls erst aus dem Anfange des 10. Jahrhunderts. Frühere Erwähnungen auf solche Art reproducirter Werke dürften sich wohl auf das Abklatschen von in Stein gegrabenen Texten der Klassiker beziehen, wie solche wiederholt in älterer und neuerer Zeit zur Bewahrung eines neu revidirten und festgestellten Textes errichtet worden sind, und sich in Trommel- oder Tafelform an verschiedenen Plätzen u. a. in dem Confucius-Tempel in Peking befinden[1]).

---

jetzt bekannte, in Japan gedruckte Buch, datirt aus dem Jahre 1157, und wenn nach dieser Zeit gedruckte Werke auch häufiger auftreten, so handelt es sich doch immer nur um solche buddhistischen Inhalts oder Wiederabdrücke der chinesischen Klassiker. Der japanischen Literatur angehörige Werke sind erst viel später gedruckt worden: so gehört die älteste vollständige Ausgabe des berühmten Geschichtswerkes Ni hon gi dem Jahre 1610 an.

Die Invasion Koreas durch die Japaner, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, von welcher durch die heimkehrenden Truppen eine große Anzahl mit beweglichen Typen gedruckter koreanischer Werke und wahrscheinlich auch größere Vorräthe metallischer Typen selbst zurückgebracht wurden, scheint in Japan den Anstoß zu Anfertigung und vielfachen Benutzung beweglicher Typen gegeben zu haben. Das erste bekannte so gedruckte Werk trägt die Jahreszahl 1596. Der Shiogun Iyeyasu war ein großer Beförderer dieser Art der Veröffentlichung, und viele der vorhandenen Werke sind auf seine Anordnung oder Veranlassung mit beweglichen metallischen Typen gedruckt worden. Nach seinem Tode waren eine Anzahl Personen und Corporationen noch einige Zeit in dieser Richtung thätig, aber bald erlahmte der Eifer und nach dem Jahre 1629 scheint bis zum Beginn dieses Jahrhunderts kein Buch mehr mit beweglichen Typen in Japan gedruckt worden zu sein. — Fast gleichzeitig trat ein großer Aufschwung im Drucken mit Holzplatten ein und in der Zeit von der Mitte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts wurden nicht nur zahlreiche Werke über japanische Literatur und Geschichte, sondern auch solche über Buddhismus, chinesische Philosophie, Etiquette und Ceremonien und selbst über Astronomie gedruckt und dem größeren Publikum auf diese Weise zugänglich gemacht. Auch zahlreiche illustrirte Novellen wurden um diese Zeit und bis weit in's 18. Jahrhundert hinein so vervielältigt. — Die ältesten japanischen Holzschnitte als Illustrationen stammen aus dem Jahre 1610; früher wurden indessen bereits Bilder von Göttern, und zwar vielfach in großen Dimensionen angefertigt, so eins nachweisbar in 1017 und ein anderes durch Nichiren, welcher in 1282 starb. Der älteste Farbendruck soll aus dem Jahre 1695 herrühren.

In Korea sind bewegliche Typen bereits verhältnißmäßig früh bekannt und im Gebrauch gewesen. Nach der Vorrede eines in 1409 gedruckten Werkes würden in 1403 auf den Befehl wie auf die Kosten des damaligen Königs von Korea zuerst bewegliche metallische Typen angefertigt worden sein, aber die auf einem anderen unzweifelhaft mit beweglichen Typen gedruckten koreanischen Werke befindlichen Jahreszahlen 1317 und 1324 lassen wenigstens die Möglichkeit annehmen, daß die Anfertigung und Benutzung kupferner Typen bereits damals, d. h. fast einhundertundfünfzig Jahre vor ihrer Erfindung in Europa in Korea bekannt und gebräuchlich gewesen seien.

[1]) Unter den späteren Han, in 175 n. Chr., wurde der Text der klassischen Werke in Stein gehauen; dasselbe geschah unter den Wei, in den Jahren 240—48; nachdem die Tafeln, welche diese Texte enthielten und die längere Zeit zusammen aufgestellt gewesen waren, im Laufe der Zeiten verloren gegangen, wurde unter der Tang-Dynastie in 836 der Text der klassischen Schriften auf's Neue in Stein gehauen, und diese Tafeln sind angeblich noch in Singan fu in dem berühmte Pei-lin, dem „Tafel-Walde“, mit vielen hunderten ähnlicher Denkmäler aus anderen Dynastien vorhanden. (Williamson, Journeys

Mit der Erfindung der Buchdruckerkunst traten auch zugleich an die Stelle der Rollen lange, gefaltete Blätter, wie sie noch heute für die buddhistischen Gebetbücher in Gebrauch sind, welche dann wieder durch die noch jetzt gebräuchlichen aus doppeltgefalteten Blättern zusammengehefteten Bücher ersetzt werden.

Der ersten beweglichen Typen wird in den Jahren 1041 und 1049 Erwähnung gethan; dieselben waren aus gebrannter Erde und wurden für den Druck in einen eisernen mit Fächern versehenen Rahmen gesetzt, der sich auf einer mit einem Kitt bestrichenen eisernen Platte befand; diese Methode scheint indessen ebensowenig in größerem Umfange Anwendung gefunden zu haben, wie eine andere, deren in einem Werke Luh Shens (1477—1544) erwähnt wird und nach welcher in Changchau bewegliche Typen aus Kupfer und Blei zum Drucken gebraucht wurden [1]). Auch anderweitig wird des Drucks mit beweglichen Typen als in Kiangnan vorkommend Erwähnung gethan, wie z. B. in einer Anmerkung zu der in 1774 von

in North China I. 380 ff.) Die heute in der neben dem Tempel des Confucius gelegenen Halle der Klassiker, Pi yung kung, befindlichen Marmortafeln, ungefähr 200 an der Zahl, wurden auf Befehl des Kaisers Kien lung errichtet und enthalten ebenfalls den vollständigen Text der neuen klassischen Werke, doch genießen dieselben als zu modern und nicht in den alten Zeichen abgefaßt, unter den Gelehrten wenig Ansehen. In dem Confucius-Tempel selbst, dem Kwo tsi kien, befinden sich die angeblich der Chau-Dynastie angehörigen, in Shensi aufgefundenen, zuerst von Schriftstellern in der Zeit von 627—649 erwähnten zehn Steintrommeln, auf denen noch Bruchstücke von Oden zum Preise eines Jagdzuges des Kaisers Hsuen Wang der Chau, 827—781, erhalten sind. Die aus schwarzem Granit gefertigten, eher kurzen Säulenschäften als Trommeln oder Pauken ähnlichen Blöcke wurden in 1126 nach Peking gebracht und in 1307 dort aufgestellt, wo sie sich noch heute befinden. Da der größere Theil der Zeichen allmälig unleserlich geworden war, so ließ der Kaiser Kien lung aus den noch vorhandenen, erkennbaren 310, zehn Oden herstellen und auf zehn neue Marmor-Trommeln einhauen, die in demselben Tempel aufgestellt wurden.

Das Abklatschen von Inschriften geschieht (und geschah wahrscheinlich) in der Weise, daß ein Bogen dünnen Papiers auf die Inschrift gelegt, mit Filz bedeckt und der letztere dann mit einem Schlägel in alle Vertiefungen hineingetrieben wird, worauf mit einer Bürste oder Pinsel nachgeholfen wird. Die Oberfläche des Papieres wird dann mit Tusche schwarz angestrichen, so daß die Buchstaben weiß auf schwarz hervortreten Wie häufig dieses Verfahren bei berühmteren Inschriften vorgenommen wurde, geht daraus hervor, daß bei den vorerwähnten Trommeln in 1108 die Zeichen auf kaiserlichen Befehl mit Gold ausgefüllt wurden, um das Nehmen weiterer Abdrücke zu verhindern. Als die Kin die Sung-Hauptstadt in 1126 eroberten, nahmen sie die Trommeln mit nach ihrem Hauptlager, dem jetzigen Peking, bei welcher Gelegenheit auch das Gold aus den Zeichen herausgegraben wurde.

[1]) Vielleicht bezieht sich die von Hadji Mohamet Messer Ramusio in ca. 1550 gemachte Angabe, daß die Chinesen mit ähnlichen Typen und Pressen druckten, wie die ihm in der Druckerei von M. Thomaso Ginuti in Venedig gezeigten auf dieses Verfahren (Yule, Cathay and the way thither ICCXIX Supplementary notes). Aehnliches berichtet Busbeck nach den Mittheilungen eines türkischen Derwisches. ca. 1560, ibid. CCXXI).

dem Kaiser Kien lung verfaßten und allen mit den damals in Peking gegossenen Typen gedruckten Werken als Einleitung vorgesetzten Ode, nach welcher in 1763 dem Kaiser eine dort mit beweglichen Typen gedruckte Ausgabe der Schriften Ho Kwan Tsze's überreicht wurde, welche indessen als schlecht und unsorgfältig ausgeführt bezeichnet wird. Vermuthlich ist die hiernach nicht ganz unbegründete Furcht vor dem häufigen Vorkommen von Druckfehlern, sowie die Schwierigkeit der Anfertigung guter, deutlicher Typen die Veranlassung zu der ungünstigen Aufnahme des sonst so viele Vortheile bietenden, vielleicht aus fremder Anregung hervorgegangenen Verfahrens gewesen. Die 250,000 beweglichen, kupfernen Typen, welche unter dem Kaiser Kanghi gegossen und zum Druck einer der großen Encyklopädien verwendet wurden, verdanken ihre Entstehung nachgewiesener Maßen dem Rath und dem Einfluß der katholischen Missionäre; sie wurden dann bei Seite gelegt, zum Theil wohl veruntreut und der Rest auf Antrag der wahrscheinlich für ihre Verantwortlichkeit besorgten Beamten zu Kupfergeld eingeschmolzen; unter dem Kaiser Kien lung wurde in 1776 eine Druckerei mit beweglichen Typen als Annex des Palastes eingerichtet, und auch heute wird ein Theil der von der Regierung veröffentlichten Werke in der mit der sogenannten Peking Universität, dem Tung wen kwan, in Verbindung stehenden Druckerei mit beweglichen Typen gedruckt. Die alte Methode des Drucks mit Holzplatten fand und findet indessen noch immer überwiegend Anwendung.

Was nun die Formen, oder richtiger die Schreibart der Zeichen anbetrifft, so soll in den ersten Zeiten der Chau-Dynastie neben der reinen Bilderschrift eine andere Zeichenschrift bestanden haben, welche dann später im 9. Jahrhundert v. Chr. durch die sogenannte „größere Siegelschrift" ersetzt wurde, welche bereits die wesentlichen Elemente der noch heute üblichen Schriftzeichen erkennen läßt (Endlicher) und, obgleich vielfach verändert, noch gegenwärtig für Siegel und Stempel Verwendung findet. Die Erfindung der größeren Siegelschrift wird Chau, dem Historiographen des Kaisers Süan-Wang (827—782) zugeschrieben. Von dieser Zeit an schreitet die Entwickelung der Schrift stetig und in ihren Hauptzügen in derselben Richtung fort und die neuen Zeichen sind vielfach nur zum Theil durch andere Schreibmaterialien bedingte Modificationen ihrer älteren Vorgänger.

Unter dem Gründer des einheitlichen Reichs, dem großen Tsin Shi Wang Ti (247—210) änderte der Minister desselben, Li-sze, selbst ein berühmter Gelehrter, auf den Befehl seines Herrn die alte Schrift um; die neuere, als kleinere Siegelschrift bekannte und heute ebenfalls noch für Siegel und Stempel Verwendung findende Schrift genügte indessen ebenso wenig dem immer fühlbarer werdenden Bedürfniß nach einer leichter anzuwendenden Schrift. Dagegen soll die zu derselben Zeit von einem gewissen Tsching-mao erfundene Li-shu auf Befehl des Kaisers in den Regierungs-Bureaux eingeführt worden sein; allgemein und ganz an die Stelle der alten Schrift scheint die Li-shu jedoch erst unter der Tang-Dynastie im Jahre 744 n. Chr. getreten

zu sein; auch sie findet bis auf den heutigen Tag, wenn auch selten, für Inschriften und Vorreden Verwendung. Zahlreiche, ebenfalls unter der Tsin-Dynastie neu oder wieder auftauchende Schriftarten, welche bald die hängenden Blätter einer Pflanze, bald Weidenblätter, Scheermesser, Thautropfen, Knoten und hängende Nadeln nachahmen, lassen fast die Vermuthung aufkommen, als wenn es sich auch bei den früheren Fisch- und Vogelschriften nur um graphische Spielereien gehandelt habe [1]).

Die spätere Han-Dynastie, 25—220 n. Chr. hat China zwei Arten der Schrift gegeben, die Hing shu, eine Erfindung Tcheng yo ins, eine mehr gezogene Form und das angeblich von Leou te cheng erfundene Tsan tsz', eine unter dem Namen Grasschrift bekannte Cursiv-Schrift, in welchem die Schriftzüge abgekürzt und mannigfach verschlungen erscheinen und der Willkür des Schreibers ein großer Spielraum gewährt ist; beide sollen unter dem Kaiser Ho-ti (89—105) eingeführt worden sein. — Die indische Schrift hat gar keinen Einfluß auf die Entwickelung der Formen der chinesischen

---

1) Nach dem der Ode zum Lobe Muckdens beigefügten Excurs über die zwei und dreißig bei dem Druck des Werks Anwendung gefunden habenden Arten der Schriftzeichen wird die Entstehung der Mehrzahl derselben in die fabelhaften Zeiten des Hwang ti und seiner Nachfolger, sowie in die Shang- und Chau-Dynastie verlegt. Nur die Erfindung weniger Arten wird der Tsin-, Han- und Tang-Dynastie zugeschrieben. Einige der Arten, wie die Kaulquappen- und Vögelspuren-Schrift, sollen unter den Chau, die den Constellationen der Sterne nachgebildete unter den späteren Han vielfach angewendet worden sein; andere Arten, wie die Vögelschrift, die Phönixschrift, die Schildkrötenschrift und die Drachenschrift sollen zur Erinnerung an die Erscheinung solcher Thiere, die Vogelschrift zur Erinnerung an einen rothen Sperling und einen rothen Raben, die unter den Chau gefangen wurden, die Kilinschrift von einem Schüler des Confucius zur Erinnerung an das seinem Meister vor seinem Tode erschienene Kilin erfunden worden sein. Einige der Schriften, wie z. B. die des Pilzes oder der Pflanze des Glücks, erfunden unter Wuti der Han-Dynastie, sollen als Geheimschriften gedient haben, andere zu ganz besonderen Zwecken Verwendung gefunden haben, so die vorerwähnte Vögelschrift, um damit auf besonders wichtige Angelegenheiten bezügliche Edicte zu schreiben, die Reiherkopfschrift bis zu den Zeiten der Han für die Abfassung sich auf besondere Gnadenbeweise beziehender kaiserlicher Edicte, und die „gebogenen Ruthen-Zeichen", um damit in den Archiven die auf die Militair-Beamten bezüglichen Schriftstücke zu bezeichnen u. s. w. Die zweiunddreißigste Art, die Glocken, und Ting-(Dreifuß) Zeichen, angeblich von Yü, 2206—2198 v. Chr. erfunden, ist unter der Regierung des Sung Kaisers, Jen-tsung, in 1053 n. Chr., aus den auf alten Instrumenten, Vasen u. s. w. befindlichen Inschriften herausgesucht und neugeordnet worden, und soll auch unter dem Kaiser Hoei tsung derselben Dynastie, 1125, Anwendung gefunden haben. Bei den meisten dieser angeblichen Verwendungen wird es sich indessen wohl um archäologische Spielereien bei Inschriften oder Aehnlichem gehandelt haben, wie solches noch heute täglich auf Vasen und Denkmälern, auch wohl bei Vorreden vorkommt. Diese aus den ältesten Zeiten stammende Gewohnheit der Chinesen, ältere Schriftzeichen zu verwenden, macht den Versuch, aus denselben das Alter des Gegenstandes, auf dem sie sich befinden, abzuleiten, stets zu einem sehr gewagten, und den Erfolg desselben zu einem mehr als unsicheren, was bei der Beurtheilung von früheren Generationen angehörigen Gegenständen wohl nicht immer genügend in Erwähnung gezogen worden ist.

ausgeübt, obgleich z. B. zur Zeit der T'ang-Dynastie 62 Arten fremder, d. h. indischer Schrift, in China bekannt gewesen sein sollen. Unter der Sung-Dynastie (960—1126) endlich sind die letzten beiden der jetzt noch in Gebrauch befindlichen Schriftarten hinzugekommen, die Kiai shu und die Sung shu.

Uebersichtlich lassen sich die hauptsächlichsten Schriftarten nach Alter und Gebrauch wie folgt zusammenstellen.

1.	Ku wen	älteste Zeit	Bilderschrift.
2.	Ta chwen	9. Jahrhundert v. Chr.	größere Siegelschrift } noch im Gebrauch für Siegel und Stempel.
3.	Siao chwen	3. „ „ „ „	kleinere Siegelschrift }
4.	Li shu	3. „ „ „ „	noch im Gebrauch, wenn auch selten, für formell gehaltene Inschriften und Vorreden,
5.	Hing shu	1. „ „ n. Chr.	noch im Gebrauch, häufig für Inschriften und Vorreden,
6.	Tsan tsz'	1. „ „ „ „	allgemein gebräuchliche Cursiv-Schrift für alle gewöhnlichen Zwecke des Lebens,
7.	Kiai shu	10.—11. „ „ „ „	allgemein gebräuchliche Schrift für amtliche und wissenschaftliche Zwecke,
8.	Sung schu	10.—11. „ „ „ „	allgemein gebräuchliche Druckschrift

Die unter Nr. 2, 4, 5, 6, 7, 8 aufgeführten Schriftarten haben sich eine aus der andern entwickelt; in Nr. 4 sind die runden Formen von Nr. 2 eckig geworden, was seinen Grund in der Erfindung der Pinsel gehabt haben soll; Nr. 8 ist beinahe dieselbe Schrift wie Nr. 7, nur etwas gröber und viereckiger, wie sie für das Schneiden in Holz zum Druck nöthig war.

Bei der Thatsache, daß während einer verhältnißmäßig langen Zeit China ganz oder theilweise durch fremden Eroberern entsprungene Dynastien beherrscht worden ist, kann es nicht Wunder nehmen, daß Seitens derselben wiederholt der Versuch gemacht wurde, ihre eigene Schrift oder eine zu diesem Zweck besonders erfundene ganz oder für amtliche Zwecke an die Stelle der chineschen zu setzen. Die ersten, welche diesen Weg einschlugen, waren die Liao- oder Kitan-Tartaren, welche von 907 bis 1124 einen Theil des nördlichen China beherrschten; eine für ihre Sprache besonders erfundene, der chinesischen nachgebildete Schrift wurde durch kaiserliches Edict bereits in 924 eingeführt und der allgemeine Gebrauch derselben allen Unterthanen der Dynastie ausdrücklich anbefohlen. Trotzdem finden sich keine Spuren, daß Bücher in dieser Schrift geschrieben, oder auch nur in derselben übertragen worden seien, und alles, was von der Kitanschrift heute noch übrig ist, ist eine Inschrift, zu der jeder Schlüssel fehlt[1]). Dies ist um so auffallender,

[1]) Siehe dieselbe bei Neumann. Asiatische Studien.

als die Schrift selbst sich noch geraume Zeit nach dem Sturz der Dynastie erhalten zu haben scheint, wenigstens wird dieselbe in der von Gaubil übersetzten Chronik der mongolischen Kaiser mit der uigurischen, persischen und arabischen Schrift, dem Lama (wohl Tibetanischen), Niuché und Bashpa als zu der Zeit noch innerhalb des Reichs im Gebrauch befindlich, aufgeführt[1]. Ganz entgegen dem Verfahren späterer fremder Dynastien zeigten sich die Kitan auch der Entwickelung der chinesischen Literatur abgeneigt, und in 1062 wurde durch kaiserlichen Befehl allen Privatpersonen der Druck und die Herausgabe von Büchern untersagt.

Auch die Kin, welche von 1115—1234 in China herrschten, führten eine neue nach ihnen selbst benannte Schrift, das Niuché (chinesisch für Churché) ein, ohne indessen die Anwendung derselben obligatorisch zu machen; die Klassiker, sowie einige Historiker und Philosophen wurden mit dieser Schrift in ihre Sprache übertragen und gegen Ende der Ming-Dynastie, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, befanden sich noch 15 solcher Werke in der kaiserlichen Bibliothek. Auch für Inschriften fand das Niuché vielfach Verwendung, sogar noch lange nach dem Sturz der Dynastie, wie z. B. in 1345 bei der sechssprachigen (Sanscrit, Tibetanisch, Bashpa, Uigur, Niuché und Chinesisch) Inschrift im Nankau-Paß, nördlich von Peking.

Djinghiz Khan und seine Nachfolger der Mongolen-Dynastie (1206 bis 1368) gebrauchten zuerst in ihren amtlichen Kundgebungen vielfach das Uigurische, ursprünglich syrischen Ursprungs[2], und wahrscheinlich durch die frühesten nestorianischen Missionäre im 8. oder 9. Jahrhundert eingeführt und später, wie sich u. A. aus einem Schreiben des Franciscaners Pasca von Vittoria aus dem Jahre 1338 ergiebt, nach welchem damals bei den Tartaren, Persern, Chaldäern, Medern und in Cathay die uigurische Schrift allgemein in Gebrauch gewesen sein soll, weit über Mittel- und Ostasien verbreitet. Bald indessen wurde auf kaiserlichen Befehl durch den in 1260 zum „Lehrer des Reichs“ (Kuo shih'), Haupt der lamaitischen Lehre und Herrscher von Tibet ernannten Bashpa[3] ein auf der Grundlage der gewöhnlichen tibetanischen Schrift beruhendes, nach ihm benanntes Alphabet erfunden und in 1269 für alle amtlichen Zwecke eingeführt. Die klassischen Bücher und andere Werke wurden in's Mongolische übersetzt und mit dieser,

---

[1]) Yule, Marco Polo I. 29.

[2]) Das älteste bekannte Manuscript in uigurischer Sprache stammt aus 1069. Yule, Marco Polo I. 29. Nach chinesischen Quellen würde die uigurische Schrift nach der Niederlage Tayang Khans, des Fürsten der Naiman-Horde der Uzbeken, durch Dinghiz Khan durch den bei dieser Gelegenheit gefangen genommenen Kanzler Tata Tungu bei den Mongolen auf Befehl Doks eingeführt worden sein. Klaproth Mémoires rélatifs à l'Asie II. 319.

[3]) Bashpa, Mati Dhwaga, stammte aus dem Sakia-Kloster in Tibet. Seine Familie blieb bei den Rothmützen und ein Nachkomme von ihm war 1820 Chutuchtu, wiedergeborener Buddha, von Urya. Nouveau Journal Asiatique, Août 1829. Description du Tubet par le père Hyacinthe, Yule, Marco Polo II. 38.

von den Mongolen auch „Doerbeldjin“, viereckig[1]), genannten Schrift geschrieben, welche sich indessen nicht zu halten vermochte und noch vor dem Sturze der Dynastie durch die mongolische Schrift, eine der mongolischen Sprache angepaßte Modification des Uigurischen, ersetzt wurde. Zahlreiche Inschriften in Bashpa und dem modificirten Uigurisch sind noch heute vorhanden, doch scheint kein Buch in mongolischer Sprache von der Zeit der Yuen-Dynastie erhalten worden zu sein. Die chinesische Literatur litt nicht unter diesen Versuchen der mongolischen Herrscher, dagegen machte sich eine schon unter der Sung-Dstnastie bemerkliche Neigung, auch der Sprache des täglichen Lebens Eingang in die Literatur zu verschaffen, unter den Yuen in erhöhtem Maße geltend. Die unter der Mongolen-Dynastie verfaßten Schauspiele genießen eine wohlverdiente Berühmtheit, und aus derselben Zeit stammen die ersten Romane, von denen viele große Verbreitung erlangt haben und den Beginn einer neuen, freilich von den Gelehrten über die Achsel angesehenen und nicht zur eigentlichen Literatur gerechneten Richtung gekennzeichnet haben.

Die Mandchus, Nachkommen der Kin, hatten bereits einige hundert Jahre vor ihrer Eroberung Chinas die alte Schrift ihrer Vorfahren, das Niuchó, verloren und kurz vor diesem Ereigniß[2]) eine Abänderung der mongolischen Schrift angenommen. Der Versuch, ihre Sprache oder Schrift an Stelle der chinesischen zu setzen, ist von den Herrschern der jetzigen Dynastie nie gemacht worden, dagegen sind namentlich die früheren derselben eifrig bemüht gewesen, die Kenntniß ihrer Sprache unter ihren eigenen Landsleuten zu erhalten und für die Bewahrung ihres nationalen Idioms zu wirken.[3]) Schon der Kaiser Shun shi (1641—1661) ließ, da er fand, daß die Nachkommen der alten Eroberer ihre Muttersprache verlernten und sich mit Vorliebe des Chinesischen bedienten, ein mandchurisch-chinesisches Wörterbuch ausarbeiten, dem sein Sohn und Nachfolger Kang hi, 1662—1723, ein umfangreicheres, zwanzigbändiges Werk, ein ganz in mandchurischer Sprache abgefaßtes Wörterbuch, folgen

---

[1]) Klaproth, Mémoires rélatifs à l'Asie, II. p. 353.

[2]) In 1599 unter Noor ha chu (Hien Tsu Süan) Chinese Recorder VII., 3

[3]) Die gesammte mandchurische Literatur soll aus 198 Werken bestehen, von denen 143 Uebersetzungen aus dem Chinesischen sind, und zwar:

Wörter- und Phrasensammlungen	4
Geschichte und Geographie	23
Klassiker, Philosophen und Moralisten	42
Gesetze und Amtliches	37
Militairisches	9
Romane und Gedichte :	14
Buddhistische und lamaitische Werke	14

Von denselben wurden übersetzt: von und zur Zeit Shun shis — 1662 10 Werke

„ „ „ „ Kang his	— 1723	30	„
„ „ „ „ Yung chêngs	— 1736	15	„
„ „ „ „ Kien lungs	— 1796	77	„
seitdem		11	„

ließ. Eine größere Anzahl chinesischer Werke, darunter die Klassiker und einige Werke resp. Abhandlungen in fremden Sprachen über Medicin, Physik, Arithmetik und Geometrie, sowie der Euclid [1]) wurden unter diesem Kaiser und seinen Nachfolgern, namentlich seinem Enkel Kien lung in's Mandchurische, zum Theil auch in's Mongolische übertragen und eine Anzahl buddhistischer Werke außer in diese beiden Sprachen auch in's Tibetanische übersetzt. Der von dem Kaiser Kien lung in der Ode zum Lobe Mukdens gemachte Versuch, das Mandchurische nach dem Vorbilde alter chinesischer Schriftarten auf zweiunddreißig verschiedene Weisen zu schreiben, ist trotz der überschwänglichen Lobeserhebungen, welche die Verfasser der Vorrede des vorerwähnten Werkes dieser kaiserlichen Laune zu Theil werden lassen, nie mehr als eine Spielerei gewesen und ohne Einfluß auf die Entwickelung der mandchurischen Schrift geblieben. Heute ist die Kenntniß des Mandchurischen fast ganz verschwunden; zwar werden die kaiserlichen Edicte und Patente und viele Proclamationen in Peking noch immer chinesisch und mandchurisch verfaßt; höhere Beamte mandchurischer Abkunft müssen ihre Eingaben an den Thron in beiden Sprachen einreichen und die an den Eingängen der Häuser aufgehängten Tafeln mit den Titeln und Würden des Besitzers und seiner Vorfahren sind häufig auch in Mandchurisch geschrieben; ein Theil der mit Rußland abgeschlossenen Verträge ist ebenfalls Mandchurisch abgefaßt, und der amtliche Verkehr zwischen den beiderseitigen Grenzbehörden findet vielfach in dieser Sprache statt; in Peking selbst besteht ein eigenes Amt, das

[1]) Ein nur in drei Exemplaren handschriftlich vollendetes Werk über Anatomie wurde von P. Parennin in's Mandchurische übertragen (ein Exemplar dieses Werks gelangte in 1878 in den Besitz des Dr. Dudgeon in Peking, Report on the Peking Hospital for 1878 and 79 p. 46); der Euclid vom P. Gerbillon und die Abhandlungen über Arithmetik und praktische Geometrie von den P. Antoine Thomas und Bouvet cf. Lettres idifiantes et curieuses B. 30. p. 73 ff. Brief des P. Parennin vom 1. Mai 1723 und B. 27 p. 113 ff. Brief des P. de Fontaney vom 15. Februar 1703.

Quellen: Außer den an einzelnen Stellen im Text und in den Anmerkungen angeführten Werken sind sonst noch hauptsächlich benutzt worden: Williams, The middle Kingdom; Panthier, la Chine; J. Edkins; Chinese Buddhism; Grammar of the Mandarin Dialect; China's place in Philology. Chinese Recorder and Missionary Journal: B. IV. 1871. Analysis of Chinese characters; China Reviev: B. II. A Chinese Webster von J. Nacken; Kanghi's Dictionaries von J. C.; B. III. Dr. Williams Dictionary von W. P. Groenefeldt; The Chinese Readers Manual von E. J. Eitel; B. IV. und V. Essays on the Chinese Language von T. Watters; B. VI. Bibliography of the Chinese Imperial Collections von W. F. Mayers, u. a. m.; Mayers, The Chinese Readers Manual; the Chinese Government; Champion, Les industries Chinoises; Yule, Cathay and the wag thither; Marco Polo; A. Wylie, Notes on Chinese literature; W. A. P. Martin, Hanlin Papers; S. W. Bushell, The stone drums of the Chou Dynasty. Transactions of the North China Branch of the R. Asiatic Society. New Series No VIII, p. 133 ff; Royal Asiatic Society. The early History of Tibet, translated from Chinese sources; J. Legge, the Chinese Classics, Transactions of the Asiatic Society of Japan, Vol. X. Part I. II. u. a. m.

Nui fan shu fang, zu Uebersetzungen aus und in das Mandschurische, und besondere Dolmetscher sind zu demselben Zweck einigen anderen Behörden beigegeben, aber im Großen und Ganzen kann man mit Sicherheit behaupten, daß Kenntniß und Gebrauch der Sprache innerhalb des letzten Jahrhunderts gleichmäßig abgenommen haben.

Als Curiosum mag bemerkt werden, daß der bekannte Tso tsung tang in einer seiner während des Kuldja-Conflicts in 1880 eingereichten Denkschriften beantragte, daß in Zukunft wichtige Staatsschriften mandschurisch abgefaßt werden sollten, da auf diese Weise am sichersten Indiscretionen vorgebeugt werden könne.





Illustrirte Bibliographie.



Rußland, Land und Leute. Unter Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrten und Schriftsteller herausgegeben von Hermann Roskoschny. Leipzig, Greßner und Schramm.

Was der Titel merkwürdiger Weise verschweigt, das lehrt Jeden, der das Buch selbst in Händen hat, schon das Format desselben und der graue Umschlag mit der reichgegliederten Zeichnung — das lehrt den Leser dieser Zeilen wohl schon der Platz, den dieselben einnehmen. Es ist eines der neuen Prachtwerke in Quart, in und so so viel Lieferungen mit so und so viel Hunderten von Illustrationen. — Der Titel giebt, wie gesagt, die betreffenden Zahlen nicht an, wie es doch fast bei jedem reputirlichen Prachtwerke Brauch ist: und so müssen wir, die wir nicht eben eifrige Prospectleser sind, uns auf die Angabe beschränken, daß schon einige zwanzig Lieferungen vorliegen, und daß die Illustrationen das übliche Raumverhältniß einnehmen: es fällt etwa eine auf zwei bis drei Seiten.

Damit wäre das Aeußerliche im Groben ungefähr angegeben; und indem wir nun im Begriffe stehen, noch etwas näher auf dieses Werk einzugehen, sehen wir uns vor der Frage, welches der beiden in solchen Fällen hergebrachten Clichés wir für unsere Anzeige verwenden wollen. Wir könnten zunächst die bekannte scherzhafte Buchhändleranzeige aus den Fliegenden Blättern anführen: „Ein reeller Verleger sucht ein noch unentdecktes Land, um dasselbe in einem Prachtwerke beschreiben zu lassen." Andererseits böte das geduldige „langempfundene Bedürfniß" gleichfalls einen bequemen Anknüpfungspunkt — um ein Bedenkliches freilich abgenutzter als die erste Wendung: denn die Redensart paßt den Lobern zu gut, und Lober andrerseits machen sich in der Regel mit der Erfindung weniger Kopfzerbrechens als Tadler.

Für die Wendung mit dem „unentdeckten Lande" möchten wir uns nicht entscheiden. Wenn nun einmal ein Prachtwerk herausgegeben werden soll, dann liegt uns Rußland denn doch schon geistig unendlich viel näher als Indien mit seiner Engländer-Plage oder Palästina mit seiner Türkenwirthschaft; es ist ein menschlich natürliches, schon im häuslichen Leben erprobtes Gefühl, daß man sich gern unterrichtet, wie Nachbars eingerichtet sind, was Mittags bei ihnen auf den Tisch kommt, und wie

die Dienstboten über die Hausfrau denken. — Freilich — das „tiefgefühlte Bedürfniß“ — es lockt auch wenig an. Ganz frisch ist es ohnehin nicht mehr, und es verträgt sich so verzweifelt schlecht mit den Umständen! Das Bedürfniß — das ist ja gewiß vorhanden — aber daß es lebhaft empfunden würde, kann man ehrlicher Weise kaum behaupten. Der Deutsche weiß wenig mehr als nichts von Rußland und sieht doch mit dumpfer Theilnahmlosigkeit darauf. Trotz oder wegen seiner Unkenntniß — wer mag das entscheiden? Zu Gute gerechnet muß es ihm wenigstens werden, daß der Gegenstand eigentlich etwas Abschreckendes hat. Dem Besucher des Landes werden durch die unerfreuliche Witterung, deren gleichmäßige Hitze ebenso belästigt wie die Kälte, durch die Strecken trostloser Oede, durch die Barbarei der Sprache, durch die Scherereien willkürlicher Behörden Hindernisse entgegengestellt, die das Vergnügen einer solchen Reise mindestens erheblich dämpfen müssen. Er empfindet vielleicht auch mit Unbehagen den anspruchsvollen Nationalstolz des Russen, der, an sich ja der Anerkennung und des Nachahmens werth, sich gar zu oft im Herabwürdigen des Auslands gefällt. Und wer sich im Lehnstuhl unterrichten will, dem fehlt eigentlich jeder Maßstab zur Beurtheilung, ob das Buch, das ihm vielleicht der Zufall in die Hände spielt, ein redlicher Lehrer oder vielleicht blos ein liebenswürdiger Schwindler voll Flausen und Schwänke ist. Der erste beste Tissot kann uns nasführen, sofern er nur mit einigen Brocken wie Troika, Istwostschik, Dwornik, Papyros recht augenblendend zu gaukeln weiß. Dann haben wir noch in den Bädern und im Hotel Royal die russische Gräfin — die preisliche Romanfigur — in den Universitätsstädten den russischen Studenten — selten eine anziehende Erscheinung — und endlich in den Gerichtssälen leider nur zu oft den russischen Falschmünzer oder Taschendieb — lauter recht bekannte Typen, aber nichts weniger als Vertreter ihres Volkes.

So muß denn in der Regel hinsichtlich Rußlands an Stelle des Urtheils die Phrase eintreten — nicht besser und nicht schlechter, als wenn der Franzose von dem Deutschen spricht. Wie jener nacheinander erst sein Sprüchlein von der „Nation der Dichter und Denker“, von „Vergißmeinnicht“, und von „Lotte und Grethchen“, dann von den „Hunnen“, von „Galgacus“, von den „Pendulendieben“ hergebetet hat, um jetzt ebenso gedankenlos trotz dem Schauer in seinen Gliedern über den erstickenden Wetteifer der billig lebenden Barbaren zu schreien: — so haben auch wir, je nach der Zeiten Lauf, irgend eine, häufig wechselnde, aber zeitweis allgemein herrschende Anschauung von unseren östlichen Nachbarn gehegt. Man braucht nicht auf den alten Büsching zurückzugreifen und auf den Alten Fritz, der auf den „Moskowiter“ mit der ganzen Ueberhebung des Culturmenschen herabblicken zu dürfen glaubte. Wir brauchen blos an unsre Großmütter zu denken, die ergeben sich von den ruppigen Kosaken den Osterkuß gefallen ließen — blöde genug, diese in jeder Bedeutung des Wortes nichtsnutzige Bande als „Befreier“ anzusehen. Unsere Väter, die „Dichter und Denker“, haben dann lange die Russen vom empfindsamen, halbwegs literarischen Standpunkte aus betrachtet und den „verthierten Polenschlächtern“ in manchem runden Vers geflucht. Wir haben dann die Zeit von „Rußland, Deinem Schwager“ gehabt, wo das Urtheil zu einer Parteifrage wurde, wo man rechts mit dem „jungen Riesen“ flunkern und links auf den „Culturfeind“ schimpfen hörte — beides Ansichten, die sich um so sicherer gaben, je ungewisser ihre Gründe waren. Vor zehn Jahren endlich hat halb Deutschland die Rede von der „thurmhohen Freundschaft“ nachgeplappert; und heute — nun heute braucht wohl Keiner erst den Nachbar zu fragen: „Wie denken Sie über Rußland?“ Und wenn er fragt, so wird er in jedem Herzen dasselbe dumpfe Vorgefühl finden, aus jedem Munde, deutlich oder verblümt, die Antwort vernehmen: „Das ist der Feind!“ — Feind in näher oder ferner drohendem Kriege, der uns aber so gewiß und mit solchem Naturtriebe einmal anfallen wird, wie der hungrige Wolf seiner heimathlichen Steppe den einzelnen Wandersmann. Denn der Russe hat sich sein Gefühl nie von Empfindsamkeit beirren lassen, ihm ist der Deutsche der Erb-

feind. Und wenn er einmal gegen den „Waffenbruder" der amtlichen Reden fechten soll, so weiß der weltfremdeste Bauer, was das gilt; ist er doch von Kind auf gewohnt, das Ungeziefer seines Hauses „Prussaki" — Preußen — zu nennen.

Ursache hätten wir also wohl, uns um die Beschaffenheit dessen, in dem wir den einstigen Gegner vermuthen, zu bekümmern. Erkundigt sich doch, wer auf die Mensur geht, regelmäßig, wie der Andere schlägt! Aber wir beziehen unsere Kenntnisse aus hastig geschriebenen Zeitungen — nicht besser berichtet als die Franzosen des vorigen



Aus: Rußland. Land und Leute.
Leipzig. Greßner und Schramm.

Jahrhunderts von ihren witzigen Landsleuten, die, ob sie ihre Beine einmal unter Friedrichs Tische gestreckt hatten, oder nicht mit dem „rôti du roi" prahlten und im Uebrigen nichts wußten als blödes Geklätsch, das sie selbst nicht einmal halb verstanden hatten.

Es liegt in der Natur jedes Erzählers von Ansprüchen, also des Briefschreibers, noch mehr des Journalisten, das Unregelmäßige hauptsächlich in das Auge zu fassen: zunächst das, was von seinen angeborenen Anschauungen abweicht, dann, was auf der ihm fremden, ihm darum einförmig erscheinende Oberfläche der anderen Nation sich ihm als ungewöhnlich bemerkbar macht. Unsere Zeitungen haben uns jahrelang mit den

Schauern des Nihilismus überreizt, als ob dieser Alles zerfressen, die Einen eingeschüchtert, die Andern verlockt habe, als sei der Adel haltlos, der Beamte gewissenlos, der Mittelstand verkommen, als sei die ganze Bildung jener Nation auf leichtfertige Selbstzerstörung gerichtet, die ungebildete Masse, der ungeheure Leib, der Rußlands Zukunft berge, matt im Beben des Fiebers, das ihn in Kürze schütteln müsse. Mit Kleinigkeiten gab man sich gar nicht ab; nichts Geringeres als ein ungeheurer Bauernaufstand wurde versprochen.



Aus: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Greßner und Schramm.

Im Einzelnen und in gewissem Sinne sind diese Behauptungen wahrscheinlich begründet: aber sicherlich faßt man sie als gar zu allgemeingiltig auf und zieht Schlüsse daraus, die zu weit gehen. Eine Nation zerstört sich nicht so. Dafür hat uns die Geschichte ganz andere Kennzeichen gelehrt. Nicht einmal ein Staat, nicht einmal eine Regierungsform braucht an solchen Uebeln zu Grunde zu gehen. Das ist eine Krise, wie jedes Culturvolk, vor Allem jedes werdende Culturvolk sie zu überstehen gehabt

hat — Frankreich, England, Deutschland, alle haben sie Aehnliches überwunden und befinden sich den Umständen nach wohl. Was sich da in Rußland regt, zuckt und sich windet, ein Knäuel von Unverständlichem, nur halb Erkennbarem, das ist gewiß eine der seltensten und beachtenswerthesten Erscheinungen in unserm Jahrhundert. Aber es ist ein Ringen der Geburt, nicht ein Todeskampf.

Wie anziehend müßte es sein, dieses sich durchringende Leben zu erkennen und zu beobachten! Und wir — wir müssen es wiederholen — bleiben wir nicht stumpf und blind vor diesem Schauspiele gleich jenen Franzosen, die mit dem vergänglichen Plunder ihrer Revolution die Welt zu beglücken wähnten — ohne einen Blick dafür, daß jenseits des Wasgaus die Wiedergeburt eines Volkes vor sich ging.

Alles zu erkennen suchen, schreibt der Weise vor. Des Franzosen Tugend ist das nicht. Und bei den Deutschen ist das Uebermaß des Außenspähens fast zu einem verkappten Laster geworden — wie der Jesuitismus die Glanzseiten des Alterthums zu bezeichnen liebte — zu einem Zuge, den wir jedenfalls nicht immer loben möchten. Aber in dem vorliegenden Falle, wo dieser Zug ruht, eben da möchten wir ihn wirken sehen. Rußland bietet, auch wenn man von unseres Staates interessirter Neugierde absieht, des Interessanten so viel! Es ist noch so frisch — frisch besonders im Vergleich zu Frankreich, der langlebigen Schönen, an der unser Auge nur zu fest hängt. Und so unbekannt! Noch nicht so durchgepflügt und durchgeeggt von Stoffsuchern wie das leidige Paris. Da ist die große ruhige Fläche schweigender Millionen: das einzige Volk Europas, das noch ziemlich unverbildet mit der Natur lebt, an seiner Scholle klebt, aus ihr immer wieder die Reste uralter Vorstellungen, ererbten Wahnes und ererbter Weisheit herausackert, Vorstellungen — die sich überall sonst gegenwärtig so merkwürdig rasch verflüchtigen, als verschwebten sie mit dem Qualme der Eisenbahn, die den unruhigen Culturmenschen aus der kaum gekannten Heimath in neue und immer neue Arbeitsbezirke führt. Hier ist das Volksleben ein Strom geworden; jenseits der schwarzgelben Pfähle ist es noch der stille See. Räthselhaft nur steigen Blasen auf: ein Zeichen daß der Grund gährt. — Das sind die Reste, die Vergangenheit, das „heilige Rußland", dessen Kenntniß wenigstens man erhalten sollte, wir erhalten helfen sollten, da in dem Lande selbst sich schwerlich schon die ausreichende Fähigkeit und die nöthige Unbefangenheit dafür finden wird.

Wir sind nicht geneigt, die Thätigkeit des geistigen Rußlands zu unterschätzen. In Vielem müssen wir eine ungeheuere Verirrung erblicken; den Bildungsgang nach dem Materiellen und schlecht Realen, den diese Nation einschlägt, müssen wir beklagen. Aber wir erkennen wenigstens ein Streben in das Großartige; und so lange er nur strebt, darf der Mensch, darf das Volk ja bekanntlich irren. Gerade aus dem Erwachen nationalen geistigen Lebens darf man wohl Vertrauen zu der Zukunft der Nation schöpfen. Auch dieses kennen wir viel zu wenig. Rußland besitzt Künstler von hervorragender Bedeutung. Wir haben Wereschagins Gemälde gesehen, außerdem noch einige Erzeugnisse im Auslande lebender Russen — die häufig ebenso sehr durch eine gewisse Krankhaftigkeit der Auffassung, wie durch Fertigkeit der Mache und Schärfe der Darstellung auffallen — aber Jeder, der Rußland nur einmal flüchtig besucht hat, wird bestätigen, daß man nicht den Anspruch machen darf, nach diesen Proben die russische Kunst zu beurtheilen. Aehnlich ergeht es uns mit der russischen Literatur. Fast alljährlich wird uns ein neuer Schriftsteller vorgestellt. Wir finden auch hier meist jene Fertigkeit, noch häufiger auch jene Krankhaftigkeit, dabei aber auch eine Fülle, die beweist, daß da auf jungfräulichem Boden geerntet wird. Und wiederum müssen wir uns bekennen — denn auf literarischem Gebiete wird man Lücken leichter gewahr — daß wir eine große Bewegung, die hier offenbar vorliegt, nicht völlig zu überschauen vermögen, daß wir beispielshalber jene ungesunden Züge allzu stark empfinden, weil wir ihre Ursachen nicht hinreichend kennen. Auf diesem Punkte wirkt

auch die Unkenntniß der Sprache mit. Das Russische mag schon jetzt halb und halb eine Weltsprache sein, aber zur Cultursprache fehlt ihr doch noch viel; haben ja wir ganze hundert Jahre um diesen Preis ringen müssen und sind wahrscheinlich standhafter auf dem Platze gewesen, als unsere aufstrebenden Nachbarn es sein werden.

Jedenfalls regen sich auf allen diesen Gebieten dort drüben jugendliche Kräfte, denen wir Antheil schenken müssen. Sie übersehen wollen, wäre vielleicht bequemer, aber Uebersehen schafft Thatsachen nicht aus der Welt: es rächt sich, das könnten wir an dem bewunderten Frankreich gelernt haben, nur an dem Faulen, dem Hochmüthigen selber.

Wir müssen ihnen Antheil schenken und sie zu begreifen suchen. Dazu aber müßten wir die Verhältnisse kennen, unter welchen jene Kräfte erwachsen sind. Und was wissen wir von ihnen: von dem Leben, den Stimmungen des eigentlichen Volkes, von den Bedingungen seines Daseins, seiner Aufgabe, seinen Zielen? Wir wiederholen es: Nichts — oder kaum mehr als das. Wenn man eben Wissen das nennt, was man als sicher, verbürgt erfährt.

Unsere Literatur über Rußland ist durchaus nicht reich. Und es fehlt eigentlich an maßgebenden, anerkannten Werken, die in allen Punkten verläßlich wären. Man steht vor dieser Literatur mit dem unbehaglichem Gefühl, daß gewiß unter diesen Büchern eine ganze Anzahl vorzüglicher, nicht minder gewiß eine noch größere Anzahl schlechter enthalten ist. Wie soll man urtheilen? Es ist eine Aufgabe, als sollte man ein Orchester stimmen, ohne den Kammerton zu haben; allgemeingiltige Thatsachen fehlen. Es klingt vielleicht ausschweifend, aber es ist wohl nicht ganz unbegründet, wenn man behaupten will, unsere Kenntniß Japans, Chinas sogar sei in den großen Zügen eigentlich sicherer, als die Rußlands.

Demnach ist wohl klar, daß wir auch von dem vorliegenden, von Roskoschny herausgegebenen Werke nur mit dem Vorbehalte sprechen können, daß hier, mehr als sonst je, nur ein rein persönlicher Eindruck wiedergegeben wird. Was zunächst die Mitwirkung deutscher und slavischer Gelehrter und Schriftsteller anlangt, wovon das Titelblatt berichtet, so kann man über Art und Umfang derselben aus dem Texte kein rechtes Urtheil gewinnen. Die Vermuthung liegt wohl nahe, daß es sich im Wesentlichen um bewilligte Benutzung gedruckten Stoffes handelt — gewiß ein löbliches Verfahren bei einem Buche dieser Art, dessen Werth völlige Ursprünglichkeit gar nicht erhöhen würde, von dem man dagegen möglichste Vollständigkeit verlangen darf. Da der Titel im Uebrigen diese Mitarbeiter nicht namhaft macht — die zweite ganz ungewöhnliche Bescheidenheit, die wir an ihm entdecken — so wird man sich, wo Roskoschny im Texte nicht seinen einzelnen Gewährsmann nennt, allüberall an ihn selbst halten müssen. Ob Roskoschny das ist, was man eine „Autorität in seinem Fache" zu nennen pflegt, darüber ist uns nichts bekannt. Das ist ja auch gleichgiltig und kommt eigentlich nur für den Prospect in Betracht. In diesem Buche zeigt er sich als verständig und umsichtig. Besonders anziehend sind darin die Abschnitte, welche das Volksleben behandeln. Hier wirkt schon der rohe Stoff. Alles ist uns ziemlich fremdartig und doch wieder zersetzt mit Gewohntem, so daß sich die wunderlichsten Gegensätze darbieten. Und sehr Vieles ist doch recht neu. Geschichtliches, öffentliche Einrichtungen, allgemeine Verhältnisse, das Land und seine Art: das Alles ist mit Geschick und Einsicht geschildert. Ueberhaupt bewährt sich Roskoschny in dem, was unzweifelhaft sein eigenster Antheil an dem Werke ist, in der Darstellung, als der gewandte und geschmackvolle Schriftsteller, als den man ihn lange kennt. Auch in der Beschränkung. Die Versuchung lag gewiß manchmal nahe genug, einen piquanten oder abenteuerlichen Zug einzuflechten; indeß hat ihr der Verfasser nicht nachgegeben.

In welchem Verhältnisse das Buch zu einem etwaigen französischen Urbilde steht, läßt sich nicht gut sagen. Daß ein solches vorhanden ist, das beweisen die Illustrationen, welche die Marken französischer Zeichner und Holzschneider tragen, das beweist für den

Kenner schon der ganze Wurf der Zeichnungen und die Art des Schnittes. **Der Text** hat indessen in seinem Wesen etwas so eigenartig Deutsches, daß wir nicht glauben können, der Verfasser habe mehr als höchstens die Anlage von Fremdem genommen. Ist es eine Bearbeitung, so ist es eine geschickte, sehr freie und durchaus selbständige. Wohlgemerkt: wir stehen nicht auf dem beschränkten Standpunkte, als müßte ein französisches Buch über einen solchen Gegenstand nothwendig eine Tissotiade ein — da Tissot selbst seine russischen Verehrer mit einer Schilderung Rußlands gestraft hat, wäre so ein Buch ja auch überflüssig. Wir wissen sehr wohl, daß Frankreich auf dem



Aus: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Greßner und Schramm.

Gebiete der Länderkunde und Reisebeschreibung eine, zwar vielleicht kleine, aber gerade durch ihre Vorzüglichkeit glänzende Auswahl durchaus gediegener Werke besitzt. Aber der Franzose hat eine so gründlich vom Deutschen verschiedene Art, im Einzelnen seinen Stoff anzufassen, daß man ihn bei einigermaßen genauerer Wiedergabe in jeder fremdzüngigen Verkleidung erkennen würde. Er ist leichter und persönlicher in seiner Darstellung, dem Deutschen vor Allem, wie es einmal so knapp und vortrefflich bezeichnet wurde, „immer um eine Flasche Sect voraus“. Das ist ihm angeboren; dem

Deutschen Roskoschny würde der Sectgeist nicht anstehen: ihn künstlich zu erzeugen, dazu sind in Deutschland die Honorare immer noch nicht hoch genug, und zu erborgen



Aus: Rußland, Land und Leute.
Leipzig. Greßner und Schramm.

braucht er ihn nicht. Er kann dafür genug deutsche gute Eigenschaften in den Kauf geben, die seinen Lesern sicherlich dienlicher sind.

Von den Illustrationen geben wir einige Proben. Sie sind im Werthe nicht ganz gleichmäßig, aber fast alle verrathen sie den französischen Ursprung auf den ersten Blick. Besonders die Volkstypen zeigen alle Vorzüge jener Schule: denn bei den Franzosen haben merkwürdiger Weise gerade die Maler für die Eigenart fremder Nationen das Auge und das wirklich liebevolle Verständniß, das ihren Landsleuten sonst völlig abgeht. Ihnen wird der Geschlechter durch gepflegte Realismus zum offenbaren Segen: sie haben ihre Auffassung zur höchsten Schärfe ausgebildet, und dabei wird ihnen die Unbefangenheit nicht durch die Phrase getrübt, die den Franzosen und zumal den französischen Schriftsteller, gar zu leicht verblendet, sobald er fremde Verhältnisse beobachtet. Und dabei wissen sie ihre Skizzen immer zur höchsten Gefälligkeit auszuarbeiten. Dieselben haben etwas Künstlerisches und dabei Fertiges, was sie von der Mehrzahl deutscher und englischer Werke vortheilhaft unterscheidet; sie wirken nicht so photographieartig roh wie die englischen Erzeugnisse, und sie sind meist sorgfältiger ausgeführt, vollendeter als die deutschen, die häufig bloße flüchtige Skizze bleiben. Damit soll der Reiz eben des Skizzenhaften durchaus nicht geschmäht werden, jene Ursprünglichkeit und Frische des Erfassens, die bei der Ausführung sich leider fast regelmäßig verwischt. Indeß, Alles an seinem Ort! Für ein Buch, wie in diesem, dessen ganzes Wesen offenbar auf die Gefälligkeit zielt, das zudem auf ein Publikum mit minder gebildetem Auge berechnet ist — für ein Buch dieser Art erscheint die französische Weise entschieden nachahmenswerth. — Der französische Holzschnitt ist von dem unserigen nicht so verschieden wie etwa der englische. Einzelne, besonders süddeutsche Werkstätten, die, wie unter Anderen Closs, mehrfach für Franzosen (für Doré zum Beispiele) gearbeitet haben, beherrschen diese Manier mit einer Vollkommenheit, daß uns an den Franzosen darin nichts zu beneiden bleibt — vorausgesetzt immer, daß dieser Besitz überhaupt neidenswerth sei, worüber die Ansichten mindestens getheilt sind.

—ck.

Der Gast. Roman von Rudolph Lindau. Breslau und Leipzig. Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Leser von „Nord und Süd“ kennen diese neueste Dichtung des Verfassers der „Kleinen Welt“ aus jenen beiden Heften dieser Monatsschrift, denen „Der Gast“ zur besonders fesselnden Zierde gereicht. Sein Eindruck ist sicher in der Seele jedes Lesers haften geblieben. Wie alle Erzählungen Rudolph Lindaus, gehört auch dieser nicht zu der großen Gattung derer, die man flüchtig durchblättert, um eine müßige Stunde zu tödten, und die man vergißt, so wie man sie aus der Hand gelegt hat. Was dieser Schriftsteller zeichnet, sind wirkliche Bilder des Lebens, das er in seinen Höhen und Tiefen und bei allen Völkern der Erde genauer kennt, wie jeder andere deutsche Erzähler. Ein so intimes Vertrautsein damit, eine so reiche Fülle der Erfahrung und Beobachtung, wie R. Lindau sie in einem vielbewegten Dasein gewonnen hat, ist der optimistischen Anschauung der Menschen, ihrer Handlungen und Geschicke nothwendig wenig förderlich. Der damit Ausgerüstete ist sich zu wohl bewußt, daß das wahre Ende jedes Menschenlebens, wie jedes wirklich gelebten Romans, nie ein heiteres sein kann; daß das eigentliche Drama immer erst dann beginnt, wo die Mehrzahl unserer Poeten den Vorhang fallen läßt, indem sie uns einreden wollen, nun folge die Zeit des gleichmäßig fortdauernden ruhigen Glücks für die Paare, die sich endlich gefunden und bekommen haben. R. Lindaus Pessimismus geht zwar nicht so weit, daß er an das Gute im Menschen oder an das Vorhandensein wirklich guter Menschen von aufrichtig edlem Wollen und tüchtigem, kräftigem Handeln schlechterdings nicht glaubte. Aber er ist sich sehr klar darüber, daß deren Güte, Bravheit, Redlichkeit, Lauterkeit viel häufiger von den Bösen und Schlechten mißbraucht und zur Ursache des Unglücks und Verderbens wird, als daß sie von einem gerecht waltenden Geschick dafür nach

Verdienst belohnt würden. Der bravste Mann ist nur zu oft gerade das wehrloseste Opfer der Schlechtigkeit, besonders wenn das Schlechte und Böse die Gestalt des Weibes, des schönen liebenswürdigen, oder doch liebenswürdig erscheinenden, angenommen hat.

Als der Kern dieses Romans, der die Wirkung der direct nach dem Leben gemalten Naturstudie hat, erscheint nun die Darstellung, wie böse und schlecht ein solches Wesen, wie infam eine bewunderte, glückliche „anständige Frau" sein kann. Wie Frau Monja Maclean, die schöne, schlimme Heldin dieser Erzählung, den alten, immer wieder geschehenen und immer wieder mit mehr oder weniger psychologischer Feinheit und Tact geschilderten Ehebruchsroman durchführt, wie sie den Sinn des von Haus aus gutartigen „Gastes" Nicolaus Ohlsen berückt, selbst kalten Herzens seine Seele in Leidenschaft verstrickt und vergiftet, sein Dasein wie das ihres Mannes zerstört, das bildet wohl den Hauptinhalt der mit so großer Kunst componirten und vorgetragenen Geschichte. Aber das Neue, Originelle und Hauptsächlichste darin ist doch die Zeichnung dieser Frau und ihres Verhaltens in der Ehe noch vor jener Intrigue.

Diese Studie ist eins der feinsten Meisterwerke, von frappanter Wahrheit. Eine junge Frau von blendender Schönheit, ohne eine Spur von Herz, die dem braven, reichen Schotten, dem self made man, der sie als Wittwe geheirathet hat, Harry Maclean, nichts von dem zu geben vermag, was er von seiner Gattin gehofft hatte und beansprucht: Liebe, Glück, Frieden, Ruhe; die sich nur in den nichtigsten Zerstreuungen der Gesellschaft „amüsiren" will; die, ohne je selbst bewegt zu sein, darin ihren Genuß findet, die Männer mit erweckten Hoffnungen und Befürchtungen zu berauschen und zu beunruhigen; die, ohne jedes Verständniß für das, was in ihres Mannes Herzen vorgeht, es als den Ausdruck seines schnöden „Egoismus" schilt, wenn er — müde von der angespannten Tagesarbeit für ihr und der Kinder Wohl, aus der City auf sein Landhaus zurückgekehrt — ein von der Gattin Liebe durchwärmtes und durchleuchtetes Daheim finden möchte, statt sich mit der unersättlich Vergnügungssüchtigen zu gleichgiltigen Soiréen, Diners, Routs und Opernvorstellungen zu schleppen. Sie ist in ihrer frivolen Herzlosigkeit ganz naiv, vermag gar nicht einmal zu ahnen, daß sie ihren Erbärmlichkeiten sein ganzes Lebensglück geopfert hat; bleibt heiter, klar, schön und ruhig, „hält die Wirthschaft in musterhafter Ordnung, sorgt für die Kinder und empfängt die Freunde ihres Mannes, die dieser von Zeit zu Zeit bei sich sah, mit großer Liebenswürdigkeit." Als der nach London gekommene Freund von Harrys Bruder John, dem Californier als Nicolaus Ohlsen, von jenem empfohlen, der Gast des Maclean'schen Hauses wird, ist diese Ehe und des Hausherrn Glück bereits gründlich zerstört. Halb aus Langeweile, halb aus Gewohnheit der Coquetterie fängt Monja ihr altbeliebtes Spiel mit dem Fremden an, dessen Scheu und Unberührtheit sie reizt. Zum ersten Mal aber gewinnt ein solcher Reiz Gewalt auch über sie. Aus dem Spiel wird Ernst, und die Consequenzen werden beider Schuldigen Schicksal und Strafe. Die Knappheit, die Kunst des Verschweigens, während doch vor des Lesers Phantasie alles Verschwiegene in voller Deutlichkeit dasteht, die Resignation auf das Erzählen und Ausmalen gerade solcher Dinge und Scenen, welche die große Mehrzahl der Novellisten mit Behagen in aller Breite und Ausführlichkeit geschildert haben würde, sind bewunderungswürdig. Nur Bret Harte und Turgenjew haben in dieser „Beschränkung des Meisters" Aehnliches geleistet. Selbstverständlich und völlig ihrer Natur und Art gemäß, schwört Monja, — von dem todtkranken, auf der leidenschaftlichen Jagd nach realen Beweisen ihrer Schuld und Schande in dem Wagengewühl der Londoner City-Straßen verunglückten Mann vor die Alternative gestellt, zu gestehen oder zu lügen, — den Meineid. Nie in ihrer Ehe hatte sie ihm die Genugthuung gewähren mögen, zuzugeben, daß er Recht habe. Wie sollte sie es in diesem Fall! Aber der falsche Eid, auf die verehrte Reliquie geschworen, erzeugt in der leeren, kalten Seele der abergläubischen Russin den Keim der Strafe und der inneren Zerstörung, welche der Tod

des Mannes und die Vereinsamung des Hauses nur noch vermehren können. — Wie Leser (und es giebt deren sogar unter den Fachkritikern!) in Ungewißheit darüber bleiben konnten, daß Monja und Ohlsen die volle und ganze reale Schuld wirklich begangen haben, verstehe ich nicht. Wohl aber bleibt einigermaßen unklar, ob der Erzähler uns überzeugen will, Harry glaube wirklich dem Schwur seines Weibes. Es wäre die einzige Inconsequenz in dem trefflichen Charakterbilde des Mannes. Wer das Manöver mit dem Brief an und von Valerie so klar und schnell durchschaut, sollte dem ein Eid, von solcher Frau geschworen, wirklich imponiren, ihn glauben machen können, daß schwarz weiß sei?

Wenn auch Monjas Gestalt die feinste und sorglichste Durchführung erhalten hat, so sind die anderen Personen der Erzählung wahrlich nicht gleichgiltiger, nicht mit geringerer Kunst behandelt: beide Brüder Maclean, vor Allem ihre Schwester, das schottische Mädchen Katharina, in ihrer wortkargen Geschwisterliebe und der rauhen Kraft des schlichten, ehrlichen Herzens, Nicolaus Ohlsen in allen wechselnden Phasen seiner Entwickelung und seines Verderbens, Valerie, welche die Tugend der unbedingten Treue und Dankbarkeit mit der Lust am Bösen so gut zu verbinden weiß, und das fremdartige, halb kindliche, liebliche Geschöpf, Natalie, Monjas Tochter aus erster Ehe. Wie R. Lindau es versteht, die Schauplätze seiner Erzählungen, in welchen Zonen und Ländern des Erdballs dieselben auch liegen, ihr Localcolorit und die Sitten und Lebensarten jeder Nation und Gesellschaft mit immer sicheren und überzeugenden charakteristischen Strichen zu malen, und in welchem Grade er die seltene Kunst beherrscht, die Menschen sprechen und handeln, das Ich des Dichters schweigen und verschwinden zu lassen hinter seinen Geschöpfen, und die andere: Deutsch zu schreiben, das ersehen wir nicht erst aus dem „Gast“. Aber jedenfalls hat er sein künstlerisches Vermögen nie glänzender bewiesen, als in diesem Roman.

Bei der Redaction von **„Nord und Süd“** zur Besprechung eingegangene Bücher.

Alfhild, Heureka. Gedichte. Zürich, Verlags-Magazin.

Ausgewählte Dramen des Euripides. In den Versmassen der Urschrift ins Deutsche übersetzt von Carl Bruck. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

Balbi's, Adrian, Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hausbuch des geographischen Wissens. Lfg. 25—30. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Baumgarten, M., Professor, Doctor der Theologie. Doctor Martin Luther. Volksbuch zum Lutherfest am 10. November 1883. Rostock und Ludwigslust, Carl Hinstorff.

Bilder aus der Altmark, von Hermann Dietrichs und Ludolf Parisius. Mit 140 Original-Holzschnitten. Zehnte Lieferung. Hamburg, J. F. Richter.

Blätter für das bayerische Realschulwesen. Herausgegeben von Lehrern an technischen Unterrichtsanstalten Bayerns, redigirt von Dr. A. Kurz. III. Band. 2. Heft. München, M. Rieger'sche Univers.-Buchhandlung.

Brachvogel, A. C. Gesammelte Romane, Novellen und Dramen. Volks- und Familien-Ausgabe. Mit Einleitung und Biographie. Lfg. 49—65. Jena, Hermann Costenoble.

Creil, Rudolph. Helgoland. In 29 Zeichnungen nebst Karte von 1649. Text von August W. F. Müller. Hamburg, Conrad Döring.

Dahn, Felix, Gedichte. Zweite Sammlung. Dritte durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Deckert, Dr. Emil. Die Staaten von Mitteleuropa. Leipzig. Paul Frohberg.

Deutsche Hausbibliothek No. 2. Zschokke. Das Goldmacherdorf. Lübeck, Schmidt und Erdtmann.

Dodel-Port, Dr. Arnold. Illustrirtes Pflanzenleben. Zweiter Halbband. Zürich, Caesar Schmidt.

Diest, Walther von. Von Biebrich nach Antwerpen. Eine freie Rheinfahrt. Mit 50 Illustrationen namhafter Künstler Düsseldorfs. Düsseldorf, L. Voss & Co

Demokratisch. Eine amerikanische Novelle. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Die Kreuzzüge und die Cultur ihrer Zeit. Von Dr. Otto Henne am Rhyn. Pracht-Ausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und verschiedenen ganzseitigen Illustrationen deutscher Künstler und über 100 Text-Illustrationen. 3. Lfg. Leipzig. J. G. Bach's Verlag.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Siebenundzwanzigster Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1883

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenundzwanzigster Band.

(Mit den Porträts von: Levin Schücking, Henrik Ibsen und Moriz Jokai.)



Breslau 1883.
Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 27. Bandes.

October — November — December.

1883.





Band 27. — Heft 79.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1883.

Breslau.
S. Schottlaender

October 1883.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Levin Schücking. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXVI (Juli bis September 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXV stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX. X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

elegant broschirt zum Preise von *M.* 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M.* 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78 zum Preise von *M.* 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXVI. (Juli bis September 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

zum Preise von *M.* 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

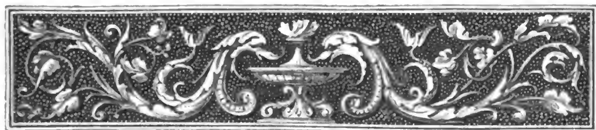
Paul Lindau.

XXVII. Band. — October 1883. — 79. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Levin Schücking.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Märtyrer oder Verbrecher?

Novelle von

Levin Schücking.

Als ich vor nun schon vielen Jahren meinen jetzigen Wohnsitz in einem von der Welt abgelegenen Dorfe bezog, sah ich mich zur Befriedigung jenes Geselligkeitsbedürfnisses, das jedem Sterblichen innewohnt und ihm auch unter den ihm gleichgiltigsten Leuten treu bleibt, auf zwei Personen beschränkt, welche meine nächsten Nachbarn waren. Es waren die Bewohner des Pfarrhofes, in dessen bescheidenen Gartenanlagen eine über den uns trennenden Bach geschlagene Brücke führte.

Der protestantische Pfarrhof spielt eine große Rolle im Culturleben und in der geistigen Entwickelung unseres lieben Vaterlandes. Männer, welche auf's Mächtigste in diese Entwickelung eingegriffen haben, verdanken ihm ihre Erziehung und Bildung; sie sind auf ihm jung geworden und ihre ganze Wesensausprägung hat nie den Einfluß verleugnet, welchen der Charakter der Umgebung, in der ihr Gedankenleben aufblühte, auf sie übte. Und viele andere Männer wieder verdanken ihm in reiferen Jahren die Ruhe und Seelenstille, welche sie zum Austragen philosophischer Anschauungen, zum Ergründen wissenschaftlicher Probleme oder auch nur zur bloßen fördernden Literaturarbeit bedurften! Wie vieler berühmten Menschen Wiege stand auf einem Pfarrhof, wie vieler Dichter Lieblingsschauplatz für ihre Fictionen ist der Pfarrhof — mit einem Pfarrhof-Idyll pflegt der junge Autor zu beginnen, der seinen ersten Genie-Ausbruch schäumend von Freundschafts- und Liebesgefühlen sich ergießen läßt.

Es steht anders um den katholischen Pfarrhof, und von einem solchen soll hier die Rede sein. Die Rolle, welche er in der Literatur spielt, ist gar klein; Initiative und Propaganda neuer Gedanken verdankt die Welt

ihm nicht in erheblichem Maße; und als Mittelpunkt dichterischer Fiction zu dienen ist er Wenigen geeignet erschienen, wenn auch Don Abbondio, der würdige Curato von den Ufern des Comosees mit seiner Perpetua und seinem Heimwesen auf's Beweglichste von Alessandro Manzoni abgeschildert ist.

Ueber diese Unangetastetheit seines stilleren Daseins wird sich der katholische Pfarrhof nun freilich nicht beklagen. Bene vixit qui bene latuit. Und in der That, es lebt sich ganz gut auf ihm. Was aber den Stoff zur dichterischen Behandlung angeht, so steht er an Reichthum daran sicherlich dem protestantischen weniger nach, als man wohl glaubt. Wenigstens sind Dramen des Herzenslebens, innere Gemüthsconflicte und schwere Gedankenkämpfe, welche in hoffnungslosem Ringen sich in tiefes Schweigen hüllen mußten, auf ihm sicherlich mehr durchlebt, erlitten und zu tragischem oder gutem Ende geführt worden, als auf diesem; und die Fiction, welche den vertieften Erscheinungen allgemeinen Menschenlooses nachgeht, könnte eine Fülle der Gestalten voll realistischer Wahrheit und voll tief erregender Macht auf unsere Phantasie und unsere Empfindungen entdecken, wenn sie sich heimisch zu machen wüßte an dem flackernden Heerde, an dem der würdige Mann Gottes mit dem ergrauten Haar seine müden Füße ausstreckt, nach seinen Wanderungen und Gängen durch Wetter und Wind und durch „des Pfarrers Woche".

Es waren zwei geistliche Herren, welche den mir benachbarten Pfarrhof bewohnten. Der Pfarrer, ein mittelgroßer ziemlich beleibter und bejahrter Mann, mit einem offenen, überaus gutmüthigen und blühenden Gesicht und einem ziemlich leeren Ausdruck der großen wasserblauen Augen — offenbar ein überaus ruhiges und friedliches Gemüth, das das Leben, seine Aufgaben und seinen Pflichten so aufnahm und getreulich erledigte, wie seine Horen, Epistelfragmente und Lectionen in seinem Brevier, wie sie eben nacheinander nach den Jahreszeiten und Octaven gereiht so dastanden, von Leuten, die wohl ihre Gründe dazu gehabt haben mußten, so neben einander gestellt und nicht anders. Ich habe ihn nie über etwas klagen oder etwas in seiner Lebensordnung anders wünschen hören; nur über seine Haushälterin klagte er, die seine Liebe zu Thieren nicht theilte und zuweilen mörderische Eingriffe in seinen Hühnerhof machte, ohne auf seine Protestationen und die intellectuellen Entwickelungen der selbstgezüchteten jungen Hähnchen Rücksicht zu nehmen, über deren Gedeihen er so recht eigentlich ab ovo gewacht. Zuweilen tauchte in den Reden des gutmüthigen Herrn freilich wohl, wie ein plötzlich aufzuckendes und rasch wieder verlöschendes Lichtblinken, ein Wort, eine Aeußerung auf, die verrieth, daß auf dem Grunde seiner Seele auch der grübelnde Gedanke liege, das kleine stille Korn, das in so manchem Priester liegen mag, aber das er nicht keimen und wachsen lassen darf. „Es trägt ja so mancher," sagte er wohl, „seine moralischen Tuberkeln in seiner Seele mit sich herum, aber im Lauf der Jahre sind sie verkapselt und unschädlich für seine Gesundheit geworden"; oder ein anderes Mal: „Den Hund,

der unseren Herrgott anbellt, den Zweifel, haben wir wohl Alle einmal in uns in Dressur nehmen müssen, bis er kuschen gelernt hat." — „Die Philosophen," sagte er auch, „bilden sich ein, der Magen der Menschheit vertrage den Glauben nur noch in homöopathischen Dosen — als ob der Glauben eine Medicin wäre und nicht eine unumgängliche Nahrung der armen Menschenkinder."

Eigenthümlich war des Pfarrers Verhältniß zu seinem jüngeren Hilfsgeistlichen, einem Manne von etwa fünfunddreißig Jahren und einer ziemlich auffallenden äußeren Erscheinung. Er war eine hohe, schlanke, mehr magere als volle Gestalt, mit ein wenig vorgebeugter Haltung; sein dunkles Haar war länger als man es gewöhnlich bei dem Manne aus dem Clerus sieht und wellte sich gekräuselt über dem auffallend stark über den Schläfen vorgewölbten Scheiteltheilen, die den Sitz des Idealismus bilden sollen; ein großes leuchtendes braunes Auge unter hochgeschwungenen Brauen und ein regelmäßig gezeichneter schwellender Mund, dessen Lippen oft aufzuckten, als wollten sie in ein verachtungsvolles Lächeln übergehen, zu dem es dann doch selten kam, der ganze tiefernste Ausdruck des Gesichts — Alles das machte ihn auf den ersten Anblick anziehend und deutete auf eine ungewöhnliche Individualität.

Diese aber schien nicht von einer Art zu sein, die sich dem Pfarrer anziehend oder auch nur behaglich gemacht hatte, so leicht es auch scheinen mußte, des gutmüthigen alten Herrn Freundschaft zu gewinnen und mit ihm auf den Fuß einer warmen und über Formen sich hinwegsetzenden Rückhaltslosigkeit des Verkehrs zu kommen. Ich fand bei meinen Besuchen nie Beide zusammen; erst mein Erscheinen brachte den Einen oder Anderen herbei, und alsdann noch behielt das Gespräch etwas Getheiltes, als ob sie wechselseitige Anreden vermieden und vorzögen, alle Gedankenäußerungen sich einander indirect und wie an mich girirt zu machen. Die beiden geistlichen Herren schienen entweder durch irgend einen Hader, den sie zusammen gehabt, auseinander gekommen, oder durch irgend etwas, dessen zwiespältige Auffassung sie einander fern hielt, innerlich getrennt sein. Es ging mich nicht an, was es war, und mochte ja auch im Grunde sehr unerheblicher Natur sein — nur durch die Einsamkeit, durch den Mangel an größeren oder höheren Interessen, der aus so manchen Mücken Elephanten wachsen läßt, zu einem Etwas geworden, was die beiden Männer nicht zu einem gemüthlichen Verkehr in einer Lebenslage kommen ließ, in welcher sie doch so sehr darauf angewiesen waren.

Im Uebrigen schien mir die Schuld, wie ich mir nach einiger Beobachtung sagen mußte, nicht auf der Seite des jüngeren Mannes, wenigstens nicht in seinem Verhalten gegen den älteren, zu liegen. Er zeigte sich gegen diesen von einer kühl förmlichen, doch beflissenen Aufmerksamkeit; er war immer in der Haltung, welche das Bewußtsein des Untergebenseins bereitwillig zur Schau trägt; sein ganzes Wesen war ja überhaupt das eines

Mannes, der aus einer Welt guter geselliger Formen in diese lä[illegible] Welt gekommen. Damit stimmte denn ja auch, daß ich eines Tages [illegible] begegnete mir auf seiner Rückkehr aus der nächsten kleinen Stadt — [illegible] schwarzweißes kleines Band, ein Ordensband durch sein Knopfloch schim[illegible] sah. So etwas ist etwas höchst Außergewöhnliches bei unsern Clerikern [illegible] hatte es sich in einem Feldzuge als Krankenpfleger verdient. Uebri[illegible] mußte die Art von Freiwilligkeit, welche er in die durch seine Stellung [illegible] aufgezwungene Rücksichtnahme gegen den Vorgesetzten zu legen wußte, ihm nicht eben ganz leicht werden. Denn es konnte ihm das Bewußtsein nicht fehlen, daß er diesem Vorgesetzten an Kenntnissen, allgemeiner Bildung und an Schärfe des Urtheils um Kopfeslänge überragte; wie offenbar auch der Kreis, dem er durch seine Geburt angehört hatte, ein gebildeterer gewesen war, als der der ehrlichen Bürgersleute, von denen der Pfarrer abstammen mochte.

Als ich ihm damals bei seiner Rückkehr aus der Stadt begegnete, und ich mich für den Heimweg ihm angeschlossen hatte, trug er ein Paar Bücher unter dem Arm, und als ich ihn fragte, welche Lecture er sich mit heimgebracht, zeigte er sie mir.

„Es sind nur ältere Bücher,“ sagte er, „die ich mir habe neu binden lassen müssen . . .“

„Weil Sie sie als Ihre Lieblingsautoren arg zerlesen hatten?“ antwortete ich, nach den Titeln schauend. Ich fand Bulwers Eugen Aram und Burckhardts Cultur der Renaissance, ein wenig überrascht über diese Bestandtheile einer ländlichen Caplansbibliothek. „Sagt Ihnen Eugen Aram so zu?“

„Er sagt mir nicht zu, aber er fesselt mich,“ gab er mit einem gewissen Zögern, mit einem Ton von Gleichgiltigkeit zur Antwort.

„Dieser Versuch, uns das Unmögliche möglich zu zeigen?“

„Unmöglich? Was ist unmöglich?“

„In der Wirklichkeit vielleicht nichts. Für den Dichter, den Künstler Vieles.“

„Auch, eine Gestalt wie Eugen Aram?“

„Ja. Die dichterische Verwerthung des Verbrechens scheint mir nur da möglich, wo eine gewisse Größe in der That liegt, weil sie eine That persönlicher Aufopferung ist; oder wo der spontane Affect einer berechtigten Leidenschaft zu ihr hinriß. Beide Momente fehlen Eugen Aram, und so scheint mir, daß der Autor mit seinem Buch nur „Oel und Mühe“ verloren.“

Er schwieg darauf, um nach einer Pause zu sagen:

„Sie mögen Recht haben, daß das entschuldigende Moment, die uns verständliche, unsere Sympathien an sich reißende Leidenschaft ihm fehlt. Er hat nur die Entschuldigung des „der Zweck heiligt die Mittel“, und diese reicht in seinem Fall bei weitem nicht aus.“

„Giebt es Fälle, wo sie ausreicht?“

„O sicherlich,“ antwortete er jetzt mit einer gewissen Lebhaftigkeit. „Mir scheint nichts thörichter als der Sturm, der sich sofort erhebt, wenn man diesen Satz vertheidigen will. Die Hälfte von Allem, was geschieht, die Hälfte unserer Institutionen beruht auf diesem Satz, muß durch ihn seine Rechtfertigung finden. Der Arzt giebt mir Gift ein, wenn er dadurch meine Genesung hofft; so ist das ganze Leben mit Gift durchtränkt, das zur Aufrechthaltung seiner Gesundheit nöthig ist; der Krieg, die Todesstrafe, die Eintreibung der Steuer vom Armen, alle die Beschränkungen unserer natürlichen angeborenen Freiheit, denen wir uns zu unterwerfen haben! Wir lügen dem Kinde vor, dem die Wahrheit nicht taugt, wir betrügen den Irren, den wir in eine Heilanstalt locken wollen . . .“

„Pater Gury würde Sie mit Vergnügen plaidiren hören,“ unterbrach ich ihn lächelnd.

„Kennen Sie ihn?“

„Nein.“

„Desto besser. Er ist eine der Spitzen jener ganz falschen Richtung in der Kirche, die nicht spricht: der Zweck heiligt die Mittel, sondern das Mittel heiligt den Zweck. Durch das heilige Mittel des Glaubens wird der Zweck, die Fesselung des Geisteslebens und seine Unterwerfung, gerechtfertigt. Sie sehen mich erstaunt an, weil ich solche Gedanken ausspreche?“

„In der That es überrascht mich . . .“

„Daß ein Geistlicher über seine Kirche sich in einer Weise ausspricht, welche unser Pfarrer wohl das Bellen des nicht genug von mir dressirten Hundes Zweifel nennen würde? Aber das braucht Sie nicht an mir irre zu machen. Ich bin darum doch ein ganz gläubiger Mensch und ganz treuer Knecht. Wir reden wohl ein anderes Mal mehr darüber — für jetzt macht es uns diese kleine blonde Schmutzbande unmöglich, die herbeigestürzt kommt, mir die Hand zu reichen!“

Wir hatten den Anfang der Dorfgasse erreicht, und in der That kamen von den vor den Häusern spielenden Kindern ganze Häuflein herbeigelaufen, um dem geistlichen Herrn die Hand zu reichen.

II.

Ich hatte dem Caplan meine kleine Büchersammlung zur Disposition gestellt; er kam von Zeit zu Zeit, davon Gebrauch zu machen, aber mit großer Discretion — es schien ihm mehr darum zu thun sein, sich die Büchertitel anzusehen und mit mir, der unterdeß im Schaukelstuhl seine Cigarren rauchte, darüber zu plaudern, als just viel verschiedenartiges Lesefutter zu erhalten. Geschichtswerke zogen ihn am meisten an. Ueber Politik sprach er wie ein Kind, das doch zuweilen in seiner Naivheit eine große Wahrheit findet, wie ein blindes Huhn ein Korn. „Der Staat,“ sagte er, „wird in seinen Kämpfen mit der Kirche immer der Schwächere sein, denn der Staat ist doch nur die Regelung der um des Ganzen willen nöthigen

Freiheitsbeschränkungen des Menschen, und die Kirche die Wiederherstellung seiner Freiheit, indem sie ihn diese in seinem Innern finden lehrt. Sie wird deshalb den Menschen immer lieber sein, als das nothwendige Uebel der Staat.

„Dawider ließe sich," antwortete ich, „so viel und noch mehr sagen, als wider das Pater Gury=Princip, welches Sie neulich aussprachen. Dabei aber fällt mir ein, daß Sie mir noch die Erklärung dessen, was Sie von einer ganz falschen Richtung in der Kirche sagten, schuldig sind . . ."

„Nun ja," versetzte er, sich von den Büchern abwendend und sich mir gegenübersetzend, um ebenfalls eine Cigarre zu nehmen — „ich meinte die Richtung, welche vollständig die Machtsphäre der Religion verkennt und sie über das ganze Gebiet der Moral ausdehnen will. Der Mensch bedarf der Religion, des Glaubens, das ist einmal der allgemeine Zug seiner Natur, von dem noch kein Volk, ja schwerlich auch ein Einzelner sich innerlich ganz frei gemacht hat. Und der gewöhnliche, der Durchschnittsmensch, der weder Denker noch Naturforscher ist, bedarf eines offen bekannten oder versteckten Polytheismus. Gerade die begabtesten, an geistigen Anlagen bevorzugtesten Völker sind die größten Ausbilder polytheistischer Vorstellungen . . ."

„Zugegeben — und Sie folgern daraus?"

„Daß unsre Kirche die den menschlichen Bedürfnissen am befriedigendsten und vollständigsten entgegenkommende Religionsanstalt ist. Aller Idealismus, der mit seinen unerstickbaren Verlangen in ihm liegt, kann in ihr sein Genügen finden, dem Volk ist sie Alles — die Festordnerin, die Erfreuerin durch Tempelschmuck, Feierzüge, Musik; die hilfreiche Mutter, die den Schmerz versteht, die ihn tröstet, die die jenseitige Ausgleichung des hier im Diesseits Erlittenen und Entbehrten gewährleistet. Dem polytheistischen Bedürfnisse der Volksseele kommt sie mit ihren Heiligen, ihrem Marienecultus entgegen . . ."

„Mit ihren wunderthätigen Localheiligen . . ."

„Auch damit," fuhr er fort, „gewiß. Damit aber endet ihre Aufgabe, damit ist ihre Macht erschöpft. Das Menschengeschlecht einer höheren Entwickelung zuführen — das vermag sie nicht. Die Menschen ändern, bessern — das Kunstgebilde Mensch mit ciselirender Hand ausarbeiten und verfeinern, das kann sie nicht. Sie kann sich um die Erziehung Mühe geben, hat ja auch ihre Verdienste auf diesem Gebiet — den der Schule entwachsenen Erdenbürger aber muß sie laufen lassen, und machtlos zusehen, wie er mit seinem Charakter, seiner Natur, seinen angeborenen Trieben Gutes oder Böses anrichtet . . ."

„So leugnen Sie jeden Einfluß des Glaubens auf die Moral?"

„Jeden. Und das eben ist die falsche Richtung unserer Stimmführer und leitenden Kräfte, daß sie mit ihrem Glauben die Menschen moralischer, besser, den Gesetzen gehorsamer machen zu können wähnen, und vor allem den Gesetzen gehorsam, welche sie selbst geben, und womit sie die Welt sich

selbst unterwerfen und dienstbar machen wollen. Das heilige Mittel, der Glaube, soll zu diesem sehr selbstischen Zweck dienen."

„Und erreicht doch nicht viel auf diesem Gebiet," unterbrach ich ihn.

„Manches freilich," sagte er abbrechend, sah eine Weile den blauen Wölkchen seiner Cigarre nach und schien dann in ein zerstreutes Wesen zu versinken, ein Verlorensein in Gedanken, das ich öfter an ihn bemerkt hatte.

„Leugnen Sie auch den Einfluß einer Einrichtung wie Ihres Beichtstuhls auf die Moral?" fragte ich ihn nach längerer Pause.

Er blickte auf, wie aus seiner Zerstreuung erwachend, sah mich mit einem Blicke an, der etwas von plötzlichem Erschrockensein hatte, und dann stand er auf und trat, ohne mir zu antworten, wieder an die Bücherrepositorien.

Ich blickte der hohen schlanken Männergestalt nach und fragte mich, was dieser offenbar reich begabte und originell denkende Geist durchlebt haben mußte, um sich endlich mit einem Berufe ausgesöhnt zu finden, der doch schwerlich sein eigentlicher und wahrer war. Sein Reden deutete doch hinreichend klar an, daß er gerungen und gekämpft haben müsse, bis er zu einer Auffassung seiner Kirche gekommen, die ihn mit seinem Berufe versöhnte und einen „ganz treuen Knecht" seiner Kirche, wie er sich genannt hatte, sein ließ. Er hatte offenbar die Sache ernst genommen; er hatte nicht, wie so mancher in seinem Stande, die theoretischen Fragen auf sich beruhen lassen, und nur die Erreichung einer guten Pfründe im Auge behalten; er hatte endlich seine Seelenruhe in dem Bewußtsein gefunden, wie immer es mit den theoretischen Fragen sich verhalten mochte, eine würdige Lebensaufgabe zu erfüllen, indem er die Menschen seiner Gemeinde mit dem idealen Stoff speiste, den das Volk nur in der Kirche zu finden weiß und nur von ihr verlangt.

Aber immer sympathischer wurde mir dieser Mann, wie er geistig vor mir wuchs, und immer anziehender seine Erscheinung. Dabei fiel mir ein, wie wunderlich es sei, daß seine Obern nicht seine geistige Bedeutung erkannt — Männer wie er, mit seinem Aeußern, seinen gesellschaftlichen Formen pflegten doch keine Dorfcapläne zu bleiben, sondern sich bald in der Laufbahn zu den Prälatenwürden zu sehn.

Unterdeß fuhr auf dem Hofe ein elegantes einspänniges Wägelchen vor, und ein kleiner stämmig gebauter Herr mit grauem Vollbart sprang herunter — der Arzt aus der nächsten Stadt, der im Dorfe seinen „Giro" zu machen kam, und dabei zu einem freundschaftlichen Geplauder einzukehren pflegte. Als der Caplan ihn erblickte, griff er mit einiger Hast, wie mir schien, nach seinem Hut und empfahl sich — es war, als ob er die Begegnung mit dem Heilkünstler vermeiden wolle. Beide gingen kühl grüßend in dem Vorraum an einander vorüber.

„Sie sind befreundet geworden mit dem Caplan Bärholm?" sagte der lebhafte kleine Herr, indem er sich auf dem Platz, den jener vorher eingenommen, niederließ.

„Natürlich — er ist mein Nachbar und ein interessanter Mensch . . .“

„Ohne Zweifel — nur zu interessant!“

„Zu interessant? Wie ist das zu verstehen?“

„Nun, durch seine Geschichte. Freilich,“ fuhr er lachend fort, „das ist etwas für Sie. Sie können da ergründen, psychologisch analysiren, ein merkwürdiges Problem lösen . . .“

„Ich verstehe Sie nicht. Welches Problem ist da zu lösen? Wie ein solcher denkender Kopf, ein Mann, dem zu seinen Geistesgaben doch auch wohl das Salz der Kritik zugegeben ist . . .“

„Mit den Bauern den Marien-Monat durchbetet? Als ob sich's darum handelte! Sie thun sehr unschuldig und bedürfen dessen bei mir nicht. Ich bin Zeuge, Sachverständiger in der Sache gewesen.“

„Aber ich bitte Sie, Doctor, in welcher Sache?“

„In der Untersuchung wider den Caplan Bärholm — wissen Sie denn wirklich nicht . . .“

„Von einer Untersuchung wider ihn? Nichts!“

„Sieh, sieh — wie man auf dem Dorfe discret ist, wenn — wenn es sich um solch einen geistlichen Herrn handelt!“

„So sagen Sie doch, in welche Untersuchung war der arme Mensch denn verwickelt?“

„In eine Untersuchung wegen Raubmord.“

„Ah —,“ rief ich aus, „hätte mein Sessel nicht die feste Lehne, so würde ich wahrhaftig auf den Rücken fallen! Was sagen Sie — wegen . . “

„Raubmord, der freilich nicht ganz geglückt ist — Raubmordversuch also, schärfer ausgedrückt.“

„Unser Caplan hier?“

„Derselbe!“

„Aber um unsres Heilands willen, wie war es möglich, eine so absurde Anschuldigung wider einen Mann zu erheben . . .“

„Gegen den die schwersten Indicien vorlagen? Es war sehr natürlich, daß man eine Untersuchung einleitete, sehr natürlich, denk' ich!“

„Und das Ergebniß?“

„Freisprechung! Freilich!“

„Nun sehen Sie also!“

„Ich sehe nichts Beweisendes darin. Im Gegentheil, ich glaube . . .“

„An seine Schuld? Unmöglich!“

„Unmöglich ist ein Wort, das man nicht mehr ausspricht, wenn man so alt geworden wie ich,“ sagte der Doctor lächelnd.

Ich dachte daran, daß mir unlängst Caplan Bärholm bei der Besprechung des Bulwerschen Romans dasselbe gesagt.

„Es ist nicht allein Alles, just Alles möglich,“ fuhr der Doctor fort, „sondern schon dagewesen, schon vor Rabbi Akibas Zeiten dagewesen!“

„So etwas, wenn Sie erlauben, aber doch nicht. Ich bitte Sie, erzählen Sie mir die Geschichte, Doctor!“

„Das will ich, nur nicht im Augenblick. Ich muß vorher im Dorfe nach meinen Kranken sehn. Wenn ich sie beruhigt habe, komme ich zurück, Ihre Spannung zu befriedigen.“

„Einverstanden,“ sagte ich — „also auf Wiedersehen!“

III.

Mehr als eine Stunde später saß der Mann der Heilkunde, bereit, mir seine Unheilkunde zu geben, unter der weitschattigen Linde in meinem Garten, mir gegenüber. Wir hatten eine Flasche ehrlichen, reinen Julius-Spital-Weines zwischen uns — der allgemeine und wirksamste Tröster jeglichen Menschenleides ist im Laufe des schwindelhaften Jahrhunderts ein so unsicherer Geselle und arglistig gemischter Charakter geworden, daß man seiner Aufrichtigkeit und Harmlosigkeit erst sicher, wenn man ihn als Spitalgreis ermittelt. Dazu gurrten die Tauben auf dem nahen Dach, die Bienen summten in den Lindenblüthen und einzelne Sonnenstrahlen glitten durch das Laubdach bis in unsere Kelchgläser hinein, um goldene Lichter darin zu entzünden — es war wohl nicht der rechte Ort und die richtige Stunde, um da eine dubiöse Mordgeschichte anders als mit einem absoluten Drange zu mildchristlicher Skepsis aufzunehmen.

„Sie müssen wissen,“ begann der Doctor, „Sie müssen wissen, daß unser Caplan Bärholm früher Hofmeister beim Grafen Rodenburg war, der mit seiner ziemlich köpfereichen Familie damals auf Kophorst wohnte, etwa anderthalb Stunden von hier, jenseits des großen Moores, das hinter Ihrer Dorfmarkung beginnt und sich bis an die Fichtenwaldungen hinzieht, die schon zu Kophorst gehören. Der Graf besitzt weniger ausgedehnte, aber schöner gelegene Güter im Süden unseres Landes, wissen Sie, und hat längst eines derselben, das schon im Rheinthal liegt, zu seinem bleibenden Wohnsitz einrichten lassen — auf Kophorst erscheint er jetzt nur noch selten. Damals aber wohnte er dort beständig, und dort sind seine beiden ältesten Söhne herangewachsen, welche Bärholm erzogen hat. Und zwar mit dem zufriedenstellendsten Erfolge — die gräfliche Familie soll an dem Erzieher sehr gehangen und ihn mit allen möglichen Rücksichten behandelt haben; als er seine Aufgabe beendet und die beiden jungen Herren, um beim Militair einzutreten, das Vaterhaus verlassen, soll auch Graf Rodenburg es bewirkt haben, daß Bärholm just hier als Hilfsgeistlicher angestellt worden — er habe den ihm lieb gewordenen Mann in seiner Nachbarschaft zu halten gewünscht.

So hat denn unser Caplan, auch nachdem er die Gemächer des alten Grafenschlosses mit den engeren, aber gemüthlicheren Giebelzimmern Ihres Pfarrhauses vertauscht, noch fortwährend mit der Familie in Verbindung gestanden, und ist an manchem Sonntag Nachmittag nach der Katechese nach

Kophorst hinausgewandert, um dort Schutz gegen die tödtliche Langeweile eines solchen Sonntag-Nachmittags auf dem Lande zu finden. Er hat auch nicht unterlassen, sich der Familie noch fortwährend mit allerlei kleinen Diensterweisungen nützlich zu machen; er hat die für den Hausgebrauch nöthigen Verse und Gedichte zu den kleinen Festlichkeiten besorgt, dem Grafen alte lateinische Urkunden abgeschrieben und der Frau Gräfin zu ihrem Namenstag wunderbar geschmackvoll geordnete Feldblumensträuße überreicht.

Eines Tages nun —" der Doctor unterbrach sich, um sein Glas zu leeren und sagte dann:

„Kennen Sie den Auctions-Commissar Elshorn, der Ihre Gegend hier unsicher macht?"

„Sicherlich," versetzte ich, „er hat mich ein paar Mal ziemlich zudringlich mit Dienstanerbietungen belästigt; mir war der Mensch mit den zwei weit auseinanderstehenden Augen, die seinem großen Kopfe mit dem dicken blonden Schädel etwas Euleuartiges geben, widerwärtig, unheimlich."

„Nun gut," fuhr der Doctor fort, „so wissen Sie auch wohl, daß — sein Ruhm vor unserem Herrgott mag ja groß und ganz schneeweiß sein, denn er ist ein fleißiger Kirchgänger — daß sein Ruf bei den Leuten jedoch in allerlei bedenklichen Farben schillert — der Leumund hat so seine Spectralanalyse, die mit achtbarer Sicherheit fungirt, und diese in unserem Falle weist allerlei unschöne Striche im inneren Kern des Herrn Elshorn auf. Doch lebt er in guter Harmonie mit der Justiz und anderen constituirten Gewalten, hat einige Schulen besucht und weiß zu reden wie ein Buch — für die unteren Klassen des Gymnasiums."

„Nun also, dieser Herr Elshorn . . ." unterbrach ich ihn.

„Dieser Herr Elshorn befindet sich," fuhr der Doctor fort — „an einem schönen Sonntagnachmittage in dem großen, zu Kophorst gehörenden Dorfe. Er hat da Geschäfte abzuwickeln, er hat Gelder einzuziehen, er hat mit dem Mühlenpächter, mit dem er Getreidegeschäfte macht, abzurechnen. Erst am späten Abend — es ist im Herbste und die Nacht bei verhülltem mondtrübem Himmel dunkel eingebrochen — bricht er auf, um, den Weg über Ihr Dorf hier nehmend, weiter nach seiner Hofbesitzung heimzugehen. Er geht allein der Chaussee durch die Tannenwaldungen von Kophorst nach. Als er auf die offene Fläche, wo die Chaussee sich zu dem Moore niedersenkt, hinauskommt, sieht er, daß er beinahe eine Männergestalt eingeholt hat, welche vor ihm desselben Weges wandert, und bald auch nimmt er wahr, daß die hohe, vor ihm wandelnde Gestalt unser Caplan sein muß — nach Figur und Gang, soviel ihn das wolkenbedeckte Mondlicht erkennen läßt. Beruhigt beeilt er seinen Schritt und dem vor ihm Wandelnden zur Seite gekommen, sieht er, daß er sich nicht getäuscht hat.

„Bin froh, daß Sie es sind, Herr Caplan," sagte er nach der ersten Begrüßung — „man geht doch immer sicherer, wenn man so in guter Gesellschaft ist, bei der Nacht!"

„Weshalb?" versetzte Bärholm mit einem Ton, als ob die sich ihm aufdrängende Gesellschaft nicht just das wäre, was er wünsche — „man geht bei der Nacht so sicher, wie bei Tage in unserer rechtschaffenen Gegend."

„Nun ja, dem ist auch wohl so," versetzt Herr Elshorn — „und Jeder der mit einer leeren Tasche wandert, geht durch dies ganze einsame Moor ohne auch nur einen argen Gedanken zu fassen. Wenn man aber, wie ich eben, sich mit einer schweren Geldkatze zu schleppen hat, so sorgt man sich ganz von selber, auch ohne einen Grund zu haben — in den dunklen Tannenschonungen hinter uns ist es mir mehr als einmal ängstlich zu Muthe geworden."

„Das habt Ihr dafür," versetzte der Caplan lächelnd, „daß Ihr Euch mit dem ungerechten Mammon schleppt?" . . .

„O ungerecht ist er nicht," fiel Elshorn ein, „habe lange genug auf den Müller in Kophorst drücken müssen, bis ich erhielt, was mir zukam; noch heute, setzte er mir scharf und tückisch mit seinem alten Kornbranntwein, seinem Steinhäger zu, um mich weich zu machen, — sind alle Schelme, diese Müller, das weiß man ja — aber ich habe nicht losgelassen, und siebenhundert Thaler habe ich richtig herausgedrückt."

„Siebenhundert Thaler? Ist viel Geld!"

„Ein artiges Sümmchen . . ."

„Und was beginnt Ihr nun damit?"

„Muß schon sehen, es unterzubringen — für's Erste nimmt's die Sparkasse."

„Gebt es mir, Elshorn, für — die Armen! Seid einmal ein guter Christ! Gebt es mir!"

„Sie sind spaßhaft, Herr Caplan — das könnten Sie doch selbst zu Ihrem Herrn Grafen nur im Spaß sagen, wenn es auch auf siebenhundert Thaler solch' einem Herrn weniger ankommt, als unser Einem. Haben wohl den Nachmittag auf dem Schlosse zugebracht — muß da immer sehr vergnüglich zugehen — bei solchen Leuten freilich — da kehrt man gern vor und nach ein, wenn man eingeladen ist, heißt das, wie der Herr Caplan, der spaßhafte Herr Caplan!"

Was dann nun nach diesem, nicht sehr erheblichen Gedankenaustausch der beiden Wanderer weiter gesprochen ist, wer weiß es? Denn von diesem Augenblicke an beginnen die Umstände dessen, was ich Ihnen erzähle, schwankende Umrisse zu bekommen, und sich in ein unsicheres, dämmeriges Licht gleich jenem, das in der fraglichen Nacht auf dem einsamen Wege durch das Kophorster Moor lag, zu füllen. Sicher ist nur, daß eine Stunde später Caplan Bärholm — nur wenig später als er sonst heimzukehren pflegte, wenn er den Nachmittag bei den Rodenburg zugebracht — in sein Pfarrhaus zurückkehrte, daß er es ablehnte, von den Speisen zu genießen, welche ihm die Haushälterin vom Abendessen aufbewahrt; und daß er, über große Müdigkeit klagend, sich alsogleich auf sein Zimmer zurückzog, auch am anderen

Morgen in der Frühe durch den Meßner, der ihn zu wecken kam, d Pfarrer bitten ließ, statt seiner, da er sich unwohl fühle, die tägliche st Morgenmesse zu lesen.

Und dann ferner ist sicher, daß in der ersten Frühe dieses Morgens ein Bote von der Hofbesitzung des Herrn Elshorn in unser Städtlein gelaufen kam, um an meiner Thüre Klingel und Klopfer in einen rabiaten Wettstreit zu versetzen, wer am meisten Lärm zu machen im Stande sei."

„Natürlich," fiel ich ein, „das Frauenzimmer, die Klingel."

„Und dann, nachdem er Einlaß gefunden," fuhr der Doctor fort, „mich aufzufordern, sofort nach dem genannten Hofe zu kommen, wo Herr Elshorn an einer lebensgefährlichen Verwundung darniederliege, welche er in der Nacht erhalten habe. Ich ließ einspannen, packte Bistouri und Antiseptica zusammen und fuhr hinaus, den Boten auf dem Bocke mit mir nehmend, um während der Fahrt von ihm Näheres zu erfahren. Aber der Bote wußte nur zu berichten, daß der Herr heimgekehrt sei erst um zwölf Uhr in der Nacht, in Stroh verpackt auf einem einspännigen Wägelchen, das ein armer Kötter, der nebenher gegangen, geleitet habe. Er habe ihn wie todt im Chausseegraben gefunden, habe der Mann gesagt, weiter aber nicht viel Red' und Antwort gestanden; es sei ein dämlicher Mensch gewesen, als ob er seine fünf Sinne nicht alle bei einander habe; er habe den Verwundeten so gefunden, als er, der Kötter, Abends allein auf dem Wege von Kophorst dahergekommen; und da er ihn erkannt, habe er von seiner, am Rand des Moores liegenden Kötterei seinen Wagen geholt, auch seine Frau zur Hilfe mitgenommen, um ihn auf den Wagen zu heben, und nun bringe er ihn! Das war Alles, was mir der Bote melden konnte.

Ich fand den Biedermann Elshorn in einem ziemlich bedenklichen Zustande. Er hatte von hinten her einen furchtbaren Hieb mit irgend einem stumpfen Gegenstande über den Schädel erhalten — zum Glücke war der Schlag, der, in der Mitte auf die Scheitelhöhe treffend, wohl tödtlich gewesen, ein wenig nach linkshin niedergefahren, so daß er, an dieser Seite des Kopfes hingleitend, eine klaffende Wunde gerissen und die Schädelhaut bloßgelegt hatte. Eine Fractur des Schädels aber hatte nicht stattgefunden, wenn auch Knochentheile — doch ich will Sie mit dem Näheren verschonen und sage nur, daß außer der Beschaffenheit der Wunde mich die stattgehabte Gehirnerschütterung böse Folgen fürchten ließ. Ich that, was ich zu thun vermochte, zog auch einen Collegen herzu — es handelte sich um die Frage einer etwa nöthigen Trepanirung — und war so glücklich, das lange Zeit bedenklich hin- und herflackernde Lebenslicht in dem Manne zu erhalten — was ich bescheiden weniger meinem Verdienst, als der sturm- und wettergehärteten Constitution des Edlen zuschreibe. Lange Zeit jedoch schwebte er, wie man sich ausdrückt, zwischen Tod und Leben; und es verging eine geraume Zeit, bis er seine Verstandskräfte klar genug geordnet zeigte, um gerichtlich über sein Erlebniß vernommen werden zu können."

„Ich warte mit Spannung, daß Sie bis dahin kommen werden, Doctor. Was gab er an über sein Erlebniß?"

„Sein Zusammentreffen mit Bärholm, seine Unterredung mit diesem im friedlichen Nebeneinanderwandeln, und sodann, daß der Caplan eine Weile schweigsam geworden; in Gedanken versunken, daß er ein paar Mal leis, ganz für sich, aber mit einer anscheinenden Heftigkeit Worte ausgestoßen — daß er sich gedacht: ‚Ei, was hat denn der Caplan? Hat er in Kophorst auf dem Schlosse eine zu starke Sorte vorgesetzt bekommen? Viel trinken ist doch sonst seine Art nicht'; daß der Elshorn nun ein wenig rascher vorwärts geschritten und Bärholm allmälig hinter ihn gekommen — bis er ganz urplötzlich einen furchtbaren Schlag mit einem derben Stock von hinten her über den Kopf bekommen, so wuchtig, daß er nur einen kurzen Wehlaut von sich geben können und dann besinnungslos niedergestürzt sei. Ohne Besinnung habe er auch wohl eine gute Weile gelegen, endlich sei er wieder zu sich gekommen, und was er zuerst wahrgenommen, sei gewesen, daß ihm Einer mit kaltem Wasser die Stirn kühle, Einer, der hinter ihm gestanden und seinen Oberkörper aufrecht gehalten. Er habe ihn auch wohl erkannt, nach einiger Zeit, während er sich zu sammeln gewußt; es sei der Vorkhaus, der seine kleine Kötterei am Saume der Haide stehen habe, gewesen. Und im Uebrigen könne er nicht viel mehr sagen, er sei bald wieder wie ganz von Sinnen geworden, und was mit ihm vorgegangen, wisse er nicht; das Erste, was er dann wieder erkannt, sei sein eigenes Bett gewesen, in dem er gelegen und das Gesicht des Doctors, der sich über ihn gebeugt."

„Und er gab an, behauptete, er habe den niederschmetternden Schlag von — Bärholm erhalten?"

„Er behauptete das," fiel der Doctor kopfnickend ein, „und hatte, scheint mir, gute Gründe dazu. Denken Sie nicht auch?"

„Wahrhaftig, Doctor, was ich denken soll, weiß ich absolut nicht . . ."

„Vielleicht hilft Ihnen trotz all seiner ‚Dämlichkeit' Kötter Vorkhaus zu den richtigen Gedanken," sagte lächelnd der Doctor. „Kötter Vorkhaus sagte vor Gericht ganz einfach aus, daß er in jener Nacht des Weges von Kophorst dahergekommen, daß er zwei Gestalten, zwei Männer, vor sich wahrgenommen, von denen einer zu Boden gelegen, der andere neben ihm gekniect habe; daß dieser sich an dem Liegenden mit hastiger Bewegung zu schaffen gemacht — was er gethan, das habe er nicht sehen können, obwohl er auf dem weichen Moorboden schreitend, ziemlich nahe an die Gruppe herangekommen — endlich seien seine Schritte aber doch vernommen worden, und nun sei der Knieende aufgesprungen, über den Chausseegraben fort und hastig mit langen Schritten in die Haide hinein geflohen. Nun habe er, daß es der Caplan Bärholm gewesen, trotz des ungewissen Lichtes recht wohl erkennen können — ganz bestimmt habe er ihn erkannt, seine hohe Gestalt, seinen Gang.

Als er, Vorkhaus, sich nun zu dem Niedergeschlagenen gewandt und

sich zu ihm niedergebückt, habe er wahrgenommen, daß dieser eine schwere, lederne Geldkatze um den Leib geschnallt getragen; auch, daß die zwei Schnallen mit Riemen, wie sie zum Verschluß dienen, aufgelöst gewesen, außerdem sei die Katze auch noch zugebunden gewesen durch feste Lederschnüre, die in eine Schlinge gezogen, und diese Schlinge, diese Schnüre seien arg verwickelt und wie verfilzt gewesen — der Thäter habe sich offenbar Mühe gegeben, sie zu entwirren und den Knoten aufzulösen, um die Katze an sich nehmen zu können. Sein, des Vorkhaus, Kommen müsse ihn dabei aufgeschreckt und vertrieben haben. Er habe sich nun Mühe gegeben, den Elshorn, den er im ersten Augenblicke für todt gehalten, wieder zu sich zu bringen."

„In der That," fiel ich hier schwer betroffen ein — „so ist freilich ein Zweifel nicht wohl mehr möglich! Aber der Angeschuldigte, was erklärte er? Räumte er ein . . ."

„Er? Er räumte nichts ein, als mit ruhiger, sich stets gleichbleibender Bestimmtheit, daß er auf jenem Wege mit dem Elshorn zusammengetroffen, daß er eine Zeit lang neben ihm schreitend, sich mit ihm unterhalten habe; daß er jedoch bald wahrgenommen, daß der Mann unsicheren Schrittes gegangen und mit lallender Zunge Dinge gesprochen, welche er einen Augenblick vorher schon einmal gesagt; kurz, daß er betrunken gewesen. Deshalb habe er sich von ihm loszumachen gesucht, sei auf die andere Seite der Chaussee gegangen, habe hier seine Schritte beeilt und sei so aus den Augen des Trunkenen in der Dunkelheit verschwunden. Wenn nun dieser auf seinen weiteren Wege räuberisch überfallen worden, so sei es psychologisch nicht unerklärbar, daß er mit seinen umnebelten Geisteskräften den plötzlich hinter ihm aufgetauchten Räuber mit der Gestalt des von seiner Seite still ohne Abschiedswort fortgeschwundenen früheren Begleiters identificirt habe, und so zu seiner absurden Beschuldigung verleitet worden. Wenn der Andere dann, Vorkhaus, ihn erkannt haben wolle, so könne darauf unmöglich Gewicht gelegt werden; erst nachdem er die Anschuldigung des Elshorn vernommen, werde sich die Vorstellung, daß er in dem aufgeschreckt Davoneilenden, ihn, Bärholm, erkannt habe, in seinem Gehirn gebildet und festgesetzt haben.

„Etwas," unterbrach ich den Erzählenden hier, „hat diese Erklärung für sich, Doctor . . ."

„Etwas — aber doch nicht viel! Doch wurde sie mit solcher ruhigen Sicherheit gegeben, daß der Untersuchungsrichter davon Abstand nahm, den Angeschuldigten verhaften zu lassen. Zu einem schwurgerichtlichen Verfahren kam es aber doch, und die Sitzung, in welcher die Sache zur Verhandlung gelangte, gab sehr interessante Einblicke in die still wirkenden Kräfte, die bis zu jenem Tage thätig gewesen waren, um auf das Endergebniß einen bestimmenden Einfluß zu üben. An Bärholms Verurtheilung hatte Niemand ein Interesse, aber mächtige Interessen mußten für das Gegentheil, die Freisprechung, sich in die Sache eindrängen. — Sie können sich das ja denken!

Eine große Anzahl einflußreicher und durch ihre Stellung eine unbestrittene Autorität übender Leute mußte sich für einen Ausgang erwärmen, der für sie, für ihren Esprit de Corps, eine Ehrensache war. Und dazu kam, daß Niemand sich für die Persönlichkeit oder das Recht des Angegriffenen zu erwärmen geneigt war; Herr Elshorn war nicht der Mann, dessen Worte im Stande gewesen wären, eine bis zur Unmöglichkeit unwahrscheinliche Thatsache der Welt plausibel zu machen. Herr Elshorn war ein anrüchiger Mensch, ein Leuteschinder, ein Rabulist. Und Kötter Borkhaus — in der Hauptverhandlung war er, dessen Aussagen in der Voruntersuchung so klar und bestimmt gelautet hatten, wieder der „dämliche Mensch"; er war unsicher, er widersprach sich; er sei, als er wahrgenommen, was da vor ihm auf der Chaussee vorgehe, so consternirt gewesen, so erschrocken, daß er nicht viel darüber sagen könne, er fühle sich unfähig, über das Einzelne und Besondere, was er gesehen und erkannt, etwas Genaues zu beschwören. Auch hatte, wenn man die Zeugen reden hörte, in jener Nacht, in welcher früher ein leidliches, die Umrisse nicht zu entfernter Dinge wohl erkennbar machendes Licht geleuchtet hatte, jetzt etwas wie eine kimmerische Finsterniß ihre Schleier über die Welt gebreitet. Viel hing von dem Zeugniß des Müllers von Kophorst ab; und siehe, der Müller, mit welchem Elshorn an jenem Nachmittage verhandelt hatte, bei dem er sich aufgehalten, bis er mit seiner Geldkatze den Heimweg angetreten, ließ sich die schöne Gelegenheit nicht entgehen, für die nachhaltige Kraft seines Steinhäger Kornbranntweins Reclame zu machen, maß dem Bösewicht von Auctions-Commissar, der ihm seine Thaler abgezwackt hatte, eine ganz ausreichende Zahl von Gläsern zu und sandte ihn dann recht gründlich betrunken in die Nacht hinaus."

„Und so erfolgte ein freisprechendes Verdict?"

„Natürlich — die Jury berieth sich nicht zehn Minuten und das Verdict war einstimmig. Kaplan Bärholm aber mußte in seinem Unschuldsbewußtsein dessen so sicher gewesen sein, daß sich nicht einmal sein Gesicht erhellte, als es verkündet wurde. Er vernahm es mit denselben düsteren, menschenfeindlich dreinschauenden Zügen, womit er die Anklage verlesen hören — er wehrte die Glückwünschenden, die sich zu ihm drängten, mit bitteren Lakonismen ab und schien nichts Eiligeres zu thun zu haben, als sich den Blicken Aller zu entziehen."

„Wurde," fragte ich nach einer Pause den Doctor, „denn in dem Verfahren nicht auch die Frage berührt, ob der Angeklagte sich in irgend einer Nothlage befunden, in einem dringendem Bedürfnisse, sich Geld zu verschaffen — für sich, für Andere . . .?"

„Gewiß kam auch diese Frage zur Sprache — und die Antwort fiel ebenfalls für ihn schwer in die Waagschale. Unter all' den glänzenden Leumunds-Zeugnissen, die ihm von allen Seiten gegeben wurden, war auch seines Pfarrers Aussage, daß er mit seinen Einkünften immer auf's Beste ausgekommen, für Arme und gute Zwecke immer seinen Obolus in Bereit-

schaft gehabt, daß auch seine Verwandten, sein Bruder, ein verheiratheter Angestellter bei der Regierung, in wohlgeordneten Verhältnissen lebten."

Der Doctor endete damit seine Erzählung und leerte sein Glas.

Ich füllte es schweigend wieder, während der Doctor mit seinem Stecken Figuren in den Sand zu seinen Füßen kritzelte.

„Nun?" sagte er aufblickend nach einer Pause, da ich zu schweigen fortfuhr.

„Nun, Doctor, was soll ich sagen? Wenn einmal nichts, wie Sie behaupten, unmöglich ist, so ist es auch nicht unmöglich, daß die Geschworenen mit ihrem Verdict Recht hatten . . ."

„Freilich — weshalb nicht!" rief der Doctor äußerst ironisch aus.

„Ich halte es mit dem Kadi," fuhr ich fort; ich frage bei solchem Handel: Où est la femme? Und da Sie mir durchaus nichts im Hintergrunde gezeigt haben, was wie eine Weiberschürze aussähe, so verhärte ich mich in meinem Unglauben!"

„Und machen es wie der ungläubige Mensch es gewöhnlich macht; er glaubt an Gespenster; Sie lassen Eins Nachts über das dunkle Moor gehen, um heimkehrenden Auctions-Commissaren plötzlich Eins über den Schädel zu geben, und ihnen den ungerechten Mammon abzunehmen! Où est la femme, fragen Sie? Freilich, die ist nicht da, die ist nirgends zu sehen. Aber belastender scheint mir, daß auch der Strolch, der Vagabonde, oder sonst ein Individuum, welches die That verübt haben konnte, nicht da — daß nicht die geringste Andeutung zu ermitteln war, es habe sich in jenen Tagen nah oder fern solch ein Subject erblicken lassen . . ."

Ich muß bekennen, daß ich ein wenig in die Enge getrieben war. Es war mir ja auch klar geworden, daß selbst der Pfarrer, selbst die Vorgesetzten des Caplans von seiner Schuld überzeugt waren, so viel sie gethan haben mochten, einen der ihren vor den Augen der Welt rein zu waschen. Aber des Pfarrers kaltes Betragen gegen seinen Helfer im Amt, der Umstand, daß dieser unbefördert, unberücksichtigt von seinen Vorgesetzten auf seiner dürftigen Stelle geblieben — Alles das fand jetzt seine Erklärung; und seine Erklärung fand auch, daß Bärholm die Blätter seines Eugen Aram so eifrig zerlesen, um ihnen einen neuen Einband geben lassen zu müssen.

Es war eine räthselhafte, verwirrende Geschichte; es lag eine unwiderstehliche Lockung darin, zu einem aufhellendem Lichte zu gelangen über das, was auf dem tiefen Grunde solch eines stark und edel erscheinenden Menschenherzens versteckt lag; die Sophismen zu enthüllen, in welche ein hochgebildeter und sonst klar urtheilender Geist sich verloren und verirrt haben mußte, um mit fester Hand und kaltem Blut die verruchte Gewaltthat zu begehen. Aber den spürenden Beobachter, den lauernden Detectiv konnte ich bei dem Manne, dessen Wesen mich anzog, und der mir zu vertrauen schien, nicht machen. Ich mußte, was ich vernommen, in mich verschließen, wie ja auch

die ganze Gemeinde, als ob darüber ein allgemeines Einverständniß herrsche, sie in Schweigen und Vergessen hüllte; ich mußte es darauf ankommen lassen, ob der Zufall mir beistehen würde, von diesem psychologischen Räthsel etwas zu lösen.

IV.

Der Zufall war nicht so gefällig. Ich fuhr fort mit dem Caplan zu verkehren, ohne ihm doch näher zu treten, ihm, was man nennt, befreundet zu werden. Hätte mich nicht der Verdacht gegen ihn in einer gewissen scheuen Entfernung gehalten, so würde es sein Wesen gethan haben, das mit seiner Mischung von Bescheidenheit und Selbstgefühl eine gewisse Steifheit der Verkehrsformen beibehielt. Aber aus seinen Anschauungen, seinen Gesinnungen machte er mir gegenüber kein Hehl. Es schien ihm offenbar wohl zu thun, sich gegen Jemand, der seine Ueberzeugungen verstand und respectirte, aussprechen zu können. Aber über persönliche Verhältnisse, seine Lebensbeziehungen, seine früheren Erlebnisse erfuhr ich nie etwas. Einmal, als ich das Gespräch auf die Familie des Grafen Rodenburg, in welcher er gelebt hatte, brachte, lobte er in sehr allgemeinen Ausdrücken den Grafen als einen Mann, der geistig seine Standesgenossen weit überrage, und sagte, daß er nicht ohne das Gefühl lebhafter Dankbarkeit an die Jahre, welche er im Kreise dieser Familie hatte zubringen dürfen, zurückdenke. Dann glitt er über das Thema fort und sprach von Anderem.

Im Laufe der Tage jedoch nahm ich wahr, daß seine Gesundheit angegriffen war. Er war auch darüber verschlossen und klagte nie; aber er gestand ein Kehlkopfleiden ein, hustete und es trat eine allmähliche leise Verfeinerung seiner Züge ein, die nichts Gutes andeutete. Die Mahnung, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, lehnte er kopfschüttelnd ab; und seltsam war es, daß er eine eigenthümliche Betroffenheit zeigte, ja erschreckt worden zu sein schien, als ich ihm eines Tages sagte:

„Sie müssen etwas für sich thun, Sie müssen. Irgend eine Badecur würde Ihnen helfen. Ems. Ich bin überzeugt, daß Ems Ihnen außerordentlich wohl thun würde.“

„Welcher Gedanke!“ rief er aus, einen erschrockenen Blick auf mich werfend und dann seitwärts zum Fenster hinausschauend.

„Ich meine, der Gedanke liegt nahe genug.“

„Mir sehr fern!“

„Weshalb? Wenn Sie die Kosten einer solchen Cur scheuen . . .“

Er winkte heftig mit der Hand der Fortsetzung meiner Worte ab.

„Ich bitte Sie — nur nicht davon. Unsereins gehört nicht in solch eine Badewelt — und — kurz, ich würde unter keinen Umständen hingehen.“

Er sprach das mit solcher Entschiedenheit und solchem Nachdruck aus, daß ich nicht darauf zurückkommen konnte. Ich hätte eine gereizte Antwort fürchten müssen.

Unterdeß verrann die Zeit; als der Herbst kam, war sein Uebel offenbar schlimmer geworden, und als ich einst mit dem Pfarrer darüber sprach, sagte dieser, er verschlimmere es, weil er halbe Nächte über angestrengten Arbeiten sitze, die ihm unmöglich wohl thun könnten.

„Ueber angestrengten Arbeiten?“ fragte ich. „Und woran arbeitet er?“

„An einer Monographie über das Sacrament der Beichte, über die Entstehung und Geschichte des Instituts und über seine Wirkungen.“

„Das mag ein ergiebiges Thema sein!“ rief ich aus. „Wenn er es erschöpfend behandeln will . . .“

„Wozu ihm hier doch die Literatur fehlt,“ fiel der Pfarrer mit einem mißbilligenden Seufzer ein.

„So strömen ihm vielleicht desto reicher die Gedanken darüber zu.“

„Gedanken, die wohl besser verschwiegen blieben. Er wird ohnehin, fürcht' ich, sein Werk nie das Licht der Welt erblicken lassen dürfen.“

„Möglich,“ sagte ich lächelnd — „möglich, daß es für ihn bittere Folgen hätte, als sein . . .“

„Nun ja, nun ja —“ schnitt mir der Pfarrer hastig und mit raschem Verständniß das Wort ab, das ich ohnehin nicht ausgesprochen hätte.

In den Worten des Pfarrers lag keinerlei Art von Enthüllung, aber sie ließen eine Vermuthung in mir aufsteigen. Wenn der junge Priester sich so intensiv mit einer Frage beschäftigte, von der ihn so schwerwiegende Gründe und Rücksichten zurückschrecken mußten — war es dann nicht wahrscheinlich, daß auf irgend eine Weise zwischen dieser Frage und seinen Lebensschicksalen ein Zusammenhang stattfand? Welcher, das wußte freilich der liebe Gott! Darüber je Aufschluß zu erhalten, war bei der absoluten, unerschütterlichen Verschwiegenheit, welche Dinge der Art, gleich als seien sie in einen tiefsten Abgrund versenkt, umhüllt, nicht zu denken. Doch kam nur die Idee am Ausgang des Winters noch einmal in mir auf, als ich hörte, Herr Elshorn, der gottesfürchtige Mann, habe sich unerwarteter Weise zum Wohlthäter eines Klosters, das in der Hauptstadt gebaut werde, aufgeschwungen. Er habe ihm für den Fall seines Todes ein Capital von siebenhundert Thalern geschenkt.

Siebenhundert Thaler. War es nicht just die Summe, die ihm Caplan Bärholm hatte rauben wollen?

Es war eine Frage, auf die es weiter keine Antwort gab als die, welche in der Möglichkeit, sie stellen zu können, zu finden ist.

V.

Jahre vergingen; ich hatte für den größeren Theil des Jahres wiederholt mein einsames Dorf verlassen und war stets nur für Sommermonate dahin zurückgekehrt. Die Winter hatte ich in größeren Städten verlebt, und in einer derselben war ich auf die Familie von Rodenburg gestoßen, die ebenfalls für die rauhe Jahreszeit ihren Aufenthalt darin genommen.

Als ich mit dem Grafen zum zweiten Mal in einer Gesellschaft zusammengetroffen und mit ihm in ein Gespräch gerathen, brachte ich dies geflissentlich auf unsere gemeinschaftliche Heimath, in der Erwartung, er werde mich nach meinem Nachbar, nach dem Dorfcaplan fragen und sich über ihn äußern. Da er es nicht that, erwähnte ich selbst den Namen Bärholms als den seines früheren Hausgenossen und meines jetzigen Bekannten. Der Graf zog seine dicken blonden Brauen zusammen, und warf wie unwillig seinen Kopf in den Nacken.

„Er ist mein Hausgenosse gewesen," sagte er, „leider — leider!"

„Sie waren mit seinen Leistungen unzufrieden?"

„O durchaus nicht. Im Gegentheil. Niemand wird ihm glänzende Geistesgaben und Tüchtigkeit abstreiten."

„Aber Sie theilen den Verdacht, der auf ihm ruht, obwohl . . ."

„Verdacht? Von Verdacht kann da wohl nicht mehr die Rede sein. — Doch denke ich nicht just an das, worauf Sie hindeuten, sondern an Verhältnisse, die er in meinem Hause anknüpfte und die um so schuldvoller waren, als doch wohl nur darüber ein sehr liebenswürdiges Geschöpf, eine kindlich reine Natur zu Grunde ging."

„Ach, das ist mir völlig neu!" rief ich aus.

„Möglich, aber dennoch ist es ‚eine alte Geschichte', versetzte Graf Rodenburg, „welche man gern auf sich beruhen läßt."

„Gewiß, nur gestatten Sie mir noch eine Frage: setzen Sie einen inneren Zusammenhang voraus zwischen dem Verhältniß, dessen Sie erwähnten, und der That, auf welche ich eben hindeutete?"

„O ganz sicherlich!" entgegnete der Graf lakonisch, und wie unwillig, länger bei dem Gegenstande zu verweilen, sprach er von anderen Dingen.

Mir aber war plötzlich ein Licht aufgesteckt. „Voilà la femme!" konnte ich mir sagen. „Der alte Kadi hatte einmal wieder Recht. Der alte Kadi!" rief ich auch aus, ohne auf des Grafen Versuch einzugehen, von einem anderen Gegenstande zu reden.

„Was wollen Sie mit dem alten Kadi sagen?"

„Nun, Sie kennen doch die Behauptung des alten Türken, daß hinter allem argen Handeln —"

„Ach ja — und Sie haben Recht, es trifft auch hier zu. Wäre die Gouvernante meiner Töchter nicht gewesen, die der junge Priester umgarnt hatte, so würde er wohl nicht einen Raubmordversuch gemacht haben, um sich die Mittel zu verschaffen, mit ihr weiß Gott wohin durchzugehen."

„Das ist des Pudels Kern also?" rief ich aus.

„Gewiß ist es das," sagte Graf Rodenburg achselzuckend und sich dem Buffet zuwendend. Er war auf das Thema nicht weiter zu bringen.

„Das ist des Pudels Kern," wiederholte ich mir, als ich daheim war, „das des Räthsels Lösung." Eine Lösung von handgreiflichster, glattester Natur, bei der von romantischem Interesse, von psychologischen Problemen

nicht mehr die Rede sein konnte! Das einfache, ganz gemeine Verbrechen! Der junge Pfaff hatte ein argloses Mädchenherz an sich gerissen, und um ganz sein Gelübde brechen und mit ihr durchgehen zu können, war es ihm nicht darauf angekommen, einen einsam Wandelnden, der sich ihm vertrauensvoll angeschlossen, niederzuschlagen und ihm sein Geld abzunehmen. Es lag so klar auf der Hand, und zugleich war es so einfach schlecht, von so gemeiner Schlechtigkeit, daß es unmöglich machte, länger noch mit den Gedanken dabei zu verweilen. Ich wünschte den ganzen Menschen, den ganzen Handel, der mich so viel beschäftigt hatte, zum Henker und legte mich schlafen. Aber weshalb mußte ich in der Nacht fast fortwährend von dem unseligen Caplan Bärholm träumen? Er stand so gebeugt, so abgemagert vor mir und sah mich mit weitgeöffneten glühenden Augen an; er schüttelte traurig seinen wunderbar vergeistigten Kopf, der wie das Haupt eines Märtyrers aussah — und dann brach er plötzlich in ein häßliches Lachen aus und sagte: „Ihr seid Alle unseres Herrgotts Unglückscreaturen, arme Thiere in seinem Vivisectionsstall;“ und gleich darauf war dies Haupt wieder todtenbleich, blutig, und lag abgehauen in einer Schüssel, die ein nebelhaft gestaltetes Weib als Herodias trug.

VI.

Ich kam erst ziemlich spät im folgenden Herbste auf das Land hinaus, die Blätter des wilden Weins an den Gartenmauern waren schon blutig roth gefärbt, das Laub der Linden nahm gelbe und braune Tinten an, und der scharfe Nordwest, der über die Stoppelfelder herangeweht kam, riß sie, als ob ihn diese Metamorphose zornig mache, zu Boden, zu Hunderten von den Aesten herunter. Ueber der Landschaft hing ein grauer Himmel, an dem von Zeit zu Zeit Kranichschwärme südwärts eilend dahinzogen ihren melancholischen Schrei ausstoßend, als ob sie Wehe riefen über die Welt, der sie entflohen, über den ganzen irdischen „Vivisectionsstall“ unseres Herrgotts. In den Zimmern machte sich eine Kälte fühlbar, die schon zum Entzünden der Kamine in den Morgen- und Abendstunden zwang. Draußen aber herrschte noch reges und frohes Leben, die heitere Herbstthätigkeit der Dörfler; das Obst wurde gelesen, die Grummeternte eingefahren, und dazu die herkömmliche Herbstmusik mit dem hellen Geklapper der Flachsbrechen von Mädchen und Weibern, die dabei ihre „Schwingtaglieder“ sangen, gemacht. Dem heiter beschäftigten Menschen thut eben der sich entblätternde Wald so wenig wie der graue Wolkenhimmel.

Mit Caplan Bärholm war eine Veränderung seiner Lage vorgegangen; er war so leidend geworden, daß er von seinen gottesdienstlichen Obliegenheiten hatte entbunden werden müssen. Zugleich hatte er die Wohnung im Pfarrhause einem hergesandten jüngeren Hilfsgeistlichen einräumen müssen; er hatte ein Paar Zimmer im Hause einer Försterwittwe bezogen, in dem

kleinen herrschaftlichen Gebäude, der Dienstwohnung ihres Mannes, die ihr nach seinem Tode noch gelassen worden, weil die Försterstelle aufgehoben war.

Ich hatte mich anfangs um Caplan Bärholm jetzt nicht weiter gekümmert. Graf Rodenburg hatte mein Interesse für ihn gründlich ausgetilgt; aber nach einigen Tagen kam seine Hausfrau und Pflegerin und theilte mir unter vielen Knixen und gewundenen Redensarten — es lag etwas Verschrobenes in der alten süßlächelnden Dame, das einen unvortheilhaften Eindruck machte — mit, daß Herr Bärholm ein so großes Verlangen habe, mich wiederzusehen und zu sprechen und mich bitten lasse, ihm einmal eine Viertelstunde zu opfern, da sein Zustand ihn hindere auszugehen.

Ich sagte natürlich bereitwillig zu und ging am Nachmittage, als eben die Dämmerung einbrach, zu ihm hinüber. Das kleine Haus, in welchem er wohnte, hatte nur ein Stockwerk, ein Hochparterre; in einem geräumigen, freundlichen, mit allerlei kleinbürgerlichem kindlichem Schmuck von der Frau Försterin ausgestatteten Zimmer fand ich ihn, am Fenster in einem alten Lederstuhl ruhend. Blumen und Blattpflanzen standen davor — die ganze Einrichtung zeigte die weibliche Pflege, und er konnte jedenfalls zufrieden sein, sie eingetauscht zu haben mit den kleineren, öderen Räumen im Pfarrhause.

„In der That,“ sagte er, als ich ihm dazu Glück wünschte, „ich bin über diese Veränderung erfreut. Der Mensch ist abhängig von den Eindrücken seiner Umgebung. Hier im Wohnzimmer der guten Frau, die meine Pflegerin geworden ist, aus den Kammern im Pfarrhofe befreit, die Luft des Pfarrhofes nicht mehr athmend, habe ich ein eigenthümliches Gefühl von innerer Befreiung über mich kommen gefühlt. Das Athmen ist meiner kranken Brust leider nicht leichter geworden — aber Geist, Sinn und Herz ziehen freiere Athemzüge . . .“

„Sie fühlen sich hier — säcularisirt!“ sagte ich.

„Säcularisirt, von der Ordensregel entbunden, in die Welt zurückgekehrt,“ „versetzte er lächelnd; und wenn mir diese Welt auch nichts mehr sein kann, doch zufrieden mit dem Gedanken, daß ich wieder nach ihren Gesetzen leben kann, mit ihren Rechten auf Freiheit des Denkens und auf Selbstbestimmung des Handelns. So sage ich mir wenigstens selber und beweise es mir, und halte trotzig daran fest — und wenn ich darin irre — nun, mein Gott, was verschlägt's, womit ein kranker Mensch sich die langen Stunden seiner Tage vertreibt, ob mit richtigen Vorstellungen oder mit Trugschlüssen und Sophismen!“

„Um so mehr,“ bemerkte ich, „als wohl nicht die geringsten praktischen Folgen damit verbunden sind, ob Sie sich noch im Banne Ihrer Gelübde oder — säcularisirt fühlen.“

„Doch nicht so ganz, wie Sie glauben mögen,“ fiel er ein. „Denn sehen Sie, eben in diesem Gefühl einer mir wiedergegebenen Freiheit möchte ich . . .“

Er stockte, blickte zum Fenster hinaus und begann mit der abgemagerten, wachsbleichen Rechten an einem Blattstengel des neben ihm stehenden Geraniums zu zupfen, dann fuhr er langsam, wie sinnend, fort:

„Eben in diesem Gefühl einer zurückgewährten Freiheit, einer Lösung von Verbindlichkeiten, die schwerer als auf manchem Anderen auf mir gelastet haben, möchte ich etwas thun, was ich mir verwehrt glaubte, so lange ich mich im Banne fühlte. Ich habe eine Schrift ausgearbeitet, die unumwunden und mit schlagenden Gründen ein Institut der Kirche angreift, die grenzenlose Gefährlichkeit desselben in ethischer Beziehung und das Verführerische, was darin liegt, es zu allen möglichen sehr profanen Zwecken auszubeuten. Ich begann die Arbeit mit dem scheuen Gefühl, daß ich etwas Unrechtes begehe, daß sie nie das Licht der Welt erblicken dürfe. Und heute . . .“

„Heute,“ unterbrach ich ihn, „ist Ihnen die Arbeit nach und nach an's Herz gewachsen und zum lieben Kinde geworden, das Sie öffentlich anerkennen möchten, auf das Sie stolz sind . . .“

Er schüttelte den Kopf. „Es ist nicht Autoren-Eitelkeit, welche mich drängt, es zu veröffentlichen. Nein — ich möchte damit wirken. Eine Bresche legen in . . . Doch, Sie sehen mich mit einem ungläubigen Lächeln an — Sie verstehen den Priester, der seine eigene Kirche angreift aus völlig reinen Motiven, Sie verstehen ihn nicht . . .“

Bärholm schien sich ein wenig bei diesen Worten zu erhitzen; seine eingefallenen Wangen färbten sich höher. Ich suchte ihn zu beruhigen, so nahe mir auch der Gedanke lag, daß ein Mann, der selbst so sehr der Vertheidigung und Nachsicht bedürfe, besser thäte, nicht als Angreifer und Verurtheiler aufzutreten.

„Ich begreife den Priester, der seine eigene Kirche aus reinen Motiven angreift, sehr gut,“ sagte ich, „denn er wird am besten über die verderblichen Wirkungen dessen, was er als vom Uebel erklärt und befehdet, unterrichtet sein.“

„Das eben ist es,“ fiel er lebhaft ein; „und sehen Sie, just weil ich so bitter, so unsäglich bitter unter dem, was vom Uebel in ihr ist, gelitten habe, weil mein Leben dadurch vernichtet worden ist, habe ich mein Werk geschrieben. Nun habe ich die große, große Bitte an Sie, daß Sie es durchlesen. Ich bin der Form nicht gewachsen, ich weiß es; ich habe mich nie genug von dem Predigttone, der uns angeschult wird, frei machen können. Und doch ist bei Schriften, deren Kern ein polemischer ist, die Form von solcher Wichtigkeit. Die große Bitte, welche ich Ihnen an's Herz legen möchte, ist, daß Sie meine Schrift durchlesen und am Rande anzeichnen, wo ungefüge Satzbildungen oder falsch gewählte Bilder oder unglückliche Wendungen Ihre Kritik herausfordern. Es ist viel von mir verlangt, ich fühle es . . .“

„Und doch bin ich bereit dazu,“ unterbrach ich ihn mit einem gewissen

Zögern, mich mit einer von meinen Studien so weit abseits liegenden Materie zu belasten; und so fiel er, forschend in meine Züge blickend, desto rascher ein:

„Und ich hoffe, ich versöhne Sie mit der großen Zumuthung, welche ich an Sie stelle, indem ich Ihnen offen und klar vor Augen lege, was mich zu meiner Arbeit legitimirt, was mir diese wie eine persönliche Mission aufgegeben hat; was, indem es mein Leben vernichtete, meine unablässig grübelnden Gedanken auf diesen Punkt gerichtet und mein Auge gelehrt hat, durch alle Verhüllungen, Entstellungen und Sophismen zu dringen. Ich habe das Alles aufgeschrieben nicht für eines Menschen Auge, und kein Auge noch hat einen Blick hineingethan. Aber Sie sollen es lesen — es wird meine Seele entlasten, wenn ich einen Menschen in der Welt weiß, der mein Schicksal kennt, begreift und weil er es begreift, verzeiht und dann — dann wird es Ihnen auch den Priester begreiflich machen, der sich die Kraft Simsons wünscht, um eine Säule im Gebäude seiner Kirche zu zerschmettern!"

Ich horchte bei diesen Worten hoch auf. Das erloschene Interesse an dem unglücklichen Manne war jetzt, wo ich ihn so krank vor mir sah, seine milde Stimme sich in ruhigen klaren Gedanken ergehen hörte, völlig wieder aufgelebt, und konnte nur erhöht werden durch diesen Beweis unbegrenzten Vertrauens, den er mir geben wollte.

„Sie vertrauen mir viel," sagte ich; „ich danke Ihnen dafür. Doch dürfen Sie sich sagen, daß Sie einen theilnehmenderen Vertrauten und Einen, der gewissenhafter Ihre Blätter hüten wird, nicht finden können . . ."

Ohne darauf zu horchen war er aufgestanden, um einen kleinen Eckschrank aufzuschließen, aus dem er ein mäßig starkes Heft und ein starkes cartonnirtes Manuscript nahm, dem ich auf den ersten Blick ansah, daß es gedruckt einen ansehnlichen Band füllen würde.

„Es wäre mir lieb," sagte er, „wenn Sie dies Heft gleich zu sich nähmen. Das schwere Manuscript werde ich Ihnen senden."

„Geben Sie immerhin Beides. Es ist am Sichersten so."

„Wie Sie wollen," versetzte er — tief aufathmend indem er sich wieder niederließ — die geringe Bewegung, vielleicht auch die Aufregung, in welche ihn das Gespräch versetzte, hatten ihn offenbar angegriffen. Ich leitete deshalb dies Gespräch zu andern davon fernliegenden Dingen hinüber. Auch suchte ich ihn von der Vorstellung, an welcher er festhielt, daß homöopathische Mittel genügten, sein Leiden zu bekämpfen, abzubringen, fand aber entschiedenes Widerstreben bei ihm, zu unserm Landarzt seine Zuflucht zu nehmen — und endlich ging ich, beladen mit meinen zwei Manuscripten.

Als ich das Haus verließ gab mir seine Hauswirthin das Geleit. Sie fragte erregt, wie ich ihren Pflegebefohlenen gefunden, hörte aber nur halb meine Antwort und fiel, ihre Augen auf die Hefte, welche ich trug, heftend, mit neuen Fragen, mit Betheuerungen, wie sie für den Kranken sorge, ein. Dabei ruhten ihre grauen Augen in dem nervös beweglichen Gesicht, das

einst recht hübsch gewesen sein mochte, als die kleinen und unbedeutenden Züge noch mit dem Schimmer der Jugendlichkeit und mit frischen, jetzt verblichenen, Farben bestachen, fortwährend auf dem, was ich unter dem Arm trug. Sie schien mehr als einmal die Frage danach auf den Lippen zu haben, endlich, als ich schon den Fuß auf die Steinstufen vor der Hausthür setzte, machte diese Neugier sich in der Gestalt eines Ausrufs Luft:

„Was er Ihnen da nur gegeben haben mag!" rief sie mit unterdrückter Stimme. „Wenn er doch lieber das viele Schreiben, das ihn so angriff, gelassen hätte — auch der Herr Pastor sagte immer, es sei vom Uebel! Bei solch einem kranken Menschen! Wo sind da auch die Verstandeskräfte?"

„Ich meine, die Verstandeskräfte haben sich bei Herrn Bärholm doch nur geschärft, Frau Försterin!"

„Ach, wie sollten sie! Die Krankheit mischt doch immer ihre Phantasie, ihre wüsten Träume darein — nein, nein, das Schreiben hätte er lassen sollen, und nun giebt er's gar . . ."

„In fremde Hände, wollten Sie sagen," ergänzte ich, da sie nicht fortfuhr. „Macht Ihnen das eine Sorge?"

„O nein, nein," fiel sie mit einiger Verlegenheit rasch ein — „wie sollt' es, bei einem Herrn wie Ihnen, der schon wissen und durchschauen wird . . ."

Ich hielt nicht für nöthig, das Ende dieses Satzes abzuwarten, sondern den Hut ziehend ging ich; die gute Dame, die den Mund beim Sprechen so süß zu runden wußte, war mir noch unangenehmer geworden.

VII.

Ich las in den Stunden des schwindenden Lichts des früh sich einstellenden Abends das Heft, in welches Bärholm mit kurzen kräftigen Zügen, mit harten Strichen — hart am meisten gegen sich selber — seine Lebensgeschichte eingezeichnet hatte. Eine einfache Lebensgeschichte, die doch ein so beredtes Stück Menschenelend darstellte, wie nur eines sich uns schwerwuchtig auf die Seele legen kann. In schwere dunkle Stunden versenkte mich diese Erzählung, die der stärker gewordene Herbstwind mit seinem Gewimmer und Geheul begleitete, wie mit den Stimmen böser Lebensmächte, mit tückischen Drohungen, als ob sie riefen: legt Euch da nur in Euren weichen Schaukelstuhl und schürt die lodernde Flamme in Eurem Kamin und stellt Euch den edlen wärmenden Rebensaft zur Seite der strahlenden Lampe, die Euer hohes Gemach bis an die Decke erhellt — streckt Euch nur sybaritisch bequem und versenkt Euch in behaglicher Seelenstille in anderer Menschen Leid! Wir sind doch da, wir dringen doch durch auch bis zu Euch, wir werden Euch den Frieden und das Behagen schon zu stören und zu vergällen wissen. Abgerissene Blätter, Reiser, Kiesstaub flogen heftig an's Fenster, als ob jene Stimmen sie schleuderten und sagen wollten: . . . hört Ihrs wohl, hört Ihr's, daß wir da sind und Euch zu finden verstehen, Ihr dummen Menschenkinder, daß wir Euch die leuchtenden Flammen Eures Glücks schon ausblasen,

Euch schon fassen und hetzen werden als unsre Sclaven die Ihr seid, Alle, Alle. Ich las und las die Blätter, die so abgebrochen und kurzgefaßt erzählten und mit so ruhiger, kalligraphischer Hand geschrieben waren — ich hatte fortwährend dabei durch die Phantasie zu ergänzen, indem ich mir die Situationen vorstellte, die der Schreiber mit so dürftigen, skizzenhaften Strichen angegeben hatte. Ich sah ihn als Knaben von reizbarem Temperament, als schwärmerischen Jüngling in einer Bürgerfamilie einer mittelgroßen Stadt aufwachsen, als lebhaften, begabten, ehrgeizigen Studenten — um seiner Anlagen willen den Studien gewidmet und dem geistlichen Stande aus einem ganz äußerlichen, verwerflichen Grunde — weil die Familie die Berechtigung auf eine jener Pfründen, die man Bluts-Pfründen nennt, hatte; weil einer der ihrigen, der sich die Weihen ertheilen ließ, sogleich auch eine Einnahme während der Studienjahre und sodann, wenn er die letzte Weihe erhalten, auch eine Stellung besaß, ein „Beneficium".

Das hatte wie von selbst, ohne Prüfung und Widerstreben, als prästabilirtes Schicksal den jungen Mann, der weder die Welt noch sich selber kannte, in die Kirche geführt' die ihm das Studium möglich machte. Hätte er sich geweigert, so hätte er seinen Büchern Valet sagen müssen, um sich einem praktischen Lebensberufe zuzuwenden; und auf seine Bücher wußte er nicht zu verzichten!

Und dann, als er als junger Priester noch ohne Beschäftigung war, hatten ihn seine Vorgesetzten dem Grafen Rodenburg als Erzieher für seine Söhne empfohlen. Und hier, im Hause Rodenburgs, in einer verhängnißvollen Stunde einst, war ihm sein Schicksal entgegengetreten. Es war ihm erschienen in einer dämmerungumflossenen, halblichten Gestalt; denn im sinkenden Abendlichte war es gewesen, daß in das Wohnzimmer der gräflichen Familie ein schlankgewachsenes junges Mädchen getreten, ein Kind an der Hand führend, wie auf Bildern, die man artigen Schulkindern schenkt, der Schutzengel mit seiner pflegebefohlenen Kleinen abgebildet wird. Das weich gerundete, feine, in der Dämmerung farblos scheinende Antlitz des jungen Mädchens hatte ihm einem unauslöschlichen Eindruck gemacht; auch als er sie dann mit sanfter, bescheidener Stimme reden gehört, und sich mit einer eigenthümlichen Anmuth mit etwas wie einem wellenförmigem, schwanenhaftem Bewegen gehen und schreiten gesehen, war ihm der Eindruck des Engelhaften geblieben. In der Gestalt eines Engels war ihm sein Schicksal erschienen — und es hatte doch sobald ihn dämonisch ergriffen, indem es ihn in ein inneres, Tausenden verschlossen bleibendes Gedanken- und Gefühlsleben von quälendster Natur geführt.

Bärholm also hatte vom ersten Augenblicke, wo er sie erblickt, an dies Mädchen, das Christiane Elshorn hieß, geliebt; sein Gefühl für sie hatte er auf die Länge nicht verheimlichen können, da sie beide in einem Hause — in demselben Kreise sich so nahe gebracht lebten; und der Widerstreit, das innere Zerwürfniß, worin dies immer mehr zur Leidenschaft erwachsende Gefühl ihn mit sich selber versetzte, der Kampf zwischen einem übermächtigen

Temperament und den Pflichten, welche Beruf, Stand und Gelübde ihm auferlegten, hatte ihn in ein inneres, an Verzweiflung grenzendes Elend geworfen, das nun auch das junge Mädchen nicht ungerührt und unerschüttert lassen konnte; es lag etwas sie bezwingendes, ihr weiches Herz mit sich in seine dunklen Abgründe fortreißendes darin!

Es war im Rodenburg'schen Hause damals eine unglücklich glückliche Zeit für die beiden jungen Leute gewesen, in deren Charakteren nichts lag, was sie auf dem Wege religiösen Zweifels oder der subjectiven, sich trotzig auf das Recht des Lebenden und die Urrechte der freien Menschennatur stellenden Empörung wider die einmal bestehende Ordnung und die Tyrannei der sanctionirten Thatsachen zu einer Erlösung und Befreiung geführt hätte. Glücklich war jene Zeit alsdann gewesen, wenn der junge Priester sich und dem jungen Mädchen ein träumerisches Auskosten der Stunde möglich gemacht, wenn er nur seine „Heiligenverehrung" geübt, sein Priester- und Christenrecht, für eine unter den unzähligen Heiligen, den genannten und namenlosen, den schon erklärten und noch nicht erklärten, zu leben, — daß sie, *seine* Heilige, noch lebte, noch zu den nicht erklärten und nicht genannten gehörte — was verschlug es? Die Erde hatte ihrer seit je getragen, die Kirche hatte sich nie dawider aufgelehnt, daß unzählige von ihnen, schon da sie noch lebten, als Heilige verehrt worden. Und wenn Christiane und er dann darüber gestritten, hatte sie ihm alle ihre kleinen Schwächen mit einem Eifer vorgehalten, als ob er sie verschuldet und dafür zu strafen sei; alles was sie an sich fehlbar und sündhaft fühlte, hatte sie ihn hören lassen, um ihm seine Vorstellungen von ihr zu erschüttern.

Es war nicht möglich, daß zwei junge, zu Verstellung und Heuchelei so wenig fähige Menschen auf die Dauer denen, mit welchen sie lebten, ihren Seelenzustand verheimlicht hätten. Die Gräfin Rodenburg, welche ihr Geheimniß zuerst durchschaute, sprach sich endlich mit dem Grafen darüber aus, und dieser, so ungern er auch sich von dem eifrigen talentvollen Erzieher seiner Söhne trennte, sah doch ein, daß durch eine entschiedene Dazwischenkunft hier seinen beiden Hausgenossen geholfen werden müsse. Um diese jedoch in keiner Weise verletzend und irgend compromittirend für Bärholm zu machen, sah er davon ab, ihn plötzlich mitten im Jahre zu entlassen; er wandte sich an den Bischof mit einem kurzen vertrauenden Wort, und die Folge war eine rasche, eine, welche all diesen vertrauenden Leuten völlig genügend schien; Bärholm empfing den Befehl, sofort in eine Stellung einzutreten, die eben erledigt worden, die als Hilfsgeistlicher in unserem Dorfe. Das entfernte ihn nun zwar aus dem Hause der Rodenburg, aber nicht aus ihrer Nachbarschaft — der Bischof hatte sich wohl wenig um die Entfernungen gekümmert, sondern auf der Liste vacanter Stellen die bezeichnet, welche ihm zunächst in's Auge gefallen.

„Ganz abgebrochen konnte der Verkehr der beiden jungen Leute nicht werden; die bisherigen Zöglinge Bärholms, die sehr an ihm hingen, waren

nicht zufrieden zu stellen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit erschien; Graf Rodenburg vermißte die Unterhaltung mit ihm, und war bei seiner Arglosigkeit geneigt, nach und nach den Brand, den er, so weit seine Beobachtung ging, so wenig Funken werfen sah, für nicht so gefährlich zu halten, wie seine Frau — die Frauen machen solche Dinge, indem sie sich mit ihren Gedanken darin versenken und einbohren und stundenlang davon reden, immer bedenklicher und schwerer als sie sind — schon um ihre Bedeutung und Wichtigkeit in's richtige Gleichgewicht mit der Zeit, welche sie darauf verwenden, zu bringen.

Bärholm hörte also nicht ganz auf, in Kophorst zu verkehren und Christiane zu sehen und seine Leidenschaft wuchs nur durch die Schwierigkeit, welche er jetzt freilich hatte, das von der Gräfin behütete und beobachtete junge Mädchen allein zu sehen. Was er jedoch in der nächsten Zeit zu seinem Schrecken wahrnehmen mußte, das war, daß Christianens Gesundheit litt. Rasch, wie es schien, gewachsen, und zu ihrer schlanken biegsamen Gestalt aufgeschossen, mochte sie zu jenen blutarmen jungen Wesen gehören, welche für die Lebensbedingungen der gegenwärtigen Geschlechter zu büßen haben; Schuldbußen denen aufzulasten, die keinerlei Schuld an den Dingen haben, gehört nun einmal zu den capriciösen Gepflogenheiten des allwaltenden Menschenschicksals. Sie war jedenfalls keine robuste, gehärtete Natur, die arme Christiane, und nicht ausgerüstet mit einer moralischen Widerstandskraft, welche von einem dauernden hoffnungslosen, sie innerlich demüthigenden und durch die widerstreitendsten Gedanken- und Gefühlsreihen aufreibenden Verhältnisse nicht eine unheilvolle Reaction auf ihre Gesundheit empfunden hätte. Die Mittel des zu Rathe gezogenen Hausarztes, meines kleinen Doctors, halfen dem Uebel nicht ab; dieser erklärte eines Tages ganz unverhohlen der Gräfin, daß das junge Mädchen, um zu gesunden, nach dem Süden gesandt werden, daß sie ein ganzes Jahr im Süden zubringen müsse, wenn ihr wirksam geholfen werden solle. Bärholm vernahm dies einige Tage später aus dem Munde Rodenburgs, der es ihn mit einem eigenthümlichen Accente hingeworfen hören ließ, als ob er sagen wolle: Sieh nun, welch nicht wieder gut zu machende Dinge Du angestellt hast. Jetzt geh in Dich und ziehe den letzten, leisesten Deiner Gedanken von dem armen Geschöpfe, dessen erste Krankheitsursache Du bist, ab; laß sie ruhig athmen, träumen, denken, frei von dem Drucke, den die magnetische Zauberkraft eines fremden uns umkreisenden, nicht von uns weichenden Gedankenlebens auf den Schlag ihres wunden Herzens ausüben könnte!

Vielleicht wollte der Graf mit dem Ton, womit er gesprochen, dies sagen, und Bärholm in seinem Schuldbewußtsein verstand es auch so. Aber jener kannte wenig die Menschennatur, wenn er glaubte, daß seine Mahnung von irgend einem Erfolge sein werde. Bärholm dachte Tag und Nacht an Christiane, an ihre Lage, an die Unmöglichkeit, die Mittel zu finden, das, worin der Doctor allein eine Rettung gesehen, auszuführen. Er selbst war

nicht reich genug, die Mittel zu beschaffen; und wenn er etwa die Einkünfte seiner kleinen Familienpfründe auf Jahre hinaus verpfändet und cedirt hätte, wenn er sich über die Bedenken hinweggesetzt, welche einen Priester von solch einem Finanzgeschäft abhalten mußten — würde er es Christianen haben bieten dürfen, würde sie es angenommen haben? Nimmermehr.

Von den Rodenburgs eine überschwängliche Großmuth vorauszusetzen, es wäre thöricht gewesen, auch wenn sie um vieles reicher gewesen; sie erfüllten nach allen Seiten hin rechtschaffen ihre Pflichten; wer konnte mehr verlangen von ihnen?

Und Christiane selbst war arm. Sie war eine Waise. Was ihr Vater ihr hinterlassen, das war verwendet worden, um sie gründlich und mit aller Ruhe und Muße sich zu ihrem Lehrerberuf vorbereiten zu lassen. Ihr Vormund, ein entfernter Verwandter ihres Vaters, hatte, sagte man, recht brav und ausreichend darin für sie gesorgt. Nun aber war das, was ihr zugefallen, bis auf's letzte aufgezehrt.

Jener Vormund aber war Herr Elshorn, der Auctions-Commissar, gewesen, Herr Elshorn hatte die Vormundschaft übernommen, weil das Gericht in der Voraussetzung der Verwandtschaft sie ihm übertragen; was aber die Verwandtschaft anging, so hatte er immer jedem, der es hören wollte, erklärt, es sei ihm außer der Namensvetterschaft, nichts Gewisses darüber bewußt.

In dieser Zeit nun, in welcher der junge Caplan sich mit den quälendsten Gedanken, welche ein verliebter Mensch haben kann, trug und nicht Rast bei Tage noch Nacht fand, zugleich aber auch in die Obliegenheiten und Berufsthätigkeit seiner neuen Stellung sich finden mußte, machte er die Bekanntschaft einer Eingesessenen der Gemeinde, einer Frau von einem ungewöhnlichen Wesen, leidlich hübsch und jedenfalls von ungewöhnlicher Bildung für eine Dorfbewohnerin — der Frau eines herrschaftlichen Angestellten, dem sie aus einem kinderreichen Hause eines subalternen Regierungsbeamten in der Stadt hierher hatte folgen müssen.

Ich hätte sagen müssen, sie machte *seine* Bekanntschaft, und von dem Tage an war die Gestalt des ernsten, schwermüthigen, jungen Priesters diese schöne Gestalt mit der Gabe der kurzen Rede, welche mehr zu verhüllen, als zu sagen schien, das, was im Vordergrund ihrer Interessen stand, was ihre Gedanken unaufhörlich in Anspruch nahm. Das erste war, daß sie dem früheren Beichtvater untreu wurde und die Leitung ihrer Gewissensangelegenheiten Bärholm anbefahl. Und dann, daß sie ihm allerhand Aufmerksamkeiten erwies, ihm Bücher sandte und andere ablieh, ihm kleine Geschenke machte und Blumen, Stickereien schickte.

Unendlich groß ist die Kategorie vom Leben begünstigter, in ganz befriedigende Verhältnisse gestellter und von der Welt für glücklich gehaltener Frauen, die an einem unseligen quälenden Glücksdurst leiden. Ihr Idealismus ist von einer Wahnvorstellung begleitet, daß er müsse verwirklicht werden können; sie fordern diese Verwirklichung vom Schicksal und von der

Welt und von den Männern; sie irren suchend umher, und wenn sie den Mann gefunden, in dessen Macht sie jene Verwirklichung gegeben glauben, so weiß ihre Rastlosigkeit ihn sich so nahe zu ziehen, daß er schwer zu kämpfen hat, um frei zu bleiben. Es liegt etwas von einer Vampyrnatur in solchen Frauen. Sie könnten einem Manne, der sich hat verstricken lassen, das Leben aussaugen. Es steckt ein Stück Dichternatur in ihnen, aber ein dämonischer Lyrismus, der um so verzehrender innerlich flammt, je mehr sein volles äußeres sich Ausflammen durch die Verhältnisse und die Sitten verboten ist.

Eine Natur solcher Art war die hübsche, noch junge Frau Mertens, die den neuen Caplan mit ihren Aufmerksamkeiten, ihren kleinen Sünden und dem so auffallend oft wiederkehrenden Bedürfniß, ihm über diese ihr Herz auszuschütten, verfolgte, obwohl er mit der steigenden Belästigung, welche er darüber empfand, unverhohlener in den Andeutungen dieser Empfindung wurde. Frau Mertens wurde dadurch nicht abgeschreckt, sie wurde nur noch liebenswürdiger, weicher, schwärmerischer — und seltsam, der Inhalt ihrer Beichten bei dem jungen Priester wurde darüber nur noch bedeutungsvoller, die Gewissensergüsse nur noch an ausgiebigen Thatsachen schwerer. Bärholm wurde betroffen dadurch, gezwungen, sich achtsamer den gewichtigeren Dingen, welche sie vorbrachte, zuzuwenden — er war noch viel zu erfahrungslos, um auf den Gedanken von simulirten Angaben zu gerathen, die nur den Zweck hatten, seine Gedanken mit der hübschen Sünderin zu beschäftigen und ihr Seelenleben ihm interessant zu machen.

Sie hatte einmal sich einer sträflichen Coquetterie anzuklagen mit einem jungen Offizier, dem Sohn und Erben des nächsten großen Grundherrn, der in seiner Urlaubszeit oft in das Dorf gekommen — allein ihretwegen, wie sie anzudeuten wußte, vielleicht auch glaubte! Ein anderes Mal entwickelte sie mit mehr Selbstgefälligkeit als logischem Zusammenhang eine Reihe von religiösen Zweifeln, die sie über sich Herr werden lassen, die sie geschöpft haben wollte aus der Lectüre von allerlei freigeistigen Büchern, und über die sie dann mit wundersamer Nachgiebigkeit gegen die Argumente ihres Beichtigers sich eines Besseren belehren ließ: es war auch das wohl ein Coquettiren mit ihrer Belesenheit und scharfsinnigen Erfassung der Dinge gewesen! Und dann einmal beichtete sie eine wunderliche Geschichte, bei der sie sich eines Mangels an Energie zur Verhütung eines Unrechts anklagte. In der Geschichte nannte sie den Namen Christianens Elshorn — mehr, öfter als es nöthig schien — wollte sie beobachten, wie er auf den jungen Priester wirkte? Hatte sie mit eifersüchtigen Gedanken seine Vergangenheit durchspäht, Verbindungen in Kophorst anzuknüpfen gewußt und einen Argwohn gefaßt? Oder kam ihr, was sie beichtete, vom Herzen, wie Bärholm in seiner Arglosigkeit es annahm?

Sie erzählte: eines Abends vor anderthalb oder zwei Jahren sei der

Auctionator Elshorn zu ihrem Manne gekommen und habe, nachdem er von anderen gleichgiltigen Dingen gesprochen, gesagt:

„Apropos, Herr Mertens, wissen Sie es schon? — Bei der Abundantia sind wir ja noch mit einem blauen Auge davon gekommen . . .“

„Freilich, freilich, weiß ich,“ hatte ihr Gatte geantwortet — „ich habe eine Aufforderung vom Curator der Masse erhalten, am Ausschüttungstermin 700 Thaler in Empfang zu nehmen.“

„Und ich ebenfalls,“ entgegnete der Auctionator. „Ebenfalls 700. Sie hatten also auch Actien bis zum Belaufe von 1000?“

„Die hatt' ich — dreihundert und die Zinsen und den Aerger haben wir also in den Rauchfang zu schreiben,“ anwortete der Mann der Beichtenden.

„Und,“ war der Auctionator eingefallen, „den Spott, den Hohn, die Schadenfreude derer, die sich bei glücklicheren Zechen betheiligt haben, und nun gut lachen können. Es ist um so ärgerlicher als gar Niemand in unserer ganzen Gegend hier der Abundantia auf den Leim gegangen ist — wir zwei die Narren allein gewesen sind!“

„Niemand sonst? Ich meine gehört zu haben, auch der Herr Elshorn, der Vater Ihres ehemaligen Mündels — sie ist ja wohl großjährig, wie?“

„Christiane? Ist großjährig, ja. Und was den Antheil ihres Vaters angeht, so hat er ihn vor seinem Ende cedirt. Wem, weiß ich nicht. Im Vermögens-Inventar, mit welchem ich die Vormundschaft übernahm, steht nichts davon. — So bleiben wir die einzigen Geprellten. Die Einzigen. Ich denke deshalb — wie denken Sie darüber? — wir thun am Besten, vom Ausgang der Sache nichts zu erwähnen; gegen Niemand, wie?“

„Nun ja,“ hatte der Herr Mertens kopfnickend erwidert, „es ist nicht nöthig, daß gegen Jemanden etwas davon erwähnt werde. Ich denke wie Sie darüber. Es geht Niemanden etwas an — Niemanden!“

„Geben wir uns die Hand darauf, Herr Mertens. Ich will auch gern im Termin die Auszahlung für Sie mit in Empfang nehmen, wenn Sie mir eine Vollmacht dazu geben wollen!“

„Weshalb nicht. Sie thun mir einen Gefallen damit! Es erspart mir die weite, lästige Reise!“

Nach etwa drei Wochen war Herr Elshorn denn auch richtig mit dem Herrn Mertens zukommenden Gelde erschienen und hatte es ihm ausgezahlt. Nachdem die beiden Männer sich das Versprechen, nicht davon reden zu wollen, wiederholt, war er gegangen, und Herr Mertens spricht nun zu seiner Frau:

„Dieser Elshorn ist ein abgefeimter Schelm. Ich bin überzeugt, daß er nie einen Heller in Abundantia angelegt hat: der Vater seines Mündels hat es gethan; gewiß nur der; die Actien werden sich in seinem Nachlaß befunden haben; aber als man das Inventar über den Nachlaß aufnahm — Gott weiß, welcher Dummkopf das besorgte, hat man die Abundantia-Actien worin der arme Teufel sein bischen Erspartes angelegt, einfach ausgelassen;

just vorher hatte der große Krach gespielt und Abundantia-Actien! Bloßes Papier! Maculatur! Fidibus! Ich hätte die meinen dazumal hingegeben für eine Flasche Moselwein! — Nun steckt der Elshorn in die Tasche, was seinem Mündel, der Christiane, gehört!"

‚Aber, mein Himmel,' ruft nun die Frau, welcher ihr Gatte diese Ueberzeugung anvertraute, aus, ‚weshalb hilfst Du ihm dann noch, indem Du ihm Schweigen gelobst?'

„Weshalb? Ei, liebes Kind, bist Du so grün, daß Du nichts dawider hast, wenn es überall heißt, Du hast eben baare Siebenhundert in's Haus getragen und ausgezahlt bekommen? Hast Du gern, daß Dir allerlei Petenten angerückt kommen, die Du nur mit Mühe und oft gar nicht wieder los wirst, wenn Du in tödtliche Feindschaft mit ihnen zu gerathen nicht eben Lust hast? Viel besser, wenn man kein Aufhebens davon macht. Man kann sich's dann frei selber überlegen, wie man es unterbringt. Und was hilft es, ob ich rede oder schweige? Dieser Schelm von Auctionator würde immer dabei bleiben, im Nachlaß des Vaters seines Mündels hätten sich, als er ihm übergeben worden, jene Papiere nicht befunden, das beweise ja das Inventar."

„Aber," hatte die Frau eingeworfen, „wenn es kund, wenn überall davon geredet würde, schämte sich dieser treulose Mensch doch sicherlich und hätte nicht mehr die Courage, eine so himmelschreiende Büberei auszuführen!"

„Der sich schämen? Sprächst Du davon — einen Verleumdungsproceß würde er Dir an den Hals werfen . . . Das wäre Alles, was Du erreichtest!"

Damit war die Sache erledigt gewesen, aber Bärholms Beichtkind klagte sich jetzt der moralischen Feigheit und einer verachtenswürdigen Schwäche an, daß sie dazu geschwiegen, daß sie ihren Mann nicht gezwungen, zu reden, dem Auctionator in's Gewissen zu reden, daß sie nicht Alles gethan, um durch Aufstachelung der Volksstimme den Bösewicht zu zwingen, auf seinen Betrug zu verzichten.

Der junge Priester hatte sie lange schweigend angehört. Dann hatte er mit bitterem Lächeln, mit einem schweren Seufzer wie nach Luft ringend leis hervorgestoßen:

„Sie beichten mir nicht eigene, Sie beichten mir fremde Schuld. Das ist nicht das, was der Geist des Beichtinstituts fordert oder nur gestattet. Und deshalb wollen wir enden . . ."

Das Beichtkind schien noch manches Andere auf dem Herzen zu haben, aber schon erhob der Caplan seine Rechte, die sacramentalen Worte der Absolution murmelnd, gab ihr den Segen und entließ sie.

Als sie aufstand und einen letzten Blick auf ihn warf, war es ihr, als ob er mit einem tiefen Aufkeuchen seiner Brust bleich und gebrochen in die dämmerige Ecke seines Beichtstuhls zurücksänke.

Sie ging und kniete in der Kirche, um die ihr auferlegte Buße zu beten.

Dabei beobachtete sie ihn, wie er den Beichtstuhl verließ und gesenkten Hauptes, langsam schreitend, am Hochaltar vorübergehend, ohne diesen durch eine Kniebeugung, wie es vorgeschrieben, zu adoriren, quer durch die Kirche in die Sacristei ging — wunderlich genug, denn es knieten noch mehrere alte Frauen in den nächsten Bänken, begierig, den Priester in ihre Sündhaftigkeiten einzuweihen. Er aber ging davon.

Auch Frau Mertens ging dann heim — von dem Eindruck, den ihre Geschichte gemacht, wohl nicht ganz befriedigt: es wäre gar nicht nöthig gewesen, daß sich dieser Eindruck so heftig gezeigt; es lag für sie eine gewisse Bitterkeit darin; was sie herbeiführen gewollt, das war ja nur ein recht gründliches, redseliges, allseitiges Aussprechen über eine sich immer neu als Gesprächsgegenstand bietende merkwürdige Thatsache. Nun war der junge Priester wie ganz zerschmettert worden von dem, was sie ihm eröffnet; wie anderer Gedanken für den Augenblick nicht mehr fähig! Lagen ihm wirklich Christiane Elshorns Angelegenheiten so am Herzen?

In der That, sie lagen ihm auf dem Herzen in diesem Augenblick, um ihm das Herz zu brechen; sie erstickten ihn, sie trieben ihn dem Wahnsinn nahe. Auf seiner Giebelstube saß er auf dem Ruhebett, vornübergebeugt, die Hände zwischen den Knieen und die Finger krampfhaft verschränkend. Die Rettung, die Lebensrettung für das, was ihm das Theuerste auf Erden war — sie war da, in seine Hand gegeben und — er durfte sie nicht bringen. Er hätte es nicht gedurft, hätte er seine Mutter damit von den Todten erwecken können! Sein Eid, sein Gelübde, seine Berufsehre verboten es, und es verbot ihm die ganze dräuende Autorität jenes wunderbaren, mystischen, schreckbaren Instituts, dem er sich zugeschworen und dem er seine Stellung und seine Existenz verdankte, jener Kirche, die, wenn sie auch mit den Füßen rücksichtslos so manches Menschenherz zertritt, doch mit dem Haupt, um das gewunden sie die von Märtyrerthränen und Märtyrerblut triefende Stirnbinde trägt, in den Himmel ragt. In der That hatte auch der junge Priester niemals davon vernommen, daß einer seiner Mitbrüder das Beichtsiegel gebrochen hatte! Nie! Wo man in alten Geschichten davon las, da war es — Bärholm hielt sich davon überzeugt — da war es Verleumdung!

Und ohne es zu brechen — was konnte er beginnen? Was thun, ohne aus dem tiefen Abgrunde, worin es versenkt sein mußte, ein Geheimniß hervorzuholen und an das Licht des Tages zu stellen, das nicht ihm gehörte, das Gott, an dessen Stelle ihm die Vollmacht zur Sündenvergebung übertragen worden, anvertraut war.

Es war ein furchtbarer Conflict zwischen Pflicht und Leidenschaft in dem Innern des armen Menschen; ein Conflict, der Anfangs einen Kampf der Verzweiflung in ihm hervorrief und dann, nach Tagen, als dieser ausgestürmt, ihn in ein Gefühl absoluter Hilflosigkeit versenkte, das nach und nach in ein dumpfes Hinbrüten und völliges Gebrochensein überging. Und

dann, nach einer Zeit, begann er zu zweifeln, zu rütteln an den Grunddogmen, auf denen die Heiligkeit seiner Verpflichtung beruhte; zu grübeln über die Fälle, wo eine solche Verpflichtung offenbar in Widerspruch gerieth mit den Gesetzen der bürgerlichen Rechtsordnung, ohne welche kein gesittetfriedliches Zusammenleben der Menschheit möglich ist. Wenn ihm nun gebeichtet wurde — etwa die Zugehörigkeit zu einem Geheimbunde mit dem Zweck, die Staatsordnung umzustoßen und den Herrscher des Landes zu ermorden; die Theilnahme an einer Verschwörung, welche vieler Menschen Leben und Glück bedrohte? Wie dann? Hätte er auch dann das Siegel nicht brechen dürfen? War der Priester denn so ein Sclave seines Kirchenthums, so ein der Pflicht und dem Gewissensleben der übrigen Menschheit entrücktes Geschöpf und Werkzeug übersinnlicher Beziehungen, die doch nur auf Vorstellungen und Voraussetzungen, auf oft und viel bestrittenen Lehren beruhten, daß er sich in völligem Gegensatz zu diesen Pflichten und diesem Gewissensleben setzen durfte? Waren aller anderen Menschen Urrechte und Urpflichten nicht für ihn da, wenn die Kirche sprach?

Wie weit ging denn des Einzelnen Recht, seine persönliche moralische Verantwortlichkeit von sich zu werfen und sie gewissenberuhigt einer seinen Rücken deckenden Körperschaft aufzubürden?

Als eines Tages bei der Mahlzeit der Pfarrer von einem Preßproceß sprach, bei dem ein Redacteur wegen Verweigerung seines Zeugnisses eingesperrt worden war, fragte Bärholm:

„Wie erklären Sie diese Disparität der Behandlung, welche in solchen Fällen unsere Justizverwaltung gegen den Bürger und gegen den Priester übt? Wenn in einem Dorfe ein Verbrechen begangen ist, ein Todtschlag bei einer Kirchweihrauferei etwa, hätte sie ja nur den Geistlichen vorzuladen, der durch die Beichte wissen muß, wie es sich damit verhält . . ."

„Freilich," antwortete lächelnd der Pfarrer. „Aber Ihre Frage ist sehr naiv. Sie belästigt den Priester nicht, weil sie ihn zum Schweigen verpflichtet weiß."

„Sie weiß doch auch den Redacteur zum Schweigen verpflichtet. Sein Beruf, seine Stellung, das ihm geschenkte Vertrauen gebieten ihm zu schweigen, seine Mannesehre gebietet es ihm, ganz so wie dem Priester sein Gelübde. Weshalb nimmt die Justiz, der Staat, wollen wir sagen, hier auf seiner Bürger Ehre keine Rücksicht, wohl aber auf des ihm fremden Clerikers Gelübde?"

„Wie haben Sie sich zu so akademischen Fragen verrirt, mein lieber Caplan," versetzte der Pfarrer, ihn betroffen fixirend. „Wie können Sie dem Staat die Dummheit zumuthen, sich wider unser sigillum confessionis aufzulehnen — er würde damit ja nur Märtyrer schaffen, tausend Märtyrer; denn das steht doch auch bei Ihnen fest, daß jeder von uns sich lieber den Bestien des Circus vorwerfen ließe, als das Beichtsiegel brechen."

Caplan Bärholm schwieg, betroffen über die Energie dieses Ausbruchs.

„Die Jesuiten," sagte er nach längerer Pause, „sollen doch . . ."

„Was sollen die Jesuiten?"

„Man spricht von einer Cassette, die Joseph II. in Wien, in der Burg, in einem Mauer-Versteck aufgefunden haben soll, und darin die aufgesammelten Confessiones principum . . ."

„Ach bah — welche Verleumdung! Sie werden sich jedenfalls gehütet haben, so etwas in der Burg unterzubringen, die schlauen Väter! Nein, eine Beichte verräth auch ein Jesuit nicht!"

Damit erstarb das Gespräch.

Bärholm begann die Geschichte des Bußsacraments zu studiren. Aber je tiefer er in die Materie eindrang, als desto wesentlicher, desto bedeutungsvoller stellte sich dies uralte, aus der Natur der Menschenseele hervorgegangene, von den erleuchtetsten und größten Vätern der Kirche nach allen seinen Seiten hin behandelte Institut der Buße und Beichte, das schon Thomas von Aquin regelte und formte und ein Concil schon um 1215 zum Gesetz für den gläubigen Christen machte, vor ihn hin. Es konnte ihn Alles nur tiefer in Verzweiflung, in sein niederdrückendes Gefühl jammervollster Hilflosigkeit stürzen!

Nur eine Hoffnung gab es, einen Ausweg! Sein Beichtkind, die ihm das, was ihn jetzt so unglücklich machte, gestanden, mußte bewogen werden, zum Richter zu gehen und ihm was sie wußte mitzutheilen. Nahm der Richter sich der Sache an, so konnte Christianen erstattet werden, was ihr gehörte und was ihr das Leben rettete. Aber es war gewiß nicht leicht, die Frau Mertens dazu zu bewegen. Was hatte sie denn eigentlich anzugeben, was anders als — eine Vermuthung, einen Verdacht ihres Mannes. Hörte der Richter auf das, was sie sprach, dann lud er wohl noch zu seiner Information den Mann vor; und dieser würde in nicht geringen Zorn gerathen über Gewissensscrupel seiner Frau, die ihm solche Widrigkeiten zuzogen und ihm den Auctionator zum Todfeinde machten. Bärholm mußte auf den Gedanken verzichten, einen solchen Einfluß auf Frau Mertens auszuüben, um sie zu dem von ihm gewünschten Schritte zu bewegen — es sei denn, er hätte, um seinen Einfluß auf die Frau zu steigern, um sie willfährig und gegen seine Wünsche nachgiebig zu machen, um sie am Ende zu Allem zu bewegen, sich zu einer Heuchelei entschlossen. Er hätte den Schein angenommen von ihren Zuvorkommenheiten gerührt, von ihrer Persönlichkeit angezogen zu sein, und ihr den Eindruck, den ihre Reize auf ihn gemacht, so an den Tag zu legen, daß die eitle, emotionendurstige Frau ihm zu Liebe Alles that, was er verlangte. Wie leicht mochte es sein, wie wenig dazu gehören, sie zu täuschen — wie viel freilich dazu, die glücksbedürftige Seele einer solchen Frau später, wenn die Heuchelei nicht mehr nöthig war, wieder von sich abzulösen, wieder in die alte kahle Ferne gemessener Höflichkeit zu rücken! In seiner Noth aber, in einer schwachen Stunde halb entschlossen, auf diesem Wege Hilfe zu suchen, ging er eines Tages, wo er sie allein

wußte zu ihr; in der besten Absicht, ihr allerlei unverfängliche Artigkeiten zu sagen. Aber ach, als sie nun in ihrem Empfangszimmer, wo er sie erwartete, vor ihm erschien, kam ihm plötzlich bei dem Anblick dieser Persönlichkeit ein solches Gefühl von Widerwillen gegen sie, ein Gefühl so gründlicher Selbstverachtung wegen der frivolen Charakterlosigkeit, in die er schon so nahe daran war, sich verlocken zu lassen, daß er statt freundlicher nur ernste und gebieterische Worte an sie zu richten vermochte; gebieterisch, indem er sie aufforderte, nicht zu ruhen und zu rasten bis sie ihren Mann bewogen habe, die betrügerische Handlungsweise des Auctionators irgendwo zur Anzeige zu bringen. Das sei jenes Christenpflicht, und Bärholms Pflicht als Priester sei, darauf zu bestehen und nicht abzulassen, bis es geschehen. Frau Mertens aber erwiderte, ihr Mann werde nie und nimmer den Denuncianten machen wegen eines Verbrechens, das er ja ganz und gar nicht beweisen könne, das ja immerhin nur in seiner Vorstellung beruhe, auf seinen Combinationen, so daß man ja gar keine Handhabe sehe, um den Gerichten damit zu kommen; ja, das am Ende wirklich nicht begangen, sondern nur Erzeugniß des Argwohns ihres Mannes sei . . ."

„Was Sie mir im Beichtstuhl als bestimmte Thatsache angegeben," fiel ihr Bärholm zornig in's Wort, „wollen Sie jetzt als Chimäre behandeln, um sich Ihrer Pflicht als Christin zu entziehen? Damit entgehen sie mir nicht? Doch ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen sagen mußte . . . Denken Sie an Ihr Seelenheil und überlegen Sie sich meine Worte. Adieu!"

Damit ging er unwillig fort, um eine letzte Hoffnung ärmer, und nur noch tiefer in Verzweiflung.

In den nächsten Tagen war es nun, wo das Unglück wollte, daß Bärholm eine Einladung zu der Familie auf Kophorst erhielt, wo er einige kurze Augenblicke lang Gelegenheit erhielt, allein mit Christiane zu reden, wo er dabei einen tiefen und erschütternden Eindruck von der Verschlimmerung ihres leidenden Zustandes erhielt. Und unter diesem Eindruck war es, daß er in einem verhängnißvollen Augenblicke sich verabschiedend, gerade in der Minute fortging, welche ihn auf dem dunklen nächtigen Heimwege mit dem Auctionator Elshorn zusammentreffen ließ. Was zwischen Beiden geredet worden, das hatte der Auctionator in seinem Verhöre angegeben, aber er hatte nicht Alles angegeben: nicht, daß Bärholm ihn geradezu beschuldigt hatte, das Geld seines ehemaligen Mündels veruntreut zu haben, daß er in sich steigerndem Zorn, in furchtbarster Erregung ihm in's Gewissen zu reden begonnen, und daß er, Elshorn, mit den brutalsten Worten, mit beleidigendsten Schmähungen geantwortet, seine That geleugnet, den Caplan einen trunkenen Narren und was sonst noch Alles genannt, zuletzt einen ruchlosen Pfaffen, der mit Beichtgeheimnissen sich in anderer Leute Angelegenheiten mische.

Da war über Bärholm die helle nicht zu bezähmende Wuth Herr geworden; einen Augenblick war er stehen geblieben, um aufzuathmen, um wieder zu Luft zu kommen; und dann mit ein Paar langen Schritten den

vor ihm weiter taumelnden, laut in die Nacht hinaus schimpfenden Auctionator einholend, hatte er mit seinem Stock und dem schweren Metallknopf daran ihn niedergeschlagen wie ein böses, wildes Thier. Und in der Wuth auch noch, wie um die strafende That der Rache an dem Nichtswürdigen zu vollenden, sich bei ihm niedergeworfen und ihm den Mammon abreißen wollen, in dem das Heil für die arme Christiane lag. Aber er war nicht in dem Zustande, um in dunkler Nacht rasch damit zu Stande zu kommen. Wir wissen, daß er gestört wurde, daß er die Flucht auf die offene Haide hinaus ergriff, daß sein Verbrechen nicht zu seiner vollen Ausführung kam.

Das war das Geheimniß Bärholms, die psychologische Lösung des Räthsels, welches ihn umgeben hatte so manche Jahre hindurch. Es war in einem sonst gefestigten, an Selbstbeherrschung gewöhnten, besonnenen Männercharakter, in einer einfachen, auf Wahrheit gerichteten Natur, die aber leidenschaftlich tief und innig zu empfinden wußte, ein Augenblick eingetreten, wo die Reibung zwischen dem äußeren Gesetz, dem eisernen Gesetz des Schweigenmüssens und der echt menschlichen Empörung, daß unter dem Schutze dieses Gesetzes die Schandthat frei wuchern durfte — wo diese Reibung in ihm zur Flamme aufgeschlagen. Ein Augenblick war gekommen, wo bei dem Gedanken an das, was Christiane litt, unter der That des frech gewordenen, unverschämten, ihn beleidigenden und beschimpfenden Lasters, alles Blut in ihm in „gährend Drachengift" verwandelt worden, das gar nicht anders konnte, als in der unmittelbaren That sich Luft schaffen. Es war etwas vom Karl Moor in ihm in diesem Augenblick, vom Michael Kohlhaas, von allen Denen, welche empörtes Rechtsgefühl und die Unerträglichkeit der durch schweres Unrecht ihnen zugefügten Lebenspein zu der Selbsthilfe getrieben hat, durch welche sie untergingen.

Es ist kein Mann der, dem nicht gewisse Dinge das Blut so verwandeln können. Und wenn Thaten, wie die Bärholms die sittliche Weltordnung stören, so wird die Macht, welche über dieser die richterliche Waage hält, ihre Schale schwerlich darob gar zu tief niedersinken lassen. Wahrhaft herzbrechend aber war es gewesen, wie der arme Dorfcaplan seine That gebüßt hat. Seine ganze Natur und all sein Wesen hatte ihn dazu gedrängt, vor dem Richter frei zu bekennen, offen den Grund und die Genesis des Geschehenen darzulegen, mit freier offener Stirn sich zu vertheidigen, und wenn man ihn strafte, wie ein Mann die Folgen zu tragen.

Nun aber mußte er — leugnen, er mußte lügen. Die Ehre seines Standes, das Interesse seiner Kirche forderte es nicht allein — es war nichts Anderes möglich, denn, hätte er sich mit der Wahrheit vertheidigen wollen, so hätte er ja das Beichtgeheimniß verrathen müssen, dasselbe Geheimniß, durch dessen pflichttreue Bewahrung er in all das Leid gerathen. Hätte er durch offenherzige Entwickelung der Thatsachen sich dann auch rein gewaschen von jeglicher Schuld, er hätte dann doch dagestanden als meineidiger, seine Berufspflicht verrathender Priester. In dem frommen, gläubigen

Lande, in welchem er lebte, wäre von nun an Jedermanns Hand wider ihn gewesen, Jedermanns Fluch wäre auf sein Haupt gefallen, das Leben wäre ihm zur Hölle gemacht worden. Nein, er mußte täuschen, lügen, leugnen — das Beichtgeheimniß zeigte ihm eine noch furchtbarere Seite als es ihm vorher gezeigt hatte. Vorher hatte es ihn gezwungen, zu schweigen. Jetzt zwang es ihn, zu sprechen und — ein Lügner zu werden!

Aber nicht das allein! Es brachte noch Schwereres über ihn. Er wurde freigesprochen — aber glaubte man an die Schuldlosigkeit? Seine Mitbrüder schwerlich; er nahm es nur zu deutlich wahr durch die Umwandlung ihres Benehmens gegen ihn; mit einer gewissen unbefangenen Formlosigkeit hatten sie bisher mit ihm verkehrt; jetzt zeigten sie, und das am meisten in Gegenwart Dritter, eine auffallend achtungsvolle förmliche Beflissenheit, und hielten im Uebrigen sich in einer kühlen Entfernung von ihm. Es war offenbar unter ihnen die Parole ausgegeben, durch solches Benehmen die Augen der Welt über ihre eigentliche Ueberzeugung zu blenden. Und Bärholm erfüllte dies Wesen, aus dem er etwas wie einen fortwährenden Hohn herausfühlte, mit grenzenloser Bitterkeit.

Das Alles aber, das Alles war das Schlimmste nicht. Das Schlimmste war, daß auch die Familie auf Kophorst und vor Allem, daß — Christiane der schwachen Vertheidigung, welche die Jury, unter äußeren fremden Einflüssen stehend, fast gewaltsam als genügend angenommen hatte, nicht glaubte. Als er freigesprochen war, hatte Graf Rodenburg die Gegend verlassen und ein Gut weit im Süden des Landes bezogen. Bärholm richtete ein langes Schreiben an ihn, das durch seine Reticenzen, seine gewundenen und verhüllenden Wendungen — wie konnte er anders — einen sehr unbefriedigenden Eindruck gemacht haben mußte — der Graf hatte sich nicht herabgelassen zu antworten. Und Christiane? Dachte sie anders, als die Menschen, unter denen sie lebte?

Er empfand den unwiderstehlichen Drang, darüber Licht und Klarheit zu erhalten — er sagte sich, daß er nicht werde leben können, ohne daß zwischen ihm und ihr Wahrheit sei; ohne daß sie ihm verziehen habe eine Schuld, für die er von Gott keine Verzeihung verlangte und erflehte, da er sie trotz allem, was sein Verstand ihm darüber sagte, innerlich als eine Schuld nicht empfinden konnte. Er ließ sich von seinem Pfarrer einen Urlaub geben, um, wie er sagte, auf einer einsamen kleinen Fußreise sich von all den Gemüthserschütterungen, die er durchlebt, zu erholen. Als er ihn erhalten, wanderte er dem Süden zu. Und am Abend des zweiten Reisetages kam er in dem Weiler an, von welchem das Gut, welches Graf Rodenburg jetzt bewohnte, etwa zehn Minuten weit entfernt lag.

Er kannte die Lebensgewohnheiten Christianens, die Zeit, wann sie mit ihrem Unterricht in den Vormittagstunden zu Ende, ihre Pfleglinge zur Gräfin hinübersandte und dann sich, wenn das Wetter günstig war, durch einen Spaziergang zu erfrischen pflegte. So begab er sich am andern Tage

zeitig zur Stelle, und von der Ferne aus den Eingang des Edelhofes in's Auge fassend und bewachend, sah er sie nach längerem Harren erscheinen und die Portaltreppe niederschreiten. Er folgte ihr unbeobachtet auf versteckt liegenden Parkwegen — und dann rasch eine Querallee durchschreitend fand er sich nach kurzer Zeit am Ende eines dichten aus jungen Fichten gebildeten Ganges, der ihn durch seine üppig aufgetriebenen dunklen Seitenwände jedem Menschenauge verdeckt hielt —, es war Christianens Lieblingsspaziergang geworden, weil sie hier Schutz vor jedem Luftzug hatte.

Christiane näherte sich ihm ohne ihn zu erkennen; erst als er selbst ihr entgegengeschritten kam, blieb sie plötzlich stehen und stieß einen halbleisen Ruf des Schreckens aus.

„O mein Gott, Sie — Sie, den ich nie wiederzusehen gehofft!" sagte sie, ihre beiden Hände auf das schmerzlich aufklopfende Herz legend.

„Gehofft, nie wiederzusehen — das ist ein hartes Wort, Christiane!" stammelte er.

„Wissen Sie, ob ich dabei nicht auch hart gegen mich bin?" versetzte sie nach einer kurzen Pause, in welcher sie nach Luft gerungen und einen Blick in sein bleiches Gesicht geworfen; „aber hart oder nicht hart," fügte sie dann hinzu, ich will und darf Sie nicht mehr sehen, nie, nie wieder Bärholm, Sie sollen gehen und mir die Gewißheit geben, daß Niemand, der Sie kennt, Sie in dieser Gegend erblickt ..."

„Ich werde gehen," antwortete er, „sicherlich werde ich gehen, auch ohne Ihr Gebot, Christiane. Aber ich werde nicht gehen ohne das Bewußtsein daß innerlicher Frieden zwischen uns ist, daß nichts den Seelenbund zerreißen kann, den wir geschlossen haben . . ."

„Seelenbund!" fiel sie fast heftig ein — „ist es denn nicht Frevel und Sünde auch nur davon zu reden? Dürfen Sie, darf ich . . ."

„Oh," sagte er, sie unterbrechend — „so haben Sie nicht immer gesprochen, und ich sehe jetzt, wie Recht ich hatte zu kommen, um Ihnen Alles, die ganze Wahrheit zu sagen. Denn dazu komme ich, Christiane, Ihnen die Wahrheit zu bekennen, von einem übermächtigen Bedürfniß, Ihnen zu beichten und mein Herz offen zu legen, zu Ihren Füßen gezogen . . ."

„Als ob," entgegnete sie mit einem schmerzlichsten Aufathmen und Ringen nach Luft — als ob es dessen bedürfte, als ob ich die Wahrheit nicht ahnte, wüßte . . ."

„Also auch Sie haben ein anderes Verdict für mich als das Gericht? Wohl, wohl, die Welt hat es — weshalb sollten Sie es nicht haben? Und Sie haben ja Recht. Und die Welt hat Recht. Ich bin schuldig; schuldig einen Menschen haben ermorden zu wollen, und der noch gemeineren That, des Versuchs, ihn um sein Geld zu berauben!"

„Also wirklich, wirklich!" sagte Christiane mit bleichen, zitternden Lippen und mit dem Ausdruck furchtbaren Erschreckens ihre großen Augen auf ihn heftend.

„Also,“ fiel er ein, „welche Gemeinschaft kann noch zwischen uns sein? wollen Sie sagen. Und doch versichere ich Sie, Christiane, trotz meiner Verbrechen fühle ich mich nicht unwürdiger, nicht gedemüthigter, nicht schlechter vor Ihnen als ich je vorher mich fühlte. Sie müssen nur auf mich hören, nur wissen wie Alles gekommen und zugegangen. In rasendem Zorn habe ich eine That des Zornes begangen. Mein Zorn aber war gerecht und wohl begründet. Ich wußte, daß jener Mann, den ich niederschlug, ein Räuber war, und den Raub wollte ich ihm entreißen. Glauben Sie etwa für mich? Nein, das haben Sie nicht von mir glauben können!“

„Glauben? Nicht glauben? Weiß ich es denn?“ antwortete sie kaum hörbar.

„Das einzige, was mich schwer bedrückt,“ fuhr er fort, „das einzige, was wie ein furchtbares Unglück auf mir lastete, war, daß ich meinen Richtern vor der ganzen Welt nicht die Wahrheit bekennen durfte. Daß ich mit groben Unwahrheiten mich herauswinden, daß ich lügen mußte. Aber ich mußte ja. Ich stand unter dem Drucke einer Gewalt, gegen die ich nicht ankämpfen konnte. Es war nun einmal mein Schicksal: ich mußte mich innerlich durch eine Lüge entehren, um nicht — die Kirche zu entehren. Ich mußte mich selbst zu opfern verstehen. Und das vornehmlich ist es, was mich so übermächtig zu Ihnen treibt, Christiane — vor Ihnen muß ich aussprechen, daß ich der Mann war, ich und Niemand anders, der in jener Unglücksnacht auf der Heerstraße Elshorn niederschlug — daß ich es war, der ihm gierig seinen Schatz zu rauben suchte — und von Ihnen muß ich hören daß Ihr Herz weit und groß genug ist, um zu begreifen, daß ein Mann in flammender Leidenschaft so handeln kann, ohne darum ein Nichtswürdiger zu werden, und daß Sie ihm verzeihen können . . .“

„Mein Gott, ich will ja das Alles glauben und will ja Ihnen verzeihen, wenn Sie mich auch sehr, sehr unglücklich durch Ihre That gemacht haben. Aber ich will sie Ihnen ja verzeihen, ich will Gott bitten, daß er sie Ihnen verzeiht . . .“

„Und wollen Sie noch einmal, zum letzten Mal für das Leben vielleicht, Ihre Hand zum Zeichen der Verzeihung in diese . . . Mörderhand legen?“

„Auch das will ich,“ versetzte Christiane unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit, von dem Feuer seiner Worte schon ganz erweicht — „auch das will ich von ganzem Herzen gern, aber dann auch . . .“

„Dann auch soll ich gehen, um nie wiederzukehren?“ fiel er ihr feurig, ihre sich ihm entgegenstreckende Hand ergreifend, ein. „Mein Gott, ich will es ja — nur das eine noch muß ich Ihnen sagen, das eine, was mich rechtfertigt, das, wodurch die Flamme der Leidenschaft entzündet worden; in der ich so blindlings handelte. Nicht einen Schatz für mich zu gewinnen war mein Verlangen. Nein, sicherlich nicht! Ich wußte — durch die Beichte wußte ich, daß Elshorn, dessen Mündel Sie waren, Sie um die Summe, welche er bei sich trug, just um dieselbe Summe, betrogen hatte,

das war's — Ihnen wollte ich verschaffen, was Ihnen gehörte, Ihnen das, was Sie bedurften, um Ihre volle Gesundheit wieder zu erlangen . . ."

Christiane sah ihn mit großen aufstarrenden Augen an. Sie war noch bleicher geworden als sie gewesen. Stumm sah sie ihn an — regungslos geworden wie eine Bildsäule.

Und dann fiel es leise, mühsam von ihren Lippen:

„Meinetwillen! Um meinetwillen Alles? Großer Gott, weshalb haben Sie mir das gesagt? Weshalb nur das?! Das ist ja fürchterlich!"

Sie ließ den Kopf sinken und in Thränen ausbrechend, bedeckte sie mit beiden Händen ihr Gesicht.

„Fürchterlich, wenn Sie sehen, wie Sie der einzige Mittelpunkt meines Denkens, wie meines Handelns sind . . ."

„Und Sie fühlen nicht, wie dies mein ganzes Leben vergiften muß? Wie ich mich herabgezogen fühlen muß in Ihre Schreckensthat, zur Mitschuldigen eines Verbrechens . . ."

„Daß Sie mir also nun doch nicht vergeben haben!" unterbrach sie mit tiefschmerzlichem Ton Bärholm.

„Vergeben — nicht vergeben — ich weiß es ja selbst nicht, nur das Eine, daß ich jetzt für immer grenzenlos unglücklich bin — o lassen Sie mich, lassen Sie mich," rief sie fast heftig aus, als er ihre wankende Gestalt wie um sie zu stützen, umfangen wollte — „lassen Sie mich gehen, Sie sollen mich gehen lassen, ich will nichts hören mehr von all dem Schrecklichen — wenn Sie mich nicht lassen, wenn Sie mich begleiten, rufe ich laut um Hilfe!"

Und ganz außer sich wandte sie sich und wankte davon, um, immer rascher eilend, bald ganz seinen Augen zu entschwinden.

Bärholm stand wie von Schrecken an den Boden geheftet. Er begriff sie nicht. Er faßte diese plötzliche Verzweiflung einer Seele nicht, deren moralische Kraft zu Ende war, als sie sich mit dem eigenen Selbst in eine dunkle That verstrickt sah, die sie bisher doch immer als die eines Anderen in eine gewisse Ferne gerückt erblickt hatte, jenseits einer Kluft, die doch immer Kluft geblieben, trotz alles ihres Mitleidens, trotz aller Fäden, die zu Ihm hin sich hinüber spannen.

Und das war das Ende seiner Beziehungen zu dem jungen Mädchen, das sein Schicksal ihm auf den Lebenspfad geführt. Er ist von dannen gegangen und hat ihr nie wieder ein Lebenszeichen abgewinnen können. Nichts als was er durch das Gerücht vernommen hat, ist ihm von ihr kundgeworden, daß sie noch immer kränkle und leide; und dann, nach etwa zwei Jahren, hat er, eines Tages bei seinem Pfarrer eintretend, auf dessen Tisch einen schwarzgeränderten Brief liegen sehen, den er aufgenommen, um, vor Schrecken erstarrend, darin Christiane Elshorns Todesnachricht zu lesen. Graf Rodenburg hatte sie an den Pfarrer adressirt — ihm war keine gesandt worden.

Und das hatte ihm den letzten Stoß gegeben! Auch der Gedanke, wie groß sein eigenes Verschulden an diesem traurigen Ende gewesen. Sie hatte ihn doch geliebt, nur ihn; und in ihm hatte sie nicht nur einen Verbrecher erblicken müssen, einen Unwürdigen, einen ruchlosen Menschen, nein, sie war selbst in die Sphäre des Verbrechens durch ihn herabgezogen worden . . . so wenigstens hatte sie empfunden und mit sich herumgetragen! War es nicht genug für ein so edles, reines, kindliches Mädchenherz, um daran zu Grunde zu gehen? Daran allein schon?

In der That, er hatte den letzten Stoß dadurch empfangen, unter dem von diesem Augenblicke an seine starke Natur zusammenbrach. Er ward krank, verschmähte jede ärztliche Hilfe, schleppte sich auf langen einsamen Wanderungen umher und fühlte täglich mehr seine Kräfte schwinden.

Als es dahin gekommen, daß er seine Dienstobliegenheiten nicht mehr erfüllen konnte, hatte die Frau, die ursprünglich durch ihre Bekenntnisse ihn in all sein Elend versenkt, sich ihm wieder genähert. Sie war Wittwe geworden unterdeß, die Frau Försterin Mertens; sie hatte ihm zugeredet zu ihr zu ziehen und sich von ihr pflegen zu lassen, und er, der jetzt ein schwacher, sich willenlos und hilflos fühlender Mann war, hatte sich in ihre Vorschläge ergeben und war ihr Miethsmann geworden. — Gepflegt hatte sie ihn dann eifrig genug, mit großer und aufopferungsvoller Beflissenheit; aber dennoch war es mit ihm bergab gegangen, bis zu dem Tage, wo ich ihn wiedersah.

Das war die Geschichte, die seine Aufzeichnungen mir enthüllten.

Als ich am anderen Tage ging, ihm sein Manuscript, dieses erschütternde Gemälde eines Menschenlebens, das zermalmt worden unter der Wucht eines Vermächtnisses dunkler Jahrhunderte, bei dem ebenfalls das Wort gelten konnte:

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“

zurückzubringen, empfing die Frau Mertens mich im Hausflur und führte mich in ein kleines Empfangszimmer, das der Wohnung Bärholms gegenüberlag. Sie sah bleich und sorgenvoll aus, und blickte in offenbarer Aufregung wie am gestrigen Tage wieder auf das Manuscript in meiner Hand.

„Was mögen Sie nur Alles in seinen Aufzeichnungen gefunden haben,“ sagte sie, „gewiß — er ist so wunderlich oft und so unzuverlässig in seinem Gedächtnisse — gewiß recht wirres Zeug und krankhaft aufgefaßte Dinge, so daß Sie sich von den Leuten und den Geschehnissen hier nun eine recht falsche Vorstellung machen müssen . . .“

Dabei sah sie mich wie unsicher forschend an. Die Frau, sagte ich mir, mußte etwas auf dem Gewissen haben, was sie durch Bärholms Manuscript verrathen fürchtete. Vielleicht bereute sie noch immer, daß sie damals vor Jahren nicht Bärholm den Willen gethan und ihren Mann bestimmt, dem Vormund Christianens sein Unrecht vorzustellen und ihn zu bedrohen, wenn er es nicht wieder gut mache. Vielleicht auch, daß sie nicht den moralischen

Muth gehabt, selbst vor aller Welt auszusprechen was sie wußte, und den Menschen, den Elshorn, so zu zwingen, seinen Raub herauszugeben. Aber es war nicht das. Ich antwortete:

„Es ist klar und verständlich genug, was er schreibt!"

Darauf schüttelte sie den Kopf, verschränkte, zu Boden blickend, die Hände im Schooße, und sagte in einem halblauten klagenden Ton:

„Nun freilich, er ist ja immer noch ein so heller gedankenreicher Kopf! Er hat nur immer die Menschen für zu gut gehalten, und sein Unglück war, sein eigentliches Unglück: er wußte nicht, daß auch in der Beichte gelogen wird!"

„Gelogen?!" rief ich erstaunt aus. „Wie? Wozu?"

„Wozu?" Sie zuckte die Schultern; nach einer kleinen Pause antwortete sie:

„Mein Gott, wozu nicht Alles! Ein unbestimmtes Gerücht wird als Thatsache ausgegeben, ein ganz persönlicher Argwohn mit einer Bestimmtheit, als handle es sich um etwas Geschehenes, vorgebracht; es ist ja so leicht, sich mit seinen Gewissensnöthen dann darein verflochten zu zeigen, so daß der Priester darauf eingehen muß . . ."

„Aber, ich frage noch einmal, wozu das nur?" unterbrach ich sie.

„Nun einfach, um dem Beichtiger ein Urtheil über die Sache abzugewinnen, seine Meinung zu hören — am Ende auch nur sein Interesse zu erwecken, ihm Neues zuzutragen, ihm wichtig und interessant zu werden, den Eindruck zu beobachten, den das Mitgetheilte macht . . . wir sind alle schwache Menschenkinder, und wenn man jung ist . . ."

Ich starrte der Frau wahrhaft entsetzt in's Gesicht.

„Darum," fuhr sie noch leiser flüsternd fort, „wenn davon in den Schreibereien, welche er Ihnen gegeben hat und die er mir nicht zeigen will, die Rede ist, so denken Sie darum nicht schlechter von . . . von . . ."

Von wem ich nicht schlechter denken sollte, kam nicht über ihre Lippen; sie fuhr statt dessen mit ihrem Tuch nach ihren Augen und wischte ein Paar Thränen, welche da hervorquollen, fort.

Ich konnte nichts anders, als dieser Sünderin furchtbar erschrocken in das gelbliche Antlitz starren, dessen Fibern in ein leises Zucken gerathen waren.

Aufspringend sagte ich endlich:

„Gottlob, es steht nichts davon in der Aufzeichnung Bärholms! Und deshalb — wenn Sie je in seiner Gegenwart ein solches Geständniß sich über die Lippen schlüpfen ließen — o mein Gott, es würde ihn tödten, Sie würden seine Mörderin sein!"

„Das weiß ich!" versetzte sie flüsternd — „ich werde es nicht!" —

Als ich dann zu ihm hinüberging, hatte ich Mühe, die Fassung zu gewinnen, um ihm mit völlig ruhigen Zügen entgegen zu treten.

„Ich danke Ihnen," sagte ich, ihm die Hand reichend," für Ihr unbegrenztes

Vertrauen! Ich habe nie etwas mit größerer Seelentheilnahme gelesen, als hre Blätter. Und nun würde ich sagen: Tout comprendre, c'est tout pardonner, wenn ich etwas zu verzeihen hätte, wenn überhaupt irgend Jemand in der Welt Ihnen etwas zu verzeihen hätte, nachdem Sie mehr als zehnfach eine That gebüßt, über deren moralische Abschätzung und Schuldgewicht sich ja gar Manches sagen läßt!"

„Er nickte melancholisch lächend mit dem Kopfe.

„Gebüßt!" sagte er mit einem schweren Seufzer, „ja das hab' ich!"

„Und Ihre volle Legitimation zu Ihrer theoretischen Arbeit, deren Studium mir noch bevorsteht, ist sicherlich durch diese Blätter hier vollaus nachgewiesen. Aber haben Sie Eins bedacht?"

„Was wäre das?"

„Daß Sie selbst für das Institut, dessen Verderblichkeit Ihre gelehrte Arbeit beweisen soll, ein schwerwiegendes Zeugniß ablegen, indem Sie diese Blätter schrieben, diese Blätter in meine Hände legten? Was sind sie anders als eine von Ihnen freiwillig abgelegte, von einem tiefen Seelenbedürfniß des Bekennens abgezwungene — Beichte."

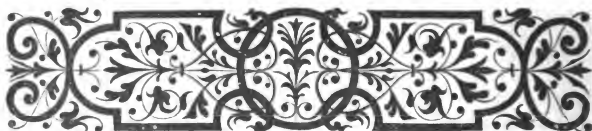
„Er sah mich betroffen an."

„In der That — der Mensch ist ein widerspruchsvolles Geschöpf", sagte er. „Aber jenes tiefe Seelenbedürfniß des Bereuens, Bekennens, Büßens und der Selbstanklage — sollte es am Ende etwas anderes sein, als der uns eingeborene, unausrottbare Drang nach Wahrheit, der einmal wenigstens sich Luft machen will und muß? Gegen Einen Menschen wenigstens?"

„Wohl möglich," versetzte ich, „wir dürfen es ja so auffassen!" —

Ich habe von diesem Tage an Bärholm fast täglich besucht und viel noch über seine gelehrte Arbeit mit ihm debattirt, die ich ihm doch nicht rathen konnte zu veröffentlichen. Ich fand sie nicht beredt, nicht rückhaltlos scharf, nicht schwerwiegend genug, um auf eine so viel erörterte polemische Frage einen nachhaltigen Einfluß auszuüben — fand sie aber hinreichend ketzerisch, um Wirkungen hervorzurufen, welche dem Verfasser seine letzten Tage bitter vergällen müßten. Obwohl er diese Wirkungen nicht zu scheuen behauptete, ergab er sich doch darein und unterließ die mißliche Verleger-Suche.

Als der Winter zu Ende war, entführten mich die Lenzmonate dem Dorfe und meinem heimischen Herd. Erst im Spätherbste kehrte ich zurück und fand Bärholm nicht mehr. Der arme Dorfcaplan war seinen Leiden erlegen. War er Verbrecher oder Märtyrer? Bei wie vielen gequälter, durch eine Schuld untergegangener Menschen-Existenzen kann man nicht dieselbe Frage aussprechen!



Stein und die Reform der preußischen Verwaltung.*)

Von

Philipp Zorn.

— Königsberg. —

Unter den zahlreichen und schweren Problemen, welche der heutigen Generation zur Lösung gestellt sind, ist eines der höchsten, vielleicht das höchste, weil von seiner Lösung die Lösung aller übrigen bedingt ist: die Organisation der Verwaltung.

Die Möglichkeit großer und concentrirter Machtentfaltung eines Staates ist neben der Militärorganisation in erster Linie bedingt von der Organisation der inneren Verwaltung; ja man wird noch weiter gehen und behaupten

*) Die vorstehende Abhandlung enthält (mit einigen Abänderungen und Erweiterungen) eine zu Königsberg gehaltene Festrede zum Geburtsfeste Seiner Majestät des Kaisers. Das thatsächliche Material ist im Wesentlichen entnommen den officiellen Actenstücken, welche jüngst Ernst Meier in seinem ausgezeichneten Werke: „Die Reform der Verwaltungs-Organisation unter Stein und Hardenberg" (Leipzig 1881) theis ganz neu, theils in wesentlich verbesserter Weise gegenüber den bisherigen Publicationen aus dem geheimen Staatsarchiv und den Acten des Ministeriums des Innern veröffentlicht hat. Das Meier'sche Werk eröffnet uns zum ersten Male einen vollständigen Einblick in die großartige Gedankenarbeit, vermittelst deren die Verwaltung des preußischen Staates nach der Katastrophe von 1806 auf völlig neue Grundlagen gestellt wurde. Von diesem Einblicke aber ist auch das Verständniß der heutigen Reformbewegungen auf dem Gebiete der Verwaltung bedingt; ein eingehendes Studium jener Gedankenarbeit wird in Jedermann die von Meier in der Vorrede ausgesprochene Ueberzeugung hervorrufen: „daß die damalige Gesetzgebung mit Einschluß der damaligen Gesetzentwürfe die Grundlage für alle organisatorischen Gestaltungen bildet, welche sich im Laufe dieses Jahrhunderts in Preußen und in Deutschland lebensfähig erwiesen haben."

dürfen: die Möglichkeit einer guten Militärorganisation ist wenigstens da, wo das Heer ein Volksheer, wo die Armee, um die Worte unseres Kriegsdienstgesetzes anzuführen, die Bildungsschule der ganzen Nation für den Krieg ist, nur gegeben auf der Voraussetzung einer guten Organisation der inneren Verwaltung. Nur der Staat, der schon im Frieden die Volkskräfte systematisch und sorgfältig für seine Zwecke organisirt hat, wird gegebenen Falles sich fähig erweisen, dieselben zu starker und nachhaltiger Verwendung im Kriege heranzuziehen.

Das Problem der Organisation der inneren Verwaltung ist zur Zeit für den preußischen Staat in seinem jetzigen Gesammtumfang noch keineswegs vollständig gelöst. Und wer sich gern mit Stolz der staatlichen Einrichtungen des Vaterlandes freut, der wird sich vielleicht einer ganz besonderen Sorge gerade bezüglich dieses Zweiges unserer gesetzgeberischen Entwickelung nicht entschlagen können, wenn er aus der Geschichte den einheitlichen und für seine Zeit ausgezeichneten Verwaltungsbau Friedrich Wilhelm I. kennen und bewundern gelernt hat. Denn seit Friedrich Wilhelm I. hat der preußische Staat nie mehr wieder das hohe Gut einer einheitlichen Verwaltungsorganisation besessen und es darf wohl auch mit Recht behauptet werden: die Organisation der Staatsverwaltung in Preußen hat nicht immer und in allen Theilen gleichen Schritt gehalten mit der anderweitigen staatsrechtlichen und wirthschaftlichen Entwickelung der Monarchie; speciell gilt dies von der Verwaltung des platten Landes.

Es ist ja gewiß nicht zu leugnen: die Schwierigkeiten, die sich der Lösung dieses Problemes speciell für Preußen im 19. Jahrhundert entgegengestellt haben, waren ganz besonders große. Und wenn wir die Verwaltungsgesetzgebung Friedrich Wilhelm I., unseres größten inneren Königs, wie ihn Schön einmal so treffend genannt hat, bewundern, so kann dies doch, wenn anders wir historisch gerecht sein wollen, nur mit dem Vorbehalte geschehen, daß seine Aufgabe eine außerordentlich viel leichtere war, als dieselbe Aufgabe in der Fassung unseres 19. Jahrhunderts.

Nach den verschiedensten Richtungen hin ließe sich dies ausführen: die Bevölkerung im Staate Friedrich Wilhelm I. war in ihren historischen und religiösen Traditionen ganz homogen; der Gegensatz der Interessen von Ackerbau, Industrie und Handel war noch nicht von großer Bedeutung, und vor allem konnte sich der König für die Verwirklichung seines Willens, des im Verhältniß zum constitutionellen Staate sehr viel einfacheren Apparates der absoluten Staatsform bedienen. Wir wollen jedoch nur einen Punkt eingehender betrachten: Der Staat Friedrich Wilhelm I. war im Verhältniß zum heutigen preußischen Staate klein, und schon der erweiterte Umfang des Staatsgebietes allein schließt eine bedeutende Erschwerung der Aufgabe in sich.

Leicht tendiren große Provinzialverbände im Staate zu Sonderbestrebungen und begehren größere Selbständigkeit, als diese in einem Staatswesen verstattet werden kann, dessen welthistorische Stellung und Aufgabe, wie dies bei Preußen der Fall, durchaus auf der Möglichkeit concentrirter

Machtentfaltung beruht. Demgemäß bilden auch in denjenigen beiden Staaten, welche neben Deutschland die Hauptträger der europäischen Staats- und Culturentwickelung repräsentiren, große Provinzen nicht die Grundlage der Staatsverwaltung. Die französische Verwaltungsorganisation speciell, welche aus den Stürmen der großen Revolution hervorging, und welche ihre Lebensfähigkeit im 19. Jahrhundert in ausgezeichneter Weise bewährt hat, so zwar, daß selbst die jetzige radicale Republik an dieser durchaus auf dem absolutistischen Staatsgedanken Napoleon I. beruhenden Verwaltungsorganisation in den Principien nichts geändert hat, diese Organisation hat die früheren großen Provinzialverbände völlig beseitigt. Die altberühmten Namen der Bretagne, Gascogne, Burgund, Vendée und wie sie alle heißen, haben nur mehr historische, aber keine staatsrechtliche Bedeutung: an ihre Stelle sind als Verwaltungsbezirke ausschließlich getreten die nach der Schablone abgegrenzten Departements von kleinem territorialen Umfang, über welchen eine höhere Stufe der staatsrechtlichen Organisation nicht mehr steht.

Aehnlich war der historische Entwickelungsgang auch in England. Dabei mag jedoch eine allgemeinere Bemerkung über diesen Staat und seine Verwaltung verstattet sein. So sehr die Völker darauf angewiesen sind, an einander und von einander zu lernen, so ist doch der Zweifel berechtigt, ob gerade das englische Vorbild, wie man behauptet, für unsere deutschen und preußischen Verhältnisse ein ganz besonders nachahmenswerthes ist. Unter den Staatsmännern, welche im Anfang dieses Jahrhunderts die große Reform der preußischen Verwaltung ausarbeiteten, war Vincke der Hauptvertreter englischer Gedanken; ihm erschien es als das Beste und erschien es auch möglich, die englischen Einrichtungen auf den preußischen Staat zu übertragen. Dem gegenüber verwies insbesondere Stein auf die Verschiedenheit der historischen Traditionen und auch des Culturzustandes im Volke. Und diese Mahnung Steins darf auch heute wohl in Erinnerung gebracht werden. Wichtiger aber vielleicht noch als der von Stein hervorgehobene Gesichtspunkt ist ein anderer, nämlich die Verschiedenheit des Staatszweckes: England hat seit Jahrhunderten, Dank seiner glücklichen Lage, sich so gut wie ausschließlich dem Zwecke widmen können, für das materielle Wohl seiner Angehörigen zu sorgen. Naturanlage und Interesse haben dem englischen Staatswesen seit Jahrhunderten diese Bahn gewiesen. Den politischen Händeln des Festlandes gegenüber hat England immer sich die Möglichkeit einer Politik der freien Hand bewahrt, und um die Wilden an den verschiedenen Enden des Erdkreises mit den liebenden Armen englischer Colonialpolitik zu umfassen, dazu genügt auch die schlechte englische Militärverfassung. So braucht dort die Organisation der inneren Verwaltung sich nicht durch Rücksichten auf die Militärorganisation beengen zu lassen. Wir aber sind nicht in der glücklichen Lage, uns so ausschließlich der Pflege materieller Interessen widmen zu können. Unsere auswärtigen Sorgen übersteigen das Niveau der Sorge, wie der oder jene wilde Stamm in fernen Welttheilen

sich am besten fructificiren lasse, um ein ganz Erhebliches. Der Zweck, den der deutsch-preußische Staat nach seiner historischen Entwickelung und seiner territorialen Lage zu erfüllen hat, bedingt eine starke Militärorganisation, darum kann das englische Vorbild, so schön dessen Nachahmung bei uns vom Standpunkt der idealen Theorie gefunden werden möchte, für uns nicht in erster Linie maßgebend sein.

Auch für die Organisation der preußischen Verwaltung hat der Gedanke, die Provinzialverbände aufzuheben eine bedeutende, Rolle gespielt. Von den großen Reformentwürfen für die preußische Verwaltung, deren Grundgedanken Stein zuerst in der berühmten Nassauer Denkschrift vom Junius 1807 als Skizze niedergelegt hatte, kam bekanntlich Einer nicht zum gesetzgeberischen Abschlusse, nämlich der auf die Verwaltung des platten Landes bezügliche. Unter den zahlreichen Plänen, welche nach dem Ausscheiden Steins aus dem Staatsministerium noch hierüber ausgearbeitet wurden, ist das Reifste und Vollendetste eine Denkschrift des auch sonst an der Reformarbeit hervorragend betheiligten Königsberger Regierungsrathes Friese. Die zahlreichen Denkschriften aus jener Zeit dürfen überhaupt ohne Bedenken als das Beste bezeichnet werden, was wir an verwaltungsrechtlicher Literatur für Preußen besitzen. Die ganz neuerdings erfolgte Publication dieser Denkschriften aus den Acten der Archive und Ministerien durch Ernst Meier, bietet für viele Materien vollständig neue Aufschlüsse, bezüglich anderer wird unsere bisherige Kenntniß wesentlich ergänzt und rectificirt; letzteres gilt insbesondere von den durch Pertz in seinem Leben Steins mitgetheilten Materialien. Speciell ergiebt sich aus diesen neuen Publicationen, daß das ostpreußische Provinzialdepartement unter Schrötter für die Einzelheiten der Reformarbeit weitaus das Meiste und Beste geleistet hat.

In jener Denkschrift Frieses ist mit aller Entschiedenheit der Gedanke vertreten: daß der ganze bisherige Provinzialverband aufgehoben werden müsse; höhere Verwaltungsbezirke als die Kreise dürfe es überhaupt nicht geben, denn — so begründet Friese diesen Vorschlag — „die Absonderung nach Provinzen habe dem Nationalcharakter des Volkes geschadet; sie sei eine Quelle von Separat-Interessen gewesen; man habe immer nur an die Provinz gedacht und darüber den Staat vergessen.“

Und dabei gehörte Friese keineswegs zu denjenigen Mitarbeitern Steins, welche, von fremdem Lichte geblendet, kritiklos die Uebertragung der von anderen Staaten importirten Gedanken auf den preußischen Staat als das einzige Rettungsmittel ansahen; vielmehr erkannte sein Auge mit großer Klarheit und Schärfe die historischen Voraussetzungen, auf welchen in Preußen gebaut werden müsse, und seine Reformvorschläge waren nicht verwirrt von theoretischen Idealen, wie sie so leicht über den Mann der Studirstube die Herrschaft gewinnen.

Dem Friese'schen Gedanken wurde durch die Gesetzgebung keine Folge gegeben. Derselbe trat dann neuerdings wieder energisch hervor bei Be-

rathung der Verfassung, aber auch damals erfolglos. Die Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und dadurch in der Seele des Volkes tief Begründeten war — und wir dürfen von ganzem Herzen sagen: Gott sei Dank! — in Preußen jederzeit zu tief begründet, als daß man leichthin die radicalen Gesichtspunkte der französischen Revolution sich hätte zu eigen machen können oder wollen.

Aber Schwierigkeiten hat es genug gemacht, die historischen Provinzialverbände zu conserviren und doch den Geboten einer gesunden Verwaltungspraxis Rechnung zu tragen: denn vom Standpunkte der letzteren war es unzweifelhaft — und ist auch in der That von keinem der Staatsmänner, die an der großen Reform mitgearbeitet haben, bestritten worden — daß die historischen Provinzialverbände für eigentliche Verwaltungsbezirke viel zu groß seien.

Die gesetzliche Erledigung dieses Punktes bildet einen der interessantesten und bedeutendsten Bestandtheile der an den Namen Steins geknüpften Reformgesetzgebung. Eine erschöpfende historische Erörterung der dabei in Frage kommenden gesetzlichen Bestimmungen läßt sich allerdings innerhalb des hier gezogenen Rahmens nicht geben: sie müßte zur Voraussetzung haben eine vollständige Darlegung des von Friedrich Wilhelm I. gelegten Verwaltungssystemes.

Es war für die Zeit dieses Königs gewiß ein durchaus gesunder Gedanke, die Verwaltung nach Provinzen ohne einheitliche Centralbehörden zu organisiren. Denn der Umfang des Staates war hierfür noch nicht zu groß und der König hatte nicht allein den Willen, sondern auch nach persönlicher Anlage und sachlicher Kenntniß der Verhältnisse die Fähigkeit, in eigener Person und im vollsten Sinne des Wortes oberster Chef der Staatsverwaltung zu sein, berathen von seinem Staatsrath. Es war ja zu allen Zeiten das oberste Grundprincip der Regierung in Preußen und wird es, so Gott will, immer bleiben: daß die Könige ihren Staat selbst regiert haben. Friedrich Wilhelm I. hat das nun nicht nur im Großen, sondern bekanntlich bis in die kleinsten Einzelheiten herab gethan. Darum war es möglich, zur Grundlage der Verwaltung ein ganz selbständiges Provinzialsystem zu machen. Es gab damals vier Provinzialdepartements: je eines für Preußen, Pommern und die Neumark; für die Kurmark, Magdeburg und Halberstadt; für Minden-Ravensberg; für Geldern, Cleve, Moers. In diesen Provinzialdepartements wurden unter dem Vorsitz eines Ministers principiell sämmtliche Angelegenheiten der Provinz bearbeitet und endgiltig entschieden. Wie aber trotz dieser nicht sachlichen, sondern rein geographischen Organisation doch von Anfang an dem Realsystem dadurch eine gewisse Rechnung getragen wurde, daß einem jeden der vier Provinzialdepartements gewisse Gegenstände zur Bearbeitung für die ganze Monarchie überwiesen waren; wie dann weiterhin das Provinzialsystem Friedrich Wilhelm I. unter Friedrich II. mehr und mehr durchbrochen wurde: das kann hier nicht im Einzelnen verfolgt werden. Jedenfalls aber hat Friedrich der Große den prin-

cipiellen Uebergang zum modernen Ministerialsystem in seiner Gesetzgebung noch nicht vollzogen, wie ja überhaupt seine Verwaltungsgesetze der principiellen Unterlage entbehren und nur Stückwerk von Reformen bilden, während doch eine dem erweiterten Umfang der Monarchie entsprechende und den auch in anderer Beziehung geänderten Verhältnissen des Staates Rechnung tragende grundsätzliche Verwaltungsreform zu einem so dringenden Gebot der Staatsraison geworden war. Die Größe des großen Königs lag eben nicht nach der Seite der Verwaltungsorganisation und, wenn auch nicht allein, so doch mit hat diese Unterlassungssünde die Schwäche verschuldet, in welche der preußische Staat zu Anfang unseres Jahrhunderts durch die Desorganisation seiner Staatsverwaltung gerathen war.

1806 waren neben dem immer ganz selbständig gebliebenen schlesischen noch vier Provinzialdepartements vorhanden: das erste für die Kurmark, Neumark, Pommern und Südpreußen; das zweite, welches Hardenberg leitete, für Ansbach und Bayreuth, das dritte unter dem Freiherrn von Schrötter für Südpreußen, Nordostpreußen und Westpreußen, das vierte für die niedersächsischen und westfälischen Landestheile; daneben gab es allerdings auch vier Realdepartements, deren eines von Stein geleitet wurde.

Unser modernes Ministerialsystem ist dann in Preußen durch Stein geschaffen worden. In der Nassauer Denkschrift verbreitet sich Stein ausführlich über die Nachtheile der Provinzialminister, sie hätten leicht den einseitigen örtlichen Geist einer Provinzialbehörde bei sich ausgebildet; es sei auch ganz unmöglich: daß ein Minister die Verwaltungsgrundsätze aller ihm anvertrauten Geschäftszweige kenne und mit gleichem Interesse umfasse; außerdem sei die Einheit der Verwaltung geschwunden, indem ganz entgegengesetzte Grundsätze zu derselben Zeit, in demselben Geschäftszweig und in derselben Sache an verschiedenen Arten angewendet worden, so daß es wegen dieser fehlenden Einheit unmöglich gewesen sei, allgemeine Maßregeln zu ergreifen und auszuführen. Je größer der Staat, um so nöthiger sei es aber, solche Einrichtungen zu treffen, daß Einheit in seiner Bewegung erhalten und die zerstückelten Geschäftszweige endlich an einem Punkt zu einem Ganzen verbunden würden.

In diesem Sinne erfolgte dann durch die Cabinetsordre vom 24. November 1808 die Einrichtung unserer heutigen Ministerien als der einheitlichen Centralverwaltungsstellen für die ganze Monarchie unter Aufhebung aller Provinzialministerien*). Die Zahl derselben betrug ursprünglich fünf:

*) Diese Verordnung, obwohl vom König vollzogen, trat als solche nicht in Rechtskraft. Ihr auf das Ministerialsystem bezüglicher Inhalt trat in Rechtskraft durch die bereits nach dem Ausscheiden Steins aus dem preußischen Staatsdienst erlassene Cabinetsordre vom 16. December 1808, die dann weiterhin wieder ersetzt wurde durch die berühmte Cabinetsordre vom 27. October 1810 über die veränderte Verfassung aller obersten Staatsbehörden.

Auswärtiges, Justiz, Militär, Polizei und Finanzen; die drei erstgenannten Ministerien sind in der weiteren Entwickelung nur wenig verändert worden, indeß aus den beiden letztgenannten bekanntlich eine ganze Anzahl selbstständiger Ministerien hervorging. Frühzeitig schon wurde für die Kirchen- und Schulangelegenheiten ein selbständiges Ministerium geschaffen und heute sind aus dem preußischen Ministerium des Innern, welches nach den ersten Plänen die beiden Ressorts der Polizei und der Finanzen umfaßte, sechs preußische und vier Reichs-Centralverwaltungsstellen geworden. So interessant es wäre, diese Entwickelung im Einzelnen zu verfolgen, so müssen wir uns dies doch versagen: ein principielles Interesse hätte diese Entwickelung auch für die hier zu behandelnden Fragen nicht; an der Grundlage, die Stein im Jahre 1808 gelegt hatte, ist nicht mehr wieder gerüttelt worden.

Wohl aber muß bezüglich der Organisation des Staatsministeriums noch Ein Punkt hervorgehoben werden, der schon damals zu höchst interessanten Discussionen Anlaß bot und dem auch in den letzten beiden Jahrzehnten die öffentliche Aufmerksamkeit im deutschen Reiche sich wieder in besonders lebhafter Weise zugewendet hat. Nach der Stein'schen Gesetzgebung von 1808 gab es kein einheitliches Staatsministerium, sondern nur einzelne Ressorts, deren Chefs in keinerlei Unterordnungsverhältniß, ja als Minister auch in keinerlei Gesammtverhältniß zu einander standen: mit einem Worte, die Stein'sche Gesetzgebung kennt kein Gesammtstaatsministerium unter einem Ministerpräsidenten; dieser wird ersetzt durch den Staatsrath, dem zwar die Minister kraft ihres Amtes angehören, in dem aber außerdem auch noch zahlreiche andere Würdenträger Sitz und Stimme haben; Präsident des Staatsrathes ist der König. Zum Staatsrath gehören neben den Ministern noch die Prinzen des königlichen Hauses vom vollendeten achtzehnten Lebensjahre ab, ferner eine Anzahl Geheimer Staatsräthe, nämlich kraft ihres Amtes die Vorsteher der Abtheilungen in den Ministerien für Finanzen, Polizei, Krieg, je ein Rath aus den Ministerien für Aeußeres und Justiz, endlich eine Anzahl höherer Staatsbeamter, die der König auf Grund persönlichen Vertrauens beruft. Durch das Plenum des Staatsrathes sollten alle Gesetze und allgemeinen Verwaltungsvorschriften vorberathen und eine fortlaufende Controle über die einzelnen Ressortverwaltungen der Minister geübt werden. Der so organisirte Staatsrath bildet einen integrirenden Bestandtheil aller älteren Reformpläne; das System der Stein'schen Verordnung vom 24. November 1808 beruht ganz auf ihm; die königliche Ordre vom 16. December 1808, welche nach Steins Ausscheiden das Ministerialsystem einführte, sah jedoch vorerst von der Einrichtung des Staatsrathes ab; dagegen die königliche Ordre vom 27. October 1810 auf welcher das geltende Recht beruht, verwirklicht den Staatsrathsgedanken wesentlich im Sinne der Verordnung vom 24. November 1808, nur war die Stellung der Minister gegenüber dem Staatsrath nach ersterem Gesetz eine freiere als nach letzterem. Die späteren Gesetze haben an dem Principe

Nichts geändert, sondern dasselbe lediglich ausgeführt. Wirklich eingerichtet aber wurde der Staatsrath erst im Jahre 1817, jedoch unter Ausschluß der Abtheilungsdirigenten in den Ministerien. Seit 1848 wurde der Staatsrath nicht mehr berufen; die Verfassungsurkunde erwähnt denselben nicht; aufgehoben aber sind die älteren Gesetze nicht.

Durch die Hardenberg'sche*) Gesetzgebung von 1810 erfuhren jedoch diese Gesetze eine wesentliche Veränderung. Zwar wurde der Staatsrath beibehalten, aber die ganze staatsrechtliche Stellung desselben wurde principiell verändert durch die Schaffung des Staatskanzleramtes. In diesem Amte concentrirt sich die gesammte Staatsverwaltung: alle Civilsachen und diejenigen Militärsachen, welche irgendwie mit der Civilverwaltung zusammenhängen, sind dem Staatskanzler täglich vorzulegen; alle Verordnungen der Centralbehörden müssen ihm im Entwurf unterbreitet, und wo es sich um unmittelbare Entscheidungen des Königs handelt, alsbald Abschrift der Entscheidung ihm mitgetheilt werden; selbst über rein militärische Angelegenheiten sollte dem Staatskanzler allwöchentlich ein eingehender Bericht erstattet werden; in alle Ressorts konnte derselbe eingreifen, indem er Anordnungen der Minister suspendirte bis zur unmittelbaren Entscheidung des Königs oder des Staatsrathes; selbst sofort positiv zu entscheiden sollte der Staatskanzler nur in außerordentlichen Fällen befugt sein.

In der Schaffung dieses plenipotenten Staatskanzleramtes liegt das charakteristische Moment derjenigen gesetzlichen Normen, durch welche Hardenberg das von Stein geschaffene Ministerialsystem ergänzte. Das Staatskanzleramt ist bekanntlich keine dauernde Institution der preußischen Staatsverfassung geblieben, nach Hardenbergs Tode wurde dasselbe nicht wieder besetzt. Die Verfassungsurkunde kennt dasselbe nicht; die oberste Staatsverwaltung ist vielmehr jetzt concentrirt in einzelnen selbständigen Ressorts unter einem den einzelnen Ministern nur äußerlich vorgesetzten Ministerpräsidenten; staatsrechtlich übergeordnet ist den selbständigen Ressortministern nur das Gesammt-Staatsministerium, in welchem der Ministerpräsident lediglich den Vorsitz führt; die materielle Selbständigkeit der einzelnen

*) Man pflegt die großen Reformgesetze, welche nach der Katastrophe von 1806 neue Grundlagen für den preußischen Staat legten, als die Stein-Hardenberg'sche Reformgesetzgebung zu bezeichnen, ohne dabei einen Unterschied zwischen dem staatsrechtlichen und dem volkswirthschaftlichen Theil dieser Gesetzgebung zu machen. Dies ist, wie sich aus der Arbeit von Ernst Meier evident ergiebt, unrichtig. Der staatsrechtliche Theil der Gesetze ist vielmehr so gut wie ganz die alleinige Gedankenarbeit Steins, der volkswirthschaftliche Theil dagegen gehört Hardenberg. Letzterer vertrat in wirthschaftlicher Beziehung das Princip von der Freiheit des Individuums bis zu den äußersten Consequenzen des Freihandels und der Gewerbefreiheit; Stein dagegen stand auf dem gerade entgegengesetzten Standpunkt. Es ist darnach ein schwerer, aber in der deutschen Presse vorherrschender Irrthum, Stein zum Parteigänger der absoluten wirthschaftlichen Freiheit zu machen. Nichts war der ganzen Gedankenwelt Steins ferner und fremder als jenes absolute Freiheitsprincip in Handel und Gewerbe.

Ressorts wird durch das Gesammt-Staatsministerium jedoch nur insoweit beeinträchtigt, als Materien zur Entscheidung stehen, welche die ganze Monarchie betreffen, und dem Staatsministerum ausdrücklich überwiesen sind.

Der Hardenberg'sche Gedanke des Staatskanzleramtes ist jedoch wieder aufgenommen worden durch die deutsche Reichsverfassung: von fremden Staaten hat nur England ein auf dem gleichen Principe beruhendes, wenn auch im Einzelnen nicht unwesentlich anders gestaltetes Ministerialsystem. Der deutsche Reichskanzler aber ist nach der Verfassung der einzige Minister des Reiches; alle übrigen Behörden sind nur gewissermaßen die Bureaus des Kanzlers; die an der Spitze der einzelnen Verwaltungszweige stehenden Staatssecretaire leiten wohl thatsächlich ihre Ressorts selbständig, staatsrechtlich aber sind sie dem Reichskanzler untergeordnet und letzterer kann jederzeit in alle Ressorts positiv eingreifen, auch in das der Admiralität, soweit dieselbe Verwaltungsbehörde ist, während allerdings die Admiralität als rein militärische Commandostelle vom Reichskanzler völlig unabhängig ist, ein, nebenbei bemerkt, Conflicte geradezu provocirendes staatsrechtliches Verhältniß; alle Handlungen der Staatssecretaire sind staatsrechtlich Handlungen des Reichskanzlers. Auch durch das Stellvertretungsgesetz vom 17. März 1878 ist daran im Princip nichts geändert.

Vollzog sich die Einrichtung des Ministerialsystemes für die Centralverwaltung in Preußen verhältnißmäßig leicht, so bot die Organisation der Provinzialverwaltung sehr viel größere Schwierigkeiten. Dieselbe beruht nach der Stein-Hardenberg'schen Gesetzgebung auf zwei staatsrechtlich getrennt zu haltenden Institutionen: dem Amt des Oberpräsidenten und den Bezirksregierungen. Die historischen Provinzialverbände sollten, wie oben schon bemerkt, nicht wie in Frankreich zu Gunsten einer schablonenhaften Departementseintheilung zertrümmert, sondern principiell conservirt werden; dieser Gedanke fand seinen gesetzlichen Ausdruck in dem neu errichteten Amte der Oberpräsidenten; die Provinzen waren aber viel zu groß für eigentliche Verwaltungsbezirke, darum wurden sie in mehrere Bezirke getheilt, an deren Spitze Bezirksregierungen gestellt wurden. Der historische Anknüpfungspunkt für das Oberpräsidentenamt liegt in den früheren Provinzialministern, die Bezirksregierungen sind die Nachfolger der früheren Kriegs- und Domänenkammern. Die Einrichtung der Regierungen bot im Ganzen wenig Schwierigkeiten, da es sich dabei nur um eine Ueberleitung der früheren Kriegs- und Domänenkammern, eines der hauptsächlichsten und vorzüglichsten Stücke der Verwaltungsorganisation Friedrich Wilhelm I., in die geänderten thatsächlichen Verhältnisse der neueren Zeit handelte. Die einzige principielle Frage, welche hier zu Meinungsverschiedenheiten Anlaß bot und welche ja auch durch die Gesetzgebung zu verschiedenen Zeiten in ganz entgegengesetzter Weise gelöst wurde, war die, ob die Regierungen nach dem Collegialsystem unter selbständiger Verantwortlichkeit der einzelnen Räthe und nur formeller Leitung des Präsidenten oder nach dem Muster des französischen Präfecten-

systemes mit alleiniger Verantwortlichkeit des Chefs, dem die Räthe nur als Hilfsarbeiter zur Seite stehen sollten, einzurichten seien. Nach eingehenden und interessanten Verhandlungen über diesen principiell so hochwichtigen Punkt entschied man sich damals für das erstere System. Eine Verordnung vom 1. August 1812, welche die principielle Umwandelung des Collegialsystemes in das Präfectursystem enthielt, blieb unausgeführt, obwohl sie vom König vollzogen war. Erst die neueste Organisationsgesetzgebung hat jene Umwandelung, immerhin in modificirter Weise, vollzogen.

Dagegen war das Amt der Oberpräsidenten bei seiner Errichtung ein ungelöstes Problem und hat diesen Charakter längere Zeit hindurch nicht verloren. Die Nassauer Denkschrift kennt das Amt nicht. Der Gedanke desselben rührt von Altenstein her und ist in der großen Denkschrift, die dieser Staatsmann in Riga über die Organisation der preußischen Verwaltung ausarbeitete, zum ersten Male ausführlich entwickelt. Altenstein hielt ein Mittelglied zwischen den Regierungen und dem Ministerium für nöthig, nicht als Zwischeninstanz der eigentlichen Verwaltung, sondern lediglich als Aufsichtsbehörde: der Oberpräsident sollte einerseits ständiger Commissar des Ministeriums für die Provinz sein und andererseits den Zusammenhang und die Einheit der verschiedenen Bezirksverwaltungen darstellen; eigentliche Verwaltungsgeschäfte sollten denselben nur ausnahmsweise übertragen werden, wesentlich nur für die civile Militärverwaltung. Als die Hauptaufgabe der Oberpräsidenten oder Civilgouverneure, wie Altenstein das Amt bezeichnete, dachte letzterer sich die Vermittelung des Verkehrs der unteren Behörden mit dem Ministerium und ganz besonders den persönlichen Verkehr mit den Unterthanen im weitesten Umfange; der Oberpräsident solle sich die genaueste Personal- und Territorialkenntniß seiner Provinz verschaffen und durch seine persönliche Thätigkeit ein festes und schönes Band zwischen dem Staat und den Unterthanen knüpfen, welch' letztere ja den eigentlichen Behörden doch immer mit einem gewissen Mißtrauen gegenüberstünden. Altenstein schlug die Ernennung von vier Oberpräsidenten vor: für Altpreußen, Schlesien, Pommern und die Marken, endlich für Berlin, damit nicht ganze Provinzen, wie bisher, dieser Stadt geopfert würden; dem Berliner Oberpräsidenten sollte jedoch wesentlich nur die Polizeiverwaltung zukommen.

Der Gedanke des Oberpräsidenten-Amtes wurde dann weiterhin noch viel erörtert. Stein hatte den Altenstein'schen Vorschlag sympathisch aufgenommen und nur Bedenken erhoben bezüglich der principiellen Construction des Amtes als Aufsichtsinstanz; es werde sich nicht umgehen lassen, so meinte er, das Amt mit der Verwaltung doch in nähere systematische Verbindung zu bringen, denn nur dann werde es als Aufsichtsbehörde eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten können. Wie richtig dieses Stein'sche Bedenken im Princip war, hat in neuester Zeit die Geschichte des deutschen Reichseisenbahnamtes bewiesen, der einzigen mißlungenen Schöpfung unter den obersten Reichs-

behörden, mißlungen deshalb, weil man dieselbe ganz rein und ausschließlich auf dem bloßen Aufsichtsgedanken ohne jeden Zusammenhang mit der wirklichen Verwaltung construiren zu können glaubte.

Gegen Stein aber bemerkt wieder Schrötter, unter allen Mitarbeitern Steins weitaus der hervorragendste, wie dies aus den von Ernst Meier publicirten Materialien zur Evidenz erhellt: auch dasjenige, was Altenstein den Oberpräsidenten an Verwaltungsfunctionen noch zuweisen wollte, solle denselben genommen werden und das Amt rein den Charakter persönlicher Controle der gesammten Provinz in aller und jeder Beziehung tragen.

So hatte über den Gedanken des Amtes unter den Staatsmännern der Reformepoche ein Einverständniß nicht erzielt werden können. Nachdem dann das Amt durch die Cabinets-Ordre vom 16. December 1808, welche bereits nach Steins erzwungenem Austritt aus dem preußischen Staatsdienst unter dem Ministerium Dohna-Altenstein erlassen worden war, gesetzlich wesentlich im Altenstein'schen Sinne geschaffen war, scheint lange Zeit hindurch das Verhältniß zwischen Verwaltung und Aufsicht kaum überwindliche Schwierigkeiten bereitet zu haben. Auf Grund der gemachten Erfahrungen wollte Dohna den ganzen Aufsichtsgedanken aufgegeben und das Amt rein als Verwaltungsbehörde umgeschaffen wissen; im gleichen Sinne äußerte sich auch Vincke, selbst Oberpräsident in Potsdam; ähnlich auch Schön; und der erste schlesische Oberpräsident, von Massow, erklärte die Institution überhaupt für geradezu schädlich. Längere Zeit war man demgemäß in Zweifel, ob das Amt sich als haltbar erweisen werde; 1815 wurde dasselbe zwar definitiv eingerichtet, dann aber bei Berathung der Verfassung wieder ernstlich in Frage gestellt, schließlich aber doch beibehalten, wenn auch in seiner principiellen Construction wiederholt wesentlich verändert.

Weiter wurde sodann die Reform ausgedehnt auf die Verwaltung der Städte. Aus eingehenden Vorarbeiten entstand die berühmte Städteordnung von 1808, bis heute die ausgezeichnete Grundlage der preußischen Städtefreiheit, aber in Bezug auf das Maß dieser Freiheit viel zu weitgehend, so daß die Praxis bald die Nothwendigkeit einer Einschränkung erwies. Auch dieses Gesetz ist von Stein angeregt und in der Geschichte an seinen Namen geknüpft, obwohl gerade an diesem Theil der Reform Stein nur geringen persönlichen Antheil nahm.

Mit großem Interesse dagegen widmete er sich persönlich den Arbeiten für die Reorganisation der Verwaltung des platten Landes. Dieser Theil der Reform bot die größten Schwierigkeiten, Schwierigkeiten, die wohl auch durch die neueste Gesetzgebung nicht als vollständig überwunden betrachtet werden können; Schwierigkeiten, welche in ihrem Hauptpunkte vielleicht überhaupt nicht überwunden werden können. Und wenn wir im Parlamente in den letzten Jahren stereotyp die Wiederholung der Forderung nach einer den modernen Staatsverhältnissen entsprechenden Landgemeindeordnung hören, so ist es charakteristisch, daß nur solche Parlamentarier sich mit Emphase jenes

Rufes bemächtigten, bei welchen wohl der Zweifel erhoben werden darf, ob sie die Verhältnisse des platten Landes im Osten der Monarchie genügend kennen.

Die Verwaltung des platten Landes war bis auf die großen wirthschaftlichen Reformgesetze von 1807 bis 1811 eine rein ständisch-feudale gewesen. Dominium und Imperium deckten sich. Der Gedanke der Staatshoheit war bezüglich der Verwaltung des platten Landes noch völlig unentwickelt. Zwar war der Staat an der Verwaltung des platten Landes stark betheiligt, aber nicht in seiner Eigenschaft als Staat sondern als privatrechtlicher Domänenbesitzer. Nur allmählich und kümmerlich wurde dieser privatrechtlich-feudale Zustand des platten Landes durchsetzt mit staatsrechtlichen Gedanken: zwei Punkte sind es, die schon im vorigen Jahrhundert die Ueberleitung des platten Landes aus der Sphäre des Privatrechtes in die des öffentlichen Rechtes vorbereiteten: die wenigstens im Princip durchgeführte Ablösung der Gerichtsbarkeit vom Privatbesitz und Uebernahme derselben auf den Staat, sodann die Umwandlung des Landrathsamtes aus einem ständischen in ein in erster Linie staatliches Amt. Weiter aber gelangte man nicht: von einer wirklichen staatsrechtlichen Organisation des platten Landes war keine Rede. Die Hauptmasse des Grundbesitzes war im Eigenthum des Staates oder der adeligen Herren: Domänen und Rittergüter. Daneben gab es zwar eigentliche Landgemeinden, doch waren dieselben weder zahlreich noch leistungsfähig genug, um eine principielle Basis der Verwaltungs-Organisation sein zu können; überdies standen auch die Dorfgemeinden zum großen Theile unter der Herrschaft benachbarter Gutsherren. Im Rittergut, dessen Erwerb principiell nur Adeligen möglich war, lag für das platte Land der Schwerpunkt der Verhältnisse. Uumschränkt herrschte der Gutsherr über sein kleines Reich und gewissermaßen als Repräsentant der gesammten adeligen Grundbesitzer beherrschte einer der Gutsherren als Landrath den Kreis, berathen von der Gesammtheit der adeligen Gutsherren im Kreistag. An diesen Verhältnissen war wohl im Einzelnen geändert und gebessert worden, aber die principielle Grundlage blieb bestehen: zu einer Zeit, da die mittleren und oberen Theile des Staatsbaues bereits nach den staatsrechtlichen Gedanken der neuen Zeit umgebaut waren, war die Unterlage des Baues noch völlig von den Principien der alten Feudalzeit beherrscht. „Der Staat endete im Landrath, unter dem sich in breiten Massen der festgegliederte Feudalstadt lagerte."

Ob es der historischen Gerechtigkeit entsprechen würde, hieraus einen Vorwurf für die Staatsmänner jener Zeit zu formuliren, mag dahingestellt bleiben.

Ein den Gedanken der neuen Zeit genügender Umbau des Staatswesens für das platte Land bot ja in denjenigen deutschen Territorien keine großen Schwierigkeiten, wo zahlreiche und leistungsfähige Dörfer der Schlußstein der wirthschaftlichen Entwickelung gewesen waren; wo der Grundbesitz des Staates und der großen Feudalherren durch Parcellirung und Vererb-

pachtung in die Hände zahlreicher kleiner Grundbesitzer gelangt war, die dann mit einer aus der Natur der Dinge folgenden Nothwendigkeit zu leistungsfähigen Dorfgemeinden sich zusammenschlossen. Dies war der Entwickelungsgang der Dinge in Süd- und Mitteldeutschland gewesen. Völlig anders aber lagen und liegen die Verhältnisse in Nord- und vorzugsweise in Nordostdeutschland. Als auch an den brandenburgisch-preußischen Staat um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die Frage herantrat: in welcher Form der Staat seinen ungeheueren Domanialbesitz künftig ausnützen solle, nachdem das Princip der ausschließlich eigenen Bewirthschaftung hatte aufgegeben werden müssen, da war es eine Entscheidung von vielleicht verhängnißvoller, jedenfalls aber von ganz fundamentaler Bedeutung, daß aus finanziellen Gründen das System der Zeitpacht dem der Erbpacht vorgezogen wurde. Den Vorzug eines sehr viel höheren finanziellen Ertrages hatte ja ersteres System unzweifelhaft; letzteres aber hätte den Vorzug derjenigen Entwickelung geboten, welche in Süd- und Mitteldeutschland zur ausschließlichen Organisation des platten Landes in Dorfgemeinden führte. Es kann mir hier nicht obliegen, die vielumstrittene Frage zu erörtern, ob in wirthschaftlicher Beziehung, und zwar nicht allein der Privat-, sondern auch der Staatswirthschaft, das System des Großgrundbesitzes vorzuziehen sei oder das des Kleinbesitzes: wer vermöchte sich wohl den schwerwiegenden Gründen, die zur Bejahung der Frage im ersteren Sinne drängen, ganz zu entziehen? Staatsrechtlich aber ist der auf Grund der preußischen Entwickelung conservirte Großgrundbesitz in der Form der selbständigen Gutsgemeinde, die thatsächlich doch auch jetzt noch nur aus dem Gutsherrn besteht und bestehen kann, ein unüberwindliches Hinderniß für die verwaltungsrechtliche Organisation gewesen, und mit aller Bescheidenheit sei die Bemerkung verstattet, auch geblieben, so daß Ernst Meier in der oben erwähnten Arbeit Angesichts des Umstandes, daß 1) der Gutsbezirk als selbständiger Gemeindeverband gar nicht organisirt werden kann, und 2) die Dorfgemeinden bei ihrer geringen Zahl und Leistungsfähigkeit es zu einer erheblichen Bedeutung nicht zu bringen vermögen, sich zu dem Urtheil gedrängt sieht: „der eigentliche Communalverband des platten Landes ist im Osten der Kreis."

In den Jahren 1806 bis 1812 wurde eine große Zahl von Vorschlägen und Plänen über die Organisation des platten Landes ausgearbeitet. Das Material, welches uns Ernst Meier jüngst durch seine Publicationen zugänglich gemacht hat, ist gerade für diesen Theil der Reformarbeit vollständig neu. Immer ist es der selbständige Gutsverband, der die Hauptschwierigkeiten für die Organisation bietet; mit Emphase betont Schön: daß doch das Recht, die Staatshoheit auszuüben, nicht angeboren sein oder gekauft werden könne. Aber selbst Schön, der unter allen Mitarbeitern Steins seiner ganzen Naturanlage gemäß am strengsten und oft unter bedenklicher Nichtachtung der thatsächlichen Verhältnisse Principien vertrat und deren Consequenzen bis zu Ende zog, selbst Schön mußte schließlich zugestehen,

daß eine rechtliche Sonderstellung der Rittergüter außerhalb der sonstigen Gemeindeverbände nicht werde vermieden werden können.

Ein zweiter Punkt, der noch bei der Organisation des platten Landes zu den lebhaftesten und interessantesten Erörterungen Anlaß bot, war die Frage der Selbstverwaltung.

Der Selbstverwaltungsgedanke an sich war ja für den preußischen Staat nichts Neues. Im Gegentheil, die ganze Verwaltung des platten Landes war bis 1806 so gut wie ausschließlich Selbstverwaltung gewesen, und die Staatsverwaltung war auf dieser Stufe der Organisation völlig unausgebildet geblieben. Worum es sich bei den Reformentwürfen von 1806 bis 1812 in dieser Frage handelte, das mußten wesentlich zwei Punkte sein: einmal das, was bis dahin ein Privileg des Adels gewesen war, den neuen Staatsgrundprincipien gemäß als ein Recht des ganzen Volkes zu constituiren; sodann zweitens: die richtige organische Verbindung zwischen Staatsverwaltung und Selbstverwaltung herzustellen; dem Gedanken festen gesetzlichen Ausdruck zu geben, daß die Selbstverwaltung materiell und principiell nichts Anderes ist und begrifflich sein kann als Staatsverwaltung: daß die in der Selbstverwaltung enthaltenen Rechte Nichts sind als Hoheitsrechte des Staates, welche von letzterem den untergeordneten Verbänden im Staate zur Ausübung delegirt werden, und daß alle Selbstverwaltung nur unter diesem principiellen Gesichtspunkte in ihrem Wesen richtig erkannt und in ihrer Ausführung richtig gestaltet werden kann. Es ist bekannt, welch' großes geradezu entscheidendes Gewicht Stein auf den Gedanken der Selbstverwaltung legte, wie er diesen Gedanken in der Nassauer Denkschrift in einer für alle Zeiten richtigen Weise mit schönen, tief empfundenen Worten zur Basis der ganzen Reformarbeit machte.

Der Mittelpunkt der ganzen Reform ist für Stein „die Belebung des Gemeingeistes und Bürgersinns, die Benutzung der schlafenden oder falsch geleiteten Kräfte und der zerstreut liegenden Kenntnisse, der Einklang zwischen dem Geist der Nation, ihren Ansichten und Bedürfnissen und denen der Staatsbehörden, die Wiederbelebung der Gefühle für Vaterland, Selbständigkeit und Nationalehre", mit einem Wort: die Wiederherstellung der verloren gegangenen Beziehungen zwischen Staatsgewalt und Volk, deren Verlust nach der Katastrophe von 1806 sich so verhängnißvoll gezeigt hatte. „Der Formenkram und Dienstmechanismus in den Collegien wird durch Aufnahme von Menschen aus dem Gewirr des praktischen Lebens zertrümmert und an seine Stelle tritt ein lebendiger, fest strebender, schaffender Geist, und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichthum von Ansichten und Gefühlen". „Ist der Eigenthümer von aller Theilnahme an der Provinzialverwaltung ausgeschlossen, so bleibt das Band, das ihn an sein Vaterland bindet, unbenutzt; die Kenntnisse, welche ihm seine Verhältnisse zu seinen Gütern und Mitbürgern verschaffen, unfruchtbar; seine Wünsche um Verbesserungen, die er einsieht, um Abstellung von Mißbräuchen, die ihn drücken, verhallen

oder werden unterdrückt, und seine Muße und Kräfte, die er dem Staat unter gewissen Bedingungen gern widmen würde, werden auf Genüsse aller Art verwandt oder in Müssiggang aufgerieben. Man tödtet also, indem man den Eigenthümer von aller Theilnahme an der Verwaltung entfernt, den Gemeingeist und den Geist der Monarchie, man nährt den Unwillen gegen die Regierung, man vervielfältigt die Beamtenstellen und vertheuert die Verwaltung." „Meine Diensterfahrung überzeugt mich innig und lebhaft von der Vortrefflichkeit zweckmäßig gebildeter Stände, und ich sehe sie als ein kräftiges Mittel an, die Regierung durch die Kenntnisse und das Ansehen aller gebildeten Klassen zu verstärken, sie alle durch Ueberzeugung, Theilnahme und Mitwirkung bei den Nationalangelegenheiten an den Staat zu knüpfen, den Kräften der Nation eine freie Thätigkeit und eine Richtung auf das Gemeinnützige zu geben, sie vom müssigen sinnlichen Genuß oder von leeren Hirngespinnsten der Metaphysik oder von Verfolgung blos eigennütziger Zwecke abzulenken und ein gut gebildetes Organ der öffentlichen Meinung zu erhalten, die man jetzt aus Aeußerungen einzelner Männer oder einzelner Gesellschaften vergeblich zu errathen bemüht ist".

An diesen in der Nassauer Denkschrift niedergelegten Grundsätzen hat Stein unverbrüchlich festgehalten, und in diesem Sinne darf man ihn mit Recht als den Vater der preußischen Selbstverwaltung bezeichnen; Hardenberg hatte charakteristischer Weise für diesen „liberalen" Selbstverwaltungsgedanken sehr viel weniger Verständniß. Daß Stein übrigens im Einzelnen den Werth der Selbstverwaltung überschätzt und andererseits dem gegenüber den Werth des besoldeten Berufsbeamtenthums in ungerechter Weise herabgesetzt hat, wird eine Betrachtung, die historisch gerecht sein will, nicht leugnen dürfen.

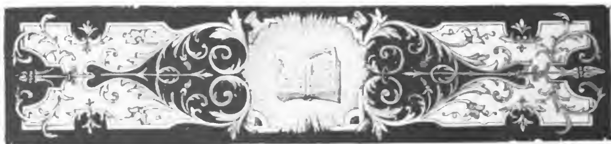
Die praktische Durchführung des Stein'schen Selbstverwaltungsgedankens hätte in erster Linie bei der Verwaltungsorganisation des platten Landes erfolgen müssen. In der That sind auch die Vorarbeiten für diese Organisation von jenen Gedanken beherrscht. Die Reform aber gelangte hier nicht zur Vollendung. Der einzige gesetzliche Versuch, die Selbstverwaltung im Stein'schen Sinne zu verwirklichen, bezieht sich auf die Provinzialverwaltung, und dieser ist völlig mißglückt, was Schrötter schon vorher klaren Blickes vorausgesagt hatte. Die Verordnung über die Organisation der Provinzialverwaltung enthält nämlich die Bestimmung, daß in die Regierungscollegien auf Präsentation der Stände vermittelst Ernennung durch den König Selbstverwaltungsbeamte mit vollem Stimmrecht aufzunehmen und in den einzelnen Materien als Correferenten zu bestellen seien. Stein war trotz des entschiedensten Widerspruchs, den Schrötter hiergegen erhoben hatte, nicht von diesem Plane abzubringen gewesen. Verwirklicht wurde der Gedanke nur in Ostpreußen, hier ergaben sich aber sofort so schwere und häufige Conflicte zwischen dem Selbstverwaltungselement und den Berufsbeamten im Collegium, daß die Unmöglichkeit der ganzen Einrichtung auf's Klarste zu Tage trat. Bereits im Jahre 1810 war der Gedanke vollständig preisgegeben und man ist nie wieder auf denselben zurückgekommen; die im Jahre

1875 erfolgte Organisation der Provinzialselbstverwaltung beruht auf einer völlig anderen Grundlage.

Die Reformentwürfe für die Verwaltung des platten Landes blieben bekanntlich unausgeführt, obwohl dieselben beim Ausscheiden Steins aus dem Staatsdienste speciell durch Schrötter so sorgfältig und gründlich vorbereitet waren, daß es nur noch des letzten gesetzgeberischen Abschlusses bedurft hätte, um auch in dieser Beziehung ein, wie man wohl annehmen arf, im Ganzen lebensfähiges Werk zu gestalten. Steins Nachfolger gelangten nicht zu diesem Abschlusse. Sie „führten das fast schon im Hafen geborgene Fahrzeug wieder hinaus auf die hohe See der Entwürfe", die es verschlang. In keiner Frage hat sich so deutlich wie in dieser gezeigt: daß Stein allein der große Staatsmann war, auf dessen Schultern die Reform beruhte. Weder Steins unmittelbare Nachfolger Dohna und Altenstein, noch Hardenberg, der seit 1810 an die Spitze der Geschäfte getreten war, hatten in dieser Frage die Fähigkeit eines großen staatsmännischen Entschlusses. „Es ist," bemerkt Ernst Meier mit vollstem Recht, „ein Ereigniß von einer für die preußische Staatsentwickelung gar nicht zu ermessenden Bedeutung, daß in dem für die Verwaltungsorganisation geradezu kritischsten Momente Stein zurücktreten mußte." Er allein, war die große intellectuelle und moralische Kraft, welche die Gemüther zu durchdringen und fortzureißen, fremde Talente zu beseelen und zu leiten wußte. In diesem Sinne hat Niebuhr, was gerade aus dem Munde dieses tiefreligiösen Mannes besonders schwer wiegt, das Wort auf ihn angewendet: „Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen."

Erst die neueste Zeit hat uns Lebenden einen theilweisen Abschluß in dieser wichtigsten und schwierigsten Aufgabe der Gesetzgebung gebracht.

Möge unserem glorreichen greisen Kaiser von der Vorsehung beschieden sein, mit seinem geliebten Namen noch den Abschluß derjenigen Gesetzgebungsarbeit zu sanctioniren, die bestimmt ist, die endliche und vollständige Einheit in der Verwaltungsorganisation der Monarchie herzustellen auf der Basis des Staatsgedankens, den uns die Geschichte überliefert hat und den wir wie ein unantastbares Heiligthum wahren müssen, in Verbindung mit dem richtig verstandenen, aus unserer Geschichte und unseren Verhältnissen entnommenen Selbstverwaltungsgedanken. Dann würde der erste deutsche Kaiser das Bewußtsein haben können, daß auch in dieser für die dauernde Stärke des preußischen und damit des deutschen Staates wichtigsten Frage, die unsere heutige Zeit bewegt, wie in so vielen anderen, Gott das Gebet erhört hat, mit welchem vor zwölf Jahren der siegreiche Feldherr der deutschen Heere im Prunksaal der französischen Könige zu Versailles die Kaiserkrone auf sein greises Haupt gesetzt hat, das Gebet: „Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."



Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten.*)

Von

Wilhelm Lübke

— Stuttgart. —

Die Göttermythen der Griechen waren bekanntlich nichts Anderes als die zu menschlichen Gestalten verdichteten allgemeinen Naturanschauungen. Die Götter nahmen menschliche Form an, und dieser Anthropomorphismus beherrschte das gesammte klassische Alterthum.

Im vollen Gegensatze dazu entwickelte sich der christliche Mythos. Er geht von einer geschichtlichen Thatsache, vom Auftreten einer historischen Persönlichkeit aus und gelangt durch die sagenbildende Phantasie der ersten christlichen Jahrhunderte zu einer vollständigen Apotheose. Einer Jungfrau Sohn, nicht blos einer der ausgezeichnetsten Juden, sondern überhaupt der größte, reinste, edelste Mensch, der je gelebt, unternimmt die Umgestaltung der gesammten antiken Welt. Mit Nichts ausgerüstet als mit der Kraft seines Geistes, der Hoheit seines Wollens, der sittlichen Lauterkeit seiner Lehre, beginnt er den Kampf gegen das verknöcherte Judenthum und die veräußerlichte griechisch-römische Welt, und indem er seine Mission mit dem Tode besiegelt, vollendet er den Sieg über die alten Religionssysteme.

Aber diese große sittliche That für sich allein hätte die Massen nicht bewegt. Die wunderbedürftige Menschheit verlangte nach überirdischen, übernatürlichen Beglaubigungen. So entstand aus diesem Bedürfniß ein vollständiger Mythos, und obwohl die überlieferten Worte und Thaten Christi

*) Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten, von Dr. F. A. Lehner. Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, J. G. Cotta. 1881. 8.

dazu nicht den mindesten Anlaß boten, ward seine Gestalt ins Supranaturalistische gesteigert und ins Mythologische umgeprägt. Da man für ihn einer mystischen Abstammung bedurfte, so ward alsbald die Gestalt seiner Mutter, die noch in den Evangelien völlig in den Hintergrund tritt und durchaus nebensächlich behandelt wird, ein ebenso wichtiger Gegenstand für die christliche Sagenbildung. Während das Weib in der griechisch-römischen Welt stets in zweiter Linie steht, erwacht mit dem Christenthum der Cultus des „Ewig-Weiblichen" und findet in der Gestalt der Madonna seinen höchsten typischen Ausdruck. Keine Frage, daß es somit zu den dankbarsten Gegenständen der Forschung gehört, die ersten Keime, den Ursprung und die früheste Entwickelung dieser Marienverehrung aus den Quellen nachzuweisen; Lehner hat diese bedeutende Aufgabe mit Umsicht und Gründlichkeit verfolgt und die Ergebnisse seiner Untersuchungen in einem stattlichen, schön ausgestatteten Bande niedergelegt.

Die Quellen sind reichhaltig und vielseitig; sie bestehen in den Evangelien, den Schriften der Kirchenväter, den übrigen literarischen Erzeugnissen der ersten christlichen Jahrhunderte, darunter namentlich auch den poetischen, und endlich in den Kunstdenkmälern. Alle diese Quellen sind in erschöpfender Weise ausgenutzt, wobei wir besonders die Geduld bewundern, mit welcher der Verfasser diesen oft so abstrusen und endlos weitläufigen Darlegungen unverdrossen durch alles theologische Gestrüpp und dogmatische Unterholz nachgegangen ist.

In dieser ganzen Entwickelungsepoche stellt sich alsbald als treibendes Motiv das tiefe allgemein menschliche Bedürfniß heraus, an die Stelle der einfachen sittlichen Mächte das Räthselhafte, Uebernatürliche, das Wunderbare zu setzen. Bei dem transcendenten Spiritualismus des Christenthums, der die Befolgung des Naturgesetzes für etwas Befleckendes hielt, war die „unbefleckte" Empfängniß des Gottessohnes durch eine reine Jungfrau, unter mystischer Intervention des „heiligen Geistes", bald zum Dogma erhoben. Diese gottgeweihte Jungfrau sich als gewöhnliche Ehefrau des Zimmermanns Joseph zu denken, widersprach ebenso der christlichen Anschauung, und obwohl bei Matthäus I, 25 zu lesen steht: „Er erkannte sie nicht, bis sie ihren ersten Sohn gebar", stellte man doch die Behauptung von einer jungfräulichen Ehe auf und erklärte die mehrmals in der h. Schrift erwähnten Brüder Jesu als Söhne Josephs aus erster Ehe. So entwickelte sich die kirchliche Vorstellung von der immerwährenden Jungfrauschaft Marias.

Den Entwickelungsproceß dieses Dogmas schildert Lehner in den sieben Hauptabschnitten seines Buches, nachdem er in der Einleitung, gleichsam als Fundament des ganzen Baues, die Stellen in den Evangelien, welche von Maria handeln, vorausschickt. Er führt uns die Kämpfe vor, in welchen das Dogma sich allmählich bewähren und befestigen mußte, sodaß wir einen vollständigen Einblick in die einzelnen Phasen dieser Streitigkeiten erhalten. Bemerkenswerth ist dabei die physiologische Detailausführung, mit welcher

die Kirchenväter die unbefleckte Empfängniß und die immerwährende Jungfrauschaft beweisen.

Für uns indeß liegt, offen gestanden, der Schwerpunkt des Buches nicht in der Darlegung dieser unendlich weitschweifigen dogmatischen Controversen, sondern in den letzten beiden Abschnitten, welche von der Verehrung der Madonna durch Poesie und Kunst handeln. Was zunächst die Poesie anlangt, so gewährt sie in jener Epoche eine Fülle von Erzeugnissen, in denen sich zunächst das Bedürfniß nach reicherer Ausprägung des Lebensbildes der Gottesmutter ausspricht. Dahin gehören das Protevangelium Jacobi, das sogenannte Thomasevangelium von der Kindheit des Herrn, das allerdings weit spätere von Tischendorf veröffentlichte Evangelium des Pseudo-Matthäus, sowie die etwas früher in koptischer Sprache abgefaßte Geschichte Josephs des Zimmermannes, sämmtlich apokryphe Schriften, welche durch eine Fülle poetischer Einzelheiten die Jugendgeschichte der Maria und ihres Sohnes illustriren. Dagegen wird der Tod der Mutter Gottes erst in einer aus dem 4. Jahrhundert stammenden Schrift „über den Hingang Mariä" geschildert.

Aber die christliche Empfindung versenkt sich nun auch rein betrachtend in die solchergestalt erweiterte und bereicherte Geschichte der Madonna. Epische und lyrische Gedichte entstehen, zum Theil allerdings nur versificirte Dogmatik, bisweilen aber in höherem Schwung der Begeisterung sich zum Ton feierlicher Hymnen erhebend. Wir können uns nicht versagen, einige Proben anzuführen, die wir den Hymnen des Syrers Ephräm entlehnen:

„Wer sah je ein Kind,
Das Alles durchschaut,
Sein Schauen verräth
Es als den Lenker
Aller Geschöpfe,
Sein Blick ist der Blick
Des Allgebieters!
Nie ruhet das Lallen seines Mundes,
Auch wenn es mir scheint,
Daß sich mit Gott nur
Bespreche sein Schweigen."

Ist es nicht, als sähen wir das Kind der sixtinischen Madonna mit seinem weltbezwingenden Machtblick? Weit weniger erfreulich ist diese Poesie, wo sie nur eine in Verse gebrachte Umschreibung des Dogmas bietet. So unter vielen anderen in einem Hymnus des h. Ambrosius, wo es heißt:

„Es schwillet auf der Jungfrau Leib,
Das Schloß der Keuschheit bleibt versperrt,
Der Tugend Fahne blinkt hervor,
In seinem Tempel weilet Gott."

Es liegt hier die Versuchung nahe, an gewisse späte Producte einer hagebüchenen geistlichen Poesie zu erinnern, wie sie uns z. B. bietet die

„Mirantische Mayen-Pfeiff oder Marianische Lob Verfassung, in welcher Chlorus, ein Hirt, der Großmächtigsten Himmels-Königin und Mutter GOttes Mariä unvergleichliche Schön- Hoch- und Vermögenheit anmuthig besingt; durch Frater Laurentium von Schnüffis, vorderösterreichischer Provintz Capucinern und Predigern. Dillingen 1707." Dieses der Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia gewidmete Buch enthält in seiner barocken Bombastik so ziemlich die letzten verwilderten Ausläufer einer geistlichen Poesie, die stark nach dem Schwulst Lohensteins und Hofmannswaldaus schmeckt. Hier einige Proben:

„Du, o Arch, bist unversehret
Von der Sünden-Schwemm geweßt,
Weil von dir Gott abgekehret
Die gemeine Seelen-Pest,
Maßen er so dick bestrichen
Deine Seel mit Gnaden-Pech,
Daß kein Tröpflein eingeschlichen,
Wie sie auch ansetzte frech."

Also zu lesen auf S. 82. Dagegen auf S. 192 finden wir folgenden „anmuthigen" Vers:

„Was will jener Bronn anzeigen,
Der versiglet auf das best,
Und, zuständig einem aignen,
Zugelassen keine Gäst,
Als Maria, welche reiner
Als von allen Bronnen keiner,
Der von GOtt selbst verpetschiert,
Ewig bleibe unberührt."

Es ist genau dieselbe Anschauungsweise wie in jenen ältesten christlichen Hymnen; aber wie sehr ins Hausbackene, Vierschrötige umgewandelt!

Wenden wir uns nun zum Schlußcapitel, das von der bildenden Kunst handelt. Hier tritt uns sofort ein bedeutsamer Gegensatz zur Poesie der Zeit entgegen. Während diese in der legendarischen Ausmalung der Geschichte der Madonna sich nicht genug thun kann, bleibt die bildende Kunst bei der einfachsten, durch die biblische Erzählung überlieferten Thatsache stehen. Erst das spätere Mittelalter, namentlich in Italien Giotto und seine Schule, sollte von den reich entwickelten Zügen der apokryphen Evangelien Nutzen ziehen und dieselben in ausgiebigster Weise zur Grundlage ihrer künstlerischen Darstellungen machen. Wir constatiren also auch hier das überall wiederkehrende Verhältniß, daß die Poesie der bildenden Kunst vorauseilt und ihr die Wege bahnt. Gab ja auch bei den Griechen die Schilderung Homers dem größten plastischen Genius die Anregung zu seiner Schöpfung des olympischen Zeus.

Der Verfasser giebt nun in sorgfältiger Aufzählung und Beschreibung unter 87 Nummern eine Uebersicht der Mariendarstellungen aus den ersten

vier bis fünf christlichen Jahrhunderten und unterstützt seine Schilderung durch eine Wiedergabe der wichtigsten Bilder auf acht Doppeltafeln. Er stützt sich dabei auf die besten Vorlagen, die freilich gerade in diesem Kunstgebiete für gewisse Darstellungen leider Manches zu wünschen lassen. Er folgt zumeist dem gewichtigsten und zuverlässigsten aller Führer, de Rossi, ohne indeß die abweichenden Ansichten anderer (Schultze) zu übergehen. Den Anfang macht die Malerei mit 24 Nummern. Mit Interesse wird man hier den Entwickelungsgang von den ältesten noch edel antikisirenden Bildern (Katakomben der Priscilla und Domitilla) bis zu den bereits in byzantinisirendem Ceremoniell durchgeführten Mosaiken am Triumphbogen von S. Maria Maggiore verfolgen. Einige der ältesten Darstellungen (Katakombe der Priscilla Fig. 1, 3, 4) sind hinsichtlich ihrer Deutung nicht ganz zweifellos; indeß können wir uns am wenigsten mit Schultzes Auffassung befreunden, der fast überall „häusliche Scenen“ vermuthet. Uns scheint dies mit dem Gesammtcharakter der ältesten Katakombenkunst nicht zu stimmen. Bei Fig. 1 (der schönsten aller dieser Madonnen) ist die nebenstehende Figur, die auf den Stern zeigt, wohl sicherlich ein Prophet; am schwierigsten dürfte Figur 4 zu deuten sein, da die Auffassung des neben der sitzenden Madonna stehenden Mannes als Engels der Verkündigung doch etwas zu gewagt erscheint. Wie indeß diese einzelnen Bilder gedeutet werden mögen, sie beweisen zweifelsohne, daß bereits im Anfang des zweiten Jahrhunderts (in diese Zeit, aber nicht früher möchten wir Fig. 1 setzen) Darstellungen der Madonna mit dem Kinde in den Katakomben nichts Ungewöhnliches waren. Außer diesem einfachsten Motive kommt sodann die Anbetung der Könige am häufigsten vor. Begreiflich, daß man mit besonderer Vorliebe den Moment wählte, wo das Heil der Welt zum erstenmale offen hervortritt und die Anbetung von Vertretern der fernen heidnischen Völker erfährt. Bei diesen Schilderungen steht am Anfange die Zahl der Verehrenden noch nicht fest. Man mag zuerst eine symmetrische Darstellung vorgezogen haben, wo die in der Mitte mit dem göttlichen Kinde thronende Madonna entweder jederseits von zwei (wie in den Katakomben von S. Domitilla, Fig. 6) oder jederseits nur von einem Verehrenden (wie in den von S. Marcellinus und Petrus) eingefaßt ist. Sehr bald bewirkte die Angabe des Evangeliums von den Gaben der Magier, Gold, Weihrauch und Myrrhen, daß man die Dreizahl einführte, wobei dann die Madonna seitwärts in halber Profilstellung gezeichnet wird. Dies ist dann für alle Folgezeit die canonische Auffassung. Auf dem Bilde aus der Domitilla-Katakombe (Fig. 6) bemerkt man sogar, daß der Künstler zuerst drei Magier darstellen wollte, aber zu Gunsten der Symmetrie zur Vierzahl überging.

Im Ganzen wird man sagen müssen, daß alle diese Darstellungen sich innerhalb enger Grenzen bewegen und keinen Fortschritt, sei es in Bereicherung des Themas, sei es in vollkommenerer Durchbildung der Gestalten bekunden. Die altchristliche Malerei zeigt sich ziemlich schüchtern und gebunden und

wagt noch nicht, den Anregungen der gleichzeitigen Poesie nach Erweiterung und Vertiefung des Horizontes zu folgen. Die einzige bemerkenswerthe Entwickelung ist nicht einmal unbedingt als Fortschritt zu bezeichnen: es ist jene an byzantinische Auffassung gemahnende Behandlung bei den Mosaiken am Triumphbogen von S. Maria Maggiore, wo die Madonna plötzlich nach dem Muster weltlicher Fürstinnen reiche Prachtgewänder und einen ganzen Hofstaat erhält. (Fig. 21 ff.)

Die zweite Abtheilung, aus 53 Nummern bestehend, gilt den plastischen Denkmälern, und zwar größtentheils den Sarkophagsculpturen. Hier ist fast ausschließlich die Anbetung der Könige das allbeliebte Thema; und zwar sind die Grundzüge desselben, die Seitenstellung der Madonna und die Dreizahl der Verehrenden, bereits typisch fixirt. Doch stellt sich bald das Bedürfniß ein, die Scene lebendiger zu charakterisiren; daher werden den Magiern ihre Kameele beigegeben. Bisweilen verbindet sich die Darstellung mit der Anbetung der Hirten bei der Geburt des Kindes, und auch Ochs und Esel als stumme Verehrer des Weltheilandes machen sich schon bemerklich. In allen diesen Darstellungen ist es die antike Kunst in ihren letzten Nachklängen, welche wie ein Hauch über den Gestalten schwebt, so daß der späte Abendschimmer des klassischen Alterthums sich mit dem ersten Morgenscheine der christlichen Kunst vermischt. Nur vereinzelt kommen andere Scenen vor, wie jene Verkündigung (Fig. 69) an einem Sarkophag aus S. Francesco in Ravenna. Beiläufig gesagt, hätte diese wichtige Stätte altchristlicher Kunst noch einige Ausbeute liefern können, so namentlich an Sarkophagen in S. Vitale, S. Giovanni Evang. u. A. Doch war absolute Vollständigkeit nicht die Absicht des Verfassers, und was er gegeben hat, ist ausreichend, um sein Thema nach allen Seiten ins Licht zu setzen.

Den Abschluß bildet die Abtheilung der Kleinkünste, außer einigen wenigen plastischen Werken (Medaillen, geschnittenen Steinen, Elfenbeintäfelchen) hauptsächlich die Darstellung auf Goldgläsern enthaltend. Für diese ist es bezeichnend, daß sie nur die Madonna ohne Kind als Betende (orans) enthalten, und zwar in jener antiken Gebethaltung, welche die aufrecht stehende Gestalt mit ausgebreiteten Armen flehend darstellt. Der beigefügte Name läßt keinen Zweifel an der Deutung. Bisweilen (Fig. 78 und 79) sind noch andere Heilige, namentlich Petrus und Paulus, hinzugefügt.

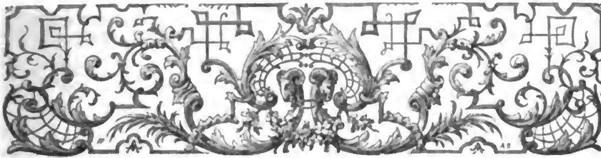
Zu diesen wenigen Werken der Kleinkunst ließe sich etwa auch die große Elfenbeintafel des städtischen Museums zu Brescia fügen, sofern es gestattet ist, die Figur einer Betenden auf die Madonna zu beziehen. Jedenfalls ist auch dieses Denkmal, eines der reichsten und edelsten dieser Art, bemerkenswerth wegen der geringen Bedeutung, welche die Gottesmutter auf demselben gewinnt. Und dies ist, wenn wir die Summe aller Kunstwerke der ersten christlichen Jahrhunderte ziehen, überhaupt das Ergebniß der Betrachtung: die fast verschwindende Geringfügigkeit der Rolle, welche die h. Jungfrau in ihnen spielt. Denn in den meisten Darstellungen, wo

sie wirklich erscheint, wie namentlich in den zahlreichen Scenen der Anbetung der Könige, ist es in erster Linie nicht sie, sondern das Kind, welchem die Verehrung gilt. Sie stellt sich uns eigentlich nur als Christusträgerin dar

Jahrhunderte mußten dahinfließen, und die Kunst mußte den langsamen Uebergang aus dem Typischen ins Naturwahre, Weltwirkliche vollenden, ehe jenes höchste Ideal, welches der Poet Ephräm bereits geahnt hatte, zur künstlerischen Form ausreifen konnte. Erst in Rafaels Sixtina mit dem göttlichen Knaben, dem menschgewordenen Logos, hat dieses Ideal seinen vollendeten Ausdruck gefunden. Und wie in den frühesten christlichen Madonnen die Schönheit der Antike noch nachklingt, so vollzieht sich Rafaels Kunst wiederum durch die Vermählung christlicher Empfindung mit der Formvollendung des klassischen Alterthums.

So scheiden wir denn mit aufrichtigem Dank für reiche Belehrung und Anregung von der trefflichen Arbeit.





Das Hexenlied.

Von

Ernst von Wildenbruch.

— Berlin. —



Zu Hersfeld im Kloster der Prior sprach:
„Der Bruder Medardus ward alt und schwach.
Ich glaube, sein Stündlein ist heute gekommen —
Geh' Bruder Beicht'ger hinein zu dem Frommen,
Vernimm das Geständniß von seinen Sünden;
Zwar weiß ich, Du wirst nicht viele finden.
Er dienet dem Kloster heut fünfzig Jahr'
Im Klosterschatten verbleichte sein Haar,
Er hat gefastet, er hat sich kasteit,
Wohl vorbereitet zur Seligkeit,
Er ist der heiligste von uns Allen
Und wird dem Allmächtigen wohlgefallen."
Der Beichtiger schlug an Medardus' Thor —
Von Innen tönte kein Ruf hervor,
Der Beichtiger trat wohl über die Schwelle
Und schritt hinein in Medardus' Zelle —
Und Stunde auf Stunde nach Stunde verrann,
Die Mönche schauten sich staunend an:
„Er, der unsträflich in Worten und Thaten,
Was kann Medardus für Sünden verrathen?"

Die Vesperglocke mit dumpfem Schall
Sie rief zur Capelle die Mönche all',
Sie beugten die Häupter, sie knieten im Kreise,
Für Bruder Medardus sie beteten leise. —
Da horch, da von ferne herüberklang
Mit klagender Stimme ein düst'rer Gesang.
Der Prior hob sich vom Boden empor,
Die Mönche lauschten und neigten das Ohr:
„Aus Medardus' Zelle der Sang erklingt,
Das ist Medardus, der also singt."
Sie lauschten und horchten: „Was mag es sein?
Das sind nicht Gebete und Litanei'n,
Das klingt wie sündige, weltliche Worte?"
Und siehe, und siehe, herein in die Pforte
Der Beichtiger kam, voll Schrecken und Hast:
„Wir haben den Teufel im Kloster zu Gast!
Medardus ist dem Versucher verfallen,
Medardus ringt in des Satans Krallen!"
Der Prior setzte die Kerze in Brand,
Die heilig geweihte, und nahm sie zur Hand,
Die Mönche thaten alle wie er,
Und hinter dem Prior schritten sie her,
Von Wand und Gewölbe scholl dröhnend wider
Die Klagestimme der singenden Brüder:
„Vor Sünden-Frevel, vor Satans Spott
Bewahr' uns in Gnaden, allmächtiger Gott." —
Die Zelle war offen — bleich, hager und mager
Lag Bruder Medardus auf kärglichem Lager,
Die Hände gefaltet in betender Wuth,
Die starrenden Augen voll sehnender Gluth,
Und von den stammelnden Lippen sprang
Rastlos und ohn' Ende der wilde Gesang.
Das Lied, das hatte so seltsamen Ton,
Wie sehnende Liebe, wie lästernder Hohn,
Als trüge von ferne herüber die Luft
Fremdländischer Blumen bestrickenden Duft.
Die Mönche sie schwangen die heiligen Kerzen:
„Fleuch Satan, entweiche aus seinem Herzen."
Sie schwangen die Kreuze, die heiligen Bilder,
Medardus' Gesang ward wilder und wilder,
Und tief in die schauernden Seelen drang
Das sündige Lied, das Medardus sang.
Die Mönche beschlich es wie sehnender Schauer,
Verlorenen Lebens tief nagende Trauer,
Sie dachten an Dinge, die einst sie besessen,
An Tage der Jugend, die lange vergessen,
Und mählich, allmählich verstummte der Chor,
Sie schwiegen und lauschten und neigten das Ohr. —

Der Prior, ein frommer, ein eifriger Greis,
Er stand voller Schrecken und blickte im Kreis,
Zu Bruder Medardus erhob er die Stimme
Und sprach in frommem, in eiferndem Grimme:
„Darfst Du mir verführen die heiligen Brüder?
So fahre, Verdammter, zur Hölle hernieder!"
Und siehe vom Lager Medardus sich hob,
Ein leuchtender Glanz sein Antlitz umwob,
Sein starrendes Aug' in die Ferne blickte,
Als säh' er ein Bild, das tief ihn entzückte,
Er reckte die Arme, er streckte sie weit:
„Ich höre Dich," rief er, „ich bin bereit,
Du reines Weib, das sie Hexe genannt,
Du süßer Leib, den sie schändend verbrannt,
Ihr schwellenden Lippen, ihr Augen voll Güte,
Ihr spielender Glieder süß quellende Blüthe,
Du liebende Wonne, die einst sich mir bot,
Und die ich verachtend verstieß in den Tod,
Nach fünfzig Jahren voll Buße und Pein,
Ich komme, um ewiglich bei Dir zu sein!"
Er reckte die Arme, er streckte die Glieder —
„Medardus ist todt", dumpf sprachen's die Brüder. —
Drei Tage und Nächte mit Buße-Gesang
Die Mönche zogen das Kloster entlang,
Sie lagen drei Nächte auf ihren Knie'n,
Und riefen zu Gott, um Gnade für ihn:
„Ihm, welcher dahinging, in Sünde und Schuld,
Erlösender Heiland, vergieb ihm in Huld." —
Im einsamen Zimmer, beim Kerzenschein
Der Prior saß mit dem Beicht'ger allein:
„Nun sage mir an, was Medardus gesprochen,
Die Thaten verkünde, die er verbrochen."
Ein großes Kreuz der Beichtiger schlug:
„Sein heiliges Leben war Lug und Trug,
Du sahest ihn oft, wenn am grauenden Tag
Er betend auf steinernen Fliesen lag,
Du sagtest uns: ‚werdet ihm gleich, meine Kinder' —
Erfahre, Du segnetest einen Sünder.
Du sahest ihn, wie er in brünstiger Wonne
Die Augen erhob zu Gottes Madonne,
Nicht war es Maria, der all' das galt,
Seinen Busen erfüllt' eine andre Gestalt.
Sein Antlitz sahst Du, das träumende, milde;
Du sahst nicht sein Herz, das gährende, wilde,
Sein Haupt war kalt und sein Haar war weiß,
Sein Herz von sündigen Gluthen heiß. —
„„Ich war ein Priester,"" so sprach er zu mir,
„„Voll Andacht las ich das heil'ge Brevier,

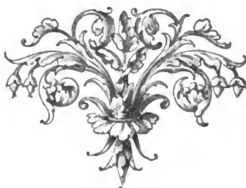
Ich las es in Aengsten, ich las es in Gluth,
Denn jung war mein Leib und heiß mein Blut.
Die blonden Locken vom Haupt mir flossen
Wie strömendes Gold, das darüber gegossen,
Und als man hineinschnitt die erste Consur,
Da war es als mähte man Frühlingsflur.
Es war zur Zeit, als im deutschen Land
Der böse Teufel zur Macht erstand,
Als er die Weiber zur Buhlschaft verführte,
Und als man Hexen zum Brandpfahl schnürte.
Damals geschah's, ich saß allein
In tiefer Nacht, bei der Lampe Schein,
Da schlug es plötzlich an meine Thür:
‚Komm, Priester, heraus, man verlangt nach Dir.'
Die Nacht war schwarz, dumpf heulte der Sturm,
Man führete mich hinaus an den Thurm,
Tief unter die Erde, auf gleitenden Stufen —
Mir war es, als würd' ich zur Hölle gerufen.
Man gab eine Fackel in meine Hand
Und wies mir ein Loch in der steinernen Wand:
‚Zur Hexe, die morgen in Feuers Pein
Ihre Sünden büßt, da geh' Du hinein,
Bereite sie betend zu seligem Sterben
Entreiß' ihre Seele dem ew'gen Verderben.'
Ich schritt hinein in der Erde Bauch,
In meiner Kehle stockte der Hauch,
Da kam von drüben ein Rascheln her,
Geklirr von Ketten und Seufzen schwer,
Und sieh', in der Mauer finsterster Ecke,
Wie ein Thier des Waldes in seinem Verstecke,
Da sah ich ein Weib, gebeugt und gebückt,
Das Haupt an die triefenden Steine gedrückt. —
Die Fackel heftet' ich in den Ring,
Der schwebend herab von der Wölbung hing,
Ich sagte: ‚Wende zu mir Dein Gesicht,
Komm her, meine Schwester und fürchte nicht.'
Ich sah, wie ihr Ohr meine Worte trank,
Wie Hand nach Hand ihr vom Antlitz sank,
Sie wandte das Haupt, sie schaute mich an,
Und auf den Knieen kroch sie heran.
Ihr nackter Arm meine Kniee umfing,
An meinem Antlitz ihr Auge hing,
Ich schaute herab, der Fackel Licht
Umspielte ihr liebliches Angesicht,
Da fühlt' ich das Herz so süß mir erwarmen,
Da quoll in die Augen mir heißes Erbarmen,
Meine Lippen verstummten in lautlosem Leide,
In schweigendem Jammer weinten wir beide.

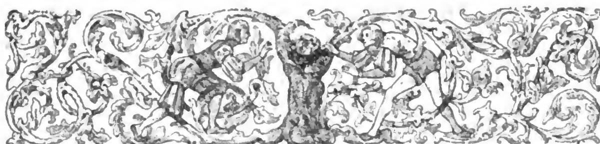
Und als meine Thränen sie fließen sah,
Mit bebenden Armen umfing sie mich da,
Ein Schluchzen tief aus dem Busen ihr quoll,
Von stammelnden Lippen ein Flüstern scholl:
‚Du kannst noch weinen, Du weintest um mich,
Wie den gütigen Heiland, so liebe ich Dich!‘
Mich faßte der Schreck ob des sündigen Worts:
‚Gedenke der Stunde, gedenke des Orts,
In Flammen soll morgen der Leib Dir verderben,
Durch Buße entfliehe dem ewigen Sterben!‘
Da sah sie mich an so bangen Gesichts:
‚Was soll ich büßen? Verbrach ich doch nichts?
Meine Eltern sind todt — im Walde allein
Großmutter und ich, wir wohnten zu Zwei'n.
Großmutter kannte manch' heilsames Kraut,
Manch' Tränklein hat sie für Kranke gebraut,
Großmutter im Feuer verbrannten sie,
Eine Teufelshexe sie nannten sie.
Ein altes Lied Großmutter sang,
Ich lernt' es ihr ab, weil so süß es klang,
Sie sagte, es käme aus fernen Landen,
Wo Liebeszauber die Menschen verstanden,
Ich sang's und wußte nicht, was es bedeute,
Da griffen sie mich, hartherzige Leute,
Und sperrten mich in den finstern Thurm.
Sie sagen, es sei der höllische Wurm,
Der singe aus mir zu der Menschen Verderben,
Drum soll ich morgen im Feuer sterben.‘ —
Ihre bebende Lippe berührte mein Ohr,
Ihr Auge mich flehend in Aengsten beschwor,
Ihr Busen drängte an meinen sich:
‚Errette‘ sprach sie, ‚errette mich!
So süß ist zu leben, so bitter der Tod,
Und Feuers zu sterben ist schreckliche Noth!
Kein Wesen hab' ich gekränkt und betrübt,
Keine Sünde gethan, keinen Zauber geübt,
Die Herzen der Menschen gleichen den Steinen,
Du aber bist gut, Du kannst noch weinen;
Der Wärter schläft, frei ist die Thür,
Komm, laß mich fliehen, entflieh' mit mir!
Wir gehen leise, man hört uns nicht,
Die Fackel erlischt, uns verräth kein Licht;
Die Thurmespforte geht in das Feld,
Niemand uns sieht, niemand uns hält!
Wenn morgen der Schrei der Hähne schallt,
Sind wir schon ferne, im fernen Wald;
Der Wald ist dunkel, der Wald ist dicht,
Ich weiß eine Stätte, sie finden uns nicht;

Ich weiß eine Stelle, ich weiß einen Platz,
Da liegt verborgen ein alter Schatz.
Wir werden suchen, Du wirst ihn heben,
Wir ziehen ferne, wir werden leben
In fernem Lande, Du nur mit mir,
Ewig und ewig ich nur mit Dir!
Du hast kein Weib an das Herz noch gedrückt,
Du weißt nicht, wie Weibes Liebe beglückt,
Reicher an Liebe sollst Du werden,
Als jemals Menschen waren auf Erden —
Die Sterne wandeln, die Stunden zieh'n,
Es ist Zeit, es ist Zeit, komm laß uns entflieh'n!'
Ihr heißer Odem wie Sturmwind ging,
Ihr weißer Arm meinen Nacken umfing,
Ihr dunkles Haar, wie Fittig der Nacht,
Umfloß des Leibes herrliche Pracht.
In meinem Haupte, in meiner Brust
War schwindelnde Wonne, tödtliche Lust,
Ich beugte mich nieder, ich wollte sie küssen —
Da fühlt' ich mich schaudernd rückwärts gerissen,
'Du küssest die Hexe, du segnest die Schuld!
Du hast keinen Theil mehr an göttlicher Huld!'
Auf meinen Lippen erstarb das Wort,
Von meinem Herzen stieß ich sie fort,
Entsetzen jagte mich aus der Kammer —
Da schrie sie mir nach, in Verzweiflung und Jammer,
Sie brach zur Erde, sie lag auf den Steinen,
Dumpf hinter mir hört' ich sie schluchzen und weinen." " —
Medardus schwieg — seine Wange verblich —
„Mein Bruder, sagt' ich, was ängstet Dich?
Du hast dem Versucher widerstanden
Und machtest des Teufels Künste zu schanden. —
Doch als ich tröstend ihm solches sprach,
Gelächter von seinen Lippen brach,
Ein Lachen, so wild und ungestüm,
Als lachte der Teufel selber aus ihm.
Mit rollenden Augen blickt' er mich an,
Er schwieg — dann sprach er: „„Der Tag begann. —
Der Himmel brannte in Morgen-Flammen,
Die Menschen rotteten sich zusammen,
Im Felde draußen, von Scheiten geschichtet,
Stand düster und dunkel der Holzstoß gerichtet,
Und Aller Augen hingen am Pfahl —
Da stand sie und harrete ihrer Qual. —
Wie taumelnde Vögel, verflattert im Meer,
So glitten voll Angst ihre Augen umher;
Da trat ich heran mit dem Crucifix,
Ihr Auge erfaßte mich suchenden Blicks

Und siehe, und siehe, verstohlener Weise,
Da neigte ihr Haupt sie, da nickte sie leise
Und ein Lächeln erstand in dem süßen Gesicht,
Wie der scheidenden Sonne erlöschendes Licht. —
Die lodernde Fackel der Henker schwang,
Ihr lechzendes Aug' in mein Auge sich trank,
Die Flamme griff in das dürre Geäst.
Ihre starrenden Augen hielten mich fest.
Die Funken stoben, wie prasselnder Staub
Ihre Lippen erbebten, wie sinkendes Laub,
Und plötzlich und plötzlich vernahm ich ein Klingen;
Vom brennenden Holzstoß begann sie zu singen,
Wie Frühlingsregen durchrauschend die Nacht,
So ergriff mich des Liedes süß-selige Macht;
Mir war's als trüge herüber die Luft,
Fremdländischer Blumen bestrickenden Duft,
Als spräch' eine Stimme zu meinen Ohren
Von seligem Glück, das für ewig verloren.
Die Flamme ergriff ihren nackten Fuß,
Sie neigte sich scheidend zu letztem Gruß.
Der schwarze Rauch sie wirbelnd umschwoll,
Ihr klagender Sang aus dem Rauche scholl,
Dumpf brausend die Flamme zum Himmel sprang,
Wie zitternde Glocken ertönt' ihr Gesang —
Die Ohren bedeckt' ich mit meinen Händen,
‚Das Singen, das Singen, wann wird es enden?‘
Ich wandte mich schaudernd, ich floh von dem Ort —
Die klagende Stimme zog mit mir fort,
Wohin ich entfloh, wohin ich entwich,
Der Gesang, der Gesang, er begleitete mich.
Ob ich schlummernd lag, ob ich betend gewacht,
Zu jeglicher Stunde, bei Tage und Nacht,
Seit jenem Tage die sechzig Jahr',
Ich höre ihn immer und immerdar!""
Medardus fuhr auf, wild war sein Gesicht,
„„Ich höre sie wieder — vernimmst Du es nicht?
Den Gang herauf — es kommt durch die Thür —
Sie tritt auf die Schwelle — ist hier, ist hier!"" —
Ich warf mich herab zu des Lagers Fuße
‚Mein Bruder,‘ rief ich, ‚thu' Buße, thu' Buße,
Der Menschenverderber hält Dich gebunden,
Des Weibes Lied hat der Teufel erfunden!‘
Zum Lager zurück ich Medardus zwang,
Aus meinem Arme er los sich rang,
Von seinem Lager er fort mich stieß:
„„Eine Stimme ist's aus dem Paradies!
Sie ruft mich zum Heil, das ich frevelnd verlor,
Sie öffnet zur Seligkeit selbst mir das Thor.""

Und plötzlich die strömende Thräne ihm rann
Und plötzlich Medardus zu singen begann —
Es war ein Lied, wie ich keines vernahm,
Das jemals aus menschlicher Kehle kam,
So in klagendem Leid, so in jauchzender Lust —
Da faßte Entsetzen mir kalt in die Brust,
Mit flüchtendem Fuße schlug ich die Schwelle,
Da rief ich Euch Alle zu seiner Zelle." — — —
Der Beichtiger schwieg — durch die Fenster brach
Der grauende Morgen. — Der Prior sprach:
„Was Menschenaugen nicht fassen, noch seh'n,
Dort oben ist Einer, der wird es versteh'n,
Er hat gesprochen ‚mein ist das Gericht' —
Geh' beten, mein Bruder, und richte nicht."





Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern.

Von

A. Geyer.

— München. —

I. Hohenstaufen.

Indem mein Auge zurückschaut auf die Erlebnisse einer bescheidenen, aber doch nicht ganz verregneten Sommerfrische des Jahres 1882, fällt es zuerst auf einen Berg, der freilich kaum den Namen eines solchen zu verdienen scheint, wenn man ihn mit dem Meterstab mißt oder mit dem Blick anschaut, der gewöhnt ist, im Schnee der Alpengipfel zu schwelgen und sich in das Flammenmeer des Alpenglühens zu tauchen. Nicht ist's die höchste Bergzinne des deutschen Reichs, kein riesenhaftes Kreuz spannt auf seinem bescheidenem Gipfel die Arme in die weite Welt: aber um die spärlichen unscheinbaren Mauerreste, welche sein Haupt — nicht krönen, darf man sagen, nein, nur hier und da kaum merkbar kümmerlich decken, weht der Odem einer herrlichen Zeit, und wenn eine Höhe in unserem Vaterland, so ists diese, welche man einen tragischen Berg nennen darf.

Kommt ihr Blitze, brecht hervor,
Daß ich finden mag das Thor
Zu der Burg der Hohenstaufen.
Einsam steig ich auf die Höh'n
Wo die letzten Trümmer steh'n.

So sang Schenkendorf im Frühling des Jahres 1813 und er hat damit die rechte Stimmung getroffen, mit der sich's ziemt hinabzusteigen zuerst durch wahrhaft schönen deutschen Wald, dann durch die stille Gasse des Gebirgsdorfes, welches den Namen der Hohenstaufen trägt, zuletzt über steile kahle Halden zu der Kuppe, die nur wenig Raum für eine stattliche Burg

bietend, doch so bedeutungsvoll und schicksalsschwer anmuthet. Wohl mag es herzerquickend in anderer Weise sein, durch solchen Wald hinan zu wandern, wenn die Buchen und Tannen ihren bräutlichen Pfingstschmuck angelegt haben und widerhallen vom munteren Schlag der Drosseln, von fernher aber das lachende Gefilde winkt im Schmuck der Obstblüthe und die jungen wogenden Saaten herauf- und herüberwinken Dörfer und Städte, und nahe und fern seltsam geformte Berge der rauhen Alp und die dunklen Wälder des Schwarzwaldes, ja fern am Horizont selbst Alpengipfel schimmern — doch lob' ich mein Geschick, wenn es mir nicht solche Herrlichkeit erschlossen hat.

Ein schweres Gewitter war in der Nacht über die Gegend niedergegangen und um die Kuppe des Hohenstaufen hingen noch am späten Morgen, als ich die Dorfgasse durchschritt, düstere Nebel, welche nach allen Richtungen hin den Blick in die weitere Ferne umhüllten, so daß der Berg oft ganz einsam mit seinem Zwillingsbruder, dem Rechberg, über den „Fieldern" und Thälern emporzusteigen schien. Oben am Ende des Dorfes steht links die kleine neue Dorfkirche, aus der ein Choral ernst durch die düstere Luft herüber klang zu der alten Kirche, an welche der Bergpfad den Wanderer führt. Sie ist freilich kein Meisterwerk der Baukunst, diese kleine mittelmäßig gut im gothischen Stil renovirte Kirche, und fast möchte man lächeln, wenn man über den Spuren einer zugemauerten Thür die auf Barbarossa sich beziehenden Worte: „Hic transibat Caesar" liest. Aber es liegt doch ein wundersamer Zauber in dem Gedanken an den Rothbart, dessen Bild da auf die neue Mauer gemalt ist und von dem die Inschrift weiter sagt:

Der großmächtigst Kaiser wohl bekannt,
Fridericus Barbarossa genannt,
das demüthig edel deutsche Blut,
übt ganz und gar keinen Uebermuth;
auf diesem Berg hat Hof gehalten,
wie vor und nach ihm die Alten;
zu Fuß in diese Kirch' ist gangen,
ohn allen Pracht, ohne Stolz und Prangen,
durch diese Thür, wie ich bericht,
ist wahrlich wahr und kein Gedicht.
Amor bonorum, terror malorum.

Wahrlich wahr mag der Bericht wohl sich nennen, wenn er auch aus einer viel späteren Zeit stammt, als der staufischen, und wenn er auch gedeutet werden muß auf die frühere Schloßkirche, welche an derselben Stelle gestanden sein muß. Die Burg selber (sammt jener Kirche, wie man annehmen muß) ward erbaut von dem ersten staufischen Herzog in Schwaben, dem Sohn Friedrichs von Büren (jetzt Wäscherschlößchen, eine halbe Stunde nördlich von Wäschenbeuern, leicht auch an einem trüben Tage vom Berggipfel aus wahrzunehmen). Auch der Erbauer der Burg auf dem Staufenberg hieß Friedrich, und vor Allen er, der den Namen des Vaters trug

„brachte neuen Glanz in das Geschlecht“, das sich sofort nach der Burg nannte *).

Unter ihm, den man den Einäugigen nennt (zum Unterschied von seinem Vater, Friedrich dem Alten, und von Herzog Friedrich dem Dritten, dem Rothbart), scheint es hart hergegangen sein um die Mauern von Hohenstaufen. Hören wir den Chronisten Crusius darüber, welcher sich also vernehmen läßt: „Nachdem nun Schwaben von des Lotharii Anhängern verwüstet worden, wurde auch Conrad (der staufische Gegenkönig Lothars) in seinem Schloß Hohenstauffen belagert, welches Schloß offt bestürmt und untergraben ward. Wie ich dann bald vor 3 Jahren, da ich daselbsten war, noch oben auf der einen Seite des Bergs eine Höhle gesehen, so vielleicht von selbiger Belagerung übrig geblieben. Es kann auch seyn, daß dasjenige damahls geschehen ist, was mir mein lieber College M. Michaelis Maestlin, Professor der Mathematic allhier (der Lehrer Keplers), der von seiner Ur-Großmutter Barbara, seines Ur-Großvaters, Nicolai Schoener, Ehefrau, die es von älteren Leuten erfahren, gehört zu haben erzählt: Es seye nemlich zur Zeit der Beagerung ein solcher Mangel bey denen in der Festung entstanden, daß sie von Lebens-Mitteln nichts mehr gehabt, als einen einigen Schäffel Waitzen und einen Ochsen, den sie damit gefüttert, und hernach geschlachtet, und das Eingeweid über die Burg hinunter geworfen haben. Die Feinde haben über solche Neuigkeit gestutzt, und den Entschluß gefaßt, die Belagerung auffzuheben, weilen sie glaubten, es würden noch Lebens-Mittel genug in der Festung vorhanden seyn **).“

Hier im Schloß Hohenstaufen, war es auch, wo Irene, die unglückliche Wittwe des von Otto von Wittelsbach erschlagenen edlen Königs Philipp zwei Monate nach dessen Tod (im August des Jahres 1208) in Folge einer Frühgeburt, in zarter Jugendblüthe dahingerafft wurde. Drüben im nahen

*) Vgl. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, III. 1., 4. Aufl. S. 482 und im Allgemeinen Christ. Fr. Stälin Wirtembergische Geschichte, II. Theil, 1847 Gust. Schwab. Die schwäbische Alp, 2. Aufl., mit Zusätzen von E. Paulus, 1878 S. 248 ff. Müller, Württemberg wie es war und ist, illustrirte Ausg., 1866 I. S. 12 ff. Moser, Beschreibung des Oberamts Göppingen, 1844, besonders S. 235 ff,

**) So zu lesen in: „Martin Crusii, Weyland Hochberühmten Professoris der Griechisch- und Lateinischen Sprache, sodann der Wohlredenheit bey der Universität zu Tübingen Schwäbische Chronik, Worinnen zu finden ist, was sich von Erschaffung der Welt an, biß auf das Jahr 1596 in Schwaben, denen benachbarten Gegenden, auch vieler anderer Orten zugetragen .... Aus dem Lateinischen erstmals übersetzt, und mit einer Continuation vom Jahre 1596 bis 1733 auf einem Vollständigen Register versehen. Nebst einer Vorrede, dem Leben des Authoris ...... Ausgefertigt von Johann Jakob Moser, Frankfurt und Leipzig, 1738. II. S. 539.“ Crusius war geboren am 19. September 1526, starb am 25. Februar 1607. Moser sagt von ihm: „Er hielt wenigstens zuweilen 3 Tisch voll Kostgänger und hatte an seinen Lectionen über den Homerum so viel Zuhörer, daß man das Auditorium vergrößern mußte.‘ Die schwäbische Chronik fing er „in seinem 62sten Jahr an zu schreiben und absolvirte sie in etwas mehr als 3 Jahren.“

Kloster Lorch liegt sie begraben an der Seite des Stammherrn der Hohenstaufen, die Komnenentochter, die griechische Maria, die Rose ohne Dornen, die Taube sonder Galle, wie sie in den Tagen ihres Glücks einst Walther von der Vogelweide besungen hatte.

Am 20. August 1208, acht Tage vor ihrem Tode*) hat sie dem Kloster Adelberg zum Heil der Seele ihres Herrn, weil derselbe vom Tode übereilt, ohne Testament von dieser Welt geschieden, einen Hof in Obereßlingen vergabt. Graf Ludwig von Württemberg, hat als Zeuge die Urkunde unterschrieben, der einzige getreu Gebliebene aus der großen Zahl von Fürsten und Herren, die vordem im Gefolge der Staufer erschienen waren. Mitunterzeichnet sind zwei Staufer und viele aus dem niederen Adel.

Die letzten Kaiser des hohenstaufischen Hauses scheinen die Burg als Reichsburg angesehen zu haben, da sie sich nicht unter den Besitzungen befindet, welche der unglückliche Conradin vor seinem Zuge über die Alpen seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Bayern, vermachte. — Karl der Vierte erst verpfändete im Jahre 1347 Hohenstaufen nebst Achalm und den dazu gehörigen Schirmvoigteien an Grafen Eberhard von Württemberg den Greiner. Seitdem blieb Württemberg mit kurzen Unterbrechungen im Besitz der Kaiserburg, bis diese im Bauernkrieg das Loos der Zerstörung traf So fiel sie im Jahre 1525 in Trümmer. Dreiundsechzig Jahre darnach besuchte Crusius den Berg auf einer kleinen Reise, die er „um etlicher Ursachen willen“ von Tübingen über Neuffen und andere von ihm beschriebene Orte nach Lorch und wieder heimwärts machte. „Wir giengen also,“ erzählt er, „den 25. May von Tübingen aus, ich und mein Gevatter, M. Eusebius Stetter, Praeceptor in hiesiger Oesterberger Schule, auch des ehrwürdigen Abbts zu Lorch, Abels Vinarii Sohn, M. Abel, damal im fürstlichen Stipendio Professor [illegible]es, unter Begleitung meines vierzehn-jährigen Sohnes Urbani.“ W[illegible] „Als wir (im Dorf Hohenstaufen) unten am Berge unter [illegible]-Baum ein wenig ausgeruhet hatten führte uns der Dorf-Pfarrer M. Johann Maier, auf dieses uralte und sehr berühmte Schloß. Ich hoffte noch etwas gemahltes daselbst zu sehen, als einen Römischen Adler, oder die Wapen der Schwäbischen Herzoge. Aber diese sind weiland gewesen; jetzt war nichts zu sehen, als bloße Mauern und Thüren, ohne Ziegel und Holtz. Lieber GOTT, soll eine so große Herrlichkeit der mächtigsten Fürsten und Monarchen zu einem so scheußlichen Anblick gediehen seyn? Kein Kayser, kein Fürst ist mehr da: Keine Hof-Leuthe, keine Ritter: Keine Griechische Irene, keine andere Kayserin,

*) Crusius hat keine Kenntniß von ihrem Todestag und sagt sehr naiv: „An welchem Tag aber dieselbe gestorben, ob es in diesem Jahr 1208 oder vielleicht im Januario des nächstfolgenden Jahres (wie mir vor zwey Jahren offt im Schlaff vorgekommen, als wann sie den 27sten Januarii 1709 gestorben wäre) geschehen, das habe ich nirgends finden können.“

keine Hertzogin, kein Frauenzimmer! Kein Geräusche mehr der Menschen, keine Trommete höret man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden, wie ein Rauch, alles ist hinweg geflogen, wie ein Vogel. Ein Bauren-Schultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches für Alter fast wurmstichig ist: Er mähet das Graß, so im Schloß-Hofe hoch stehet: Der Holder-Baum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tags von Mauren übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu anderen Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bey zwey Stunden in dem Schloß: Wir betrachteten alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menschliche Elend. Daher ich auch das Lied gesungen: ‚Mag ich Unglück nicht widerstehn', und M. Eusebius schoß über die Maur sein Gewehr ab, anstatt eines Abschieds, da wir wieder herunter gehen wollten." Darauf läßt Crusius eine ausführliche Beschreibung über die Lage und die Gestalt des Orts und des Schlosses folgen. Er hat alle Entfernungen, Längen und Breiten nach seinen Schritten gemessen. Unter Anderm fand er noch einen 52 Schuh hohen Thurm vor, welcher „der Manns-Thurm genannt worden, in welchen man die Gefangenen legte." Neben diesem „war die Wohnung des Frauenzimmers, wie uns ein sehr alter und verständiger Innwohner des Dorffs gesagt hat." Die Steine der Schloßmauer fand er „noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angesteckt .... Als aber in voriger Zeit ein Italiäner vorbey reisete, und nach dem Namen des Berges fragte, antwortete er, da er hörte, was für ein Berg es seye: man sollte wegen der Kayser Friedrichen diesen Berg mit einer ‚güldenen Maur' umgeben." Beigedruckt ist der Beschreibung eine „Figur des Schlosses Hohenstauffen, auf einem hohen Berge, einigermaßen abgezeichnet" — d. h. ein (übrigens nach neueren Untersuchungen nicht ganz genau erfundener) Grundriß der Ruine in ihrem damaligen Zustand.

Noch einmal ist Crusius in dem als Anhang seiner Chronik hinzugefügten „Paralipomena" auf Schloß Hohenstaufen zurückgekommen, indem er berichtet, was ihm von dessen Zerstörung „ein sehr alter Mann, Schultheiß und Wirth des Dorffs Stauffen, A. 1588" erzählt hat.

Unter Anderem hören wir da: „Da aber eine grössere Anzahl Bauern herzukommen, habe Reiß (richtiger: Reuß von Reußenstein, dem der Castellan Georg Staufer von Blosenstaufen die Hut des Schlosses anvertraut hatte) das Reißaus genommen und sey auf das Schloß Vilseck (richtiger: Filseck) unter Göppingen geflohen, da er alle andern im Schloß im Stich gelassen: doch sey auch desselben Knecht, ungefehr 18 Jahr alt, Peter Jost (der 1593 selig gestorben) entronnen, und bald darauf sey Hohenstauffen angezündet worden."

Wenn die aufrüherischen Bauern wegen ihrer Ruchlosigkeit, ihrem gänzlichen Mangel an Pietät gegen das glorreiche schwäbische Kaisergeschlecht von alten und neuen Schriftstellern hart angelassen werden, so darf man doch auch nicht vergessen, wie wenig Pietät einer der besten Regenten Württem-

bergs, der einzige Sohn des leidenschaftlichen Ulrich aus seiner unglücklichen Ehe mit Sabine von Bayern, Christoph, gegen die, zu jener Zeit, ein Menschenalter nach der Zerstörung, unzweifelhaft noch sehr ansehnlichen Trümmer der Kaiserburg gezeigt hat. Er war es, der (1559—1567) es zuließ, daß beim Bau des Schlosses in Göppingen Steine der zerstörten Burg verwendet wurden. Ueber dem Hauptportal jenes Schlosses erblickt man ein Drachenpaar eingehauen, von welchem Finanzrath Moser in seiner Beschreibung des Oberamts Göppingen sagt, daß es nach dem Urtheil Sachverständiger von griechischen Künstlern gefertigt worden sein mag. Er meint, dies Bildwerk rühre wohl ebenso, wie „vielleicht noch andere, mit Emblemen jenes Kaiserhauses (der Hohenstaufen) verzierte, Theile des Portals" von der Kaiserburg her, und fährt fort: „Ebenso mögen auch die zwei Fenster im unteren Stocke, rechts beim Eintritte in den Schloßhof, und der schöne steinerne Giebel über dem Dachboden daselbst, da sie einem ganz alten Baustile angehören, von dorther gekommen sein. Daß auch die Traubenschnecke (eine Wendeltreppe, welche den architektonischen Glanzpunkt des Gebäudes bildet) diesen wenigen Hohenstaufischen Reliquien beizuzählen sei, wird bestritten; eine nicht leicht erklärliche Erscheinung bilden aber die an den Wappen befindlichen Verzierungen*)."

Herzog Christoph soll früher den Plan gehabt haben, die Kaiserburg wieder aufzubauen; als er jedoch den Berg besichtigt, „so soll derselbig. etwas Stattlichs darauf zu bauen, zu schmal befunden worden seyn".

Noch Carl Alexander beschäftigte sich mit dem Gedanken, den Staufen zu befestigen, wurde aber an der Ausführung desselben durch seinen plötzlichen Tod verhindert. Nach (unvollständig) erhaltenen Acten, fragte der Keller von Göppingen am 27. August 1736 bei der Rentkammer an: wo er mehrere Eisenwaaren, die er zu dem Fortificationsbauwesen zu Hohenstaufen nöthig habe, kaufen solle? Worauf der Oberfactor zu Königsbronn zu schleuniger Ueberlieferung den Befehl erhielt. Der Bau scheint ziemlich weit gediehen zu sein, denn als am 21. August 1769 (unter Carl Eugen) dem damaligen Amtmann gestattet ward, „daß er 50—60 Wagen Mauersteine aus dem Fundament dieses alten Schlosses (!!) gratis, jedoch mit der Bedingung, daß er den Platz zu applaniren habe, ausgrabe und zu einem Hausbau verwende", wurde als Grund zu solcher, jenes vandalischen Zeitalters würdigen Regierungshandlung der angegeben, daß „durch die

*) Am Eingang des Eckthürmchens, in dem die Wendeltreppe emporsteigt, befindet sich nämlich das württembergische Wappen mit der Jahreszahl 1562 und dazwischen ein Löwenkopf und ein Hund (ein zweiter ist weggebrochen), ausgezeichnet schön in Stein gehauen. Ich erinnere hier daran, daß an der südlichen Außenseite der Pfarrkirche St. Amandi in Urach sich ein Grabstein eines Herrn von Baldeck aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts befindet, der das Wappen des Geschlechts. einen jagenden Hund in schrägem Schild, und einen sitzenden Hund auf dem Helm in charakteristischer Ausführung zeigt.

Ausgrabung dieser Mauersteine der dortige Platz wiederum zu einigem Nutzen und Ertrag, wie es vor Anno 1737 gewesen, ehe wieder Werker darauf gebaut wurden, gebracht werden könne". Nach Gelde drängte es freilich die Montmartin und Wittleder ebenso wie den Juden Süß Oppenheimer! Drüben in Marbach ab, daß man bei hellem Wetter vom Staufen auch wohl erblicken kann, war zehn Jahre vorher auch ein schwäbischer Friedrich geboren worden, der bald darauf, so recht noch als Schwabe sein

Ihr — Ihr dort außen in der Welt
Die Nasen eingespannt!

gesungen und unter jenes Carl Eugen Druck, an welchen der Hohenasperg und der Hohentwiel erinnert, zum Freiheitsdichter herangereift war.

Doch halt — was trieb so unsere Gedanken weiter von der griechischen Irene bis zur Zeit Schubarts und der Karlsschüler? Ist's nicht, wie Gustav Schwab singt:

So schau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut.
Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.
Wer forscht nach Staufens Preise,
Mag zu den Trümmern geh'n,
Dort wird mit Geisterweise
Ihn ew'ges Lied umweh'n.

Ein ewiges Lied — ja wohl — von Vergangenheit und Vergänglichkeit, von traumhaft herrlichen Gestalten, die der höchste Glanz der Poesie umstrahlt, ein Lied von der verklärenden Gewalt des tragischen Geschickes! Wie oft ist dieses Lied erklungen in der Brust der Deutschen, wie hat der Staufer Schicksal auch immer vom Neuen zu gewaltig sich erwiesen für den engen Bau der Tragödie! Jugendträume ziehen an mir vorüber durch die grauen Nebel, Gedanken an den Letzten des Geschlechts, der von sich selber gesungen:

ich enweiz niht, vrou, waz minne sint:
mich lât diu libe sêre engelten, daz
ich der jâre bin ein kint.

Du süßes, holdes Stauferblut,
Ein Kind an Jahren nur,
Wie wandeltest Du hochgemuth
Auf Deiner Ahnen Spur!

Die Frau, um die Du heiß geworben,
War eine Königskron',
In ihrem Dienst bist Du gestorben,
O weh, ein schnöder Lohn.

Du süßes, holdes Stauferblut,
An Jahren nur ein Kind,
Du lebst, ein Bild von Mannesmuth,
So lang wir Deutsche sind.

II. Urach.

Während der Staufen die nördliche Wache hält an der Spitze der Alp-berge, liegt so recht im Herzen derselben gebettet*), umschlossen von steil-ragenden, felsgekrönten Bergen, deren herrliche Buchenwälder überall herein-winken in die engen, mittelalterlichen, hochgiebligen Gassen, das trauliche Urach, einst wetteifernd mit Stuttgart als Residenz von Eberhard im Bart, jetzt weit überflügelt von der zur Großstadt anwachsenden Rivalin am Nesen-bach, aber gern aufgesucht von den Stuttgarter Hauptstadtmüden, als wald-frisches, forellenreiches, leicht auf der Eisenbahn zu erreichendes Ziel von Sonntagsausflügen, doch auch lockend zum wochenlangen Sommerfrischaufenthalt. Jene Eisenbahn, eine Actienbahn, welche von der Staatsbahn in Metzingen abzweigt, um uns in einem Miniaturzug — zwei Wagen, gezogen von einer kleinen Berglocomotive — längs der munteren Erms, zwischen immer enger und steiler zusammentretenden Bergen hinanzuführen nach der alten Herzogs-stadt; sie stört nur wenig die Idylle dieses holden Erdenwinkels. Idylle ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck, weil eine elegische Färbung über das Ganze ausgegossen ist, wenn im Vollmondlicht geisterhaft weiß die Trümmer von Hohenurach durch die föhnbewegte Luft herabschimmern und durch das Waldes- und Wasserrauschen der ferne unheimliche Ruf des Uhus hallt. Gleichwohl bleibt der Grundton der Landschaft idyllisch; mag auch wieder der Reichthum der Ortsgeschichte eine historische Stimmung in uns erwecken, oder mag die Emsigkeit der gewerbfleißigen, auch Obst- und Hopfen züchtenden Bevölkerung uns dann in die geschäftige Gegenwart mit ihren Mühen und Sorgen versetzen. Für die Rührigkeit der Bewohner des Uracher Thals sei übrigens, außer der schon erwähnten Existenz einer Privat-bahn, noch angeführt, daß an jedem Montag-Morgen den ob solchen un-gewohnten Ereignisses verwunderten Fremdling schon um 5, nicht wie sonst um 7 Uhr der Pfiff der Locomotive weckt, welche den „Börsenzug" der Uracher, Dettinger und Neuhausener Gewerbs- und Kaufleute zur Haupt-börse nach Stuttgart entführt.

Doch ehe wir uns der Gegenwart widmen, sei hierher gesetzt, was der in Schwaben noch jetzt hochangesehene Crusius über Urach mitzutheilen weiß. „Urach soll seinen Namen von Ur-Ochsen oder anderen wilden Thieren haben. Dergleichen weiland daselbst auf den Bergen und in den dicken Wäldern, eine große Menge gewesen. Denn man hält noch in zwey Höfen das Vohlen-Hauß genannt, sehr viel Thiere: Auf dem innern Hof, der näher gegen die Stadt liegt, viel Rinder, Mastvieh und Geflügel; auf dem äußeren, sehr viel der besten Pferde. Urach liegt in einer lustigen Gegend, zwischen zweien hohen Bergen gegen Mittag und Mitternacht, die wegen ihrer Pflantzen und Brunn-quellen zu rühmen sind. Daher wird das hellste Wasser durch Canäle in

*) Zugleich so sehr im Herzen des Landes, daß man das nahe Dorf Glems mit Stolz den „Nabel" Württembergs nennt.

die Stadt geleitet, wodurch man den Unrath aus den Häussern und Gassen in den vorbey lauffenden Fluß Erms abführt. Weil auch die Lufft gut ist, so ist auch der Ort gar gesund. Die Stadt selbst ist nicht groß und hat sehr mittelmäßige Häusser, war vor Zeiten der Sitz der Urachischen Grafen. Das Schloß darinn, liegt gegen Mittag, und ist herrlicher, als man es von aussen dafür ansieht. Denn von innen ist es wie eine Königliche Burg. Auf einer Seiten ist es umgeben von einem Fischweiher, auf der andern mit einem See, in welchen der Fluß Erms laufft, darinnen allerhand Arten Fische, insonderheit Forellen zu finden. Die Kirche ist von dem Schlosse über: die Kinderschulen sind auch dabey. Ein altes Closter ist nahe an der Kirche. in welchem weiland Herr Hans Ungnad eine Druckerey hatte wegen der Windischen Bücher, um die Lehre des Evangelii in der Türkey einzuführen Nun wird es von einem Kirchendiener und von Schul-Männern bewohnt Auf dem Markt steht ein treffliches Rathhauß, daneben ein schöner Bronnen von sehr kaltem Wasser: Alsdann die Häuser der Burgermeister und Raths-Herren, viel und bequeme Wirths-Häuser, die von Fuhrleuthen, so Wein und andere Sachen nach Ulm führen, von reuthenden und Wanders-Leuthen täglich pflegen besucht zu werden. Es sind auch viel Künstler da von allerhand mechanischer Arbeit. Denn die Erde wird da nicht viel gebaut, und es sind wenig Aecker, wegen der Berge und Alpen. An Feyer-Tagen üben sich die Bewohner mit Büchsen- und Armbrust-Schiessen, nach angehörter Predigt, gleichwie auch zu Tübingen und in anderen Würtembergischen Städten geschieht . . . . . . Vor dem untern Thor der Stadt . . . . . sind gute Eisenschmieden und wird das Eisenwerk an viele Orte verführt; vor dem obern Thor aber sind zwey Papier-Mühlen, wo man schön weisses Papier macht und an andre Orte führt."

Vergleichen wir, fußend auf eigene Anschauung, auf des ältern Stälin Geschichte, auf Gustav Schwabs Schilderung und auf die kleine Schrift: Führer durch das Uracher Gebiet, die ein Uracher Professor im Jahre 1876 den Freunden der Natur gewidmet und zum Besten des Uracher Verschönerungsvereins herausgegeben hat, die Gegenwart Urachs mit der anschaulichen Beschreibung des alten Philologen, dessen Schüler und Widersacher, Nikodemus Frischlin, in Hohenurach gefangen saß und als er dem Kerker entfliehen wollte, sich zu Tode fiel*), so dürfen wir gleich eingangsweise wohl bemerken, daß man heutzutage in Urach, wie obengenanntes Büchlein zeigt, nicht mehr recht an die Ableitung des Ortsnamens von den Uren oder Auerochsen glaubt. Dort meint man, den Namen habe wohl zuerst die Burg und dann erst die mit und nach der Burg entstandene und erweiterte Stadt geführt, und will sogar die Erklärung empfehlen: über dem Wasser; denn „ur" habe die Bedeutung „über" im Altdeutschen und es vereinigen

---

*) Eine Pflanze Ophrys arachnitis, die vordem auf der Veste wuchs, soll nach dem Volksglauben aus seinem Blut entstanden sein.

sich unter der Burg die drei immer fließenden Wasser: Erms, Elsach, Brühl. Die Germanisten werden freilich zu solcher Sprachforschung bedenklich den Kopf schütteln.

Was nun vor Allem das Schloß betrifft, von welchem Crusius „viel Rühmens macht, so ist allerdings die alte Herrlichkeit großentheils geschwunden. See und Fischweiher haben wie andrer Orten auch hier den Nützlichkeitsrücksichten zum Opfer fallen müssen, doch ragt der Bau mit seinem gewaltigen Dach noch immer fürstlich über die Nachbarhäuser empor. Freilich ist das Schloß nicht verschont worden von der Bauwuth Carl Eugens, der es in ein Jagdschloß umbaute, indessen erinnert der am Tonnenbogen des Portalgewölbes angebrachte Wahlspruch Attempto mit dem Symbol des Palmbaums, der auch im „güldnen Saal“ überall zu schauen ist, an Eberhard im Bart, der ja in diesem vom Grafen Ludwig I. 1443 erbauten, von ihm selber hochzeitlich ausgestatteten Schloß am 4. Juli 1474 sein Beilager mit Barbara von Mantua hielt, wobei, wie Crusius berichtet, 14,000 Personen gespeist wurden und man vor der „Speiß-Kammer“ einen Brunnen von drei Röhren mit Wein springen ließ, in dessen Trog unterschiedliche aus Tannenholz gemachte Becher lagen, daß daraus trinken konnte wer wollte. „Von den Abten zu Lorch,“ heißt es bei Crusius weiter, „wurden 25 Gulden zur Hochzeit verehrt. Johann Grabisgad (ein Mönch in dem benachbarten Kloster von Schönbuch nicht weit von Tübingen) mahlte dem Grafen Eberhard allerhandt Kräuter und Pflantzen in Folio-Größe; wie hier zu Tübingen bey dem Kräuter-Weib (insgemein Bossana genannt) zu sehen, welche den 15. Oct. 1594 allhier ohngefähr in dem 90. Jahr ihres Alters an der Pest gestorben*). Erinnern will ich auch daran, daß von hier aus im Jahre 1477 die Stiftung der Universität Tübingen erfolgte.

Der goldene Saal trägt noch jetzt den Charakter der Renaissancezeit an sich, in der er größtentheils entstanden ist, wenn auch Manches auf das 15. Jahrhundert zurückweist. Von der früheren reichen Vergoldung an den Zapfen der hölzernen Decke, an den Wandflächen, Thür- und Fensterbeschlägen ist noch so viel erhalten, daß man auf den festlich heitern Eindruck schließen

*) Chr. Fr. v. Stälin (III. 587) erzählt von dem Hochzeitsfest: „(Es) erschienen, meist mit werthvollen Hochzeitgeschenken die Markgrafen Albrecht von Brandenburg, der Stifter der Ehe, und Karl von Baden, die Pfalzgrafen Friedrich und Otto, die Bischöfe der Nachbarschaft, mehrere (16) Aebte und Pröbste, die Abgeordneten von den Land-Capiteln, von 14 Reichsstädten und den württembergischen Aemtern. Verspeist wurden nur allein an Broden: 20,000 Herrenbrode, 120,000 Gesindebrode, 25,000 Schnittbrode; an Wein wurden verbraucht vier Eimer Malvasier, 12 Eimer Elsäßer, 500 Eimer Landwein. — Ausführliche Beschreibung giebt ein besonderer Kleinfolioband . . . auf dem Staatsarchiv . . . Eine Liste der anwesenden Gäste nebst der Zahl ihrer Pferde (z. B. 200 Pferde mit dem Markgrafen Albrecht, 324 mit dem Pfalzgrafen Philipp, im Ganzen über 3000 Pferde) und die Zusammenstellung des vom 3. bis 5. Juli Verzehrten bei Steinhofer, W. Chr. 3, 227–36; der Küchenzettel bei Sattler, 5. Bd. Str. 44.“

kann, welchen das Ganze einst machen mußte. Ein wahres Meisterstück der Holzschnitzerei ist ein lebensgroßes Relief-Bildniß des Grafen Heinrich, dessen schadhaft gewordene, prächtig eingelegte Umrahmung allerneuestens kunstsinnig restaurirt worden ist. Auch zwei Seltsamkeiten (zu deutsch: Curiositäten) weist (neben schönen alten Oefen und dem schön gearbeiteten angeblichen Ehebett Eberhards) der goldene Saal auf. Die eine ist ein in Holz geschnitztes Wildschwein, von welchem Crusius sagt: „Zu Urach wurde ein wildes Schwein von Holtz durch Kunst gemacht, welches ein von Hertzog Ulrich erlegtes natürliches und wahrhafftiges wildes Schwein repraesentirte und dergestalten zubereitet war, daß es, wenn man ein kleines Höltzlein mit dem Fuß hinabdruckte, denenjenigen zulief, welche dabey stunden." Die zweite Seltsamkeit ist die auf der Marmorplatte eines großen schöngearbeiteten Tisches liegende Kugel, die, wie man glaubwürdig versichert, von den Kaiserlichen in den Saal abgeschossen wurde, als die Stadt vom 21. Oct. bis 2. Nov. 1634 zuerst vom Obersten Butler und nachher von Mora unter dem Commando des Generals Gallas belagert wurde. Urach vertheidigt sich dazumal tapfer, bis das Auffliegen des Pulverthurms die Stadt nöthigte, sich „auf Gnad und Ungnad" zu ergeben, worauf sie der Plünderung preisgegeben wurde*).

An Stelle der von Crusius erwähnten Kinderschulen steht jetzt, bezeugend die Bildungsfreundlichkeit von Stadt und Land, ein neues, sehr stattliches Schulhaus.**) Die Druckerei aber, auf welche Crusius anspielt, hat ihre merkwürdige Geschichte. Schon im Jahre 1481, ja vielleicht 1480, gingen von Urach Druckwerke aus, nachdem dort schon im Jahre 1477 Herzog Eberhard im Bart eine Papiermühle (die erste im Land) errichtet hatte. Im Jahre 1481 druckte Konrad Fyner zweimal eine vielgelesene deutsche Uebersetzung des Directorium vitae humanae (das auf den Hitopadesa zurückzuführen ist). Dem hochsinnigen Beschützer der Wissenschaften, Eberhard im Bart, zu Ehren, bilden die Anfangsbuchstaben der ersten Abschnitte das Akrostichon: „Eberhard Graf zuo Wirtemberg Attempto"***). Herzog Christoph wies 1557 dem wegen seines Glaubens ausgewanderten Kärnthner Freiherrn Johann Ungnad von Somueg einen Freisitz in dem von ihm neueingerichteten Mönchshof zu Urach (dem jetzigen Seminar), einen Jahresgehalt und verschiedene Nutzungen an. Aus den vereinten Anstrengungen Ungnads als opferwilligen Hauptleiters, und Trubers, eines vertriebenen deutschen Krainers, damals Pfarrers in Urach, erwuchs 1561 im Mönchshof zu Urach, wo Herzog Christoph die nöthigen Personen beherbergte und unterstützte, eine Bibelanstalt zur Ausbreitung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses in Krain, Kärnthen und Steiermark, Croatien, Bosnien, Serbien und in Istrien; auch die Türken sollte Gott hierdurch „mit dem Schwert seines

*) Memminger, Beschreibung des Oberamts Urach S. 123.

**) Davon zeugt auch das mit Zeitungen und Büchern wohl ausgerüstete „Museum", dessen Pforten dem Fremden gastfreundlich geöffnet sind.

***) Stälin III. 760, vgl. 739, 5, 789, 781.

allmächtigen und ewigen Wortes schlagen" . . . Fünfunddreißig evangelische Schriften erschienen . . . in crabatischer und windischer, auch in italienischer Sprache . . . Damit die Bücher überall leichter gelesen werden könnten, wurden je für die verschiedenen Länder verschiedene Schriftarten verwerthet, glagolitische (in Nürnberg geformte), kyrillische (in Urach geschnittene) und lateinische. Im Herbst 1561 waren in Urach zwei Pressen, in Tübingen eine hiermit beschäftigt" . . . Die Bücher wurden billigst verkauft, zum Theil verschenkt. „Mit der Beförderung war freilich sogar Lebensgefahr verbunden, wie für Wolf Schreiber aus Fünfkirchen, welcher 1563 — auf Befehl des Despoten der Moldau trotz allem Fürschreiben K. Maximilians an denselben — in Eisen geschmiedet, nach Konstantinopel geführt, mit dem Tode bedroht und ein Jahr lang gefangen gehalten wurde." Ungnad erhielt von vielen Fürsten, von österreichischen Landschaften und Städten, von Ulm und Straßburg Unterstützung, ja auch von Maximilian dem Zweiten, der die Widmung einiger Schriften annahm, 600 Goldgulden. Bald nach Ungnads (1564 in Böhmen erfolgten) Tod nahm die Druckerei in Urach ein Ende*).

Der „schöne Brunnen von sehr kaltem Wasser," den Crusius preist, ist in der That ein vortreffliches zierliches Werk spätgothischer Zeit, auch von Lübke sehr hoch gestellt. Es ist ein ganz in's fünfzehnte Jahrhundert versetzender Anblick, wenn man ihn zwischen den hohen Häusern sich emporranken sieht, welche mit ihren überragenden Stockwerken die ohnehin enge Schloßgasse hier und da fast laubenartig überdecken. Am reichfließenden Brunnen aber stehen heute wie vor Jahrhunderten in endloses Plaudern vertieft die Dienstmägde, während unendlicher Schwall köstlichen Wassers in und über die Gefäße sich ergießt.

Viel und bequeme Wirthshäuser weiß Crusius in Urach zu rühmen und noch heutzutage zeigt sich die Stadt dieses Ruhmes nicht unwerth. Nicht blos die Zahl der gastlich winkenden Schilder ist so groß, daß man ganz münchnerisch angeheimelt wird und sich an das alte Wort erinnert

*) S. v. Stälin VI. S. 653 ff. Urach hat für die Reformationsgeschichte namentlich auch durch den sogen. Götzentag Bedeutung, der dort am 10. September 1537 abgehalten wurde, und auf dem Schnepf und Brenz für die Erhaltung der Bilder in den Kirchen, so weit sie unärgerlich seien, sprachen. Letzterer führte an, man dulde doch an Kirchenplätzen, vor welchen die jungen Gesellen stehen, „lebendige Götzen, die Jungfrauen", Blarer dagegen, welchem sofort der Herzog (Ulrich) beistimmte, erklärte sich auch wider die unärgerlichen Bilder. Zuletzt behielt in Württemberg eine vermittelnde Ansicht den Sieg — vgl. a. a. O. S. 403. — Jetzt befindet sich eins der vier niederen Landseminare Württembergs in Urach. Wie innig die Bevölkerung an diesem hängt, kann man sehen, wenn die jungen angehenden Theologen, zum Landexamen abreisend, Burschenlieder singend, unter Hochrufen und Tücherschwenken mit dem Zug davondampfen.

welches vom Schwaben meint: nihil quod bibi potest, a se alienum putat. Nein, nicht blos multa! Man findet auch multum, wenn man sich nur die kleine Mühe giebt, im Gasthof zur Post die Treppe hinanzusteigen und an dem sehr preiswürdigen Wirthstisch (deutsch: table d'hôte) Platz zu nehmen. Einst, vor Jahrzehnten, nannte man die Post in Urach das beste Gasthaus Schwabens und auch jetzt noch, da sich Gasthäuser, ja, Gott sei's geklagt, auch Hôtels überall mehr und mehr aufgethan haben im Schwabenland, kann sie sich kühn messen mit den allerersten unter ihnen. Sommerfrischler, die dem gemeinsamen Verkehr in der Gaststube (wo neben den herrschenden schwäbischen auch der bayerische, der feine dünne meißnische und der scharfe norddeutsche Dialect gar nicht selten zu hören sind) etwa die Bequemlichkeit des Daheimspeisens vorziehen, finden auch da nahrhafte und annehmliche Kost. Nur der Württemberger Landwein ist so rauh, daß man fast vor Bosheit sich freuen könnte, wenn von ihm ganz und gar nichts wächst, wie leider 1882; der bessere Tauberwein aber kann sich an Wohlfeilheit nicht messen mit dem den Münchener so werthen lieben Tiroler. An Münchener Bier vollends darf der Bajuvare dort nicht denken.

Doch über alle solche Schmerzen sollte er sich wohl hinausgehoben fühlen, wenn er umher bald schlendernd bald steigend täglich neue Schönheiten der Gegend entdeckt. Es ist zwar nicht zu leugnen, daß der obenerwähnte Führer durch das Uracher Gebiet hier und da einen bedenklich panegyrischen Ton anschlägt. Indessen wird man ihm doch beinahe recht geben, wenn er immer einen Weg noch schöner findet, als den eben vorher beschriebenen und hier und da auch etwas von wahren Kleinodien des Gebiets u. dgl. einfließen läßt. Ueberraschend ist ja selbst für den Verwöhnten die große Mannigfaltigkeit von Bergschluchten, seltsam geformten Kalkfelsen, Ausblicken auf ragende Ruinen und lauschige Waldthäler. Verlockend schlängeln sich überall hin leuchtend weiße vortreffliche Straßen (zum Theil befahren von Postwagen, bei deren Anblick Manchen der Neid erfassen mag, der schaudernd an die k. bayerischen Postomnibusse zurückdenkt); weithinauf nach allen Richtungen führen durch Stadt- und Staatswald, die beide gleich trefflich gepflegt werden, bequeme Pürschwege, überall sprudelt in Bächen und Quellen köstliches Wasser, und das Gewirre von Thürmen, Mauern und Giebeln des alten Urach hat immer wieder, von einer anderen Felsplatte oder Waldlichtung oder bei einer anderen Beleuchtung gesehen, neuen Reiz.

Eigenthümliche Wirkung aber übt vor Allem der Gegensatz zwischen der hügeligen Donauseite der rauhen Alp und den in diese tiefeingeschnittenen Thälern der Neckarseite des Gebirgs. Steigt man etwa eine Stunde mäßig hinan, zuerst an Wiesen, Feldern und Hopfengärten vorbei, dann durch Buchenwald, der sich allmählich in Tannenwald verwandelt, so steht man, fast plötzlich, bei einer Biegung des Wegs am Anfang einer ziemlich einförmigen, von kleinen welligen Erhebungen unterbrochenen, vorwiegend mit Feldern

bedeckten, allmählich sich abdachenden Hochebene. Man glaubt wohl geträumt zu haben, wenn man sich jetzt in dieser dürftigen, unscheinbaren, wasser- und waldarmen Gegend erinnert, daß man eben, vor ein paar Minuten, mitten im herrlichsten Wald am alpenfrischen reichströmenden Quell sitzend, mit vollen Zügen der Sommerfreude genoß und sich ergötzte am Anblick der durch die Bäume aus der Tiefe herausleuchtenden sonnenbestrahlten Wiesenthäler. Ein Gegensatz, der sich recht deutlich auch in den Leuten ausprägt. Der Bewohner der Niederungen ist viel beweglicher, gewandter, gesprächiger als sein höherwohnender Nachbar. Es gibt Dörfer auf der rauhen Alp die einen Eindruck weltfremder Abgeschiedenheit machen, wie wenn sie in einem der unwegsamsten Seitenthäler der Hochalpen lägen. Unvergeßlich bleibt mir so vor Allem der Gegensatz zwischen Urach und Hülben, einem Dorfe, das eine Stunde nordöstlich von Urach an einer ganz guten „Steige“, einer Bergstraße, die nach Beuren und Owen führt, liegt, öfter von Urach aus besucht, weil darüber hin der kürzeste Weg nach der Prachtruine des Hohenneuffen führt. Hülben, schon der Name ist ein bezeichnendes Gegenstück zu dem Urachs, falls man den letzteren etwa etymologisch mit Wasserläufen zusammenbringt.

Hülben nämlich sind nichts anders, als mit Lehm nothdürftig ausgeschlagene Bodenvertiefungen, in welchen sich außer Regenwasser auch mancherlei Abfälle von Menschen und Thieren, wohl auch Abflüsse von Düngerhaufen sammeln und die ganz den Eindruck eines eingefaßten Tümpels von Mistjauche machen. Solche Hülben dienen zum Tränken des Viehes. In Hülben sah ich ihrer zwei. Bei der einen besonders großen, in der Nähe der Kirche versicherte mir ein junger Hülbener, daß das Vieh, das einmal an dies widerlich aussehende Naß gewöhnt sei, reines Trinkwasser verschmähe, dabei auch kerngesund bleibe. Wenn es die Ehrfurcht vor dem so hoch über Kühen und Kälbern stehenden Herrn der Schöpfung nicht verböte, könnte man dabei versucht sein, eine Analogie zwischen dem Hülbenwasser und manchem menschlichen Getränk zu ziehen! Doch bleiben wir lieber bei unserem Hülben. Dort also fragte ich einen eben aus seiner Hütte heraustretenden Alten, wie's denn mit dem Trinkwasser der Hülbener stände, worauf er nach einer von Dachtraufen getränkten Cisterne hinwies. In dürren Zeiten freilich, meinte er, da werde es schlimm, da müsse man das Wasser für Menschen und Vieh schier eine halbe Stunde über den Berg herauf schleppen, wie es geschehen sei in dem heurigen schneearmen Winter und regenarmen Vorfrühling. Fürwitzig fragt' ich darauf, ob die Hülbener nicht auch Lust hätten zu einem so trefflichen Wasserwerk, wie sie nun der größte Theil der wasserarmen Alporte besitzt? Ei, Lust genug, hieß es da, aber der Ort kann's nicht erschwingen — was man begreift, sobald man hört, daß die Bewässerungskosten zwischen 85 und 200 Mark auf den Kopf der Bevölkerung ausmachen. So schlimm steht es ja hier noch lange nicht wie dort, wo man das Wasser oft bis zu zwölf Kilometer weit „und auf steil

ansteigenden Wegen, namentlich bei Frost und Glatteis nur unter Gefahr passirbar" *) her anfholen muß.

Um nun wieder auf die Leute von Hülben zu kommen: was haben die doch für einen eigenthümlichen Habitus, der schwer deutlich zu machen ist, wie er sich zusammensetzt aus guter Schulbildung und scheuer Weltfremdheit im geistigen Wesen, während er im körperlichen eine wetterfeste knorrige Derbheit neben einer Mahnung an die ziemlich kümmerliche und dürftige Lebensweise zeigt. Wie wird man da von Groß und Klein angestaunt — nur die gewandte, stattliche Wirthin machte eine Ausnahme; ihr Mann weilt aber auch als Brauknecht in Dettingen drunten an der Eisenbahn! — wie wird man angestaunt, wenn man sich einen Träger für eine Flasche Landwein und das nöthige Brod erbittet, der mit nach Hohenneuffen wandern soll! Der „Träger" selber aber, ein der Schule eben entwachsenes Mädchen, bringt kein „Sie," sondern nur das alte „Ihr" über die Lippen und wundert sich über Operngucker und Zeichenbuch ganz wie eine Hinterwäldlerin. Und doch giebt's auch Hülbener in Amerika drüben, welche an die Verwandten schreiben, daß sie über's Meer kommen mögen.

Merkwürdige Leute diese Schwaben! Schon seit lange sind sie mir durch die Gegensätze aufgefallen, die sie in sich vereinigen, wie ich sie mehr aus Büchern, namentlich auch aus denen, die sie selber geschrieben, kennen gelernt hatte, da ein früherer kurzer Aufenthalt in größeren Städten in diesem Punkt weniger Belehrendes bot. — Als Uhland starb und ich in Tirols Hauptstadt für sein Denkmal zu wirken gedachte, traten mir die Geisteshelden allzumal vor die Seele, welche das Schwabenland geboren. Er voran, dessen Name ich nicht zu nennen brauche, er der, gesungen:

Auch manchen Mann, auch manchen Held,
Im Frieden gut und stark im Feld,
Gebar das Schwabenland.

Idealität also, die sich zum höchsten Flug emporschwingt und dann wieder der reelle, mit mannigfacher Regsamkeit gewinnbringender Thätigkeit zugewendete, nüchtern fleißige Sinn, der besonders dazu geführt hat, von „klugen Schwaben" zu reden. Kaum aber hören wir dies Wort, so klingt das andere böse uns wie von selber in's Ohr, von „dummen Schwaben", von den „sieben Schwaben," vom „Schwabenalter" und „Schwabenstreichen". Männiglich ist bekannt, wie das letzgenannte Uhland zum Löblichen zu wenden verstanden hat:

Zur Rechten sieht man, wie zur Linken
Einen halben Türken heruntersinken.
— — — — — — — — —
„Die Streiche sind bei uns im Schwang,
Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche." —

*) Worte von F. Ries in seinem trefflichen Artikel über die Wasserversorgung der schwäbischen Alp (Meyers Conversationslexikon, 3. Aufl., 19. Band, Jahres-Supplement 1881—1882, S. 41. ff.)

Dort weit hinten in der Türkei und so in deren Nähe herum, insbesondere bei den ritterlichen Magyaren, deren Ritterthum hier und da etwas an das Raubritterthum mahnt, und bei ihren Nachbarn, den Serben, Bosniaken und auch bei den Walachen, diesen echtesten Sprößlingen der alten Römer, ist, wie ebenfalls bekannt, der „Schwab" ein nicht gern gesehener Eindringling. Aber man findet ihn, den wirklichen Schwaben im engeren Sinne auch überall im Osten und Westen seit alten Zeiten. Der Trieb in die Ferne, welcher dem Deutschen eigen ist, war immer bei den Schwaben besonders hoch entwickelt, und nicht zum Mindesten bei jenem edlen Geschlecht, welches fern im Süden seinen vielbeweinten Untergang fand*). Nicht minder hochentwickelt aber war und ist bei ihnen der Heimathssinn, am traulichen „Heimeligen" hängen sie, und so tritt auch hier wieder neben das hoch- und weitfliegende Streben eine gewisse Abgeschlossenheit gegen außen, ein Pochen auf die Individualität, aus welchem in mannigfaltiger Triebkraft Gutes und Tadelhaftes erwachsen ist. Wer denkt nicht da an jenen Sondergeist, der auf dem Boden Schwabens die üppigsten Wucherungen hervorgerufen hat, ein endloses Gewirre von Herrschaften aller Art, Herzogen, Grafen und freien Herren, geistlichen Machthabern, Reichsstädten und Reichsdörfern? — Wer aber denkt nicht auch an Uhlands Wort:

Und sind nicht Deine Frauen,
So häuslich, fromm und treu?
Erblüht in Deinen Gauen
Nicht Weinsberg ewig neu? —

Jenes sich auf sich selber Stellen hat den Schwaben auch zum Grübler, zum Kritiker, Philosophen und Mucker gemacht. Aus sich selber heraus spinnen die Schwaben Schelling und Hegel, die ganze Welt als ihr Gedankengespinnst, und die kritische Tübinger Theologenschule verbreitet Schreck und Zorn unter den Tübinger Orthodoxen. Und um wieder zu den staatlichen Dingen hinüberzulenken: Schwaben, wie Paul Pfizer, und Römer, wie jetzt noch die Hölder und Genossen, standen und stehen weit voran in echt deutscher Gesinnung, in Schwaben aber hat desgleichen die sogenannte „Volkspartei", welche sich auch eine „deutsche" Partei nennt, recht zahlreiche Anhänger, und es regt sich öfter nicht unbedenklich das, was man „Socialdemokratie" nennt, der Ultramontanen und des seltsamen hohenzollerischen Friedensfreundes Bühler gar nicht zu gedenken.

Schon lange war bei Betrachtung solcher Dinge in mir die Ansicht festgeworden: Die Schwaben seien eben gewissermaßen eine Quintessenz des Deutschthums, die Deutschen im Auszug — und so war es mir nur eine

*) „Wer auf der Höhe des Staufens steht, überschaut nach allen Seiten weithin das Schwabenland. Das Auge kann die Fülle der Eindrücke schwer erfassen und die Gedanken schweifen in das Unermeßliche, Grenzenlose hinüber. Man begreift, wie hier ein Geschlecht erwuchs, welches unablässig in die Weite strebte, keine Schranken seinen Entwürfen und Unternehmungen setzte", sagt der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit. (W. v. Giesebrecht, IV., 2. Bearbeitung 1877. S. 197 f.)

erfreuliche Bestätigung, als ich auf Seite 419 der 1863 erschienenen Beschreibung von Württemberg (Das Königreich Württemberg u. s. w.) nach vorangeschickter eingehender Schilderung des Volkscharakters der Schwaben die Sätze fand: („Man kann) bei der ganzen obigen Darstellung daran erinnert werden, daß die Merkmale, die hier als schwäbische Stammeszüge gelten, große Aehnlichkeit mit denjenigen haben, in welchen man häufig das ganze deutsche Volk . . . zu charakterisiren pflegt. Die centrifugale Richtung, der reflectirende Ernst, der idealistische und ideologische Zug werden in der That auch in einer allgemeinen Zeichnung des Deutschen eine Stelle finden müssen. Wenn nun das obige Bild gleichwohl kein verfehltes sein sollte, so würde daraus folgen, daß man nicht mit Unrecht den Schwaben schon einen potenzirten Deutschen genannt hat, sofern einige der nationalen Eigenschaften, gute wie schlimme, beim Schwaben in noch etwas stärkerer Markirung hervor treten als bei den anderen Stämmen. Es ist auch in der That wohl denkbar, daß . . . in der norddeutschen Niederung wie auf der bayerischen Hochebene die Gleichförmigkeit der Naturbedingungen ein schärfer begrenztes Stammesgepräge begründeten, daß am mittleren und unteren Rhein, in der schönen Heimath des begabtesten unter den deutschen Stämmen, die Verflechtungen in die deutsche und europäische Politik gebundenere Zustände und vielfachere Störungen einer selbständigen Entwickelung schufen, während hier in dem gesegneten, reich gegliederten und abgeschlossenen Winkel das deutsche Wesen gleichsam sich selbst überlassen war, und seinen Reichthum, wie seine Mängel und Einseitigkeiten in freiem Spiel entfalten durfte.“

Mit wahrem Vergnügen wird überhaupt Jedermann die dort vorhergehenden und nachfolgenden Ausführungen Rümelins, der seinen Stamm mit dem Auge des Culturhistorikers betrachtet, lesen, und nur beistimmen können, wenn aus dem trotzigen Selbstgefühl ebenso die Heimathsliebe und alles das, was wir Particularismus nennen, abgeleitet wird, wie andererseits Neigung in die Ferne, sobald die Schranken des Heimathlandes zu eng und drückend werden für die Eigenwilligkeit und Sprödigkeit des Individuums; die Neigung, auch ins Reich der Ideale, der Kritik, des abstracten Gedankens zu flüchten, sobald die Wirklichkeit nicht befriedigt. Auf die Ursprünglichkeit des schwäbischen Gehabens führt Rümelin sehr fein das zurück, was man oft unpassend die schwäbische Gemüthlichkeit nennt, die wenigstens beim Niederschwaben keine Charaktereigenthümlichkeit bilde. Er meint: was man mit jenem vieldeutigen Ausdruck wirklich richtiges bezeichnet, kommt vielleicht auf das hinaus, daß der Schwabe, weil er zum Ausdruck seiner Empfindungen sich weniger der landläufigen Formen und bereits fest ausgeprägten Redeweisen als der selbstgewählten und vom Augenblick ihm eingegebenen Geberden und Worte bedient, hierdurch da, wo ein wohlwollendes und edles Gemüth in solcher Weise sich kundgiebt, den Eindruck des Herzlichen, Naiven, Ansprechenden macht, während freilich wo diese Voraussetzung nicht zutrifft, der Eindruck ein um so ungemüthlicherer werden könne. Mit diesem Sichgehenlassen hängt auch das stark ,ausgebildete Wirthshausleben zusammen.

„Der norddeutsche Theetisch", sagt Rümelin, dem wir hier gerne das Wort lassen, „findet wenig Anklang und erscheint den Männern lästig. Die Unterhaltung der Männer wird hierdurch freier, vielseitiger, gehaltvoller, sie verzichtet aber auch mehr auf die gebildeten Formen und die feinere Geselligkeit. Beim weiblichen Theile hängen hiermit die vielgepriesenen Tugenden der schwäbischen Frauen zusammen, zugleich aber auch, daß höhere Geistesbildung der Frauen seltener als in Nord-Deutschland ist, weil sie von den Männern weniger gesucht und gewürdigt wird."

Fügen wir noch aus selbst Erlebten ein paar Striche zu diesem Charakterbild, mehr als Beleg, denn als Ergänzung. Höchstens in einem Punkt ist Rümelin zu schweigsam: ich meine das württembergische Schreiberunwesen, das zusammenhängt mit den schlimmen Verhältnissen des vorigen Jahrhunderts. Uebrigens will ich dies hier nur andeuten und lieber, da ich schon zu lange bei Allgemeinheiten verweilt habe, als ein kleines Zeugniß dafür, wie überall in Deutschland im vorigen Jahrhundert, und so auch im vielgequälten Württemberg, ein Geschmeiß von höfischem Speichelleckern sich eingenistet hatte, hier diplomatisch genau eine Inschrift mittheilen, welche in dem lieblichen Seeburger Thal, da, wo der Fußweg zu der N.B. wenige hundert Fuß höher liegenden Ruine Hohenwittlingen abführt, dem staunenden Wanderer verkündet:

„Den dritten Octobris MDCCLI ist die Durchlauchtigst Fürstin und Frau Friderice Sophie Herzogin zu Württemberg und Teck Unseres Durchlauchtigsten Fürsten und gnädigsten Landes Herrn Herrn Carl Eugenius Herzogen zu Württ. und T. Frau Gemahlin eine geborene Prinzes von Brandenburg Beyreuth von den Wurzeln dieses Berges bis zu dessen oberſten Gipfel wo die Ruinen des verfallenen Bergschloß Wittlingen stehen zu Fus hinauff und von da anwider herabgegangen zum Gedächtnis einer so außerordentlichen Handlung zum Wunder der Nachwelt Diene dieses Denkmal. Ihm gleiche die Wohlfahrt unseres durchlauchtigsten Herzogs und seiner grossen Gemahlin an ewiger Dauer das Glück der Unterthanen und das Muster der kommenden Zeiten. P. Dh. Mai. MDCCLIII." —

Wie heißen doch die Schlußworte von Emilia Galotti? Und Lessing hat wenigstens im Jahre 1755 schon seine Sarah Sampson gedichtet. —

In der Gegenwart freilich scheinen derlei Speichellecker nicht zu gedeihen auf Uracher Boden. Man ist dort im Ganzen gut deutsch, bald mit einem Strich mehr in's rein Schwarzrothe mit dem Wahlspruch: „Hie gut Württemberg alleweg!" bald etwas in's Schwarzrothgoldene schillernd, doch in der Hauptsache schwarzweißroth zur Genüge. Einen echten in der Wolle gefärbten Altbayern, aus der Gegend von Maria-Eck oder vom Münchener Lehel hätte es ganz unangenehm verschnupft, wenn er gesehen und gehört hätte, wie die Altwürttemberger den Sedantag begangen haben. Schon am Vortag überall Schulfeste und darnach Becherklang und Liedersang der feiernden Volksschullehrer, dazu eine weithin ins Land strahlende bengalische Beleuchtung der wundervollen Ruine des Hohenneuffen — am

Morgen dann, nur allzufrüh, gewaltiger Böllerklang, der in den Alpwäldern weithin das Echo weckt, um 9 Uhr Festzug der Veteranen, Geistlichen, Beamten und sonstigen „Spitzen" des Städtchens durch die von stattlichen Flaggen und mannigfachen Festesschmuck belebten engen Gassen, in welchen der Fahnenwald hier und da fast den Himmel verdeckt; Festtafel, Festconcert im Freien, im dem prächtig gelegenen Pavillon des Thiergartenberges. Da merkt man's wohl, daß man unter Deutschen ist, sowie es Einem ja auch bis in's Innerste hinein wohl thut, vom Landvolk zumeist ein so urgemüthliches „Grueß Gött" zu hören, daß man zuletzt doch begreift, wie die Schwaben in den Ruf der Gemüthlichkeit gekommen sind. Treiben sie's auch manchmal im Land drin etwas arg bunt, wie, wenn z. B. die Feuerwehren zurückkehrend vom Tübinger Feuerwehrtag, in einer an die italienische Befana erinnernden Weise brüllen und jubeln, dabei in abenteuerlichen Uniformen stecken oder einen Kranz von ungeheuren Zwiebeln als Halsschmuck tragen (das nämlich thaten die ob ihres guten Gemüses so genannten „Eßlinger Zwiebel") — im Allgemeinen findet man die Lebhaftigkeit auf den Eisenbahnzügen nicht ungemüthlich. Sie erinnert oft an das vielredende Wesen der, auch zumeist wie die Schwaben nicht hochgewachsenen königlichen Sachsen; doch wird man an den immer noch etwas für sich zurückbehaltenden Schwaben dadurch erinnert, daß der Fremde hier nicht wie in der Mark Meißen mit neugierigen Fragen bestürmt wird und die Leute mehr unter sich lustig sind.

Unter sich lustig, schwäbische Schnadahüpfl'n singend, prangend in Scharlachroth, Grün und Weiß, bilden freilich die Mädchen von Betzingen, wenn sie so an einem sonnigen Septembersonntag mit dem frisch gepflückten Hopfen hinunter nach Rottenburg fahren, einen merkwürdigen Gegensatz zu dem wortkargen knochigen Dorfschützen, der den wandernden Höhlenbären die Tropfsteinwunder der Erpfinger Höhle erschließt und ihnen mit seinem Unschlittstumpf vorankriecht. Auch ein Unicum wie Betzingen, „das durch seinen Rosengarten, seine Mädchen und Mädchentrachten, sowie durch die Höflichseit und Grazie seine weißbekittelten Epheben weithin berühmte Betzingen." So hat es der leider bald darauf vom Wanderstab weggerufene, sinnige Adolf Bacmeister (Alemannische Wanderungen S. 94.) genannt, selber trotz seiner keltischen Anwandlungen das Urbild eines guten Schwaben und eines guten Deutschen. Sein gedenkend, sei hier ein Ruhepunkt gemacht.

III. Hohenzollern.

Adler Friederichs des Großen,
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimathlosen
Mit der gold'nen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih', —
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Paul Pfizer.

Empor, vorwärts, aufwärts! Hinauf durch die bergigen Gassen der verflossenen Residenz Hechingen mit ihrer verlassenen Villa Eugenia und

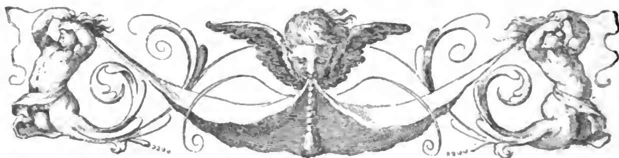
ihrer regsamen Gewerbthätigkeit, weiter auf vortrefflicher Hochstraße zwischen duftenden Bergwiesen hinan, immer die phantastisch ragenden Zinnen und Thürme der Burg vor Augen, auf steilem kürzenden Fußpfad, zuletzt durch dichten prächtigen Laubwald — und nun stehst Du droben vor dem Eingang zur genialen Schöpfung des „Romantikers auf dem Thron," diesem einzigen übereinandergeschlagenen und -gethürmten Casernen- und Burgbau, durchwandelst die von edler Pracht strotzenden Gemächer, durch deren Fenster unendliche Weite hineinglänzt und die Capellen voll dämmernden Himmelslichtes, und denkst wohl daran, wie hier oben dem König Wilhelm der Glückwunsch des norddeutschen Reichstags zur Beendigung des Baues überreicht wurde, ihm, den bald darauf die einst von seinem Vorgänger zurückgewiesene Kaiserkrone umstrahlen sollte!

Welche Geschicke aus welchen Anfängen! Hohenzollern treten das erste Mal in der Geschichte auf, indem uns ein Annalist ganz trocken zum Jahr 1061 meldet: Burkardus et Wezil de Zolorin occiduntur!*) Ueber den Ursprung des Geschlechts, hat sich natürlich die Lust am Fabuliren, die dem Mittelalter eigen war, sehr seltsam verlauten lassen. Wenn man freilich im Stande war, die Geschichte der Schwaben zurück bis auf den von Japhet abstammenden König Suevus zu verfolgen, der um das Jahr der Welt 2278, „vor Christi Geburt 1686," sechsundvierzig Jahre regiert, seinen Namen aber vom Schweben oder Umherschweifen erhalten hat, weil er in seinem Land herumgezogen, um gute Zucht und Ordnung zu halten, dann ist es immer noch eine sehr bescheidene Annahme, welche wir unter Anderem auch bei Crusius finden (mit Berufung auf Henricus Pantaleon), daß um die Zeit Kaiser Conrad des Zweiten ein tugendsamer, frommer Herr, Namens Ferfried lebte, welcher von der berühmten römischen Familie derer von Columna abstammte, von seinen Gegnern als treuer Anhänger des Kaisers aber „hart gedrucket", sich entschloß, alle seine beweglichen Güter zu nehmen und mit ihnen sich nach Schwaben zu begeben, „allwo er selbiger Nation Sitten und Sprache an sich nehme, und nachmahlen Ao. 1040 zu Kayser Heinrich dem III. ginge, seine Unschuld bewiese, und hingegen seines Widerparts Unbilligkeiten klagete. Darauf dem Kayser Heinrich einen Muth machte, er sollte in Teutschland bleiben, er wolle ihm den Berg, auf dem darnach Hohen-Zollern und unten daran Hechingen gebaut worden, sammt selbiger Gegend einräumen, über dieses auch einigen Zoll aus dem Reich anweisen. Und so hat er einen Zoll-Grafen gemacht, nur mit dem Beding, daß er und seine Nachkömmlinge solches alles als ein Reichs-Lehen erkennen mußten. So wurde also Hohen-Zollern gebaut, und theils von der Höhe des Orts, theils aber von denen eingegangenen Zöllen genannt." Klingt uns heutzutage fast wie Ironie, indessen könnte dabei eine herumschweifende suevische Phantasie an den Schwaben

*) Das erste durch einen Zeitgenossen beglaubigte Ereigniß, welches Mitglieder des Hauses Zollern betrifft. (P. Fr. Stälin, Gesch. Wirtembergs I.1., S. 1882 211.)

Friedrich List, an den Zollverein, das norddeutsche Zollparlament anknüpfend zu dem Ausruf kommen: Tiefer Sinn liegt oft im Kinderspiel! — Was aber hat unser keltenfreundlicher Schwabe, der alemannische Wanderer, von Zollern gesagt? Ihm, dem cerevisia, „ein edler echter keltischer Klang“ auch heute noch „dort oben“ geltend, war, kommt ein „vielleicht gallisches Wort“ toles, tolles, die sogenannten Mandeln in der Gaumhöhle, tumor in faucibus, „also eine Schwellung“ in den Sinn, während Förstemann auf das gothische tulgus fest, tulgian befestigen, zurückgeht. Heutzutage scheint die Deutung auf Sölle = Höhe vorzuherrschen und fürwahr, ein hoher Söller ist's, auf dem man steht hier vor der Kaiserburg. Weithin dehnen sich die Gefilde, zunächst mit großartig steilem Vordergrund; den Rahmen bilden in's Blaue verschwimmende Frankenberge, rauhe Alp (wir merken hier an, daß Egino, Graf von Urach, seine Tochter Udilhild dem um 1120 gestorbenen Grafen Friedrich von Zollern zum Weibe gegeben haben soll), Jura und Schwarzwald. Dorther von des Hohenstaufen Gegend mahnt's den Beschauer an die herrliche versunkene Vergangenheit — die Wanderung vom Hohenstaufen zum Hohenzollern ist ja schier symbolisch, eine Wanderung von Deutschlands sagenumwobener alter Kaiserzeit zu dem neuen Kaiserreich. Dort zogen wie Nachtgesichte im Nebel die tragischen Gestalten der Vergangenheit an uns vorüber, hier strömt das langersehnte Licht über und um uns, wie ein Zeichen, daß dem Geschlecht, welches dieses hochragende Schloß gebaut, die Gegenwart gehört, und Deutschland vom Fels zum Meer gehorcht. Ein Zeichen wohl auch für die Zukunft, und willst Du noch ein deutlicheres, dann blicke hinüber zu den düstern Schwarzwaldbergen und laß Dein geistig Auge weiter fliegen bis zu der „wunderschönen Stadt“ jenseits von Deutschlands Strom, der nunmehr nicht Deutschlands Grenze ist. Dort durchwandere die alten, heimeligen, winkligen, urdeutschen Gassen, durch die so oft deutsche Kaiser gezogen oder der Fürst der deutschen Dichter gestürmt, dort sieh sie an und höre sie an, die echt deutsch dickköpfigen Alemannen, die sich einbilden Franzosen zu sein, ruf' ihnen zu, was jener Edelmann des Reichslandes, nach dem Bericht eines Heilbronner Professors, zu ihnen rund heraus sagt: „Wenn Elsaß einer ruhigen und unbehelligten Zukunft entgegengehen will, muß es sich in den Kopf setzen, daß es ein deutsches Land ist.“

Wohin sind wir gerathen? Zu Erwins Meisterwerk, zu den neuerstehenden Prachtbauten der Reichs-Universität, zu den gewaltigen Bollwerken deutscher Befestigungskunst — wohin zuerst wenden wir die Gedanken, welche die Zukunft erwägen? Doch, wir stehen ja auf dem hohen Söller, dem Eigen eines glücklichen und, was mehr ist, eines Geschlechts, welches seines gewaltigen Schicksals würdig ist. Euch gehört die Zukunft Hohenzollern, denn ihr habt uns als Unterpfand für eine bessere Zukunft Straßburg wiedergegeben. Heil Eueren Schwabenstreichen!



Die ersten französischen Opernversuche.

Von

H. M. Schletterer.

— Augsburg. —

(Schluß.)



Um 1645 trat er mit dem Dichter Vincent Voiture (1598—1648) in Verbindung, der, einst Hofmeister Ludwig XIII. und Ludwig XIV., jetzt Gesandteneinführer bei dem Bruder des ersteren, dem Herzog Gaston von Orleans war. Er kaufte sich mit Hilfe ihm gemachter Darlehen um 16,000 Livres dessen Amt und ward dann auch sein Nachfolger. Gaston, intelligent und sehr begabt, aber ohne jeden moralischen Halt, durch Sittenlosigkeit und seinen Haß gegen Richelieu bekannt, versammelte einen glänzenden und lustigen Hof um sich, der in schroffem Gegensatz zu dem seines finster-melancholischen Bruders stand und für junge Edelleute eine Schule des Vergnügens und der Verderbtheit war. Das Theater und alle sich daran knüpfenden Unterhaltungen waren seine und seines ganzen Anhanges vorwiegende Leidenschaft. Als seiner Zeit der Schauspieler Molière 1644 mit seiner Truppe nach Paris kam, warf sich Gaston sofort zu seinem Beschützer auf. Wenn er sich nun auch nicht gerade darauf piquirte, in den Comödien Hauptrollen zu spielen, nahm er doch lebhaftesten Antheil an allen im Palais Luxembourg veranstalteten Aufführungen. Vielfach tanzte und sang er auch persönlich in den komischen und leichtfertigen Balleten mit, die nach seinen Angaben die Dichter Claude de l'Estoile*), Guill. Colletet, Franç. Maynard, Bordier, Benserade, Gombaud und Molière schrieben und die Musiker Et. Moulinié, Pierre Guedron, Gabr. Bataille, Ant. Boësset, Sieur de Villedien, und dessen Sohn J. Bapt. Boësset, Chevalier und Seigneur de Hault, Louis de Molier und

*) Er hatte die Manie, nur bei geschlossenen Fensterladen und Kerzenlicht zu arbeiten und jedes neue Stück erst seiner Magd vorzulesen, um ihr Urtheil darüber zu hören.

J. B. Lulli componirten. Für einen solchen Herrn mußte der kluge und dienstbereite Perrin der willkommenste Diener sein; er wurde denn auch bald sein erklärter Günstling. Diesem wieder, den schon persönliche Neigung zum Theater trieb, mußte in solcher Umgebung seine Vorliebe zur Leidenschaft werden; und hier mag ihm denn auch der Gedanke, eine französische Oper zu schreiben, zuerst gekommen sein. Indeß überdachte er sein allgemein als Chimäre und Thorheit belachtes Project lange und bereitete sich nicht nur selbst gründlich darauf vor, er wußte auch den Musikern Gelegenheit zu bieten, sich in einem ihnen bisher neuen und fremden Genre zu versuchen, indem er ihnen wohlklingende Verse von ganz ungewöhnlichen Maßen bot, in denen er sich muthvoll über die die französische Poesie noch beengenden strengen Regeln hinwegsetzte, und indem er sie veranlaßte, sich an einem bis dahin poetisch nicht behandelten Inhalte zu versuchen. Neue, unregelmäßige Formen, geeignet ihre Inspirationen an gewissen praktischen und rhythmischen Schwierigkeiten zu erproben, ein der Tonkunst bisher fremder Gefühlsausdruck sollte sie endlich befähigen, das, was er lyrisches Genre nannte, zu erreichen*). Man sieht, Perrin besaß eine seltene Intelligenz, erkannte vollbewußt die Schwierigkeiten seines Unternehmens und wußte denselben geschickt und geistvoll zu begegnen; übrigens scheint er selbst ein guter Musiker gewesen zu sein.

Mochte im Ganzen seine poetische Ader nur von geringer Ergiebigkeit sein, seine Verse erhoben sich doch weit über die Gewöhnlichkeit; für musikalische Behandlung eigneten sie sich vortrefflich. Weder durch das geringschätzende Urtheil Boileaus (das in gleichem Maße ja auch Quinault traf), noch durch die Sticheleien seines Bekanntenkreises ließ er sich von dem einmal eingeschlagenen Wege ablenken. Er verfügte über alle wünschenswerthen Eigenschaften, das von ihm lange überdachte Werk in's Leben treten zu lassen. Inmitten einer dem Vergnügen ergebenen, in's Theater vernarrten Gesellschaft, zu einer Zeit, wo die Musik die mit Vorliebe betriebene Kunst war, hatte er eine Idee, die zugleich die Musik und das Theater berührte und die er, obgleich man ihre Lebensfähigkeit bestritt, überraschender Weise durchführte. Er hatte Vieles gesehen und verglichen, vielleicht selbst Italien besucht (wenigstens war ihm das Italienische geläufig) und sich durch beständigen Verkehr mit Musikern in deren Kunst wohl unterrichtet. Von

* In dem Vorwort zu seinen „Ouvres de Poésie“ Paris 1661, spricht er sich über seine Thätigkeit also aus: „Man wird hier eine Sammlung von paroles de musique finden, zu verschiedenen Zeiten von berühmten Musikern componirt. Diese Verse sollten eigentlich lyrische (weil zur Lyra oder einem andern begleitenden Instrumente gesungen) heißen. Sie heischen Genie und eine besondere Kunst, die, bisher nur wenig bekannt, von Keinem unserer Dichter noch cultivirt wurde, unter denen man allerdings nur selten Orpheuse fand, d. h. dichtende Musiker oder musikalische Dichter, die die Schwestern Poesie und Musik zu verbinden wußten. Nach dem Zeugnisse gebildeter Musiker sind ihre lyrischen Verse und angeblichen Lieder nichts weniger als Lyrik und Lieder.“

intelligenten Berathern umgeben, wußte er alle Chancen für den Tag des großen Kampfes zu berechnen. Zudem war er intrigant, schlau, geschmeidig, klug, erfinderisch, schwer abzuweisen, nichts weniger als scrupulös und von den Großen beschützt. So vereinigte er in sich alle Vorbedingungen für die von ihm zu spielende Rolle. Seine Ausdauer, Energie und Willenskraft ließen ihn zuletzt über alle Schwierigkeiten triumphiren, obgleich sein mächtiger Gönner Gaston von Orleans am 2. Februar 1660, im Augenblicke, da er hoffen durfte, von ihm begünstigt, sein Ziel zu erreichen, plötzlich und sehr zur unrechten Zeit für ihn starb. Es schien, daß er in Mazarin einen neuen Förderer finden solle. Ihm widmete er jetzt auch seine Gedichte. Das Schäferspiel „la Pastorale“ fand dessen vollste Anerkennung. Aber auch diesen Mäcen verlor er in dem Momente, als „Ariane“ vorbereitet, studirt und zur Aufführung fertig war. Noch einmal lachte ihm dann die Sonne des Glücks. Aber der sorglos in den Tag hineinlebende Poet wußte es nicht an seine Person zu fesseln. Und so fristete er endlich in Noth und Elend das armselige und hungrige Dasein herabgekommener Dichter des XVII. Jahrhunderts.

Mit Perrin intim verbunden sehen wir einen Tonsetzer, dem die Geschichte der Kunst nicht den verdienten Platz anwies. Robert Cambert, Sohn eines gleichnamigen Schwertfegers und seiner Ehefrau Marie Moulin, wurde 1628 in Paris geboren. Nachdem er den Unterricht des berühmtesten Clavierspielers seiner Zeit, Jacques Champion de Chambonnières*) genossen, wurde er Organist an der Collegiatkirche St. Honoré, heiratete 27. Juni 1655 Marie, Tochter des verstorbenen Schneiders Jacques de Mouslier in Pontoise, welcher Ehe eine, später mit dem Musiker Michel Farinelli verehelichte Tochter entstammte, und erhielt 1665 die ehrenvolle Anstellung als Surintendant (d. h. Musikmeister und Componist) der Königin Mutter. Diese rasche Carrière läßt darauf schließen, daß er ein Lieblingsschüler seines am Hofe sehr einflußreichen Lehrers war. Jedenfalls hatte er früh schon den Ruf eines hervorragenden Clavierspielers und Organisten, wie den Ruhm eines tüchtigen Componisten in geistlichem und weltlichem Genre sich erworben. Er schrieb in großer Zahl sehr beifällig aufgenommene Motetten für die Kirche, Gesänge und Sinfonien für die Musik der Königin, Trinklieder für seine lustigen Freunde. Leider hat er

*) Chambonnières, Kammerclavierspieler Ludwig XIV., das Haupt der französischen Clavierschule, nahm diesen Namen von einem erheirateten Gute in Brie an. Schon sein Großvater und Vater waren als Organisten und Componisten unter der Regierung Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. bekannt. Er entzückte seine Zeitgenossen durch ein Spiel von außerordentlicher Lieblichkeit, das er durch einen eigenthümlichen Anschlag, der dem Instrumente Töne von besonderer Schönheit zu entlocken vermochte, erreichte. Seine Clavierwerke zeichnen sich durch vorzügliche Eigenschaften aus. Alle berühmten Pianisten dieser Periode waren seine Schüler: Louis, François und Charles Couperin, Pierre Jean Buret, Hardellau, Gutier, Vic. Ant. le Bègue, J. Henri d' Anglbert und Andere.

nur sehr wenige seiner Werke veröffentlicht, auch von seinen Opern haben sich nur Bruchstücke erhalten; es ist daher schwer, über die Leistungsfähigkeit des jedenfalls höchst talentirten Mannes, wie über den Werth seiner Tonsätze ein erschöpfendes Urtheil zu gewinnen*).

Von seinen gedruckten Werken hat sich nur die Baßstimme einer Sammlung erhalten: Airs à boire, à deux et à trois parties — dediés à Mons. du Mesnil Montmort, Consellier du Roy en sa cour du Parlament de Paris (1665). Ziemlich spät hatte er sich zu dieser Herausgabe entschlossen, wie er denn recht nachläßig im Ordnen seiner Compositionen gewesen zu sein scheint. Ob eine Motettensammlung, auf die er im Vorworte der Trinklieder hinweist, ebenfalls erschien, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Als letztere publicirt wurden, war „la Pastorale“ bereits aufgeführt und hatte dem Componisten, der kein Vorbild hatte, nach dem er arbeiten konnte, großen Ruf verschafft und die Aufmerksamkeit des Publikums, aber auch die stets wache Eifersucht Lullis, der bisher hartnäckig behauptet hatte, eine französische Oper sei undenkbar, zugezogen. Der künstlerische Erfolg der zehn Jahre später gegebenen „Pomone“ brachte die Wuth dieses Rivalen auf's höchste und die intriganten Schleichwege, die der Florentiner geschickt einzuschlagen wußte, führten denn endlich auch den Ruin des armen Cambert herbei, drängten ihn in's Exil und verschuldeten seinen frühen Tod. Lullis Arbeiten vermochten übrigens die Camberts nicht vergessen zu machen, und vielleicht behauptete man nicht mit Unrecht, daß sein Recitativ von dem Lullis nicht erreicht wurde.

Gewöhnt auf dem französischen Theater nur in den für musikalische Behandlung ganz widersinnigen Alexandrinern sprechen zu hören, hielt man die poetische Sprache Frankreichs, wie schon gesagt, überhaupt unfähig zur Operntextdichtung. Perrin aber war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie recht wohl geeignet sei, tiefste Leidenschaften, wie zärtlichste Gefühle auszudrücken. Fügte man der heimischen Gesangsart von italienischen Gesangsmanieren, ohne in deren Uebertreibungen zu verfallen, das Entsprechende hinzu, so ließ sich recht wohl Neues und Anmuthendes erreichen. Der Dichter tauschte seine Gedanken mit dem Abbé de la Rouëre, damals Gesandter des Herzogs von Savoyen, später Erzbischof von Turin, aus. Noch zweifelte dieser am Erfolge eines Unternehmens, gegen das sich das Vorurtheil eines Jahrhunderts erklärte; als er aber einige, die pathetischen Leidenschaften der Seele ausdrückende Lieder von ihm kennen gelernt, z. B. die Verzweiflung eines Liebhabers, der sich in seiner Melancholie den Tod wünscht, oder einfach-piquante Erzählungen, von Cambert in Musik gesetzt, oder einen von Lambert, dem Schwiegervater Lullis, mit Instrumental-

*) Unter dem Wenigen, was sich von Camberts Compositionen erhielt, findet sich ein sehr interessantes komisches Terzett (lange irrthümlich Lulli zugeschrieben), das er 1666 zu der im Théâtre Bourgogne aufgeführten Comödie: „le Jalona invisible“ von Brécourt, verfertigt hatte und das auf's neue A. Pougin in seiner angeführten Schrift mittheilt.

begleitung componirten Dialog zwischen zwei Schäfern und einer Schäferin, wurde er anderer Meinung. Endlich unternahm es Perrin, „la Pastorale“, ein schlichtes, von drei Hirtinnen, drei Hirten und einem Satyr (3 Soprane, Tenor, Bariton und 2 Bäße) gespieltes Schäferstück zu schreiben. Cambert componirte es mit Accompagnement mehrerer Instrumente. Die Wirkung der von Lambert gesetzten Ekloge hatte ihn überzeugt, daß ein Hirtenspiel mehr Erfolg als ein ernstes Sujet haben dürfte und er hatte sich nicht getäuscht. Die Piece hatte fünf kurze Acte und vierzehn Scenen, mit eben so vielen Liedern, die man beliebig verbunden hatte, ohne sich andern Gesetzen zu fügen, als denen, in schönen Versen und entsprechender Musik die verschiedenen auf dem Theater erscheinenden Seelenbewegungen auszudrücken.

Die erste Sopranpartie (Silvia) sang Dem. de Sercamanan, die zweite (Diana) ihre ältere Schwester*). Die Rollen des Alcidor und Tirsis hatten die Brüder, der Graf und der Chevalier de Fiesque, zwei sehr beliebte Sänger, übernommen. Das Orchester bestand aus 13 Musikern (Streichinstrumente und 2 Flöten).

Das kleine Stück wurde seit den ersten Apriltagen 1659, 8—10 mal in dem eine Meile von Paris gelegenen Dorfe Issy, im Hause des Herrn de la Haye aufgeführt. Die Neuheit des Unternehmens zog Neugierige in Menge an. Alles gelang vortrefflich. Das Ensemble war gut. Die Darsteller hatten schöne Stimmen und hübsche Figuren. Es schadete dem bedeutenden Erfolge durchaus nicht, daß Issy von Paris entfernt lag, die Handlung mehr als einfach war und Maschinen und Tänze ganz ausgeschlossen blieben. Perrin, dessen Mühe und Beharrlichkeit ihm alle sich entgegenstellenden Hindernisse besiegt hatten, berichtet in einem Briefe vom 30. April (dem ersten musikalischen Feuilleton Frankreichs) an seinen Gönner Rouëre selbst umständlich über diese Sache.

Der Lärm, den „la Pastorale“ in der Gesellschaft machte, der Reiz der Neuheit, den es für sich beanspruchen durfte, — man hörte z. B. darin Flötenconcerte, wie man sie seit den Tagen der Griechen und Römer nicht mehr im Theater gehört, — drang bis zum Könige. Neugierig gemacht, ließ er sich das Stück in Vincennes wiederholt vorspielen, zuletzt am 21. Mai 1659 zur Feier des in la Haye zwischen Frankreich, England und den Niederlanden geschlossenen Friedens. Cardinal Mazarin**), der für derartige Vorstellungen besondere Vorliebe hatte und sie recht wohl beurtheilen

*) Beide hatten zu dieser Zeit großen Ruf und bildeten mit den Damen Hilaire, Rierz und einigen andern die Zierde der Hof-Concerte.

**) Die Kirche hat große Verdienste um das Theater, obwohl sie die Schauspieler der göttlichen Gnadengaben verlustig erklärte und von ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen hatte. Richelieu baute im Palais Royal einen Saal, in dem er seine Tragödie „Mirame“ aufführen ließ, den dann Molière und nach ihm Lulli in Besitz nahm. Mazarin stellte Molières Truppe unter die Intendanz la Rouëres. Perrin schrieb das erste französische Libretto, der Organist Cambert setzte es in Musik, die Kathe-

konnte, belobte Dichter, Componist und Mitwirkende und verhieß ihnen, sich ihrer zu ähnlichen Zwecken zu bedienen.

Obwohl nach Kräften die Bestrebungen Perrins unterstützend, wollte Mazarin auf die italienische Oper doch nicht ganz verzichten. Momentan bot auch die am 9. Juni 1660 vollzogene Verbindung des jungen Königs mit Maria Theresia von Spanien Veranlassung zu endlosen, sich über Jahresdauer hinziehenden Festen. Der Cardinal berief den in seiner Heimath als größten dramatischen Componisten geltenden Venetianer Franc. Caletti-Bruni, genannt Cavalli (1610—72), nach Paris, um von ihm eine seiner Opern einstudiren zu lassen. „Xerxes“ wurde mit größter Pracht in der hohen Galerie des Louvre, am 22. November in Gegenwart der Majestäten und des Hofes aufgeführt. Das Werk aber, in dem 800 Personen mitwirkten, zu dem noch sechs, von Lulli componirte Ballete gefügt waren, spielte acht Stunden und ermüdete selbst die Kenner und Freunde italienischer Musik in solchem Grade, daß es erfolglos vorüberging.

Fast gleichzeitig mit diesen Ereignissen treffen wir auf andere, die nur dazu beitragen konnten, Perrins Absichten zu fördern. Es wurde schon darauf hingewiesen, daß das Theater die diese Periode beherrschende Leidenschaft war.

Ein 1640 verstorbener Mr. Guy de Sourdeac aus dem Hause de Rieux de Bretagne, das Frankreich viele Marschälle, Bischöfe und tapfere Offiziere gegeben, seit 1617 mit Louise de Vieuxport verheiratet hinterließ einen Sohn Alex. de Rieux, Marquis de Sourdeac, der von Mazarin in die seinen Eltern in Folge königlicher Ungnade entzogenen Familiengüter wieder eingesetzt, eine merkwürdig geschickte Hand und ein ganz außerordentliches Talent für Mechanik besaß. Es gab in der ganzen Welt keinen bessern Schlosser. Durch seine Verbindung mit einer der beiden Erbinnen von Neufbourg in der Normandie, Helene de Claire, einer Dame von großem Verdienst und ausgezeichnet durch Geist und Tugend, kam er in Besitz der betreffenden Güter und eines großen Reichthums. Er war ein Original, der sich z. B., um Uebung im Laufen zu haben, von seinen Bauern wie ein Hirsch jagen ließ. Obwohl vermögend und prachtliebend, konnte er, der Kinderlose, unter Umständen doch auch sparsam bis zum Geize sein. Er theilte den Enthusiasmus seiner Zeitgenossen für das Theater. Plötzlich kam ihm in den Sinn, sich auf seinem entlegenen Schlosse eine Comödie vorspielen zu lassen. Er baute einen Saal, der ihn 10,000 Thaler kostete und dessen Ausstattung auf's Doppelte dieses Betrages kam. Corneille wurde veranlaßt, ihm ein Stück: „les Amours de Medée“, später in „la

dralen lieferten die Sänger. Als es galt, den Theatersaal in einen Ballsaal umzuwandeln, construirte ein Augustinermönch ein kunstreiches Räderwerk, um das Parterre zum Niveau der Bühne zu erhöhen. Dagegen erhob sich in Issy an der Stelle, wo „la Pastorale“ zuerst gegeben wurde in der Folge eine geistliche Niederlassung.

Toison d'Or" umgetauft, zu schreiben. Es dauerte lange, bis man über das Honorar einig werden konnte. Es beliebte dem Marquis-Maschinisten, dem Dichter gegenüber plötzlich den Knicker hervorzukehren. Nachdem diese Frage jedoch endlich bereinigt war, ließ er auf vielen Wagen die Truppe des Marais aus Paris kommen und auf seine Kosten durch zwei Monate splendid verpflegen und führte mit ihr im Januar 1661, zur Nachfeier der königlichen Vermählung, das genannte Zauberstück auf. Während der verschiedenen Wiederholungen fanden auf seinem sonst so stillen und einsamen Schlosse mehr als 800 Edelleute Unterkommen. Ueberall traf man in den verschiedenen Zimmern die Tische reich und geschmackvoll servirt.

Ohne Nebenbuhler in seinem Fache, wurde Sourdeac mit dem Auftrage beehrt, die Maschinen zu einer für das nächste Jahr in Aussicht genommenen Oper herzustellen. Wiederum nämlich hatte sich der Cardinal dazu verstanden, eine Gesellschaft ausgezeichneter Sänger aus seiner Heimat kommen zu lassen. Zugleich ließ er in den Tuilerien das prächtige Théâtre de Machine bauen, damals das geräumigste und schönste Europas. Man gab darin, am 7. Februar 1662, eine neue Oper Cavallis, der Frankreich seit dem „Xerxes" nicht mehr oder doch nur auf kurze Zeit verlassen hatte: „l'Ercole amante". Der König und seine Gattin, der Herzog von Orleans, der Prinz Conti, die angesehensten Damen und Herren des Hofes tanzten darin. Man sah in dieser Aufführung vereint, was Pracht und Geschmack Ausgesuchtes bieten konnten. Herrliche Decorationen, erstaunliche Maschinerien waren verschwendet. Paläste, in denen 100 Personen, verschiedenartig gruppirt, zu sehen waren, schwebten, von Wolken getragen, vom Himmel herab, hoben sich wieder und wurden von aus der Erde kommenden, prachtvolleren Bauten ersetzt. Den ganzen kunstvollen Mechanismus hatte Sourdeac erfunden; er leitetete und überwachte jede Bewegung desselben. Auch der Reichthum der Costüme, die Schönheit der Stimmen, das exacte Ensemble von 200 Musikern waren des glänzenden Schauspiels würdig. Aber trotz Allem und Allem, auch „l'Ercole amante" vermochte wohl Aufsehen und Staunen, tiefere Theilnahme jedoch nicht hervorzurufen, das heißt auch diese italienische Oper hatte nur geringen Erfolg*).

„La Toison d'Or" war noch keine Oper, aber doch ein, Vermittelungsgenre zwischen Tragödie und Oper. Hof und Stadt zollten, als das Stück einige Zeit später auch in Paris gegeben wurde, der Aufführung Bewunderung; vielen folgenden Darstellungen diente es zum Muster. Das

---

*) Für Diejenigen, die nicht italienisch verstanden, wurde der Text des Conte Majolino Bisaccioni von Camille Lilius in französische Verse gebracht. Auch dieser Oper waren mehrere von Lulli componirte Ballete hinzugefügt. Die mitwirkenden Sänger hießen: Meloni, Piccini, Rivani, Gius. Ag. Poncelli, Chiarini, Bordigoni, Vulpio, Zanetto; die Sängerinnen: Hilaire de la Barre, Bergerotti, die Ballarini, Bordini, Ribera.

Sujet eignete sich übrigens trefflich zu einer Oper; aber vor Lulli wollte keinem Componisten eine Arie gelingen. Die Melodiebildung ist selbst bei diesem noch kalt und schleppend und seine Gegner tadelten nicht mit Unrecht den düstern, dem Kirchengesange ähnlichen Charakter seiner Sologesänge. Etwas ansprechender erschienen die meist variirten Vaudevilles, die jedoch, musikalisch betrachtet, vielfach herzlich unbedeutend waren. Auch die Harmonie war seither nur ein ungelenker, reizloser Contrapunkt.

Während aller dieser musikalisch-dramatischen Versuche der letzten Jahre blieb Perrin nicht müssig. Mazarin hatte ihm zwei Aufgaben gestellt; er schrieb demzufolge eine Oper komischen Genres „Ariane ou l'Amour de Bacchus" und eine tragische: „l'Amour d'Adonis". Die erstere wurde vom Dichter und Tonsetzer vollendet. Schon war sie völlig vorbereitet und studirt, probeweise in der Galerie des Mazarin'schen Palastes vor geladenem Zuhörerkreis mit größtem Erfolg zu Gehör gebracht und der Tag der öffentlichen Aufführung bestimmt worden, als der Cardinal am 9. März 1661 starb. Dies Ereigniß vernichtete momentan wieder alle Hoffnungen. Perrins. Es wurde auch für Cambert verhängnißvoll, da Lulli nun Zeit gewann, sich in des Königs Gunst festzusetzen, seinen Credit bei Hofe auszudehnen und die Intrigen vorzubereiten, nach deren Gelingen er sich an Perrins Stelle setzte und seinen Rivalen um den Erfolg seiner Arbeiten betrog.

Bittschriften, Gänge und inständige Bitten, lange Jahre hindurch fortgesetzt, brachten Perrins Angelegenheit allmälig wieder in Fluß. Zehn Jahre nach der Aufführung von „la Pastorale" erhielt er endlich ein aus St.-Germain-en-Laye datirtes (28. Juni 1669), vom Könige unterzeichnetes und auf die Dauer von zwölf Jahren ausgedehntes Patent, das ihn ermächtigte, eine Académie de l'Opéra (zu unterscheiden von Académie Royale de musique) zu gründen, d. h. Vorstellungen mit Musik in französischer Sprache, nach dem Muster derjenigen Italiens, nicht nur in Paris, sondern in allen Städten des Landes, wo es ihm gefallen würde, zu geben. Zugleich wurde in diesem Schriftstück Personen von Stand und Adel gestattet, ohne Nachtheil für ihre gesellschaftliche Stellung, sich an den öffentlichen theatralischen Aufführungen zu betheiligen*).

Anfangs fanden wöchentlich zwei, später drei Opernvorstellungen statt

Perrins erste Sorge war es nun, Theilnehmer für eine entsprechende und geordnete Ausbeutung seines Unternehmens zu finden, denn weder für die Arbeit, noch die Kosten vermochte er allein einzustehen. Er verband

*) Die Bezeichnung „Académie", gegen welche das französische Publikum stets opponirte, in Italien ausschließlich nur für Concerte gebraucht, nahm man zuletzt dennoch in Folge verschiedener Vorgänge an. 1665 hatte Mazarin eine Académie de peinture et de sculpture gegründet. Für Ludwig XIV. wurden solche Gründungen zur Leidenschaft. Er rief ins Leben 1661 die Académie de danse, 1663 die des inscriptions et belles-lettres, 1666 die des sciences und zuletzt noch die Académie d'architecture. Auch in der Provinz wurde er nicht müde, ähnliche Institute zu organisiren.

sich mit Cambert für die Musik, mit Sourdeac für die Maschinerie, mit dem Finanzmann Bersac de Fondant, Sieur de Champeron, für Beschaffung der Geldmittel. Dann wurde ein Platz zum Hausbau ausgewählt und das Engagement der Gesangskräfte in Aussicht genommen. Man gewann den königl. Balletmeister Beauchamp*) für den Tanz und den Schauspieler von der Comédie française, La Grille, als Regisseur.

Cambert war bemüht, die brauchbaren Sänger in Paris für das Unternehmen zu interessiren. La Grille (oder der Sänger Monier) erhielt den Auftrag, nach Languedoc, der Heimat schöner Stimmen, zu reisen und aus Maitrisen und Kathedralen die besten und geschicktesten Kräfte nach der Hauptstadt zu locken. Er brachte Dem. Cartilly und die Sänger Clédiere und Tholet (hohe Tenore, eigentlich Altisten), Rossignol und Beaumavielle**) (Baritone) und Borel de Miracle (Tenor) mit.

Das erste Operntheater, nach Molières Tode die Zuflucht der königlichen unter seinem Scepter vereinigten Comödianten, wurde im Faubourg St. Germain auf einem den Erben Isaacs de Laffemas gehörigen Terrain, Jeu de paume de la Bouteille genannt, in den Straßen de Seines und Fossés-de-Nesle, gegenüber der Straße Guénégaud gelegen, von Guichard, dem Intendanten der Gebäude des Herzogs von Orleans, binnen fünf Monaten erbaut.

Sourdeac und Bersac hatten am 8. October 1670 vor dem Notar Mr. Raveneau mit Mr. Maximilien de Laffemas, Sieur de Soyecourt, dem Bevollmächtigten der Besitzer, einen Pachtvertrag auf fünf Jahre um 2400 Livres abgeschlossen.

Der Bau bildete ein längliches Viereck. Vom Grund aufsteigende Säulen stützten die Bogen, einige am Plafond hängende Kronleuchter gaben dem Saal das nöthige Licht. Das Publikum des Parterres stand nach damaligem Gebrauche. Die Bühne war groß, tief und für die Bewegungen der Maschinen vollkommen ausreichend. Im letzten Acte der „Pomone" erschienen z. B. 18 Genien in den Wolken, eine Anzahl, für die selbst große moderne Bühnen die Flugwerke nicht immer ermöglichen dürften.

Man kann sich denken, mit welch neidischem Ingrimm Lulli diese Fortschritte des Perrin'schen Unternehmens und den wachsenden Ruhm Camberts

*) Beauchamp, ein berühmter Tänzer, voll Lebhaftigkeit und Feuer, und zugleich auch ein vortrefflicher Musiker, war Tanzlehrer des Königs, der sich bekanntlich auf seine Kunstfertigkeit im Tanzen nicht wenig einbildete. Beauchamps Nachfolger im Theater wurde 1687 Pecourt.

**) Von allen seinen Kameraden hielt sich letzterer allein für die Dauer in Paris; er wurde später auch von Lulli engagirt. Groß und häßlich, aber auf dem Theater von edlem Aussehen, wurde er ein berühmter Sänger und großer Schauspieler. Er starb Ende 1688, gerade da er die wichtige Rolle des Neptun im „Peleus" studirte, die nun bei der Aufführung Moreau, ein Bruder zweier beliebter Opernsängerinnen, übernahm.

verfolgte. Er machte alle Anstrengungen und ließ kein Mittel unversucht, die Nebenbuhler zu schädigen, ihre Gründung zu seinem Vortheile auszubeuten. Zunächst begann er damit, Cambert einige seiner besten Kräfte, die Sänger Morel und Gilet und vielleicht auch La Grille unter dem Vorwande abspenstig zu machen, sie in den Dienst des Königs zu bringen. Es tröstete ihn nicht, daß er 1670 den Auftrag erhielt, für den König ein Divertissement mit Gesängen und Tänzen zu componiren, wozu Molière den Text schrieb. Man hatte das sinnigste und galanteste Sujet der Fabel „Psyche" dazu gewählt, damals zudem durch einen im vorhergehenden Jahr erschienenen Roman Lafontaines sehr in die Mode gekommen. Er vermochte bei der Kürze der Zeit jedoch nur den ersten Act und die ersten Scenen der beiden folgenden zu vollenden. P. Corneille übernahm dann den Rest, Quinault die Singverse*).

„Psyche" ist kein ausgezeichnetes Stück, die letzten Acte sind sogar sehr ermüdend; aber die Lieblichkeit des Sujets, die mit königlicher Pracht in's Werk gesetzte Ausstattung ließen manche Mängel übersehen.

Doch kehren wir zu Perrin zurück. Bisher hatten Sänger und Sängerinnen auf der Bühne öffentlich nicht mitgewirkt. Nur hinter vergitterten Logen sangen sie, wenn es erforderlich war, ihre Partien. Es gelang Perrin, diesen Mißstand zu beseitigen und gegen geringe Entschädigung Personen zu gewinnen, die im Costüme, wie die andern Schauspieler, ihre Rolle ausführten. Aber das war der kleinste Theil der zu überwindenden Schwierigkeiten. Die angehenden Künstler mußten für ihre Aufgabe vollständig erzogen und unterrichtet, zur Praxis einer complicirten, ihnen bisher ganz fremden Kunst, — denn der dramatische Gesang war den Franzosen etwas völlig Neues, — aus dem Gröbsten erst herausgebildet werden.

Durch 20 Monate hielt man in der großen Galerie, in der schon die Proben zu „Ariane" (die man aus unfaßbaren Gründen liegen gelassen hatte) abgehalten worden waren, im einstigen Cardinalspalaste, von seinem gegenwärtigen Besitzer, dem Marquis de Mancini, in Hotel de Nevers umgetauft, Probe auf Probe zu der Oper „Pomone", mit der das neue Theater eröffnet werden sollte. Als endlich am 19. März 1671 die öffentlichen Aufführungen beginnen konnten, übertraf aber auch der Erfolg alle Erwartungen, so hochgespannt dieselben gewesen sein mochten.

---

*) In der Folge führte Molières Truppe diese Piece auch in ihrem Theater auf. „Psyche", eine lyrische Tragödie mit Prolog, Musik von Lulli, 19. April 1678 in der Académie royale gegeben, nennt als Textdichter Thomas Corneille, doch auch Fontenelle reclamirte einen Antheil an der Arbeit. Inwieferne dieses Stück mit dem vorhergehenden, namentlich der Musik nach, in Beziehung steht, läßt sich nicht bestimmen. In dieser Zeit (1670) wurde auch das Divertissement royal: „les Amants magnifiques" von Molière gespielt.

Der Prolog der „Pomone"*), von Vertumnus und einer Seinenymphe gesungen, erging sich im Lobe des Königs und im Preise seiner glänzenden Hauptstadt (die Decoration stellte die Umgegend des Louvre in Paris vor).

Das fünfactige Buch der Oper, dem Könige dedicirt, dessen Gunst und die Ehre seiner Gegenwart bei den Vorstellungen erbeten wird, ist von elementarer Einfachheit; das Gedicht ist nicht gut, die Verse lassen nach Seite des Gefühls und Ausdrucks sehr viel zu wünschen, haben aber die Neuheit gewisser, bis dahin im Theater nicht gebrauchter poetischer Formen für sich. Perrin zeigte sich insofern verständig, als er den Geschmack des Publikums vorausgefühlt und ihm bereitwilligst entgegengekommen war. Das Sujet, im Lande Latin in Albanien, im Hause der Pomone spielend, behandelt die Liebe des Vertumnus zu Pomone, die ihn erst verächtlich abweist und dann plötzlich, ohne daß man einen Grund ihrer, die Entwickelung übrigens glücklich beschleunigenden Sinnesänderung zu erkennen vermag, ihm erklärt, daß sie ihn anbetet. Einige episodische Scenen und Intermezzos, ohne Beziehung zum Gegenstande, Ballete, die, man weiß nicht weßhalb, eingeschoben werden, eine Anzahl von Schlüpfrigkeiten, durch die sich übrigens die Theaterbesucherinnen jener Zeit nicht incommodiren ließen, vielfacher Decorationswechsel, verbunden mit dem ganzen complicirten Apparat moderner Feerien, bildeten dies sonderbare Werk, unförmlich in seiner Erfindung, aber von neuem Genre und leichter Ausführung. Eine piquante und belebte Musik, ebenfalls neu und eigenartig, kam selbstverständlich der Dichtung nicht wenig zu statten. Die Musikstücke sind im Allgemeinen kurz und gedrängt und schließen sich gewöhnlich ohne Unterbrechung einander an. Sowohl vor dem Prolog, wie vor dem ersten

*) Von der Partitur der „Pomone" hat sich nur der Prolog, der erste und ein Theil des zweiten Actes erhalten. Das bei R. Ballard 1671 erschienene Textbuch führt folgende Mitwirkende auf: Musiciens. Personnages véritables: Pomone, déesse des fruicts (Dlle. de Cartilly). Flore, sa soeur, déesse des fleurs (Clédière?). Vertumne, dieu des lares ou follets (Beaumavielle), Faune, dieux des villageois (Rossignol), le Dieu des Jardins (Miracle), tous amoureux de Pomone. Juturne, Venilie, nymphes de Pomone, Beroé, nourrisse de Pomone (Tholet?). Choeurs de Jardiniers. — Personnages feints et transformez: Vertumne transformé: en Bergère de Lampsace, ville de Grèce, où naquit le Dieu des Jardins; en Pluton, Bacchus, Beroé. Follets transformez: en Bergères de Lampsace, en Satyres, en Amours, Muses et Dieux. — Danseurs. Personnages véritables: Bouviers. Cueilleurs de fruicts. Follets transformez: en Fantômes, Démons, Esclaves. — Personnages muets: Troupe de Follets. Vertumne transformé: en Dragon, en Buisson d'epines. Follets. transformez: en Buissons d'epines, en joeurs d'instrumens. — Changements de théâtre: I. Vergers de Pomone. II. Parc de chesnes. III. Rochers et verdures. Palais de Pluton. IV. Jardin et berceau de Pomone. V. Palais de Vertumne. — (Als Tänzer werden neben Beauchamp noch St. André, Favier und Lapierre genannt, Frauen traten bekanntlich in jener Zeit in Balleten noch nicht öffentlich auf. Der Chor bestand aus 15, das Orchester aus 13 Personen.

Acte findet sich eine Ouverture. Erstere wurde noch in neuerer Zeit in einem Conservatoire=Concerte mit guter Wirkung zur Aufführung gebracht. Cambert schrieb seine Instrumentalstücke vier=, Lulli fünfstimmig. Dieser zeigt sich in seinen ersten Opern noch wenig geschickt, sein kleines Orchester zu ordnen und zu gruppiren; oft kreuzen und verwirren sich bei ihm (wahrscheinlich um verbotene Quinten= und Octavenschritte zu maskiren) die Stimmen in bedenklicher Weise. Bei Cambert ist das harmonische Gewebe gedrängter und correcter, klarer, reiner und natürlicher. Auch der Gesangstheil ist sehr befriedigend, die Form der Stücke eine wohlbemessene; die Recitative sind gut eingeführt und vortrefflich declamirt, die Harmonie ist natürlich und leicht, die Bäße bewegen sich frei und sind energisch geführt, das ganze Ensemble läßt einen geschickten Musiker erkennen, der Verständniß für das Theater, sichere Praxis, geschickte Hand und das Bewußtsein seiner Aufgabe hat und dessen natürliche Fähigkeiten eine lebhafte Einbildungskraft und solide Studien unterstützen.

Der ungeheure Erfolg der „Pomone" erhielt sich durch acht Monate, also für mehr als 70 Aufführungen unvermindert. Die Unordnungen, die der Andrang des Publikums zur Folge hatte, obwohl für die ersten Vorstellungen ein Parterreplatz einen halben Louisdor kostete*), veranlaßten einen strengen Polizeibefehl.

Auf Perrins Antheil entfielen bei der Abrechnung 30,000 Livres. Welcher Reichthum für den armen Poeten! Aber gerade dies unerwartete Ergebniß barg die unheilvolle Saat, an dem sein Glück und das Camberts, sowie das ganze Unternehmen überhaupt scheitern sollte. Unseliger Weise entwickelten sich die Dinge ganz nach Lullis Wunsch und Voraussicht. Gerade in Folge dieser reichen Ernte erhob sich Streit und Uneinigkeit zwischen den Directoren. Perrin, in steter Nothlage, hatte wiederholt bei Sourdeac Anleihen gemacht. Dieser hatte ohnedem in Gemeinschaft mit Versac die Capitalien zu dem Unternehmen vorgeschossen, das, obwohl über Erwarten glänzend in seinen Resultaten, doch immer noch ein bedeutendes, nur allmälig zu deckendes Deficit offen ließ. Sourdeac bestand nun darauf, sofort befriedigt zu werden; der bedrängte Dichter, der zum ersten Mal eine größere Summe in den Händen hatte, weigerte sich energisch, seinen Schatz loszulassen. Um sich bezahlt zu machen, ward er von seinem Bedränger, der sich nun des Theaters bemächtigte, von der Leitung ausgeschlossen.

Als auf diese Art Perrin aus der Administration hinausgedrängt war galt es, einen Dichter zu finden, der Cambert ein neues Buch zu liefern

*) Die Preise der Plätze waren nach Castil=Blaze folgende:

Ein Platz auf dem Balcon im Theater,	1 Louisdor	11 (12)	Livres	10	Sous.
Ein Platz in der ersten Logenreihe und im Amphitheater		7	=	11	=
In der zweiten Logenreihe		3	=	12	=
In der dritten Logenreihe und im Parterre		1	=	16	=

vermochte. Sourdeac hatte diesen Fall schon vorherbedacht. Es lebte damals in Paris ein gewisser Gabriel Gilbert*), ein Hugenotte (geboren 1610 in Paris, gestorben daselbst 1680), der sich durch eine Reihe dramatischer Werke einen gewissen Ruf erworben hatte. Sie bekundeten neben einer allerdings schlaffen Versification ohne Relief, doch Erfindungsgeist und Phantasie, enthielten gute Gedanken und offenbarten bemerkenswerthe Fähigkeit der Conception.

Gilbert, in seiner Jugend in den Diensten des Herzogs von Rohan, wurde 1657, nach Abdankung der Königin Christine von Schweden, deren Cabinetssecretär. Er hatte, ungeachtet sein dem Corneille entlehntes Trauerspiel „Rodogune" schmählich durchgefallen war, keine geringe Meinung von seinen Fähigkeiten und seine Aemter hinderten ihn auch nicht, sich mit Poesie und Theater zu beschäftigen**). Ungeachtet der Zahl seiner Werke, der einträglichen Stellen, die er besaß und der einflußreichen Protection, deren er sich erfreute, wurde er nicht reich und würde im Elend gestorben sein, hätte ihm nicht der Generalcontroleur der Finanzen, Mr. Anne d'Hervart, ein Mäcen der Leute von Wissen und Geist, in seinen späteren Tagen ein Asyl in seinem Hause gewährt. Hervart, Sohn eines Fremden, des Barthélemy Hervart, der sich in Paris niedergelassen, verheiratet und ein Bankgeschäft gegründet, dann das Hôtel Epernon, rue Plâtière, erworben hatte, das er prächtig wiederherstellen und von Mignard mit herrlichen Malereien schmücken ließ, nahm darin seinen Freund, den Musiker Lambert, Lullis Schwiegervater und die Dichter Gilbert und Lafontaine auf, welch' letzterer hier, von der rührendsten Sorgfalt umgeben, 1695 auch starb.

Mit Unrecht sprechen mehrere Schriftsteller geringschätzend von Gilbert. Er hatte nicht das Genie Corneilles und Rotrous; aber wenn es ihm auch an Wärme und Energie fehlte, war er wenigstens einer der ersten einsichtsvollen Tragiker, die dazu beitrugen, die der französischen Diction noch anhaftenden gothischen Wendungen zu reformiren. Fast alle seine Sujets waren verständig gewählt; hat er sie nun nicht alle mit großer Kunst behandelt und besonders seine Pläne meist flüchtig entworfen, findet man doch selbst in seinen geringeren Arbeiten interessante Situationen und die Gefühle so glücklich ausgedrückt, daß manche der spätern Tragiker es nicht verschmähten, Anleihen bei ihm zu machen.

Gilbert schrieb nun auf Sourdeacs Aufforderung ein fünfactiges Pastorale, das Cambert sich beeilte, zu componiren. Das Textbuch wurde dem Minister Colbert gewidmet. Buch und Verse sind der „Pomone" überlegen. Gilbert wußte vom Beispiele seines Vorgängers Nutzen zu ziehen; sein Stück

---

*) Seine Werke gab nach seinem Tode sein Glaubensgenosse Hervart, Finanz-Controleur, heraus.

**) Er schrieb für die Bühne: Marguerite de France, Téléphonte, Hippolyte, Sémiramis, les Amours de Diane et d'Endymion, Cresphonte und viele andere Piecen.

ist zugleich kurz und belebt; die ungleichen Versmaße sind mit Geschick angewendet, wodurch eine der wesentlichsten Bedingungen dramatisch-musikalischer Poesie glücklich gelöst und dem Componisten Takt und Rhythmus erleichtert wurde. Im Uebrigen war die Handlung voll Abwechslung, oft prächtig, und erlaubte dem Musiker, leidenschaftliche Scenen zu schildern, wozu ihn sein Genius besonders befähigte.

Die Handlung in „les Peines et les Plaisirs de l'Amour"*) beschäftigt sich mit der Liebe Apolls zu Climene, einer Nymphe der Diana, die der unerbittliche Tod dem Gotte raubte. Apoll tritt auf, um seinen Schmerz am Grabe der Geliebten auszuweinen, während eine Gefährtin von ihr, die Ursache ihres Todes, Asterie, vergebens die Aufmerksamkeit des Trauernden auf sich zu ziehen sucht. Nach vielen Zwischenfällen, Intriguen und Intermezzis wird Climene dem Leben und ihrem unsterblichen Geliebten zurückgegeben. Ein solch einfaches Sujet mußte mit allen möglichen Zuthaten und der seltensten Inscenirungskunst reich und glänzend ausgeschmückt werden, um im Stande zu sein, Augen und Theilnahme des Zuschauers zu blenden und zu fesseln und sie über Inhaltlosigkeit und Einförmigkeit der Handlung hinwegzutäuschen. Vorläufig that der Umstand noch sein bestes, daß wieder ein französisches Originalwerk vorlag, auf das man stolz sein und dessen man sich erfreuen und rühmen konnte. Es ist bekanntlich eine gute Eigenschaft des französischen Publikums, Werke einheimischer Künstler milde zu beurtheilen und sie nicht, wie dies in Deutschland gewöhnlich geschieht, durch unvernünftige und verletzende Kritik von Anfang an unmöglich zu machen.

Bei der an ungewöhnlichen Entwickelungen reichen Darstellung wirkte ein zahlreiches Personal mit. Die Scene spielt in Arkadien an einem Fluß, der sich am Fuß des Berges Cyllene hinzieht. Die Affichen zählten folgende Mitwirkende auf:

Apollon, amant de Climène (Cledière).	Pan, amant d'Astérie (Tholet).
Climène, nymphe de Diane (Dlle. Brigogne**).	Astérie, nymphe, rivale de Climène (Dlle. Cardilli).

*) Eine andere also betitelte Oper, von Morand gedichtet und von Bourgeois componirt, wurde nie aufgeführt.

**) Marie Madeleine Brigogne, Tochter eines mittelmäßigen Malers (oder elenden Anstreichers, wie Andere sagen), geb. 1652, klein, niedlich, sehr hübsch, war bei diesem ihrem Debüt kaum 20 Jahre alt. Sie hatte so großen Erfolg mit ihrer Rolle, daß man ihr den Beinamen der kleinen Climène gab. Als nach kurzer Zeit Lulli sich der Akademie bemächtigte, engagirte er sie mit 1200 Livres für zweite Rollen, 1680 verließ sie das Theater. Die leichtfertige Person, erst Lullis intime Freundin, dann in Todfeindschaft mit ihm, sah sich in dem von Guichard gegen ihn angestrengten Proceß schmählich compromittirt und wurde seitens dieses Klägers zum Gegenstand beleidigendster Anschuldigungen gemacht. — Marie Aubry, Tochter des Leonard

Philis, bergère, confidente d' Astérie (Dlle. Marie Aubry).
Vénus.
L'Amour.
La Renommée.
Deux petits Amours.
Mercure.
Trois Grâces.
Trois Muses.
Iris.
L'Aurore.
Les Songes.
Faune et les Satyres.
Six Sacrificateurs.
Six Prêtresses.
Spectres.
Choeurs de Bergers.
Choeurs de Bergères.
Les Rois.
Les Jeux.
La Jeunesse.

Abgesehen vom Ausschlusse Perrins waren die Operndirectoren die gleichen geblieben, doch scheint Sourdeac vorzugsweise sich jetzt der Oberleitung bemächtigt gehabt zu haben. Die neue Oper Camberts wurde am 8. April 1672 mit großem Erfolge aufgeführt. Wie das Buch, erklärte man auch allgemein die Musik der zur „Pomone" überlegen. Im Prolog erscheint Venus in einem von Tauben gezogenen Wagen, begleitet von la Renommée und deux petits Amours. An einen längeren Wechselgesang schließt sich Chor und Ballet der die Erde bewohnenden Nationen. Das „Echo seiner Zeitgenossen", der geistvolle Philosoph und Spötter St. Evremont*), später entschiedener Gegner des Opernwesens, in dem er nur Unsinn und den Ruin aller dramatischen Kunst erblickte, äußerte sich sehr günstig über das neue Werk. Er sagt, daß Cambert die schönste musikalische Begabung, nämlich die verständigste und natürlichste habe. Vorliegendes Werk ist artiger und galanter geschrieben als das ihm vorausgegangene;

Aubry, Pflasterer in den königlichen Gebäuden, gehörte erst der Kapelle des Herzogs Philipp von Orleans an. Lulli engagirte sie ebenfalls und sie verließ die Oper erst 1684, nachdem sie noch bewundernswürdig die Rolle der Oriane in „Amadis" gegeben. Eine der besten auf seinem Theater erschienenen Darstellerinnen, wurde sie leider zuletzt so corpulent, daß sie nicht mehr gehen konnte. Sie war klein, hatte blendenden Teint und tiefschwarze Haare. Vertraute Freundin der Brigogne, fand sie sich mit ihr in den gleichen Proceß verwickelt und ebenso wenig wie diese geschont. Guichard, Verfasser zweier Textbücher und nach der Operndirection strebend, behandelte alle Sängerinnen mit tiefster Verachtung. Unter den Vorwürfen gegen die von Lulli beigezogenen Zeugen, sagte er von der Aubry, daß sie längst das Metier der öffentlichen Comödiantinnen auf dessen Theater ausgeübt, und sich des Lohnes wegen zum Götzen des Publikums gemacht habe. Alle diese Profession Treibenden bezeichnet er als ehrlos und unfähig, vor Gericht Zeugniß zu geben.

*) Charles de Marguetel du Saint Denis, Sieur d' Evremont, geb. zu St. Denis-du-Guast, 1. April 1613, starb, seiner satyrischen Gedichte wegen aus Frankreich verbannt, in London, 20. November 1703. Er pflegte zu sagen: „Die Oper ist ein Machwerk, in dem Dichter und Musiker, sich gegenseitig hindernd, auf's Aeußerste bemüht sind, eine schlechte Arbeit zu machen."

namentlich aber war eine Nummer: „Das Grab der Climene" betitelt, ein Meisterwerk und galt lange Musikern und Sängern als solches*).

St. Evremond bezeichnet übrigens die in Frankreich nicht zur Aufführung gelangte „Ariane" als Camberts Hauptwerk. Die Klagen der Verlassenen und einige andere Stellen geben dem, was Lulli geschrieben nichts nach. Camberts Recitativ hatte den Vorzug, daß es nicht langweilte, da es mit mehr Sorgfalt als die Arien componirt und mit großer Kunst verwendet war. Der sonst zu den begeisterten Bewunderern Lullis zählende Schriftsteller sagt in seinem „Lettre sur les opéras" (und hier übt er gewiß nur schuldige Gerechtigkeit), daß es keine bessere und ausdrucksvollere Declamation als die Camberts geben könne, nur hätte er, was die Natur der Leidenschaft und die Eigenschaft der zu schildernden Empfindungen anlangte, die Belehrung seiner Autoren annehmen sollen. Er erfaßte mehr das Ensemble des Sujets, als den Text, mehr das Ganze, als die Details. Hierin war ihm Lulli überlegen, dessen ausgebreitete Kenntnisse ihn befähigten, die Dichter noch anzuleiten und sie seinen Forderungen und Wünschen geneigt zu machen. Boindin (Lettres historiques sur tous les spectacles de Paris 1719) behauptete, Cambert sei nicht genug in den Sinn der Verse eingedrungen und habe zu sehr in heftigen Leidenschaften gearbeitet. „Er war ein kleiner Crébillon in der Musik".

Die von Apollo am Grabe Climenens gesungene Klage (ein Vorläufer der Klage in Glucks „Orfeo"), von Zwischenreden Pans und des Chors unterbrochen, bildete eine Episode von außerordentlicher Wichtigkeit, ein Tableau, das der Componist rührend und ergreifend zu machen wußte, weil ihn der Gegenstand enthusiasmirte. Das dankbarere Sujet, das ihm hier vorlag, beeinflußte in günstigster Weise seine Inspiration. Der Stil in diesem Werke ist fester und gedrungener, das Recitativ breiter und ausdrucksvoller, die Charakteristik treffender.

Der glänzende Erfolg des neuen Werkes wurde plötzlich unterbrochen,

*) Arteaga in seiner Geschichte der italienischen Oper fällt über Perrins „Pomone" auch kein günstiges Urtheil. „Er und seine Genossen," sagt er, „ergötzten den Hof durch Jahre mit plumpen Schauspielen, sogar noch in der Zeit, da Corneille, Racine und Molière die Werke des Alterthums verdunkelten. Es ist kaum zu glauben, daß Ludwig XIV., an Meisterstücke in allen Gattungen der Poesie gewöhnt, Vergnügen an den pöbelhaften Vorstellungen der „Pomone" finden konnte, in der weitläufig von Aepfeln und Artischocken gesungen wurde, daß er Geduld hatte, von den Leiden und Freuden der Liebe der Diana, Venus und Aurora in einer den Mägden und Schenkweibern entlehnten Sprache zu hören, und daß ihn bei den abscheulichen Anrufungen der Dämonen in „Circe" (von Th. Corneille?), geeigneter, Lebendige in die Hölle, als Teufel aus ihr heraus zu treiben, nicht schauderte:

Sus Belial, Satan et Mildefaut,
Turchebinet, Saucierain, Griebaut.
Francipoulain, Noricot et Graincelle,
Asmodeus et toute la séquelle."

als Lulli, durch Hilfe der Frau von Montespan*) vom Könige ein neues Privilegium erhielt, welches das Perrin'sche widerrief und Sourdeac und Cambert zwang, ihr Unternehmen aufzugeben.

Perrin blieb nach seinem Ausschluß von der Opernleitung einem andern Opernversuch nicht fremd, der die Angelegenheit wesentlich verwickeln sollte.

Die Fortschritte der musikalischen Schauspiele verfolgend, begegnen wir zwei neuen Personen, welche eine für Monsieur, den Bruder des Königs verfaßte Oper aufführen ließen. Perrin, erkennend, wie sehr das von ihm erfundene Schauspiel in die Sitten eingriff, nahm an seinen Verächtern rasch Revanche.

Ein Edelmann Monsieurs, Henri Guichard, kein Schriftsteller von Profession, aber vermögend und einer einflußreichen Verwandtschaft angehörend, galt als angesehene Persönlichkeit. Sohn des ersten Kammerdieners des Herzogs von Orleans und Pathe des Prinzen Heinrich von Bourbon, Herzogs von Verneuil, erhielt er 1647—53 im Jesuitencollegium eine für die damalige Zeit glänzende Ausbildung. Beim Tode seines Vaters erbte er und seine Schwester Marie (seit 1651 mit dem Rentmeister Mr. de Marsollier verheirathet) jedes 30,000 Th. Er wußte sich nacheinander in den Besitz einiger käuflicher Stellen zu setzen. Im April 1657 wurde er Oberintendant und Generallieferant der königlichen Armeen, im December dieses Jahres Intendant und Zahlungsanweiser der königl. Gebäude, ein Amt, das 1667 eingezogen wurde. Am 10. Januar 1668 zum Staatsrath ernannt, heiratete er eine Woche später, Jeanne le Vau, Tochter eines königlichen Secretairs und ersten Architekten Sr. Majestät, die ihm 60,000 Livres zubrachte. Noch im gleichen Jahre (im April) ward er Hofcavalier Monsieurs, was ihn jedoch nicht hinderte, 19. September 1673, auch Generalintendant der Gebäude und Gärten desselben zu werden. Er erbaute das erste Opernhaus im Jeu de paume de la Bouteille.

Dies war der gefährlichste Gegner, der sich Lulli, dessen Intriguen nun allmählich hervortraten, in den Weg stellte. Sein sonst unbekannter Genosse und Mitarbeiter, von dessen Werken sich jedoch keine Spuren erhielten, war Jean de Granouilhet, Monsieur de Sablières, Kammerjunker und Musikintendant des Herzogs von Orleans.

Im October 1671 gab Monsieur demjenigen, der die Ehre hatte, für seine Vergnügungen zu sorgen, den Auftrag, eine Oper in Aussicht zu nehmen, die man vor Madame, seiner zweiten Gemahlin, der Pfalzgräfin Charlotte Elisabeth, wenn man sie in Villecotrets, nach den in Chalons

* Françoise Athenais Rochechouart, Marquise de Mortemart (Tochter Gabriels de Rochechouart, Duc de Mortemart, Gouverneurs von Paris), geboren im Schlosse Tonnay-Charente (Dep. Saintonge) 26. April 1641, vermählt 1663 mit Henri Louis Pardaillan de Gondrin, Marquis de Montespan, geschieden 11. Juli 1676 und gestorben zu Bourbon l'Archambault 28. Mai 1707. Ludwig XIV. schenkte bei der Scheidung dem seine Gemahlin abgöttisch liebenden und stets um sie trauernden Marquis 200 000 Livres zur Bezahlung seiner Schulden.

stattgefundenen Hochzeitsfeierlichkeiten Ihrer königlichen Hoheiten (21. November), empfangen würde, spielen könne. Guichard veranlaßte den Sieur Sablières diese Arbeit in Angriff zu nehmen. Als jedoch der Herzog andere Verfügungen traf, befahl der König, daß man dies Schauspiel gelegentlich des Hubertusfestes, 3. November 1671, in Versailles aufführen solle.

„Les Amours de Diane et d'Endymion", ein aus Erzählungen und Balleten zusammengefügtes Pastorale, wurde auf einem prächtigen Theater in den neuen Appartements der Königin aufgeführt. Die Majestäten waren sehr überrascht von dieser in 15 Tagen vorbereiteten Galanterie.

Perrins Ausschließung mag um diese Zeit erfolgt sein. Als er sah, wie günstig Sablieères' Werk aufgenommen wurde, näherte er sich ihm und Guichard und, alle Mittel ergreifend, Sourdeacs Unternehmen zu schädigen und ihm Concurrenz zu bieten, schloß er mit diesen neuen Cumpaner, 15. December 1671, einen Vertrag ab. Ludwig XIV. hatte Guichard beauftragt, sofort für eine neue, in St. Germain im Januar und Februar 1672 aufzuführende Oper Sorge zu tragen. Der Titel dieses Werkes läßt sich nicht genau angeben. Vielleicht war es eine Umarbeitung eines früheren, dem letztgenannten Stücke nachgeahmten Pastorales: „le Triomphe de l'Amour".

Sourdeac stand seines intriganten Charakters wegen nicht im besten Rufe. Wie er 1661 die Comödianten des Marais verdrängen wollte, so versuchte er auch später die Truppe Molières, die 1676 sein Theater übernommen hatte, zu terrorisiren. Er erhielt vor Gericht stets Unrecht. Auf sein ihm vom Könige gewährtes Privilegium pochend, nahm Perrin die ihm seitens seiner einstigen Verbündeten gewordene Behandlung nicht stillschweigend hin, und suchte, bis er vollständig über seinen Gegner triumphiren konnte, diese wenigstens mit gleicher Münze zu bezahlen. Da er einen Dichter und Musiker und ein fertiges, vom König bereits beifällig aufgenommenes Werk vorfand, suchte er es vor die Oeffentlichkeit zu bringen und schloß deshalb mit dessen Verfassern einen Vertrag. Aber es war nicht leicht, in Paris einen Theatersaal zu finden; zudem setzte Sourdeac vorläufig seine Vorstellungen noch fort und der König wollte zwei Bühnen gleichen Genres nicht gestatten. Während das Gericht mit gewohnter Langsamkei die Prozeßsache betrieb, nützte der hartköpfige Bretagner, sich um Perrins Einspruch wenig kümmernd, seine Zeit wohl aus und brachte, 8. Februar 1672, „les Peines et les Plaisirs de l'Amour" zur Darstellung.

Während nun aber Perrin, nicht gewillt, sich mehr als nöthig prellen zu lassen, offen vorging, um zu seinem Rechte zu gelangen, handelte Lulli, in der Hoffnung, alle die ihm im Wege Stehenden, zu verdrängen, mit gewohnter Hinterlist. Perrin, die Schliche dieses Fuchses kennend, bekam zuletzt noch Händel mit ihm, aber ohne Aussicht, in diesem Streite, indem er nun einmal eine sehr zweideutige Rolle spielen sollte, zu Ende zu kommen, trat er ihm zuletzt, gegen eine entsprechende Summe, sein Privilegium ab. Der König, dem Drängen seines Günstlings und den Schmeichelworten und Vorstellungen

der Gunstdame nachgebend, ließ nun Lulli ein neues Patent ausfertigen, in dem das Perrin einst gegebene widerrufen und er zur Gründung einer Académie royale de Musique berechtigt wurde, „car tel est notre plaisir.“

Sourdeac hatte nun das Nachsehen. Vergebens widersetzte er sich mit allen Mitteln der Einregistrirung des im März 1672 ausgefertigten, von Colbert signirten Patents. Nicht besser erging es Guichard und Sablières, die sich auf ihren mit Perrin abgeschlossenen Vertrag beriesen. Ludwig XIV., keinen Spaß verstehend, und zweifellos von Lulli unausgesetzt gemahnt, ließ beiden Parteien keine Zeit zum Nachdenken, sondern befahl seinem Minister, der übrigens gar nicht damit einverstanden war, die Erfinder der Oper um den Vortheil ihrer Arbeit zu betrügen, an Monsieur de Harlay, Procurator im königlichen Parlament, die Aufforderung zu richten, die Sache zu Ende zu führen. Trotzdem beeilte dieser sich nicht. Sein Rechtsgefühl mochte sich gegen solches Ansinnen sträuben. Da schrieb der König eigenhändig (30. März) an den Polizeilieutenant Monsieur de la Reynie und verordnete sofortige Schließung des Sourdeac'schen Theaters.

Bekanntlich wußte Lulli, trotz der geringen Achtung, die er als Mensch genoß, sich beim König, auf dessen Geist er einen seltsam-unerklärlichen Einfluß übte, so in Gunst zu setzen, daß ihn dieser selbst Molière vorzog, was den Tadel der ergebensten seiner Diener herausforderte. Der Florentiner heischte die von ihm erstrebte Gunst mit so viel Hartnäckigkeit, daß Ludwig fürchtete, er, den er für seine Unterhaltungen nicht entbehren wollte, könne ihn verlassen, wenn ihm nicht gewährt würde, was er beanspruchte. Einige Tage später moquirte sich der ganze Hof über die Vortheile, die man dem Italiener, dem nun die Möglichkeit gegeben war, ungeheure Summen zu gewinnen, zugewandt hatte. „Es wäre besser gewesen,“ sagte man, „den Gewinn unter Mehrere zu vertheilen, die, im Wetteifer sich zu übertreffen, die französische Musik zu größter Vollkommenheit gebracht haben würden.“ „Ich wollte,“ äußerte sich Colbert, „daß Lulli eine Million durch seine Opern erwürbe und daß das Beispiel eines Mannes, der mit Componiren solches Vermögen gewinnen konnte, alle Musiker veranlaßte, Alles aufzubieten, um zu gleichem Ziele zu gelangen.“

Der arglistige Florentiner hatte endlich Wunsch und Willen durchzusetzen gewußt. Unbekümmert um drei, das Genie Camberts constatirende Erfolge, und den Ruhm, den er über sein Vaterland auszustrahlen im Stande gewesen wäre, wenn man ihm vergönnt hätte, neue Werke zu schaffen, nöthigten der König von Frankreich und sein erster Minister den nationalen Künstler zur Auswanderung, begingen sie die schreiende Ungerechtigkeit, sich zu seiner Schädigung zur Partei des Fremden zu schlagen.

Obwohl der Saal Guénégaud auf königlichen Befehl 1. April geschlossen wurde, setzte Sourdeac mit dem Muthe der Verzweiflung den Kampf fort*).

*) Protest Sourdeacs an das Parlament, 30. Mai; Schreiben Lullis an Colbert, 3. Juni; Erlaß des Parlaments, 27. Juni.

Und da auch Sablières sich mit aller Energie der Einregistrirung des Akademiepatentes entgegenstemmte, die Angelegenheit sich also fortwährend noch in die Länge zog, befahl der König seinem Musikintendanten Lulli mit seinen Vorstellungen, ohne Rücksicht auf seine Concurrenten zu nehmen, zu beginnen. Colbert empfahl, 24. Mai, dringendst die Sache auf's Neue M. d'Harley, sich darauf berufend, daß Lulli mehr Erfahrung, Geschick und Befähigung für die Oper habe, als seine Widersacher. In diesem Sinne entschied endlich auch der Gerichtshof. Der Despotismus findet stets Gründe, seine Entscheidungen zu rechtfertigen. „Die Oper", sagt Jal in seinem „Dictionnaire critique de Biographie et d'Histoire", „machte Lullis Glück und das mit Recht, denn er war ein seinen Zeitgenossen überlegener Künstler. Man hatte Perrin und seinen Verbündeten ein Privilegium entrissen, das in ihren Händen hinstarb. Aber M. de Lomoignon und M. d'Harley registrirten Lullis Patent ein, und diesem zugleich gerechten und ungerechten Acte verdankte man endgiltig die französische Musik". Dem widerspricht jedoch Pougin entschieden, behauptend, daß Lulli seinen Zeitgenossen nicht überlegen war, da er Cambert nicht überlegen war. Die Sourdeac'schen Opernvorstellungen, die man inmitten der Erfolge von Camberts letztem Werke sistirte, würden unter der Leitung ihrer seitherigen Directoren nicht aufgehört haben. Die französische Musik verdankt man nicht der Urkunde, die Lulli in den Besitz des Theaters setzte; mit Cambert an der Spitze würde sie sich besser und nationaler entwickelt haben. Alles entschied ein Machtspruch des von seinem Günstling dazu gedrängten Königs.

Der Beschädigtste unter allen Theilnehmern des ersten Unternehmens war zweifellos der von edelstem Ehrgeiz beseelte Cambert, auch sonst ein tadelloser, in den anstößigen Streitigkeiten, die nun entbrannten, allein unbesudelt gebliebener Charakter, seine Complicen weit überragend. Ein abgefeimter Intrigant betrog ihn um seine Zukunft, die sich so schön und ehrenvoll zu gestalten schien. Der Kummer über die grausame Lage, in die er sich gebracht sah, trieb ihn in die Fremde.

Sobald Lulli sich seinen Rivalen vom Halse geschafft, machte er sich mit großem Eifer an's Werk. Er eröffnete seine Vorstellungen in einem auf dem Platze eines Ballspielhauses, du Bel-Air, eingerichteten Saales mit einem Pasticcio: „les fêtes de l'Amour". 15. November 1672. Als Molière, 17. Februar 1673, zwei Tage nach Aufführung der Oper „Cadmus" starb, beeilte er sich, vom König den Saal im Palais Royal zu erbitten, den bisher dessen Truppe innegehabt. Es gelang ihm auch, dieselbe zu verdrängen, denn was gelang dem Protégé Ludwig XIV. nicht. Die königlichen Comödianten waren genöthigt, Sourdeacs Theater, in welchem sie nun vom 9. Juli 1673—1689 spielten, um 30,000 Livres zu kaufen.

Sein Verfahren in diesem Falle kennzeichnet ganz des Italieners rücksichtslosen Charakter. Molière war sein langjähriger Freund, dem er viele wichtige Dienste zu danken hatte, selbst Geld schuldet er ihm. Als

er 1670 sich in der Rue Neuve-des-Petits-Champs ein Haus bauen ließ, erbat er in größter Geldverlegenheit ein Darlehen von 10,000 Livres von dem Dichter und erhielt dasselbe auch. Es war bei des letzteren Tode noch nicht abbezahlt, und doch wartete er nicht, bis seines Freundes Leichnam erkaltet war, um dessen Schauspieler aus ihrem Asyl zu vertreiben.

Der unermüdlich seine Rechte verfolgende und den König fortwährend mit Gesuchen bestürmende Guichard erhielt nach dessen Rückkehr aus dem Feldzug in der Franche-Comté, August 1674, da er klug der Liebhaberei Ludwigs für Akademien zu schmeicheln wußte, ein neues Privilegium zu einer Académie royale des spectacles. Er wollte Aufführungen, die sich den Spielen des Alterthums nähern sollten, geben, zugleich war er gehalten, alljährlich eine Anzahl Gratisvorstellungen zu veranstalten. Lulli, wüthend, sein Unternehmen möglicher Weise beeinträchtigt zu sehen, ließ kein Mittel unversucht, dies Privilegium rückgängig zu machen. Von den ärgerlichen, einen Blick in einen Abgrund von Gemeinheit und Bösartigkeit gestattenden Processen, die eine Folge der Lulli'schen Machinationen waren, wird an enderem Orte des Nähern gehandelt werden.

Hier nur so viel, daß der Florentiner auch jetzt wieder sein Ziel erreichte. Des ärgerlichen Haders müde, ließ, 22. März 1676, der König durch Colbert an den Generalprocurator den Befehl gelangen, die seit Jahren schwebenden Processe zu beenden; am 14. Juni 1678 verbot er die Einregistrirung des vier Jahre vorher Guichard gewährten Patents. Fortan blieb Lulli, dem ein unverschämtes Glück sich treu erwies, Herr der Situation; jede künftige Concurrenz war unmöglich gemacht.

Während er auf dem Gipfel des Glückes, Ruhm, Ehre und Reichthum sammelte, hatte der von ihm verdrängte Cambert sich nach England geflüchtet. Müde, entmuthigt, gereizt, die Unmöglichkeit erkennend, seinem Vaterlande und sich selbst zu nützen, wollte er wenigstens nicht Zeuge der Triumphe seines Rivalen sein

Perrin, unvertilgbar, tröstete sich, indem er Elegien und Sonette dichtete und seine Uebersetzung des Virgil ausfeilte. Ruhmlos und verachtet verließ er den Kampfplatz. Er wurde in seinen letzten sechs Lebensjahren sammt seinem Diener von seinem Hauswirth vollständig erhalten. Dafür hinterließ er ihm vier Operntexte, die derselbe in der Folge vergeblich dem Könige um 10,000 Thlr. anbot. Obwohl seine Einbildungskraft unfruchtbarer, sein Styl trivialer, seine Versification geschmackloser ist, als bei dem eleganteren Quinault, verdient er doch als der Dichter, der die erste Idee einer französischen Oper hatte und als Verfasser lyrischer und dramatischer Poesien einen Platz auf dem französischen Parnaß. Wie er die Oper erfaßte, war sie himmelweit von der italienischen verschieden. Er und Cambert hatten durchaus keine Vorbilder; man behauptete sogar, daß man seit letzterem kein Recitativ mehr gehört, das den Eindruck der Neuheit machte. Cambert wurde in London Oberintendant der Capelle Karl II., der nach

seines unglücklichen Vaters gewaltsamem Tode sich nach Frankreich geflüchtet und dort besonderes Gefallen an den von Lulli dirigirten kleinen Violinen gefunden hatte. Zurückgekehrt errichtete er nach dem Muster derselben ebenfalls eine Bande von 24 Violinen. Stets der französischen Musik zugethan, brach zwischen ihm und seinem die Vorzüge der nationalen Kunst vertheidigenden Secretair Williams offener Kampf aus, aus dem der König nur mit Mühe und Ausdauer siegreich hervorging.

Die Ankunft Camberts war ihm hochwillkommen; er bestrebte sich, denselben an sich zu fesseln und ward nicht müde, ihm Beweise seiner Huld und Erkenntlichkeit zu geben; ein Gleiches geschah seitens der großen Herren seines Hofes. Cambert verpflanzte seine Werke nach England. „Ariane“ wurde, umgearbeitet und mit neuem Prolog versehen, mit großem Beifall aufgeführt, ebenso „la Mort d'Adonis“. Der französische Künstler schien bestimmt, eine große Rolle in seiner neuen Heimath zu spielen; doch kaum begannen die Früchte seiner Thätigkeit hier zu reifen, als er plötzlich starb (1677). Herz- und Heimweh sollen ihn getödtet haben. Anderseits behauptete man — ein Beweis für die Verachtung, in der Lulli stand, für den Grad des Hasses und der Eifersucht, den er auf seinen Rivalen geworfen und für die schlechte Meinung, die ihn solcher That für fähig hielt — der Florentiner haben ihn durch einen von ihm bestochenen Diener ermorden (vergiften?) lassen.

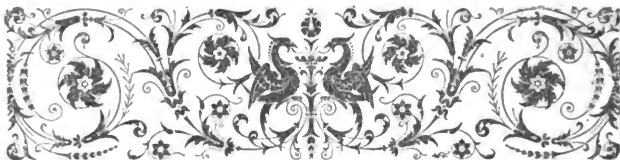
Die Partitur der „Ariane“ soll nach Camberts Tode, zufolge der Bemühungen eines französischen Musikers, Grabut*), gestochen worden sein. Doch gilt eigentlich dessen 1685 edirte Oper: „Albion und Albanius“, Text von Dryden, als die erste in England veröffentlichte. Durch Cambert angeregt, schrieb auch Purcell**) sein erstes theatralisches Werk, zugleich die erste englische Oper: „Abelazor“, 1677.

Sourdeac starb 1695, seinen tiefgehaßten Gegner Lulli um 8 Jahre überlebend. Er hinterließ einen Sohn und vier Töchter, von denen zwei in's Kloster gingen.

Guichard, nachdem sein Proceß verloren war, reiste nach Madrid, um dort ein Theater zu gründen, starb aber schon nach kurzer Zeit 1680.

*) Louis Grabut (Grabu) war Camberts Nachfolger als Capellmeister Karls II. und seit 1680 Director der Musik im Coventgarden-Operntheater in London. Er fand in England nur geringe Anerkennung und wurde auch in Paris nicht gewählt, als über Lullis Nachfolger entschieden wurde.

**) Henry Purcell, der beste und fruchtbarste englische Musiker seiner Zeit, war ein Musikantenkind, 1658 in London geboren; er wurde 1676 Organist an der Westminsterabtei, 1684 in der königlichen Capelle und starb 21. November 1695, zahlreiche Werke hinterlassend.



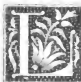
Ein Besuch in Lissabon.

Von

F. Keller-Leuzinger.

— Stuttgart. —

„Veritatem Regibus" —
„Königen ist man Wahrheit schuldig."
(Wahlspruch der Herzöge von Palmella.)



Lissabon steht im Rufe, neben Constantinopel, Neapel, Genua Rio de Janeiro 2c. eine der schönstgelegenen Hafenstädte zu sein. Es sei amphitheatralisch aufgebaut, heißt es, — und damit glaubt man Alles gesagt zu haben; liegt nun eine derart gebaute Stadt gar noch am Ufer eines großen Stromes, so kann für doctrinär angelegte Gemüther nicht der geringste Zweifel mehr bestehen, daß dieselbe von entzückender Schönheit sein müsse. — Daß außer dem Amphitheatralischen doch noch manch' Anderes dazu gehöre: eine glückliche Gruppirung und Gliederung der Häusermassen, dominirende Hauptbauten, sowie ein Hintergrund von höher ansteigenden Bergen, wird dabei gewöhnlich gänzlich übersehen, obgleich es von Ausschlag gebender Bedeutung ist.

Es hat eine Zeit gegeben, und sie reicht in ihren Ausläufern noch in die unsrige herein, wo ein Hauptzweig der Malerei sich mit der Vedute, mit der Städteansicht, beschäftigte — und die „amphitheatralisch aufgebauten" entschieden im Vortheil waren. Jene Epoche war eine Zeit des Glanzes für Lissabon, — in effigie nämlich, — und wie ich, werden Tausende sich eines Stahlstiches erinnern, der in Meyers Universum etwa gegen die vierziger Jahre erschien und die lusitanische Hauptstadt darstellen sollte.

Diese Stahlstiche hatten und haben übrigens die Eigenthümlichkeit, eine große Familienähnlichkeit unter einander zu besitzen: Dieselben Häuser- und Dächer-

formen, endlose Fensterreihen, ein paar Hauptgebäude, Kirchen und Paläste, die man je nach Bedürfniß entweder hell vom dunkeln, oder dunkel vom hellen Hintergrunde sich abheben läßt, dieselben Wolkenschatten und Streiflichter, kurz dieselben Willkürlichkeiten bei ganz derselben allgemeinen Monotonie und Langweile, — und nur der Vordergrund ist jeweils etwas verschieden gehalten.

Zu ihm kommt nämlich die „locale" Färbung erst recht zur Geltung und auf der citirten Abbildung sah man — ich glaube mich nicht zu irren — ein Männlein auf schwer bepacktem Esel über „Bröckelgestein und Stufen" herabkommen.

C'est un trait de Portugal
La bête montée sur l'animal

hat irgend ein malitiöser Franzose gesagt, den das Gefühl, ferne von der belle France weilen zu müssen, noch bissiger und ungerechter gegen Andere machte, als er es bei normaler Stimmung sein mochte, und unser Stecher hatte diesen „Zug" richtig als Staffage verwerthet.

Lissabon ist ohne Zweifel einmal eine hochinteressante Stadt gewesen, nämlich vor dem entsetzlichen Erdbeben, das am 1. November 1755 in wenigen Minuten Häuser, Kirchen und Paläste ohne Zahl in einen ungeheuren Trümmerhaufen verwandelte.

Vor jener Katastrophe gab es in der uralten Capitale, die die Römer und Mauren in ihrer Umwallung gesehen hatte, von der aus eine halbe Welt erobert worden war, die herrlichsten und interessantesten Bauten von jener Gediegenheit der Ausführung und des Schmuckes, wie sie eben nur eine stetige, spontane Entwickelung im Laufe der Jahrhunderte geben kann. Aber das Alles war mit einem Schlage vernichtet worden, und an der Stelle der alten, vielleicht da und dort etwas wilden und überschwänglichen Pracht wurde auf das Machtwort eines Ministers Etwas geschaffen, was allerdings sehr normal und regelmäßig, aber auch unendlich langweilig und uninteressant ist.

Es kann daraus dem gewaltigen Staatsmanne, Marquez de Pombal, selbstverständlich nicht der geringste Vorwurf erwachsen; — er war, wie jeder Andere, ein Kind seiner Zeit, und diese Zeit war eben leider, was bildende Kunst anbelangt, auf sehr schlimmen Wegen.

Die Hauptstraßen-Fronten Lissabons sind sämmtlich nach ein und derselben Schablone, und zwar nach einer schmucklos kasernenartigen erbaut, und es hat sich die damals aufgestellte Form fortgeerbt bis auf unsere Tage, ja sie hat sogar den Ocean überschritten, indem in Brasilien, der ehemalig portugiesischen Colonie, ganz ähnlich gebaut wird.

Der einzige und keineswegs glückliche Versuch, die Einförmigkeit dieser riesigen Häuserfaçaden zu brechen, besteht darin, daß man dieselben, in neuerer Zeit besonders und bei luxuriöserer Ausführung, mit Azulejos, d. h. blau

bemalten Fayenceplättchen belegt, oder vielmehr „beklebt," deren Teppichmuster sämmtliche freie Wandflächen überzieht.

Es ist offenbar eine Reminiscenz aus maurischer Zeit die sich an und für sich nicht übel macht, nur verwendet man sie am falschen Platze, indem, wie hundert Beispiele zeigen (unter anderen auch der maurische Saal in dem nahegelegenen Schlosse von Cintra) diese Art der Decoration stets bei Innenräumen und nicht bei den ein ein stärkeres Relief verlangenden Façaden angebracht wurde.

Leider sind auch die Kirchen und öffentlichen Gebäude im höchsten Grade nüchtern, und nebenbei im Allgemeinen von zu wenig imponirenden Verhältnissen, als daß sie den Eindruck tödtlicher Monotonie zu mildern vermöchten.

Wahrhaft schön und großartig ist in Lissabon nur der breite Strom des Tagus, der sich der Stadt gegenüber seeartig ausbreitet und mit seinen felsigen Ufern, seinen Dampfern und Barken ein heiteres, stets belebtes Bild darbietet.

Es ist in Wahrheit ein Meerbusen mit salzigem Wasser, der auch hinsichtlich seiner Thier- und Pflanzenwelt einen durchaus maritimen Charakter hat.

Der Schiffe mastenreicher Wald ist allerdings nicht so dicht, wie in den großen Handelsemporien des Nordens, doch ist die Zahl der gewaltigen Dampfer, die auf ihrem Wege nach Südamerika oder nach den afrikanischen Küsten Lissabon besuchen, eine sehr große. Kleinere Dampfer laufen nach den spanischen Häfen, sowie nach den Azoren und Madeira, und eine beträchtliche Zahl von kleineren Barken und Küstenfahrern füllt die Lücken.

Doch sind die letzteren hier, wie überall, im Abnehmen begriffen, da sie von den von Wind und Strömung weniger abhängigen Dampfern nach und nach verdrängt werden und de facto auf den Aussterbeetat gesetzt sind.

Die große Segelschiffahrt, de long cours, wie der Franzose es nennt, wobei die Schwierigkeiten, Gefahren und Zeitverluste des Ein- und Auslaufens im Vergleich zur Gesammtdauer der Reise weniger in Betracht kommen, mag noch einige Jahrzehnte in der jetzigen Form bestehen bleiben, die „Caboteurs" jedoch sind heute schon nur Reste eines dem Untergang geweihten Geschlechtes.

Aber das geschäftliche Leben und Treiben, Handel und Gewerbe, stehen in Lissabon überhaupt nicht auf besonders glänzendem Fuße; man ist hier nicht genügend fortgeschritten mit der Zeit, und da Alles rings herum über Hals und Kopf voranzukommen eilte, so war das Resultat für Portugal ein vergleichungsweiser Rückschritt.

Es ist heute noch ein tüchtiges, braves, arbeitsames Volk, aber es kämpft jenen „Struggle for life" mit antiquirten Waffen, während seine Concurrenten mit dem Rüstzeuge aller Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet und zugleich von jener rücksichtslosen Energie beseelt sind, welche die Gewißheit des schließlichen Erfolges zu verleihen pflegt.

Von seinen unermeßlichen, durch heldenmüthige Kämpfe und kühne Entdeckungsreisen mit dem Blute von tausenden seiner Söhne erworbenen Besitzungen, ist ihm Nichts geblieben als Angola, Loanda, Mozambique, Goa und ein Stück der Insel Timor, einige Inseln an der westafrikanischen Küste, sowie noch ein paar kleinere Stationen, wie z. B. Macáo, und von keiner dieser Colonien könnte man sagen, daß sie besonders prosperire.

Die Tagesblätter zur Zeit meines Hierseins waren voll von bitteren Klagen über die traurige Rolle, welche das schwache Portugal am Congo dem übermächtigen Frankreich gegenüber spiele und worin mehr denn einmal gefragt wurde, was man nun davon habe, Jahrzehnte lang im Schlepptau Englands gegangen zu sein.

Eine Unterredung, die ich zufällig mit dem Commandanten der Flaggenstation auf einem der kleinen Forts in der Nähe von Lissabon hatte, ist in in dieser Hinsicht zu charakteristisch, als daß ich sie hier nicht wiedergeben sollte. —

Ich hatte um Erlaubniß gebeten, das malerisch gelegene Fort, das ich hier nicht näher bezeichnen will, betreten zu dürfen, und dieselbe war mir ohne weitere Umstände ertheilt worden.

Am Bauwerke selbst war nicht viel zu sehen, und noch weniger an den alten Bronzegeschützen, die wie vor hundert Jahren über die Wälle hinauslugen — mit dem Unterschiede, daß sie heute weniger formidabel, zugleich aber schöner patinirt sind, wie damals; aber die Aussicht auf die weite See, den fernen, von der Abendsonne beleuchteten Küstenstreifen und die Felsriffe in nächster Nähe, war überaus reizend.

Noch war ich in den schönen Anblick versunken, als der „Chefe", ein gut aussehender ältlicher Herr in Interimsuniform und mit einem großen Tubus unter dem Arme auf mich zu trat und mich ansprach.

Zuerst wurde das Wetter und die prächtige Aussicht cursorisch behandelt, dann aber kam er auf Etwas, das ihn mehr interessirte: auf meine Nationalität.

Ob ich Franzose sei?

„Nao, Senhor, Allemao!"

„Ah, muito que bem!" war die Antwort. „Wir haben von den Franzosen schon so viel zu leiden gehabt, daß es einiger Anstrengung von unserer Seite bedarf, um ihnen gegenüber die nöthige Urbanität nicht zu vergessen. Ihr Volk aber, Ihr Kaiser und Ihr Kanzler, haben gezeigt, wie man mit dieser Nation umspringen muß. — Nicht genug, daß sie im Anfange dieses Jahrhunderts unsere Städte, unsere Kirchen und Klöster in der schändlichsten Weise geplündert haben — Millionen haben sie damals fortgeschleppt — nein! sie fahren fort uns mit Füßen zu treten, und uns unsere Schwäche in der erniedrigendsten Weise fühlen zu lassen.

„Habe ich nicht vor Jahren von dieser alten Veste aus mit ansehen müssen, wie eine französische Esquadra in den Tejo einlief, um ein durch ein

portugiesisches Kriegsschiff ganz von Rechtswegen und in optima forma aufgebrachtes, französisches Sclavenschiff ohne Weiteres im Hafen von Lisboa n'estas nossas agoas in's Schlepptau zu nehmen und fort nach Frankreich zu führen, gerade als wären internationale Verträge und Gesetze für gar Nichts da!

„Damals bestürmten die Commandanten unserer Hafenforts, besonders von der Batterie von der Torre de Belém — die auch zu jener Zeit schon besser montirt war, als wir hier mit diesen alten Baccamartes*) es sind — den König, unseren unvergeßlichen Dom Pedro V., Feuer geben zu lassen auf die Piraten. — Aber der König war klüger und weitsehender, als wir Alle.

„‚Laßt sie gehen‘ sagte er, ‚Einer wird kommen, der stärker ist, als sie, und sie werden diesen desaforro, den Schimpf, den sie uns anthun, dereinst noch bezahlen‘."

„Exoriare aliquis" — sagte ich so halb für mich.

„Was meinen Sie?" unterbrach er sich.

„Oh Nichts; bitte fortzufahren!"

„Nun ja! — Ihre Nation ist es gewesen, welche diese alte Rechnung beglichen und das Rächeramt übernommen hat; Gott sei gedankt dafür!

„Jetzt wollen sie uns in Afrika auch noch das Wenige schmälern, was wir von der alten Herrlichkeit übrig haben und selbst England, das durch den an Portugal begangenen Raub reich geworden ist" — — — —

(Ich versuchte einzuschalten, daß bei dem englischen Reichthume doch auch noch manch' Anderes mit untergelaufen sei — aber die Schleußen seines patriotischen Grimmes waren zu weit geöffnet.)

— — „dieses perfide Albion schaut nicht nur ruhig mit zu, sondern zupft womöglich noch von der anderen Seite! — — — —

„Wann geht es wieder los?" meinte er athemholend, nach einer kleinen Pause. — —

„Es ist sehr schmeichelhaft für uns, Senhor," antwortete ich, „daß Sie uns die Rolle einer Art von palmatorio do mundo, eines Allerwelts-Schulmeisters, oder Godegisel, wie wir sagen würden, zugedacht haben; — angenehmer und profitabler für uns wäre es jedoch, wenn sich die Anderen, die schließlich den Gewinn davon haben, oder wenigstens daran participiren, mit etwas mehr als guten Wünschen daran betheiligten. — Glauben Sie, daß der nächste Krieg mit Frankreich ein Kinderspiel sein werde? —"

„De certo que nao," meinte er.

„Schon der erste," fuhr ich fort, „war es wahrlich nicht, und halb Deutschland ging in Trauergewändern. — Und was die 5 Milliarden anbelangt, von denen man so viel Aufhebens gemacht, so sind sie schon längst — vertrunken, verschwindelt, vermauert und vergraben!"

*) Aus Bocca Martis entstanden; etwa mit Feuerschlund zu übersetzen.

„Es muß doch ein reiches Land sein dieses Frankreich," meinte mein Gegenüber in nachdenklichem Tone, „daß es dieses ungeheure Stück Geld so ohne Weiteres zahlen konnte."

„So ohne Weiteres? — hm! Sie haben es allerdings schnell genug bezahlt, nur um unsere bärtigen Soldaten endlich los zu werden, — und hätten auch die 8 Milliarden bezahlen können, die, wie man sagt, Fürst Bismarck zuerst verlangen wollte; — das Beste dabei ist jedenfalls, daß wir unsere beiden alten Provinzen wieder genommen haben; — wie das aber werden soll, wenn sie wieder anfangen, weiß der Himmel! —"

„Wie, Senhor, Sie zweifeln doch nicht daran, daß Ihre Landsleute auf's Neue siegen werden?" —

„Daran zweifle ich als guter Deutscher keinen Augenblick, obgleich ich befürchte, daß es wieder entsetzlich viel Blut kosten werde; — aber was soll dann mit dem besiegten Frankreich geschehen? Gold allein zahlt uns diese Anstrengungen und Verluste nicht, und doch wollen wir keine echt französischen Provinzen nehmen, um unser schweres Armamento, unsere kostspielige Kriegsbereitschaft, nicht in alle Ewigkeit schleppen zu müssen. — Da gäbe es nur Eines: Ihr andern helft uns bei der Theilung und bei der Tragung der Lasten."

„Wir?" meinte er, „wir Portugiesen? — Wie kämen wir dazu?"

„Doch! — Sehen Sie," fuhr ich fort, „die iberische Halbinsel wird doch einmal unter einen Hut kommen müssen, — früher oder später."

„Später," lachte er, „eher später!"

„Nun dann wird Spanien oder Portugal, oder Spanien und Portugal, wie Sie es nehmen wollen, so stark werden, daß es den Süden von Frankreich — der ja doch schon halb espanholado ist, wohl wird behaupten können; dem kleinen Belgien wäre zu gleicher Zeit eine Vergrößerung nach Süden einigermaßen zu gönnen, um so mehr als die Franzosen im Falle eines Sieges keinen Augeblick zögern würden es zu verschlingen, — und da wir selbst auch noch einige Etappen gegen Paris zu vorrücken würden, — meistens uralt-germanisches Land, wenn man es recht betrachtet, — so bliebe der Hauptsache nach als künftiges Frankreich nur noch Paris, der Nabel, der Dreh- und Angelpunkt der Welt, wie Victor Hugo sagt, übrig, der sich ja wohl selbst genügen könnte, um so mehr als es dann nach Ausschluß aller politischen Aspirationen, erst so recht eine Stadt der Hotels, Café chantants etc. werden könnte. — Doch halt! — Eine Großmacht haben wir bei der Theilung vergessen, die nicht übersehen werden dürfte: die Schweiz. — Sie erhielte, obgleich sie es nicht verdient, den französischen Jura, die Heimath des Herrn Präsidenten Grévy, der, nebenbei bemerkt, entschieden etwas Schweizerisches an sich hat."

Mein Chefe lachte über die Maßen, derart, daß ihm beinahe sein langes Fernrohr über die Brustwehr hinunter in die brandende See gefallen wäre.

„Sie meinen es gut mit uns," rief er aus, „aber, wenn ich auch nicht denke, daß Sie es machen würden, wie England, das uns für geleistete Dienste nahezu rein ausgezogen hat, so verlangt es schon der Anstand, daß wir fragen, wie viel die Zeche für diese spanisch-portugiesische Glorie betragen würde."

„Eigentlich sollte sie in weiter Nichts bestehen, als daß ihr uns einen Theil unseres Kriegspanzers abnehmt; er sollte euch schon schwer genug fallen! — Unter guten Freunden aber, — und wir würden das ja aus ureigenem Interesse verbleiben, — erweist man sich gerne kleine Gefälligkeiten, und da wir nach hergestellter Weltruhe mehr denn je das Bedürfniß haben werden eigene Colonien zu besitzen, und der letzte freie Fetzen Land soeben von England mit Beschlag belegt wurde*), — (etwa so wie ein futterneidischer Gaul lieber bis zum bersten frißt, ehe er seinem Nachbar etwas gönnte) — und da unter den sämmtlichen französischen Colonien nichts Gescheidtes ist, und wir den Sultan außerdem wieder in all' seine nordafrikanischen Rechte einsetzen würden, — Egypten ausgenommen, das er sich selber holen müßte, so könntet ihr uns den Congo schenken, und Spanien die Hälfte der Philippinen dazu legen!" —

„Gut," sagte er, „abgemacht! Ehe der Salteador von Brazza den Congo kriegt, sollt ihr ihn haben! — Und nun, wenn es Ihnen gefällig ist, Senhor cavalheiro, trinken wir ein Glas Portwein auf die neue Freundschaft!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich glaube kaum, daß ich den braven, alten Herrn jemals wieder im Leben zu sehen bekomme, auch ist bis jetzt wenig Aussicht vorhanden, daß das hinter dem Bollwerk des wettergrauen Forts verabredete Geschäftsprogramm irgend welche praktische Consequenzen haben werde, — bezüglich der unter dem portugiesischen Volke herrschenden allgemeinen Stimmung kann jedoch, wie ich mich noch mehrfach zu überzeugen Gelegenheit hatte, diese serio-jocose Unterredung als ziemlich maßgebend betrachtet werden.

Selbst dann, wenn man mit der von Portugal verfolgten Colonialpolitik nicht einverstanden ist, so verlangt doch die Erinnerung an das, was dieses kleine Land einst auf diesem Gebiete geleistet hat, sowie die Achtung vor incontestablen Rechten wahrlich eine andere Behandlung, als diejenige ist,

*) Soeben bringen die Zeitungen die Nachricht, daß die von der australischen Colonie Queensland auf eigene Faust inaugurirte Besitzergreifung Neu-Guineas von der englischen Regierung für null und nichtig erklärt worden sei. — Der britische Löwe vergaß jedoch nicht, knurrend beizufügen, daß anderen Mächten (es können nur Frankreich und Deutschland gemeint sein) nicht gestattet werden würde, sich dort festzusetzen! — Wem fiele dabei nicht die äsopische Fabel ein, da der König der Thiere die mit seinen Genossen gemeinschaftlich erlegte Beute theilte und nachdem er sich die drei ersten Viertel aus dem oder jenem Grunde zugelegt, die mächtige Tatze über das Letzte breitet mit den Worten: „Mal' adficiatur si quis quartam tetigerit!" („Schlecht volles Jenem gehen, der den Vierten berührt!")

welche man ihm in diesem Augenblicke zu Theil werden läßt, besonders von Seiten derjenigen Nationen, welche den größten Vortheil aus den portugiesischen Entdeckungen gezogen haben.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine kurze Beschreibung meines Besuches in der ehemaligen Klosterkirche von St. Vincent, die sich auf einem der am weitesten stromaufwärts liegenden Hügel Lissabons erhebt, mag diese Zeilen beschließen.

Es ist eines der wenigen Gebäude Lissabons, welche noch aus der Zeit vor der großen Katastrophe stammen, doch geht seine Gründung nicht weiter zurück, als das Ende des 17. Jahrhunderts, so daß es sich in seinem ganzen Aussehen von den übrigen nur wenig abhebt.

Die verschnörkelte Giebelfronte ist von zwei dito Thürmen flankirt, eine Kuppel aber, welche sich über der Kreuzung erhob, ist jedoch dem Erdbeben zum Opfer gefallen, und seit der Zeit nur durch ein unscheinbares Ziegeldach ersetzt worden.

In St. Vincent sind, mit Ausnahme von Dom Miguel, sämmtliche Glieder der Familie Braganza beigesetzt, vom Gründer der Dynastie bis auf Dom Pedro V.

Ich begab mich dahin in der Hoffnung, einige Epitaphien oder sonstige Monumente zu sehen zu bekommen; die Kirche war jedoch in Reparatur begriffen und Zutritt nicht zu erhalten, so daß ich mich entschloß, dem Vorschlage des Sacristans Folge zu leisten, und mir die eigentliche Königsgruft zeigen zu lassen.

Es ist ein heller, gut ventilirter, hochgewölbter Raum, der im Jahre 1855 unter des Königs Dom Fernandos Regentschaft restaurirt und als Ort definitiver Beisetzung bestimmt wurde, und an und für sich nichts weniger als einen düstern Eindruck macht.

Beim Anblick der mit schwarzem Sammt überzogenen Särge, die in zwei langen Reihen an beiden Seiten des Gemaches aufgestellt sind, während eine der Schmalseiten durch den reichsculptirten Marmorsarkophag des Gründers der Dynastie der Braganza, Dom Joao IV., und der Mittelraum durch zwei hoch aufgebaute Katafalke mit Königskronen eingenommen wird, kann man sich jedoch eines tiefernsten Gefühles nicht erwehren. —

Hier ruht der bei all seinen Schwächen edle und ritterliche Dom Pedro IV. der als Dom Pedro I. die brasilianische Kaiserkrone getragen, und unter dem zweiten Katafalke sein unvergeßlicher Neffe Dom Pedro V., dessen Andenken vom Volke heute noch gesegnet wird, während man seine edle Gemahlin, Donna Estephania, Prinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, die gleichfalls hier beigesetzt ist, wie eine Heilige verehrt.

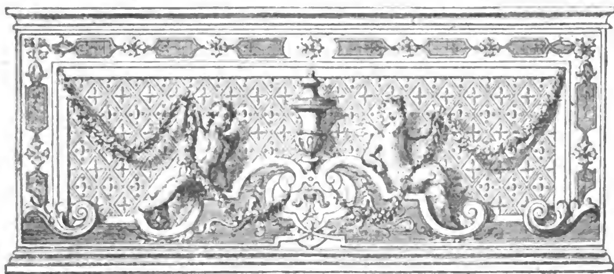
— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Kloster selbst ist von riesiger Ausdehnung und prachtvoll gelegen. Es hat, wie die Kirche, das Erdbeben überdauert, so daß wir in denselben

Räumen wandeln, die einst von den Schritten der Augustinermönche hallten, den früheren Wächtern der alten Königsgruft.

Die breiten Gänge mit den Zellenthüren erweitern sich da und dort zu einem Vorplatze, von dessen Balconfenster man eine entzückende Aussicht auf den weiten, mit Schiffen besäeten Strom genießt, während ein Dickicht üppiger Baumkronen, zierlich unterbrochen durch den graugrünen Wipfel einer Dattelpalme, zu unsern Füßen liegt und das Häusermeer der Stadt sich fernhin erstreckt, — aber das Alles reicht nicht hin, um den Hauch des Todes, der über dem verlassenen Kloster liegt, zu heben; — fast will es uns scheinen, als müsse aus dem nächsten Receß eine ernste Gestalt in Capuze und Scapulier, erhobenen Fingers und strafenden Blickes dem Eindringlinge entgegentreten, und leichteren Herzens sehen wir uns endlich wieder im Gewühl der Straßen und unter Lissabons glänzender Sonne.





Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Das Weltbürgerthum und die allgemeine Menschenverbrüderung, für welche sich so viele der besten und erleuchtetsten Söhne des achtzehnten Jahrhunderts ehrlich begeisterten, sind bekanntlich während des neunzehnten immer mehr und mehr in der Schätzung der Culturvölker Europas gesunken. Zu keiner Zeit der Geschichte vielleicht war das Streben nach der Herausarbeitung und Erhaltung der nationalen Besonderheiten und aller der Gegensätze der natürlichen Art und Bildung, welche ein Volk von dem andern unterscheiden und scheiden, so lebhaft erwacht und so allgemein verbreitet, wie gegenwärtig. Aber auch hier bethätigt sich wieder dieselbe eigenthümliche Doppelrichtung und Neigung der Menschennatur: mit der einen Hand nach Heilmitteln für die Wunden zu suchen, welche sie mit der andern schlägt. Die Periode der größten Triumphe des Nationalitätsprincips, des leidenschaftlichsten Nationalhasses ist zugleich die, in welcher seitens derselben Völker, mehr wie jemals, Einrichtungen und Veranstaltungen der mannigfachsten Art in's Leben gerufen werden, deren letzte Wirkung nur die sein kann, gerade die trennenden nationalen Schranken mehr und mehr verschwinden zu machen, die feindlichen Gegensätze auszu-

gleichen und zu verwischen. Besonders durch die ehedem nie geahnte Ausbildung und Vermehrung der Mittel des geistigen und persönlichen Verkehrs in's Kolossale, welche wir den Entdeckungen der modernen Wissenschaft und Technik danken, und durch die seit 32 Jahren sich immer wiederholenden internationalen Ausstellungen jeder Gattung scheinen wir diesem schönen „Ziel, auf's innigste zu wünschen,“ mit unwiderstehlicher Kraft entgegengeführt zu werden.

Die Völker lernen sich gegenseitig und das, was sie auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hervorbringen und leisten, so genau kennen, wie es nie zuvor möglich geworden ist. Aber die einst daran geknüpfte Hoffnung, daß der so gewonnenen gegenseitigen Achtung vor der besonderen Tüchtigkeit und den eigenthümlichen Vorzügen und Tugenden der anderen auch der aufrichtige Wunsch erwachsen würde, mit ihnen in steter Freundschaft und nur in friedlichem Wettkampfe nach den gleichen hohen Ziele der menschlichen Cultur zu ringen, ist, wie man weiß, keineswegs erfüllt. Diese noch bei der Eröffnungsfeier jeder neuen internationalen Ausstellung in verlockenden Farben gemalte Vorstellung ist stets nur ein schöner Traum geblieben. Zum Glück aber verleidet die Erfahrung, daß dem so sei, den Völkern den Geschmack an der Wiederholung solcher Versuche keineswegs. Wir sehen sie immer von neuem unternehmen, während und trotzdem die Verhetzung und Verfeindung der Nationalitäten munter fortdauert! —

Das neutralste von allen Gebieten, auf welchen sich die Völker begegnen können, ist jedenfalls das der schönen Künste. Auf dem des Handels und der Industrie hat der Wettkampf der Staaten und Nationen häufig genug an egoistischer Leidenschaftlichkeit den großen Kämpfen um die politische Uebermacht, den Vorrang an Größe und Ruhm, kaum etwas nachgegeben. Nur in den Künsten war und ist der friedliche Wettkampf der Nationen jederzeit wirklich eine Wahrheit.

Die großen Weltausstellungen zu London und Paris in den Jahren 1851, 1865, 1862 und 1867 haben zuerst auch die Idee der internationalen Kunstausstellungen in sich verwirklicht.

Dann erst sind letztere, auch von jenen abgelöst, in's Leben getreten. München gebührt der Ruhm, allen anderen Kunststädten damit vorangegangen zu sein. Wien ist dem Beispiel gefolgt, Berlin hat zwar, eben so wie der alljährliche Pariser Salon, die Räume seiner akademischen Ausstellung bereitwillig auch allen fremden Kunstwerken offen gehalten und die Einsendung von solchen sehr gern gesehen. Aber eine wirkliche internationale Kunstausstellung in jenem großen Stil zu veranstalten hat man an der Spree niemals versucht.

Der Erfolg für die Münchener Künstler und für die bayerische Hauptstadt selbst hat jenen Unternehmungen nicht gefehlt. Naturgemäß mußte es bei beiden in immer kürzeren Zwischenräumen den Wunsch erregen, das so lohnende Werk zu wiederholen. Kaum vier Jahre

waren seit der letzten „Internationalen“ in München, noch nicht ein Jahr seit der in Wien stattgefundenen vergangen, — und schon wieder fühlte sich die Münchener Künstlerschaft veranlaßt, die Genossen aus allen Landen einzuladen, sich an einer neuen, allgemeinen Kunstausstellung an der Isar zu betheiligen. Daß irgend ein wirkliches Bedürfniß dazu vorgelegen hätte, würde angesichts der gegenwärtigen ungeheueren Ueberschwemmung und der daraus resultirenden Uebersättigung mit Ausstellungen schwerlich nachzuweisen sein. — Die norddeutsche Künstlerschaft hat denn auch nicht ohne Schärfe und Bitterkeit gegen das „einseitige und eigenmächtige Vorgehen“ Münchens remonstrirt. Anklage und Vertheidigung, Proteste von hüben und drüben, geharnischte Erklärungen und Gegenerklärungen flogen hin und her. Aber der Stein war einmal in's Rollen gebracht, die Bewegung konnte nicht rückgängig gemacht werden. Wie vorauszusehen war, vollzog sich schließlich die Aussöhnung zwischen den entzweiten Brüdern. Die Proteste wurden zurückgezogen, man verzichtete allseitig auf die anfangs angedrohte Enthaltung und ebenso wie die Ausländer haben auch die norddeutschen Künstler diese neueste Münchener „Internationale“ so reich beschickt, wie deren Vorgängerinnen.

Ziemlich unzureichend freilich ist diesmal die Kunst zweier Nationen vertreten geblieben, die sich einer sehr bedeutenden und eigenartigen Blüthe, besonders der heimischen Malerei erfreuen: die der Russen und der Engländer. Die andern Alle haben sich ersichtlich beeifert, soweit es sich eben thun ließ, mit Achtung gebietenden und möglichst Bewunderung einflößenden, für die heutige Entwickelungsstufe ihrer Kunst charakteristischen Leistungen auf dem deutschen Wettkampffelde zu erscheinen.

Selbst Frankreich hat sich durch seinen, in Politik, Literatur und Gesellschaft zur Schau getragenen Nationalhaß durchaus nicht abhalten lassen, eine stattliche Auswahl von Werken seiner Meister nach München zu entsenden, wenn diese auch einigermaßen durch die in Paris sich vorbereitende große historische Ausstellung der nationalen Kunst behindert gewesen sind, in ganzer Stärke in München zu erscheinen.

Neben der deutschen und französischen ist die österreichische, ungarische, die belgische und holländische, die skandinavische, die italienische, spanische und nordamerikanische Kunst, die letztgenannten beiden besonders glänzend, vertreten. Belgien und Holland haben einen starken Theil ihrer besten neuern Erzeugnisse bereits im Frühling an Amsterdam abgegeben gehabt.

Der Münchener Glaspalast ist ein wahrer Schatz für die bayrische Hauptstadt. Er besitzt eine Proteusnatur, wie wenige Gebäude. Durch das Genie und die Kunst einiger Münchener Meister erhält sein Inneres immer wieder andere originelle und reizvolle Erscheinungsformen, und seine Glas- und Eisenhallen bequemen sich den mannigfachsten Bestimmungen gleich vortrefflich an.

Gedon, Seitz, Seidel, gegenwärtig auch Thiersch, ergreifen die ihnen gestellten Aufgaben der Adjustirung, Innereinrichtung und Decoration der

weiten, hohen, kahlen Räume dieses Palastes mit wahrer Lust und verstehen es bewundernswürdig, die Wirkung der darin veranstalteten verschiedenen Ausstellungen, den Reiz ihrer Erscheinung wie ihre Anziehungskraft, durch die von ihnen erfundenen und durchgeführten Inscenirungen zu steigern. Während der deutschen Kunstgewerblichen Ausstellung im Sommer 1876, der Internationalen Kunstausstellung in dem von 1879, der Elektrischen Ausstellung im Herbst 1882, und nun wieder, — immer schien das Innere des Palastes ein völlig anderes. Und schwer ist es zu sagen, welches vor den andern den Preis eigenartiger, überraschender, fesselnder Schönheit verdiente.

Da, wo sich die von Ost nach West gerichtete lange Queraxe des Gebäudes mit der von Nord nach Süd gerichteten schneidet, bildet sich, dem Haupteingang von der Sophienstraße gegenüber, ein großer quadratischer Centralraum, von höher aufragendem Glasdach als die Flügel bedeckt. Derselbe ist, wie bei jeder Ausstellung im Glaspalast, auch diesmal vor allen anderen Räumen des Gebäudes durch eine besonders festliche Decoration ausgezeichnet worden. Auf das Vestibul folgt eine, aus Surrogaten mit dem täuschenden Schein des soliden Materials hergestellte, rundbogige, mit Gewölbkappen gedeckte, dreischiffige Halle, deren Wölbungen auf, röthlichen Marmor imitirenden, Säulen ruhen und mit gemalten goldfarbigen Barock-Ornamenten decorirt sind. Die dem Centralraum zugewendete Façade dieser prächtigen, von hochansteigendem Dach gekrönten Scheinarchitektur wird mit reliefirten Trophäen an Eckpfeilern und Giebel geschmückt. An beiden Seitenwänden der Halle leuchten aus dem dunkeln Blättergrün von Lorbeer- und Orangengebüschen hier Hähnels Statue Raphaels und die Kolossalbüste Kaiser Wilhelms, dort Wagmüllers Liebig-Statue und die Kolossalbüste König Ludwig II. Der ganze Centralraum ist zu einem großen Rondeel im Stil der Schloßgärten der Rococo-Periode verwandelt. Gegenüber nach Süden wie nach Westen und Osten hin öffnen sich die Eingänge zu einfacheren Säulengängen, die zu den dahinter gelegenen Abtheilungen des Palastes führen, in ähnlich behandelten, mit Reliefstrophäen decorirten, Giebelfaçaden wie die vor den Hallen des Haupteinganges. Die an der Südseite, welche vor den Sälen der französischen Abtheilung liegt, ist besonders reich geschmückt durch Stuckrelief-Figuren schwebender Ruhmesgenien in ihrem Giebelfelde. Zwischen diesen vier Eingangsarchitekturen wird ein kreisrunder Raum durch dunkelgrün gestrichenes hölzernes Gitterwerk umzirkt, in welches wieder ebenso umschlossene Nischen vertieft sind. Hinter den sich diagonal kreuzenden Gitterstäben drängt sich dunkles Taxusgezweig: oberhalb dieser grünen Wände aber prangt ein schwebender Garten aus Palmengebüschen und blühenden Gewächsen. In und vor den Nischen in diesem großen Rondeel haben Marmorstatuen und Gypsmodelle, Werke deutscher, belgischer, französischer, italienischer und spanischer Künstler wirkungsvolle Aufstellung erhalten.

Das Centrum des so eingehegten Raumes nimmt ein Aufbau von ganz

seltsamer Art und Gestalt ein. Aus einem Wasserbassin, von breiten Blumenbeeten umsäumt, die auch mit höheren Gebüschen, ja mit ganzen lebendigen Kiefern zwischen den niederen blühenden Gewächsen, bestanden sind, steigt eine gewaltige, täuschend der Natur nachgebildete, keck und grotesk gethürmte Felsenmasse hoch hinauf gegen das Glasdach. Ganz im phantastischen, launenhaften Stil derartiger Gartendecorationen des Hochrococo ist diese scheinbar natürliche Klippe stellenweise künstlich bearbeitet. An der einen Seite windet sich eine breite Stiege daran hinauf, deren Brüstung mit barocken Vasen und Sphinxgestalten geschmückt ist. An der anderen Seite sind Stufen gemeißelt, über welche sich aus einer Höhlung des Felsens lebendiges Wasser in breiten Kaskaden zu dem Becken am Klippenfuße hinabstürzt. Wieder auf einer anderen Seite rauschen andere Wasserarme vom Gipfel hernieder und werden von einem breit ausladenden Becken in der halben Höhe aufgenommen, über dessen Rand hinweg sie dann zu dem unteren Bassin hinabstürzen.

Ueberall aus den Felsenritzen drängt sich hohes Nadelholzgebüsch hervor. Malerisch gestaltete Kiefern auch krönen den letzten Gipfel, während sich keck, nahe der äußersten Kante seines unregelmäßigen, schmalen Plateaus ein Obelisk erhebt, der wie ein Monument glücklicher fürstlicher Jagden mit daran befestigten, mächtige Geweihe tragenden, Hirschschädeln verziert wird. Die untere Partie der Klippe zeigt an ihrer Ostseite zu alledem noch von Genien getragen das große broncirte Medaillonrelief-Potrait König Ludwigs.

Gewiß mit Grund und Recht fragt man, was eine solche Felsklippe mit ihren Kaskaden und ihrem Jagdmonument in dem Centralraume einer großen Kunstausstellung zu thun habe? Wir mögen in der Decoration eines Raumes eine geistige Beziehung zur Bestimmung desselben nicht entbehren. Eine solche Beziehung aber dürfte hier auch seitens der Urheber dieses kecken und effectvollen Werkes schwerlich nachgewiesen werden können. Wir müssen uns eben daran genügen lassen, daß dieser ganze Centralgarten, wie er da ist, mit seinem lebendigen Grün, seinen weißen Portalarchitekturen und Statuen, seinen Felsen und seinem Wasserrauschen die glücklichste Totalwirkung macht, den Eintretenden gleich von Beginn an in eine erhöhte, angeregte Stimmung versetzen hilft, welche jedenfalls nicht unvortheilhaft für die Betrachtung der Kunstwerke in den sich daranschließenden Sälen ist. Als Erholungsaufenthalt in den Ruhepausen der Wanderung durch die Ausstellung ist dieser Centralgarten zudem wahrhaft unschätzbar.

Der südlich an ihn grenzende, weit vortretende Ausbau des Palastes ist vorwiegend den Werken der französischen Kunst zugewiesen; der ganze östliche Flügel der deutschen Kunst; der westliche der der anderen außerdeutschen Nationen. Die Räume sind mit Ausnahme der durch Schirmwände hergestellten kleinen Cabinette an der Nord- und Südseite des Ost- und Westflügels, meist gut und angemessen durch wohl abgedämpftes Oberlicht beleuchtet. Je ein quadratischer Saal in der Mitte jedes der

beiden Flügel hat noch eine besonders auszeichnende Gestaltung und Decoration erhalten: der im Ostflügel, in welchem viele der besten neueren Schöpfungen der Münchener und einiger anderen deutschen Künstler vereinigt sind, und der im Westflügel, welcher die ausgewählten Hauptwerke der Spanier enthält. Aber wie in diesen beiden, so rauschen auch noch in anderen Räumen des Gebäudes die lebendigen Wasser, von Palmen- und anderen Treibhaus-Gebüschen umstanden. Teppichbedeckte Sitze laden zum Ausruhen ein. Die Wände sind mit Stoffen in gut wirkenden Farben bespannt; die Kunstwerke mit sorglicher Berücksichtigung ihrer Wirkung zu und auf einander darauf vertheilt, die Zugänge und Verbindungsthüren mit schönen Portieren drapirt. Von der alten Manier, Kunstausstellungen zu arrangiren, indem man grau, grün oder roth gestrichene Wände in öden, leeren Räumen einfach mit den Bildern behängte, sind wir, so scheint es, glücklich für immer befreit. Wir haben gelernt in Kunstausstellungs-Räumen Festsäle zu sehen und sie als solche zu behandeln. Die plastischen Werke und zahlreiche Erzeugnisse der Kleinkunst, besonders Münchener und Nürnberger Ursprungs, sind überall in den Gemäldesälen vertheilt und zum bedeutendem Schmuck derselben mitbenutzt, statt sie, nach der früheren Sitte, in besonderen Abtheilungen zusammen zu drängen. Im Ganzen ist seitens aller betheiligten Nationen die heutige Sculptur viel unzureichender vertreten, als die Malerei. Architektur und graphische Künste haben sich nicht fern gehalten. Aber während einige Nationen der einen oder der anderen dieser beiden Abtheilungen eine ganz besondere Sorgfalt zugewendet haben, um die Kunst ihrer Meister hier vor aller Welt leuchten zu lassen, erscheinen beide Zweige seitens anderer desto nebensächlicher behandelt.

Im Allgemeinen stellen die Künstler der verschiedenen Völker hier geschlossen aus in den jedem derselben zugewiesenen Räumen. Aber man hat es doch zugleich für angemessen erachtet, einige „internationale" Säle einzurichten, in welchen Kunstwerke jedes Ursprungs sich zusammen finden. Eine derartige internationale Abtheilung bildet fast die interessanteste der ganzen Ausstellung: Ein Münchener Landschaftsmaler von hervorragendem Talent, Heffner, der viel in England gelebt und gearbeitet hat und sich großen Vertrauens seitens englischer Kunsthändler und Sammler erfreut, hat diese dazu bewogen, eine Auswahl ihrer köstlichsten Schätze moderner Malerei ihm zu dem Zweck zu überlassen, daß er dieselben hier im Münchener Glaspalast zur Ausstellung bringe. In drei Sälen des Westflügels ist diese an Werken ersten Ranges außerordentlich reiche „Collection Heffner" untergebracht.

Es ist heute ein wenig dankbares Bemühen, für die Malerei jeder der verschiedenen Culturnationen die sie etwa streng unterscheidenden charakteristischen Kennzeichen aufzusuchen. Ich weiß, daß berühmte und gelehrte Kritiker gerade dann eine Hauptaufgabe bei solchen Besprechungen internationaler Kunstausstellungen sehen. Aber ich weiß auch, wie schief und unzutreffend

meist dergleichen Charakteristiken sind. Es ist ein so beliebtes Wort und zugleich eine so bequeme und leicht auszusprechende Weisheit, wenn man den Künstlern immer wieder predigt, daß sie vor Allem national bleiben, ihre nationale Eigenheit zu pflegen hätten. Aber es würde den Predigern der Nationalität in der Kunst sehr schwer werden, uns zu sagen und zu lehren, worin denn diese in der Kunst zu offenbarende nationale Eigenheit jedes einzelnen Volksgeistes bestände. Sollen die Künstler dieselbe in der Wahl ihrer Stoffe? oder in der Behandlung derselben? in der Zeichnung, in der Farbengebung, in der Technik suchen? Dergleichen läuft, genau besehen, auf leeres und hohles Gerede und auf die längst antiquirten Vorstellungen der deutschen Aesthetiker der naiven Dreißiger- und Vierziger-Jahre hinaus, nach deren pathetisch verkündeter Ansicht die Frömmigkeit, die Sittlichkeit, die Gründlichkeit, die strenge Zeichnung und die fleißige Durchführung das Privilegium der deutschen Kunst, — die Oberflächlichkeit, die Frivolität und die „leere Effecthascherei" die unaustilgbaren Nationalfehler der französischen bilden sollten. Wir haben an dem selbstbewußten Nationalgefühl und -Stolz im heutigen politischen Leben wirklich schon so vollauf genug, daß wir nicht noch erst den Ungarn zu predigen brauchen, sie mögen nur ungarisch und den Deutschen, sie mögen nur deutsch malen! Wenn jeder Künstler jedes Volks nur danach strebt, sein Ding so gut und vollkommen wie irgend möglich zu machen, und ihm das auch gelingt, so wollen wir durchaus zufrieden sein. Im Blut sehr Vieler von ihnen wird immer noch so viel nationale Besonderheit stecken, daß ohne ihr Wissen und Wollen etwas davon auch in ihre Kunstwerke übergeht und deren Physiognomie, wenn auch in einer kaum in Worte zu fassenden Weise, bedingt. Das abgeschlossene, mehr oder weniger pfahlbürgerliche Stillleben, welches fast alle Kunstschulen mit Ausnahme der Pariser noch bis zu den Fünfziger-Jahren führten, hat heut aufgehört. Die Meister und Zöglinge jeder Schule jedes Landes lernen das Schaffen der anderen in vollem Umfang aus eigener Anschauung kennen. Sie holen sich auch wohl die Belehrung, wie man es so wie jene machen könnte, direct an den Quellen. Jede Errungenschaft, jede neue künstlerische Erkenntniß, jeder Fortschritt, ja jede Mode, der Naturanschauung und der künstlerischen Darstellung wird sehr bald Gemeingut der Künstler aller Nationen. Kein Wunder daher, wenn man in einer solchen internationalen Ausstellung die Unterschiede der Schulen und der Völker mehr und mehr sich verwischen sieht.

Wie ferne liegen uns die Zeiten, wo die unterscheidende Eigenthümlichkeit der deutschen Malerei wirklich in dem Gedankenreichthum, der poetischen Romantik, dem Mangel des coloristischen Sinnes und dem technischen Ungeschick lagen und die Wortführer dieser Kunst diese Eigenschaften als ebenso viele nationale Tugenden und Vorzüge priesen! Gründlich sind unsere Landsleute von diesen Meinungen zurückgekommen und haben sie an der Austilgung jener Schwächen und Mängel gearbeitet. Auch der einst weit

verbreitete tief eingewurzelte Glaube an die alleinseligmachende Historien-malerei, an das Dogma, daß der innere Werth eines Kunstwerkes mit der geschichtlichen Bedeutung des in ihm dargestellten Vorganges wachse, ist den Deutschen so gut wie den Malern der meisten anderen Nationen für immer geschwunden. Die „große Geschichtsmalerei“ im alten Sinne findet, nach dieser Ausstellung zu schließen, ihre rechte überzeugte Pflege, zumeist noch bei den Spaniern. Den alten deutschen Idealismus suchen wir heut selbst in den Gemälden mythisch-symbolischer und christlich-religiöser Stoffe vergebens. Pietätvoll hat man für eine der poesie- und anmuthreichsten Schöpfungen jenes romantischen Idealismus, M. v. Schwinds leicht in Wasserfarben colorirte vielbewunderte Friescomposition des Märchens von der schönen Melusine, hier eine Art von kleiner Rundcapelle eingerichtet, an deren Wand sich der Bildstreifen umherzieht. Wie nie zuvor läßt sich das reizende Ganze so in seinem Zusammenhange überschauen und in seiner lauteren, holden Schönheit genießen.

Für die Wandlung in der Auffassung idealer Stoffe durch die deutschen Maler können einige sehr hervorragende Werke: des Düsseldorfers Janssen „Kindheit des Bachus“, Löfftz', des Münchners, „todter Christus“ und Zimmermanns „Anbetung der Hirten“ als besonders charakteristische Proben gelten. Der Erstere behandelt seinen mythologischen Gegenstand in einem kolossalen Bilde mit überlebensgroßen Figuren. Ersichtlich wurde er vor Allem durch das eine Motiv bestimmt, in der lebenswarmen Schilderung des Nackten und der interessanten malerischen Gegensätze prächtiger licht-häutiger weiblicher und kindlicher Körper und der tief gebräunten markigen, musculösen und grotesken Leiber bocksfüßiger alter und junger Satyrn und Faunen inmitten einer südlichen, warm gefärbten blüthenreichen Ideallandschaft zu schwelgen. Die coloristische Aufgabe hat er mit großer Meisterschaft zu lösen gewußt. Etwas Auffälliges bei einem so soliden und tüchtigen Zeichner, als welcher er sich in seinen in jeder Hinsicht vortrefflichen real-geschichtlichen Wandmalereien im Rathhaussaal zu Erfurt bewährt hat, und von empfindlichem Nachtheil für die ganze Composition ist das Mißverhältniß der Größenmaaße nicht weniger Gestalten, zumal der Kinder und kolossalen Nymphen, untereinander. — Der todte Christus von Löfftz ist unübertroffen in der ernsten Vornehmheit des Tones sowohl des ganz im Profil gezeichneten, horizontal hingestreckten Leichnams, als des ganzen Bildes, wie in Bezug auf vollendete Durchbildung des Körpers in allen seinen Theilen und den weichen, edlen Schmelz, welcher durch dieselbe erzeugt ist. Die neben seinen Füßen knieende, gänzlich in tiefblaue Gewänder gehüllte, Madonna läßt in ihrem Antlitz allerdings jeden tieferen Schmerzensausdruck vermissen. Ueberflüssig war es, den Heiligenschein über dem hinten zurückgesunkenen Haupt des todten Erlösers einen realen Lichtreflex auf dessen Stirn werfen zu lassen. Ernst Zimmermann, einer von den vier Meistern dieses Namens in München, hat es in seinem großen Bilde

der Anbetung der Hirten zu keinem irgend einheitlichen Stil und Eindruck der Darstellung zu bringen vermocht, wie viel Talent sich auch in dem interessanten Werk offenbart. Die Madonna ist ein gemüthliches, freundliches junges Weib und die Hirten und Hirtinnen erinnern zum Theil an die Typen aus Rembrandt'schen biblischen Darstellungen. Die eigenthümlich fleckige und flockige Malerei giebt dem Gesammtton des Bildes eine seiner Wirkung wenig günstige Unruhe. Auch W. Diez, der als Lehrer so hoch gepriesene und erfolgreich wirksame, als Genremaler so lebensfrische und geistreiche Münchener Meister, versuchte sich an einem Bilde der Anbetung der Hirten in kleinerem Format und in altholländischem Stil der Auffassung, ein chargirtes Werk, das seiner nicht recht werth erscheint. Ein ausgedehntes Bild, die „Kreuztragung" mit lebensgroßen Figuren von Papperitz in München, zeigt überall das Streben, bei aller realen Wahrheit in der Schilderung des tragischen Vorganges, den Ernst und die Hoheit der älteren idealistischen Auffassungsweise zu bewahren. Dadurch kommt indeß eine unversöhnliche Zwiespältigkeit in das Bild, und hart an sehr erfreuliche lebendige Partien des Bildes grenzen so akademisch steife, wie leider gerade die Hauptgestalt, Maria, welche zu dem unter der Last zusammenbrechenden Sohne händeringend heranschreitet. Das alte Haupt der Münchener Schule, Karl von Piloty, hat keinen besonders glücklichen Wurf mit seinem Bilde „Unter der Arena" gethan. Die oben im Cirkus getödtete, junge, christliche Märtyrerin, welche an Stricken herabgelassen auf den Fliesen des Kellers hingestreckt liegt; der junge, lorbeerumkränzte römische Priester, welcher sie, sinnend und ergriffen von dem Anblick, betrachtet, während seine Collegen bereits die Stufen zum Cirkus hinaufsteigen, sie sind Beide etwas gar zu verbrauchte Typen in der modernen Geschichtsmalerei. Des Malers großer Sinn und sichere Meisterschaft verleugnet sich auch hier nicht, während er in der Farbe kühler und glasiger noch als sonst gewesen ist.

H. Lang in München brachte es in seinem Bilde der heiligen Märtyrerin Afra, die auf der Lechinsel auf dem Holzstoß verbrannt werden sollte, aber anderen Morgens wohl todt, doch unversehrt von den Flammen des verlöschten Scheiterhaufens, gefunden wird, zu einer ungleich packenderen malerisch poetischen Wirkung. Sie beruht hier nicht minder auf der Zeichnung der edlen rührenden Gestalt selbst, als auf der vortrefflich durchgeführten Tonstimmung des Ganzen. — De Courtens (München) symbolische nackte Gestalt der „Nacht" vor der riesigen mattleuchtenden Mondscheibe schwebend, ist ein reizendes Phantasiestück. An reiner Schönheit und Grazie der Zeichnung kommt diese, vortrefflich in einem einheitlichen tiefen und goldig warmem Schattenton gehaltene, aufrecht schwebende Gestalt den besten anderen zahlreichen, hüllenlosen Weiblichkeiten in allen Abtheilungen der Ausstellung gleich. —

Böcklin, der erste unserer malenden Poeten, hat die Ausstellung mit einer wundervollen südlichen Landschaft beschickt. Ein mit Bäumen und

Gebüsch bedeckter, tief beschatteter Klippenhang mit einem Stück tiefblauen, weißwolkigen Himmels darüber; zwischen dem Gesträuch vom Rücken sichtbar eine weibliche Gestalt mit goldener Harfe im Arme, „Sappho“ nach dem Katalog. Ich weiß nicht, warum seine neueste große prachtvolle Meeresidylle „Das Spiel der Wellen“, die wir auf der Berliner Ausstellung bewunderten, von München fern geblieben ist.

In Knüpfer in Rom, Bredt und Piglhein in München findet diese romantisch-phantastische Richtung Böcklins begabte feinsinnige junge Vertreter, die nach des Meisters Vorgang ihren mythischen Gestalten glaubhaftes Leben zu geben erfolgreich bemüht sind. Der Letztgenannte ist zugleich in sehr verschiedenen Sätteln gleich gerecht. Gleichzeitig mit dem Bilde eines Centaurenpaares, das, sich zärtlich umschlungen haltend, unter finsterm wetterdrohendem Himmel am Strande des grauen heranbrausenden Meeres dahintrottet, stellte er ein noch ganz anderes beachtetes Werk von modernstem Gepräge und durchaus realistischem Reiz aus, das schon als technische Leistung — es ist ein Pastellgemälde in Lebensgröße — bewunderswerth ist: ein junges schönes Weib in rosig schillernder Atlasrobe, deren weit offenes Mieder die weiße Brust unverhüllt läßt, wälzt sich in übermüthiger Laune und süßer Trägheit, mit dem vor ihr im Ringe hängenden Kakadu spielend, auf dem weißen Bärenfell und den goldfarbigen Atlaskissen eines Divans, den von schwarzem Haar umwallten brünetten Profilkopf zurückgeworfen, den nackten, runden Arm aufgereckt. Ein verwegenes Werk in jeder Hinsicht, dessen Reiz doch mächtig genug ist, um über alle Einwendungen der Bedenklichen zu triumphiren. — Die größten Erfolge der deutschen Ausstellung werden durch Schöpfungen der rein realistischen Malerei errungen. Viele der ausgestellten sind bereits allgemein bekannt und besprochen. Es bedarf auch an dieser Stelle nur ihrer Nennung, um meinen Lesern die Vorstellung der betreffenden Gemälde wieder zu erwecken. Da ist Anton v. Werners großes Bild des Berliner Congresses, das Eigenthum der preußischen Hauptstadt, Adolf Menzels „Abfahrt König Wilhelms zur Armee am 30. Juli 1870“, die Bildnisse Theodor Mommsens und Helmholtz' in ganzer Figur von L. Knaus aus der Berliner Nationalgalerie, und eines seiner liebenswürdigsten Meisterwerke auf diesem Gebiet: das Portrait seiner eigenen Gattin, welches die letzte Berliner akademische Ausstellung schmückte. Diesen Dreien gesellte Knaus noch ein männliches Brustbild von frappantester Lebenswahrheit der Farbe und des Ausdrucks und der körperlichen Modellirung und das bekannte ältere kleine Bild aus der Galerie Thiem, die so frisch und lebenswarm, wenn auch etwas fleckig und unruhig im Ton gemalte, halb schlafend hingestreckte, jugendliche weibliche Actfigur, welche er „Bacchantin“ betitelte.

Längst bekannt in Deutschland wie in Paris und überall in überschwänglicher Weise gepriesen, mir persönlich aber völlig neu ist das Bild

des Müncheners Leibl, die Gruppe dreier halb lebensgroßer oberbayerischer Bäuerinnen in der Kirche.

Mich dünkt, man hat seine Bedeutung weit über das gerechte Maaß hinaus aufgebauscht. Eine so trockene, geist- und phantasiearme, peinlich fleißige und langweilige Abschrift einer gänzlich uninteressanten Wirklichkeit als eine über Alles staunenswerthe Kunstschöpfung zu preisen, — ich verstehe es nicht! Gewiß, man sieht keine Malerei mehr darin. Die öden, häßlichen Gesichter, die knöchernen, arbeitsharten Hände, die Stoffe der bescheidenen Sonntagskleider der jungen Mießbacherin und der beiden Alten, die Druckzeilen des Andachtsbuches, die Hals- und Hutketten der jungen Beterin, das ist Alles mit äußerster Gewissenhaftigkeit und großem Geschick in einer sich selbst völlig verleugnenden Maltechnik zur Anschauung gebracht. Aber man fragt sich doch: Lohnt denn eine so armselige Aufgabe so viele auf ihre Lösung gewendete Mühe? Darf und kann denn ein wirklicher Künstler voll Geist und Naturfreude an die täuschende Herausarbeitung von Gegenständen, wie z. B. dieses schwarz- und blaucarrirte Ginghamkleid der Mießbacherin, viele Monate seines Lebens setzen? Man führe doch nicht Van Eyck, Memling und Holbein als Beispiele dafür an. Ein breiter Abgrund trennt noch immer die Werke ihres mit dem stupenden Kunstfleiß und Kunstgeschick verschmolzenen herrlichen, schöpferischen Genies von diesem Triumph der redlichen Mühsamkeit. —

Defregger einer der populärsten Größen der heutigen Münchener Kunst, zeigt sich in seinem historischen tyroler Genrebilde „Vor dem Aufstande 1809 in Tyrol" nicht völlig auf der Höhe jener Schöpfungen aus dem Leben und der Geschichte seines schönen Heimathlandes, welche ihm den großen Ruhm und die Liebe bei allem deutschen Vol in so reichem Maß erworben haben. In dem Ausdruck und in der ganzen Action der bäuerlichen Verschwörer ist ein theatralisches Element. Die hübsche Bäuerin, welche als stummer Zeuge dieser revolutionären Bauernberathung beiwohnt, ist nichts mehr als eine gefällige, überflüssige Füllfigur und die Farbe des Bildes hat jenes Bräunlich-Saucige, das in der heutigen Münchener Schule auffällig in Mode ist und für die Zukunft der so gemalten, mit Asphalt überreich gesättigten, Bilder nur ziemlich trübe Aussichten erwecken kann. Desto unbedingter mag man sich an dem Bildniß seines schönen blonden Knaben in ganzer Gestalt erfreuen. — Unter den Münchenern erntet kaum ein Anderer so ungetheilte enthusiastische Anerkennung von allen Seiten und mit so vollem Recht als der erst seit einem Jahr aufgetretene Claus Meyer. Sein Bild „Aus einem Beguinenkloster" kann man ohne Parteilichkeit und Voreingenommenheit mit bestem Gewissen als eine der edelsten Perlen moderner Malerei auf der ganzen Ausstellung preisen. Er giebt darin seinen jungen Collegen von der vorgeschrittensten Ueberzeugung goldene praktische Lehren. Der höchste Grad vollendeter Naturwahrheit verträgt sich, wie er darin zeigt, vorzüglich mit dem Mangel abschreckender, widriger Häßlichkeit mit einer zugleich

bestimmten und weich verschmelzenden Technik und innig harmonischer wohlthuender Farbe, mit plastischer Körperlichkeit aller Gegenstände und perspectivischer Vertiefung des Raumes. Das Bild zeigt eine Gesellschaft von älteren und jüngeren Beguinen, Nonnen und Novizen, in einem, durch die breiten Fenster im Hintergrund beleuchteten Klostergemach um einen Tisch versammelt, mit Näharbeit beschäftigt, beisammen sitzend. In einem Nebenraum sieht man durch die offene Thür eine andere Nonne von ihrem Gange vom Markte heimkehren; jenseits des Hofes ein niederes Gebäude mit rothem Ziegeldach. Letzteres bringt die einzige, wenn auch immer noch fein abgedämpfte, wärmere Note in den allgemeinen silbrigkühlen Farbenklang des Bildes, der sich allein aus dem Blau der Beguinenkleider, dem Weiß der breiten Kragen und großen Hauben und der von den Nonnen und Novizen genähten Leinwand, dem Grau der Wände, dem matten Braun der Dielen und des Tisches und den milden Localtönen der ganz beschatteten Gesichter und Hände combinirt. Dies Meisterwerk des jungen Künstlers darf sich dreist denen eines de Hooghe und van der Meer an die Seite stellen. Es hat vor ihnen sogar noch etwas voraus: den Reichthum und die Liebenswürdigkeit des individuellen Ausdrucks und der Charakteristik all dieser dem Leben mit feinstem Beobachterblick abgelauschten Gesichter.

Die ganz allgemeine Wirkung dieses Gemäldes ist einmal wieder ein überzeugender Beweis dafür, daß es wirklich in der Malerei nicht immer „der große Gegenstand“ und auch nicht der „Gedankenreichthum“ ist, denen ein Werk derselben seine Bedeutung und seinen Eindruck dankt. — Thumanns altgermanischer Triumphzug eines blonden bärtigen Siegers (des Arminius?) mit seinen römischen Gefangenen läßt trotz der Größe der Bildfläche, trotz seiner akademisch correcten Zeichnung und seines sogenannten „nationalen Gehalts“ auch den bestgesinnten Germanen kühl bis an's Herz hinan. In Gebhardts „Tod der Virginia“ wird man wenigstens ergriffen von der energischen Wahrheit des Ausdrucks der betheiligten Gestalten, des Vaters, der sein eigenes Opfer in die Arme schließt und den Kuß auf die Stirn der Sterbenden drückt, und der Tochter, die im Tode fast mit dankbarem Lächeln zu ihrem grausamen Beschützer und Erretter aufblickt. In Jakobides, des griechischen Müncheners, „Tod der Kreusa,“ die sich in der Sterbensqual auf dem schimmernden Marmorboden wälzt, ist das Bestreben, jene Wahrheit und Ehrlichkeit des Ausdrucks der Züge und der Bewegungen, mit Adel und Größe der Linienführung zu gewinnen, nicht erfolglos geblieben. Aber ganz anders noch ist dieser glücklich begabte Künstler in seinem wahren Element und erreicht er es, zu interessiren in solchen anspruchsloseren Schöpfungen, wie der von ihm ausgestellte Kopf eines lachenden Straßenjungen, und in jenem Bilde „Kleine Leiden“, das Jeder ohne Unterschied des Geschmacks und der künstlerischen Bildung mit gleicher Freude und gleich inniger Befriedigung betrachtet: die Großmutter, die ihrem kleinen Enkelchen den ersten Ohrring durch das Ohrloch bohrt. Im Ton hat diese Gruppe lebensgroßer Knie-

figuren die Wucht, die tiefe, leuchtende Kraft und den Schmelz eines guten alten Bildes. Von unübertrefflicher liebenswürdiger Lebenswahrheit ist die Sprache der Züge des Gesichtes der bebrillten gutmüthigen Alten und des an ihre Kniee sich schmiegenden prächtigen kleinen Lockenkopfes, der sich so gern der Operation entzöge und halb weinend halb lachend mit den Händchen die, eifrig an dem schwierigen Werk arbeitenden, alten runzligen Finger der Großmama abwehrt. In seinem Genre zählt das Werk zu den vollkommensten der Ausstellung. — Ein stimmungsvolles, geschichtliches Bild von kühner und origineller Composition ist Frank Kirchbachs „Herzog Christoph auf dem Schlachtfelde an der Leiche des letzten Abensbergers haltend". Von dem noch leuchtenden Himmel in beginnender Abenddämmerung heben sich die Gestalten des geharnischten Herzogs, seines Rosses und der zur Höhe, auf der er so siegesstolz vor seiner Gegner Leichen hält, aus der Tiefe im Mittelgrund heranreitenden Begleiter als ungemein interessant gezeichnete dunklere Silhouetten ab. — Ein schönes Talent, und eine früh erlangte, seltene Reife in der Handhabung der künstlerischen Darstellungsmittel beweist der junge Münchener Maler Herterich in seinem figurenreichen Bilde: „Die aufständischen Bauern zwingen die Gräfin Westenburg, sie zu bedienen". Die Wildheit, die Wüstheit, die blutdürstige Grausamkeit und der grimmige Humor jener zügellosen Banden, die „mit des Verbrechens Wuth und des Elends" sich gegen ihre Peiniger erhoben haben und in deren erbarmungsloser Vernichtung schwelgen, ist hier mit einer wahrhaft packenden Energie in den Gestalten und Gesichtern dieses dicht gedrängten Knäuls lärmender, brüllender, zechender, bewaffneter Bauern zur Anschauung gebracht. Nicht minder treffend ist der äußerste Gegensatz dazu, die stolze Resignation einer edlen Frauennatur, die stumme Verachtung der sie umdrängenden Gemeinheit in der Gestalt der vornehmen Dame verkörpert, welche ungebeugten Ganges den Mordbrennern die Schüssel mit dampfender Speise aufträgt. — Räuber in München malte in einem nicht minder figurenreichen, und ebenfalls in kleinerem Maßstabe gehaltenen, Bilde eine ruhmvolle Episode aus dem Leben des großen Kurfürsten: „Die Uebergabe Warschaus" an ihn, den Sieger in der großen Schlacht bei der polnischen Hauptstadt in den Julitagen 1656. Der Vorgang gab dem Maler, der sich von jeher mit Vorliebe mit jenem kriegerischen Jahrhundert beschäftigte, willkommene Gelegenheit, derartige Studien in der Darstellung der brandenburgischen, schwedischen, polnischen Feldherren, ihres ganzen Truppenwesens, der Offiziere, Soldaten, Pferde und Geschütze ausgiebig zu verwerthen. Er schildert glaubhaft und lebendig ohne theatralischen Beigeschmack, versteht seine geschichtlichen Persönlichkeiten entsprechend zu individualisiren; aber nicht in gleichem Maaße ein so complicirtes Ganze vor einer gewissen Zersplitterung und Unruhe in der Composition, in der Totalwirkung und im Ton zu bewahren. Die neueste vaterländische Geschichte hat für nur sehr wenige deutsche Bilder dieser Ausstellung die Gegen-

stände gegeben. Faber du Faurs kolossales Gemälde, die Württemberger bei Champigny, den Park gegen die andringenden französischen Reihen vertheidigend, ist längst schon durch seine Ausstellung in Berlin bekannt. Es ist eine ungeschmeichelte, aufrichtig wahre Verherrlichung der braven Landsleute des genialen Künstlers, in welcher das eigenste Wesen dieser tapferen Truppen, ihr zäher ausdauernder Muth und ihr besonderer militairischer Chic im Feuergefecht, zur treuen Darstellung gelangt, wie es sich bei jeder Gelegenheit im Felde und zumal in jenen blutigen Decembertagen vor Paris so glänzend bethätigte. Mit robuster malerischer Kraft sind die lebensgroßen grauen Gestalten herausgearbeitet und ist die ganze weite Bildfläche behandelt.

(Schluß folgt.)





Levin Schücking.

In memoriam.

Die in diesem Hefte enthaltene Novelle ist die letzte Arbeit, ist der Schwanensang Levin Schückings gewesen; am Morgen des 31. August — sechs Tage vor seinem 69. Geburtstag (geboren 6. Sept. 1814) — hat der Tod ihrem Verfasser, nachdem er vierzig Jahre lang der Liebling der deutschen Lesewelt gewesen war, die fleißige, nie ermüdende Feder aus der Hand genommen; der reiche Quell dichterischer Erfindungsgabe, der länger als ein Menschenalter hindurch so viele Herzen zu erfreuen und zu erheben vermochte, ist für immer versiegt und mit der Erzählung: „Märtyrer oder Verbrecher?", die das vorliegende Monatsheft von „Nord und Süd" veröffentlicht, ist die lange Reihe jener Schöpfungen abgeschlossen, die Levin Schücking für immer seinen Platz unter den bedeutendsten Romandichtern, die Deutschland bis heute sein eigen genannt hat, sichern werden.

Die Beliebtheit und Gunst, deren der Verstorbene so lange Jahre von Seiten des Publikums genoß, war keine Sache der Mode, die ja auch noch niemals so große Zeiträume überdauert hat, sondern war auf die Erkenntniß sehr positiver Vorzüge gegründet, zu denen wir vor Allem die unerschöpfliche Kunst des Dichters, durch spannende, seltsame, oft auch abenteuerliche Verwickelungen zu unterhalten, seinen gesunden, kräftigen Realismus, den warmen Patriotismus, der an so vielen Punkten seiner Werke leuchtend hervorbricht, und seine Correctheit in Eleganz der Form zählen, die, wie im Leben, ihm auch am Schreibtisch immer eigen war, und die wir um so höher schätzen werden, je mehr sie, wie bekannt, in unsrer heutigen Literatur nachgerade zur äußersten Seltenheit zu werden anfängt.

Ein Typus für die Schücking'sche Novelle in ihrer besten Zeit — denn es ist ja selbstverständlich, daß bei einem so fruchtbaren und vielschaffenden

Dichter, wie Schücking war, nicht alle Werke gleichwerthig sein können — war mir immer die Erzählung: „Die Schwester“, in welcher alle jene vortrefflichen Eigenschaften auf das kunstvollste und glücklichste vereinigt sind, in welcher vom historischen Hintergrund, den der Dichter auch sonst so sehr bevorzugte, die spannende Fabel sich geschickt loslöst, mit überraschender Wendung abschließt und in ihrer Darstellung ganz von den goldenen Frühlichtern jenes graziösesten Humors durchleuchtet ist, der dem Dichter so hinreißend zu Gebote stehen konnte.

Von seinen ersten großen Romanen an, die sich im Lande seiner Geburt, auf der rothen Erde, oder an den Ufern des Rheins abspielen, und in denen er bereits, wie in allen späteren Arbeiten, seine scharfe Beobachtungsgabe, sein reiches Darstellungsvermögen und seine Geschicklichkeit in geistreicher, eleganter Dialogführung voll bewährte, bis zu seinem „Luther in Rom“ und seinen letzten Dichtungen noch ist Schücking den großen Ideen des Jahrhunderts, dem Dienst der Freiheit und des Fortschritts gegenüber der Kirche, wie dem Staat, zu Gunsten der Völker und des einzelnen Individuums treu geblieben. Wie er das Volk aus den Umschlingungen des feudalen Staates oder der allein seligmachenden Papstkirche zu ziehen sucht, so müht er sich, das Individuum von dem Banne lastender Tradition, von der „Bevormundung der Familie und des Standes“ zu befreien, und diesen letzteren wieder von seiner „eigenen Tyrannei und Abgeschlossenheit“. Wo aber ideale Ansprüche auf Glück und Leben an der rauheren, unerbittlichen Wirklichkeit zu scheitern drohen, sucht er den Einzelnen wenigstens zur Versöhnung mit sich und der Welt zu leiten. Mitten in der lebhaften Darstellung solcher Conflicte, mitten in diesen farbig aufgerollten Bildern aus der Vergangenheit oder der Gegenwart, aus alten geheimnißvollen Schlössern oder modernen, parfüm duftenden Salons gelingt ihm unstreitig am Sichersten die Schilderung des hochconservativen, oft barok altfränkischen Adels in Westfalen; hier findet er stets Gelegenheit zu immer neuer Entfaltung seines liebenswürdigen Humors, während er es zugleich wohl versteht, neben diese wurmzerfressenen Adelsgeschlechter den knorrigen, biedern Bauern inmitten seiner an poetischen Detailzügen so reichen westfälischen Heimath wirkungsvoll als den treuen Sohn alter guter Sitten hinzustellen.

War Schücking selbst doch der ächte Westfale, der ächte Sohn seiner Heimath, die schon vor ihm durch seine von ihm so hoch verehrte, nie vergessene Freundin Annette von Droste-Hülshoff im Liede so poetisch verherrlicht worden war, und in die es ihn von seinen mannigfaltigen, meist bis nach Rom oder Neapel ausgedehnten Winterzügen für den Sommer immer wieder mit treuer Gewohnheit zurückzog. Dort, auf seinem alten Herrensitz in Sassenberg bei Münster, brachte er, umrauscht von hochwipfelligen, blüthenduftigen Linden, in friedlichster Idylle Sommer um Sommer hin, nur sich, seiner Arbeit und seinen Kindern lebend, die mit der aufwachsenden Enkelschaar den väterlichen Herd regelmäßig zu besuchen kamen.

Seitdem er von dem harten Schlag betroffen worden war, seine vortreffliche Frau Luise, geb. v. Gall, die dichterisch gleichfalls höchst bedeutend angelegt war, schon früh zu verlieren, verbrachte er den Winter meist in großen Städten. Er hat abwechselnd in Wien, in Berlin gelebt, aber doch am liebsten und öftersten in Rom, das ihm mit jedem Jahre theurer und dessen Besuch ihm mit jedem Winter unentbehrlicher geworden war. Nicht allein dem Künstler, dem Geschichtsfreund und Dichter — er haßte die Kälte des deutschen Winters und war nicht eher zur Rückkehr über die Alpen zu bewegen, als bis die Sonne auch hier in Haus, Wald und Feld tüchtig eingeheizt hatte. Wie begreiflich, ruhte ihm auch auf diesen Reisen die Arbeit nicht. Er hatte im Laufe der Jahre sein Talent sich so dienstbar gemacht, daß er, wo er auch sein Zelt aufgeschlagen haben mochte, sofort wieder die unterbrochene Arbeit aufnehmen konnte. Arbeit galt ihm als der normale Zustand des Menschen und er hatte es gelernt, die „Poesie zu commandiren". Er arbeitete und schrieb jeden Vormittag. Ich hatte ihm während eines langen Zusammenlebens mit ihm in Rom mit allen Hilfsmitteln der Ueberredung auch nicht ein einziges Mal dieser Gewohnheit abwendig machen können. Nicht der herrlichste Frühlingszauber vermochte ihn — Vormittags — aus seiner Arbeitszelle und von seinem Schreibtisch wegzulocken, auf welchem immer aufgeschlagen das Manuscript und daneben das dicke Conceptbuch mit hunderten von rasch notirten Stoffen, Motiven und Entwürfen lag. Die Mittagszeit, der Nachmittag, der Abend gehörten dann den Freunden, der Lectüre, dem Spaziergang, der völligen Ruhe. Waren auch die Ansprüche, die er ans Leben machte, durchschnittlich gering, so verstand er es doch vortrefflich, da und dort die Quellen aufzufinden, wo ein guter, feuriger Wein rann. An diesem sich zu laben, in Gesellschaft einiger weniger Freunde, war ihm der größte Genuß. Hier, im kleinen Kreise, entfaltete er alle die trefflichen Eigenschaften seines Geistes und seines Herzens, die ihm so rasch die Liebe und Verehrung Aller gewannen, die ihm näher traten. An solchen Abenden war er voll geistiger Beweglichkeit, schlagfertig, jedem guten Einfall geneigt, voll köstlichen Humors und immer bereit, aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse und Begegnungen zu erzählen. Er sprach sehr gut, correct, anschaulich, fließend. Man hörte ihm mit Vergnügen zu. Eine immer sorgfältig gepflegte Lectüre auf allen Gebieten des Wissens, eine lückenlose Bildung, ein eminentes Gedächtniß kamen ihm dabei wohl zu statten. Große Gesellschaften liebte er nicht, er hatte nicht das Bedürfniß, mit Vielen umzugehen. Er war wählerisch in seinem Verkehr und, so höflich und weltmännisch sonst seine Verkehrsformen waren, konnte er doch ganz die „kernige Rüstigkeit" des Westfalen zeigen, wenn es ihm darauf ankam, aufdringliche oder unbequeme Menschen sich fernzuhalten. Dafür liebte er den Verkehr mit geistvollen Frauen. An der heutigen Literatur gefiel ihm Vieles nicht und konnte ihm bei der geistigen Vornehmheit und bei der vollendeten Urbanität

seines Wesens nicht Alles gefallen. Aber darüber scherzte er in guten Stunden und meinte, solche „Uebergangsstadien" müßten ertragen werden. Wenn er, was ihm aber, wie es schien, selten bequem war, seinen äußeren Menschen salonmäßig hergestellt hatte, glich er in seiner eleganten, schlanken Erscheinung einem Aristokraten aus der alten Schule. Den schmalen, fein modellirten Kopf trug er beim Gehen und Sprechen meist ein wenig vorgebeugt. Merkwürdig waren immer seine blauen Augen, die, während den Mund in der Unterhaltung gern ein verbindliches Lächeln umspielte, von einem Glanze erstrahlten, wie er wohl selten gesehen wird, und der durch den schalkhaften Zug, der sie häufig umblitzte, noch gesteigert wurde. Ich habe mich dabei oft an Freiligraths berühmtes, an Schücking gerichtetes Gedicht: „Die Rose" erinnert, in dem es bekanntlich heißt:

Mir gegenüber träumend saß Levin,
Mein Freund Levin mit den Gespensteraugen.

Seltsam! Ich habe kaum je so klare, scharf durchdringende Augen gesehen, wie die Schückings. Aber vielleicht verstanden sie in jenen Tagen der Jugend, denen das Freiligrath'sche Gedicht seine Entstehung verdankt, traumhafter und gespenstischer drein zu sehen. Das erinnert mich an eine kleine Begebenheit aus der Zeit meiner ersten Begegnung mit Schücking, vor zwanzig Jahren, in München. Ich brachte den Abend bei ihm auf seinem Zimmer zu, in Gesellschaft seines älteren Sohnes und seiner beiden Töchter. Das Gespräch kam auf seine oft gerühmte und belobte Kunst, heimathliche Gespenstergeschichten so schön zu erzählen, daß sich auch der Ungläubigste nicht des Gruselns entschlagen könne, und er folgte gern meiner Bitte, mir eine Probe dieser Kunst zu geben. Ich sehe es noch, wie behaglich er sich erst auf dem Sopha ausstreckte, wie er — unter dem Vorwand, das Licht blende ihn in dieser Lage zu sehr, den Docht der Lampe mehr als halb eindrehte, daß das Zimmer ganz in geheimnißvolles Dämmerlicht gehüllt war, und wie er nun begann. Lauschend saßen wir hier herum, wir waren Alle jung, sacht und sachte kam das Gruseln über uns, das so herzbeklemmend und doch so schön war, und es ging uns, wie Freiligrath in seinem Gedicht erzählt:

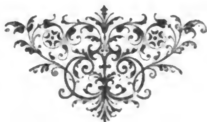
— — was in der Brust ihm schlief,
Er theilt' es mit; ich saß wie festgemauert;
Und bei Geschichten wunderbar und tief,
Ward Stund' auf Stunde rasch von uns verschauert.

Es lag in den spukhaften Geschichten, wie sie Schücking vorzutragen wußte, ein geheimnißvoller Bann, der den Zuhörer gar nicht dahin kommen ließ, nach der Wahrheit oder Glaubwürdigkeit des Erzählten zu fragen. Im Gegentheil, der überwältigende Eindruck war: so, wie die Geschichte erzählt wurde, war sie wahr, mußte sie wahr sein, und wenn der Erzähler nicht selbst an sie und ihre Wahrhaftigkeit geglaubt hätte, hätte er sie nicht in dieser bezwingenden Weise, die — für den Augenblick wenigstens —

nicht dem Schatten eines Scrupels Raum ließ, erzählen können. Nach vielen Jahren, als wir in Rom einst wieder in kleinem, vertrautem Kreise beisammen saßen, erinnerte ich ihn an jenen Münchener Abend und wieder fand er sich bereit zum Erzählen — diesmal, ohne den Docht der Lampe herunterzudrehen. Aber er hatte kaum begonnen, da wurde er zerstreut, unterbrach sich und sprang plötzlich mit den Worten auf: „Es ist Nichts mehr mit den alten Geschichten. Die Menschen sind zu verständig geworden — ich erzähle sie nicht mehr.“ Und in der That war er nicht mehr zu bewegen. Hatte er selbst den Glauben daran verloren?

Auch auf lyrischem Gebiet hat sich Schücking in jungen Jahren versucht — mit wenig Glück. Ueber den seiner Zeit bei Cotta erschienenen Band „Gedichte“ verstand er später selbst mit heiterer Ironie zu scherzen. Am Ersten gelungen erscheinen darin die erzählenden Anläufe und die Ballade „Der Büßende“ verdiente wohl, durch Aufnahme in eine unserer vielen Anthologien der Vergessenheit entrissen zu werden.

Als ich im vorigen Jahre Levin Schücking zum letzten Male sah, in Berlin, fand ich ihn kräftiger und frischer, denn sonst. Er hörte das mit Freuden von mir und war voll von schriftstellerischen Plänen, dichterischen Entwürfen. Noch für viele Jahre glaubte er, und wir Alle mit ihm, es sich bestimmt, im Lichte der Sonne wandeln, seine Fabulirkunst pflegen zu können. Nun ruht der Vortreffliche schon tief im Dunkel der ewigen Nacht, in die kein Wort der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit mehr dringt — aber was sein beweglicher Geist Schönes schuf, wird dem deutschen Volke noch lange Jahre ein Quell der Freude, der Erholung und des Genusses sein. Es ist ein reicher Schatz, den der Dichter ihm hinterlassen hat. Eine edle, liebenswürdige Natur ward mit ihm zu Grabe getragen, einer jener vornehmeren Vertreter des Schriftstellerstandes, wie sie leider heute bei uns immer seltener werden.





Illustrirte Bibliographie.



Heinrich Heines Buch der Lieder.
Erste illustrirte Ausgabe.
Mit 12 Lichtdruckbildern und 100 Text-Illustrationen nach Originalzeichnungen von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Wie oben, lautet der Titel eines neuen Prachtwerkes, das binnen Kurzem wohl in sämmtlichen Buchhandlungen ausliegen wird; denn Alles scheint ihm einen glänzenden Erfolg zu weissagen. Ein freundlicher Zufall hat es gewollt, daß wir schon vor dem Zeitpunkte der eigentlichen Veröffentlichung von diesem Buche Einsicht nehmen durften und einige seiner Illustrationen zum Abdrucke bringen können.

Etliche Bedenken seien gleich vorweg geäußert. Denn zählt man erst auf, was man lobenswerth gefunden hat, und hinkt am Schlusse mit einer Einwendung nach, so erhält diese durch ihr Nachklingen einen unberechenbaren Nachdruck.

Unser Haupteinwand geht gegen die Wahl des Stoffes. Niemand kann die Ehre der Illustrirung Heinrich Heine herzlicher gönnen, dem Lyriker der Jugend, so lange es überhaupt eine deutsche Jugend giebt. Aber das Buch der Lieder ist für die Illustrirung wenig geeignet. Es ist dafür wirklich „spröder Stoff". Einzelne der Gedichte fordern den Stift förmlich heraus, die meisten aber, in ihrem verschwimmenden Gefühle, in ihrer verklingenden Melodik, ihrer häufig rein sprachlichen Wirkung sind durchaus unbildlich. Heines Dichtungen sind wie die Goethes in ungewöhnlichem Grade musikalisch; und es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in den meisten

Fällen, wo der Componist hingerissen wird, der Zeichner ruhig bleibt, daß für solchen Ausdruck nicht blos „Gedanken", sondern auch Formen „zu fern stehen".

Es kommt noch ein anderer Punkt hinzu, der allerdings vielleicht nur dem ganz klar wird, der die Blätter dieser Ausgabe selbst überfliegt. Da ist der Text bald einfach unter einander geordnet, bald sind die Gedichte gewissermaßen „gebrochen" und je zwei Strophen in eine Reihe gestellt. Man sieht: es hat sich hier darum gehandelt, mit einem gegebenen Raum auszukommen und zwischen Bild und Text einigermaßen angemessene Verhältnisse herzustellen. Das ist beinahe Rechenarbeit: überall sieht der Blick des Kundigen die Thätigkeit des Metteurs, der den Druck auf die einzelnen Seiten vertheilt. Manchmal wollen uns übrigens die Ergebnisse dieser Thätigkeit durchaus nicht behagen. Da wir indeß ehrlich überzeugt sind, daß der Verleger den geschmackvollsten Metteur beschäftigt hat, den er gewinnen konnte, doch wollen wir darauf nicht bestehen, sondern einfach annehmen, daß hier unüberwindliche Schwierigkeiten vorlagen, denen die Ansehnlichkeit zum Opfer gebracht werden mußte. Doch — offen gestanden: — uns widerstrebt es, einen Dichter von Heines Schlage in seinem herrlichsten Werke dem Geschmacke eines Metteurs preisgegeben zu sehen, daß der Eindruck, den sein Gedicht macht, von der Länge des Bindfadens abhängt, den dieser just noch in der Hand hat.

Und in der That hat dieses Verfahren hier zu Erscheinungen geführt — wegen deren wir niemanden anklagen wollen, weil wir nicht feststellen können, wer als der eigentliche Urheber die Verantwortung trägt — gegen die wir aber ernste Bedenken nicht unterdrücken können.

Es ist entschieden unerlaubt — um nicht mehr zu sagen — wenn ein neuerer Herausgeber sich herausnimmt, in der Anordnung des Buches der Lieder Umstellungen vorzunehmen. Heine selbst hat dreimal, vielleicht gar viermal die Sammlung einer genauen Durchsicht unterzogen — jeder kann sich davon überzeugen, der sich die Mühe geben will, die große Hamburger Gesammtausgabe nachzuschlagen. Und Heine, der ein Arbeiter von ungewöhnlicher Sorgfalt war, hat an der Anordnung der ersten Ausgabe nicht mehr gerührt. Wie sie ihm genügt hat, so darf sie wohl auch uns befriedigen. Hier aber, in der ersten illustrirten Ausgabe sind thatsächlich Umstellungen vorgenommen worden. Da und dort ist ein Gedicht dem Metteur zu lang oder zu kurz gewesen, hat es nicht genau mit dem Bindfaden gestimmt, und er hat es einfach an eine andere Stelle gebracht.

Hier ein Beispiel! In der echten Ausgabe folgen die Gedichte so: „An Deine schneeweiße Schulter" — „Es blasen die blauen Husaren" — „Habe auch in jungen Jahren" — „Bist Du wirklich mir so feindlich" — „Ach die Augen sind es wieder" — „Selten habt ihr mich verstanden" — „Doch die Kastraten klagten" — „Auf den Wällen Salamancas" — „Neben mir wohnt Don Henriquez" — u. s. w. Bei Titze dagegen heißt es: „Habe auch in jungen Jahren" — „An Deine schneeweiße Schulter" — „Es blasen die blauen Husaren" — „Ach die Augen sind es wieder" — „Auf den Wällen Salamancas" — „Neben mir wohnt Don Henriquez" — u. s. w. Man sieht: das stimmt keineswegs miteinander. Aber vielleicht hat der Leser bei dieser trockenen Nebeneinandersetzung gar nicht bemerkt, was noch viel wesentlicher ist. Es fehlen zwei Lieder! Es fehlt: „Selten habt ihr mich verstanden" — und „Doch die Kastraten klagten" — die hat uns der Metteur einfach unterschlagen!

Aber es fehlen nicht nur die beiden kleinen Gedichtchen, die wir allein schon ungern vermissen würden, von denen wir eines wenigstens für einen Edelstein, wenn auch nicht reinsten Wassers, halten: es fehlen — höre es kunstliebendes Deutschland! hört es vor Allem ihr, Kenner des Versbaus, die ihr gerade in diesen Dichtungen Wunder unserer Sprache erblickt habt — es fehlen die Seebilder! Beide Sammlungen! Ohne Ausnahme! Nur daß der Epilog, unschuldig, als ob er keinen Mangel wüßte, statt der zweiten nun das ganze Buch beschließt.

Das ist zu arg. Dagegen deckt die Verantwortlichkeit keines Metteurs. Eine Lücke von solchem Umfange entschuldigt nicht Nachlässigkeit oder Unverstand eines Einzelnen. Dafür ist die Verlagshandlung selber anzuklagen. Wenn man sich einer solchen Verstümmelung schuldig weiß, dann ist man nicht berechtigt, auf das Titelblatt Das Buch der Lieder zu drucken — und gar noch Erste illustrirte Ausgabe. Möge sie die einzige bleiben, wenn sie nicht besser sein kann. Das ist nicht mehr das Buch der Lieder, denn das Beste ist ausgelassen, eine der großartigsten Dichtungen, die unser Jahrhundert überhaupt kennt.



Aus: Heinrich Heines Buch der Lieder.
Leipzig. Adolf Titze.

Wenden wir uns dem Rühmenswerthen zu.

Und rühmenswerth ist sonst eigentlich Alles an dem Buche. Die ganze Ausstattung ist schön und reich. Besonders zusagend ist der Einband; ein rother Deckel, nicht in der überdrüssigen Weise mit Gold und Schwarz, sondern nur mit Gold bedruckt. Und zwar in überaus heiterer und anmuthiger Zeichnung, welche die fast herrschend gewordene Ausbildung architektonischer Motive verschmäht und im Rahmen einiger kräftiger Querstäbe Blätter und heraldische Lilien zusammenfaßt. Das Muster erinnert mit Geschmack und Glück an die Einbände, wie sie in den Dreißiger Jahren üblich gewesen sind, entspricht also recht gut dem Inhalte des Buches. Papier und

Druck sind ganz vorzüglich. Die Lichtdrücke sind von Bruckmann ausgeführt, die Holzschnitte von Kaeseberg und Oertel. Außerdem erwähnt das Mitarbeiterverzeichniß am Ende des Bandes, daß die Zinkographien von Angerer und Goeschel in Wien hergestellt worden sind. Das ist eine erfreuliche Offenherzigkeit — möge sie zahlreiche Nachahmung finden! Oft genug begegnet man — und in Werken von Ruf! — sogenannten Holzschnitten, die Jeder, wer sich darauf versteht, sofort für fleckige Zinkdrucke erkennt. Die Verwechselung beider Bezeichnungen fing schon an, ganz gebräuchlich zu werden. Und doch hat der Zinkdruck rasch eine Verbreitung und Bedeutung, auch eine Art von Kunstwerth erreicht, daß es Zeit ist, ihn als einen besonderen Zweig auf dem Baume der graphischen Künste anzuerkennen. Die hier gebrachten Drucke sind in jeder Beziehung hervorragend und eines Platzes in dem Buche nicht unwerth.

Die Zeichnungen rühren, wie schon der Titel sagt, ausnahmslos von Thumann her. Nach den Jahreszahlen, die hier und da auf den Blättern angegeben sind, scheint seine Arbeit daran sich durch die letzten beiden Jahre hindurchgezogen zu haben.



Aus: Heinrich Heines Buch der Lieder.
Leipzig, Adolf Titze.

Nach einer Aeußerung Thumanns entwirft er diese Zeichnung des Abends — nach Abschluß der Thätigkeit in der großen akademischen Werkstatt — im Kreise der Seinigen. Es ist gewissermaßen sein Ausruhen. „In gewissen Jahren wird man geizig mit seiner Zeit", meinte er. Und doch machen die bewegliche Gestalt, die festen nirgends erschlaffenden Züge noch durchaus den Eindruck des Jugendlichen. Höchstens, daß man aus seinen Fältchen auf die Jahre schließen möchte. „Hoffentlich kommen sie vom Lachen" — wie Gustav Freytags Adelheid sagt.

Wir haben schon oft die Freude gehabt, Thumann hier rühmen zu dürfen. Und jedes neue Werk seiner Hand nehmen wir mit frischer Theilnahme entgegen. Die reiche Liebenswürdigkeit seines Talents, die reine, edle Form zeichnen ihn überall aus. Wie so viele unsrer besten Zeichner ist er aus der Schule Ludwig Richters hervorgegangen. Es soll damit nicht eben gesagt sein, daß er geradezu dessen Unterricht genossen hätte; wir sind nicht in der Lage, darüber Bestimmtes zu behaupten. Aber man braucht nur seine älteren Zeichnungen anzusehen, um zu erkennen, wie tief er dem Einflusse des geliebten Altmeisters ausgesetzt gewesen ist. Man schlage nur ein-

mal die Scherer'sche Sammlung deutscher Volkslieder auf, wo zahlreiche Illustrationen von Richter wie von Thumann neben einander stehen. Wer den neueren Thumann frisch im Gedächtnisse hat, wird ganz überrascht sein. Es ist eine Aehnlichkeit zwischen jenen Beiden — zum Verwechseln! Nicht nur das Aeußerliche, auch das gemüthliche Wesen scheint er dem Alten abgesehen zu haben. Wer mit künstlerischem Bildungsgange vertraut ist, weiß, was für ein erfreuliches Zeichen das bei einem jungen Künstler ist. Es deutet mindestens auf reiche Begabung für das Aeußerliche. Es ist nicht nur unbillig, sondern gefährlich, von einem Anfänger mehr als Nachahmungsfähigkeit zu erwarten. Daß Thumann mehr besaß, das hat er in der Folgezeit reichlich bewiesen



Aus: Heinrich Heines Buch der Lieder.
Leipzig, Adolf Titze.

Er hat entschieden sein eigen Gesicht, pflügt auf eigenem Acker. Vielleicht, daß er hier und da sogar versucht hat, die Grenzen desselben zu weit zu ziehen. Aber auch das liegt in der Natur jedes Künstlers, der nicht zum Handwerker werden mag. Es muß reizen, fast erbittern, sich immer wiederholen zu hören: „Wie edel! Welche schönen Frauenköpfe! Wie idyllisch!" u. dgl. Man will den Leuten zeigen, daß man mehr sein kann als edel und idyllisch. Ist es doch dem armen Doré (der hier ohne Vergleich genannt sein möge) so an's Herz gegangen, sich immer den größten Illustrator unseres Jahrhunderts nennen zu hören, daß er die letzten Jahre seines Lebens die

Leinwand gar nicht groß genug finden konnte für seine Bilder und starb, nachdem ihm als Maler der Erfolg ausgeblieben war. Solch trüben Ausgang braucht Thumann freilich nicht zu fürchten: auch als Maler fehlt ihm reiche Anerkennung nicht.

Indeß wenn, gegenüber jenem Streben des Künstlers in's Weite, das Publikum nur zu sehr geneigt ist, diesen durch die Schablone seines Urtheils in eine gewisse Einseitigkeit zu pressen, so geschieht auch das in einem Triebe, der bis zu einem Grade gerechtfertigt ist. Kann das Publikum auch nicht die Begabung übersehen, so erkennt es doch meist richtig, wo diese sich am Mächtigsten und am Glücklichsten äußert. Und so mag es auch unbestritten sein, daß die edle Ruhe Thumann am Besten kleidet.

In dem Buche der Lieder finden sich Stoffe dieser Natur nun in Fülle, z. B. Knabe und Mädchen in der Kiste, die Katze lockend — zu dem Gedichte: „Mein Kind, wir waren Kinder" — oder der griechische Jüngling, der Hand in Hand mit dem Mädchen im segelgetriebenen Nachen sitzt, die nackte Waldnymphe, die schauernden Fußes zum Bache hinabsteigt. Das sind Perlen und sind „echte Thumanns". Reizend in Erfindung und Ausführung sind auch die Ornamente, das Rankenwerk mit Grotesken, Hans und Grete, in denen noch etwas von der alten Richter'schen Weise steckt — oder die Blumensträuße, oder die Putten in allegorischer Thätigkeit — liebe



Aus: Heinrich Heines Buch der Lieder.
Leipzig. Adolf Titze.

nackte, runde Flügeljungen, an denen man immer wieder sein Behagen hat. Aber Heine ist, wie gesagt, „spröde" und einige Theile seiner Dichtung erweisen sich als unschmiegsam wenigstens für Thumann — in eben dem Grade, als andere sich Thumann anpassen. Es ist eine persönliche und ungerechte Grille, wenn uns bei der Betrachtung des Belsazer sofort der Gedanke kam: „Wie würde Doré das aufgefaßt haben" — und wenn uns dieser Belsazer kalt erschien. Aber besonders die Traumbilder haben uns bei Thumann nicht recht befriedigen wollen. Mit den Traumbildern steckt Heine noch so recht tief in der wüstesten Berliner Schauerromantik — schwelgt im Gespenstigen, als ob auch er beim Schreiben die Füße in den Eiskübel gesteckt hätte, wie weiland der Kammergerichts-Rath am Gendarmen-Markt. Das sind Stoffe, die Thumann gar nicht „liegen" — wenn man den Ausdruck entschuldigen will — sie widerstreben seiner klaren Natur, vielleicht schon seinem ausgebildeten Formensinne. Zu einigen hat er trotzdem Bilder gezeichnet. Nun — es sind brave Arbeiten, sie sind sogar befriedigend — aber hinreißend sind sie nicht. Häufig — und das ist uns immer das Liebste — hat er sich mit einem Witz über die Verlegenheit eines solchen unsympathischen Stoffes hinweggeholfen, mit einem Satyr, der schelmisch blickend einem Dudelsacke Klagelaute auspreßt, mit dem Todtenkopfe, der in die Pritsche beißt, mit dem Eros, der die Sphynx mit dem Pfeile spornt — oder mit Aehnlichem.

Behaglich hat es uns auch angesprochen daß Thumann dem Gewöhnlichen, Abgetretenen möglichst aus dem Wege geht. Das Weib „mit goldenen Kamme" hat er zwar, scheint es, nicht umgehen können — aber es steht an unscheinbarem

Platze, und das „unglückselige Weib — mit ihren Thränen": das bekommen wir gar nicht zu sehen. Danken wir es ihm! Dafür hat er oft sonst, wo niemand eine Bildwirkung vermuthet haben würde, eine solche empfunden und glücklich festgehalten. Es ist geradezu wunderbar, wie er für die reine Stimmung, für das, was dem Musikalischen schon ziemlich nahe steht, noch Ausdruck findet. Nicht eigentlich im geschlossenen Bilde, sondern in allegorischer Gestalt, im kunstvollen Ornamente, wie es der blasenleichten Dichtung entspricht. Und hier entfaltet er allen seinen Liebreiz. Diese kleine Blättchen kann man nicht oft genug betrachten, um zu erkennen, in wie reichen Lichtern diese schöne Begabung spielt.

J. Paul Lang. Im Nonnenämtlein. Eine Geschichte aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Stuttgart, 1883. Adolf Bonz u. Comp. 170 S. M 1. 85.

Wir verdanken dem Verfasser schon manche hübsche Geschichte aus Schwaben. Auch die vorliegende wurzelt in schwäbischem Boden, wo der Erzähler offenbar gut zu Hause ist. Der von einer Pilgerfahrt aus dem gelobten Land heimkehrende junge Graf von Henneberg wird beim Passiren des zwischen Rothenburg a. d. Tauber und Stuttgart gelegenen Nonnenämtleins Kindlein von der dasselbe stolz und kräftig wie ein Fürst regierenden „Meisterin" Margaretha voll List gefangen und festgehalten, nahe der Frauenklause, in einem mächtigen Thurmgemach — zur Strafe dafür, daß er sie vor Jahren selbst einmal heftig bedrängt hatte, als er auf Befehl des Herzog Eberhard des Jüngeren das Kloster, in dem sie mit Anderen damals hauste, angeblich belagerte und beraubte. Er war zu jener Zeit von heißer Liebe zu Margarethe erfüllt, die er schon im Hause ihres Vaters, eines reichen Straßburger Kaufherrn, kennen gelernt hatte, und auch heute noch sucht er das Herz der Nonne zu gewinnen. Vergeblich. So zieht er denn nach seiner Freilassung nach Rothenburg, wo er als Bibliothekar in die Dienste des Rathes tritt, und übernimmt endlich die Verwaltung eines ihm durch Erbschaft zugefallenen Schlosses, n das ihm die Meisterin Margaretha selbst eine züchtige Jungfrau als Hausehre zuführt. Das Alles ist ohne Anspruch, aber warm, hübsch, verständig vorgetragen, und wir folgen der Erzählung, in die auch der „Bundschuh" verhängnißvoll eingreift und zu der der Verfasser sich historisch sichtlich tapfer gewappnet hat, bis zum Schlusse mit Gefallen und mit Interesse an dem culturgeschichtlichen Rahmen, in dem sie sich abspielt.

Victor Umlauff von Frankwell. Namenlos. Ein Liedercyclus. Wien, 1883, Braumüller. 146 S.

Ein sehr hübsch ausgestattetes Bändchen mit sehr dilettantischem Inhalt. Der Dichter dieser Lieder muß noch jung sein: das schließen wir aus dem unleidlichen Weltschmerz, der unermüdlich durch die Saiten seiner Harfe klingt, und aus den noch unleidlicheren Inversionen und Härten aller Art, welche seine Verse verunzieren. Der Dichter wird gut thun, sich den Weltschmerz, wie die Inversionen gründlich abzugewöhnen, um überhaupt erst ein Verständniß dafür zu gewinnen, daß jedes Talent geschult, jede Kunst erlernt sein will. Vielleicht bringt er später noch Erfreulicheres. In dem vorliegenden Bändchen finden sich wenigstens drei Liederchen, die ganz hübsch sind: „Frühling!, wer hat dich das Grünen gelehrt?" (p. 11.) „Schwermuth" (p. 62) und „Wasserscheide" (p. 89.) Der volksthümliche Ton kleidet den Verfasser dieser Lieder noch am besten.

Bertha Riedel-Ahrens. Enthüllte Frauenherzen. Roman. Halle, 1883. Max Koestler. 436 S.

Das überschwängliche Vorwort, mit welchem die Verfasserin ihr Buch einleitet, und in welchem sie „durch die lichten Falten (!!) ungeschmückter Wahrheit dem Leser die Formen der erhabenen und ewig neuen Schöpfungskraft zu zeigen" verspricht, hat

uns mit nicht geringem Mißtrauen gegen das Ganze erfüllt. Und in der That haben wir es hier mit einer unendlich weitschweifigen, gefühlsschwelgerischen Arbeit zu thun, der wir keinen Geschmack abgewinnen können. Auch der Stoff ist nicht ganz reinlich und nimmt sich unter den Händen einer Dame doppelt befremdlich aus. Die Geschichte spielt theils in Brasilien, theils in einer Villa am Strande der Ostsee. Ein junges Mädchen aus vornehmer Familie in Rio de Janeiro ist durch einen unseligen Zufall in die Gewalt eines Mädchenverführers von Profession gefallen, der sie mit Betäubungsmitteln ihrer Sinne beraubt und schändet. Die Frucht dieses beklagenswerthen Ereignisses ist ein Knabe, der von der Tante des Mädchens auf die Seite gebracht wird, mit Hilfe eines schönen Sclaven, zu dem die besagte, trotz ihrer reiferen Jahre noch immer verführerische Tante, nach vielleicht brasilianischen Gewohnheiten, in intimen Beziehungen steht. Um schließlich allem Verdacht aus dem Wege zu gehen, zieht die ganze Familie nach Deutschland an die Ostsee, wo sich die Heldin des Romans, eben jenes von einem so traurigen Geschick betroffene Mädchen, in einen höchst ehrenhaften Dorfschullehrer verliebt. Leider ist dieser Letztere im Besitz eines Bruders, der als Nabob um jene Zeit ebenfalls aus Brasilien zurückkehrte, wo er Jahre lang gelebt hat, der sofort Unrath wittert, auf „sündhafte" Vergangenheit des Mädchens mit merkwürdigem Spürsinn räth und, der ganzen faulen Geschichte auf den Grund zu kommen und seinen harmlosen Bruder aus den Banden dieser scheinheiligen Circe zu befreien, sofort nach Rio abdampft, wo er denn auch wirklich die gewünschten Entdeckungen macht, ja sogar den damals vom Sclaven in einem letzten Anfall von Mitleid heimlich am Leben gelassenen Knaben wiederfindet. Er nimmt ihn mit nach Deutschland zurück, wo die liebende Elfriede, um dem drohenden Verhängniß vielleicht doch noch zuvorzukommen, inzwischen selbst ihren Verlobten in ihr Mißgeschick eingeweiht hat — natürlich zu ihrem Unheil. Denn der brave Dorfschullehrer will Nichts mehr von ihr wissen. — „Darüber kommt kein Mann hinweg," sagt Hebbel. Das Glück, ihr todtgeglaubtes Kind wiederzufinden, muß sie für den Verlust des Geliebten entschädigen. Der Bruder des letzteren liebt und heirathet am Ende noch die leidenschaftliche, sehr sinnlich beanlagte Tochter der Tante, — ein zu guter Lohn für all das Unheil, das er da aufgerührt hat. Der Roman ist zum größeren Theil in Briefen und Tagebüchern geschrieben. Die Haltung der letzteren ist nicht glaubwürdig; in dieser Weise schreibt Niemand Tagebücher, und das gefühlsschwelgerische, sentimentale Element überwiegt selbstverständlich — weitaus das gedankliche. Daß die Heldin ihren Geliebten nicht sofort, sondern erst unter dem Zwang äußerlicher Verhältnisse zum Mitwisser ihrer befleckten Vergangenheit macht, schädigt sie bereits bedenklich in unseren Augen; dieses „Frauenherz" „enthüllt sich" bedenklich spät; die ausführliche, kein Detail ersparende Art aber, in welcher sie dann ihrem Verlobten mit eigenem Mund die Geschichte ihrer Entehrung erzählt, wirkt abstoßend und verletzend. Das Buch ist, wie gesagt, von einer Dame geschrieben.

Wilhelm I. deutscher Kaiser. Zwanzig Kaiserportraits von 1803—1881 nach den Originalen in Phototypie reproducirt. Mit einer einleitenden Dichtung von Julius Wolff und Illustrationen von A. von Heyden. München, Fr. Bruckmann.

Dem ausführlichen Titel braucht kaum noch etwas hinzugefügt zu werden. Die Bruckmann'schen Lichtdrucke sind wiederum von höchster Schönheit, und die ganze übrige Ausstattung ist durchaus würdig und vornehm. Als Vorlage sind die besten Bildnisse des Kaisers aus seiner ganzen Lebenszeit benutzt worden. Man findet die Blätter nach Hensel, Krüger, Winterhalter, Angeli, G. Richter, Reinhold Begas — aber man findet auch eine Silhouette des sechsjährigen Knaben, eine Bleistiftzeichnung, die einst Graf Friedrich von Witzleben von dem damaligen Prinzen von Preußen hingeworfen, und die berühmte Photographie von Braun in Dornach, dem Photographen der gekrönten Häupter und der klassischen Gemälde. Außerdem hat man die Freude, dem berufenen Prologdichter, Julius Wolff, und

Zeichnungen von A. von Heyden zu begegnen, Werken, die der Name des Künstlers allein empfiehlt. Wir sind überzeugt, daß das Werk nicht nur im Hause des Landwehrmanns, wie Heyden es so hübsch dargestellt hat, sondern überall mit Jubel aufgenommen werden wird. —ck.

Der Dürrbacher Mostgeist. Ein Würzburger Weinmärchen von Wilhelm Müller-Amorbach. Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung.

Zur Jubelfeier der Alma Julia, d. h. der Würzburger Universität, steht auf dem Schmutztitel zu lesen. Es ist ein Gedicht, das seine besten Freunde unter der Würzburger Jugend finden wird. Aber auch Andere dürfen sich daran freuen: es schlägt einem daraus ein Duft von Wein und Romantik entgegen, den Jeder empfindet, auch wenn er ihn nicht erst „am Stein" kennen gelernt hat. —ck.

Wolken (Felhök) von Alexander Petöfi. In's Deutsche übersetzt nebst einer Biographie des Dichters von Hugo Meltzl v. Lomnitz. Lübeck, Schmidt und Erdtmann. (Erstes Heft der Deutschen Hausbibliothek.)

Petöfis ausgezeichnete Dichtung liegt hier zum ersten Male in vollständiger deutscher Uebersetzung vor. Das Unglück des großen Lyrikers, daß seine Muttersprache nicht zu den wirklichen Literatursprechen gehört, ist, so scheint es, in Deutschland ein wenig schamlos ausgebeutet worden. Unter dem Titel jener berühmten Sammlung sollen Uebertragungen veröffentlicht worden sein, die nicht etwa einfach unvollständig waren, deren Inhalt vielmehr mit jener durchaus nichts gemein hatte. Diesem unverfrorenen Treiben wird nun wohl ein Ziel gesetzt worden sein. Die neue Uebersetzung scheint recht gut zu sein: sie liest sich wenigstens fließend, die Sprache ist edel und der Vers schwungvoll. Sehr verdienstvoll ist die vorangeschickte Biographie: sie setzt eine Menge strittiger Punkte zurecht und giebt zahlreiche neue Aufklärungen. Einige fehdelustige Aeußerungen des Verfassers würde man freilich schmerzlos entbehren; und vollends der Angriff auf Kertbeny ist, ob berechtigt oder nicht, an diesem Orte im Tone wenigstens recht unpassend. Diese Deutsche Hausbibliothek empfiehlt sich übrigens sehr durch dies ihr erstes Heft. Für den geringen Preis von 40 Pfennig liefert sie etwas Außerordentliches: es ist ein Heft von 120 Seiten, festes, gutes Papier, tadelloser Druck, sogar mit wirklich schönen Zierleisten, und es ist — ihr Verleger, denen diese freundliche Sitte noch unbekannt ist, hört es — geheftet! Wir kennen Bücher zu 6 Mark, die nicht geheftet sind. Bemerkenswerth ist auch, daß die Sammlung weder Faust noch Räuber ankündigt, sondern eine Reihe anderer Werke, die gut, aber selten sind. Sie hat somit Anspruch auf die Beachtung der Literaturfreunde. —ck.

Eufemia Gräfin Ballestrem. Violet. Roman. Breslau und Leipzig. 1883. S. Schottlaender. 252 S.

Die vorliegende Arbeit wird der elegant und geistreich schreibenden Verfasserin neue Freunde zuführen. Die tragische, von romantischen Zuthaten nicht ganz freie Fabel des Romans ist höchst spannungsvoll vorgetragen, erschütternde Ereignisse im äußeren Leben, wie tiefergreifende Herzensconflicte vereinigen sich zu einem durchaus interessanten, künstlerisch geschickt aufgebauten Ganzen, dessen Unter- und Hintergrund das englische Gesellschaftsleben der Gegenwart bildet, mit dem die Verfasserin wohl vertraut scheint. Ausreichenden Beweis dafür giebt ihre glänzende Schilderung eines Empfangsabends der vornehmen Welt bei der Königin Victoria. Die Gestalten sind scharf und lebenswahr gezeichnet, der aristokratische Lord Eddistone, seine würdige Mutter, die stolze unglücklich liebende Lady Maud, der schuftige Sir Treverton, die beiden ehrenwerthen Brüden Robinson im schlichten Cityhaus, und vor Allen die licht-

umflossene, silberhaarige, anmuthige Violet. Der Roman bildet, elegant ausgestattet, einen Band der beliebten und sehr empfehlenswerthen Schottlaender'schen Drei Mark Bibliothek.

B. Glogau. Neue Novellen. Zweite Folge. Leipzig. B. Schlicke 1883. 283 S.

Die erste der beiden hier gebotenen Novellen, „An der letzten Roulette", spielt in Monte Carlo, auf jenem unvergleichlichen Fleck Erde, wo der Himmel und die Hölle selbst sich ein Rendezvous gegeben zu haben scheinen. Der Himmel hat alle denkbaren Reize der Natur über die meerumrauschte, halmenüberschattete, sonnenumleuchtete Küste von Monte Carlo ausgegossen; Monsieur Blanc hat unter Protection Sr. Hoheit des Fürsten von Monaco dort die bekannte Spielhölle, die „letzte Roulette" in Europa etablirt, und es giebt gewiß keinen zweiten Ort der Welt, wo paradiesische Schönheit des Landes mit raffinirtem Luxus, orgienhaftem Treiben und sinnebethörenden, farbenblendendem Schimmer der Gesellschaft sich enger verbunden hätte, als hier. Die Verfasserin hat das Localcolorit von Monte Carlo in ihrer Erzählung auf's Glücklichste getroffen — sie hat den Zauber der Natur, der Einem so berauschend auf der weltberühmten Terrasse an's Herz tritt, treu und geschickt wiederzuspiegeln verstanden; sie hat für die Usancen der Roulette, für den Aberglauben und die Leidenschaften des Spieles, für das ganze, äußerlich so glänzende und innen so schmutzige Treiben dieser schimmernden, lächelnden, rauschenden Cocottengesellschaft eine gute Beobachtung mitgebracht und einen geschickten Griffel, mit wenigen charakteristischen Strichen das Beobachtete festzuhalten. Aber die eigentliche Novelle ist uns in ihren Conflicten doch zu spitzfindig erdacht, in ihren letzten Motiven unsicher und unklar: eine Mutter und ein Sohn, die nach jahrelanger Trennung sich an der Roulette wiederfinden, sich gegenseitig nicht kennen wollen, und nun mit dem Aufgebot aller Leidenschaft im Spiel einander auf's tollste zu überbieten und zu ruiniren suchen, nur um selbst recht zu gewinnen und mit dem Gewinn dann den Andern für frühere Opfer, Schmach, Schande fürstlich zu belohnen, das ist doch halb verrückt. Und in der That, die Frau endet als Irrsinnige, nachdem sie gewonnen, der Sohn als Selbstmörder, aber „als Charakter", versichert die Erzählerin, weil er den Gewinnst der Mutter nicht annehmen wollte. Nein, er ist ebenso verrückt, wie seine Mutter, und Conflicten, denen in letzter Linie doch nur pathologische Momente zu Grunde liegen, können wir keine Theilnahme abgewinnen. Die Erzählung ist in elegantem Gesellschaftston geschrieben; nur das erste brüske Auftreten der Erzählerin selbst gegenüber der unglücklichen Frau von Melling zeugt doch von keinem guten Ton; so moralisirt man nicht einer Dame von Stand und gutem Hause gegenüber, nicht einmal in Monte Carlo, wo Moralisiren überhaupt allzu wohlfeil ist. — Auch die zweite Novelle, „Das Opfer", sonst mit demselben Talent geschrieben ist in ihren Motiven wenig glaubhaft, die Charaktere haben etwas Unklares, Unbestimmtes Die Geschichte spielt am Genfer See. Ein deutsches Mädchen hat als zehnjähriges Kind vor Jahren einen zwölfjährigen Spielgenossen, der mit seiner Mutter aus Rußland sich gleichfalls hier zur Winterszeit aufhielt, auf einer durch Sturm und Schnee verunglückten Bergpartie einen derartigen Stoß gegeben, daß er zusammenbrach und von dem Sturz zwei steife Finger behielt, das erfährt sie zwölf Jahre später, da sich die ganze Gesellschaft abermals hier in Montreux zusammenfindet. Der junge Russe hat in Folge dessen seinen Beruf als Claviervirtuose aufgeben müssen und ist Maler geworden. Fanny ist sofort bereit, dieses an Wolod Kaczaroff begangene „Verbrechen" gut zu machen, indem sie sich opfern und ihn heirathen will, obgleich sie ihn gar nicht liebt und überdies bereits mit einem jungen Deutschen in der Heimath verlobt ist Glücklicherweise wird sie im letzten Moment doch noch klar über das Thörichte ihrer Absichten, der junge Russe scheint ihrer nicht würdig, scheint sie auch gar nicht zu wollen, zuletzt stellte sich sogar die Steifheit der Finger als eine erkünstelte heraus, die Wolod Jahre lang (!) nur vorgab, um dem verhaßten Clavierspielen zu entgehen,

und so ist es denn tröstlich, daß Anton Heydemann am Schlusse noch gut genug ist, das in seinen Gefühlen so unklare Mädchen als Frau heimführen zu dürfen. Aber das „Opfer?“ Nach unserem Ermessen wird keinem Mädchen zuzumuthen sein, wegen zweier, durch ihre Schuld steifgewordener Finger einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebt. Das Motiv ist also viel zu leicht und oberflächlich von der Verfasserin genommen. Mit viel größerem Geschick und mit völliger Glaubwürdigkeit hat Herman Schmid ganz dasselbe Motiv in einer seiner besten Erzählungen behandelt, „Unverhofft“. Sehr interessant und offenbar nach eigener Anschauung auf das Ergötzlichste geschildert ist das bunte Treiben der russischen Nihilistencolonie bei Montreux.

Robert Rößler. Mein erster Patient. Erzählung. Berlin, 1883, Janke. 143 S.

Eine Breslauer Studentengeschichte, die sich nicht über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt, weder in der Erfindung noch im Vortrag. Letzterer weist sogar Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten auf, die wir darum tadeln müssen, weil wir darin das einzige Mittel sehen, Roman- und Novellendichter dieses Schlags für die Zukunft vorsichtiger, aufmerksamer und pietätvoller gegen die Sprache zu machen, in der sie schreiben wollen. So steht z. B. gleich S. 11 zu lesen: „Später machte es uns gegenseitig Vergnügen, unsere Bekanntschaft dadurch zu täuschen, daß wir die Kleider wechselten.“ — Hier ist „unsere Bekanntschaft“, wenn nicht fehlerhaft, doch unschön gesetzt statt: „unsere Bekannte“, „Kleider wechseln“ aber ist vollständig fehlerhaft gebraucht statt: „Kleider vertauschen“. Kleider „wechselt“ man nach jedem Regenwetter aber zum Zweck der Vermummung werden sie mit den Kleidern des Andern „getauscht“.

Stephan Milow. Wie Herzen lieben. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1883. 360 S. Mk. 4.—

Der Titel „Wie Herzen lieben“ könnte über jeder andern Sammlung von Novellen mit demselben Rechte stehen, wie hier; denn welches Thema behandeln schließlich alle Novellen, Romane und Erzählungen, gereimte und ungereimte, als eben das einzige ewige: Wie Herzen lieben? Vielleicht hätte das Buch eher den Titel tragen können: „Wie Herzen lieben und entsagen“ — denn das melancholische Motiv der Entsagung aus Liebe zieht sich durch sämmtliche drei Novellen, welche den vorliegenden Band bilden. In der ersten, „Die Stiftsdame“, lieben zwei Schwestern denselben Mann, die eine von ihnen aber entsagt selbst dann noch dem Geliebten, als ihre Schwester, die Gattin desselben, durch Selbstmord sich von ihnen geschieden hat; in der zweiten „Zwei Freunde“ lieben zwei Jugendgenossen dasselbe Mädchen, und wieder räumt sich der eine durch Gift freiwillig aus dem Wege, um dem bevorzugten Freunde den Bund mit der Geliebten leichter zu ermöglichen; und in der dritten Novelle, „Läuterungen“, führt ein Mädchen ihren einstigen Verlobten mit eigener Hand einer vor Jahren von ihm treulos verlassenen Liebe zu, um allerdings selbst in anderer Verbindung neues Glück zu suchen und hoffentlich zu finden — aber der schmerzliche, schwermüthige Zug nothwendiger Entsagung bei voller, heißer Liebe geht durch das ganze Buch. Milow ist als Lyriker rühmlich bekannt, seine Erzählungen erscheinen uns darum bedeutungsvoll und hoch beachtenswerth, weil sie ihren Schwerpunkt in der psychologischen Vertiefung suchen. Der Menschenseele in ihren geheimnißvollen Wandlungen durch Glück und Leiden scharfsinnig nachzugehen und diese Wandlungen als Dichter zu deuten, ist seine erste Aufgabe, die er meist in geistvoller und gedankenreicher Weise löst. Oft aber geht er zu sehr ins Breite und ermüdet; ein rascheres Tempo käme wohl sämmtlichen drei Novellen zu Statten; die Kunst der Darstellung, die Kunst der Erzählung ist nicht immer eine vollkommene, wofür der schöne Hauch echter Poesie, von dem das ganze Buch durchweht ist, doch nicht immer entschädigt. Auch stilistisch möchten wir einige Ausstellungen machen. So stört der häufige, auf einzelnen Seiten sich fünf, sechsmal wiederholende Gebrauch des Wörtchens „ja“ — wie p. 30.: da ja — übrigens

war sie ja — hier herrschte ja u. s. w. Auch verstoßen Wortfolgen, wie p. 26: „aber sie schlug sie, da sie die Treppe vor sich sah, wieder zu“: all zu sehr gegen die Euphonie.

Fanny Lewald. Vom Sund zum Posilip! Briefe aus den Jahren 1879—1881 Berlin, 1883. Janke. 320 S.

Ein prächtiges Buch, dem wir recht viele Leser wünschen, so unterrichtet als unterrichtend geschrieben, mit einer Fülle anregender und fruchtbar nachwirkender Gedanken ausgestattet, geistreich unterhaltend und mit einer Frische im Ton, in der Auffassung, in der Beobachtung, in der Darstellung, daß man nicht eine mehr als siebzigjährige Frau für den Verfasser des Buches halten könnte, sondern einen jugendlichen, allen neuen Erscheinungen mit Enthusiasmus entgegentretenden Autor, wenn dem nicht die Reife des Urtheils, der scharf abwägende Verstand und die Fülle des Wissens widersprächen, die in dem Buche niedergelegt sind. Denn diese Reisebriefe sind eben nicht das Product gerade der einen Reise nach Italien, der sie ihre unmittelbare Entstehung verdanken; sondern, indem Frau Lewald immer die reiche Erinnerung ihrer früheren Reisen nach dem hesperischen Land vor Augen hat und diese mit den Erfahrungen der heutigen vergleichend zusammenstellt, werden ihre Briefe zu einer Geschichte der letzten dreißig, vierzig Jahre, und wir freuen uns, daß die Verfasserin zukunftsgläubig auch die Gegenwart in Italien preist, so viel sie an Poesie und Zauber auch verloren haben mag. Die Verfasserin berichtet nur ihre unmittelbaren, persönlichen Eindrücke, und dadurch erhält ihr Reisebuch den Charakter der scharf ausgeprägten Individualität, die wir an Frau Lewald kennen. Sie bleibt nicht an dem eben sich darbietenden Gegenstande haften, sie eröffnet dem Leser gern weite Horizonte und ihre zahlreich eingestreuten politischen, wie kunsthistorischen Excurse bieten sich so wenig aufdringlich, daß wir ihnen mit wahrem Vergnügen folgen. Sie sind immer die Ausströmungen eines reichen, tiefgebildeten, klaren Geistes. Wie Frau Lewald p. 157 ausruft: „mit dem Wissen eines Mommsen, eines Gregorovius durch die Straßen von Rom zu gehen, das muß ein großes Glück sein!“ — so verstehen wir diesen Stoßseufzer, der eine für die Verfasserin nur ehrenvolle, höchste Bewunderung der zwei großen Gelehrten einschließt, vollständig: aber andererseits mag sie sich doch auch mit verzeihlichem Selbstbewußtsein deß getrösten, daß nur Wenigen gleich ihr die Gabe verliehen ist, die Errungenschaften des Forschers und Gelehrten sich anzueignen, mit unermüdlichem Eifer allüberall nach den Erscheinungen des wahrhaft Schönen zu suchen und zu spüren und das Evangelium desselben begeistert noch im hohen Alter zu verkündigen. Der Vollständigkeit wegen sei hier beigefügt, daß die erste Hälfte des Buches Reisebriefe aus Heiligendamm, Kopenhagen, Schlangenbad, Frankfurt a. M. bringt, die nicht minder fesselnd geschrieben sind, als die übrigen Briefe aus Rom, Neapel und Sorrent.

Hermann Schiller. Geschichte der römischen Kaiserzeit. 1. Bd. 1. Abthlg. Von Cäsars Tod bis zur Erhebung Vespasians. 8. VIII und 496 S. Gotha 1883, F. A. Perthes. ℳ 9.—

Seit Tillemont vor beinahe 200 Jahren sein großes Werk über römische Kaisergeschichte verfaßte, welches als Repertorium derselben stets seinen Werth behalten wird, ist der Versuch nicht wieder unternommen oder wenigstens nicht durchgeführt worden, eine Darstellung der Kaiserzeit mit durchgehenden Quellenangaben zu liefern. Die Verlagshandlung hat, einem allgemein empfundenen und oft ausgesprochenen Bedürfnisse entgegenkommend, die Herausgabe einer Arbeit unternommen, welche mit Benutzung aller heute zu Gebote stehenden und gegen Tillemonts Zeit in jeder Hinsicht reicheren Mittel den jetzigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete darlegen soll. Da das Buch zunächst für Studirende und Lehrer höherer Lehranstalten, dann aber auch für Freunde

des Alterthums überhaupt bestimmt ist, so schien es geboten, bei der notorisch selbst in großen Bibliotheken schweren Erreichbarkeit von Inschriften- und Münzwerken alle bedeutenderen Inschriften und Münzlegenden, sowie alle besonders wichtigen oder aus etwas entlegeneren Schriftstellern entnommenen Textstellen im Wortlaute mitzutheilen. Die Verlagshandlung wird durch diese Unternehmung dem Studium der Kaisergeschichte, das wesentlich aus Mangel einer geeigneten Bearbeitung noch immer über Gebühr vernachlässigt wird, um so eher förderlich, als die Darstellung so gehalten ist, daß sie sich jedem Gebildeten zu empfehlen hofft.

Der erste Band enthält die Geschichte bis auf Diocletians Erhebung, der zweite wird dieselbe bis zu Theodosius des Großen Reichstheilung und Tod fortführen. Von dem ersten Bande ist die erste Abtheilung, welche die Zeit von Cäsars Tod bis auf Vespasians Erhebung umfaßt, eben ausgegeben; es entspricht in vollem Maße den Absichten, aus welchen das Werk hervorgegangen. Der zweite, für die das ganze Manuscript druckfertig vorliegt, soll im Laufe deräch sten Monate folgen; ihr wird ein ausführliches Register für den ganzen ersten Band beigegeben werden. Der zweite Band wird spätestens in zwei Jahren erscheinen.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Baumbach, Rudolf. Abenteuer und Schwänke. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Das Reichsstempelgesetz nebst Tarif vom 1. Juli 1881 unter Benutzung der Gesetzesmotive und des Berichtes der Reichstagscommission mit sämmtlichen Ausführungsverfügungen des Bundesraths sowie den Formularen. Herausgegeben von Gustav Freudenstein, Doctor der Rechte. Minden i. W., J. C. C. Brun's Verlag.

Eckstein, Ernst. Venus Urania. Humoristisches Epos. 5. Auflage. Berlin, Richard Eckstein Nachfolger (Carl Hammer.)

Europäische Wanderbilder, No. 55. 56. Battaglia bei Padua von Eduard Mauthner. Zürich, Orell Füssli & Co.

Geschichte der Kunst im Alterthum. Von Georges Perrot und Charles Chipiez. 15. u. 16. Lfg. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Hartwig, J. Der illustrirte Hausgärtner. Zehnte vermehrte Auflage. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.

Jansen, F. Gustav. Die Davidsbündler. Aus Robert Schumann's Sturm- und Drangperiode. Mit zwei Portraits in Lichtdruck. Leipzig, Breitkopf & Haertel.

Kretzer, Max, Berliner Novellen und Sittenbilder. Heft 1. 2. Jena, Hermann Costenoble.

Lingg, Hermann. Clytia. Eine Scene aus Pompeji. München, Theodor Ackermann.

Mainländer. Die Philosophie der Erlösung. Zwölf philosophische Essays. Zweiter Band. Zweite und dritte Lieferung. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.

Märzroth, Dr. Weltlust. Historietten, Schwänke und Lieder eines heitern Vaganten. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Nicolai, Rudolf. Geschichte der griechischen Litteratur für höhere Schulen und zum Selbststudium. Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.

Nohl, Ludwig. Richard Wagners Bedeutung für die nationale Kunst. Wien und Teschen, Karl Prochaska.

Palästina. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Lieferung 35 bis 39. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Vorm. Eduard Hallberger.

Passarge, L. Henrik Ibsen. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur. Mit dem Portrait und Facsimile Ibsens in Stahlstich. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Rasch, Julius. Aus dem Lande der Magyaren. Roman. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby).

Renan, Ernest. Der Islam und die Wissenschaft. Vortrag, gehalten in der Sorbonne am 29. März 1883. Kritik dieses Vortrags vom Afghanen Scheik Djemmal Eddin und Ernest Renan's Erwiderung. Basel, M. Bernheim.

Scheffer, Wilhelm. Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geister- und Sittengeschichte Frankreichs. Leipzig, Bernhard Schlicke.

Seventornen, Alexander von. Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessings. 1. Bändchen. Ein Nachmittag auf dem Weghause. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe.)

Schweitzer, Dr. Heinrich. Molière und seine Bühne. V. Heft. Wiesbaden, Selbstverlag des Herausgebers.

Tiersch, Otto. Die Unzulänglichkeit des heutigen Musikstudiums an Consorvatorien und Hochschulen nebst Reformvorschlägen. Berlin, Robert Oppenheim.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band X. No. 3. 4. und Extra-Nummer. Berlin, Dietrich Reimer.

Wellmer, Meta. Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Th. Schröter.

Wolzogen, Hans von. Erinnerungen an Richard Wagner. Ein Vortrag. Wien, Carl Konegen.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Dr. W. Koner. Achtzehnter Band, zweites Heft. Berlin. Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 27. — Heft 80.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1883.

Breslau.
S. Schottlaender

November 1883.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait von Henrik Ibsen. Radirung von Wilhelm Rohr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



Henrik Ibsen.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXVII. Band. — November 1883. — 80. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Henrik Ibsen.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Elfride.

Novelle

von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

Es war die Höhe der Saison. Das ungewöhnlich heiße Jahr hatte die Stadtbewohner in größeren Schaaren als sonst in die Sommerfrischen getrieben. Auch in dem reizend gelegenen Badeorte H. war alles überfüllt. Der laue Juliabend hatte die Kurgäste, die während der schwülen Nachmittagstunden sich hinter die schützenden Jalousien geflüchtet, in's Freie hinausgelockt. Zahlreiche Damen und Herren in eleganter Sommertoilette promenirten in den wohlgepflegten Anlagen des Kurgartens; in malerischen Gruppen lagerten andere auf der weiten Rasenfläche, die vor dem Kurhause sich öffnete. Alle Bänke und Stühle auf dem kiesbestreuten Platze waren besetzt, und noch immer strömten neue Gäste von allen Seiten heraus.

Inzwischen war es dunkel geworden, die Gaskandelaber verbreiteten strahlende Helle über den weiten Raum, und die Kurcapelle begann ihr abendliches Concert, auf welches jedoch die fröhlich plaudernde Menge, gewöhnt an diesen Genuß, nur wenig zu achten schien.

In einer der eleganten Villen, welche unmittelbar an die Anlagen des Kurhauses stießen, stand auf dem Balcon der Bel-Etage, der die Aussicht über den ganzen Platz hatte, eine Dame. Auf den ersten Blick hätte man ihr vielleicht mehr Jahre gegeben, als sie in Wirklichkeit zählte. Das feingeschnittene Gesicht zeigte einen Zug des Leidens, auch die feine Hand, die auf der Brüstung des Balcons ruhte, mit den blau durchschimmernden Adern, mußte diesen Eindruck nur verstärken.

Ihr Auge ruhte träumend auf dem sanftgeschwungenen Höhenzuge, an welchen das Kurhaus sich anlehnte und hinter dem die blaßgelbe Scheibe des Mondes eben emporstieg. Ihr Ohr schien dem schmelzenden Adagio zu lauschen, das in langgezogenen Tönen zu ihr herüberklang.

Die stärker von den Bergen wehende Abendluft weckte sie aus ihrem Sinnen und Träumen. Sie verließ den Balcon und trat, ohne jedoch die Thür zu schließen, in den kleinen Salon ein, schellte dem Zimmermädchen und ließ die Lampe hereinbringen.

Als das Mädchen zurückkam, überreichte sie Elfriden, so hieß die junge Dame, das eben erschienene Badeblatt, das zweimal in der Woche ausgegeben wurde und die Liste der inzwischen angekommenen Kurgäste enthielt. Elfride durchflog dieselbe ohne besonderes Interesse; sie durfte kaum darauf rechnen, einen näheren Bekannten darin zu finden, da sie seit dem Tode ihres Vaters sehr zurückgezogen lebte, den Wohnort gewechselt und frühere Beziehungen abgebrochen hatte.

Plötzlich haftete ihr Blick wie gebannt auf einem Namen. Unter den im Europäischen Hof angekommenen Fremden stand: Robert Dorner. Kein Charakter, kein Wohnort war angegeben.

Es war der Name eines Dichters, der vor etwa fünf Jahren mit einem Bande von Liedern und Balladen aufgetreten war. Dieselben hatten gleich bei ihrem Erscheinen großes Aufsehen gemacht und bereits seitdem in mehreren Auflagen weitverbreiteten Eingang in's Publikum gefunden. Die ganz von der Heerstraße des Gewöhnlichen abliegende Eigenart dieser Dichtungen übte auch auf die Männerwelt, die in unseren Tagen der lyrischen Poesie gegenüber, wenn sie nicht dem Bummelwitze huldigt oder eine stark sinnliche Färbung trägt, sich kalt und theilnahmlos verhält, eine Anziehungskraft aus, und die seltene Thatsache, daß hier einmal die verschiedenen Lebensstufen beider Geschlechter in ihrem Gefühle übereinstimmten ließ hoffen, daß man es mit einer mehr als vorübergehenden Modeerscheinung zu thun habe.

Elfridens Herz pochte. War es der Gedanke an die Möglichkeit, einen Dichter, dessen Lieder auch sie mit wärmstem Interesse in sich aufgenommen, nun vielleicht persönlich kennen zu lernen? Sie hatte wohl im elterlichen Hause manchen bekannten, ja berühmten Mann gesehen, aber nie einen Dichter, der ihr wie die Verkörperung eigener tiefster Gefühle erschien. Aber war denn der in dem Blatte stehende Name auch wirklich der ihres Lieblings? Doch ja — hier am Ende der Liste, unter den Tagesneuigkeiten, fand sich eine kurze Notiz in dem üblichen Reporterstil:

„Seit zwei Tagen verweilt an unserem Kurorte der berühmte Lyriker Robert Dorner und gedenkt zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit längere Zeit zu bleiben.“

Nachdem durch diese Notiz alle Zweifel an der Identität beseitigt waren, saß Elfride lange in Gedanken versunken da, das Blatt in der

Hand haltend, während ihr Auge noch immer auf der eben gelesenen Nachricht ruhte. Der Dichter, dessen Name ihr hier blitzartig entgegenleuchtete, machte ihr Herz stärker schlagen — nicht weil er berühmt war; ihr Herz hätte geklopft bei diesem Namen, auch wenn sein Träger der unberühmteste in der ganzen Welt gewesen; wenn es nur der Robert Dorner war, an den sie in dem Augenblicke dachte.

Die Gegenwart versank vor ihr; die Vergangenheit tauchte vor ihren Augen auf. Eine Vergangenheit von nur neun Jahren. Und doch schien eine Ewigkeit zwischen dem Damals und dem Jetzt zu liegen.

Damals, als achtzehnjähriges Mädchen, hatte sie ihn zuerst gesehen. Er war ein junger, flotter Student gewesen, nur drei Jahre älter als sie selber. Mit einem Empfehlungsschreiben an ihren Vater versehen, hatte er in dem elterlichen Hause Besuch gemacht, und war, wie so viele seiner Commilitonen, in der gastlichen Familie freundlich und herzlich aufgenommen worden. Bald kam er jede Woche ein paarmal zum Thee; es wurde gelesen und musicirt: Elfride, die selbst trefflich spielte, begleitete ihm gern die Lieder, die er mit wohllautender Bariton-Stimme sang.

Es blieb nicht lange ein Geheimniß, daß der junge Dorner auch dichtete. Ein musikalischer Freund, der ebenfalls in Elfridens Elternhause verkehrte, hatte eines von Roberts Liedern componirt, und es war von diesem unter falscher Flagge eingeschmuggelt worden. Aber einmal hatte der Freund sich verplaudert, indem er Robert aufforderte, er möge doch „sein Lied" singen. Nun hatte Elfride nicht nachgelassen, bis sie mehr von seinen Poesien zu hören und zu lesen bekam. Sie stellten sich ihm ungesucht ein, oft Kinder des Augenblicks, immer getragen von musikalischem Wohllaut, Musik in sich selbst, und daher auch bald, noch ehe Robert an ihre Sammlung und Veröffentlichung dachte, in verschiedenen Compositionen, namentlich in den studentischen Kreisen beliebt und verbreitet.

Elfride war an diesen Liedern nicht unbetheiligt. Wie sie selbst in ihrem Herzen eine stille Neigung zu dem begabten, mit allen äußeren Vorzügen reich ausgestatteten Jüngling keimen fühlte, so schien auch ihn die gleiche Empfindung zu ihr hinzuziehen. Gerade die Unmittelbarkeit seiner Lieder, die immer ein treues Spiegelbild seiner äußeren und inneren Erlebnisse waren und selbst den kleinen, unscheinbaren Momenten des Lebens einen poetischen Reiz abzugewinnen wußten, verrieth nur zu leicht den Anlaß, dem sie ihre Entstehung verdankten. War es doch oft ein in der Unterhaltung gefallenes Wort, eine Aeußerung, die gerade sie gethan, was sie dann mit frohem Erstaunen als Ausgangs- und Mittelpunkt eines Liedes wiederfand.

Den Eltern entging nicht, wie Robert und Elfride sich zu einander hingezogen fühlten; aber sie ließen sie ruhig gewähren. Weder aufmunternd noch hemmend wollten sie in das Schicksal dieser beiden jungen Herzen eingreifen, die so ganz für einander geschaffen schienen. Es herrschte in der ganzen Familie ein viel zu idealer, dem Materiellen abgewendeter Sinn, als

daß die Frage: was wird daraus werden? sich ernstlich und bekümmernd an die Elternherzen herangedrängt hätte. War doch ihre eigene Ehe in ganz ähnlicher Weise geschlossen worden; auch Elfridens Vater hatte die Mutter kennen gelernt, als er noch Student war; der Unterschied ihres Alters war ein noch viel geringerer als bei Robert und Elfriden, die Aussicht auf eine baldige Vereinigung schwach gewesen. Aber die Mutter hatte still geharrt, und endlich war die Stunde gekommen, wo er sie, die inzwischen die Blüthe der Mädchenjahre längst hinter sich hatte, in sein bescheidenes Heim einführen konnte.

Zu einer Erklärung zwischen Elfriden und Robert war es nicht gekommen. Wenn auch manches seiner Lieder deutlich genug seine Empfindungen aussprach, so blieb es doch bei dem süßbeglückenden Gefühl des sich gegenseitig Verstehens und Angehörens, welches vielleicht den höchsten Reiz eines Liebeslebens bildet.

Nur ein einziges Mal war ein wärmeres Wort gefallen. Es war auf einem größeren ländlichen Ausfluge, wo eine der das liebliche Thal schmückenden Bergruinen in fröhlicher Gesellschaft bestiegen wurde. Man hatte sich von dem reizenden Schauspiel, das der Blick über den gewundenen Strom und die ihn einfassende Hügelkette gewährte, nicht trennen können. Man lagerte sich in dem alten epheuumrankten Burghof, die alten und doch ewig jungen Lieder erklangen, eine extemporirte Bowle trug zur Erhöhung der Heiterkeit nicht unwesentlich bei, und so kam es, daß, als man lange nach Sonnenuntergang in das am Fuße der Burg gelegene Städtchen herunterstieg, der letzte Eisenbahnzug, der die Gesellschaft nach der Universitätsstadt zurückführen sollte, bereits abgegangen war, und man sich entschließen mußte zu Fuß zurückzuwandern. Für die älteren Damen und Herren wurde glücklich noch eine Fahrgelegenheit aufgetrieben; die Jugend machte sich, theils in größeren Gruppen, theils, wie es Zufall und Absicht gab, zu zweien gepaart, auf den Heimweg.

Robert war schon von der Ruine herab Elfridens Begleiter gewesen; es war selbstverständlich, daß er auch jetzt mit ihr ging. In bald heiterem, bald ernstem Gespräch waren die anderthalb Stunden, die man bis in die Stadt brauchte, wie Minuten vergangen. Der Mond bestrahlte in voller Pracht die nächtliche Landschaft, und der lange goldene Streifen, den er auf den sanftrauschenden Strom warf, erschien den Glücklichen wie eine Brücke, die hinüberleitet in das märchenhafte Land, wo alle Träume der Liebenden zur Wirklichkeit werden.

Da zum ersten Mal hatte er sie am Arme geführt, da zum ersten und einzigen Mal war ein Ausdruck innigeren Gefühles über seine Lippen gekommen. Er hatte von seiner Zukunft, von seinen Lebensaussichten gesprochen, von seiner Abneigung gegen den erwählten Beruf, zu welchem ihn mehr die bei so vielen Jünglingen maßgebende Familientradition als der Drang des Herzens geführt hatte; er fühle sich untauglich zur Praxis

des Lebens, sein ganzes Herz ziehe ihn hin zur Kunst und Poesie: er wisse recht wohl, das sei nicht, was man Carrière nenne, er wisse auch, daß man auf solche Aussichten hin kein Herz an sich fesseln dürfe; keinem Mädchen sei es zu verdenken, wenn sie solche phantastische und unsolide Gedanken einfach lächerlich finde. Aber Entsagung sei ja von jeher der Dichter Loos gewesen. Dabei hatte er mit seinen schönen dunklen Augen sie innig angeblickt. In ihrem Innern jauchzte und jubelte es: dies Herz versteht dich und dein Sehnen, und es will gern alle deine Hoffnungen, selbst deine scheiternden, mit dir theilen. Dann waren sie durch Andere, die sich zu ihnen gesellten, unterbrochen worden, und so war auch dieser Abend dahingegangen.

Der Schluß des Sommersemesters stand unmittelbar bevor; im nächsten Winter vertauschte Robert die kleine Universitätsstadt mit einer größeren, die seinem Geiste reichere Nahrung und Anregung bieten sollte, wenn er auch, wie er selbst gestand, den innigen Verkehr mit der Natur und die daraus entspringende dichterische Anregung sehr vermissen würde. Er hatte dann noch einigemal geschrieben; allmählich aber war er ihrem Gesichtskreise mehr und mehr entrückt worden und zuletzt ganz entschwunden.

Da erschien, drei Jahre nach seinem Fortgang, die erste Sammlung seiner Lieder. Hier fand Elfride zu ihrer Freude auch die Gedichte wieder, welche er einst ihr geschenkt hatte und deren Originale sie als theure Andenken an jene unvergeßliche Zeit aufbewahrte. Ja, sie dünkte sich reicher als die tausend Anderen, die das Buch gleichzeitig mit ihr lasen, weil sie von so vielen Liedern Werden und Anlaß verfolgen und somit viel tiefer als Jene in die heimliche Werkstatt seines Schaffens hineinblicken konnte. Und was sie doppelt reich sich erscheinen ließ, war, daß manches Lied in diesem Bande nicht enthalten war, das sie allein besaß; es waren mitunter nur mit Bleistift geschriebene Concepte, die ersten rasch aufgezeichneten Entwürfe, von denen der junge Dichter, achtlos auf das eigene Talent, gar keine andere Abschrift bewahrt hatte, die er der Freundin, weil sie Freude daran fand, überlassen, wie man das Blatt auf den Wellen des Stromes treiben läßt, ohne zu fragen, wo es landen werde. Wohl hatte sie daran gedacht, diese Lieder, die ihr nur wie ein heiliges, ihr anvertrautes Gut erschienen, ihm zurückzusenden, denn es war gar manches darunter, das in seiner innigen und warmen Empfindung zu dem Schönsten gehörte, was er gedichtet. Aber ein Gefühl jungfräulichen Stolzes hielt sie zurück; er hätte darin einen Versuch erblicken können, abgebrochene Fäden wieder anzuknüpfen, und dagegen sträubte sich Alles in ihr. Um so mehr, als in ihrem Herzen die Liebe zu ihm noch in heller Flammenschrift leuchtete. Allein sie hatte sich daran gewöhnt, diese Liebe als eine hoffnungslose zu betrachten; wunschlos für sich selbst, wenn auch nicht ohne ein Gefühl leiser Wehmuth, folgte sie dem Fluge des jungen Aares; und nur manchmal in stillen einsamen Stunden hing sie dem Gedanken nach, wie es hätte sein können, wenn sie an seiner

Seite, gewiegt von den Lüften, der Morgenröthe eines schöneren Daseins zugesteuert wäre.

Durch den Tod ihrer Eltern — der Vater war ein Jahr nach der treuen Gefährtin seiner Tage gestorben — war Elfridens Leben nach außen stiller, noch mehr ein nach innen gekehrtes geworden. In unabhängiger, wenn auch nicht glänzender Lage von ihnen zurückgelassen, verlebte sie einen Theil des Jahres auf Reisen und suchte, da ihre Gesundheit nicht allzufest erschien, bereits zum zweiten Male das Bad auf, in welchem wir sie am Beginn unserer Erzählung trafen.

Wenn in ihrer eigenen Seele der Ton stiller Resignation noch nicht ganz verklungen war, so fühlte sie durch Roberts Lieder sich um so mehr sympathisch berührt, als auch aus ihnen nicht der Ton reinen Glückes herausklang, sondern eine Grundstimmung der Entsagung und stillen Trauer sie beherrschte. Sie wußte nichts von seinen weiteren Lebensschicksalen; aber sie gedachte oftmals seiner Worte auf jenem nächtlichen Spaziergange: daß Entsagung das Loos des Dichters sei. Auch scheute sie sich instinctiv, nach seinen persönlichen Beziehungen zu forschen; denn wenngleich sie aus reinstem Herzen ihm jedes Glück der Erde wünschte und gönnte, so fühlte sie sich doch nicht stark genug, aus dem Munde Anderer ihr eigenes Urtheil zu hören, daß er vielleicht durch ein Bündniß, das er für's Leben geschlossen, ihr unwiederbringlich verloren sei. Eigenthümlich berührte es sie, daß in den nicht wenigen Liedern, die in der neuesten Auflage seiner Dichtungen hinzugekommen, sie jenen Ton der Entsagung und Trauer noch stärker als in den früheren fand, und daß kaum ein einziges sich mehr zu der jugendlichen Fröhlichkeit erhob, die aus den Liedern seiner Studentenzeit geathmet hatte. Ein gewisses düstres Grübeln über die Räthsel des Menschendaseins sprach sich aus, und auch seine jüngsten Balladen trugen ein gleich düsteres Gepräge, indem sie mit Vorliebe Nachtseiten der menschlichen Natur behandelten. Aus alle dem glaubte Elfride schließen zu müssen, daß sein Herz von mancher trüben Erfahrung nicht verschont geblieben sei.

Lange saß sie so da, während die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüberzogen und verrauschtes Leid und Glück in ihrer Seele nachzitterte. Jetzt stand sie auf und trat wieder an die geöffnete Balconthür. Die Musik war längst verstummt; draußen auf der Promenade war es still geworden, und nur einzelne Gestalten glitten, aus dem Kurhause kommend, über die vereinsamten Pfade dahin. Der von den Bergen wehende Nachtwind hatte sich gelegt, es war, wie in Gebirgsgegenden gewöhnlich, wieder wärmer geworden, und Elfride athmete in vollen Zügen die herrliche balsamische Luft ein.

Das Haus, in welchem sie wohnte, bildete die Ecke der nach dem Kursaal hin gelegenen Straße, die sich hier mit einer nach den Heilquellen führenden, zu beiden Seiten mit eleganten Villen besetzten Allee kreuzte. Jetzt erblickte sie in der gerade auf ihr Haus zugehenden Richtung eine

Männergestalt. Der tiefbeschattende Hut deckte den größten Theil des Gesichtes; dennoch schien es Elfriden nach Gang und Haltung, es könne kein anderer sein als Dorner.

Etwa zwanzig Schritte von dem Hause entfernt, richtete er das gesenkte Haupt empor. Nun konnte sie beim Scheine der Laterne seine Züge deutlich erkennen. Sie hatte sich nicht getäuscht, er war es wirklich. Sein Auge lenkte sich auf den Balcon, auf welchem Elfride so stand, daß ihre Gestalt, gegen den von der Lampe erhellten Hintergrund des Salons sich abhebend, in ihren Umrissen deutlich erkennbar war, während zugleich von vorn ein voller Strahl der Straßenlaterne auf ihr Gesicht fiel.

Es schien, als ob er einen Augenblick stutzte. Er fuhr mit der Hand nach der Stirn, wie Jemand, der sich auf etwas besinnt, was er nicht sogleich finden kann, hielt einen Moment an und setzte dann seinen Weg fort, auf dem er im Schatten der Bäume bald Elfridens Blicken entschwand.

Ihr Herz pochte laut, und als sie in ihr Zimmer zurückgetreten war und die Balconthür geschlossen hatte, ging sie noch lange ruhelos auf und nieder.

Nach einer etwas unruhigen Nacht, in welcher mancherlei Traumbilder in wirrem Durcheinander vor ihrer Seele sich drängten, ging sie am nächsten Morgen, zur gewohnten Stunde geweckt, an den Brunnen. Beim flüchtigen Hineinblicken in den Spiegel war es ihr vorgekommen, als sehe sie noch bleicher als gewöhnlich aus. Sie fühlte sich ermattet und zerschlagen, wie es immer der Fall ist, wenn das ruhelose Arbeiten des Geistes sich in den Stunden der Nacht fortsetzt und dadurch dem Schlafe seine erquickende und heilende Kraft benimmt. So war sie denn auch nicht aufgelegt, wie sie sonst wohl pflegte, die übliche Zeit des Brunnentrinkens ganz mit Promeniren auszufüllen, sondern suchte sich, nachdem die drei Becher, welche der Arzt ihr vorgeschrieben, in den gehörigen Pausen genommen waren, nach einem kurzen Spaziergange einen der abgelegeneren Sitzplätze der Promenade aus, wo die Aussicht auf ein niedliches Dörfchen ein friedlich stimmendes Landschaftsbild eröffnete und kaum etwas an den eleganten Badeort erinnerte, dessen buntes Treiben nur ungefähr zehn Minuten davon hin und her wogte.

Sie saß noch nicht lange, da sah sie in einiger Entfernung Dorner kommen. Noch wäre es Zeit gewesen, eine Begegnung mit ihm zu vermeiden; denn er ging gesenkten Hauptes, langsamen Schrittes, offenbar ganz in seine Gedanken und Träume verloren. Aber vergebens versuchte sie sich zu erheben; sie fühlte sich wie gelähmt. Nun kam er näher. Als er dicht bei ihr war, richtete sein Blick, wie unwillkürlich durch den Schimmer von Elfridens hellem Morgenkleide getroffen, sich empor; sein Auge streifte ihr Gesicht. Jetzt blieb er stehen, schien einen Augenblick zu zögern, im nächsten trat er auf sie zu, lüftete den Hut und redete sie an.

„So habe ich mich nicht getäuscht, Sie sind es, Fräulein", — er nannte ihren Familiennamen — „schon gestern Abend glaubte ich Sie gesehen zu

haben; aber es war mir wie ein Traum, auf dessen Wirklichkeit ich nicht hoffen durfte."

Ehe sie noch Zeit gefunden, sich zu fassen und etwas zu erwidern, hatte er, ohne um Erlaubniß zu fragen, auf der Bank an ihrer Seite Platz genommen. Alles kam Elfriden so natürlich und selbstverständlich vor, als könne es gar nicht anders sein. Seine völlige Unbefangenheit, die ersichtliche und aufrichtige Freude über ihr Zusammentreffen, die sich auf seinem Angesichte spiegelte, nahm auch ihr jedes Gefühl der Unruhe. Mit dem feinen Tacte des Weibes erkannte sie in dieser Unbefangenheit den Ausdruck eines Herzens, das ihr gegenüber keine andere als freundschaftliche Empfindungen hegte. Und so gelang es ihr sehr bald, in das Geleis einer herzlichen, das Gemüth nicht in seinen Tiefen erregenden Unterhaltung hineinzulenken. Sie verschwieg ihm nicht, daß sie mit inniger Freude von seiner Ankunft und seinem längeren Verweilen in diesem Thale gelesen; daß sie ihn am gestrigen Abend gleich erkannt und wohl sein momentanes Stutzen bei ihrem Anblick bemerkt habe.

Bald waren sie im traulichsten Gespräche. Sie mußte ihm von allen ihren Erlebnissen berichten. Er hatte den Tod ihres Vaters aus den Zeitungen erfahren und klagte sich selbst der größten Saumseligkeit an, daß er ihr bei diesem Verluste, dessen Schwere er nach der Innigkeit ihres Familienlebens vollauf ermessen könne, seine Theilnahme nicht ausgesprochen habe.

„Es ist," fügte er hinzu, „ein alter Fehler von mir, gegen den ich vergeblich oft angekämpft habe, und der mir manche liebe Beziehung im Leben unerfreulich gelöst hat. In der That ist es ungerecht, von unsern Freunden zu verlangen, daß sie an die Fortdauer unserer Gesinnungen auch in der Ferne glauben sollen, wenn wir aus Mangel an Energie die Bethätigung derselben unterlassen. Und doch, Sie dürfen überzeugt sein," fuhr er fort, indem er Elfridens Hand ergriff, „daß ich nie aufgehört habe, an Sie und die Ihrigen zu denken, und daß jene Tage zu den lichtesten in meinem Leben gehören. Ja manchmal will es mich bedünken, ich hätte nie wieder seitdem das Gefühl ganzen und ungetheilten Glückes gehabt."

Ein Schatten der Trauer flog bei diesen Worten über seine Mienen.

„Sie haben auch wenig verloren," schloß er mit einem trüben Lächeln, „wenn ich Ihnen von meinem Leben nichts berichtete."

„Rechnen Sie," versetzte Elfride, „den Einblick, den mir Ihre Mittheilungen gegönnt hätten, den Einblick in die Entwickelung Ihres Geistes für nichts? Oder halten Sie Ihre alten Freunde," fügte sie mit leichter Betonung des ‚alten' hinzu, „für egoistisch genug, um sich nicht mitzufreuen an jedem neuen Glücke, das Ihnen auch nach Ihrer Entfernung zu Theil geworden?"

„Glück?" erwiderte Robert bitter. „Ja wohl! Die buntschillernde Seifenblase — da segelt sie hin! Die Sonne und die ganze Welt spiegelt sich in ihr! Und nun, ein leiser Windhauch! zerplatzt, zerstoben — das ist das Glück!"

„Sie sind undankbar gegen sich und das Schicksal," sagte Elfride. „Ich sollte denken, wer wie Sie die Gabe besitzt, nicht nur für sich, sondern für tausend Andere Das auszudrücken, was die Seele des Menschen zu allen Zeiten bewegt hat, der könnte, auch wenn das Schwerste ihm vom Leben auferlegt würde, niemals ganz unglücklich sein."

„Glauben Sie nicht," erwiderte Robert, „daß ich den Werth den schmerzlich süßen Geschenkes verkenne, das eine gütige Feenhand mir als Angebinde in die Wiege gelegt. Auch ich fühle in seiner Tiefe die Wahrheit jenes Goetheschen Wortes: ‚Mir gab ein Gott, zu sagen wie ich leide'. Ich weiß, daß ohne diesen Trost des Liedes ich vor dem Dasein längst ein Grauen empfunden hätte. — Doch lassen wir das! Es ist nicht gut, an einem so heitern Sommermorgen, der so überraschend einen guten Engel auf meinen Pfad geführt hat, die dunklen Gestalten der Nacht heraufzubeschwören. Sehen Sie das Dörfchen da — wie viel schöner müßte es doch sein, dort seinen Aufenthalt zu nehmen und täglich die kurze Strecke nach dem Brunnen zu wandern, als den Tag über inmitten dieser rauschenden Menge sich zu ennuyiren und an der nicht endenden Table d'hôte fade Gespräche mit anzuhören? Und doch sind wir schwach genug, der einfach derben, ländlichen Kost eines Dorfwirthshauses, die wir im Schatten grüner Bäume verzehren könnten, die Genüsse eines comfortablen Hotels mit seiner tödtlichen Langeweile vorzuziehen. Ich habe gestern früh meinen Morgenkaffee nicht auf der Terrasse des Kurhauses, unter einer Schaar von befrackten Kellnern, sondern in jenem Dorfe getrunken, und kam wie erfrischt zurück. Was meinen Sie? Der Weg ist nicht weit, und ich hoffe, es gereut Sie nicht, in dem kleinen Gärtchen der Dorfschänke gefrühstückt zu haben."

Elfride ging gern auf den Vorschlag ein. Sie brachen sogleich auf; der Weg führte durch Kornfelder, deren goldene Wogen im Morgenwinde sich leise hin und her schaukelten. Da der Pfad zwischen den Feldern grade so breit war, daß zwei Personen nur dicht neben einander gehen konnten, so bot Robert ihr seinen Arm, den sie ohne Ziererei annahm. Sie fühlte nichts mehr von der Abspannung der vergangenen Nacht; eine wunderbare Empfindung körperlicher und geistiger Elasticität durchdrang sie. Sie hütete sich wohl, Vergleiche zwischen dem Einst und Jetzt anzustellen, überhaupt zu reflectiren; wie in einer holden Träumerei ließ sie sich von dem Gefühle eines unendlich beseligenden Zustandes wiegen.

Nach einer kleinen Viertelstunde war das Dorf erreicht. Gleich am Anfang lag das Wirthshaus. Sie traten unmittelbar in den nicht großen, aber sauber gehaltenen Garten, an welchem eine Reihe reinlicher Tische, eleganter als man sie sonst in Dörfern anzutreffen pflegt, die Nähe des Badeortes verriethen, aus welchem in den Nachmittagsstunden die Kurgäste nicht selten hierher spazierten, um unter den schattigen Bäumen des Gartens, von dem aus man einen hübschen Blick auf das Bad genoß, eine kleine Erfrischung zu nehmen.

Robert und Elfride hatten kaum an einem der Tische unter einem breiten Lindenbaume Platz genommen, als schon die freundliche, junge Wirthin erschien und mit sichtlicher Freude ihren Morgengast von gestern wieder erkannte.

„Das ist schön von Ihnen, daß Sie wiederkommen," sagte sie, Robert die Hand reichend.

„Ja, Sie sehen, Frau Wirthin," versetzte Robert lächelnd, „ich mache Reclame für Sie und bringe heute schon neue Kundschaft mit."

Bald stand auf dem mit roth und weißem Leinen gedeckten Tische der Kaffee servirt, das Gebäck war dasselbe, das man im Kurorte selbst bekam; die Wirthin hatte daneben auch Landbrod und Butter gestellt.

„Weil's Ihnen gestern zu schmecken schien," fügte sie halb entschuldigend hinzu.

Elfride machte die Honneurs und Robert sah seelenvergnügt zu, wie sie ihm von dem köstlichen Landbrod, das er besonders liebte, die Butterbrode zubereitete. Er hatte seine Handschuhe abgezogen, und als er ihr das Tellerchen abnahm, auf welchem sie ihm das Brod präsentirte, fiel ihr Blick auf den Ring an seinem Finger.

Sie konnte nur mühsam eine Bewegung verbergen, die sich ihrer Seele bemächtigte. Zum ersten Male hörte sie etwas zerstreut seinen Worten zu, auf die sie bisher andachtsvoll gelauscht hatte. Das Räthsel des Ringes, ob er eine erst geschlossene Verlobung, ob es das festere Band der Ehe bedeute, wich nicht aus ihrem Sinne. War er verlobt, wie war dann die traurige Stimmung zu erklären, die aus seinen letzten Aeußerungen sprach?

Robert entging ihre Zerstreutheit nicht.

„Was haben Sie? Wo weilen Ihre Gedanken?"

Elfride erröthete tief. Sie war in sichtlicher Verlegenheit, was sie erwidern sollte. In diesem Augenblicke kam die Wirthin heran und fragte, ob die Herrschaften vielleicht auch Honig wünschten. Als Elfride es ablehnte und die Frau wieder gegangen war, sagte Robert:

„Ich glaube Ihren letzten Gedanken zu errathen. Sie denken bei sich, wie die gute Frau, die uns eben verließ, unser Verhältniß zu einander wohl auffaßt."

Elfride erröthete auf's neue; sie erwiderte nichts, war aber froh, daß dadurch ihre eigentliche Empfindung hinter einer allerdings nicht fernliegenden Muthmaßung sich verbergen konnte. Damit kehrte ihr die Unbefangenheit, die sie einen Augenblick verloren, zurück, und in zwangloser Plauderei verfloß ihnen noch ein halbes Stündchen, bis sie, nach der Uhr sehend, zum Aufbruch mahnte, da der Vormittag auch noch durch die vorgeschriebenen Bäder in Anspruch genommen war.

Sie trennten sich vor der Thür ihres Hauses mit dem Versprechen, sich recht oft zu sehen.

Als Elfride in ihrem Zimmer allein war und ihr Blick in den Spiegel

fiel, überraschte sie selbst der Ausdruck inneren Glückes, der auf ihrem Antlitz lag. Sie kam sich jünger vor, die Morgenwanderung hatte auf ihre Wangen frischere Farben gehaucht, als sie sonst zu haben pflegte. Aber mehr noch als in ihrer äußeren Erscheinung, fühlte sie in ihrem Inneren eine Umwandlung. Sie empfand es schon jetzt klar und tief, daß sie Robert noch liebe, und manchmal schien ihr der Zeitraum, der zwischen dem Jetzt und dem schönen Damals lag, wie ein Traum, der mit den Morgennebeln vor dem Frühroth gewichen sei. Dazwischen freilich mußte sie an den Ring denken und sich selbst thöricht schelten, daß sie überhaupt noch solchen Gedanken Raum in ihrem Herzen gönnte. Es war auch nichts weniger als die Hoffnung, einst noch die Seine zu werden, was in ihren glücklichsten Momenten ihre Seele durchleuchtete; so bestimmte Gestalt nahmen ihre Träume nicht an; es war nur das eine unnennbar wohlige Gefühl, ihn wieder zu haben, dem Klange seiner Stimme zu lauschen, an seiner Seite zu gehen. Wie das enden könne und wohin ihr Herz auf den sanften Wogen dieser Empfindung treiben möge, darüber wollte sie selbst sich nicht klar werden.

Von dem Tage an sahen die beiden „guten Gesellen“, wie Robert einmal scherzhaft sich und Elfride nannte, einander täglich. Nicht nur, daß er Morgens auf der Promenade ihr ständiger Begleiter wurde, auch in den Nachmittagstunden oder gegen Abend streiften sie häufig zusammen durch die reizende Umgebung des Badeortes, machten auch ein paarmal eine Partie zu Wagen nach einem der entfernter liegenden schönen Punkte, an denen die Gegend von H. so außerordentlich reich war. Des Morgens pflegten sie selten länger als zum Trinken des Brunnens nothwendig war, auf der Kurpromenade zu verweilen; wenn das Wetter es irgend erlaubte, schlugen sie einen der entlegensten Pfade ein, oftmals wieder nach dem Dörfchen, wo sie am ersten Morgen ihres Zusammenseins gefrühstückt hatten. Die Wirthin hatte wirklich einmal die verhängnißvolle Anrede „Frau Gemahlin“ gebraucht, in aller Unschuld, weil sie nicht anders glaubte, als daß die Beiden Mann und Frau seien; auch hier hatte Robert mit einem leichten Scherze die erröthende Elfride aus der augenblicklichen Verlegenheit gezogen. Hätte sie im Ernst derartige Gedanken gehegt, so wäre sie schon aus Stolz durch eine solche Aeußerung veranlaßt worden, die einsamen Spaziergänge mit Robert abzubrechen; gerade aber, weil sie sich frei wußte von dem Gedanken an die Möglichkeit seines Besitzes und in dem, wenn auch immer noch räthselhaften Ringe einen Talisman gegen alle weiter gehenden Hoffnungen zu erblicken glaubte, gab sie sich dem Zauber des Umganges mit ihm rückhaltlos hin.

Der regenlose Sommer brachte nur wenige Tage, wo der Himmel sein Veto gegen diese Spaziergänge auf den gewöhnlichen Feldwegen einlegte und Elfriden nöthigte, auf die Wandelbahn der Kuranlagen ihre Promenaden zu beschränken. Dann war Robert immer einsilbiger als sonst und ersichtlich

bei weniger guter Laune. Ihn störten die neugierigen Blicke der alten und jungen Damen, die natürlich sehr bald herausgebracht hatten, wer der interessante Kurgast sei, und am Brunnen sich augenscheinlich in seine Nähe drängten oder sich ihm bemerklich zu machen suchten. Auch fehlte es nicht an anonymen, nach den feinsten Parfüms duftenden Billetchen, die in Prosa und Versen die Bewunderung für seine „herrlichen Poesien" ausdrückten und den Wunsch einer Annäherung an die Briefstellerin oder Dichterin mehr oder weniger verblümt zu erkennen gaben. Robert glaubte keine Indiscretion zu begehen, wenn er seine Freundin zur Vertrauten dieser geheimen Correspondenz machte, und es verschaffte ihnen manchen heiteren Augenblick, wenn sie aus dem Charakter der Schrift, aus Stil und Inhalt gemeinschaftlich Schlüsse zogen auf Alter und Bildungsgrad der Schreiberin. Aber alle diese Billete ließ er unbeantwortet, allen Lockungen zu vorgeschlagenen Stelldicheins setzte er beharrlichen Widerstand entgegen. Auch die Versuche an der Table d'hôte des Hotels, in dem er wohnte, ihn in eine lebhaftere Unterhaltung hineinzuziehen, mißglückten; ja sie hatten bei dem über die Zudringlichkeit einiger Damen verstimmten Dichter den Erfolg, daß er von da an es vorzog, in dem Restaurant des Hotels à la carte zu diniren, um die Table d'hôte ganz zu vermeiden. Da Alles vergeblich schien, den „Misogyn", wie er bald allgemein genannt wurde, zu fangen, so suchten seine Verehrerinnen auf anderem Wege mit dem Unnahbaren sich in Beziehung zu setzen.

Eines Vormittags, als Elfride eben vom Bade zurückgekehrt war und noch ein Stündchen vor dem Essen ausruhte, wurde ihr eine Dame gemeldet, die sich der etwas überraschten Elfride als die Geheimräthin M. aus F. vorstellte. Elfride hatte die Dame oft am Brunnen gesehen, wo sie durch die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung die Aufmerksamkeit auf sich zog und immer einen Schwarm von lauschenden Bewunderern um sich versammelte. Es war eine stattliche Erscheinung im Beginn der Dreißiger, die nicht ihrer Gesundheit wegen, sondern in Begleitung ihres erheblich älteren Mannes dessen zweite Frau sie war, schon eine Reihe von Jahren das Bad besuchte. Sie war die Leiterin aller Unternehmungen zu wohlthätigen Zwecken, aber außerdem auch ein geistiger Mittelpunkt für einen beträchtlichen Theil der Kurgesellschaft.

„Sie werden verwundert sein, mein Fräulein," begann die Geheimräthin, „was mich zu Ihnen führt, und doch es begreiflich finden, wenn ich Ihnen die Veranlassung mitgetheilt. Sie haben längst," fuhr sie fort, nachdem sie auf Elfridens Einladung Platz genommen, „unser aller Neid erregt durch das Glück, dessen Sie allein genießen, mit Herrn Dorner zu verkehren. Ihr Umgang, scheint es, genügt ihm so vollständig, daß er gar nicht das Bedürfniß fühlt, uns Andern auch nur ein Wort oder einen Blick zu gönnen. Ich zähle mich zu seinen aufrichtigsten, ja ich darf wohl behaupten, glühendsten Verehrerinnen, und gestehe, daß es mich beglücken würde, ihn kennen zu

lernen. Indeß, ich bin bescheiden genug, um nicht gegen die gern zurückzutreten, die ohne Zweifel dem Fluge seines Genius besser als wir gewöhnlichen Frauen zu folgen weiß."

„Sie verkennen, gnädige Frau," versetzte Elfride, ein wenig verletzt durch die leicht ironische Art, mit welcher die Geheimräthin die letzten Worte gesprochen hatte, „Sie verkennen ganz den Charakter meines Verkehres mit Herrn Dorner. Er würde, ich zweifle nicht im geringsten daran, in dem Umgang mit anderen Damen ungleich größeren Genuß finden als meine einfache Unterhaltung ihm zu bieten vermag. Was seinen Verkehr mit mir Ihnen auf die natürlichste Weise erklären wird, sind alte Familienbeziehungen von seiner Universitätszeit her, die er hier wieder aufgenommen hat: er war ein häufiger, und ich darf sagen, gern gesehener Gast in meinem elterlichen Hause."

„O das ist ja sehr interessant," bemerkte die Geheimräthin. „Nun, dann darf ich um so eher darauf rechnen, daß Herr Dorner, wenn Sie uns beistehen wollen, durch Ihre Vermittelung uns seine Unterstützung leihen wird. Sie haben von der großen Feuersbrunst gelesen, die kürzlich eine der blühendsten Städte in Amerika zu einem Schutt- und Aschenhaufen umgewandelt hat!"

Elfride nickte bejahend.

„Tausende auch unserer deutschen Landsleute," fuhr die Geheimräthin fort, „sind dadurch obdachlos geworden. Da erscheint es als eine patriotische wie humanitäre Pflicht, helfend beizuspringen. Wir haben daher in's Auge gefaßt, einen musikalisch-declamatorischen Abend zu veranstalten, und ich glaube, nichts könnte diesem edlen Zwecke glänzenderen Erfolg verschaffen, als wenn Herr Dorner sich daran betheiligen wollte."

„Wie ich ihn kenne," sagte Elfride, „und seine, ich weiß nicht wodurch genährte, trübe und menschenscheue Stimmung, glaube ich wirklich nicht —"

„Trübe Stimmung! Aber, bestes Fräulein, wie oft hat man ihn heiter und scherzend an Ihrer Seite gesehen. Wenn auch vielleicht nur Sie die Davidsharfe zu meistern verstehen, die den Unmuth dieses Saul verscheucht, nun so werden Sie auch das bei ihm durchsetzen."

„Und wie dachten Sie sich eine Betheiligung seinerseits?". fragte Elfride.

„O dies sei Ihnen und ihm ganz überlassen," versetzte die Geheimräthin. „Herr Dorner ist, wie mir eine Dame meiner Bekanntschaft sagte, die längere Zeit an demselben Orte mit ihm lebte, ein ebenso vortrefflicher Sänger wie Declamator. Am willkommensten wäre es natürlich, wenn er etwas Ungedrucktes, ganz Neues zum Besten gäbe, oder eines und das andere seiner Lieder, die ja so reizend componirt sind, vortragen wollte. Bitte, liebes Fräulein, gedenken Sie der armen Landsleute in Amerika, und versagen Sie uns Ihren mächtigen Beistand nicht."

„Ich fürchte, gnädige Frau," versetzte Elfride, „Sie überschätzen meinen

Einfluß. Ich verspreche Ihnen zu thun, was ich kann; aber ich kann leider in keiner Weise den Erfolg verbürgen."

Die Geheimräthin stand auf und verließ unter dem Ausdruck ihres verbindlichsten Dankes das Zimmer.

Schon an demselben Nachmittage trug Elfride ihrem Freunde das Anliegen des Wohlthätigkeitscomités vor, in dessen Auftrage die Dame gekommen zu sein vorgab. Robert wollte zunächst schlechterdings nichts davon wissen, auf Elfridens Zureden jedoch suchte er sich mit dem Gedanken zu befreunden, was ihm auch schließlich gelang. Er stellte nur die eine Bedingung, daß Elfride ihn beim Vortrage seiner Lieder begleiten müße. Wie gern ging sie darauf ein, war es ihr doch, als wenn damit erst ganz die alte Zeit wieder auftauchte!

So kam der von der ganzen Badegesellschaft mit größter Spannung erwartete Abend heran. Der Kursaal war gedrückt voll, das Resultat ein nach geistiger wie materieller Richtung hin höchst befriedigendes. Robert hatte gerade zwei seiner ältesten Lieder gewählt, jenes erste, das Elfride, ohne noch zu wissen, daß er der Dichter war, begleitet hatte, und ein anderes, das er in jenen glücklichen Tagen nicht lange nachher an sie gerichtet. Sie fühlte dadurch sich tief bewegt, und wenn sie an dem Abend etwas bleicher als gewöhnlich erschien, so war die innere Erregung die Ursache davon. Uebrigens erklärte Robert, dies sei das erste und letzte Mal, und wenn ganz London oder Berlin abbrenne, so werde ihn das nicht mehr bewegen, an einem solchen Wohlthätigkeits-Concert sich zu betheiligen.

Die Damen, die das Comité gebildet, die Geheimräthin an der Spitze, hatten ihren Hauptzweck, sich dadurch in eine nähere Beziehung zu Robert zu setzen, nur sehr unvollkommen erreicht. Denn abgesehen von einigen höflichen Worten, die er am Abend selbst mit ihnen zu wechseln nicht umhin gekonnt, verhielt er sich äußerst reservirt, verschwand unmittelbar nach Schluß des Concerts und ging auch auf der Promenade über ein höfliches Hutabziehen und Verbeugen gegen die Damen nicht hinaus.

Wenn die Morgen und Nachmittage durch den Verkehr mit Elfriden für Robert in angenehmster Weise sich gestalteten, so waren dagegen seine Abende ihm um so unerträglicher. Denn da Elfride der Vorschrift des Arztes folgend, sich wegen der feuchten Thalluft des Abends nach Sonnenuntergang nicht mehr in's Freie wagte, und daher an den täglichen Abendconcerten und sich daran knüpfenden Promenaden nicht theilnahm, so blieb Robert nichts übrig, wenn er nicht zu Hause sitzen oder allein im Dunkeln promeniren wollte, als die Abendstunden im Lesesalon des Kurhauses zu verbringen, wo er wenigstens, da dort Schweigen Vorschrift war, vor der Zudringlichkeit der Gesellschaft, deren weibliche Mitglieder namentlich auch jetzt die Versuche, sich ihm zu nähern nicht aufgaben, sich geschützter glaubte, als in den Conversationssälen. Die liebste Zeit für dichterisches Schaffen waren ihm sonst

die frühen Morgenstunden; er gehörte nicht zu jenen überreizten, nervösen Naturen, die der Erregung eines Tages bedürfen, um dann in den Stunden der Nacht zum Produciren sich aufgelegt zu fühlen. Da aber der Morgen durch den ihm lieb gewordenen Umgang mit Elfriden besetzt war, so wurden jetzt seiner Gewohnheit zuwider die Abendstunden häufiger dem dichterischen Schaffen gewidmet.

Er fühlte dazu gerade in jenen Tagen sich mehr als seit langer Zeit angeregt. Ohne eigentlich geistreich zu sein, wußte Elfride doch, eben weil sie sich unbefangen und rückhaltlos gab, die Saiten seines Empfindens wohlthuend widerklingen zu lassen. Und er überraschte sich selbst dabei, daß der alte Grundton froher und heiterer Lebensstimmung, der sonst seinen Liedern eigen gewesen, seit einiger Zeit aber daraus entschwunden war, sich ihm unwillkürlich wieder einstellte. Die sagenreiche Gegend trug ihm auf den Streifzügen, die er allein oder mit Elfride unternahm, manche alte Kunde und Mär zu, die ihn zu dichterischer Gestaltung reizte.

Immerhin aber blieben ihm auch jetzt mehr freie und unbeschäftigte Abende übrig als ihm lieb war. Eines Tages klagte er das seiner Freundin.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte Elfride. „Ich bin nicht mehr so jung“ — hier flog ein leichtes Erröthen über ihr Angesicht — „daß es meinem Rufe gefährlich werden könnte, wenn Sie des Abends Ihren Thee statt auf Ihrem Zimmer oder im Kaffeehause, in meinem bescheidenen Salon trinken. Sind Sie damit einverstanden?“

Robert ergriff ihre Hand und drückte sie herzlich.

„Einen solchen Vorschlag,“ sagte er, „kann nur ein so gütiges Herz machen wie das Ihrige, das auch die stumme, unausgesprochene Bitte erräth und versteht. Ich darf es Ihnen jetzt ja gestehen, daß ich oft des Abends unter Ihrem Fenster stand und sehnsüchtig hinaufblickte nach den erhellten Scheiben. Ich würde nie gewagt haben, Sie darum zu bitten; daß Sie selbst, wie in meiner Seele lesend, das mir anbieten, was ich mir im Geheimen wünschte, zeigt mir ganz Ihre edle und freie Natur, die das schöne Recht, glücklich zu machen, sich nicht verkümmern läßt durch die Rücksichtnahme auf die Erbärmlichkeiten unserer conventionellen Verhältnisse.“

Von nun an kam Robert des Abends regelmäßig zu Elfriden. Natürlich blieben diese Besuche, zunächst im Hause, nicht unbemerkt, um so weniger als Elfride gegen die Bedienung gar kein Geheimniß daraus machte. In der nächsten Nachbarschaft wohnten ein paar ältliche, aber hochgebildete Jungfrauen, von denen die eine sogar in dem Blatte einer Provinzialstadt einen Roman „verbrochen“ hatte. Diese waren an jenem Unterhaltungsabende in auffälliger Weise bemüht gewesen, an Dorner heranzukommen und erkannten es nun, wo ihre Bemühungen fehlgeschlagen, als eine heilige Pflicht, das unpassende Benehmen Elfridens, die leichtsinnig durch so ungenirten Verkehr ihren guten Ruf in die Schanze schlage, mit Argusaugen zu be-

wachen und die Resultate ihrer Beobachtung, mit den nöthigen Zusätzen verbrämt, in den weitesten Kreisen der Gesellschaft zum Besten zu geben. Die Folge davon war, daß auch auf der Promenade Elfride von der Geheimräthin und den anderen Damen des Wohlthätigkeits-Comités nur sehr kalt gegrüßt und mit einem unverkennbaren Seitenblick der Geringschätzung betrachtet wurde.

Elfride hatte in ihrem Zimmer ein Pianino, und es gehörte zu Roberts schönsten und reinsten Genüssen, während sie spielte, entweder in einem Winkel des Salons oder draußen auf dem Balcon ihrem Spiele zu lauschen, das weniger vielleicht durch seine Kunst, als durch den seelenvollen Ausdruck, den sie hineinzulegen wußte, zum Gemüthe sprach. Er behauptete dann immer, da kämen ihm die besten dichterischen Gedanken, und gar manches Lied brachte er ihr am folgenden Tage, das, in diesen Stunden geistig empfangen, auf dem nächtlichen Heimwege oder auf seinem Zimmer noch an demselben Abend zur Vollendung gereift war. Selten verging ein Tag, an welchem er ihr nicht etwas mitgebracht und vorgelesen hätte. Gern hörte er auch ihr Urtheil und oft fühlte er durch Bemerkungen von ihr sich veranlaßt, Aenderungen vorzunehmen, namentlich manchen bitteren und herben Zug, der dazwischen sich immer noch eindrängte, zu mildern und zu beseitigen. Er sprach viel und gern von seinem inneren Leben und Schaffen, aber nie ein Wort von seinen persönlichen und häuslichen Verhältnissen. Sie erfuhr nur, daß er in den letzten Zeiten unstät von einem Orte zum anderen gewandert sei.

Unter den jüngst entstandenen Liedern, die er ihr mittheilte, waren manche, die auch der Freundin gedachten, die den warmen Dank seines Herzens ausdrückten für das, was sie ihm gebe.

In dem einen hatte er mit deutlicher Beziehung auf sie auch der alten Zeiten und der damals ihn bewegenden Empfindungen gedacht; eine Selbstanklage sprach sich tiefergreifend darin aus und doch am Schluß das frohe Gefühl der Zuversicht auf Vergebung. Als er dies Gedicht ihr vorgelesen, schwieg sie eine zeitlang, und als er, ihre Hand ergreifend, leise sprach: „Sie erwidern mir nichts?“ versetzte sie sanft:

„Ich habe Ihnen sonst mein Urtheil über das, was Sie mir mitgetheilt, frei und offen gesagt; bei diesem Gedicht erwarten Sie keine Kritik von mir. Das Herz, Sie wissen es, versteht nicht zu kritisiren. Mein Herz denkt jener Tage, die Ihr Lied schildert, ohne Groll und mit dem innigsten Danke, daß sie so waren, wie sie gewesen. Sie selbst wissen am besten, was zwischen ihnen und dem Heute liegt; die Hand, mein lieber Freund, die ich in der meinigen halte, trägt das Symbol, das uns Beiden die Grenzen unserer Empfindungen zeigt.“

Sie wies auf den goldenen Reif an seinem Finger. Wieder flog in dem Augenblicke der dunkle Schatten über sein Gesicht, den sie schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt hatte; der Ausdruck seiner Züge war

tieftraurig und finster zugleich, als er, Elfridens Hand loslassend, mit gesenkter Stimme sagte:

„Der Ring! Fest und ganz scheint er diese Hand zu umschließen, und doch ist er zerbrochen! Treu wie Gold — o, ein elendes Sprichwort!"

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Ich habe noch nie ein Wort über Das gesprochen, was dieser Ring bedeutet. Sie sollen heute Alles erfahren, meine theure Freundin. Wen lieber als Sie dürfte ich in mein Elend schauen lassen, als Sie, die Sie Klänge des Trostes haben in Wort und Tönen für meine wunde Seele! Diesen Ring gab mir ein Weib, das mein Weib war und nicht mehr mein ist, nicht weil der Tod sie mir genommen, nein! sie lebt, nur mir ist sie todt, für immer todt!"

Er schwieg wieder; dann begann er:

„Wenn Sie Geduld haben, die Geschichte eines Schwergekränkten anzuhören, so hören Sie. Sie wissen oder wissen vielleicht auch nicht, daß ich nach Vollendung meiner Studien und einigen in unstätem Wanderleben verbrachten Jahren mich in Wien niederließ. Mir hatten auf einer Ferienreise, wo ich Wien berührte, Stadt und Menschen einen gleichmäßig anziehenden Eindruck gemacht; die Stadt, weil sie mit den Annehmlichkeiten einer Weltstadt doch alle Vorzüge einer reizenden Naturumgebung in sich vereinigt, weil sie historischen Charakter mit der Pracht einer modernen Residenz in geschmackvollster Weise verbindet; die Menschen in ihrer Schönheit, natürlichen Anmuth und Naivetät, die mich, den Norddeutschen, gegenüber dem specifisch norddeutschen Wesen so erfreulich berührte. Ich fand mich auch bei längerem Aufenthalte nicht enttäuscht. In allen Cirkeln auf's liebenswürdigste aufgenommen, kam ich bald in einen ausgebreiteten Verkehr, ebenso mit der Gelehrten- und Künstlerwelt wie mit der Aristokratie, in der meine nicht lange vorher veröffentlichten Gedichte zu lesen und für sie zu schwärmen beinahe Mode geworden war. Ich wurde viel zu Bällen geladen, die ich, ohne selbst je ein leidenschaftlicher Tänzer gewesen zu sein, doch gern besuchte, weil diese reizvollen, schönen Gestalten, die man in den Kreisen des österreichischen Adels in so seltener Fülle findet, in ihrer graziösen Anmuth wie in ihrer dem Vergnügen sich ganz und voll hingebenden Leidenschaftlichkeit zu beobachten mir ein ästhetischer Genuß war.

Auf einem dieser Bälle fiel mir ein noch sehr junges Mädchen auf, das ich bis dahin in diesen Kreisen nicht gesehen hatte. Sie war erst sechszehn Jahre alt, aber schon voll entwickelt, eine üppige Schönheit, mit etwas bräunlichem Teint, prachtvollen schwarzen Haaren und einem Auge, in welchem glühende Leidenschaft, vielleicht auch glühende Sinnlichkeit zu schlummern schien. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen, und erfuhr, es sei Etelka P., die Tochter eines reichen ungarischen Magnaten. Sie war zum ersten Male in Wien, zum ersten Male auf einem Balle. Der Vater gedachte einen Theil der Wintersaison mit ihr in der Hauptstadt des Reiches

zu verleben, um sie in die Gesellschaft einzuführen. Ich habe nie ein weibliches Wesen mit solcher von Glück strahlenden Gluth und Leidenschaft tanzen sehen, wie Etelka: man fühlte es ihren Bewegungen an, daß sie wirklich mit Leib und Seele beim Tanze war.

In einer größeren Pause ließ ich mich ihr vorstellen, und war sehr angenehm überrascht, als ihr mein Name nicht unbekannt schien. Schon diese erste Begegnung erfüllte mein Herz mit einer leidenschaftlichen Liebe zu ihr. Das hatte die Wirkung, daß ich, meiner sonstigen Abneigung zum Trotze, in diesem Winter mehr als in meinem ganzen früheren Leben tanzte, blos um das glühend angebetete Wesen in meine Arme schließen zu dürfen.

Nur zu rasch verflossen mir die Wochen bis zum Ende der Saison. Als mit dem herannahenden Frühjahr der Vater mit Etelka die Residenz verließ und auf seine Güter zurückkehrte, lud er, der Gefallen an mir gefunden zu haben schien, mich ein, ihn im Herbst auf längere Zeit zu besuchen. Ich hatte ihm einmal im Gespräch mein Interesse an der Eigenthümlichkeit des ungarischen Wesens und meinen Wunsch, Ungarn näher kennen zu lernen, ausgesprochen. „Sie werden," fügte er hinzu, „manche dichterische Anregung in Natur und Volk finden!"

Wie froh nahm ich das Anerbieten an, wie langsam ging mir die Zeit der Trennung von dem geliebten Mädchen hin! Ich konnte die Stunde nicht erwarten, wo ich die Reise nach dem in der fruchtbarsten Gegend des Landes gelegenen Gute antreten durfte. War mir Etelka in der Residenz unter den andern jungen Damen immer wie eine exotische Pflanze vorgekommen, so sah ich sie jetzt in ihrem eigentlichsten Elemente, auf ihrem Heimatboden, und hier erst entfaltete sie allen Zauber ihres naturwüchsigen Wesens. Man konnte keine kühnere Reiterin sehen, das wildeste Roß war ihr das liebste, und in dem langwallenden Reitkleide war ihre üppige und doch schlanke Gestalt von hinreißender Schönheit. Mit voller Sicherheit lenkte sie den Wagen; auf der Jagd machte sie die wildesten Parforcestücke mit, und die helle Freude leuchtete aus ihren funkelnden Augen, wenn sie dann zu Hause von den oft lebensgefährlichen Situationen erzählte, in die ihr Hang zum Abenteuerlichen sie gestürzt hatte. Da sie ihren Teint gar nicht schonte, so war ihr Gesicht von der Sommersonne gebräunt, und so glich sie ganz den schwarzäugigen Zigeunermädchen ihres Heimathlandes. Ich weiß nicht, ob Ihnen der Cyclus von Zigeunerliedern erinnerlich ist, die jenen Tagen ihre Entstehung verdanken und Etelkas Wesens, wie es mir damals erschien, schildern und abspiegeln."

Elfride erinnerte sich der Lieder sehr wohl; sie hatte, ohne selbst je in Ungarn gewesen zu sein, die Wahrheit und Naturtreue derselben herausgefühlt; sie wäre aber jetzt, wo ihr aus Roberts Munde eine für ihr eigenes Leben entscheidende Mittheilung wurde, nicht im Stande gewesen, auch nur ein Wort darüber zu sagen.

„Ich selbst," fuhr Robert fort, „war in den ritterlichen Künsten des

Jagens und Reitens nur wenig geübt, und konnte daher nur mehr aus der Ferne, nicht als ihr unmittelbarer Begleiter und Genosse ihrer Abenteuer, ihre Kühnheit bewundern. Ich empfand schon nach kurzer Zeit, daß ich von dem Zaubernetze, in das mich das wunderbare Mädchen verstrickt, mich nicht mehr losmachen konnte. Gleichwohl wäre die berauschende Wirkung ihrer Nähe vielleicht nicht so bleibend gewesen, wenn nicht eine zweite Seite in Etelkas Wesen mich zu ihr hingezogen hätte. Sie hatte ihre Mutter frühe verloren, eine feine hochgebildete Dame aus einer der vornehmsten Familien Steiermarks. Der Vater hatte für die Bildung von Etelkas Geist nur das Nothwendige, für die Bildung ihres Herzens kaum etwas gethan. Er war ein jovialer Lebemann, der das Dasein nicht schwer und tief nahm, und am allerwenigsten geeignet, die seelischen Bedürfnisse seines von ihm angebeteten Kindes zu verstehen und zu befriedigen. So hatte er zwar Alles gethan, um ihre kleinen und großen Wünsche und Launen in freigebigster Weise zu erfüllen, aber nichts dazu beigetragen, um die Seele in ihr zu wecken. Und doch schlummerte unter dieser reizenden Hülle eine für alles Schöne tief empfängliche Seele, die nur der Leitung bedurfte, um ein reiches, inneres, sich selbst und Andere beglückendes Leben zu entfalten. Das war es, was noch mächtiger als ihre süße Schönheit mich an sie fesselte. Wie dankbar lauschte sie jedem Worte, das ihr einen Einblick in die Welt des Geistes eröffnete; wie empfänglich zeigte sie sich für Kunst und Poesie; wie froh erstaunt entdeckte ich an ihr ein gesundes Urtheil in diesen Dingen, das in origineller Weise oftmals allen herkömmlichen Anschauungen in's Gesicht schlug!

Einst hatte sie bei einem allzu verwegenen Jagdritt sich eine Verletzung durch einen Sturz zugezogen, die, wenn auch nicht gefährlich, sie doch einige Zeit zwang, das Zimmer zu hüten und den Tag über in liegender Stellung auf dem Divan zuzubringen. Nicht gewöhnt an einen derartigen Zwang, wäre sie unzweifelhaft bald launenhaft und unliebenswürdig geworden, wenn nicht, hier zum ersten Male, ich eine Art Macht auf sie ausgeübt hätte. Mir gelang, was, wie der Vater selbst gestand, sonst Keinem jemals gelungen war, das ungeduldige Haidekind lammfromm und in sein Schicksal ergeben zu machen. Ich mußte immer um sie sein, und wenn ich auf kurze Zeit mich entfernte um in der Einsamkeit eines Spazierganges durch den Park den süßen Träumen nachzuhängen, in die mich ihre liebe Nähe immer tiefer verstrickte, so wurde ich sicher mit einem leichten Schmollen empfangen, dem aber dann um so strahlender der Ausdruck der Freude über meine Rückkehr folgte. Ja, ich sah den flüchtigen Wolkenschatten gern an meinem Himmel vorüberziehen, weil der Glanz der dann durchbrechenden Sonne mich um so glücklicher machte.

Wir waren uns Beide unentbehrlich geworden; ich konnte schon jetzt den Gedanken nicht fassen, von dem geliebten Wesen jemals wieder getrennt zu werden. Inzwischen rückte die Zeit meiner Abreise heran; und wie der

Gedanke eines, wenn auch nur vorübergehenden Getrenntseins die Seele des Menschen weicher, nach Mittheilung verlangender stimmt, so kam an einem der letzten Tage meines Aufenthaltes — es war in der Dämmerung eines trüben Septemberabends — das erste Wort, das meine Empfindung verrieth, über meine Lippen. Ich sprach davon, wie es mir sein werde, wenn ich nicht mehr wie jetzt an ihrer Seite gehen und sitzen dürfte, wenn mein Leben, in das sie so vollen Sonnenschein geworfen, dann dem dunkeln Herbsttage, dessen Nebel vor den Fenstern lagen, fortan gleichen werde. In ihrer stürmischen Weise rief sie aus, das dürfe und könne nie geschehen, ich dürfe sie nie verlassen; und ehe ich wußte wie es kam, hing sie an meinem Halse und erwiderte meine leidenschaftliche Umarmung mit der glühendsten Zärtlichkeit.

Noch an demselben Abend sprach ich mit Etelkas Vater, der, wiewohl er uns all diese Zeit ganz uns selbst überlassen, doch eine Ahnung von dem gehabt hatte, was ihm nun durch meine Mittheilungen deutlich wurde. Ich war besorgt gewesen, auf ein Hinderniß zu stoßen: den Standesunterschied; ich fürchtete, daß er sein Kind einem Bürgerlichen nicht geben werde. Aber auch diese Besorgniß erwies sich als unbegründet, und so war ich, wie mich dünkte, am Ziel all meiner Wünsche angelangt. Wir verlobten uns noch ehe ich abreiste; das nächste Frühjahr sollte uns für immer vereinigen.

Es war verabredet, daß Etelka mit ihrem Vater auch in diesem Winter auf einige Zeit nach Wien kommen sollte. Allein dieser Plan erfuhr dadurch eine Störung, daß ich bald nach meiner Rückkehr in die Residenz von einer heftigen Erkältung überfallen wurde. Mein Arzt erklärte, das Wiener Klima sei mir nicht zuträglich, ich müsse den Winter in Italien verbringen. Ungern und widerwillig fügte ich mich diesem Machtspruch, fürchtete auch, Etelka werde dadurch verstimmt werden, da sie nicht gewohnt war, einen ihrer Wünsche durchkreuzt zu sehen, und das um so mehr, als sie ihre Freude über diesen bevorstehenden Winteraufenthalt in Briefen auf's lebhafteste ausgesprochen hatte. Zu meiner frohen Ueberraschung jedoch erklärte sie sich freudig damit einverstanden, und versprach die stille Winterzeit fleißig noch zu verwenden, damit sie, wie sie es ausdrückte, meiner etwas weniger unwerth, mich an ihr Herz schließen könne. Der eifrige Briefwechsel, der die Zeit unserer Trennung ausfüllte, ließ mich ihr Thun und Treiben mit ihr durchleben und war, weil ich den Ernst erkannte, mit welchem sie an sich arbeitete, mir eine reiche Quelle der Freude.

Der Winter verging rascher als ich gedacht hatte. Auf Sturmesfittigen der Liebe eilte ich, völlig hergestellt, im März der Geliebten entgegen. Sie schien mir gewachsen, körperlich und geistig, und ich pries mein Schicksal glücklich, diesen Inbegriff aller äußeren und inneren Vorzüge nun für immer, wie ich wähnte, mein eigen nennen zu dürfen. Wir wählten zum Ziel unserer Reise Italien, ich in dem beglückenden Gedanken, sie in alle Stätten der Kunst, die ich während meines Winteraufenthaltes kennen gelernt, ein-

führen zu können. Wie zeigte auch hier sich ihr für alles Schöne reich empfänglicher Geist! Wie erfrischte mich auch hier das bei aller Naivetät oft hervortretende Schlagende ihres künstlerischen Urtheils, dem keine Autorität, kein aufmerksam machendes Reisehandbuch, sondern das eigene Gefühl ausschließlich Richtschnur war!

Nach Wien zurückgekehrt, wo ich, trotz der Warnung des Arztes, Etelka zu Liebe und aus eigenem Gefallen an den Reizen dieser Stadt, auch ferner zu bleiben gedachte, begann für mich eine Zeit regen geistigen Schaffens. Die in Italien empfangenen Eindrücke zu gestalten, zu formen, drängte mich ebenso eigenes Bedürfniß wie Etelkas Wunsch, die gern in einem dichterischen Bilde die Zeit unseres Aufenthaltes in dem Lande der Kunst festgehalten gesehen hätte. Zum ersten Male fühlte ich in mir den Drang, Größeres zu schaffen; ich hatte gerade in Wien Mancherlei an mir und andern, innerlich und äußerlich erlebt, was sein Recht, in Leben und Erscheinung zu treten, geltend machte. Ich faßte den Plan zu einem Romane, der auf Italiens Boden spielend, seine Motive aus Wiener Persönlichkeiten und Erlebnissen entnahm.

Als die heiße Jahreszeit anfing, wo Alles in Wien, wie Sie wissen, auf's Land flüchtet, zogen wir nach Brunn, einem der zahlreichen im Grün reizend gelegenen Erholungsorte der Wiener. Wir hatten den Ort absichtlich gewählt, weil wir wußten, daß Keiner unserer näheren Bekannten dort verweilte. Hier in ländlicher Stille schritten die Arbeit rasch vorwärts. Jeden Abend las ich Etelka vor, was während des Tages entstanden. Sie war mein kritischer Gewissensrath, und auf ihre Bemerkungen hin fühlte ich mich nicht selten veranlaßt, einzelne Striche in dem Bilde, ja oft auch ganze Züge umzugestalten. Als wir im Herbst in die Stadt zurückkehrten, war der erste Band vollendet.

Ich sollte nur zu bald erfahren, daß ich sehr unklug gehandelt, dem Rathe des Arztes nicht zu folgen. Mit Beginn der rauheren Jahreszeit, die in Wien verhältnißmäßig frühe sich einstellt, kehrte mein vorjähriges Uebel wieder. Anfänglich wollte ich es nicht beachten, nicht Wort haben, besuchte mit Etelka, da inzwischen die geselligen Vergnügungen ihren Anfang genommen, mehrere Bälle, und machte dadurch meinen Zustand nur schlimmer. Es war mir beglückend, meine in Schönheit und Jugend strahlende Frau auch Andern zu zeigen, von Andern bewundern zu lassen. Es kam aber ein Moment, wo dieses Aufgebot unnatürlicher Anstrengung sich rächte: nun sprach der Arzt ein zu entschiedenes Wort, als daß ich länger hätte Widerstand leisten dürfen. Ich bedurfte der größten Ruhe und Schonung und mußte jeder geistigen Arbeit entsagen.

Anfangs, als mein Zustand wirklich gefährlich zu sein schien, bewies mir Etelka die zärtlichste Theilnahme und das innigste Mitgefühl. Als ich mich zu erholen begann, ohne indeß meine Arbeiten noch wieder aufnehmen zu dürfen, vielmehr noch immer wenig sprechen sollte, begann sie — ich verdenke es ihr heute so wenig, wie ich es ihr damals verdachte — sie begann

sich zu langweilen. Sie war gewöhnt gewesen, mich, angeregt durch ihre Nähe, immer heiter, gesprächig, frisch zu sehen; jetzt saß ich, niedergeschlagen und aller Elasticität des Geistes beraubt, an ihrer Seite. Ich meinerseits hatte mich gewöhnt, wenn ich nicht selbst etwas von mir Geschaffenes ihr mitzutheilen hatte, sie in die Werke unserer Geistesheroen, die ihr fast alle noch unbekannt waren, einzuführen, sie ihr vorzulesen, zu erklären. Jetzt versuchte sie in der ersten Zeit, für sich darin fortzuarbeiten; aber die leitende Hand fehlte und ihr Eifer erlahmte sehr bald. Sogenannte Freundinnen, deren Besuch sie zuweilen empfing, beklagten ihr einsames Leben und bemühten sich, sie in die Vergnügungen der Wintersaison hineinzuziehen. Anfänglich widerstand sie diesen Lockungen; aber die Versucherinnen ließen nicht nach, jene strahlende Welt, zu der ihr lebenslustiger Sinn sie mächtig hinzog, ihr in den lebhaftesten Farben zu schildern.

So war Weihnachten, so das neue Jahr herangekommen. Damit begann die Saison lebhafter zu werden. Eines Tages — es war zu Anfang Januars — führte ein entfernter Vetter, der als Offizier in Wien stand, einen Kameraden ein, der, man wußte nicht aus welchen Gründen, seinen Abschied genommen hatte. Etelka mußte diesen Besuch wie alle andern allein empfangen, da mir jeder Verkehr mit der Außenwelt vom Arzte auf's strengste verboten war. Es war zunächst eine Anstandsvisite. Der Kamerad, der ein bewegtes Leben hinter sich hatte, verstand gleich das erste Mal sehr interessant und fesselnd zu erzählen. Er besaß die Kunst, auch unbedeutende Erlebnisse, halb bewußt, halb unbewußt so auszuschmücken, daß Wahrheit und Dichtung unzertrennlich sich mischte. Er galt für einen der kühnsten und verwegensten Reiter, erzählte von wunderbaren Parforcestücken, die er vollbracht, und alles Das so anschaulich und lebendig, daß der Hörer von Anfang bis zu Ende sich gefesselt fühlte. Ich war ihm früher einmal in dem Salon einer der besten Familien begegnet, und kann nicht leugnen, daß sein Wesen etwas Bestrickendes hatte. In der Zwischenzeit war er in einen andern Theil der Monarchie versetzt worden, und erst jetzt, nachdem er den Abschied erhalten, wieder nach Wien zurückgekehrt. Daß er dem weiblichen Geschlechte gefährlich war, konnte ich schon damals bemerken.

Auch Etelka fühlte sich von dem dämonischen Zauber, mit dem er insbesondere junge Frauen zu bestricken schien, gleich bei seinem ersten Besuche erfaßt. Sie berichtete mir mit freudestrahlendem Gesichte von der interessanten Bekanntschaft und sprach ihre Bewunderung für den ritterlichen Cavalier unumwunden aus. Er wiederholte sehr bald seinen Besuch, diesmal allein, und war wo möglich noch interessanter für Etelka als das erstemal.

Wenn Etelka, was sie ihrer Erholung schuldig zu sein glaubte, zuweilen eine Fahrt durch den Prater machte, war er sicherlich zu Pferde an ihrer Seite, und sie war stolz auf die Begleitung des eleganten Reiters, dessen Tournure und echt cavaliermäßige Haltung die Augen Aller auf sich lenkte. Bald kamen auch die guten Freundinnen wieder, die Einladungen, doch

wenigstens kleinere Reunions zu besuchen, wurden immer dringender, Etelkas Widerstand dagegen in gleichem Maße schwächer und schwächer.

Als sie eines Tages, wenn auch noch etwas zagend, mir ihre Verlegenheit gegenüber den sie Bestürmenden bekannte, und mir die Entscheidung überließ, sagte ich: „Wenn es Dir Freude macht, ich soll und will Dir kein Hinderniß sein." Sie küßte mich dankbar, wie ein Kind, dem man einen Herzenswunsch erfüllt, und ich war weit davon entfernt, ihr wegen der glückstrahlenden Miene zu zürnen, die in dem Augenblicke ihr Antlitz zeigte.

Von nun an besuchte sie, erst seltener, dann immer häufiger, erst kleinere, dann große Gesellschaften. Sie wurde freundlicher als sie in der letzten Zeit gewesen, und ich war froh, das holde Geschöpf wieder ihrer natürlichen Lebensfreudigkeit zurückgegeben zu sehen, wenn ich auch manchmal ein bitteres Gefühl nicht unterdrücken konnte darüber, daß sie ihr Glück ohne mich, außer ihrer Häuslichkeit fand.

Da ich Niemand sah, so blieb ich auch völlig ununterrichtet über die Gerüchte, die in der Gesellschaft über sie und jenen Cavalier umliefen. Sie machten beide, wie ich später erfuhr, aus der leidenschaftlichen Empfindung, die sie zu einander hinzog, nicht im geringsten ein Hehl; es galt als ein öffentliches Geheimniß, daß der interessante junge Mann ihr beglückter Anbeter war, und nur darüber schwankten die Meinungen, welchen Grad von Intimität ihre Beziehungen zu einander erreicht hatten.

Um so mehr aus heiterem Himmel kam mir der Blitzstrahl, der mir die ganze Tiefe meines Elends zeigen sollte. Sie war eines Tages, zu Anfang Februar, am Nachmittag ausgefahren. Sie blieb länger als gewöhnlich aus. Ich wurde unruhig. Endlich, gegen Abend, brachte ein Bote ein an mich adressirtes Billet von ihrer Hand. Sie gestand mir darin mit beneidenswerther Offenheit, daß es ihr unmöglich sei, ferner an meiner Seite zu leben, nachdem sie in Adolar — so hieß der edle Cavalier — den Mann gefunden, den ihr Herz ersehnt. Sie bat mir die Täuschung ab, der sie verfallen gewesen, mich beglücken zu können. Wenn ich diese Zeilen empfangen, habe sie bereits mit dem Geliebten Wien verlassen.

Ein heftiger Blutsturz machte mich für den Augenblick unfähig, über mein Schicksal nachzudenken oder irgend welche Schritte zu thun. Nach einigen Tagen, als ich mich nothdürftig erholt hatte, war mein erstes, daß ich mit zitternder Hand Etelkas Vater alles Geschehene mittheilte, ohne ein Wort der Anklage hinzuzufügen. Der wackere Mann schrieb mir umgehend, sein Herz sei von Zorn und Scham erfüllt; er werde Etelka nicht eher als sein Kind wieder anerkennen, als bis sie zur Einsicht dessen, was ihre Pflicht, gekommen und zu mir zurückgekehrt sei. Kurz darauf traf er selbst in Wien ein. Er war der Ansicht, man müsse alles aufbieten, um der Flüchtigen habhaft zu werden. Ich widersprach; man kann Jemand wider seinen Willen nöthigen, seine Pflicht zu thun; glücklich zu sein — dazu kann man Niemand

zwingen, wie uns auch die Macht versagt ist, einen Andern mit Gewalt glücklich zu machen. Nur Etelka glücklich zu sehen, daß sei, was ich wünsche; ich sei zu stolz, um ein ihr aufgedrungenes Glück mein nennen zu wollen. Ich gebe sie frei, wie auch ich mich als frei ansehe."

„Und nun wissen Sie alles," schloß er, „nun verstehen Sie den düstern Zug, der durch mein Wesen geht."

Er schwieg. Elfriede hatte ihm athemlos zugehört. Auch sie saß lange schweigend, unbeweglich, die Augen gesenkt. Endlich sprach sie leise:

„Und sie haben von der Unglücklichen seitdem nichts wieder vernommen?"

„Sie erinnern mich recht daran," sagte Dorner, „daß ich Ihnen das Nachspiel dieser sehr bürgerlichen Tragödie noch schuldig bin. Als ich soweit gekräftigt war, daß ich an eine Reise nach dem Süden denken konnte, schickte mein Arzt mich an die Riviera. In kurzen Tagereisen wurde der lange Weg zurückgelegt. Mentone war mein Ziel. Und hier geschah es, daß ich einstmals, am Fenster stehend, unten einen Wagen vorüberfahren sah, gelenkt von einem eleganten Cavalier, ihm zur Seite, schöner und strahlender als je, Etelka. Ihr Blick streifte die Fensterreihe meines Hotels, ich sah sie lächeln — schwerlich hat sie den einsamen Träumer erkannt, der da oben stand, dem forteilenden Wagen nachstarrte — mit welchen Empfindungen, mögen Sie sich ausmalen, wenn ihre Seele fähig ist, in solchen nachtdunklen Abgrund hinabzusteigen.

Ich erfuhr nachher, daß das Paar sich längere Zeit in Monaco aufgehalten, wo er mit Glück gespielt, ja einmal die Bank zu sprengen die Chance hatte. Die Sache machte viel Aufsehen; was weiter aus ihm und ihr geworden, weiß ich nicht und verlange es nicht zu wissen! Sie ist todt für mich — der Tod tilgt den Groll aus der Seele, und ohne Groll gedenke ich ihrer, wie man einer Todten denkt.

Und nun werden Sie fragen, warum ich diesen Ring, der das Symbol ihrer Treue sein sollte, warum ich ihn doch noch am Finger trage?

Ich wüßte selbst keinen Grund zu sagen, ich habe auch versucht ihn abzustreifen; aber das Herz ist ein wunderliches Ding. Mir war immer, als fehle ihm ein Stück seiner Vergangenheit. Und gehört nicht auch der Schmerz dazu, und der erst recht?"

Er stand auf und reichte Elfride die Hand.

„Ich sage Ihnen heute nichts weiter — gute Nacht!"

So verließ er sie, die tiefbewegt zurückblieb. Lange, lange ging sie ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab; das Bild des so schmählich Verrathenen wich nicht aus ihrer Seele.

Jetzt fiel ihr Auge auf ein Blatt am Boden; unwillkürlich hob sie es auf, es enthielt das Gedicht, das er ihr vorgelesen und das der nächste Anlaß zu seinen Mittheilungen geworden war. Sie las es nochmals; es schloß mit den Strophen:

O wie glich mein Herz dem Thoren,
Der den herrlichsten Demant
Nah an seinem Wege fand
Und durch eigne Schuld verloren,
Was das Schicksal ihm erkoren,
Weil er nicht den Werth verstand.

Nicht verloren! Nein, auf's neue
Schenkte dich das Schicksal mir.
Stoße nicht ein Herz von Dir,
Das, erfüllt von bitt'rer Reue,
Dir den heil'gen Schwur der Treue
Schwört zu deinen Füßen hier.

Ein tiefes Gefühl des Mitleids bemächtigte sich ihrer, und die heiße Sehnsucht, ihn glücklich zu machen, an dem, das fühlte sie jetzt klarer als je, ihr ganzes Herz noch hing. Wohl drängte der rasch verwehte Gedanke sich flüchtig ihr auf: wenn du ihm ein Glück zu geben vermöchtest, das ihm fehlt und dessen er bedarf; aber es war wie ein Stern, der für Augenblicke aus dem Wolkendunkel auftaucht, um sogleich wieder zu verschwinden. Und wie beim Auf- und Niederwandeln sie ihre verblühte Gestalt im Spiegel sah, da mußte sie lächeln über die leichte Täuschung, der ihr Herz sich hingegeben, und sie sagte sich: nur Täuschung ist es, was auch ihn, den leicht erregbaren Dichter, in solchen Versen an ein Glück glauben läßt, das ich ihm dauernd nicht gewähren kann.

Ernster und zurückhaltender als sonst trat sie am andern Morgen ihm entgegen; er selbst war wieder ruhig und gefaßt, ja heiterer, wie der Himmel blauer erscheint, wenn die Wetterwolken sich entladen und die Landschaft wieder friedlich blickt. Er bemerkte, daß sie nicht so unbefangen wie gewöhnlich war. Sie gab ihm das Lied zurück, mit der Bitte sie zu schonen und weniger häufig zu sehen; es sei für ihre Ruhe besser so. Er machte Einwendungen, mußte sich aber darein finden, daß er die nächsten Abende nicht bei ihr verbringen durfte. Indeß nur drei Tage hielt er diese Quarantaine aus; am Abend des dritten stellte er sich zur gewohnten Zeit ein und erklärte, er weiche nur der Gewalt.

Er sagte Das mit so ernster und entschlossener Miene, hinter der eine gewisse Schalkheit durchblickte, daß Elfride darüber lächeln mußte und ihn gewähren ließ. Hatte sie doch selbst die Einsamkeit dieser zwei Abende schmerzlich genug empfunden; so sehr war auch ihr der regelmäßige Verkehr mit ihm nicht nur ein Geistes-, sondern ebenso ein Herzensbedürfniß geworden.

Am Morgen nach dieser neuen Besitzergreifung fand Elfride, als sie von der Frühpromenade nach Hause zurückkehrte, ein Billet vor, von zierlicher Damenhand geschrieben. Es enthielt nur die Worte:

„Ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihrem Herzen heilig und theuer

ist, helfen Sie einer Unglücklichen, die Ihrer Hilfe dringend bedarf. Ich werde heut um zehn Uhr zu Ihnen kommen."

Das Billet war nicht unterzeichnet. Mit unruhigem Gemüthe erwartete Elfride die bezeichnete Stunde.

Pünktlich um zehn Uhr wurde ihr vom Zimmermädchen eine fremde Dame angemeldet. Kaum eingetreten, sank dieselbe vor Elfride nieder und umfaßte ihre Kniee. Elfride, von einer seltsamen Ahnung ergriffen, zog sie bestürzt empor. Nun erst konnte sie die Dame näher in's Auge fassen. Es war eine hohe Gestalt, in Schwarz gekleidet, was ihre üppigen Formen weniger hervortreten ließ; der Teint etwas dunkel, ein lebhaftes feuriges Auge, das Haar glänzend schwarz.

„Ich bin Etelka Dorner," begann sie, und Elfride war kaum noch überrascht; so hatte Robert sie ihr geschildert, nur daß dies feurige Auge jetzt nicht im Strahl der Freude leuchtete, sondern den Ausdruck düsterer Verzweiflung trug und ein tiefer Gram auf den schönen Brauen und der edlen Stirn sich lagerte.

„Sie sehen in mir," fuhr Etelka fort, „das Weib des Mannes, der Ihnen sein Herz zugewendet hat. — Ja, ich weiß es," sprach sie weiter, als sie bemerkte wie Elfride zusammenschrak, „ich weiß es; aber ich zürne ihm und Ihnen nicht, denn ich weiß auch, daß Sie edel und gut sind und nicht das Elend eines von Reue zerrissenen Herzens wollen können. Ich suche das Herz meines Gatten, ich habe es verloren, o mit Recht verloren. Helfen Sie, helfen Sie es mir wieder finden."

Und mit heißen Thränen stürzte sie auf's neue vor Elfriden nieder. Elfride sprach ihr Fassung zu, reichte ihr die Hand und sagte:

„Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben; was ich vermag, will ich thun. Seit wann sind Sie hier?"

„Schon seit fünf Tagen," sagte Etelka. „Ich habe Sie und ihn oft unter meinem Fenster vorübergehen sehen. Wie beneidete ich Sie um das Glück, an seiner Seite gehen zu dürfen! Mit welcher Empfindung sah ich das Lächeln, das Ihre heitere Unterhaltung auf seinen Lippen weckte! Wie oft habe ich die Feder angesetzt, um ihm die Nähe seiner unglücklichen Etelka zu melden, aber jedesmal entsank mir der Muth."

„Lassen Sie uns," nahm Elfride nach kurzer Pause das Wort, „gemeinschaftlich berathen, was zu thun ist. Ich glaube nicht, daß mit einem Male Alles sich zum Guten wenden wird. Vertrauen Sie mir wie einer Freundin. Sie sind mir keine Fremde; Ihr Gatte hat mir Alles mitgetheilt."

„So wissen Sie," sagte Etelka, „wie schwer ich gefehlt; aber was Sie nicht wissen können, was Robert selbst nicht weiß, ist, was ich seitdem erlebt und erlitten. Auch das sollen Sie erfahren, um in die Tiefe meines Elends hineinblicken zu können. Und wenn Ihre reine Seele sich schaudernd abwendet von dem Abgrund von Verworfenheit, den ich Ihnen aufthun

werde, so verzeihen Sie mir. Aber ich muß durch ein offenes, ganzes Bekenntniß diese Schuld von meiner Seele wälzen. Sie sind mein Beichtiger, ich weiß, Sie können die Schuld nicht vergeben — das kann nur Robert — aber mir ist es schon eine Erleichterung, sie einer menschlichen Seele gestanden zu haben.

Als ich jenen furchtbaren Schritt that, der die Brücke zwischen mir und meinem Lebensglücke abbrach, da glaubte ich, von Leidenschaft verblendet, dem Rufe des Schicksals zu folgen. Ich wähnte an der Seite des Elenden, der meine Sinne umstrickt hatte, ein neues, ungeahntes Glück zu finden. Mir schien, als habe die Natur mich und ihn für einander geschaffen, und gewöhnt an ungebundene Freiheit im Handeln, dünkte ich mich in meinem Rechte, wenn ich selbst die Pforte des Kerkers öffnete, in welchem, wie ich glaubte, ein ungerechtes Schicksal mich eingeschlossen. Doch ich reflectirte überhaupt nicht, in wildem Wahnsinn gab ich mich ganz dem Taumel der mich überwältigenden Leidenschaft hin. Wir durchflogen Italien — dieselben Stätten, die ich kaum ein Jahr vorher an Roberts Hand betreten. Und so ganz war die Erinnerung an diese Vergangenheit aus meiner trunkenen Seele ausgelöscht, daß ich mir kaum bewußt wurde, schon einmal hier gewandelt zu sein. Ach! und wie anders sah ich jetzt die Welt! Nicht das heilige Land der Kunst that sich mir auf, sondern jenes Land, in welchem unter Lorbern und Myrthen die Liebe rückhaltlos der Liebe sich hingiebt. Adolar that alles, um die in mir schlummernde Sinnlichkeit zu wecken; in raffinirtester Weise wußte er der Liebe immer neuen Genuß und Reiz zu verleihen, und mir schien, als hätte ich jetzt erst empfunden, was Liebe und Liebesglück sei. Daß hinter dem Allen die tiefste Roheit des Gemüthes lag, kam mir erst zu spät zum Bewußtsein. Wir nahmen, nachdem wir Norditalien durchstreift, in Monaco längeren Aufenthalt. Die Leidenschaft des Spieles, mir völlig neu und fremd, ergriff mich. Es war die Freude eines Kindes, das mit Gold ebenso spielt wie mit blinkenden Rechenpfennigen. Ich hatte vom Werthe des Goldes nie eine Vorstellung gehabt; auch jetzt, wo ich Haufen Goldes vor meinen Augen rollen sah, aus einer momentan glücklichen Hand in die andere, alles, um nach kurzem Besitz von dem Rachen der Spielbank verschlungen zu werden — auch jetzt kam mir nicht in den Sinn, welche verzehrende Leidenschaft hier ihr Wesen treibe.

Ganz anders Adolar. Er hatte von dem Augenblicke an, wo wir in Monaco eintrafen, für nichts Anderes Interesse, als für das Spiel. Sein Gesicht bekam, wenn er stundenlang schweigend und regungslos an dem grünen Tische saß, etwas starres, glanzloses, gläsernes, und ich erschrak, als ich zum ersten Male diesen Ausdruck in seinen Augen gewahrte. Auch in den Stunden, wo die Bank geschlossen war, schien mir sein Wesen gegen früher sehr verändert. Er war zerstreut, hörte kaum auf meine Worte, und wenn er sprach, kam er immer auf das Spiel und die dabei sich bietenden Chancen

zurück. Kaum daß die in mir entfesselte Gluth ihn in unseren traulichsten Stunden mir als den früheren leidenschaftlichen Liebhaber erscheinen ließ.

Da eines Abends — ich selbst war an dem Tage durch Unwohlsein verhindert, ihn in die Spielsäle zu begleiten — kehrte er erregt nach Hause zurück.

‚Wir reisen noch heute Nacht ab,' sprach er kurz und gebieterisch.

Ich, deren Wille gänzlich unter der dämonischen Gewalt, die mich umsponnen hielt, gebändigt ruhte, ich gehorchte, und noch denselben Abend fuhren wir in der Richtung nach Marseille ab.

Adolar hatte, wie ich nachher erfuhr, die Bank gesprengt. Eine ungeheure Summe Geldes war ihm damit zugefallen, und er hatte die seltene Energie gehabt, die die Herrschaft seines kalt berechnenden Verstandes über seine Leidenschaft bekundete, im rechten Moment abzubrechen, um nicht das Gewonnene nochmals auf's Spiel zu setzen. Es begann nun von Neuem ein üppiges Leben des Genusses, erst in Cannes und andern Badeorten der französischen Küste, um dann in Paris wo möglich noch glänzender fortgesetzt zu werden.

Dort in Paris ereilte mich die Rache und das Verhängniß. Er gerieht in das Netz einer jener berühmten Schönheiten des Quartier Notre-Dame de Lorette, die die Kunst des Liebens noch besser verstanden als er selbst, besser vor Allem als ich einfältiges Naturkind, das ihm Nichts zu geben wußte, als ein glühendes Herz. In ihrer Nähe lernte er neue Genüsse kennen, die selbst ihn, den Vielerfahrenen, noch reizten. Was Wunder, wenn ich ihm nun langweilig und monoton erschien, wenn meine Küsse, und Umarmungen reizlos für ihn wurden!

Als er jene verhängnißvolle Bekanntschaft gemacht, theilte er mir mit, er habe einen alten Freund angetroffen, mit dem er noch ein paar Stunden des Abends zubringen wolle. Ich bat ihn, den Freund doch zu uns zu bringen. Er lehnte das unter irgend einem plausiblen Vorwande ab. Ich hatte kein Arg und ließ mich nach dem Diner von ihm nach Hause begleiten. Es war zum erstenmale, daß ich einen ganzen Abend allein in unserer Wohnung zubrachte. Die Gewohnheit, die mich Robert hatte lehren wollen, mich mit mir selbst zu beschäftigen, war längst aufgegeben; in der ganzen Zeit dieses Taumels von Genuß zu Genuß hatte ich außer Feuilletons von Zeitungen Nichts gelesen, hatte Nichts gethan, um meinem Geiste eine Nahrung zu bieten, alles Geistige war von dem Weltgetriebe um mich herum verschlungen worden.

Ich versuchte es an jenem Abend mit einem Buche, aber ich hielt es nicht lange aus. Immer wieder trat ich an's Fenster und spähte auf den Boulevard des Italiens hinaus, an welchem wir wohnten. Ich sah dem munteren Treiben der Café's zu; die Habitués saßen auf den breiten Asphaltfliesen der Trottoirs bei heller Beleuchtung, mitten unter ihnen in üppigen Toiletten die Damen der Halbwelt.

Allmählich wurde es stiller, wie Stunde um Stunde verrann. Als die Theater zu Ende waren, füllten sich noch einmal vorübergehend die Plätze, und dann erlosch ein Lichterglanz nach dem andern, bis die Stätte bunten lustigen Treibens in's Dunkel der Nacht getaucht da lag.

Ich lauschte jedem Tritte, der durch die offenen Fenster von der Straße zu mir heraufstönte; immer meinte ich, es müsse der seinige sein. Es schlug zwei Uhr — er kam noch immer nicht. Ich legte mich, erschöpft und doch unfähig zu schlafen, angekleidet auf das Sopha. Eine Stunde verrann nach der anderen, die Lampe war verloschen — ich lag, von qualvollen Gedanken verzehrt, im Dunkel. Der Morgen graute schon, als Adolar kam, überwacht, wie hohläugig erschien er mir in dem fahlen Lichte der ersten Tagesdämmerung. Er war unwillig, mich noch nicht im Bette zu finden; auf meine stürmischen Liebkosungen — denn ich hatte jetzt, im frohen Gefühle ihn wieder zu haben, kein anderes Verlangen, als ihn glühend in meine Arme zu schließen — erwiderte er ablehnend und sagte kurz mit einem glanzlosen Blicke der Augen: ‚Ich bin müde — laß uns schlafen gehen.‘

Da erst fühlte auch ich die Müdigkeit von der durchwachten Nacht, ach! aber nicht Müdigkeit des Körpers allein — eine noch tiefere, traurigere der Seele bemächtigte sich meiner. Es war die mir selbst noch unklare Vorahnung dessen, was mir bevorstand.

Von nun an wiederholten sich diese Scenen. Er war, wie er angab, durch seinen Freund in einen Club eingeführt worden, in welchen er mich nicht mitnehmen und dem er aus verschiedenen Gründen nicht fern bleiben könne. Selbst am Tage ließ er mich nun hin und wieder allein, und einmal, als in den Nachmittagstunden die Hunderte eleganter Equipagen in dichten Reihen über die Boulevards rollten, glaubte ich sogar von meinem Fenster aus an der Seite einer Dame in elegantester Toilette Adolar in einem von ihm gelenkten Coupé zu erblicken. Doch das Gedränge der Wagen war zu groß und die Begegnung eine zu momentane, blitzartige, als daß ich meiner Sache hätte gewiß sein dürfen. Als er zwei Stunden später nach Hause kam und ich ihm meine vermeintliche Beobachtung mittheilte, schien es mir zwar, als wenn ein leicht verlegenes Lächeln um seine müden Lippen zuckte, aber auch jetzt beruhigte ich mich, als er mir erklärte, er sei auf der kaiserlichen Bibliothek gewesen, wo er, wie ich wisse, schon mehrere Male zugebracht, um seine Studien zu einem früher begonnenen kriegswissenschaftlichen Werke wieder aufzunehmen. Auch das hatte ich ihm unbedingt geglaubt, und da er wenigstens in der nächsten Zeit im übrigen alle Rücksichten für mich hatte, so gab ich mich dem Wahne hin, es sei wirklich noch Alles beim Alten.

Eines Nachts aber blieb er gänzlich aus, auch am anderen Morgen kam er nicht wieder — das Schicksal hatte seine Rolle als Rächer ausgespielt. Ich war allein, verstoßen, verrathen."

Sie schwieg. Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Sie werden fragen, wie ich nun nachträglich Alles erfuhr, was ihn mir abwendig gemacht. Ja! da war es eben der gute Freund, den er getroffen. Derselbe hatte, als wir einst im Palais Royal dinirten, im Restaurant auch meine Bekanntschaft gemacht. Ich war ihm seitdem noch ein paarmal begegnet, aber sein Wesen war mir antipathisch, es schien mir, als werfe er mir freche Blicke zu, und auch seine Unterhaltung bewegte sich mit Vorliebe an den Grenzen dessen, was im Verkehr mit Frauen, denen man Achtung schuldet, nicht besprochen zu werden pflegt.

Als ich nun vierundzwanzig Stunden auf meinem Zimmer ausgeharrt, stellte der Freund sich bei mir ein. Er theilte mir unter dem Ausdruck sittlicher Entrüstung mit, daß Adolar in Gesellschaft jener Buhlerin Paris verlassen und in ein Bad an der Küste der Normandie gegangen sei; das Genauere wisse er selbst nicht. Er rathe mir, den Treulosen, der meiner unwürdig sei, zu vergessen, er werde sich alle Mühe geben, ihn mir zu ersetzen und mich zu trösten. Der freche Blick, womit er diese Worte begleitete, die dreiste Art, mit der er bei ihnen seinen Arm um mich zu legen versuchte, ließ mich nicht im Zweifel, in welchem Sinne er den ‚Trost‘ gemeint hatte. Ich wies indignirt sein Anerbieten zurück, und da er hierbei sich nicht beruhigte, im Gegentheil immer zudringlicher wurde, so zeigte ich ihm mit allem Aufgebot meiner erschöpften Kräfte die Thür. Er wagte denn auch wirklich nicht weiter zu gehen, sondern entfernte sich in der zuversichtlichen Erwartung, wie er sagte, daß ich seine verschmähte Hilfe doch noch annehmen werde.

Mein erster Gedanke war nun, dem Treulosen nachzureisen. Aber wohin? Auf ein ungewisses Ziel, ohne Mittel, die Welt durchwandern, ihn suchen, um, wenn ich ihn fände, vielleicht mit Hohn und Verachtung von ihm zurückgestoßen zu werden — ich hatte noch Klarheit des Geistes genug, um die Unthunlichkeit dieses Schrittes einzusehen. Ich wußte, wie mein Vater wegen meines Leichtsinns mir zürnte; aber ich gedachte des verlorenen Sohnes im Evangelium, der bereuend in's Vaterhaus zurückgekehrt und auch nicht verstoßen worden sei.

Ich verkaufte, was ich an Schmuck besaß, und reiste sofort nach Ungarn. Ohne meinen Vater vorbereitet zu haben, trat ich eines Tages bei ihm ein. Und ich hatte mich nicht getäuscht in seinem Vaterherzen. Ich kam elend, zerschlagen an Leib und Seele an — vielleicht, daß der Gram, der auf meinen verhärmten Zügen lag, ihn rührte — er schloß mich weinend in seine Arme. Aber in Einem war und blieb er fest: ich müsse Alles aufbieten, um Robert zu versöhnen, ich müsse es allein thun, er könne und wolle mir darin nicht beistehen.

Es bedurfte dieser Bedingung nicht. Hatte ich doch in den bitteren Tagen, wo mir die Augen aufgingen über den Abgrund, an dem ich stand, Einkehr bei mir selbst gehalten! Jetzt erst erkannte ich, daß das Glück der Liebe etwas Anderes sei, als Sinnenrausch und schrankenloser Genuß. Mein

Herz sehnte sich, zu Roberts Füßen mein ganzes Schuldbekenntniß niederzulegen. Und wenn ich wüßte, daß es der Augenblick meines Todes wäre, wenn diese Lippen ihre Beichte vollendet — ich spräche freudig das letzte Wort, nur daß in das Ohr der Sterbenden der süße Klang ertönte: ‚Ich habe Dir vergeben!‘"

Sie schwieg aufs Neue, erschöpft von der tiefen Erregung. Als nun Elfride, selbst in ihrem Innersten durch das eben Gehörte erschüttert, ihren weichen Arm um sie legte, ihre Hand ergriff und drückte, da löste der unsägliche Schmerz der Unglücklichen sich in wohlthuende Thränen und sie sank laut weinend an Elfridens Brust.

„Sie sollen und dürfen nicht unglücklich sein — hoffen Sie mit mir!"

Mit diesem Troste entließ sie Etelka, die, überwältigt von Dankgefühl, Elfridens Hand küßte.

— — — —

Es wurde Elfriden nicht leicht, der inneren Bewegung, welche sie ergriffen, so weit Herr zu werden, daß sie am Abend Robert mit der gewohnten Ruhe und Unbefangenheit gegenübertreten konnte. Sie lenkte das Gespräch bald auf Dorners Ehe und auf Etelka, ohne jedoch irgendwie anzudeuten, was am Vormittag sich zugetragen hatte. Sie sprach die Hoffnung aus, daß die Unglückliche ihren Fehltritt erkennen und bereuend zu ihm zurückkehren werde.

„Reden Sie mir nicht von Versöhnung," versetzte er finster, „mit den Wurzeln aus meinem Herzen gerissen habe ich diese unselige Leidenschaft. Wenn Etelka in einem Irrthum befangen war, als sie glaubte, eine durch's Leben dauernde Liebe für mich zu empfinden, wenn sie diesen Irrthum erkennend, die ihr unerträglich gewordene Fessel brach, um dem Manne sich in die Arme zu werfen, der ihr ein volleres und reicheres Glück zu bieten wußte — ich zürne ihr nicht. Auch ich erkenne es, mit Schmerz und Reue, daß die Liebe, die ich ihr darbrachte, nicht die wahre und echte war. Jetzt wo ich Sie wiedergefunden, Elfride, fühle ich, was eine Liebe ist, die nicht in stürmischer Leidenschaftlichkeit, sondern in dem innigsten Verstehen zweier Seelen ihr Glück sucht und findet. Wie unter einer Winterhülle hat in den Jahren, wo wir uns nicht gesehen, diese Liebe geschlummert. Elfride, es ist Frühling geworden, die Liebe erwacht aus ihrem Schlummer. Ja, ich fühle in mir noch die Kraft, glücklich zu machen und glücklich zu werden. Ich bin frei — frei durch ein Schicksal, das ich in Verblendung als das furchtbarste Verhängniß ansah, und das der Himmel mir gesendet, um mein wahres Lebensglück mir dadurch vorzubereiten. Sei mein, geliebtes Mädchen, und gieb mir wieder, was ich nie wo anders als an Deinem Herzen hätte suchen sollen."

Leidenschaftlich sank er ihr zu Füßen, an derselben Stelle, wo vor wenigen Stunden sein unglückliches Weib verzweifelnd, hilfeflehend gelegen hatte. Er bedeckte Elfridens Hände mit Küssen. Dann sprang er auf

zog sie in seine Arme und drückte einen langen, glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Elfridens Herz pochte stürmisch. Aber nur einen Augenblick gab sie sich dem unendlich süßen Gefühle hin, das sich ihrer zu bemächtigen und sie der Besinnung zu berauben drohte. Sanft machte sie sich aus seinen Armen los.

„Nicht mir," sprach sie leise, „einer Andern gebührt dies Recht."

„Ich kenne keine Andere," sagte Robert düster, „sie hat jedes Recht auf mein Herz, auf meine Liebe verscherzt."

„Verlassen Sie mich, Dorner," sprach Elfride mit flehender Stimme, „wenn Ihnen an meiner Ruhe nur das geringste gelegen ist. Ich kann und darf Sie nicht länger hören. Auch Sie selbst sind zu erregt, um jetzt Gründe, die ich Ihnen entgegenhalten könnte, anzuhören und zu verstehen."

Am folgenden Morgen ergriff sie die Gelegenheit, um Robert, der fast niedergeschlagen und entmuthigt ihr entgegenkam, mitzutheilen, sie wisse, daß Etelka, von Reue zerrißen, keinen heißeren Wunsch kenne, als sich zu seinen Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen.

Erstaunt fuhr Robert empor. Sie bat ihn, vor der Hand noch nicht weiter zu forschen, aber es sei so.

„Und wenn es so ist," versetzte er, „es ist zu spät. Keine Reue macht ungeschehen was geschehen ist, kein Thau bitterer Thränen ruft die erstorbenen Blüthen des Vertrauens, der Liebe wieder in's Leben zurück."

Noch an demselben Abend konnte ihm Elfride, als er zu ihr kam, zu seiner größten Verwunderung einen langen Brief von Etelka in die Hände legen, den diese auf ihr Anrathen an Robert gerichtet, worin sie ihre ganze Schuld in vernichtender Selbstanklage gestand und in herzzerreißender Weise um seine Vergebung bat.

Elfride beobachtete Robert als er den Brief las. Er schien nicht unbewegt. Langsam faltete er die Blätter zusammen und sagte nach längerem Schweigen:

„Und doch — es kann nicht sein! Ich kann ihr vergeben, und ich will ihr schreiben, daß ich ihr vergebe — aber ich kann ihr nicht mehr vertrauen, und was ist eine Ehe ohne Vertrauen?"

„Und Ihre Liebe?" fragte Elfride mit leise bebender Stimme.

„O Elfride, wie schwach ist das Herz von uns Männern, die wir uns die Starken nennen. Soll und darf ich Ihnen gestehen, was ich zu meiner Beschämung in diesem Augenblick empfinde: Ja, ich liebe Etelka noch!"

„O dann ist Alles gut," rief Elfride freudig erregt.

„Nicht so," versetzte Robert. „Und liebte ich sie noch glühender als ich sie einst in den Tagen süßester Leidenschaft geliebt, ich könnte doch keine Stunde froh an ihrer Seite werden. Wie ein dunkler Schatten würde in jedem Augenblick sich ihre Schuld zwischen mich und jede reine Empfindung von Glück drängen."

„Ihre Schuld?" erwiderte Elfride; „und fühlen Sie selbst von aller Schuld sich frei? Sind Sie sich wirklich bewußt, überall und immer dem Herzen dieses halben Kindes, das sie noch war, der richtige Leiter gewesen zu sein? Sie haben mir selbst erzählt, daß es Ihnen Freude machte, Ihre schöne junge Frau von Andern bewundern zu lassen. Wenn dadurch der im weiblichen Gemüthe, und grade in einem naiven, wurzelnde Trieb zu gefallen, genährt wurde, war das nicht natürlich? Sie sind ein Dichter, und gewöhnt die Welt von den idealen Höhen Ihrer Kunst zu betrachten. Sie vergaßen, daß Etelka ein irdisches Wesen ist, nicht frei von all den Schwächen, die unserem Geschlechte anhaften und die Sie vielleicht berechtigen, sich das stärkere Geschlecht zu nennen. Aber wenn es eine Schwäche war, daß Etelka in jenen Tagen, wo Sie krank waren, dem Wunsche nicht widerstehen konnte, dem glänzenden Leben draußen, das durch die Spalten Ihres Krankenzimmers lockend hereinblitzte, zu folgen — waren nicht auch Sie schwach genug, dem nachzugeben, statt sie mit Ernst an ihre Pflicht zu erinnern?"

„Wie?" sagte Robert, „Sie machen das, was einem liebenden, wenn auch hier vielleicht schwachen Herzen entstammt, mir zum Vorwurf?"

„Nicht zum Vorwurf," versetzte Elfride, „aber ich möchte Ihnen nur klar zu machen suchen, was der Blick eines Mannes wie Sie, wenn er leidenschaftslos die Verhältnisse betrachtet, von selbst erkennen sollte. Wenn Sie das schöne, verwöhnte Wesen der Welt in die Arme warfen, wenn Sie ihr den Leiter und Führer ihrer Jugend nahmen, zu dem sie aufblicken konnte — war es dann ein Wunder, daß sie, geschaukelt von den sonnigen Wellen des Vergnügens, auf ihnen sich wiegte, bis sie, aufgewühlt von Leidenschaft, sie in ihren Abgrund zogen."

„Seltsames Loos! Sie Etelkas eifriger Anwalt!"

„Wir Frauen," erwiderte Elfride mit leichtem Lächeln, „lassen einander nicht im Stiche."

„Sie können sich nicht in meine Lage versetzen," sprach Robert, „in kein Herz, das in seinen heiligsten Empfindungen sich gekränkt, verrathen betrogen sieht."

„Und wenn ihr Herren der Schöpfung," sagte Elfride ernst und es war, als zittere ihre Stimme ein wenig in tieferer Bewegung, — „wenn ihr Männer das liebende Herz des Weibes, das ihr durch den glühenden Athem eurer Leidenschaft zum Erwachen rieft, wenn ihr es dann zu Seite stoßt, wie den Stein am Wege, damit ihr ungehindert eure Siegeslaufbahn durch die Welt ziehen könnt —"

„Ich verstehe Sie, Elfride," versetzte Robert. „Es ist grausam von Ihnen, mich an eine Schuld zu mahnen, die ich sühnen wollte, die zu sühnen das Glück meines Lebens sein würde, wenn Sie selbst es wollen."

„Sie haben Nichts zu sühnen," sagte sie ernst, aber sanft, „nichts gegen mich. Ich hatte Ihnen längst verziehen, noch ehe eine wunderbare Fügung uns hier wieder zusammengeführt. Ich weiß, daß jene Neigung, die, ich

darf es Ihnen jetzt ohne Erröthen gestehen," — und doch überhauchte, als sie so sprach, eine leichte Röthe ihre Wangen, — „die ich mit der ganzen Innigkeit eines Mädchenherzens erwiderte, ich weiß, daß sie ein Irrthum war, in dem Ihr Herz sich befand, ein Morgentraum, schön genug, um auf mein Leben auch nach dem Erwachen noch einen verklärenden Glanz zu werfen. Erst in Etelkas Liebe, die, das haben Sie selbst gestanden, auch nach dem Furchtbaren, was Sie erlebten, nicht erstorben ist, erst in ihr fanden Sie die wahre Liebe. War das, was Sie für mich zu empfinden glaubten, eine Täuschung, die Sie eine Zeit lang beglücken konnte, — warum rechten Sie mit Etelkas jungem Herzen, das einer ähnlichen Täuschung verfiel, das nun von seinem Wahne erwacht und der wahren Liebe sich wieder bewußt geworden? Wenn diese Täuschung Ihnen bittere Stunden bereitet hat und diese Bitterkeit Sie nun nicht geneigt macht, zu vergeben, — o dann denken Sie, daß auch ein anderes Herz solche bittere Stunden gekannt hat, ehe es sich zu der Herrschaft über sein Empfinden durchgekämpft, die es stark genug macht, dem Freunde vertrauend und heiter entgegenzutreten."

Sie reichte Robert die Hand, die er tiefbewegt ergriff.

„Und Sie stoßen ein Herz zurück," sprach er zagend, „das Ihnen Alles, was Sie gelitten, zu vergüten als sein einziges Glück betrachten würde?"

„Ich kann und will," erwiderte Elfride, „ein Glück nicht erkaufen mit dem Elend eines anderen Herzen, das bessere Rechte auf dieses Glück hat. Sie selbst sagen, daß, auch wenn Sie Etelkas Reue und Buße annähmen, doch immer das Bild ihrer Schuld zwischen Ihnen und jedem Augenblicke reinen Glückes stehen würde. Und Sie können glauben, daß nicht auch zwischen mich und das Glück, das Sie mir bieten, sich das vorwurfsvolle Bild eines Wesens drängen würde, das ich aus seinem Heiligthume verstoßen? Ich habe nie das Halbe in meinem Dasein, in meinem Empfinden ertragen können; ein halbes Glück kann und darf ich nicht annehmen, auch wenn die Hand des einst geliebten Freundes es mir darreicht."

Robert war während dieses Gespräches aufgestanden und an die geöffnete Balconthür getreten. Er blickte hinaus in die Sommernacht, die mit ihren tausend Sternen ruhig und klar auf sein von den stürmischsten Gefühlen zertheiltes Herz herniedersah.

„Es kann nicht sein," sprach er leise vor sich hin — „sie ist mir ewig verloren!"

Da stand Elfride auf, trat hinter ihn, und indem sie ihre Hand leicht auf seine Schulter legte, hauchte sie mit leiser, sanfter Stimme in sein Ohr die Worte seines eigenen Liedes:

„Nicht verloren! Nein auf's neue
Schenkte Dich das Schicksal mir.
Stoße nicht ein Herz von Dir,
Das, erfüllt von bitt'rer Reue,
Dir den heil'gen Schwur der Treue
Schwört zu Deinen Füßen hier."

„Ja, hier, mein Freund, denn Etelka ist hier, und sie erwartet nur einen Wink, um zu Ihren Füßen zu stürzen und Ihre Verzeihung zu erflehen.“

„Ist's möglich,“ rief Robert aus, „Etelka hier? O Elfride, was haben Sie gethan?“

„Nicht mehr und nicht weniger,“ versetzte sie leise, „als was ein Herz, das der Liebe Leid und Glück verstehen kann und verstanden hat, an meiner Stelle auch gethan hätte.“

Er bedeckte seine Augen mit beiden Händen, große schwere Thränen rollten über seine Wangen. Seine Brust arbeitete in heftiger Bewegung.

„Und nun eilen Sie,“ fuhr Elfride fort, „ein Herz zu beglücken, das in qualvoller Unruhe sich verzehrt; eilen Sie, ihm den Frieden zu geben, den es durch aufrichtige Reue sich verdient hat, und den nur Sie allein ihm geben können.“

Sie drängte den noch immer wie in einem Traume Befangenen fort, nachdem sie ihm Etelkas Wohnung und den Namen mitgetheilt, unter welchem sie angekommen war.

Als Elfride ihm nachblickte, wie er raschen Schrittes die Straße hinab eilte und nach kurzer Zeit im Dunkel der Nacht entschwand, da war kein wehmüthiger Gedanke in ihrer Seele, daß mit ihm nun ihre Jugend und alle einstigen Träume eines jungen liebenden Herzens dahingegangen; sie dachte nur an die Arme, die, noch eben ein bejammernswerthes, in wenigen Augenblicken ein liebeseliges Weib sein werde. In dem Gedanken kam, sie wußte selbst nicht wie, ein stiller Frieden über ihre Seele, der ihr nach den Stürmen der letzten Tage, ja der letzten Stunden wunderbar erschien. Sie ging spät zur Ruhe, noch lange auf und nieder wandelnd in dem Zimmer, dessen Wände auf so viel Glück, auf so viel Unglück herabgesehen hatten.

Wie sie am andern Morgen erwachte, war es ihr wie ein neues Wunder, daß sie so ruhig und traumlos geschlafen, daß sie gestärkt und erquickt wie sonst selten sich erhob. Ein Gefühl von freudiger Kraft, das ihr wohl that, floß wie ein belebender Strom durch ihre Adern.

Sie traf Dorner nicht am Brunnen, es war das erstemal, daß er fehlte. Früher als sonst verließ sie die geräuschvolle Promenade und kehrte nach Hause zurück; die neugierigen Blicke, die verwundert auf ihr weilten und nach dem gewohnten Begleiter zu fragen schienen, dünkten ihr unerträglich.

Sie war noch nicht lange daheim, als sie Schritte auf der Treppe hörte, Schritte, ihr nur zu wohl bekannt. Wenige Augenblicke darauf standen Robert und Etelka vor ihr. Die junge Frau flog an Elfridens Hals und in langer inniger Umarmung ruhten die beiden schweigend an einander.

„Erwarten Sie keinen Ausdruck des Dankes,“ nahm Robert nach einer Pause tiefbewegt das Wort, indem er Elfridens Hand innig drückte. „Was Sie an uns gethan, dafür ist jedes Menschenwort zu schwach. Wir kommen

Ihnen Lebewohl zu sagen. Etelka drängt es zu ihrem Vater zu eilen und aus seinem Munde das beglückende Wort der Versöhnung zu hören. Sie haben uns gesehen in Stunden, die zu den schwersten unseres Lebens zählen, und haben uns beigestanden als ein helfender Engel. Nicht wahr? Sie überzeugen sich bald mit eigenen Augen, daß das Werk, das Sie vollbracht, auch Dauer hat?"

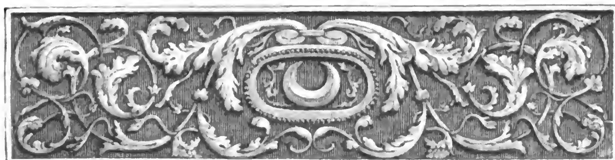
„O gewiß," rief Etelka aus, „Sie kommen, Sie haben mir eine Heimath wiedergegeben, lassen Sie mich Ihnen in unserem Hause ein trautes Heim bereiten!"

Mit diesem Ausblick auf ein frohes Wiedersehen schieden sie.

Am Tage darauf reiste auch Elfride ab; sie fürchtete, wenn sie länger an diesem Orte verweilte, jenes gehobene Gefühl der Freudigkeit zu verlieren, das sie seit dem letzten Abende erfüllte.

Eine schöne tiefsinnige Sage des Mittelalters legt dem Herzblut einer reinen Jungfrau, die es opferwillig darbringt, die Kraft bei, aus unheilbarer Krankheit genesen zu machen, an der die Kunst aller berühmten Meister scheitert; Gott aber fordert das Opfer nicht, sondern, auf den reinen Willen schauend, gewährt er in wunderbarer Weise die erflehte Rettung. Auch hier hatte ein edles, reines Wesen sein Herzblut freudig hingegeben, um die unheilbare Wunde zu schließen, die Wahn und Irrthum zwei vom Schicksal verbundenen Herzen geschlagen; auch hier hatte die Hand, die der Sterblichen Geschicke lenkt, das innere Lebensglück, das sie zum Opfer bringen wollte, nicht von ihr gefordert. Ihr Theil blieb jene Heiterkeit des Gemüthes, die selbst über die dunklen Schatten des Alters und der Einsamkeit den Sonnenstrahl wirft, der unvergänglich ist.





Buddha und Christus.

Von

Rudolf Seydel.

— Leipzig. —

Die deutsche Philosophie hat von den Anfängen ihrer selbständigen Ausbildung bis nahe an unsere Gegenwart heran in ihren ersten Führern aus freier Neigung die engste Gemeinschaft mit dem christlichen Glauben gesucht. Leibnitz und Kant, Fichte und Schelling, Hegel und Schleiermacher, Weiße und Lotze haben bei manichfachem, hier größerem, da geringerem Widerstreite gegen die kirchlichen Ueberlieferungen doch niemals einen unheilbaren Bruch zwischen Wissenschaft und Kirche gewollt, der Art, daß die Wissenschaft Alles das durch einen neuen Gedankeninhalt ersetzen müsse, was bisher als christlicher Glaube festgestanden; sie haben vielmehr einen Kern ewiger christlicher Wahrheit aus seinen vergänglichen Zeitformen hervortreten lassen und ihn für das kirchlich ungebundene Denken wiederzugewinnen gestrebt. Seit einigen Jahrzehnten überwiegt dagegen bei unseren Philosophen die Neigung, gleich den empirischen Forschern von den Gebieten sich ganz fernzuhalten, in welchen eine exact erwiesene Ueberzeugung nun einmal nicht erreichbar scheint. Aber was hat diese Enthaltsamkeit unserm inneren Leben, unserm geistigen Besitzthum, unserer nationalen Bildung eingetragen? In den leeren Raum, den eine christliche Philosophie nicht mehr ausfüllen soll, und welchen gänzlich unausgefüllt zu lassen niemals menschliches Gemüths- und Geistesbedürfniß dulden wird, ist für ziemlich Viele die Philosophie des Pessimismus getreten, deren Vertreter oft genug klar erkannt und offen ausgesprochen haben, daß sie im gleichen Verhältnisse zur buddhistischen Religion stehen, in welchem jene vordem einflußreicher gewesenen Denker zur christlichen standen.

Nicht ohne Zusammenhang hiermit hat in jüngster Zeit auch das Interesse an der Geschichte und an den Urkunden des Buddhismus ein auffälliges Wachsthum gezeigt, dem das Anschwellen der Literatur über diese Gegenstände theils antwortete, theils selbst wieder Nahrung gab. Und zu gleicher gegenseitiger Steigerung von Befriedigung und Bedürfniß haben sich der Buddhaforschung unserer Tage Quellen auf Quellen aus dem fernen Osten neu zur Verfügung gestellt. Seit der französische Gelehrte Grimblot nach Ueberwindung erheblicher Schwierigkeiten im Jahre 1865 von Ceylon und Birma für die kaiserliche Bibliothek von Paris die 14,000 Palmblätter mitbrachte, welche eine sorgsam verglichene Copie der heiligen Schriften des Buddhismus in ihrer ältesten vorhandenen Fassung enthielten, verfügen die Indologen Europas bereits über eine Mehrzahl handschriftlicher Wiedergaben des gleichen Textes. Werthvolle Stücke dieses Textes konnten nun bald auch in Uebersetzungen weitere Verbreitung finden; ganz besonders gab Max Müllers schönes Unternehmen der Sacred Books of the East hierzu Veranlassung; vereinzelt stellen sich den hier gelieferten und anderen englischen Uebertragungen der berufensten Fachmänner auch französische und deutsche zur Seite. Zugleich erfreuen wir uns einer Reihe von darstellenden Werken, in welchen englische, holländische, deutsche, französische Fachgelehrte in der Ausnutzung dieser ursprünglichsten Quellen wetteifern, und Uebersetzungen chinesischer Versionen von heiligen Urkunden des Buddhathums ergänzen auf's Wünschenswertheste, was uns schon früher durch Uebersetzungen aus dem Sanskrit oder dem Tibetanischen zugänglich war.

Durch jene inneren Anlässe sowohl, als durch diese äußeren Erleichterungen, würde sich eine kurz zusammenfassende Mittheilung, wie wir sie hier vorhaben, rechtfertigen, auch wenn nicht Interessen höchster Art davon auf eine unerwartete Weise getroffen würden. Es stellen sich nämlich Parallelen zu christlichen Ueberlieferungen und Lehren heraus, oft so frappant, allenthalben so merkwürdig, daß eine Kenntnißnahme vom Thatsächlichen nicht nur der theologischen Wissenschaft, sondern auch dem einzelnen christlichen Bewußtsein unumgänglich wird und ernste Aufgaben stellt. Möge das Folgende vor Allem zum Zwecke solcher Kenntnißnahme geneigte Leser finden; die Tendenz, welche bei der Darstellung durch das Medium bestimmter religiöser Ueberzeugungen hindurch nicht zurückzudrängen war, will nicht verschwiegen bleiben, aber ebenso wenig sich aufdrängen, und das Gleiche gilt von den Folgerungen und Hypothesen, die sich uns an das Thatsächliche knüpfen. Die Tendenz werden am Besten folgende Worte aus dem Anfange der berühmten Reden Schleiermachers „über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ anzudeuten vermögen: „Immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt“. In einer entscheidenden Jugendperiode ist Schreiber dieses vom Inhalte dieser Worte so mächtig ergriffen worden, daß er die Richtung seiner religiösen Ueber-

zeugungen für immer darin vorgezeichnet fand. Wie ein erhellender Blitz zeigte ihm dieser Ausspruch in augenblicklicher Klarheit, wie von Allem, was unter dem Namen der Religion an uns herantritt, doch in Wahrheit nur unser innerer Verkehr mit Gott selbst und die Lebensbäche, die ihm entfließen, Religion sind. Um dieses inneren Gewinnes und um seiner Verwerthung willen allein schien ihm die christliche Religion gegeben zu sein, schien ihm Jesus von Nazaret gelebt und gelitten zu haben, während alles Andere zu den Umhüllungen fiel, welche die Religion sich nur „lächelnd gefallen läßt". Eben diese Ueberzeugungen nun sind es, welche durch nichts Anderes so sicher befestigt zu werden scheinen, als dadurch, daß wir gerade diese „Umhüllungen" in verschiedenen Religionen einander ähnlich finden, in Buddhismus und Christenthum aber in so hohem Maße vergleichbar, daß sogar der Gedanke an einen äußeren Zusammenhang aufsteigt, bei welchem der buddhistischen Seite die Priorität zukommen müßte. Jedesfalls möchte in dem, was solchergestalt mit verschiedenen Religionen verträglich ist und auf's Leichteste verschmilzt, nicht der innerste, einzige Werth des Christenthums zu suchen sein. Vielmehr erscheint dieser Werth wie die Blume, die sich aus verwelkenden und absterbenden Knospenhüllen an das Licht drängt.

Die beiden Brennpunkte gleichsam jeder voll ausgebildeten Religion liegen einerseits in ihrem Heilsideal, ihrem Ideal wahren Lebens mit Gott, andererseits in der wunderbaren Geschichte eines göttlichen Verkünders, der zugleich als die volle menschliche Verwirklichung jenes Heilsideals verehrt ist. Wir beschäftigen uns im Folgenden wesentlich mit dem letztgenannten dieser beiden Hauptobjecte aller Religionsvergleichung; denn auf dieser Seite liegt hauptsächlich die durch neue Materialien mögliche Ergänzung und Zusammenfassung. Ueberdies kann daneben eine Vergleichung des ideellen Gehaltes beider Religionen auch bei größter Kürze hinreichen, um in dieser unseres Erachtens allein maßgebenden Beziehung ein Werthurtheil zu begründen. So soll denn aus den Uebersetzungen verschiedener hierher gehöriger buddhistischer Quellen eine gedrängte Erzählung ausgehoben und zu einem Mosaik geordnet werden, welches auch da, wo keine besondere Hindeutung darauf erfolgt, mit fortgehender Erinnerung an die christlichen Evangelien gelesen werden muß, um des dadurch aufgegebenen historischen Räthsels sich bewußt zu werden. Die Anordnung geht hier der Reihenfolge nach, welche in den christlichen Evangelien herrschend ist; sie ist indessen in den parallelen indischen Büchern, soweit sie ein zusammenhängendes Ganze dieser Art liefern, in der Hauptsache naturgemäß dieselbe.

Buddha, d. h. der Erwachte, zur Erkenntniß Erwachte, auch Bhagavat, der Herrliche, Tathagata, der Vortreffliche, und mit manchem anderen preisenden Namen genannt, ist ein göttliches Wesen, welches auf Erden als Mensch erschien, um das wahre Heil zu lehren und alles Leid des Lebens zu tilgen. Schon mancher Buddha ist vor Zeiten herabgekommen; der, von welchem hier die Rede ist, hieß als Mensch Siddhartha oder Sarvartha-

Siddha, d. i. „des Wunsches Erfüllung", dem König Suddhodana zu Kapilavastu im nördlichen Indien, aus dem Stamme der Sakyas, die auch Gotama hießen, zum Sohne geschenkt. In dem Freudenhimmel der kampflosen Götter erquickte er die Schaaren der Seligen durch die Predigt des guten Gesetzes, als diese ihn auffordern, auch der Menschen zu gedenken, ihr Erlöser zu werden von den Banden Maras, des Geistes verderblicher Lust, als ihr „wahrhaftiger Arzt, in der Heilkunde wohlerfahrener". Er beräth sich dann mit den Himmelsbewohnern über Zeit, Ort, Stand, Familie der Menschwerdung und über die Gestalt seines Eintritts in das irdische Dasein; entscheidend bestimmt ihn der Hinweis auf eine kühn ausgelegte Stelle der Vedas, der heiligen Bücher der indischen Nationalreligion, wonach er die Gestalt eines jungen weißen Elephanten wählt. Zur Mutter aber kürt er ihrer Tugenden wegen Maya, die Gattin König Suddhodanas.

Maya, der Inbegriff aller weiblichen Güte und Schönheit, fromm und rein, den Göttern gehorsam, sucht ahnungslos die Einsamkeit ihres Sommerpalastes, um in strenger Entsagung einem Gelübde zu genügen. Die Götternymphen umschweben neugierig singend den Palast: „was wird doch jene für eine Jungfrau sein, welche den holden und reinen, den göttlichen Buddha tragen soll?" Da erscheint ihr im Traume die Gestalt des jungen weißen Elephanten, der Gott wird zur Frucht ihres Leibes. Unter Sang und Klang, von himmlischen Schaaren begleitet, war er vom himmlischen Wohnsitze aufgebrochen; unendlicher Lichtglanz geht von ihm aus, der selbst die Finsternisse der Hölle durchdringt; aller Schmerz, alles Böse schwindet für diesen Augenblick; da waren „alle Wesen zu Liebe und Freundschaft gestimmt, mit einander vereint zu innigem Bunde".

Die junge Königin, die noch nie Mutter gewesen, erhält durch brahmanische Priester die Auslegung ihres Traumes:

„Du wirst erfüllt werden mit höchster Freude. Ein Sohn wird Dir geboren werden, dessen Glieder bedeutsame Zeichen schmücken, ein edler Sproß königlichen Geschlechts, ein hochgesinnter König der Könige. Wenn er verläßt die Lust, sein Königreich und seine Residenz, um einzutreten, aus Liebe für alle Welten, frei von Begierden, in den Stand der Frommen, so wird er werth werden der Opfer der drei Welten und wird der Buddha sein, der allen Welten Freude geben wird durch die herrliche Kost der Unsterblichkeit!"

Auch am Sternenhimmel ist die Zeit dieser Buddha-Erscheinung durch ein besonderes Ereigniß bezeichnet: das Gestirn Puschya tritt in bestimmte Verbindung mit dem Monde.

Huldigende Besuche empfängt das Kind schon vor der Geburt. Brahma, der höchste Gott der Inder, bringt ihm einen Thautropfen zum Geschenke, der alle Kräfte der Welt in sich birgt. So auch nach der Geburt erscheinen Götter, himmlische Nymphen, Könige und Priester mit ihren Gaben; Weihrauch und Narden bieten der Entbundenen die Götternymphen zur Stärkung dar. Die himmlischen Schaaren verkünden in Gesängen den Erlöserberuf

des Kindes: „Verbannt sind die Uebel, die Welt ist im Wohlsein, das Glück ist befestigt im All, ein Meister des Heils ist geboren!“

Vom Himalaya herab kommt der Brahmane Asita, der die Lieder der Göttersöhne vernommen hat, ein alter, gebrochener, dem Tode sich nahender Mann; das zukünftige Heil zu schauen begierig, erkennt er das Kind als dessen Träger und ruft weissagend: „Dieses Kind wird der Buddha werden, der Erlöser, der Führer zu Unsterblichkeit, Freiheit und Licht!“

Der König des Landes Magadha, welches der Hauptwirkungskreis Buddhas werden sollte, läßt Boten durch das Land gehen, um zu erkunden, ob Jemand lebe, der seinem Herrscheransehen Gefahr bringen könne; sie erfahren von der Geburt des Sohnes Suddhodanas und hören, daß die Brahmanen, die ihm das Horoskop gestellt, geweissagt haben, er werde ein Großherrscher werden, wenn er im Weltleben bleibe, verlasse er aber die Welt, so werde er Buddha sein; der König möge ein Heer rüsten, dieses Kind zu verderben. König Bimbisara gleicht nicht dem Herodes: wird der Knabe ein Herrscher, so spricht er, dann haben wir Frieden und Freude unter ihm, wird er ein Buddha, so wollen wir seine Schüler sein.

Die Aeltesten des Sakyageschlechts verlangen vom Könige, daß das Kind in den Tempel vor die Götter gebracht werde. Der Knabe lächelt und erinnert daran, daß ihm die höchsten Götter gedient und gehuldigt haben, und daß er selbst der Gott der Götter sei. Im Tempel verlassen die Götterbilder ihren Ort, um des Kommenden Füße demüthig zu begrüßen, und alle Götter stimmen einen Lobgesang auf Buddha an.

Einst bei einem Ausfluge war der Heranwachsende seinen Wärterinnen in einem weiten Gehölz verloren gegangen. Der Vater, geängstigt, umgiebt sich mit hilfreichen Schaaren, um ihn zu suchen; man findet ihn sitzend unter einem Baume, umringt von heiligen Sängern der Vorzeit, in tiefe Beschauung versunken, mit dem Geiste in himmlische Regionen entrückt.

Vom ersten Lebensmomente an im vollen Bewußtsein seines Berufs, und im vollen Besitze seiner wunderbaren Gotteskräfte, zeigt sich der Knabe in allen Wissenschaften und Künsten fertig, noch ehe sie ihm gelehrt werden: allen Lehrern, allen Beurtheilern ist er vielmehr der überlegene Lehrer und Richter, auch in religiöser und moralischer Weisheit und Auslegung der heiligen Bücher. Seine Jugend vergeht inmitten der üppigen Lust der königlichen Paläste ohne innere Theilnahme daran; er durchschaut die Nichtigkeit des Daseins, er erfährt am Anblicke fremden Elends das Leid des Lebens, und durch den Eindruck vom stillen, demüthigen Glücke eines Bettlers wird er zum Entschlusse gebracht, sein Königreich, allen Besitz und all die Seinen, auch eine junge Gattin, zu verlassen, um in frommer Entsagung und Weltflucht die Erkenntniß des wahren Heils zu suchen, die gefundene der ganzen Welt darzubringen.

Die Weisen seines Volkes, die Brahmanen, die sein Ringen nach Wahrheit ihn zunächst aufsuchen heißt, befriedigen ihn nicht, sie werden vielmehr

zu Bewunderern seiner tieferen Einsicht. Fünf Schüler des Weisesten unter ihnen gehen zu Buddha über, um mit ihm die schweren leiblichen Peinigungen zu theilen, die er sich jetzt fastend in der Einsamkeit der Wüste am Nairanjanaflusse auferlegt; sie weichen wieder von ihm, als er auch diesen Weg für einen irrigen erkennt und Speise nimmt. Nicht die Verlockungen des Versuchers Mara, des Dämons der Lust, konnten ihn hierzu bewegen, nur die bessere Erkenntniß dessen, was zum Heile dient. Den Versucher, der ihn mit klugen Worten bereden will zu Speise und Trank, weist er mit kräftigen Gegenreden zurück. Nun verläßt er die Einöde; im Flusse badend zuvor, wird er gefeiert vom Himmel her durch Tausende von Göttersöhnen, die ihn mit wohlriechendem Aloë- und Sandelstaub und einem Blumenregen überschütten. Er begiebt sich nach Bodhimanda zu dem Feigenbaume, unter dem er die volle Erleuchtung und die Weihe für seinen Beruf empfangen sollte. Der Versucher nahet ihm wieder, diesmal mit allen seinen haarsträubend häßlichen Heerhaufen, die bewaffnet sind mit Feuerflammen, Schlangen, Baumstämmen und Felskolossen: all dies verwandelt sich in eine leuchtende Gloriole und in Blumengewinde um das Haupt des ruhig ohne Abwehr die furchtbaren Wurfgeschosse erwartenden Heiligen. So beantwortet er schweigend die Aufforderung Maras, sich von seinem Sitze zu erheben und ihn anzubeten; das Anerbieten aber, ihm das Königthum über das ganze Erdreich zu verleihen, wenn er von seiner Buddhawürde sich scheide, weist er zurück mit den Worten: „Wohl weiß ich, daß mir ein Reich beschieden ist, aber nicht ein weltliches Königthum begehre ich; ich werde Buddha werden und alle Welt jauchzen machen vor Freude.“ Jetzt bietet der Dämon seine Töchter auf, die Götternymphen, damit sie den Unerschütterlichen durch Liebreize überwinden; Buddha begegnet ihnen mit Versen eines heiligen Buches. Noch einmal Wortkämpfe mit dem Versucher, noch einmal Zurückschlagen seiner Armeen — endlich bekennt sich Mara besiegt mit dem Ausrufe: „meine Herrschaft ist dahin!“

Nach längerer innerer Vorbereitung in unbeweglicher Ruhe, in dem Zustande tiefster Beschauung, überkommt Buddha unter dem Feigenbaume die höchste Erleuchtung und volle Buddhawürde. Die Huldigungen der Götter und Göttersöhne feiern diesen Geburtsmoment des Heils. Die erste Buddhathat Sakyamunis — denn so heißt er nun: „der Mönch aus dem Sakyageschlecht“ — ist die Werbung zweier Brüder zu seinen Anhängern, aus einer vorüberziehenden Karavane, noch unter dem Feigenbaume (vgl. Ev. Joh. 1, 49); seine ersten Heilsworte sind Seligpreisungen:

„Selig die Einsamkeit des Freudvollen, der die Wahrheit erkannte und schaut; selig die Freiheit vom Bösen in dieser Welt, selig das Zurückziehen von Allem, was lebt, selig die Freiheit von jeglicher Lust, die Ueberwindung alles Wünschens und Sehnens, die Erhebung über den Gedanken des eigenen Ich; — wahrlich, dies ist höchste Seligkeit!“

Nachdem er noch die letzten Zweifel niedergekämpft, ob auch die Menschen

sein Wort fassen werden, tritt er durch eine Anrede an Brahma sein Lehramt an, das ihn nun wieder zurückführen soll mitten in die bewegte Menschenwelt:

„Weit geöffnet ist das Thor der Unsterblichkeit für Alle, welche Ohren haben zu hören; laß sie, o Brahma, Glauben entgegenbringen, um einzutreten; ohne Bangen vor der Schwere der Aufgabe, will ich den Menschen das liebliche, das gute Gesetz bringen!“

Benares, ein Hauptsitz brahmanischer Gelehrsamkeit, wird die erste Missionsstätte; hier findet Sakyamuni die fünf Jünger wieder, die ihn verlassen hatten und gewinnt sie zurück. Seine Erfolge wachsen stetig; wandernd durchzieht er die Städte, selten länger als ein Jahr seinen Aufenthalt fixirend, ausgenommen gegen Ende seines Lebens; am liebsten weilt er auf Gebirgen und wählt einzelne Höhen, wie vor Allem den Geiersberg bei Radschagriha, der Hauptstadt des Landes Magadha, zu Schauplätzen seiner Lehrthätigkeit, oder er versammelt seine Hörer in Gärten, die ihm reiche Anhänger bisweilen zum Geschenk machen. Hin und wieder unterbricht er sein Wirken durch erneute Sammlung in tiefer Einsamkeit. Aus dem engern Jüngerkreise werden außer jenen fünf besonders hervorgehoben zwei Hauptjünger, Sariputra und Maudgalyayana, und einer, Ananda, als sein vertrautester Begleiter und Beistand; da die beiden ersteren vor dem Meister starben, finden wir sie, um die Dreizahl der Säulen der Kirche wieder voll zu machen, durch zwei Andere ersetzt, Kasyapa und Upali, als nach Buddhas Tode die erste, Glauben und Lehre für die Zukunft sichernde Versammlung stattfand, und Kasyapa, der Petrus unter ihnen, ist Leiter dieser Versammlung. Unsre älteste Quelle zählt der geworbenen Jünger erst bis zehn, dann springt sie durch eine Massenwerbung auf sechzig (ähnlich in den christlichen Evangelien erst zwölf, dann siebzig), von da unterläßt sie das Zählen; später aber, bei einer namentlichen Aufzählung der Hauptjünger, kommt sie auf zwölf. Ein Verwandter Buddhas, von früher Jugend an dem Bevorzugten neidisch grollend, läßt sich unter die Erwählten aufnehmen, um dem Meister entgegenzuwirken, Spaltungen zu erzeugen, ihm sogar nach dem Leben zu trachten und die Leitung der Gemeinde an sich zu reißen, was jedoch Alles mißlingt; die Sage läßt ihn kläglich enden.

Die Lehrweise Sakyamunis ist die des religiösen Gesprächs oder die der directen Verkündigung; mit Vorliebe greift er zum anschaulichen Bilde, und das einzelne Gleichnißwort erweitert sich nicht selten zur ausgeführten Gleichnißerzählung. Manche dieser Erzählungen erinnern entfernter oder näher an Gleichnisse oder auch erzählte Vorfälle in unseren Evangelien: an den getreuen Knecht, den verlorenen Sohn, den Säemann, die kostbare Perle, den Schatz im Acker, den Blindgeborenen. Auch einzelne Vergleichungen überraschen uns durch Zusammentreffen mit Worten Jesu: die Sonne scheint Guten und Bösen, der Regen ergießt sich über Gerechte und Ungerechte; wenn die streitenden Brahmanen abgeschildert sind als eine Reihe blinder Männer, von welchen weder der vorderste sieht, noch der mittlere, noch der

letzte, so müssen wir an die Pharisäer denken, die „blinden Leiter der Blinden". Die Redeform bietet auch sonst Analogien dar zu der unsrer Evangelien: wir fanden das „Wer Ohren hat, zu hören"; das „Wahrlich, ich sage euch" begegnet uns auch, „Iß, trink und sei fröhlich!" im Munde des Leichtfertigen, und die Frage „Was dünket euch, was wäre euch besser?" wird angewendet, um auf eine Selbstwahl des rechten Weges bei den Hörenden hinzudrängen.

Das äußere Leben, ein Bettlerleben, entsagend dem Besitze, der Liebe und Ehe, aller irdischen Lust, entsprach der Auffassung des Heilszieles und der Wege dahin: Armuth, Ehelosigkeit, Heimathlosigkeit werden zu Mitteln und zu äußeren Kennzeichen der inneren Beseligung; selbst Vater und Mutter zu verlassen, darf dem nicht schwer werden, der Buddha nachfolgt. Darum findet sein Wort vor Allem bei den Armen, Elenden, Verstoßenen und Verworfenen eine gute Statt; an sie wendet er sich, um das innere Heil der Seele ihnen zu reichlichem Ersatze zu bieten für Das, was das Leben versagt hat, und um ihnen selbst, wie ihren bevorzugten Verächtern, zu zeigen, daß in jenem göttlichen Besitze alle Menschen gleich sind und keine Kaste ein Vorrecht auf das Heil verleiht. Barmherzigkeit ist das innerste, das einzige Motiv seines Wirkens. „Mit Freude will ich erfüllen alle Wesen, deren Glieder verschmachtet sind, im Glücke befestigen die durch Mühsal Verzehrten" — und „Ihr seid meine Kinder, ich bin euer Vater, ihr seid erlöst durch mich von eueren Schmerzen," — in solchen Worten zeichnet er seinen Beruf auf Erden. Die Sünderin Ambapali, die ihm zum Mahle lädt und die auf niedrigem Sessel zu seinen Füßen dem erquickenden Worte vom heiligen Leben lauscht, schätzt er mehr als die Vornehmen der Stadt, die sich die Ehre seines Umgangs zu eigener stolzer Genugthuung zu erjagen hoffen. Ein junges Mädchen aus einer der verachtetsten Kasten bat Ananda, der Lieblingsjünger, um einen Trunk, wie Jesus die Samariterin am Brunnen; sie selbst nennt ihm verwundert ihre Kaste, die ihr verbiete, ihm zu nahen. „Ich frage nicht nach deiner Kaste, noch deiner Familie, meine Schwester" — antwortet der Jünger; Buddha tritt hinzu und erhebt das Mädchen zum Gliede seines Ordens. So wurde er denn bald geachtet als ein Gott, und auch Hochgestellte und Reiche, Fürsten und Könige öffneten ihm ihre Herzen. In der belebten Residenz Radschagriha hört man im Gewoge der Menge fragen: „Freund, wer ist das? — solch' einer war nie zuvor gesehen", und die Einen halten ihn für den Gott des Mondes, Andere für den Liebesgott, Andere für einen der höchsten Götter des indischen Glaubens, für Indra oder Brahma, noch Andere für einen Höllenfürsten; die Eingeweihten verlachen dies Alles und verkünden ihn als einen Höheren denn alle die Genannten, als den wunderbaren Meister und Lehrer der Welt (vgl. Ev. Matth. 16, 13 ff.).

Wunderbar, wie er geboren, bleibt er ausgestattet mit Wunderkraft, schrankenlos allmächtig und allwissend, sein Leben hindurch. Er kennt Aller

Gedanken und fragt nur zum Schein, ohne der Antwort zu bedürfen. Raum, Zeit, Materie sind keine Hindernisse seines Wollens. Er gebietet den Wogen, sie weichen vor ihm zurück; er ist jenseits des überfluthenden Ganges in dem Momente, in dem er es will. Alle Mächte der Welt, göttliche und dämonische, werden ihm dienstbar; die feindseligen weichen seiner Uebermacht. Unsere älteste Quelle unternimmt es von vornherein, die berichteten Wunder mit laufender Nummer zu zählen, verliert sich aber bald ins Maßlose. An wichtigen Wendepunkten des Lebens gehen von Buddha magische Kräfte aus, welche alle Uebel der Welt heilen. Schon vor seiner Geburt heilte er die Krankheiten Aller, denen seine Mutter die Hand auflegte. Aehnliche Vorgänge begleiten seine Geburt, so daß die Brahmanen jubelnd singen: „Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Wahnsinnigen erhalten die Vernunft wieder, die Krankheiten aller Wesen sind geheilt; er ist der König des Heils!“ Er selbst bedient sich nur im geistigen Sinne des Bildes ärztlicher Heilkunde, die ihn befähige, durch die Lehre des guten Gesetzes alle Kranken gesund zu machen. Dennoch feiert auch den Antritt seines Lehramts die Legende durch Erzählung plötzlichen Ergusses seiner Wunderkraft über alle Welten bis in die Tiefen der Hölle: da schwinden auf einmal alle Sorgen und Klagen, die Armen werden reich, die Hungernden satt, die Gefangenen befreit, die Krüppel gesunden Wuchses; aber auch alle Feindschaft, alle Sünde schwindet, in solchem Augenblicke sind alle Wesen erfüllt von Einem Wohlwollen, Einer Hilfsbereitschaft, wie eine in Liebe verbundene Familie. Unübersehlich sind in Zahl und Art die einzelnen Mirakel, mit welchen die lawinenhaft anwachsende Sage das Leben Buddhas und seiner Schüler überschüttete.

Fünf und vierzig Jahre wirkte Buddha lehrend und bekehrend auf Erden. Trotz der Schilderung rapider Ausbreitung seines Ordens und seiner weiteren Anhängerschaft vernehmen wir oft auch Klagen über Mißverstand und Harthörigkeit, über Urtheil nach dem Schein und Unbeständigkeit des Menschensinnes. Selbst den vertrautesten Jüngern ist Anlaß, Verhärtung des Sinnes, Kleinglauben, Schwäche, namentlich im Angesichte seines baldigen Todes, den sie aufhalten möchten, vorzuwerfen. Doch waren die Jünger die berufenen Gehilfen seines Werks; wir lesen, wie er sie in alle Welt aussendet zu weiterer Werbung und ihnen ausführliche Instructionen ertheilt: „Zieht aus, ihr Jünger, und wandert, zum Heile für Viele, aus Erbarmen für die Welt, zur Freude für Götter und Menschen; geht nicht zu zweien denselben Weg; predigt die Lehre, die da herrlich ist, predigt sie nach dem Geiste und nach dem Buchstaben, aber liefert sie nicht aus an die Hochmüthigen, die von Begierden Berauschten, an Verächter und Spötter“ (vgl. Ev. Matth. 7, 6). Die Vorschriften im Einzelnen füllen lange Capitel. Dann werden die Verfolgungen und Schmähungen geschildert, welche die Jünger zu gewärtigen haben; seiner eingedenk sollen sie Alles dulden, er werde sie schützen, er werde ihnen die Worte eingeben, er werde unter ihnen

sein, auch wenn sie ihn nicht mehr sehen, er werde auf dem geliebten Berge bei der Stadt den versammelten Bekennern erscheinen, und überall, wo man das Gesetz lehre, werde es in seiner unsichtbaren Gegenwart geschehen (vgl. Matth. 18, 20. 28, 10—20. Joh. 15). Und wie schon lange Reihen von Buddhas in großen Zeitabständen vor ihm Mensch geworden, so werde auch nach ihm einst ein anderer kommen, Maitreya, der Freundliche, Liebevolle. Nach schweren Kämpfen, nach scheinbarem gänzlichen Verfall in Sünde und Wahn, nach grausamen Verfolgungen, wird endlich eine herrliche Welt des Heils erstehen, in orientalischer Pracht phantastisch geschildert, wie das „Neue Jerusalem“ in der Offenbarung Johannis, zuletzt wird auch der Böse und sein Reich, die Hölle mit ihrer Feindschaft, ihrem Hohn und ihren Qualen überwunden sein.

Zu alle vier Himmelsrichtungen, zu allen Menschen ohne Schranke des Geschlechts, des Standes, des Volksstammes, werden die Jünger entsandt zum Erlösungswerke, und eine dreifältige Formel ist es, durch welche der Eintritt in den Orden erfolgt: „Ich nehme meine Zuflucht zu Buddha, zu dem Gesetz, zu der Gemeinde der Heiligen“.

In sicherer Kenntniß der Stunde seines Todes, bis zu der seine Wundermacht jede Krankheit bricht, bereitet er tröstend und ermahnend die Jünger darauf vor, während er mit ihnen der Stätte zuwandert, die ihm zum Abscheiden bestimmt ist. Noch einmal grüßt er aus der Ferne Radschagriha und den Geiersberg. Kurz vor dem Tode wird sein Leib plötzlich hell leuchtend, er überglänzt das Gold eines ihm vorher verehrten Prachtgewandes. Als er von den Leiden dieses Lebens, achtzig Jahre alt, erlöst ward, da bebte die Erde, ein Meteor fiel, die Enden der Welt standen in Flammen, der Donner des Himmels erscholl. Nach der Verbrennung des Leichnams streiten die Könige und Priester der Umgegend um die Reliquien: ein Brahmane tritt durch eine Theilung schlichtend ein. Wie Buddha schon vorher bisweilen sich wieder in den Himmel erhoben hat, um Verstorbenen oder um den Göttern zu predigen, so kehrt er nach dem Tode ganz in die himmlische Heimath zurück; doch, wie wir hörten, hinterließ er den Seinen den Glauben an seine Allgegenwart und die Hoffnung, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wenn sie seiner bedürften. Auch in die Hölle drang er hinab, um dort seinen Verächtern und Hassern und den Feinden früherer Buddhas sanftmüthig zuzusprechen, bis er auch sie zur Seligkeit erhob.

Unmittelbar nach der Reliquientheilung soll mit fünfhundert Bekennern, an deren Spitze der Jünger Kasyapa trat, das erste große Concil gehalten worden sein, zur Feststellung und Ordnung der heiligen Bücher. Da wir hiermit den Punkt erreicht haben, an welchem in der christlichen Ueberlieferung das erste Pfingsten steht, so sei es gestattet, mit einer Erzählung, welche in der Buddhalegende einen weit früheren Zeitpunkt schildert, aber eine merkwürdige Parallele zum Pfingstwunder darbietet, diesen Bericht zu schließen:

„Ein herrlicher Abend, lieblich wie ein junges Mädchen, vereinigt die Hörer der ersten Predigt Buddhas; die Götter drängen sich herzu in Schaaren, alle Himmel werden leer, und alle Welten lebender Wesen werden leer, denn Alles strömt zusammen zu einer endlosen Versammlung; aber sie hörte ihm still zu, wie ein wellenloser See. Und da glaubte jeder der zahllosen Hörer, der Weise blicke auf ihn und spreche zu ihm in seiner eigenen Sprache, und doch war es der Dialekt von Magadha, den er sprach."

Daß in diesem Lebensbilde sich Geschichte, anekdotische Sage und sinnvoller Mythus zu einem schwer zu trennenden Ganzen verschmelzen, davon überzeugt uns der unmittelbare Eindruck, und nur dies Eine bedarf einer besonderen Versicherung, daß der geschichtliche Kern auch einen bestimmten historischen Religionsstifter einschließt. Welcher Zeit der Geschichte Indiens dieser angehört habe, und wann die Ausbildung der Legende etwa bis zu all den Details gediehen sei, welche das soeben vor uns aufgerollte Bild enthielt, darüber möge eine kurze Rechenschaft genügen, hinreichend, um den Einwand beurtheilen zu können, der dieses Bild völlig entwerthen würde: vielleicht sei es nur eine schlechte Copie der christlichen Evangelien. Die große buddhistische Religionsgemeinde, die jetzt noch der Christenheit an Zahl überlegen ist, ein großes Dritttheil der Erdbevölkerung umfassend, ist aus einem Bettelorden hervorgewachsen, dessen Stifter schon frühzeitig den Ehrennamen Buddha erhalten haben mag. Jedenfalls im dritten Jahrhundert vor Christus finden wir ihn mit diesem Namen genannt und den Glauben an seine Religion durch die dreigliedrige Formel bezeichnet, die wir anführten: als Glaube an Buddha, an das Gesetz, an die Gemeinschaft. Wir würden noch ein weit früheres Datum hierfür gewinnen, wenn wir uns nicht ausschließlich an die absolut sichere Beweisquelle halten wollten, von der sogleich näher die Rede sein soll. Durch eben diese Quelle ist ferner das Jahr 500 v. Chr. als Durchschnittsziffer für die Lebenszeit dieses Buddha festgestellt, und durch Combination derselben Quelle mit einer jüngeren kann sogar mit großer Sicherheit sein Tod auf das Jahr 477 v. Chr. gelegt werden. So hätten denn fünf Jahrhunderte schon vor Christi Zeit für die Ausbildung und literarische Fixirung der Buddhalegende zu Gebote gestanden; es wäre zu verwundern, wenn dieser lange Zeitraum nicht benutzt worden wäre. Wir dürfen in der That sagen, daß mindestens in allen wesentlicheren Zügen diese Legende vor der christlichen Zeit feststand; und ist auch ein Nachwachsen in Einzelheiten nicht ausgeschlossen, so ist doch von allen Einzelzügen, welche hier mitgetheilt wurden, das Vorkommen schon in so früher Zeit nachweislich, daß ein nachträgliches Einfügen christlicher Elemente in die alten Bücher nur mit großer Kunst, und auch dann nur in unbedeutenden Kleinigkeiten, dafür in Anspruch genommen werden könnte. So schwankend die Chronologie Indiens auf anderen Gebieten sein mag, für die buddhistische Religionsgeschichte und Literatur besitzen wir zwei feste Stützpunkte, von welchen der eine im buchstäblichen Sinne felsenfest ist.

Dieser ist durch die Inschriften an Felsen, auf Säulen, an Granitblöcken gegeben, deren Abfassung durch den König Asoka im dritten Jahrhundert v. Chr. vollkommen zweifellos ist. Nennen sie doch als Zeitgenossen ihres Verfassers bekannte Fürsten des Westens, deren Jahre in die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. fallen: den Ptolemäus Philadelphus von Aegypten, den Antiochus II. von Syrien, den Antigonus Gonnatas von Makedonien, den Magas von Kyrene. Eine dieser Inschriften, doppelt vorhanden, erst vor etwa acht Jahren durch den General Cunningham aufgefunden,*) diente zu der angeführten Bestimmung der Lebenszeit Buddhas, indem sie sich selbst auf das Jahr 256 nach Buddhas Tode datirt. Der andere Stützpunkt liegt in den zum Theil sehr speciell datirten Uebersetzungen buddhistischer heiliger Bücher durch die Gelehrten eines Volkes, das schon im grauesten Alterthume durch Gewissenhaftigkeit in Zeitangaben und geschichtlichen Sinn alle anderen übertrifft, des chinesischen. Schon König Asoka nun hat laut seiner gemeißelten Edicte für nöthig gefunden, den Buddhaglauben, den er zur Staatsreligion seines weiten indischen Gesammtreichs erhob, durch Hinweis auf gewisse besonders zu empfehlende Bücher zu sichern, in welchen Buddhas eignes echtes Wort enthalten sei, und welche er sonach aus einer schon mächtig angeschwollenen heiligen Literatur ausgehoben zu haben scheint. Zum Ueberfluß gedenken die Inschriften sogar des weißen Elephanten im Geburtsmythus Buddhas. Eine chinesische Uebersetzung aber des indischen Werkes, woraus wir unsere Erzählung namentlich in ihrer ersten Hälfte geschöpft haben, des Lalita Vistara, gab es nach den Angaben chinesischer Bücherkataloge schon um das Jahr 70 nach Chr. Solchen Angaben zu mißtrauen, wäre kein Grund, auch wenn ihnen die vorhin gerühmte Eigenschaft der chinesischen Literatoren nicht empfehlend zur Seite stünde; denn wir finden in solchen Katalogen Zeitangaben aus den verschiedensten Jahrhunderten, zunächst vom ersten bis herab zum sibenten unserer Aera, dann auch noch weiter abwärts, und gar manche Notizen darunter setzen Bücher von hohem religiösen Ansehen in ihrer gerade vorliegenden Uebersetzung sehr jung an; auch Uebersetzungen des Lalita Vistara verhältnißmäßig sehr später Zeit werden angeführt: so verräth sich nirgends eine tendenziöse Absichtlichkeit; sehr oft ist der Name des Uebersetzers genannt und bisweilen die Geschichte des Uebersetzungsunternehmens genau erzählt. Jene Version aus dem ersten Jahrhundert ist uns nun freilich verloren, so daß Raum ist zu der Vermuthung, es könnten noch nach ihrer Zeit christliche Stücke in das indische Original eingetragen sein. Aber es giebt eine andere vom Jahre 194, worin unsere Legende mindestens in den Hauptzügen vom himmlischen Aufenthalte Buddhas an bis zur Niederwerfung Maras sich vorfindet, und eine dritte aus der westlichen Tsin-Dynastie

*) Vgl. G. Bühler, Three new Edicts of Asoka, Bombay 1877 (reprinted from the „Indian Antiquary").

(265—313), welche ohne jeden Abbruch die Erzählungen des Lalita Vistara wiedergiebt und die Todesgeschichte Buddhas aus noch älteren Quellen hinzufügt*). Wie unwahrscheinlich wäre schon an sich das Eintragen von Elementen einer fremden Religion in die peinlich gehüteten, abergläubisch heilig gehaltenen kanonischen Bücher des Buddhismus, deren göttlicher Ursprung in jedem Buchstaben seit Jahrhunderten festes Dogma war! Doppelt unwahrscheinlich aber — um nicht zu sagen unmöglich — wäre ein solches Eintragen aus christlichen Quellen zu einer Zeit, in der das Christenthum im mittleren Asien höchstens die ersten leisen Anfänge von Missionserfolgen hinter sich hatte. Nun kommt aber noch ein Umstand hinzu. Auch Werke einer üppig phantastischen und grüblerischen Ausspinnung der Buddhalehre, Werke aus der Hochblüthe der verhältnißmäßig späten Schule des sogenannten „großen Fahrzeugs", sind in China schon im zweiten Jahrhundert nach Chr. übersetzt vorhanden. Unser Bericht hat darum einiges Wenige auch aus solchen Werken, soweit das Datum ihrer Uebersetzung in China nicht unter das dritte Jahrhundert herabging, ohne jeden Verdacht christlichen Ursprungs schöpfen dürfen: so namentlich aus dem durch Burnouf in's Französische übersetzten „Lotus des guten Gesetzes". Der indische Lalita Vistara aber zeigt nur wenige Spuren des Einflusses jener Schule, keineswegs ihre Herrschaft, so daß wir ihn entschieden für noch älter halten müssen, als die soeben charakterisirten, schon so frühzeitig in China bekannten Werke. Endlich ist unsere zweite Hauptquelle für die Legende, die einschlagenden Theile des auf Ceylon im Pali-Dialekt redigirten Kanons, unbezweifelt höheren Alters als die von uns benutzten Sanskritbücher, und dennoch weisen die Pali-Urkunden beinahe den gleichen Bestand der Sage auf, deren allmälig immer buntere Ausdichtung wir darin sogar von den einfachsten Anfängen aus verfolgen können. Alles dies zusammengenommen mag hier genügen, um die Ueberzeugung zu stützen, daß auch nicht der kleinste unter den oben aneinandergereiheten Zügen der Buddhabiographie christlichen Ursprungs ist.

Da ich in einem vor kurzer Zeit erschienenen Werke**) in umgekehrter Richtung eine Vermuthung gewagt und zu begründen gesucht habe, glaube ich ein kurzes Wort hierüber auch an dieser Stelle schuldig zu sein.

Wer unsere Evangelien in jedem ihrer Stücke als Urkunden geschichtlicher Thatsachen verehrt, der muß den merkwürdigen Umstand der Uebereinstimmung fremder Religionssagen mit diesen Thatsachen aus einer göttlichen

*) Vgl. Samuel Beal, The Buddhist Tripitaka, London 1876, p. 19, 109, 115 f. mit E. Senart, Essai sur la légende du Buddha, Paris 1875, p. 497 f. Seit obiges geschrieben wurde, hat Beal im 19. Bande der Sacred Books of the East noch speciellere Mittheilung über die ältesten Buddha-Biographien geliefert, und ist in dem Katalog des chinesischen Buddhistischen Kanons von dem Japanesen Bunyiu Nanjio (Oxford 1883) alles oben Bemerkte noch reichlicher bestätigt worden.

**) Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddhasage und Buddhalehre, mit fortlaufender Rücksicht auf andere Religionskreise untersucht. Leipzig, 1882.

Fügung zu verstehen suchen, welche in jenen Sagen vorbildliche Anknüpfungen, symbolische Typen für diese Thatsachen schuf. Freilich hätten diese Vorbilder nur hindernd für die Annahme des christlichen Glaubens gewirkt; denn sie erweckten den gläubigen Bekennern jener anderen Religionen die Vorstellung, als besäßen sie schon längst von selbst, was die christliche Mission ihnen neu zu bringen meinte, und wenig geneigt konnten sie sein, sich zu einem bloßen Vorbilde oder symbolischen Vorspiele herabsetzen zu lassen, was ihre heilige Ueberlieferung nicht minder unter die Bürgschaft göttlicher Thatsachenoffenbarung stellte, als die christliche Ueberlieferung den Inhalt der Evangelien. Auf einem anderen Standpunkte wird eine solche Auskunft entbehrlich, und dieser Standpunkt ist vertreten von manchem gläubigen Christen unsrer Tage, der doch nichts preisgeben will von dem Gottesworte, für dessen Träger ihm das Neue Testament gilt, aber nur dieses Gotteswort zu scheiden entschlossen ist von „Umhüllungen, die es sich lächelnd gefallen ließ." Von dem Standpunkte aus, den wir hier meinen, fallen auch die christlichen Evangelien, wie jedes andere Literaturwerk, unter die Gesichtspunkte der menschlichen Geistesgeschichte und schriftstellerischen Production. Treten wir in diesem Sinne unbefangen den evangelischen Erzählungen gegenüber, so kann uns nicht gleichgiltig bleiben, daß auch die älteste Titelgebung nicht gewagt hat, von einem Evangelium des Matthäus, des Marcus u. s. w. zu sprechen, sondern nur ein Evangelium nach Matthäus, nach Marcus, nach Lucas, nach Johannes kennt. Der compilatorische Charakter, den wir hiernach an diesen Büchern zu finden erwarten müssen, wird überall durch ihre Uebereinstimmungen, die auf gleiche Quellen, und durch ihre Verschiedenheiten, die auf ungleiche Behandlung dieser Quellen und auf andere, ungleiche Quellen schließen lassen, zur Evidenz gebracht. Das dritte Evangelium bekennt sich ausdrücklich in seinen ersten Versen zu solchem compilirenden und harmonisirenden Verfahren. Der Buddhist würde nun gewiß von den so entstandenen christlichen Werken denselben unmittelbaren Eindruck davontragen, den wir unserseits den buddhistischen Erzählungen gegenüber so formulirten: sie erscheinen als schwer trennbare Verschmelzungen von sinnvollem religiösen Mythus, frei gestaltender Sage und einem festen geschichtlichen Kerne. Dieser Kern würde auch hier vor Allem die geschichtliche Gestalt des Religionsstifters sein, die welterneuende, gottdurchdrungene Persönlichkeit Jesu von Nazaret. Eine solche Auffassung unserer Evangelien enthält aber selbst wieder neue, schwer zu lösende Probleme. Sagenhafte Entstellungen der Thatsachen bringt die von Mund zu Mund gehende Berichterstattung wohl in kürzester Frist hervor, aber eine eigentliche religiöse Mythologie entsteht nur langsam, durch Jahrhunderte hindurch, und sie entsteht nicht mehr in einer hellen, historischen Zeit, geschweige in der Verfallzeit einer alten Cultur, mitten in der Gewöhnung an skeptische, zersetzende Verstandesreflexion, in einer Zeit, für welche das Achselzucken des Pilatus mit der Frage „Was ist Wahrheit?" charakteristisch war.

Wollen wir in den wenigen Jahrzehnten von Jesu Tode bis zum Abschluß unserer kanonischen Evangelien — sollten es auch nicht so ganz wenige Jahrzehnte sein — mythenähnliche Producte entstehen sehen, so müssen wir den Begriff des eigentlich „Mythischen" fallen lassen und an das verwandte Medium der Kunstpoesie denken. In der „Offenbarung Johannis", welche um die Jahreswende von 68 zu 69 entstand, liegt ein unbestreitbares Beispiel früher christlich-religiöser Kunstdichtung vor. Bei Lucas macht die Einflechtung hymnischer Stücke, welche überall in dem gleichen Stile gehalten sind, besonders in den ersten Capiteln, den Gedanken wahrscheinlich, daß unter seinen im Anfangsverse erwähnten „vielen" Gewährsmännern auch ein christlicher Dichter gewesen ist. Kunstdichtung aber entsteht auch noch in einem anderen Betracht nicht ebenso, wie volksthümlicher Mythus. Die gesammte Geschichte der Poesie zeigt uns, wie die der bildenden Künste, gewisse wiederkehrende Typen, welche von Hand zu Hand gehen, immer neu verarbeitete Motive, welche ein Volk dem andern, eine Zeit der andern, ein Künstler dem andern zureicht. Oft auch sind die benutzten, überkommenen Formen weit geringwerthiger, niedriger von Geschmack, als das, was die edlere Kunst eines gebildeteren Volkes oder eines höheren Genius daraus schuf. Was hat die griechische Sculptur aus ägyptischen und asiatischen Typen gemacht! Wie hat die christliche Frömmigkeit und die germanische Gemüthstiefe das Bild der Madonna mit dem Kinde umgeschaffen, dessen Grundlinien nachweislich der Gruppe der Isis mit dem Horuskinde verdankt sind! So besitzen wir denn auch ein höchst interessantes, unbestrittenes Beispiel von christlicher Umdichtung der Buddhalegende. Es ist der Roman „Barlaam und Josaphat", als dessen Verfasser der griechische Kirchenvater Johannes Damascus gilt (gest. 754). Sogar der Name Josaphat, eigentlich Joasaph, ist für eine Umgestaltung des Buddhatitels Bodhisattva erkannt worden; die katholische Kirche, die jenen Josaphat unter ihre Heiligen aufnahm, hat unbewußt in ihrem Dienst und in ihrem Kalender dem Buddha-Sakyamuni eine Stelle gegönnt*). Unmöglich ist es keinesfalls, daß ein ähnlicher Proceß vertiefender und reinigender Umdichtung buddhistischer Vorlagen der Abfassung der christlichen Evangelien vorausging und auf dieselbe von Einfluß war. Der phantastische Schwall, das Tändelnde, das specifisch Indische, würde vom christlichen Dichter hierbei in ähnlicher Weise beseitigt und durch den schlichten Ernst der semitischen Frömmigkeit verdrängt worden sein, wie es gegenüber der babylonischen Schöpfungs- und Sintfluthsage durch den alttestamentlichen Erzähler geschehen ist. Der Verkehr Indiens mit dem Westen, namentlich mit den großen Weltmärkten Syriens, Kleinasiens und Aegyptens, war in der nächsten Zeit nach Christus auf Land- und Seewegen

*) Näheres hierüber in Max Müllers Essays, 3. Band, in Albr. Webers Indischen Streifen, 3. Band, S. 57, und bei Rhys Davids, Buddhist Birth Stories or Jataka Tales translated, I. Vol., London 1880.

überaus bedeutend, und bei dem Fanatismus, mit welchem die Buddhisten den Auftrag des Meisters, die ganze Welt zu bekehren, als höchste religiöse Pflicht ergriffen, ist es ganz unmöglich, daß für sie die belebten Handelsstraßen und die mächtigen Kauffahrteischiffe nicht sollten vorhanden gewesen sein, welche großen Mengen indischer Waaren den Absatz in Europa vermittelten, so daß nach Plinius das römische Reich jährlich 50 Millionen Sestertien, das heißt etwa 8 Millionen deutsche Reichsmark, nach Indien abgab. Denken wir nun zurück an die große Anzahl der oft frappanten Aehnlichkeiten der beiden verglichenen Literaturen, so werden wir der Vermuthung eines äußeren Zusammenhangs in der Richtung von Osten nach Westen wenigstens nicht von vornherein jede Wahrscheinlichkeit absprechen dürfen.

Aber, wäre auch diese Vermuthung zur Gewißheit erhoben, einen Verlust, der nicht nur jene „Umhüllungen“ beträfe, sondern den christlichen Glauben selbst, würden wir dadurch nicht erleiden, wohl aber den tiefgehenden Gewinn davontragen, daß uns der einzige Werth des Christenthums wie die aus dunkeln Wolkenschleiern tretende Sonne in einem neuen Glanze erschiene. „Man bekommt durch Ihre Zusammenstellungen einen gewaltigen Respect vor dem Christenthum“— sagte mir ein ernster Leser meines Buches und wies dabei auf den Gegensatz hin, in welchem die schlichte Weihe der christlichen Erzählung zu der sinnlich spielenden Ueppigkeit und dem narkotischen Duft der indischen Legende steht. Dieser Gegensatz ist nicht nur ein ästhetischer, nicht nur ein Gegensatz gleich berechtigter nationaler oder ethnologischer Eigenheiten, er hat vielmehr seine Wurzeln in dem Religionsgehalte selbst, der auch den Umhüllungen, die ihn bedecken und zum Theil verbergen, doch seinen Geist und Ungeist unverkennbar mittheilt. Zwar besitzen wir in den ältesten buddhistischen Werken auch Erzählungen von großer Einfachheit und Sammlungen von Lehrsprüchen ohne jedes legendarische Gewand; allein jene Erzählungen offenbaren nur durch den Mangel an ergreifenden Zügen mächtigen religiös-ethischen Lebens ihres Helden den Anlaß, diese Lücke später durch phantasiereiche, aber wenig gehaltvollere Erfindung zu füllen, und die Lehrsprüche, obwohl oft vom höchsten sittlichen Inhalte und darin manchem Jesuworte auffallend verwandt, lassen dennoch deutlich den ursprünglich dürren Boden hindurchfühlen. Nur in Zeiten ganz besonders guter Beackerung und Pflege hat dieser Boden vorübergehend das Beste getragen, aber gar bald ist immer wieder seine natürliche Sterilität zur Erscheinung gekommen in dem überwuchernden Unkraute leerer Grübelei, kindischen Tandes, ängstlich kleinlichen Gesetzeswesens, stupiden Aberglaubens und priesterlicher Selbstvergötterung. Dieser Boden ist der des Pessimismus und zwar eines aus Schrecken und Furcht vor den materiellen Uebeln des Daseins entstandenen Pessimismus. Alle eigenthümlich charakteristischen Elemente des buddhistischen Religionsgehaltes lassen sich aus dieser Grundlage verstehen. Es mag zunächst paradox erscheinen, daß eine Religion

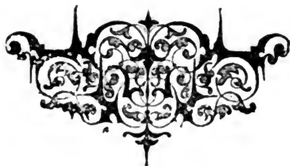
vollkommener Entsagung, gefühlvoller Barmherzigkeit und äußerster Opferbereitschaft ihre Wurzeln in einem materiellen Pessimismus haben soll. Nichts aber steht fester als dies, daß das physische Elend des irdischen Daseins, Krankheit, Alter, Tod, der mannigfache schmerzvolle Druck, mit dem die Natur auf uns lastet, und welcher durch den besonderen Druck des indischen Kastenwesens doppelt empfindlich wurde, dem buddhistischen Heilsgedanken Entstehung und Richtung gegeben hat, und daß eine aus diesem stygischen Quelle eingesogene pessimistische Verzweiflung es verhinderte, die Rettung und das letzte Endziel alles Sehnens und Trachtens in etwas Mehrerem zu suchen, als in bloßer Befreiung von jenen Leiden, in dem Glücke und Genusse der Freiheit von allem eigentlichen Lebensinhalte also rein an sich, ohne daß ein neuer, besserer Lebensinhalt an Stelle des geflohenen zum Gegenstande des Strebens wurde. Da aber nach dem indischen Seelenwanderungsglauben, den der Buddhismus im Ganzen unverändert übernahm, dem Gestorbenen eine abermalige Geburt und eine unabsehliche Reihe von Wiederholungen eines leidvollen Lebens drohte, zumal wenn er nicht das Glück hatte, in der Brahmanenkaste geboren zu sein, so nahm jene Sehnsucht nach Befreiung hier nothwendig die Gestalt des Verlangens nach Befreiung von der Wiedergeburt an, und es wurde zum Hauptmotiv Buddhas, den kürzesten, innerlichen, religiös-sittlichen Weg hierzu Jedermann ohne Unterschied der Kaste zu eröffnen. Dies ist der Wesenskern der buddhistischen Religion geblieben, so viele Wandelungen sie auch in ihrer mehr als zweitausendjährigen Geschichte und in ihrer Anpassung an die verschiedensten Nationalcharaktere durchlebt hat. Auch darin ist sie sich gleich geblieben, daß sie die Hindernisse jener Befreiung in der sinnlichen Lust und selbstischen Begierde und in Allem fand, was diese anregt. So mußte denn die völlige Abtödtung aller Begierden, die völlige Entfernung von allen ihren Gegenständen, freiwillige Armuth, Ehelosigkeit, Niedrigkeit, Enthaltung von jedem Genusse, Beschränkung auf die unerläßlichsten Lebensbedürfnisse, als einziger Weg zum vollen Heile gepredigt und geübt werden. Die Stiftung der buddhistischen Religion war daher von Haus aus zusammengefallen mit der Gründung eines Ordens bettelnder Mönche und Nonnen; dem Laienanhange legte man nur die nöthigsten Moralgebote auf, und war ihm dankbar für die Almosen, von welchen die Ordensglieder leben mußten, ohne ihm jedoch die volle Befreiung vom Leiden und von der Wiedergeburt zusichern zu können. Entsprechend ist in der Auffassung des Heilsziels dieser negative Begriff der bloßen Befreiung jederzeit das herrschende, wesentlich färbende Moment geblieben, wie mannigfaltig immerhin die Auslegung des in diesem Sinne mit dem negativen Worte Nirwana bezeichneten Heilsideals in den zahlreichen buddhistischen Theologenschulen auseinanderging. Von Anfang an ist unter Nirwana der innere Zustand unseres Geistes gemeint, welcher entsteht, wenn wir uns alles Begehrens, alles Interesses am realen Dasein entschlagen, jeden Wunsch in uns tilgen, der uns zu der Wirklichkeit des Lebens hin-

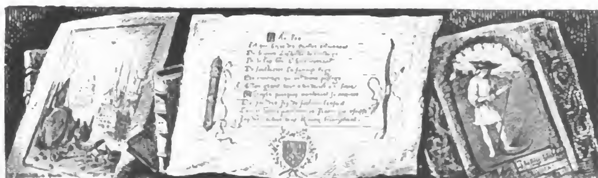
überzieht, ein Zustand also, in dem uns eigentlich Nichts fesselt, Nichts überhaupt beschäftigt, als das Festhalten dieses Zustandes selbst; denn es darf nicht vergessen werden, daß ein neuer Inhalt an Stelle dessen, wovon solche Befreiung frei machen sollte, nicht angeboten wurde. Dieser Zustand leerer innerer Freiheit galt zugleich als Befreiung von der neuen Einkehr in reales Leben nach dem Tode, da in solchem Zustande jeder Keim neuer Geburt erstickt scheint. Dennoch aber wurde diese Freiheit als ein Gut, als Gegenstand des Genusses, als ein seliges Dasein, gedacht und empfunden; war sie ja doch eben Freiheit vom Leiden, Freiheit vom Ungestüm des Begehrens, Freiheit von der Welt, Freiheit von zukünftiger Leiblichkeit. Ja, dieses selige Freisein war Unsterblichkeit; denn über den von allen Banden der Natur losgelösten Geist hat auch der Tod keine Macht. Wir begreifen, wie hiernach schon frühzeitig das Nirwana ein „Mittelding zwischen Sein und Nichtsein" genannt werden konnte; denn die inhaltlose Freiheit ist eigentlich Nichts, aber da sie in einem Geiste existirt, der sie als Glück empfindet, ist sie doch wiederum weit mehr als Nichts. Wir begreifen auch, wie die doppelte Weiterentwickelung in den Schulen aufkommen konnte, wonach hier die Seligkeit des Nirwana zu einer ziemlich glanzvoll ausgedichteten Freudenwelt, dort die Inhaltslosigkeit zu völliger Vernichtung gesteigert wurde. Auch die andere Fortbildung aber werden wir verstehen, durch welche zu Zeiten aus dem Keime jener Entsagungsmoral hohe Lehren von liebreicher Duldsamkeit, Opferbereitschaft, ja von thätiger Liebe bis zur Feindesliebe hervorbrachen. Denn die Selbstlosigkeit, die Begierdelosigkeit des Entsagenden läßt in seiner Seele die Regungen der Barmherzigkeit und Liebe leicht von selbst emporsteigen, welche von der Eigenlust unterdrückt werden. Wenn aber die thätige Liebe dennoch fortfährt, kein anderes Ziel zu kennen, als jene leere Freiheit, so müssen auch ihre kräftigsten Anläufe immer wieder in den Opiumrausch des „seienden Nichtseins" ausmünden; die Liebesthat hat dann kein anderes Object als dieses, allen Menschen durch ihre Bekehrung die Seligkeit solcher inneren Leere zu eröffnen. Und wie immer diese Seligkeit realistisch ausgemalt werden mochte, niemals ist verleugnet worden, daß das Beglückende in ihr jene leere, innere Freiheit selbst ist, welcher nur eben jedes Begehren und Handeln dadurch erspart sein soll, daß sie von einem allgemeinen Vollendungszustande der Dinge umgeben ist.

Die Religion Jesu zeigt uns zu diesem Allem das vollkommene Widerspiel. Wenn der Buddhismus aus pessimistischer Verzweiflung am realen Dasein alles Wollen und Handeln überhaupt fliehen heißt, und nur absichtslos, gleichsam unterwegs, einige thätige, wirksame Liebe mitgewinnt: so sehen wir das Christenthum aus dem ganz realistisch und optimistisch gedachten Ideale des jüdischen Gottesstaats hervorwachsen, dieses Ideal zum allgemeinen und einigen Gottesreiche erweitern, den Gottesglauben vom starken und eifernden nationalen Jehovah zu dem Allvater der schaffenden

und sorgenden Liebe emporheben, und die Gesinnung des knechtischen Gehorsams gegenüber peinvollen Gesetzeslasten zur kindlichen Vereinigung mit dem göttlichen Liebewillen vertiefen und vereinfachen. Hier sind es die vereinzelten, an Buddhismus gemahnenden Züge von Abtödtung, Weltflucht, äußerer Armuth und thatlosem Erdulden des Unrechts, die sich fremdartig ansetzen und zu Grundlagen des mönchischen und mittelalterlichen Heiligenideals wurden, welches allerdings weit mehr buddhistisch ist als christlich. Vielleicht daß derselbe buddhistische Einfluß, den wir für die Entstehung einzelner evangelischer Erzählungen heranzogen, auch in den Lehrstoff Eingang fand und u. A. Ursache jener „ebionitischen" Züge geworden ist, die ja wiederum bei Lucas am meisten auffallen. Das Christenthum Jesu ist nicht getragen vom Schmerz über den Schmerz, über Leiden, Alter, physischen Tod, nicht getragen von Furcht vor Erneuerung solcher Uebel, sondern von Schmerz und Entrüstung über die pharisäische Lüge und die sadducäische Hoffarth, von Erbarmen mit der Heerde, die keinen Hirten hat, der sie zu einer Gemeinschaft gottinnigen, sittenreinen, in Liebe thätigen Lebens sammelt. Die Liebesthat, auch wo sie nur einem Thier gilt, das in den Brunnen fiel, steht Jesu höher als die beschauliche Ruhe des Sabbaths, und die volle Verwerthung aller Güter der Natur — der Natur, deren tiefempfundene Schönheit aus Jesu Reden allenthalben uns entgegenstrahlt, der Natur, die er so oft als Zeugniß der göttlichen Güte preist —, die Verwerthung dieser Güter ist ihm kaum ein Gegenstand der Erwägung, geschweige des Verbots; die Ehe gilt ihm als von Gott selbst zusammengefügt, wenn er sie auch seines besonderen weltgeschichtlichen Berufes willen sich versagte, und alle Fasten- und Speisegebote bläst das einzige Wort hinweg: „Nicht, was eingeht in den Mund, macht die Menschen gemein, sondern was ausgeht aus dem Munde; was in den Mund hineinkommt, geht in den Leib, was aber aus dem Munde herauskommt, geht aus dem Herzen hervor; aus dem Herzen kommen die argen Gedanken, die sind es, die den Menschen gemein machen!" Der Ausblick in die Zukunft vollendeten Heils ist für Jesus wahrlich nicht der Ausblick in ein Freisein von allem Lebensinhalt. Aus naher Ferne leuchtet seiner Hoffnung das vollendete Bild einer reich gegliederten Welt entgegen, in welcher die ganze Fülle der Natur im Dienste der menschlichen Liebe, die Talente der individuellen Thatkraft im Dienste der Allgemeinde, alle geistigen Wesen im innigen Bunde mit Gott stehen, der Seligkeit theilhaft, die Gott selbst durch unablässige schöpferische Liebesthat an sich erfährt. Hatte der Buddhismus dagegen in Nirwana, in jenem seienden Nichtsein oder nichtseienden Sein, den höchsten Gegenstand seines Trachtens, so mußten ihm auch die Götter zu erlösungsbedürftigen Existenzen herabsinken, und in demselben Maße mußte der Buddhist sich selbst, soweit ihm das Nirwana zum Besitz geworden, als ein Gott aller Götter vorkommen. Daher im buddhistischen Selbstbewußtsein, das häufige Umschlagen aus der extremsten Demuth in die extremste Ueberhebung und der fast

gänzliche Mangel einer gesunden, maßvollen Würdigung eigenen persönlichen Werths, die dem Menschen nur gelingen kann, wenn er seine Unterordnung unter das göttliche Gesetz zugleich als persönliches Durchdrungensein von göttlichen Kräften auffassen darf, die ihm seinen besonderen Beruf in der Erarbeitung allgemeiner Güter anweisen. Als das Buddhakind den Göttern dargestellt wurde, lächelte es und sprach: „Wo ist der Gott, der mir gliche oder mich überragte?“ Als der Jesusknabe im Tempel gefunden ward, mit den Schriftgelehrten sich unterredend, antwortete er den Seinen: „Wußtet Ihr nicht, daß ich sein muß in Dem, was meines Vaters ist?“ Auch die Mannesgestalt des Messias wird so für den christlichen Glauben stets das Urbild eines gottgeeinten machtvollen Wirkens sein, das aus Liebe zur Menschenwelt allen Kampf auf sich nimmt, ja im Martyrium endet, nicht um das Dasein von seinem Inhalte zu befreien, sondern um es mit dem höchsten und besten Inhalte zu erfüllen.





Alt-Toscana.

Eine culturgeologische Studie

von

E. Reyer.

Das Mergelland Toscanas mit seinen Gabbrokuppen sehen wir begrenzt im Osten von den jung aufgestauten Ketten des Apennin, im Westen von jenen Alluvialebenen, welche in historischer Zeit gegen das Meer vorgeschoben worden sind. Alle drei Gebiete unterscheiden sich sowohl durch den Relief, als auch durch die Vegetation. Im Apennin treffen wir zumeist arme Buschwälder, im mergeligen Hügelland bald italienische Cultur, bald öde Gebiete, aus welchen dichtbewaldete Eruptivkuppen aufragen, die Maremmen endlich sind reich an üppigen Feldern und Weiden.

Wir wollen nun in ferne Vergangenheit blicken und betrachten, wie sich die Geschicke des Landes und der Menschen im Laufe dreier Jahrtausende geändert haben. Die Contraste, welche sich da entfalten, sind gedankenanregend, sie eröffnen uns ein tieferes Verständniß für die Gegenwart.

Im Postpliocen treffen wir bereits einen thiergleichen Menschen in Mittelitalien; die späteren prähistorischen Funde zeigen uns den Menschen versehen mit Broncewaffen und Werkzeugen. Diese anschließliche Broncecultur hat in Italien wohl bis gegen 1000 v. Chr. geherrscht; später findet das Eisen durch die Etrusker zunächst eine beschränkte, durch die Römer aber eine allgemeine Verwendung.

Ueberblicken wir das vorrömische Italien, so treten uns verschiedenartige Culturen entgegen. Hier wie anderwärts im Mittelmeere kreuzen sich schon ein Jahrtausend vor Christi indo-europäische und orientalische Rassen. Sociale Leiden, Krieg und Handel treiben die Völker von Land zu Land und mengen sie vielfach.

Die altorientalischen Quellen berühren unsere Gebiete nicht, die europäischen Nachrichten reichen aber nur mittels ihrer sagenhaften Wurzeln bis in jene frühen Zeiten zurück. In späterer Epoche treffen wir ein buntes Gemenge zum Theil barbarischer, zum Theil aber hoch cultivirter Völker in der italienischen Halbinsel seßhaft. Im Nordwesten treffen wir die Ligurer, Verwandte jener Basken, welche als ein Relict Alteuropas noch heute im spanisch-französischen Grenzgebiete vegetiren. Im Nordosten Italiens herrschen in der alten Zeit die indo-europäischen Tyrrheno-Pelasger, welche um die Zeit des trojanischen Krieges aus Kleinasien zugezogen sein sollen. Sie erscheinen als Schifffahrer, Städtebegründer, Gewerbetreibende und haben gewiß in Italien manch' orientalische Kenntnisse verbreitet. Im Podelta stammen die Städte Spina und Ravenna von den Pelasgern, im Westen erscheinen die Orte Pisa, Cerae und Tarquinii als Colonien dieser tüchtigen Einwanderer.

Im östlichen Mittelitalien treffen wir die gräco-italischen Umbrer, deren culturelle Bedeutung fraglich ist, im Römischen erscheinen oskische und andere den Römern verwandte Völkerschaften, in Süditalien und Sicilien wohnen die in frühester Sagenzeit eingewanderten Siculer, Verwandte der Griechen, im heutigen Toscana aber herrscht das wichtigste altitalische Culturvolk, die Etrusker.

Sind uns auch Rasse und Sprache dieses Volkes noch heute unbekannt, so liegen doch so viele Ueberlieferungen und Werke aus jener Zeit vor, daß wir das alte Etrurien culturell wohl charakterisiren können.

Die Städte der Etrusker waren im ganzen Land zerstreut. In den apenninischen Längsthälern lagen Perugia und Cortona, ferner Chiusi und Arezzo, in dem toscanischen Hügelland erhoben sich Fiesole, Volterra, im Süden Volsinium, Tarquinii, Cerae. Am Ufer treffen wir die pelasgische Colonie Pisa, ferner die etruskischen Städte Populonium und Russellae, Cosa und Graviscae. Fast all' diese Orte waren klein, aber vorzüglich befestigt; zumeist krönten sie Hügel oder Höhenzüge. —

Nachdem das Volk in den Stammsitzen erstarkt war und der Raum nicht mehr genügte, breiteten sich die Stämme über die Nachbargebiete aus. Um 1000 v. Chr. dringen die Heere der Etrusker über den Apennin und in das Poland. Pelasgische Städte fallen ihnen zu. Sie besiedeln die Poebene und gründen mehrere Niederlassungen, u. a. Adria, das Venedig des alten Italien. Im Nordwesten dringen die Etrusker gleichfalls vor und colonisiren Lunae im ligurischen Lande. Im Süden beherrschen sie durch

lange Zeit das ganze Land bis zum Tiber und einen Theil der neapolitanischen Ebene.

Durch mehrere Jahrhunderte bewahrte das Volk diese dominirende Stellung. Erst im 5. Jahrhundert vor Chr. verlieren die Etrusker die Herrschaft im Norden zufolge des siegreichen Vordringens der Gallier in der Poebene. Nun halten sie sich als freies Volk in Toscana, bis sie den rasch erstarkenden Römern erliegen. Im Folgenden sollen zunächst die bekannten Thatsachen der etruskischen Culturgeschichte in einem Bilde zusammengefaßt werden; dann schildere ich einige bedeutungsvolle culturgeologische Wandlungen des Landes. —

Die etruskischen Gestalten, welche uns aus den alten Bildwerken entgegentreten, sind kräftig untersetzt, lebhaft bewegt, die Köpfe und Gesichtszüge sind derb und ausdrucksvoll. Kleidung und Waffen sind ähnlich jenen, welche die Römer trugen. Ueppige Feste, durch Flöten- und Pfeifenspiel erheitert, werden mit Vorliebe dargestellt. Das Weib erscheint als Hausgenossin des Mannes. Sie ist bekleidet mit langem faltigem Gewande, sie trägt schöngeflochtene Zöpfe und zierlichen Goldschmuck; auch die Fußbekleidung ist fein und geschmackvoll.

Fröhliche Bilder treffen wir allerwärts; selbst der Todtencultus ist üppig und glänzend; ein reicher Zug giebt dem Todten das Geleite; die Leidtragenden gehen ein in den mit Lebensbildern geschmückten Todtensaal, welcher kunstreich in den Fels gehauen ist. Der Todte wird beigesetzt, ein reiches Todtenmahl wird gefeiert.

Die religiösen Vorstellungen gleichen den griechisch-römischen dermaßen, daß man an eine Anverwandtschaft der besagten Völker denken muß. Besonders ausgebildet ist bei den Etruskern der Glaube an Menschen-Geister, welche die Natur beleben, den Menschen schützen und über dem Hause walten.

Die Städte erscheinen als freie Gemeinwesen, welche gleich den alten Communen Mittelitaliens von einem Patricier-Senat regiert werden.

Von besonderem Interesse ist die technische Cultur der Etrusker. Zunächst fallen uns die Bauwerke auf. Die Mauerung ist primitiv, die mächtigen Steine werden ohne Mörtel gefügt. Vorherrschend ist die Quadermauerung, seltener werden polygonale Bruchsteine in cyklopischer Weise gefügt. Mächtige Stadtmauern mit vorspringenden Thürmen, Thore, öffentliche Gebäude und Gräber wurden in dieser Weise ausgeführt.

Eigenthümlich und mannigfaltig sind die Gräber. Im mittleren und nördlichen Etrurien treffen wir zumeist Felsgräber. Die Felsgehänge in der Nähe der Städte und die Felskuppen, auf welchen die Gebäude selbst stehen, sind oft ganz durchbrochen und durchsetzt von Gängen und Kammern. Bei den größeren Familiengräbern tritt man zunächst in einen Gang ein und aus diesem gelangt man in die einzelnen Kammern. Bei den Gräbern besonders reicher Leute führt der Gang in einen Felssaal mit Nebenkammern. Die Wände der Gänge und Säle sind mit Reliefs, Trophäen, Wandgemälden

geschmückt. Urnen, Vasen, Krüge und Schalen stehen in dem Saale als Ehrengeschenke für den Todten. Sie mochten zum Theil beim Todtenmal gedient haben.

Eine andere Form der Gräber treffen wir im südlichen Etrurien und im Römischen. Hier wird ein runder Quaderring aufgeführt, innerhalb dessen der Todte ruht. Ueber diesem Grabthurme wird ein Hügel aus Erde aufgeschüttet.

Der Eingang in die Felsgräber und Grabthürme ist oft kunstvoll. Da treffen wir einen Bogen, dort jene merkwürdige gegen oben verjüngte Thüre, welche der egyptischen Baukunst eigen ist. Im Süden endlich erscheint auch der griechische Tempelgiebel als Grabfaçade verwendet. Sphynxe oder Greife ruhen über den Pforten der Gräber.

Tritt uns schon unter diesen Werken viel Eigenartiges entgegen, so erstaunen wir vollends vor der Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit der etruskischen Kunstindustrie. Die zahllosen Vasen und Krüge, welche in den Gräbern beigesetzt waren und nun unsere Museen schmücken, sind genugsam bekannt; weniger verbreitet sind die Metallgeräthe, Gefäße und Waffen, die zierlichen Lager- und Tischgestelle, die Spiegel, Lampen und Statuetten, die prächtigen Geschmeide und Intaglien, welche großentheils in den toscanischen Museen verwahrt sind.

Diese Kunstwerke zeigen eine feine Arbeit und eine befremdende Verschiedenartigkeit. Sogleich fallen zwei stylistische Gegensätze auf: einerseits treffen wir phantastische Thier- und Pflanzenformen, Palmen, Sphinxe und Scarabeen als Motive verwerthet, andererseits sehen wir Formen, welche der griechischen Kunst verwandt sind. Die Figuren des einen Typus sind hart und bizarr, während andere Figuren in Bezug auf Form und Bewegung den griechischen Werken gleichen. Denselben Gegensatz haben wir schon bei den Gräbern beobachtet. Auch dort trafen wir einerseits orientalische, andererseits griechische Formen.

Beide Typen gehören verschiedenen Culturepochen an. In der ältesten Zeit erscheinen die Etrusker, welche durch Vermittlung der Phönizier, dann aber auch selbständig mit dem Orient verkehrten, durch die egyptischen, assyrischen, phönizischen Vorbilder beeinflußt. Sie nehmen viele Formen fast unverändert auf. Die Mache ist in dieser Kunstepoche mitunter schon recht gut, die Formen aber erscheinen noch plump, gebunden. Später lernen die Etrusker von den griechischen Colonisten in Unteritalien neue Formenreihen kennen: der etruskische Tempel ist nach großgriechischem Vorbilde geformt. Bilder aus der griechischen Sage werden mit Vorliebe dargestellt. Die Thon- und Metallwaaren jener Epoche entsprechen selbst dem verfeinerten Geschmacke der Griechen, welche die etruskischen Werke hoch schätzen.

Das herrschende Nutzmetall blieb nach wie vor die Bronze. Das zur Bronze-Erzeugung nöthige Kupfer gewannen die Etrusker im eigenen Lande, Zinn wurde aus Spanien, Gallien, Britannien eingeführt.

Eisenschmelzen bestanden auf Elba und im Gebiete von Populonium. Schon um 1000 v. Chr. soll das Eisen von den Etruskern verwerthet worden sein, doch blieb seine Verwendung bis in späte Zeit beschränkt.

Diese wenigen Züge mögen zur Charakteristik genügen. Wir erfahren, daß die Etrusker in den Gewerben, in der Kunstindustrie und Kunst Vorzügliches leisteten zu einer Zeit, da die Römer noch auf einer tiefen Culturstufe standen. Die altrömische Geschichte enthält manche bezügliche Thatsachen. Wir erfahren, daß mehrere Könige des alten Rom Etrusker waren. Numa giebt den Römern die ersten religiösen Ordnungen und Gesetze nach etruskischem Vorbild; Servius führt die etruskische Bewaffnung mit Panzer, Schild und Schienen bei der ersten Klasse des Heeres ein. Mit Bewunderung betrachten die Römer die Kunstwerke, welche sie in den Kriegen mit den Etruskern aus den Städten der Letzteren erbeuten. Etruskische Baumeister, Handwerker und Künstler werden in dem rasch anwachsenden Rom beschäftigt; von ihnen lernen die Römer. Dieses Uebergewicht hat den Etruskern für immer die Achtung der Römer gesichert. Durch zwei Jahrhunderte zogen sich die Kämpfe zwischen beiden Völkern hin. Zum Schlusse erscheinen die Etrusker als gleichberechtigte Verbündete der Römer — freilich nur der Form nach. In der That machte sich das energische Rom alle Kräfte des culturell überlegenen Etrurien dienstbar und wuchs auf Kosten der Genossen, welche von nun an vom Schauplatze der Geschichte abtraten.

Nach erfolgter Vereinigung beider Nationen erwähnt die Geschichte nur noch eine bedeutungsvolle Episode, in welcher die Etrusker im Gegensatze zu den Römern eine folgenreiche That vollbrachten. Die besagte Episode bildet einen wesentlichen Bestandtheil der punischen Kriege.

Die Römer hatten Spanien eben unterworfen und hielten es für gerathen, einzuhalten. Umsonst eiferte der feurige und ehrgeizige Scipio seine Mitbürger an, die Karthager auch zur See zu fassen. Der Senat verhielt sich ablehnend. Die besonnenen Männer wagten es nicht, den seemächtigen Semiten ihr eigentliches Element streitig zu machen.

Da waren es die Etrusker, welche die Entscheidung herbeiführten. Sie waren seetüchtig genug, um im Vereine mit den Römern den Seekrieg zu wagen. Sie mußten gerade auf diesen Entscheidungskampf dringen, weil ihre Schifffahrt durch die Concurrenz der Phönizier fortwährend bedrückt und bedroht wurde.

Scipio fand aus diesen Gründen nicht in Rom, wohl aber in Etrurien kraftvolle Unterstützung. Durch freiwillige Beisteuer der etruskischen Städte wurde eine Flotte gebaut, ausgerüstet und verproviantirt: Perugia, Chiusi, Russellae stellten Holz und Getreide, Volterra rüstete die Schiffe aus, Arezzo gab Geld und Waffen; die Schmelzöfen und Schmieden von Populonium lieferten das nöthige Eisen, Tarquinii versah die Schiffe mit Segeltuch, die übrigen Städte lieferten Lebensmittel. So entstand durch die thatkräftige Hilfe der Etrusker jene Flotte, deren Erfolge es den Römern ermöglicht haben,

ihre continentale Herrschaft auch über die Meere auszudehnen und die Cultur des Orients dem Abendlande dienstbar zu machen.

Zum letztenmale tritt uns hier die volle Bedeutung der Etrusker entgegen; in der späteren Geschichte verfließen die Leistungen dieses Volkes mit jenen der Römer zu einer Einheit. Dies ist wohl begreiflich: Die oberste Gewalt ruhte in Rom. Wer im Staate etwas gelten wollte, zog in die neue Hauptstadt und diese gedieh nun auf Kosten der Provinz. Die Einwanderer nahmen die römische Sprache an und nannten sich dann wohl selbst Römer. Es bestand von nun an zwischen beiden Theilen etwa dasselbe Verhältniß, wie heute zwischen den Parisern und den Franzosen der Provinz. Der Pariser nennt jeden tüchtigen Einwanderer einen Pariser, der Provinziale aber fühlt sich geehrt und vergißt gerne über dem großstädtischen Leben seine alte Heimath. So ging es auch im obigen Falle: alle tüchtigen Elemente wurden romanisirt.

Unter solchen Verhältnissen verschwinden natürlich die Etrusker ganz aus unserem Gesichtskreise. Unwillkürlich kommt es uns vor, als habe das alte Culturvolk seit der römischen Herrschaft alle geistigen Qualitäten und alle Bedeutung verloren.

Solche Anschauungen verdanken wir der alten Methode der Geschichtsschreibung, welche uns noch heute beherrscht, obwohl schon seit Langem eine echt wissenschaftliche Culturgeschichte neben der alten Schlachten- und Cäsaren-Chronik zu Recht besteht. Noch immer ist unsere Aufmerksamkeit in kindlicher Weise auf die äußerlichen Erfolge gerichtet und wir übersehen darüber das eigentliche innere Wesen und Leben der Völker.

Durch die alte Methode erhält man in dem vorliegenden Falle den Eindruck, als sei die Cultur der Etursker in Folge der Römerherrschaft erloschen, ja wir gewöhnen uns daran, das Volk selbst als verschollen und ausgestorben zu betrachten. Eine derartige Anschauung ist aber offenbar falsch. Die etruskische Cultur hat im Alterthum einen integrirenden Bestandtheil der „römischen" Cultur ausgemacht, die Etrusker haben, obwohl sie im Laufe der Zeit die lateinische Sprache angenommen, ihre eigentliche Existenz nicht verloren, sie haben gleich anderen hochbegabten Völkern die Weltcultur fort und fort wesentlich beeinflußt. Einige Städte der Etrusker sind allerdings schon zu Römerzeiten geschädigt oder vernichtet worden, andere sind im Mittelalter durch Krieg oder in Folge von geologischen Wandlungen zu Grunde gegangen; dafür haben Pisa, Siena, Arezzo und Volterra sich während dieses Zeitraumes entfaltet und neue Städte, welche zur Römerzeit noch unbedeutend waren, haben in der Folge eine welthistorische Bedeutung gewonnen.

Das Bild, welches sich da vor uns entrollt, ist so mannigfaltig, daß man auf dessen volle Behandlung füglich verzichten muß. Man erhält aber eine genügende Vorstellung von dem Gange der Wandlung, wenn man je zwei Zeitbilder miteinander contrastirt. Wir wollen uns hier darauf

beschränken, jene Metamorphosen zu skizziren, welche sich von der frührömischen bis zur spätrömischen Zeit im Gebiete der toscanischen Küste vollzogen haben.

In der alten Zeit entwickeln hier Pisa, Vada, Populonium, Faleria, Rusellae, Telamone, Cosa, Graviscae und Pyrgoi eine bedeutende Handelsthätigkeit. Pisa tauscht die Rohproducte des Arnothales gegen ausländische Waaren, Vada dient der mächtigen Gemeinde von Volterra als Hafen, das feste Populonium ist der erste Stapelplatz für Metalle. Im Hinterlande der heutigen Stadt Grosseto lag die Etruskerstadt Rusellae mit ihren gewaltigen cyklopischen Mauern; sie stand ursprünglich wohl nahe am Meere, aber schon in spät-etruskischer Zeit erscheint sie verlandet und verarmt. Weiter im Süden folgt der Hafen des festen Cosa, jener Stadt, welche in römischer Sagenzeit dem Helden Aeneas 1000 Mann Hilfstruppen gesendet; endlich wird genannt Graviscae, der alte Hafen der Tarquinier und Pyrgoi, der Stapelplatz von Cerae. Bilder eines mächtigen Lebens entfalten sich vor uns, wenn wir in jene frühen Zeiten blicken.

Und wie ganz anders erschien dies Land vier Jahrhunderte n. Chr. Die Römerkriege hatten manchen Ort vernichtet, das römische Principat schädigte das provinziale Leben, indem es die tüchtigen Kräfte nach Rom zog. Die Bürgerkriege und die Einfälle nordischer Völker verwüsteten weite Gebiete. Dazu die unablässig wirkende Verlandung. — Wer mit den alten Berichten vertraut war, erkannte das arme Land kaum wieder.

Wir haben eine poetische Reiseskizze aus jener späten Zeit erhalten, welche diese Wandlungen und Geschicke in treffenden Zügen schildert. Der Verfasser, ein reicher römischer Bürger Namens Rutilius Rumantianus, kehrt im Jahre 416 von Rom in die gallische Heimath zurück, um dort seine durch die Gothen-Züge verwüsteten Güter zu schützen und zu retten. Der Landweg ist ungangbar: weite Gebiete sind wüst, die brückenlosen Flüsse scheiden das Land in Länder — unter solchen Verhältnissen wählt Rutilius den Seeweg. Eine Barke führt ihn längs der toscanischen Küste nordwärts.

Hinter sich das gealterte Rom, welches aus einem Chaos socialer und religiöser Kämpfe sich emporringt zu einem neuen Leben; um sich vergangene Größe; vor sich ein zerstörtes Land, eine ungewisse Zukunft — unter solchen Auspicien schreibt der ernste Mann seine „Heimkehr“, ein Gedicht, welches, recht im Einklang mit dem tristen Inhalte, mitten im Flusse der Beschreibung und Betrachtung abbricht. Es sei mir gestattet, die bezeichnenden Stellen hier wiederzugeben. Der Autor berichtet wie folgt:

„Alsium fuhren wir erst vorüber und weiter an Pyrgi, wo ein wechselndes Loos Städte zu Weilern gemacht; dann auf Caere's Gebiet hindeutet der kundige Fährmann. — Jetzt zeigen dem Blicke sich Graviscaes spärliche Dächer, denen verpesteten Hauch im Sommer senden die Sümpfe — rings die Umgebung bedeckt der Waldung grünendes Laubdach; wechselnde

Schatten auf's Meer spielend die Pinie wirft. Cosa's Mauern sodann, die verfallenen, sehen wir ragen, wo kein Hüter das Haus, ruhend im Schatten, bewacht." —

Am dritten Tage der Reise erreicht das Boot die Mündung des Umbro. Hier rammen die Schiffer die Ruder in den sandigen Boden und breiten darüber das Zeltdach; aus nahem Myrtengehölz fällen sie Holz zum nächtlichen Feuer. Am andern Tage ziehen sie weiter. Der Wind ruht, das Schiff scheint zu ruhen; langsam und träge gleiten die Bilder vorbei — der traurige Ruf der rudernden Schiffer tönt durch den todtstillen Tag.

An Faleria ziehen sie vorüber nach „Populonias schützender Stätte, wo in's Ufer hinein schneidet die Bucht". Hier erhebt sich auf mächtigem Fels ein fester Signalthurm — — „Rings spähest auf der Höh' Du umsonst nach den Werken der Vorzeit. Mauern gewaltigen Baues versanken in formlose Trümmer; Wohnungen, glänzend vordem, liegen begraben in Schutt — — Darum laßt klagen uns nicht, wenn menschliche Leiber zerfallen, während im Wechsel wir sehen sterben die Städte dahin."

Es ist ein melancholisches Sterbe-Bild, das sich da vor uns entrollt und es wird sich wohl nicht leugnen lassen, daß das etruskische Leben längs den toscanischen Küsten damals in der That erloschen war.

Ueberblicken wir aber das innere Land, so finden wir an vielen Orten eine continuirliche culturelle Entwickelung: Arezzo, Siena und vor Allem Pisa waren zu Römerzeiten bedeutungsvolle Städte, sie haben dann im Mittelalter eine Productivität entfaltet, wie wenige ihrer Rivalen; später aber hat Florenz sein großes Leben gelebt.

So sehen wir denn allerdings im Laufe der Zeit einige Culturcentra verschwinden; dafür treten aber andere auf. Die etruskische Sprache ist erloschen, das etruskische Volk aber hat sich erhalten, es hat gelebt und gewirkt zu allen Zeiten. Die großen Staatsmänner, die Krieger, die Künstler und Gelehrten, welche Toscana im Mittelalter und in der Neuzeit hervorgebracht, sind gewiß zum großen Theil und wesentlich Nachkommen eben jener Etrusker, von welchen die Römer die Elemente der Kunst erlernt haben.

Die Römer haben von den Etruskern die Baukunst erlernt, sie haben dann diese Technik und die technischen Namen dem nördlichen Europa mitgetheilt. Unsere Sprache legt hiervon Zeugenschaft ab. Die Worte: Straße, Ziegel, Mörtel, Weiler, Fenster, Kamin sind ursprünglich römisch; wir sind also in zweiter Linie — Schüler der Etrusker. Später haben die Nachkommen der Etrusker zu den alten technischen Verdiensten neue erworben. Als Ingenieure, Festungsbauer und Artilleristen erscheinen sie zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der Neuzeit geradezu maßgebend für Europa.

Viele Künste und viele Namen haben wir von diesen Neu-Etruskern erlernt und angenommen. Täglich werden Millionen musikalischer Werke

reproducirt. Eigenthümliche Schriftzeichen genügen, um die musikalischen Gedanken der Nachwelt zu überliefern; ein Etrusker — Guido von Arezzo — hat diese Schrift erfunden. — Bewundernd betrachtet der nordische Wanderer die gewaltigen Werke in der sixtinischen Capelle; er denkt nicht daran, daß der Urahne des großen Meisters vielleicht eine Schlacht gegen die Römer geschlagen oder die Flotte gegen die Karthager gerüstet und bemannt habe.

Und doch liegen die Beziehungen so nahe, es gewährt solche Freude, das ferne Todte und das nahe gegenwärtige Leben zu einer großen Einheit zu verbinden.

Wir sehen da, wie gewisse Lebens-Erscheinungen im Laufe der Zeit sich fortwährend reproduciren und zugleich unmerklich wandeln; andere Erscheinungen sind kaum geändert bis in unsere Tage erhalten geblieben. Wenn wir heute die alten Stadtmauern von Volterra oder die Gräber von Chiusi besuchen, werden wir unmittelbar in die alte Zeit zurückversetzt. Aber auch wenn wir den modernen Wurzelpflug, den kleinen Thonkrug, das Oellämpchen, die zweirädrigen Karren oder die primitiven Werke des toscanischen Kupferschmiedes (Kessel, Brunneneimer) betrachten, werden alte Erinnerungen wachgerufen; wir fühlen die Verwandtschaft des modernen Toscaners mit dem alten Etrusker lebendig. —

Es wäre eine großes Unternehmen, die culturellen Wandlungen, welche Toscana im Laufe von zwei Jahrtausenden durchgemacht, im Einzelnen zu schildern und zu zeigen, wie viel sich im Laufe der Zeit geändert hat. Ich beschränke mich darauf, einen Contrast zwischen Einst und Jetzt hervorzuheben: Ich meine den Gegensatz zwischen der Vegetation des alten Etrurien und jener des neuzeitlichen Toscana.

Der größte Theil Italiens war in ältester Zeit zweifellos von dichten Fichten-, Tannen- und Eichenwäldern bedeckt. Nur die fruchtbaren Hügelländer und Ebenen waren theilweise cultivirt.

Da bauten die Etrusker gleich anderen asiatischen Einwanderern Korn, Hirse, Bohne und Lein. Von Hausthieren hatten sie Rind, Schaf, Schwein, Pferd und Hund. Lein und Wolle waren die Rohproducte, welche einer ausgedehnten Textilindustrie dienten; aus Lein wurden nach semitischem Vorbilde leichte Panzer gefertigt; die Segel der Flotte bestanden gleich jenen der phönizischen Schiffer aus Leinwand.

Die fernere Bereicherung der vegetativen Cultur verdankt das alte Etrurien vier Quellen: erstens den phönizischen Kaufleuten, zweitens den Pelasgern in Oberitalien, drittens dem eigenen Seehandel, viertens den Griechen in Unteritalien und Sicilien.

Leider fehlen uns Nachrichten aus der älteren vorrömischen Zeit und selbst die Berichte über den zeitweiligen Stand der Cultur im Gebiete von Rom sind nicht maßgebend, da es gewiß ist, daß hier in der ältesten Zeit eine geringe Cultur herrschte, während Unteritalien, Toscana und die Poebene sich bereits eines fortgeschrittenen Feldbaues erfreuten. Vom Lein

wissen wir, daß er in Toscana und Oberitalien cultivirt wurde, während er im Römischen in der alten Zeit fast unbekannt war. Mit der Olive mag es sich ähnlich verhalten. Der asiatische Oelbaum wurde schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. in Unteritalien, in früher Zeit auch in Etrurien gepflegt, aber erst später in's Römische eingeführt. Weinstock, Feige, Cypresse, Myrte und Lorbeer wurden gleichfalls schon in früher Zeit aus dem Orient importirt, doch läßt sich über Zeit und Ort der Uebertragung nichts näheres eruiren; auch wird es wohl immer fraglich bleiben, ob das Verdienst der Einführung den Phöniziern, den Pelasgern, den Griechen oder den Etruskern gebühre.

Die Rose und die Mandel wurden nachweislich durch die Griechen nach Italien gebracht. In den letzten Jahrhunderten v. Chr. wurde auch die Kastanie aus den kaukasischen Ländern nach Italien verpflanzt; spätrömische Errungenschaften sind die Aprikose und der Pfirsich.

Die Kriege der Kaiserzeit haben viele Gefangene aus den orientalischen Culturländern nach Rom gebracht; ihnen hat Italien die Verpflanzung orientalischer Künste, vor Allem aber die feinere Gartencultur zu verdanken.

Die persische Limonie wurde im Mittelalter durch Kreuzfahrer oder italische Kaufleute nach Italien gebracht, die süße Orange kam aber erst im sechzehnten Jahrhundert aus dem Orient.

Aus den angeführten Daten entnehmen wir, daß Italien zur Zeit der Etrusker durchaus kein Gartenland war; es hatte damals nur eine bescheidene Feldcultur. Die Weingärten, welche heute weite Landstrecken bedecken, die silbergrauen Olivenhaine, welche in unseren Tagen ganze Hügellandschaften beherrschen, haben in früh-etruskischer Zeit wohl gefehlt. Jahrhunderte mochte es dauern, bis diese Pflanzen in einer oder der anderen Gegend so verbreitet wurden, daß die Landschaft dadurch ein eigenthümliches Gepräge erhielt.

Noch in römischer Zeit waren große Gebiete des Apennin, ferner die Hügellande von Perusia, Chinsi, Rusellae u. s. w. reich an prächtigen Tannenwäldern. Erst in spätrömischer Zeit erscheinen einzelne Gebiete Campaniens Etruriens und der Poebene gut bewässert und mit Gartencultur bedeckt. Die neue Zeit aber hat die Canalisirung, die Bebauung des Landes und die Entwaldung der Gebirge so weit getrieben, daß manche Gegend im Vergleiche mit früheren Tagen gewiß unkenntlich geworden ist. So große Wandlungen hat der Mensch bewirkt. Rechnen wir dazu die neuen Ansiedelungen und Städten, das starke Straßennetz und die Eisenbahnen, so müssen wir wohl gestehen, daß seit den Zeiten der Etrusker die ganze Physiognomie des Landes von Grund aus verwandelt worden ist.

Das sind aber nicht die einzigen für den Culturgeographen wichtigen Züge. Noch ungleich größere Veränderungen hat das Land in Folge der geologischen Processe erlitten. Luft und Wasser haben die Oberfläche des Landes fortwährend bestürmt. Der Fels verwittert, Schlamm und Sand werden in's Thal und weit hinaus zum Meer getragen. Zwischen jenen

Hügeln, welche in früh-etruskischer Zeit bis an das Meer vortraten, sind Alluvialebenen abgesetzt worden. Inseln und Sandbarren haben sich im Meer gebildet und dahinter sind Fiebersümpfe entstanden. Die ehemaligen Seestädte, welche die Hügel jenseits der Ebene krönten, sind in Folge der Verlandung und Versumpfung zu Grunde gegangen und verschollen.

Bei Piombino reichte noch zu Römerzeiten eine Bucht weit in's Land; jetzt ist die Bucht verlandet. Im heutigen Gebiete von Grosseto mag in früher Zeit eine große Bai tief hinein geragt haben bis nahe an die Berge von Rusellae; schon zu Römerzeiten schob sich aber eine mächtige Barre vom Ombronedelta vor; sie hat den Meerbusen im Laufe der Zeit in eine Lagune verwandelt; binnen weniger Decennien wird wohl der letzte Rest dieses alten Beckens trocken gelegt und verlandet sein. Pisa, welches in ältester Zeit am Meere lag, erscheint heute tief in's Inland geschoben, so sehr ist das Schwemmland der Flüsse angewachsen.

Heute, da die angedeuteten Processe größtentheils abgeschlossen sind liegt das gewonnene Land als ein dem Meere abgewonnenes Geschenk vor Aller Augen. Durch Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit mußten aber die armen Lande klagen. Die Sümpfe wuchsen, die Menschen starben; machtlos ergab sich das Volk in sein Schicksal. Nach vielhundertjährigem Elend haben endlich Natur und Menschensinn und Menschenfleiß den Fluch in Segen verwandelt. Die Sümpfe schwinden, das Land wird gesund; über den tödtlichen Lagunen und Morästen erhebt sich ein reiches, üppiges Leben. Meilenweite Culturebenen sind so im Laufe der Zeit an Stelle des alten Meeres gewachsen.

Und noch größere Wandlungen haben sich vollzogen. Das Gebirge ist jung, es ruht nicht, es regt sich, es schwillt und wandert. Alte Spalten reißen wieder auf, neue Risse entstehen in der mächtigen Erdkruste. Bei jedem solchem bebenden Rücken heben und verschieben sich gewaltige Massen des Gebirges um einen kleinen Betrag. Durch die Jahrhunderte aber summiren sich diese kleinen Werthe zu imposanten Größen.

Langsam wird so das Relief des ganzen Landes geändert; steile Gehänge und Schrunden bilden sich an Orten, welche einst flach waren; dort wird umgekehrt ein scharfes Relief verflacht.

Der Lauf der Gewässer folgt diesen langsam wirkenden Processen. Das Gefälle des Baches verringert sich, Sümpfe entstehen. Die Gewässer suchen nach anderer Richtung einen Abfluß, sie finden ihn, sie graben ihn tiefer.

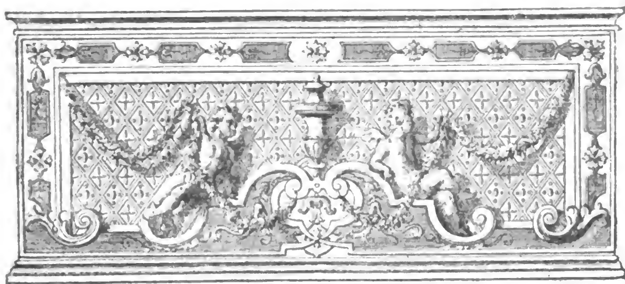
Der Arno, welcher heute bei Arezzo den apenninischen Längszug durchbricht, um westwärts gegen Florenz zu wandern, hat in jung-terziärer Zeit diesen Weg noch nicht gekannt. Damals staute sich der kleine Fluß längs des apenninischen Walles und strömte aus dem so entstandenen See geradaus weiter durch das heutige Val di Chiana in den Tiber. Später hat sich im Gebiete von Arezzo eine Hebung (oder aber westlich von Arezzo eine

Senkung) vollzogen. Das Gewässer brach nun seitlich durch gegen Florenz. Das Val di Chiana, welches in Folge dieser Wandlung wasserarm wurde, blieb dem Tiber tributär, bis neuerliche Niveauschwankungen das ganze Gebiet der Versumpfung preisgaben. Da ging ein großes Sterben durch das Thal. Die alten Städte standen wüst. Aber die Gewässer fanden Abfluß gegen Arezzo, und Zug um Zug wurde das Thal wieder gesund und reich.

So ändern sich die Geschicke der Erde und der Menschen. Es ändern sich die Wasserläufe, das Gebirge wächst und wird doch zugleich zerstört Das Schuttland rückt vor und drängt das Meer zurück.

Unermüdlich und unwiderstehlich vollziehen sich diese Wandlungen. Sie sind in kurzer Zeit so geringfügig, daß die kurzlebenden Menschen sie kaum gewahr werden. In wenigen Jahrtausenden aber sind die Ergebnisse schon groß über alles Erwarten. —





Die internationale Kunstausstellung in München.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

(Schluß.)



Die große Mehrzahl der hier ausstellenden deutschen Genremaler besteht aus, mehr oder weniger rühmlich, bekannten Künstlern. Völlig neu unter den hervorragenderen sind für mich wenigstens nur zwei Talente: der junge Graf Kalckreuth, der Sohn des Alpenmalers, und Höcker, beide in München.

Des Ersteren Bild eines Leichenbegängnisses auf dem Lande bei Regenwetter ist eine sehr bemerkenswerthe Schöpfung, originell in der Erfindung und Naturanschauung, wie von einer ganz ungewöhnlichen, künstlerischen Potenz zeugend. In Höckers Interieurs aus Holstein und Holland, wie in den Gestalten beschaulicher alter Männer und schmucker, sittiger, einfacher, kleiner Mädchen womit er sie staffirt, bekundet sich eine feinsinnige Natur, schöne coloristische Empfindung und reifes, technisches Können.

Zur Wahl der schönen unverhüllten Menschengestalt als Gegenstand der Darstellung entschließen sich die deutschen Maler nur sehr ausnahmsweise — und noch seltener will ihre Bestrebungen in dieser Richtung ein besonders glänzendes Gelingen krönen. Janssens großes Bild und das desto kleinere „die Bacchantin" von Knaus erwähnte ich bereits. G. Gräfs

anmuthige Felicia ist ein bereits vielgesehenes und geschätztes Werk. E. Hübners schlafende Nymphe, ein Bild von kleinem Maßstab ist ein Figürchen voll Grazie in der Ruhe, von idealem Linienzuge; eine der lebensvollsten nackten Gestalten in der deutschen Abtheilung: die Kniefigur eines weiblichen Modells im Atelier Papperitz in München.

Das historische und das damit fast zusammenfließende historische Costümgenre ist bei den deutschen Malern noch immer eifrig cultivirt. Albert Keller, ehedem in München der Maler allermodernster weiblicher Schönheit und Eleganz, der nun das Innere eines römischen Tempels in der Kaiserzeit mit reicher Staffage, eine glänzende Probe lebhaften coloristischen Sinnes und Talentes, malte, Fräulein Monjé in Düsseldorf, Sophie Löwe ebendaselbst, Riefstahl, Holmberg, Beyschlag, Weiser, Stelzner, Hackl, Lossow, v. Arnim, Koch, sämmtlich in München; Ehrentraut, E. Hildebrandt, Scheurenberg in Berlin sind unter dieser Gruppe besonders zu nennen. — Auch der Orient dient für die Genremaler wie für die Landschafter aller Nationen noch immer als Fundgrube pittoresker Motive. Das eigenartigste, aber nicht am wenigsten zum Widerspruch herausfordernde, derartige Bild ist das schwarzbraune Liebespaar, die „Idylle in der Thebaide" von W. Gentz, in Berlin; das lebendigste, durch die charakteristische Wahrheit der Schilderung der syrischen Menschen, der Einzelgestalten wie des gesammten echt orientalischen Markt-Treibens, und die Energie des Sonnenlichtes darin Bauernfeinds (München) Markt zu Jaffa. — Bockelman in Düsseldorf. Sein hier wieder ausgestelltes, ergreifendes Werk „Eine Verhaftung", ist bekannt. Ebenso des in der kraftvollen Charakteristik und Malerei gleich tüchtigen Otto Günther (Weimar): „Bußpredigt im Kerker". Ebenso auch Brütts (Düsseldorf) „Aus bewegter Zeit" — ein Bild, welches er hier in jeder Hinsicht noch weit übertrifft durch ein neuerdings gemaltes: „Bauernprotest". — Vautier, bis dahin der erste Meister solcher Schilderungen, ist hier nur durch ein feines, munteres, aber gar zu zahmes und stumpf im Ton gehaltenes, bäuerliches Genrebild „Schwarzer Peter" vertreten. — Als ein paar neue, tüchtige, junge Talente, welche ehrlich beobachten, fleißig und ernsthaft studiren, heiligen Respect vor der Wahrheit und ungewöhnliche malerische Qualitäten offenbaren, zeigen sich in ihren Bildern „Schwurgerichtssitzung" und „Das Frühstück der Mähder im Oderbruch" von Schlabitz und Henseler in Berlin. — Liebermann ist in der Farbe nicht mehr so schwer und schmutzig wie ehedem. Die Passion für die Darstellung des ausgesucht Häßlichen und für eine eigenthümlich klebende, unerfreuliche, absichtlich rohe Technik hat er behalten. Bastien Lepage's vielbewundertes und nachgeahmtes Muster hat ihn ersichtlich für den ganz hellen, aufgelösten Lichtton begeistert. In dieser Richtung hat er hier in seiner großen dörflichen Gartenlandschaft „Die Bleiche", in dem Bilde „Amsterdamer Waisenmädchen", in der „Näh-

stunde", der „Schusterwerkstatt" und „Alte Frau" Werke geschaffen, welche durch die Feinheit und schlichte Wahrheit ihrer hellen Lichtwirkung frappiren und fesseln. Uhde steht in Bezug auf diese in seinen Bildern „Trommelübung" und „Der Leiermann" dem künstlerischen Gesinnungsgenossen nicht nach. Aber er sieht die Menschenwesen doch mit etwas freundlicheren Augen an! — Kühl, das vielverheißende Talent der Münchener Schule, hat in Paris die Wege Fortunys eingeschlagen und ist auf denen zu manchen überraschenden, von den Feinschmeckern sehr goutirten Resultaten gelangt. — Harburger, das neue, hoffnungsreiche Reis der Münchener Malerpflanzschule, brachte jenes, im Ton wie in seiner Malkunst und Art an Teniers erinnernde, köstliche, kleine Werk, „Das nähende Mädchen", zur Ausstellung, welchem ein zweites, Kücheninterieur mit Staffage, freilich nicht ganz gleichkommt. — Grützner hat in der Farbe wie im Ausdruck und der plastischen Herausarbeitung der Gestalten nichts Besseres geschaffen als seine hier ausgestellte „Klosterschefflerei". Seine Münchener Collegen, die „Tiroler" Mathias Schmid und Knabl können ihre künstlerische Abstammung von Defregger nicht verleugnen, dessen nachträglich eingetroffenes humoristisches Meisterwerk „Salontiroler" ihm den herzlichen ungetheilten Beifall Aller erwirbt. Schmid bewährt in dem Bilde: „der eingeseifte Herr Pfarrer" einen behaglichen liebenswürdigen Humor; in dem großen Gemälde „Rettung" eine dramatische Kraft, wie man sie kaum bei ihm erwartet hätte und eine nicht geringere malerische in Beiden. Knabl hat dem oberbayerischen Bergvolk sein echtes Wesen und Gesicht genauer und richtiger abgelauscht und weiß es ungeschminkter und überzeugender zu malen, als die meisten seiner Genossen.

Auch unter den deutschen Landschaften trifft man fast durchweg auf wohlbekannte Meister sowohl als Werke. Die componirte, „heroische" Landschaft hat unter den hier Ausstellenden kaum mehr als zwei Vertreter: Kanoldt in Karlsruhe, der eine solche mit der Gestalt einer Antigone staffirt, ein Werk von schöner poetischer Conception malte, und Willroider in München. Auch seine, reale Landschaften noch vorhandenen Motiven schildernden, Gemälde: das „Hochplateau der Saualp", und „von der Riviera", zeichnet der Sinn für das Erhabene und Grandiose aus. Aber zu noch mächtigerem Stil erhebt er sich in der merkwürdigen Landschaftsdichtung: „Dies irae", ein Bild beginnender Sündfluth, der Vernichtung des Landes durch das einbrechende Meer, während Finsterniß das Erdreich einhüllt. Von Bracht, Schirm, v. Meckel, Berninger sehen wir manche meisterliche großartige Schilderungen orientalischer Landschaft. Körner und Possart sendeten ihre jüngst in Berlin ausgestellt gewesenen spanischen Bilder; Oswald Achenbach, Lutteroth, Frau Begas-Parmentier,. Ravenstein, Keller-Leuzinger und wohl zum ersten Mal auch Dill italienische Landschaften und Stadtansichten. Wenn die drei Erstgenannten der italienischen Natur den alten legendarischen Ruhm die Sonnenhaftigkeit, des hellen, warmen Lichts zu erhalten bemüht sind, so malte

Dill, ganz abweichend von der gewohnten Auffassung eine Canalscenerie aus dem Innern Venedigs mit so trüber von Herbstdunst und Regen erfüllter Luft, daß man ein Bild aus Rotterdam zu sehen meint; übrigens eins der geistreichsten und tüchtigsten Bilder der Gattung unter den Deutschen. — Als Maler des Hochgebirges bleibt der Berliner C. Ludwig auch hier einer der Ersten. Seine derartige Landschaft, Motiv vom Gotthardt, ist unübertroffen in der überzeugenden Wahrheit, in welcher er das Ungeheure des Naturbildes, die erhabene Oede der Gebirgswelt, und das hereinhängende, sich ballende und zerrinnende Gewölk auf der Bildfläche zur Anschauung bringt. Graf Kalckreuth und v. Kamecke bewährten als Maler der Alpenlandschaft von neuem ihre Tüchtigkeit. Oesterleys prachtvolle norwegische Gebirgsseelandschaft im Licht der nordischen Sommernacht und C. Lessings originelles Bild „Frühschnee in den Vogesen“ finde ich hier wieder. — Zu einem der ersten Maler jener einfachen, der blendenden Schönheiten und allgefälligen Reize ganz entbehrenden, Flachlandschaft und der feinsten Luftstimmungen, hat sich Baisch (jetzt in Karlsruhe), der früher vorzugsweise als Thiermaler geschätzte, entwickelt. Drei derartige Bilder, in denen die sie staffirenden Rinder an Meisterschaft der Malerei der der Landschaft nicht nachstehen, in welche sie vorzüglich hineingestimmt sind, geben eben so viele Beweise dafür. — Wenglein vereinigt eine ähnliche Kunst im Treffen der Töne der Luft und des Terrains, zumal unter trübem schwer wolkigem Himmel mit eigenthümlicher ernster Großartigkeit der Auffaßung und edlem Schmelz der Malerei. Die öden vegetationsarmen bayerischen Hochmoore und das Isarbett bei Tölz gaben ihm die Motive zu Gemälden von wahrhaft großer und vornehmer Wirkung. — Der Weimarer Hagen geht unter allen deutschen Landschaftern vielleicht am entschiedensten auf das Herausarbeiten energischer Sonnenwirkung aus. Er erreicht allerdings frappante Effecte, aber durch den Gegensatz ganz übertriebener Dunkelheiten. — Andreas Achenbach behauptet sich durchaus auf der alten Höhe. Seine beiden Seesturmbilder sind so vollendete Schöpfungen, wie sie ihm je gelungen waren, von einer Energie des Naturgefühls und einer Macht der Darstellung, die kein Anderer erreicht. Den andern Seestücken, Landschaften und Architekturen eine Besprechung werden zu lassen, wie sie ihrer künstlerischen Bedeutung entspräche, muß ich mir hier versagen.

Unter den Bildnißmalern fehlt diesmal Franz Lenbach. — Von einen Münchener Collegen erringt F. A. Kaulbach die glänzendsten Ehren durch einige ausgezeichnete Arbeiten. Auch sie zeigen übrigens ähnlich wie die Lenbachs den „verschönernden Rost der Jahrhunderte“ bereits mit in die Farben gemischt. Die Noblesse des Tons wird dadurch vermehrt. Aber wie werden sie nach fünfzig Jahren aussehen? Das Bildniß seimes Vaters F. Kaulbach, die Portraitgruppe zweier kleinen Mädchen, von vornehmer Schönheit und Grazie, und besonders ein Paar in Pastell

leicht hingeschriebene Frauenköpfe von bezauberndem Reiz stehen in erster Reihe unter allen ausgestellten Werken der Gattung. — Neben diesen und dem schon erwähnten Knabenportrait Defreggers sind von den Bildnissen süddeutscher Meister die der Münchner E. Zimmermann, G. Schneider, H. Kaulbach, Erdtelbt, v. Habermann, v. Miller, das Portrait der Dame in Schwarz mit dem Hunde von dem Karlsruher F. Keller, das die Berliner Ausstellung schmückte, und die Arbeiten von Marie Gratz ebendaselbst, mit Auszeichnung zu nennen. — Leon Pohles bekanntes Portrait Ludwig Richters, des Zeichners, und des Berliner Meisters Gustav Richter, beide Bildnisse vornehmer Damen, das eine nach der Photographie einer Verstorbenen, das andere, das einer berühmten Schönheit der Berliner Hofgesellschaft höchst reiz- und lebensvoll nach der lebendigen Natur gemalt; Dielitz', Paulsens, Gräfs, Scheurenbergs, Seemanns, Fr. Kaulbachs Portraits repräsentiren in sehr bezeichnender Weise im Gegensatz zu jenen die Bildnißmalerei unserer norddeutschen Schulen. Die besten Münchener sind — man muß ihnen das zugestehen — coloristischer gedacht, poetischer im Ton; die besten Berliner (und das gilt auch für den Dresdener Pohle) dafür aufrichtiger.

Keine andere Nation hat unter ihren Künstlern heut einen Maler des jagdbaren Wildes aufzuweisen wie Kröner in Düsseldorf; und gewiß: in der Malerei der landschaftlichen Natur, des Aufenthalts seines Roth- oder Schwarzwildes ist er nicht weniger außerordentlich. — Paul Meyerheims lebensgroßer Löwenkopf, sein Thier-Stillleben, sein Kuhstall-Interieur „Die Gutsherrin" (das Motiv ist G. Freytags „Verlorner Handschrift" entlehnt) zeugen auch hier wieder von der urgesunden künstlerischen Kraft und allseitigen gründlichen Naturkenntniß dieses Meisters, sein „Affenskat" von dem frischen übermüthigen Humor, der sich bei ihm so glücklich damit verbindet. Die Rinder und die Hunde haben in den Münchenern Gebler und Zügel ein Paar ausgezeichnete Darsteller; neben ihnen sind Baisch, Meißner, Maffei ebendaselbst, als Maler des Wollenviehs vor Allen Brendel in Weimar zu nennen; als die berufensten Pferdemaler E. und Fr. Adam in München, als der liebevollste Beobachter und Schilderer des Federviehs Jutz in Düsseldorf. Die Stillebenmalerei wird heut auch bei uns wieder von hervorragenden Talenten im großen Sinne der alten Niederländer mit bedeutendem Erfolge cultivirt. Außer durch Paul Meyerheim ist diese Gattung in der deutschen Abtheilung durch die Münchener Holmberg und Parlaghy-Barchfeld und die Karlsruher Malerinnen Fr. H. Schmidt v. Preuschen und Fr. Hormuth sehr gut vertreten.

Eine der größten und originellsten zeichnerischen Schöpfungen der deutschen Ausstellung haben wir unter den Radirungen zu suchen: es ist der Cyclus der von Max Klinger in Berlin erfundenen und geätzten Compositionen „Dramen". Mächtige Phantasie und ein oft an Zola er-

innernder Naturalismus sind hier innigst verschmolzen; und mit seltener Kunst und Kraft in der Behandlung der Radirnadel und des Aetzwassers sind diese kühnen, packenden, düstern und tragischen modernen Lebensbilder in energischer Tonwirkung auf der Platte hervorgerufen.

Zu der in den deutschen Sälen vertheilten Ausstellung von Bildhauerwerken hat Berlin — von einer „Berliner Schule" kann man heut kaum noch sprechen — eine kleine Wiederholung von R. Begas' Venus- und Amorgruppe, Ottos wahrhaft genialen Entwurf eines Victor Emanuel-Denkmals, M. Kleins „Germane im Circus", einige schöne Büsten von Bergmeier und Enke, die Venus- und Amor-Gruppe von Schweinitz, W. Kruses preisgekrönte Bronzestatue „Der Bote von Marathon" und drei Arbeiten G. Eberleins gesendet. Von der diesem Meister charakteristischen Vereinigung lebendigster Naturwahrheit mit Adel und Grazie der Form und Bewegung giebt seine schon ältere Statue eines, den Dorn aus dem Fuß ziehenden, Knaben ein noch völliger befriedigendes Beispiel als sein neueres symbolisches, so viel anspruchsvolleres Kolossalrelief der „Genius Deutschlands". Ohmann in Rom ist aus R. Begas' Schule hervorgegangen. In seiner großen Statue des trunkenen, ruhenden Fauns zeigt er sich seines Meisters werth. Es ist ein freier großer Zug in der Formengebung, während sich das gewissenhafte Naturstudium in allen Theilen erfreulich bekundet.

Die Münchener Schule ist durch ihr größtes neueres Talent, den verstorbenen Wagmüller, und seinen Gesinnungsgenossen Gedon der älteren „klassischen" Richtung noch mehr entfremdet worden, als die Berliner Plastik durch R. Begas. Des ersteren Meisters Liebig-Statue ist eines der lebendigsten und besten Werke der modernen monumentalen Portraitbildnerei, die ich kenne. — Kramer, Gedons Schüler und Mitarbeiter modellirte drei große Reliefs, plastische Genrebilder aus dem achtzehnten Jahrhundert, Familienscenen von köstlicher naiver Anmuth und Frische, aber durchaus malerischen Stils. Wahl, ebenfalls in München, bildete ein Paar charakteristische Orientalengestalten von kräftigem Realismus: einen Tscherkessen und einen das Hinrichtungsschwert abwischenden arabischen Henker. Hervorgehoben seien hier ferner noch die Broncestatuette einer Pandora von Gamp in München; die beiden anmuthvollen kleinen Broncegruppen von Sommer in Rom: „Satyr und Amor" und „Wer kauft Liebesgötter"; die sehr lebendige, von frischem Talent und Naturgefühl zeugende Statue eines „Knaben in Gefahr" (von einer Biene an der Hüfte gestochen zu werden) von Rösch in Stuttgart; Karl Cauers große Marmorgruppe des Hektor und der Andromache mit Astyanax auf dem Arm und Echtermeiers symbolische Frauen-Statuen für das Casseler Galeriegebäude „Frankreich" und „Niederlande".

Der Unmöglichkeit gegenüber, innerhalb des hier gewährten Raumes den architektonischen Entwürfen und Modellen und den zahlreichen.

fast durchweg hochinteressanten phantasie- und kunstreichen Werken der Kleinkunst in der deutschen Abtheilung nur einigermaßen im Einzelnen gerecht zu werden, verzichte ich auf die Besprechung dieser wichtigen Partien derselben. Von der kräftigen, gesunden Bewegung auf beiden Gebieten und von dem Talent und der schöpferischen Kraft bei den heutigen Architekten Nord- und Süddeutschlands, wie von dem, an den Mustern der Renaissance herangebildeten, Geschmack und der technischen Meisterschaft der Münchener und Nürnberger Kunsthandwerker empfangen wir hier überzeugende Proben in großer Zahl. Auch die Entwürfe für die Lösung einer der höchsten Aufgaben, welche deutschen Architekten gestellt werden konnte, für's deutsche Parlamentshaus, sind hier noch einmal zur Ausstellung gelangt. Ihre Reihe wird noch vermehrt durch einen noch nach erfolgter Ertheilung des Auftrags an Wallot rein aus der idealen Freude an der Sache angefertigten Plan. Die Zeichnungen sind mit einer Kühnheit und Sicherheit ohne Gleichen aus freier Meisterhand mit der Feder (ohne Reisschiene) und dem Tuschpinsel hingeschrieben. Die architektonische Conception ist von wahrer künstlerischer Größe und praktischer Angemessenheit in allen Stücken; man vermag angesichts dieser Pläne sich des Bedauerns nicht erwehren, daß sie ewig — Pläne bleiben müssen. Ihre Autoren und Aussteller sind Kayser und von Großheim in Berlin.

Von den beiden in aller Welt bekanntesten und gefeiertsten Malern Oesterreich-Ungarns, Makart und Munkacsy, stellte der Letztere diesmal gar nicht, der erstere kein Bild, sondern einen in Oelfarbe gemalten Entwurf und die geometrischen Zeichnungen zu einem Palast von phantastischer Großartigkeit, Schönheit und Pracht der Gesammtanlage wie der einzelnen Räume und der Decoration aus. Dieses Künstlers eigenthümliches Genie würde sich auch in der praktischen Ausführung einer solchen Aufgabe sehr wahrscheinlich glänzend bethätigen. Für kirchliche Zwecke, d. h. für Glasgemälde und Altarbilder lieferten Trenkwald und Rieser in Wien Cartons — Compositionen aus den Evangelien und einzelne Heiligengestalten von so correcter akademischer Zeichnung und so feierlichem Stil und Ausdruck wie das heut überall durch die dazu berufenen Künstler aller Schulen geschieht.

Gaul malte die pompöse Gestalt einer Austria in Haltung und Farbe so, daß sie einem directen Abkömmling von Palma Vecchios hl. Barbara gleicht. Kay bewies seinen Geschmack und Sinn für Reiz und Anmuth der weiblichen Gestalt in der Form und Bewegung in den schwebenden nackten Schönen des in feinem Dämmerton durchgeführten Bildes: ein Elfenreigen. Liska malte eine Hagar, neben dem verschmachtend hingestreckt liegenden Knaben in öder Wüste knieend, mit ergreifender und überzeugender Wirkung. Die Krönung Kaiser Friedrich II. als Knabe zu Palermo, von Reiffenstein, ist ein großes historisches Ceremonienbild nach herkömmlichem Recept und im

„historischen“ Münchener Asphaltton gemalt. Hubers lebensgroße Reiterbildnisse des Vertheidigers von Wien Graf von Starhembergs und des Türkenbesiegers Karl von Lothringen sind (die Helden wie die schweren ramsnasigen flandrischen Pferde) tüchtige zeitechte Charakterbilder. Aber seine schöne malerische Begabung und Meisterschaft wird noch viel entschiedener in zwei Thierstücken und ihrer Landschaft offenbar: „Muttersau mit Jungen“ und „Ochsengespann“. Brozíks „Balladensänger“ und „ein Fest bei Rubens“, zwei längst bekannte Arbeiten des begabten Böhmen, zeigen eine charakteristischen Vorzüge und Schwächen in sich vereinigt: schöne Kraft, Fülle, Reichthum und Harmonie der Farbe, geschickte Vertheilung der Gestalten und Gruppen im Raum, glänzende Technik und einen dadurch nicht völlig gedeckten Mangel an tieferer Charakteristik und geistigem Leben in den dargestellten Menschen. Schönns figurenreiche Bilder: „Markt in Tunis“, „Römische Winzer“ und „Markt in Serajewo“ lassen im Gegensatz dazu in der Charakteristik wenig zu wünschen übrig, desto mehr im Ton, der auch da, wo Sonnenwirkungen wiedergegeben werden sollen, eigenthümlich schwer und trübe ist. Swobodas „Teppichhändler in Cairo“ ist ein Meisterstück technisch vollendeter farbenschöner Darstellung einer prächtigen malerischen Wirklichkeit, dabei echt und wahr in den Menschentypen. L'Allemands großes historisches Genrebild, das Einreiten der Dampierre-Kürassiere in die Wiener Hofburg 1619 ist eine gut gezeichnete, lebendig bewegte Composition, im Zeitcharakter wohl getroffen. Eine wenig verlockende, schwierige Aufgabe wurde von Karger vorzüglich gelöst: „die Sängerhuldigung gelegentlich des Festzuges zur Silberhochzeitfeier des österreichischen Kaiserpaares“ in einem Bilde mit hunderten von meist schwarz befrackten, resp. uniformirten, kleinen Portraitfiguren zu malen. An Wahrheit der Erscheinung kommt es fast einer Moment-Photographie gleich, während sich im Arrangement und der Vertheilung der feine künstlerische Sinn des Malers wohlthuend bekundet. Die gleiche Kunst fast photographisch genauer Wiedergabe der Wirklichkeit beweist derselbe in dem Bilde einer Gruppe venetianischer Volksfiguren an der Ecke der Säulenhalle des Dogenpalastes. — L. Passini erscheint wieder in seiner ganzen einzigen Liebenswürdigkeit und natürlichen Anmuth in einem großen Aquarellbilde: Männer, Frauen und Kinder aller Stände und Typen, welche beisammen stehend oder umherwandelnd den Lagunenquai Venedigs beleben. — In einem Frauen-Portrait von außerordentlicher Feinheit der Charakteristik und Vornehmheit des Tons zeigt sich Canon wieder als einer der ersten lebenden Meister der Bildnißmalerei. H. v. Angelis weibliches Portrait (im Profil) bleibt bei allem heitern Glanz der Farbe dagegen zurück. Es kommt nicht plastisch aus der Fläche heraus und läßt jene Ruhe und jenen Adel der gesammten Haltung vermissen. Vortrefflich in jeder Hinsicht dagegen ist sein Portrait des Ministers Unger. Ein anderes ausgezeichnetes Werk der Bildnißmalerei ist Griepenkerls Portrait eines Bischofs. — Lasinsky, Masic, Ransonnet, Golz, Rumpler,

Gaul, Helon, Probst haben an Genrebildern, Portraits, Charakterfiguren und Köpfen manch rühmliches Werk geliefert, welches besonders in Bezug auf malerisch-technische Virtuosität den besten der deutschen Abtheilung gleich steht. Auch an hervorragenden Landschaftsmalern hat die heutige Wiener Schule keinen Mangel. Lichtenfels ist einer der ersten nicht nur unter den österreichischen; seine felsige Küstenlandschaft ein Bild von großartiger Naturauffassung und edlem Schmelz der Farbe und Malerei. Darnauts Dorflandschaften sind von entzückender Intimität und Naturfrische. Schindler, Ruß, Van Haanen, Ruben (von letzterem eine stille schlichte Fluß- oder Canallandschaft, ein Meisterwerk seiner Stimmungsmalerei), Ditscheiner, Schäffer, Santos, Tina Blau und Ribarz, ein schönes Talent von ganz origineller Naturauffassung, sollen nicht unerwähnt bleiben. Rud. Alts neue aquarellirte Architekturbilder gehören wie seine früheren zum Eminentesten, was im zugleich geistreichen und schlicht getreuen Nachschreiben der Erscheinung reich gestalteter Bauwerke, ganzer Gebäudegruppen und Straßenfluchten mittelst des Aquarellpinsels geleistet werden mag. Der freie Fluß, die unbedingte Sicherheit der Pinselzeichnung und die simple Wahrheit in diesen Blättern (San Moise und San Marco in Venedig, das Treppenhaus des Wiener Belvedere, das Rathhaus zu Bruck) sind stupend. — Eine wahrhaft künstlerische freie und charaktertreue Wiedergabe prächtiger schönheits- und charaktervoller Wirklichkeit zeigen die von Fux in Aquarell ausgeführten Gruppen des berühmten costümirten Festzuges in Wien vom April 1879. Tüchtige Thierstücke enthält die österreichische Abtheilung außer den schon erwähnten von Huber, von Ranzoni, (in der ganzen Art an Troyon erinnernd) von Blaas, von Thoren und A. Schödl (ein kleines Stallinterieur von diesem von reizender Delicatesse). Als Stilllebenmaler stellt sich H. Charlemont den besten aller Nationen zur Seite. M. Schrödl, Camilla Friedländer leisten in derartigen Bildern von miniaturartiger Durchführung, Moos und Tina Blau in der Blumenmalerei sehr Anerkennenswerthes.

In der Wiener Bildhauerschule dominirt der entschiedenste Realismus. Tilgner und Strasser, die begabtesten und interessantesten Meister derselben, gehen darin zur letzten Consequenz. Der Erstere hat indeß in der knieenden lebensgroßen Portraitstatue des Herzogs Ernst von Coburg Dame im Ceremonialcostüm des Hosenbandordens ein ziemlich trocknes und „würdiges" Werk geliefert; dazu eine charakteristische Genrefigur einer im Empirecostüm und eine Gladiatorengruppe, welche das gerechteste Befremden erregt. Gleicht sie doch einer wenig variirten Wiederholung der bekannten großen Gruppe, durch welche der Pariser Maler Gérôme sich 1878 auch als bedeutender Bildhauer legitimirte. Von großer Frische und Lebendigkeit sind Tilgners Portraitbüsten. Strasser gab eine so köstlich gelungene Probe bemalter Plastik in seiner, eben so vollendet lebenswahr und naturalistisch modellirten als colorirten, Statue eines

schwarzbraunen mohrisch-arabischen Wasserträgers in halber Naturgröße, mit ungegürtetem, seidenstreifigem, weißem langem Rock bekleidet, daß eine wirksamere Propaganda für polychrome Sculptur nicht gemacht werden könnte.

Die ungarische Kunst ist von der österreichischen streng gesondert. Aber es fehlte viel, daß ihre Vertreter sich von denen der deutschen Reichshälfte durch ihre Kunstweise ähnlich streng unterschieden, wie die edeln Magyaren von den „Schwaben“ durch Tracht, Sprache und Sitten. Buda-Pest hat es zu einer nationalen Kunstschule noch nicht gebracht. Was die transleithanischen Meister können, das haben die Einen in München, die Andern in Paris gelernt.

Eins der originellsten, freilich auch an Verzerrungen und Outrirtheit reichsten, darunter ist E. Gyarfás' großes effectvoll gemaltes Bild „Das Bahrgericht“: eine junge Herrin scheint sich angesichts des aufgebahrten Leichnams ihres Gatten als dessen Mörderin zu verrathen und eilt mit Geberden des Wahnsinns hinaus, wo die am Fuß der Stiege zusammengedrängten alten Weiber und Kinder aus dem Volk sie voller Entsetzen anstarren. Als die größte und geschulteste Kraft unter diesen ungarischen Malern erscheint mir der Münchener Benczur. Die Gruppe lebensgroßer Halbfiguren „Die Verlassene“ — ein schönes junges verrathenes Mädchen, Trost am Herzen einer Nonne suchend; die lebensgroße und lebenschwellende, angelehnt stehende, nackte Gestalt einer weinseligen prächtigen Bacchantin, und vor Allem das figurenreiche Bild der „Constituirenden Generalversammlung der ersten ungarischen Assecuranzgesellschaft“ weisen ihm einen hohen künstlerischen Rang zu. Letzteres Bild, das eine große Zahl von wohlportraitirten ungarischen Patrioten, Geschäfts- und Staatsmännern jener Epoche, um den Tisch des Sitzungssaales, theils stehend, theils sitzend in natürlich wahren Stellungen und Gruppirungen mit einander verhandelnd zeigt, verdient durch die Art und Kunst, wie der widerspänstige Gegenstand bewältigt wird und interessant gemacht ist, wie die Persönlichkeiten, speciell die Hände und Köpfe, in Zeichnung und Farbe individualisirt sind, rückhaltlose Anerkennung. Man wird an die klassischen „Doelenstücke“ und „Regentenbilder“ der großen Holländer des 17. Jahrhunderts erinnert. Baditz, Liezen Mayer, Deri, Vago, der Maler des geistreichen und naturfrischen Bildes aus der heimischen Pußta „Am Wege“ und „Emigranten auf der Flucht“, Peske, der humoristische Autor des „Lustigen Besuchs“, Tarnoczy, der Landschafter, Kemendy, der Maler der „Rauferei“, Parlaghy-Barchfeld, ein sehr tüchtiger Portraitmaler — sie Alle sind begabte Jünger der Münchener Schule. Révusz zeigt in seinem Bilde aus magyarischem Volksleben „In der Csarda“ und und Ebener in dem „Heimkehrende Schnitter“, daß sie in Paris sehen und malen gelernt haben. Joanovics in Wien, und Agghäzy in Pest verrathen ihre Schule weniger deutlich; wohl aber ein ganz respectables künstlerisches Vermögen.

Zum ersten Mal wird es dem deutschen Publikum hier zur Anschauung

und zum Bewußtsein gebracht, welches große reiche Kunstleben im heutigen Spanien blüht. In zwei Richtungen besonders bethätigen diese spanischen Maler ihr Talent und ihr Können in glänzendster Weise: in der großen Geschichtsmalerei im Sinne der französischen Romantiker der Dreißiger und Vierziger Jahre und einiger auch heute noch, wenn auch ziemlich vereinzelt, in Paris wirkender ernster Meister, wie Laurent; und in den Schilderungen des modernen nationalen Volkslebens, wie der vornehmen und bürgerlichen Gesellschaft der letzten Jahrzehnte des 18. und der ersten des 19. Jahrhunderts. Für die spanischen Maler der letztern Richtung, wie für die dortigen Orientmaler und die Aquarellisten, bleibt Fortuny das große, nie zu verleugnende Muster. Auf beiden Wegen haben die heutigen Spanier sehr Bedeutendes erreicht. Sie verstehen es, die großen und furchtbaren Thaten, Ereignisse und Menschen der nationalen Geschichte in umfangreichen Bildern voller Kühnheit und Leidenschaft, von großer Zeichnung, mächtiger malerischer Behandlung und Wirkung lebendig hinzustellen. Und sie wissen andererseits die Menschen und Scenen der eleganten Welt bald mit geistreicher Freiheit und Leichtigkeit, bald mit der Subtilität der besten Kleinmeister und das farbige warmblütige Volksleben keck, frisch und derb zu schildern. — Die Lust an der Grausamkeit und am Blut, welche tief im spanischen Volkscharakter liegt, verleugnen auch die Geschichtsmaler nicht. Casados großes packendes Gemälde: „Die Glocke von Huesca“ mit fünfzehn enthaupteten Körpern und eben so vielen abgeschlagenen Köpfen auf blutüberschwemmtem Boden, übrigens eine vielfach bewundernswerthe Schöpfung; Veras Bild der heroischen Vertheidigung von Numancia, wo der selbstgewählte Tod in mannigfachen Formen wüthet, von wildem Feuer und mächtigem Pathos; Manuel Ramirez' „Enthauptung des Don Alvaro de Luna 1453“, beweisen diese Lust am Grausamen, aber zugleich auch den männlichen Sinn und die Begeisterung für das Große und Tragische als Gegenstand der Kunst.

Ferrants' „Begräbniß des h. Sebastian in den Katakomben“; die prächtige lebensgroße Gruppe der beiden Gladiatoren, die sich, nach dem Kampfe, am unterirdischen Bassin in der Arena von Blut und Schweiß reinigen, von dem jungen Carbonero in Rom, welcher derben Realismus und Größe des Stils so wohl zu vereinigen weiß, und des berühmten Pradilla kolossales figurenreiches Bild: „Die Uebergabe Granadas“ sind unter diesen großen Tafeln noch mit Auszeichnung zu nennen. Talent, Poesie, Inspiration, Geschichts- und Naturstudium, große und charakteristisch lebenswahre Zeichnung und malerische Kunst, welche alle Figuren, Menschen, Pferde, Architektur und Landschaft von Luft und mild gedämpftem Tageslicht allseitig umflossen, plastisch in dem weit vertieften Raum erscheinen läßt, treffen bei Pradilla zusammen. Eine gewisse Monotonie der Gesichtstypen der spanischen Fürsten, Krieger und Frauen auf dem Bilde ist freilich nicht vermieden. Daß der Meister desselben auch der Maler jener drei Gemälde

winzigsten Formats ist, welche Scenen des römischen Carneval mit zahllosen Figürchen in höchster Lebendigkeit, einer unerhörten, von aller Peinlichkeit doch freien Detailausführung, voll Farbenglanz und Pracht schildern, erscheint schwer begreiflich. Auch Casado, der Maler jener blutigen Tragödie von Huesca, zeigt sich in einem kleinen Bilde „Die Belohnung des Stierfechters“ (18. Jahrhundert) als eben so ausgezeichneter Kleinmeister voll Eleganz und Grazie. In verwandter Richtung, als Nachfolger Fortunys excelliren ferner Guardia, Palmaroli, Domingo, Jimenez. Letzterer malte die sehr interessante, figurenreiche Darstellung einer Kapuzinerpredigt in dem Orangenhof der Kathedrale von Sevilla im 18. Jahrhundert. In der gedrängten Zuhörermenge, welche die Kanzel umsteht, sind Typen aus allen Volks- und Gesellschaftsklassen meisterlich charakterisirt; das Ganze ist nur in gar zu hellbuntem Ton gehalten. Madrazzo sandte das eleganteste Bild, die Einzelgestalt eines reizenden jungen Weibes im Domino mit schwarzer Maske, ein. Masriera, Melida, Benlliura, Domingo, und Sanchez Barbudo, haben noch manches eigenartig fesselnde Genrebild ausgestellt. An trefflichen Landschaftsmalern fehlt es in der spanischen Abtheilung eben so wenig. Ich nenne vor Allem Marques, Urgell, Tusquet und Sanchez-Perier. In der Malerei der Gartenlandschaft, welche Fortuny bei den Spaniern in Mode gebracht hat und die wir auch von vielen der genannten Genremaler mit Vorliebe cultivirt sehen, leistet Perier das Außerordentlichste in seinen mit erstaunlicher Delicatesse durchgeführten, mit heißem Sonnenlicht getränkten, kleinen Bilde „Die Gärten des Palastes St. Zelmo“. Einfacher Adel der Zeichnung und Farbe und gewinnende Anmuth zeichnen die auf Goldgrund ausgeführten decorativen Malereien, symbolischer nackter und und ideal drapirter Einzelgestalten und Gruppen von De Villados: die Religion, die Industrie, der Handel, die Krönung der Büste des Columbus aus. Ginés und Frances Frucht- und Blumenstücke gleichen an vollendeter Kunst und Schönheit bei täuschender Wahrheit den großen holländischen Meisterwerken dieser Gattung aus dem 17. Jahrhundert. Als brillante Aquarellisten thun sich Pradilla, Alorda, de Villados, Hernandez, Mas-y-Fendnila, hervor. Groß auch erscheint aber diese Kunst des Aquarellisten neben der des strengen Zeichnens in den geometrischen und doch zugleich alle Töne und alle Zerstörungen auf's genaueste wiedergebenden Aufrissen alter Bauwerke (wie des Tempels zu Edfu, des Tempels des Antonius und der Faustina zu Rom) vom Architekten Amador de los Rios und der Markuskirche von Zabala-y-Gabardo.

Daß die spanischen Bildhauer bestrebt sind, sich mit den Malern auf gleicher Höhe zu erhalten, beweisen L. Tassis Statue des Velasquez, Paredas Knabe als Springbrunnenfigur, Benllinres höchst lebendige Statue des Chorknaben, der sich am Räucherfäßchen die Finger verbrannte, und Gandarias italienisch elegante Marmorstatue einer nackten symbolischen Schönen, die auf der Himmelskugel balancirend sitzt.

Jenen Zug zum Großen, Heroischen, Männlichen, welcher in der spanischen Malerei sich so mächtig geltend macht, suchen wir in der heutigen italienischen vergebens. Besonders charakteristisch ist ihren Meistern und Gesellen ganz allgemein die entschiedenste Abwendung von den klassischen Mustern der großen Zeit der Renaissance, das Streben, nichts anders, als eine durchaus unbefangen realistische Schilderung des sie umgebenden Menschenlebens oder auch des der Vergangenheit und der wirklichen Landschaft zu geben. Auch in allem was Ton nnd Technik betrifft, huldigen sie den „vorgeschrittensten" modernen Principien und Moden. Theils Fortuny, theils die Pariser Impressionisten sind unverkennbar ihre bevorzugtesten Muster. — Das mit Recht bewunderte Hauptwerk ist des Venetianers Nono großes Bild „Refugium peccatorum". Ein junges Mädchen aus dem Volke kniet, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in tiefer Zerknirschung und hüflosem Jammer, wie Gretchen im Zwinger, draußen auf den Fliesen eines Quais, über dessen, mit zopfigen Vasen und Statuen geschmücktem, Geländer ein Muttergottesbild mit Blumen und Lämpchen zu seinen Füßen sichtbar wird; jenseits der Brüstung das dunkle Wasser mit einzelnen großen Booten, deren Masten mit braunen Segeln in die dämmernde Abendluft aufragen. Die Verzweiflung des armen Herzens ist in der einsamen Gestalt mit innig rührender Gewalt zum Ausdruck gebracht und die weite Bildfläche in jedem Punkt durch ihre große, freie, geistreiche malerische Behandlung interessant belebt. — Vannutellis „Römische Novizen in der Kirche" ist eine anmuthige und charakteristische, vorzüglich gemalte Sittenschilderung. — Sein frisches, gesundes und liebenswürdiges Talent in der Darstellung des Volkslebens, seine Kunst der Malerei der Menschen in warmer Luft und Sonne zeigt auch hier wieder Dall 'Occa in Verona in seinen drei derartigen Bildern. — Tinatelli, Favretto, ein fein beobachtender Skizzist, Rossi, der Neapolitaner, de Chirico, Joris, Senét, Alidoso, Dalleani, Santoro, Giancastelli, Caprili, Mancini, sind nächst jenen als die besten italienischen Maler ähnlicher Richtung zu nennen. Scharf von ihnen unterschieden sind Tito Conti, der eine lustige Conversationsscene im Costüm des 17. Jahrhunderts — ein hübscher Page schönen muntern, verführerischen, vornehmen Damen ein gewagtes Lied singend, — mit der glatten Eleganz und Durchführung eines Willems malte; Mariani, der Maler des Bildes „Aegyptische Wasserschöpferinnen", Faccioli, der der „traurigen Reise," und Fagliari, der einzige Darsteller einer nackten Schönheit, in seiner Anschauungs- und Malweise der des Morelli ziemlich ähnlich.

Die modernen italienischen Landschafter sind überwiegend Stimmungsmaler. Den Ton genau zu treffen, welchen in bestimmter Tages- und Jahreszeit und unter dem Einfluß der wechselnden Wetterzustände Erde und Luft zeigen, gilt ihnen fast durchweg als die einzige Aufgabe ihrer Kunst.

Um nur die zu citiren, welche dieselbe in der relativ besten Weise lösen, nenne ich Bezzi, Ciardi, Piccini, Boggiani, Avanzi, Mojani.

In der Aquarelltechnik sind die heutigen Italiener glänzende Virtuosen. Die Palme aber trägt der Römer Cervi davon mit seiner großen Aquarelle „Fünf Minuten Aufenthalt": eine Gruppe italienischer Dragoner in langen blaugrauen Mänteln benutzt diese Minuten des Halts ihres Bahnzuges im Regen im freien Felde, um auszusteigen und sich von der ambulanten Liqueurverkäuferin an der Straße ein paar stärkende Tropfen einschänken zu lassen. In seiner Einfachheit und Manierlosigkeit ist das Bild von einer ganz imposanten Wucht und Macht des künstlerischen Gehalts.

In der italienischen Sculptur treten neben den vielbeliebten, eleganten, weichlichen, süßlichen, glatten Marmorwerken der bekannten Art neuerdings die Erzeugnisse einer Schule immer entschiedener auf, welche sich zu dem ungeschminkten Naturalismus bekennt und jener geleckten „Schönheit" und verzierten Grazie, die häßliche und charakteristische Wahrheit der Natur oder auch das Grotesk-Humoristische gegenüberstellt. Diese Tendenz hat begabte Vertreter, besonders in Marsili, Soranzo, d'Orsi (seine Bronzestatue des hockenden Fischerknaben verdient den Preis unter Allen), Beliazzi, Albano; zu den Virtuosen der entgegengesetzten Richtung gehören Calvi, Pereda (Afrikaner und Afrikanerinnen aus schwärzlicher Bronce in weiß marmornen Gewändern und Kopfhüllen sind ihre Specialität), Macagnani, Felici, Calandra, der Autor der vielbewunderten Marmorstatue eines schönen, bestrickenden tückischen jungen Weibes in prächtiger Balltracht, das er, nach dem Ausdruck des Naturells in Augen und Zügen und nach der Tunique aus gestreifter Surrah, „ein Königstiger" nennt, und Ginotti in Rom, der Meister der überlebensgroßen Marmorbüste, eines, mit tief einschneidenden Stricken um Schultern und Brust gefesselten, üppigen Weibes mit von Haß und Wuth verzerrtem Antlitz, der „Petroleuse". In der lebenswarmen Darstellung kolossaler schwellender weiblicher Formen habe ich nie ähnlich Vollendetes erreicht gesehen. —

Die französische Ausstellung im Glaspalast ist diesmal der Qualität wie der Quantität der eingesendeten Kunstwerke, der Gemälde wie der Sculpturen, nach hinter der im Jahre 1879 entschieden zurückgeblieben. Einigermaßen wird der Mangel der betreffenden Abtheilung ausgeglichen durch eine Anzahl meist bekannter älterer ausgewählter Bilder berühmter französischer Meister in der „Collection Hessner", welche neben diesen eine ganze Blumenlese von Werken „erster Nummern" aller Nationen enthält. Darunter unseres A. Menzel „Straße in Paris"; zwei andere köstliche malerische Kleinode, Bilder aus dem intimen Leben des römischen Hauses der Kaiserzeit, von Alma-Tadema; des zum Engländer gewordenen Herkommer bereits 1878 mit den höchsten Ehren zu Paris gekröntes Meisterwerk „die letzte Musterung", d. h. die Versammlung alter, roth-

röckiger Invaliden der britischen Armee in der Kirche ihres Hauses zu Greenwich, und desselben Künstlers Bildniß des bekanten Kriegscorrespondenten Archibald Forbes; manches vorzügliche Werk von Baron Leys, seinen belgischen Landsleuten de Jonghe, Clays, de Haas, Maris, Gabriel, Rölofs; den Holländern Bishop, Mesdag, Israels, Knyff; dem Schweden Wahlberg; den Deutschen Schreyer, Kühl, R. Meyerheim, Th. Weber, Lier, Baisch, Bochmann, Oeder, Müller (in Wien); den Spaniern Benlliura, Ribera, Madrazzo; den Engländern Webb, Leader, Bartlet, Bentley, Holl; den Italienern Pasini, Michetti, de Nittis. — Unter den dazwischen versprengten französischen Gemälden leuchten einige der schönsten Schöpfungen der großen landschaftlichen Stimmungsmaler, Corots, des „Dichters in silbergrauen Tönen“, Daubignys, der vor Allen doch den wunderbarsten Schmelz zarter, feuchtdunstiger Lüfte durch seine Bilder aus nordfranzösischer Natur zu verbreiten weiß; Duprés, Rousseaus und Diaz', welcher seine sonnedurchblitzten Wälder und smaragdnen Wiesen mit dem idealen Geschlecht schöner Nymphen und sonstiger Wesen aus goldenem Zeitalter so passend belebt. Hier sehen wir Luminais' bekanntes großes, grausiges Bild wieder: „Die Entnervten von Jumièges“; ein paar Costümfiguren Roybets von prächtiger coloristischer Kraft und Tiefe; J. Brétons zugleich so schlicht naturwahre und so wahrhaft stilvolle Gestalt der Aehrenleserin, die in der Abenddämmerung über das Feld hinschreitet; Henners „Ekloge“ — die beiden nackten Nymphenfiguren, deren einheitlich warmgoldig getönte Körper in so magischer Leuchtkraft aus dem Dunkel compacter Laubmassen heraustritt, in welche ihre Umrisse aufgelöst hinüber zu schmelzen scheinen; die schöne bräunliche nackte Gestalt der büßenden Magdalena von Bertrand, und den Stolz in bewunderte Musterschöpfung des avancirtesten neufranzösischen malerischen Naturalismus: den „Bettler“ von Bastien-Lepage. Es ist die lebensgroße hagere Figur eines, in armselige, schmutzige, lumpige und geflickte Tracht gekleideten, graubärtigen Landstreichers, der ein an der Thür eines Kleinbürgerhauses eben empfangenes Stück Brod widerwillig in die umgehängte graue Sacktasche an seiner Seite schiebt, während er auf den in schweren Holzschuhen steckenden Füßen schleppenden Schrittes weiter geht. Das kleine Töchterchen, drinnen am Thürpfosten stehend, blickt dem unheimlichen Alten verschüchtert nach. Der seelische Ausdruck des Bettlerkopfes, das Gemisch von Stolz, Ingrimm, Verachtung und den Spuren guten, ja vornehmen Herkommens, die Zeichnung der ganzen Gestalt, der Hände zumal, die Feinheit des Gesammttons und die Wirkung dieser auf alles Herauskehren der Virtuosität, ja fast auf das plastische Herausarbeiten des Körperlichen verzichtenden, Malerei, machen den Ruhm und Erfolg dieses Werkes sehr begreiflich. —

In der von Paris her organisirten französischen Abtheilung ist dieser Naturalismus nicht minder, aber auch die diesem entgegengesetzte Kunstrichtung

vertreten, welche in der idealeren Schönheit, der Grazie und dem Adel der Form, in der Wahl bedeutender und reizender Gegenstände und in der Eleganz der Malerei noch immer nichts der wahren Kunst Unwerthes erkennen will. Cabanels älteres großes Bild „Absalon und Thamar“ ist trotz der unleugbaren Noblesse der Zeichnung der halbliegenden weiblichen Gestalt keine besonders glückliche Probe dieser Richtung. Eine desto schönere Doucets „Hagar“, die bis zur Hüfte hinab nackte Gestalt eines schönen jungen ägyptischen Weibes verschmachtend im Wüstensande hingestreckt; kühler und indifferenter die „Ekloge“ von Foubert, sehr graziös gezeichnete Nymphe und Bacchus von Lefebvre; Eros als Lautenspieler (auf der Senne seines Bogens) von Rosset-Granger; Rixens „Der Ruhm“. In Gestalt einer schönen nackten beschwingten Göttin erscheint er dem am Arbeitstisch entschlummerten jungen Musiker, dessen Stirn küßend, und in erhobener Hand den goldnen Lorberzweig zeigend. — Die Lust am Gräßlichen wird bei den französischen Künstlern nie aussterben. Falguières „Sphinx“, die sterbend und getödtet neben der Räthselgeberin auf dem Höhlenboden hingewälzter Opfer derselben, diese in nackt realistischer Weise behandelte Darstellung der mythischen Scene, und das von mächtigem Talent, kühner origineller schöpferischer Phantasie, reichem künstlerischem Wissen und Können, feuriger Kraft und Leidenschaft zeugende, aber wahrhaft blutrünstige Bild des jungen Roche-Grosse: „Vitellius vom Pöbel durch die Straßen Roms zum Tode geschleppt und gemißhandelt“ — sind zwei beredte Belege dafür. Einem desto liebenswürdigeren freudigeren Geist und Empfinden ist Flamengs großes historisches Genrebild „Camille Desmoulins in seiner Familie“ entsprungen; schade daß seine sonnigwarme, leuchtende glanzvolle Farbe an zu starker Neigung zur Transparenz leidet.

Der stärkste physische Effect wird durch Renoufs kolossale Tafel „Der Lootse“ hervorgebracht: ein Stück Meer in natürlicher Größe! Und auf den gewaltigen, dem Beschauer entgegenstürzenden, die ganze Breite der wandgroßen Tafel einnehmenden Parallelwellen dahergetragen, ein Lootsenboot, mit drei Männern, welche diese Wogen mit kräftig geführten Rudern theilen. Ein höherer Grad des täuschenden Scheins der Körperlichkeit ist nie durch die Malerei erreicht worden, als in diesem Fahrzeug und seiner Bemannung. Tattegrains Bild, „les deuillants à Etaples“ fehlt es bei kräftigem Naturalismus der Darstellung nicht an herzergreifenden Poesie. Den tristen Jammer der Armuth in voller Lebensgröße schilderte Pelez in seinem Bilde der exmittirten Mutter mit ihren hungrigen Kindern auf der Straße: „sans asyle.“ Perrandeaus „Wittwe“, Renards (lebensgroße) Gestalt einer müden ausruhenden Mähderin lassen an nüchterner Wahrheit in der Schilderung des Armseligen und Traurigen so wenig wie jenes Bild zu wünschen übrig. Jenoudets „November“ — ein todtkrankes kleines Mädchen, das sich im Stuhl noch einmal auf den Hof unter die Bäume hinaustragen ließ und nun traurig die welken Blätter fallen sieht — ist ein Werk von rührender,

beklemmender Wehmuth. Duez schildert in den beiden lebensgroßen, Gestalten einer tadellos eleganten Dame aus der haute Cocotterie und ihres Gegenstückes, einer armen alten Lumpensammlerin, mit treffender Charakteristik diese Typen aus dem Pariser Leben; Aublet nicht minder gut das Treiben der eleganten Welt auf dem Strande eines französischen Modebades; Sicard in aller Naturwahrheit einen „Accident" von der Gasse — ein Fiakerpferd, auf der schneebedeckten Straße gestürzt, wird von Neugierigen umstanden, von einigen Männern aufzurichten versucht. Von der französischen Portraitmalerei geben die meisterlichen Männerbildnisse von Bonnat Carolus-Duran, Dagnan-Bouveret, Gaillard, Courtois, Laynaud; die weiblichen von Aublet, Courtois und Lefebvre einen sehr vortheilhaften Begriff. Jeder dieser Künstler sucht das Heil auf seinen besonderen Wegen und jeder in ernstem Naturstudium.

In der Landschaftsmalerei behauptet die Pariser Schule siegreich ihren alten Ruhm. Die Malerei der „schönen Gegend", der großartigen Gebirgsscenerien, der Ideallandschaften südlichen Charakters ist in ihr gründlich überwunden. Jedes Stück der Natur ist ein guter und berechtigter Gegenstand für diese Maler; nur muß man seine eigenste Physiognomie und vor Allem den Ton treffen, welchen Luft- und Lichtstimmung geben. Ich muß mich auf das kurze Hervorheben der Künstler beschränken, welche in dieser Richtung das Bedeutendste geleistet haben: Frère in seinem bewunderten Bilde „Gipsmühle zu St. Brice"; Colin „Die Teiche von Gréville"; Saintin in der großen lichtstrahlenden Frühlingslandschaft „das Thal von Roche-Gouet"; Daubigny in dem „Thal von Touque in der Abenddämmerung"; Rapin — Landschaft im Platzregen; Barau — „Ende September", ein Bild in wunderbar fein gestimmtem Silberton; Layraud — herrliche Abendlandschaft: „Tréport zur Ebbezeit"; Allègre — „les Martigues" in der Provence, im Licht der reinsten Sommersonne; Lansyer „Ende des Sturms" und „Dünen von Donville"; Rosier „San Giorgio Maggiore im Morgenlicht". — Die im heutigen Paris zu einer so hohen Stufe gebrachte Stillebenmalerei ist durch ein Musterwerk kunstvoller subtiler Ausführung in der „Amethystvase" von Desgoffe vertreten; die plastische Kunst ziemlich stiefmütterlich. Delaplanches kleine lebendige und sehr interessante sitzende Portraitstatuette Aubers (Gipsmodell), Truphèmes Bronzestatue: die Mutter Moses', den Knaben im Korbe auf dem Haupt tragend; Basselots bronzener Christus im Grabe, Katafalk und Gewand aus schwarzem Marmor, ein künstlerisch und technisch sehr anerkennenswerthes Werk und die genialste und vollendetste Schöpfung unter Allen: Idracs (Gips-)Statue der Salammbo, die ihre nackten Glieder von ihrer heiligen Schlange, dem Python, umwinden läßt, und seinen züngelnden Kopf liebkost, eine herrliche lebenschwellende Gestalt, so großartig als anmuthvoll, — das sind die bemerkenswerthesten französischen Bildwerke. Wie reich und glänzend alle reproductiven Künste auch im

heutigen Frankreich entwickelt sind, wie sorglich und liebevoll sie gepflegt werden, weiß die Welt auch ohne diese Ausstellung. Die französischen Architekten bringen hier ihre antiquarische Gelehrsamkeit und ihren Studieneifer mehr noch als ihre schöpferische Kunsttüchtigkeit zur Geltung. Sie stellen fast nur Aufnahmen antiker Monumentruinen und ebenso gelehrte als kunstvolle Pläne zu deren Reconstruction aus (Bernier — das Mausoleum zu Halykarnas; Loviot: das Parthenon; Thomas: Milet und der Lathmische Golf). Außerdem macht uns die Regierungscommission der historischen Monumente mit einer Menge der schönsten Aufnahmen der auf französischem Boden befindlichen Architekturdenkmale der antiken, der saracenischen und der mittelalterlichen Kunst bekannt.

Der belgischen und der holländischen Abtheilung merkt man es an, daß ihr Inhalt aus den Resten zusammengebracht ist, welche die reiche Beschickung der Amsterdamer Ausstellung zurückgelassen hat.

Wauters sendete das in Berlin im Polytechnikum ausgestellt gewesene schöne Bildniß des Knaben auf dem Ponny am Seestrande; de Vriendt das bereits vielgewanderte Bild voll inniger Empfindung und gefälliger Anmuth, die Leichenwacht des Priesters neben der getödteten Märtyrerin, der heiligen Cäcilie; dazu eine seltsame Darstellung aus den letzten Tagen der Mutter des Heilands: auf dem flachen Dach eines orientalischen Hauses sitzend, von welchem man das unten hingebreitete Jerusalem, Bürger in arabischer Tracht sieht, läßt sich die Gramgebeugte von einem vor ihr Hockenden in der beginnenden Abenddämmerung noch aus heiligen Schriften vorlesen. Zwei alterthümelnde Künstler von schönem Talent, welche den von Leys eingeschlagenen Werken folgen, Lybärt und Cleynhens, haben ein Paar kleine Gemälde dieses Stils von seltener Kraft und Emaille der Farbe gesendet. Delperée ist nicht besonders glücklich in dem „Historienbild“ in lebensgroßen Figuren aus der neuesten belgischen Geschichte: die Verhinderung der beabsichtigten Jubiläumsprocession des Bischofs von Lüttich (1880) durch die Beamten der Regierung. Es ist zugleich nüchtern und theatralisch. Bemerkenswerthe Genrebilder sind aus modernem Leben von Cogen, Simons, van Oyens, l'Abry (dem Maler auch eines großen tüchtigen Reiterbildnisses), de Jans, Slineneyer ausgestellt. Die belgische Landschaftsmalerei ist durch ihre allbekannten Meister Schampheleer, Coosemans, Clays, den bewundernswerthen Seemaler, Bernaerts, van der Luppen, durch Heymanns (mit einer köstlichen Winterlandschaft von feiner, origineller Schönheit), Beekmann und de Cock durchaus rühmlich vertreten; die Bildhauerei nicht minder durch des genialen de Groot bekannte Kolossalstatue der „Arbeit“ und des Desenfants „Herodias.“

Den Preis unter den Holländern verdient und erwirbt noch immer Israels der Vater. Seine Bilder des leidvollen Lebens und Sterbens der Armen und Elenden sind realistische schwermüthige Dichtungen von tief rührender Wirkung bei schlichter Wahrheit und zartem Stimmungszauber des

Tones. Der alte gesunde Natursinn ist in der Heimath der Landschaftsmalerei nicht verloren gegangen. Man sieht es in diesen Bildern von van der Sande-Backhuyzen, Mesdag, Tholen, Gabriel, Rölofs, Huygens. Nicht unerwähnt auch sollen die liebenswürdigen Meisterwerke holländischer Blumenmalerei von Margarethe Rosenboom, Maria Molyn, Mesdag van Houten und van de Sande-Backhuyzen bleiben.

Die schwedische und norwegische Kunst ist fast ohne Ausnahme die Tochter der französischen und deutschen. Alle diese skandinavischen Maler könnten mit gleichem Recht die Einen mit den Parisern, die Andern mit den Düsseldorfern, Berlinern und Münchnern ausstellen. Hagborg, eines der größten schwedischen Talente für Ton und Farbe, hat dasselbe in Paris zur Reife entwickelt. Sein großes Bild „Der Kirchhof zu Tourville" am Meere mit den beiden Gestalten in Trauer an einem Grabe, ist ein Meisterwerk realistischer Stimmungsmalerei. v. Cederström ist in seinem gar so nüchternen Bilde „Begräbniß in Alsike" nicht auf seiner alten Höhe. Thoulow, ebenfalls Pariser Schwede, malt mehr im englischen Sinne. Sein Bild „Das Vaterhaus" erinnert in seiner intimen Stimmungspoesie durchaus an derartige Schöpfungen britischer Meister. Hellquist, jetzt in Paris, ist in München gebildet. Außer zwei bekannten älteren kleineren Bildern brachte er eine große, etwas schwer und compact gemalte, stumpf grau im Ton gehaltene Composition, reich an trefflichen charakteristischen Gestalten zur Ausstellung: die Disputation zwischen dem lutherischen Reformator Esais Petri und dem gelehrten Priestermönch Peter Galle vor dem Könige zu Upsala 1524. — Dahl, Ekenäs, Knut Ekwall, Wergeland, Sinding, die sämmtlich in Deutschland lebenden Genremaler, die Pariser Landschafter Wahlberg, einer der gefeierten Größen dieser Kunst, Kiellund Larssen, die Düsseldorfer Munthe, Normann, Nordgren, Rasmussen, Jernberg, Askevold, Morten-Müller und der Münchener O. Sinding haben neben Jenen dafür gesorgt, der schwedisch-norwegischen Abtheilung Reichthum an gesundem künstlerischem Gehalt, Reiz und Glanz der Erscheinung zu geben.

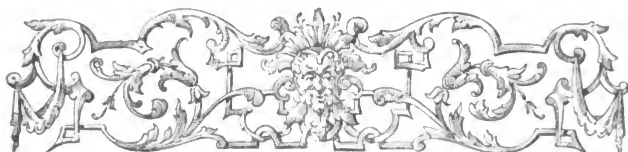
Von der slavischen Kunst, die heut in Rußland und Polen, wie in Deutschland und Frankreich manchen weltbekannten Meister zu den ihren zählt, giebt diese Ausstellung eine durchaus unzureichende Vorstellung. Die Polen Matejko, Siemieradsky, J. Brandt fehlen. Von den Russen haben nur v. Klever, der einige in Berlin ausgestellt gewesene interessante Landschaften hierherbrachte, der geschätzte Portraitmaler Kramskoi und der im Genre Siemieradskys malende, ausgezeichnete Swedomsky sich betheiligt. — Der geniale, seinem Meister sinnverwandte polnische Schüler J. Brandts, Kowalski-Wierusz, stellt in einem der internationalen Säle ein so liebenswürdig er- als empfundenes, fein gestimmtes und markig gemaltes Genrebild echt nationalen Gepräges aus: „Podolische Post".

Ueberraschend wirkt die Fülle von Talent und künstlerischem Vermögen,

die sich in der nordamerikanischen Ausstellung offenbart. Allerdings verleugnen auch diese Maler und Zeichner nicht, daß sie ihre Bildung nicht der Heimath, sondern ihrem Studium zu Paris und München danken. Ihre bedeutendsten Erfolge liegen auf dem Gebiete der Portraitmalerei. Einen der originellsten und interessantesten unter den lebenden Bildnißmalern besitzt die Union. Es ist William Chase in New-York. Das Bild seiner fesselnden Persönlichkeit giebt uns ein großes Portrait von seinem kaum minder tüchtigen Collegen Beckwith. Neben diesen Meistern zeichnen sich durch eigenartige Schöpfungen im ernsten und heiteren Genres besonders die in München gebildeten Maler Rosenthal, Selinger, Crone, Caliga, Groß, der Düsseldorfer Neal, der Humorist Brown, ferner Maynard, der Maler des „Kriegscorrespondenten", Turner, der unter englischem Einfluß stehende Maler des schwermüthigen stimmungsvollen Bildes „Vergangene Tage"; nicht minder in der Landschafts-Malerei und in der Naturauffassung besonders Nite und Kensett aus.

Noch glänzendere und mannigfaltigere Leistungen als in der Malerei hat Nordamerika in der farblosen Zeichnung, dem Holzschnitte und der Radirung aufzuweisen. Welch ein Reichthum an Geist und Phantasie in diesen Compositionen; in den Zeichnungen nach der Natur — welche Beobachtungsgabe, welcher reine Sinn für die Wahrheit! Chase, Pyle, Reinhardt, Fenn, Brennan, Abbey, Eaton, Dielman, Butler, Farny haben bewunderuswerthe derartige Blätter jedes Genres. Durch Holzschneider, wie Jüngling, Closson Hoskin, King, Johnson, Cone, Bogert, Harper und Heinemann sind ihre Zeichnungen mit einer Feinheit des künstlerischen Verständnisses und einer keine Schwierigkeiten kennenden technischen Meisterschaft xylographisch wiedergegeben. Die Radirer, unter denen Parish als der Erste bezeichnet werden muß, wie treffliche Blätter auch neben seinen Arbeiten von Rolshowen, Ritchie, Lovewell, Wenban ausgeführt sind, bleiben hinter jenen Meistern des Holzschnittes nicht zurück.

Wir sind am Ende unserer Revue der internationalen Ausstellung. Zu welcher Länge sich auch ein solcher Bericht ausdehne, — daß der so Viel umfassende Gegenstand darin wahrhaft erschöpfend behandelt werde, bleibt dennoch immer unmöglich. Den Eindruck aber, den ich von dieser Ausstellung empfangen habe, mögen diese theils schildernden, theils kritischen Mittheilungen über deren Inhalt spiegeln. Die Kunst der Culturnationen ist keineswegs zurückgegangen. Das Kunstleben stockt nicht; die Schaffenskraft und Freudigkeit sind nicht versiegt, wie man es so oft beklagen hört. Was geringer geworden und mehr und mehr an Credit verloren hat in der Kunst aller Völker, ist die „Lust am Trug" mit der lärmenden Phrase, der conventionellen Formenschönheit, dem blendenden Coloritschwindel. Desto allgemeiner aber regt, desto mächtiger bethätigt sich im heutigen Kunschaffen „der Drang nach Wahrheit" Und damit ist viel gewonnen!



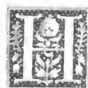
Henrik Ibsen.

Von

Georg Brandes.

— Kopenhagen. —

I.



Henrik Ibsen zählte 36 Jahre, als er in die Verbannung ging aus welcher er bis heute nicht zurückgekehrt ist. Er verließ Norwegen mit düsterem, verbitterten Sinn nach einer an der Schattenseite des Lebens verbrachten Jugend. Er wurde am 20. März 1828 in der kleinen norwegischen Stadt Skien geboren, wo seine Eltern sowohl väterlicher-, wie mütterlicherseits den angesehensten Familien der Stadt angehörten. Der Vater befand sich als Kaufmann in einer verschiedenartigen und ausgebreiteten Wirksamkeit und liebte es, eine unbeschränkte Gastfreiheit in seinem Hause zu zeigen, aber 1836 mußte er seine Zahlungen einstellen und es blieb der Familie Nichts übrig, als ein Landhaus in der Nähe der Stadt. Dort hinaus zogen sie und wurden dadurch des Verkehrs verlustig mit den Kreisen, denen sie früher angehört hatten. In „Peer Gynt" hat Ibsen seine eigenen Kindheitsverhältnisse und Erinnerungen als eine Art Modell für die Schilderung des Lebens in dem Hause des reichen Jon Gynt gebraucht.

Henrik Ibsen kam als Jüngling zu einem Apotheker in die Lehre, arbeitete sich unter manchen Schwierigkeiten durch, um, 22 Jahre alt geworden, die Universität zu beziehen. Er hatte als Student weder Neigung noch die Mittel zu einem Brodstudium, mußte er sich doch längere Zeit sogar das regelmäßige Mittagessen versagen. So gestaltete sich seine Jugendzeit hart und streng, zu einem Kampf mit dem täglichen Leben; sein Vaterhaus bot ihm, wie es schien, keinen Hort dar.

Nun bedeuten zwar solche Verhältnisse in einer so armen und demokratischen Gesellschaft, wie die norwegische ist, weniger als anderswo, und Ibsen entbehrte weder die Fähigkeit des Jünglings, sich durch Begeisterung für Ideen, noch die des Dichters, sich durch ein Leben in der Einbildungskraft über die Mißhelligkeiten der Wirklichkeit hinwegzuschwingen. Immerhin aber prägt frühzeitig empfundene Armuth dem Gemüth einen Stempel auf. Sie kann Demuth erzeugen, und sie kann zur Opposition aufreizen, sie kann den Geist unsicher oder selbständig oder hart für's ganze Leben machen.

Auf Ibsens in sich gekehrtes, streitbares und satyrisches Naturell, das mehr dazu angethan war, die Umgebung zu beschäftigen, als sie zu gewinnen, muß die Armuth wie eine Herausforderung gewirkt haben. Daher vielleicht eine gewisse gesellschaftliche Unsicherheit, ein gewisses Verlangen nach jenen äußeren Auszeichnungen, die ihm ein Recht der Gleichheit gaben mit den Gesellschaftsklassen, von welchen er als Jüngling ausgeschlossen war, daher aber auch ein mächtiges Gefühl, nur auf sich selbst und seine inneren Hilfsmittel gestellt zu sein.

Nachdem er einige Monate hindurch als Herausgeber eines Wochenblattes ohne Abonnenten thätig gewesen, wirkte er (1851—57) als Dramaturg an dem kleinen Theater zu Bergen und stand darnach als Direktor dem Theater zu Christiania vor, das 1862 Bankerott machte. Ibsen, der mit den Jahren so gesetzt wurde und dessen Tage nun so regelmäßig ablaufen wie ein Uhrwerk, soll als junger Mann ein ziemlich ungebundenes Leben geführt haben und blieb deshalb von der üblen Nachrede nicht verschont, die in kleinstädtischen Klatschnestern, wo Jedermanns Thun und Treiben vor Aller Augen offen liegt, sogar eine geringe Unordnung, geschweige denn die Zügellosigkeit der Genialität zu verfolgen pflegt. Ich denke mir Ibsen zu Beginn der Mannesjahre von Gläubigern geplagt und von der Kaffeeschwestern-Moral täglich in effigie hingerichtet. Er hatte eine nicht geringe Anzahl schöner Gedichte geschrieben und eine Reihe seiner nun so berühmten Dramen veröffentlicht, darunter einige der am meisten bewunderten; aber sie wurden nicht wie jetzt seine Werke und diejenigen der übrigen norwegischen Dichter in Kopenhagen veröffentlicht; sie erschienen in Norwegen in häßlichen, auf schlechtes Papier gedruckten Ausgaben, und sie brachten dem Dichter, selbst seitens der Freunde, nur eine ziemlich kühle Anerkennung seines Talentes ein, zugleich aber das vernichtende Urtheil, daß ihm „idealer Glaube und ideale Ueberzeugung fehle.“ Norwegen wurde ihm verleidet. 1862 hatte er, polemisch und sarkastisch angelegt, wie er war, die „Comödie der Liebe“ herausgegeben, die mit schneidendem Hohn auf die Erotik der Philistrosität ein tiefgehendes Mißtrauen zu der Tragkraft der Liebe durch die Wechselfälle eines Lebens verband. Unumwunden hatte er seine Zweifel an die Fähigkeit der Liebe ausgesprochen, ihr ideales und schwärmerisches Wesen unbeschadet und unverändert in der Ehe zu bewahren! Es konnte ihm nicht un-

bekannt sein, daß die Gesellschaft mit der ganzen Zähigkeit des Selbsterhaltungstriebes das Vertrauen in die Unveränderlichkeit der normalen und gesunden Liebe als eine Pflicht festhalte; aber er war jung und trotzig genug, um durch die Verbindung Schwanhilds mit dem alten reichen Spießbürger Guldstadt lieber der trivialsten Auffassung der Ehe ein relatives Recht zu geben, als daß er sein Mißtrauen auf die Dogmatik der Liebe verborgen hätte. Das Schauspiel rief ein Geschrei der Erbitterung hervor. Man gerieth außer sich über diesen Angriff auf die ganze erotische Gesellschaftsordnung, die Verlobungen, die Ehen u. s. w. Anstatt daß man sich getroffen fühlte, geschah, was in solchen Fällen zu geschehen pflegt: man begann das Privatleben des Dichters auszuforschen, die Beschaffenheit seiner eigenen Ehe zu untersuchen, und hätte er sich, wie Ibsen mir einmal andeutete, die gedruckten Recensionen des Stückes allenfalls gefallen lassen, so war das mündliche und private Kritisiren geradezu unerträglich. Selbst ein so vortreffliches Werk wie „Die Kronprätendenten", welches 1864 folgte, vermochte nicht, den Namen des Dichters zu reinigen und zu heben. Das Stück wurde, soviel ich weiß, von der Kritik nicht gerade abfällig behandelt, aber auch nicht nach Verdienst gewürdigt und erregte keinerlei Aufsehen. Ich glaube nicht, daß 20 Exemplare davon nach Dänemark kamen. Jedenfalls machte erst „Brand" den Namen des Dichters außerhalb Norwegens bekannt.

Zu diesen persönlichen Gründen, welche Ibsens Mißmuth erregten, kam ein Gefühl tiefer Unzufriedenheit wegen der Haltung Norwegens während des dänisch-deutschen Krieges. Als im Jahre 1864 Schweden und Norwegen trotz der bei Studentenversammlungen und in der skandinavisch gesinnten Presse abgegebenen Versicherungen, welche Ibsen für bindend oder doch für verpflichtend angesehen hatte, es unterließen, Dänemark gegen Preußen und Oesterreich beizustehen, da ward ihm die Heimath, welche ihm als Inbegriff der Unbedeutendheit, Schlaffheit und Muthlosigkeit erschien, dermaßen verhaßt, daß er sie verließ.

Seitdem lebte er abwechselnd in Italien, in Dresden, München und dann wieder in Italien, in jeder der genannten deutschen Städte 5—6 Jahre. Doch eine bleibende Stätte hat er nirgends gehabt. Er führte ein stilles, regelmäßiges Familienleben, oder vielmehr: er hat innerhalb des Rahmens eines Familienlebens sein eigentliches Leben in seiner Arbeit gehabt. Er verkehrte an öffentlichen Orten zwar mit den hervorragenden Männern der fremden Städte, empfing eine Anzahl durchreisender Skandinaven in seinem Haus; aber er lebte wie in einem Zelt zwischen gemietheten Möbeln, die am Tage der Abreise wieder zurückgeschickt werden konnten; seit neunzehn Jahren hat er nie seinen Fuß unter den eigenen Tisch gestellt, noch in eigenem Bette geschlafen. Zur Ruhe gesetzt in strengerem Sinne hat er sich niemals; er hat sich daran gewöhnt, sich in der Heimathlosigkeit heimisch zu fühlen. Als ich ihn zuletzt besuchte und die Frage an ihn stellte, ob in der Wohnung, die er inne halte, denn Nichts ihm gehöre, deutete er auf

eine Reihe von Gemälden an der Wand; dies war Alles, was darin sein Eigen war. Selbst jetzt als wohlhabender Mann fühlt er nicht den Drang, Haus und Heim zu besitzen, noch weniger, gleich Björnson, Grund und Boden. Er ist ausgeschieden aus seinem Volk, ohne irgend eine Thätigkeit, die ihn mit einer Institution, einer Partei, ja selbst nur mit einer Zeitschrift oder einem Blatt daheim oder draußen verbände — ein freistehender Mann. Und in seiner Isolirheit schreibt er:

„Dir, meinem Volke, das in tiefer Schale
Den heilsam bittern Stärkungstrank mir gab,
Der Kraft zum Kampf im Abendsonnenstrahle
Dem Dichter eingeflößt, schon nah dem Grab:
Dir, meinem Volk, das mit der Angst Sandale,
Der Sorge Bündel, der Verbannung Stab
Mich ausgerüstet, mit dem Ernst zum Streite —
Dir send' ich meinen Gruß nun aus der Weite!"

Er sandte viele und gewichtige Grüße. Doch alle seine Productionen, sowohl vor dem Exil als während desselben, zeigen eine und dieselbe Stimmung, diejenige seines Naturells: die Stimmung des Unheimlichen und der Ungebundenheit. Dieser Grundzug, so natürlich bei dem Heimathlosen, schlägt überall durch, wo Ibsen am stärksten wirkt. Man entsinne sich nur einiger seiner eigenartigsten und dabei von einander durchaus verschiedenen Productionen, wie des Gedichtes „Auf Bergeshöhen", in welchem der Erzählende vom Hochgebirg aus die Hütte seiner Mutter in Flammen aufgehen und mitsammt der Bewohnerin niederbrennen sieht, während er selbst, willenlos und verzweifelt, die effectvolle Nachtbeleuchtung beobachtet, oder „Aus meinem häuslichen Leben", wo die Phantasiegebilde des Dichters, seine beflügelten Kinder, die Flucht ergreifen, sobald er sich selbst mit den bleigrauen Augen, der zugeknöpften Weste und den Filzschuhen im Spiegel erblickt; man denke an die Poesie der ergreifenden Unheimlichkeit, wo Brand seiner Frau die Kleider des verstorbenen Kindes entreißt; man erinnere sich der Stelle, wo Brand seine Mutter zur Hölle fahren läßt und der in ihrer tiefen Originalität bewunderungswürdigen Scene, wo Peer Gynt die seinige in den Himmel hineinlügt; man vergegenwärtige sich den peinlich überwältigenden Eindruck von „Nora" — diesem Schmetterling, der drei Acte hindurch mit einer Nadel gestupft und zuletzt durchbohrt wird — und man wird daraus deutlich fühlen, daß die Hauptstimmung, welche dem landschaftlichen Hintergrund bei Gemälden entspricht, in allen pathetischen Partieen die der wilden Unheimlichkeit ist. Sie kann sich zum Entsetzlichen, zur Tragik steigern, aber sie beruht nicht darin, daß der Dichter schlichtweg ein Tragiker ist. Schillers Tragödien oder diejenigen Oehlenschlägers sind nur momentan unheimlich; und selbst der Dichter von „König Lear" und „Macbeth" hat so harmonisch schmelzende Dinge geschrieben wie „Der Sturm" und „Ein Sommernachtstraum". Bei Ibsen aber ist jene Stimmung die ursprüngliche überall. Sie mußte natürlich entstehen bei dem geborenen Idealisten, der von Haus aus nach

der Schönheit, in ihren höchsten Formen als ideeller, seelischer Schönheit, dürstete; sie war unvermeidlich bei dem geborenen Rigoristen, der, grundgermanisch, bestimmter norwegisch von Natur und Temperament, von seiner orthodoxen Umgebung dahin beeinflußt war, das Sinnenleben häßlich und sündhaft zu finden, und in Wirklichkeit keine andere Schönheit anzuerkennen, als die moralische. Im Grunde seines Wesens war Ibsen scheu: einige wenige Täuschungen schon genügten, ihn in sich selbst zurückzuscheuchen mit dem Argwohn gegen die Außenwelt im Herzen. Wie frühzeitig muß er verwundet, zurückgestoßen, gleichsam gedemüthigt worden sein in seinem ursprünglichen Hang zu glauben und zu bewundern! Ich denke mir, der erste tiefe Eindruck, den seine geistige Individualität empfing, war der von der Seltenheit des moralischen Werthes — oder von dessen „Rieheit", wie er in bitteren Augenblicken hinzufügte —; und getäuscht in seinem Suchen nach seelischem Adel mag er eine Art von Linderung darin gefunden haben, überall die traurige Wahrheit ihres Scheines zu entkleiden. Die Luft um ihn war angefüllt mit schönen Worten, man sprach von ewiger Liebe, von tiefem Ernst, von Glaubensmuth, Charakterfestigkeit, norwegischer Gesinnung („das kleine, doch felsenfeste Klippenvolk"); er sah sich um, er spähte, suchte — und fand Nichts in der wirklichen Welt, das solchen Worten entsprochen hätte. So entwickelte sich denn eben aus der Vorliebe für das Ideale eine eigenthümliche Fähigkeit in ihm, überall die Unzuverlässigkeit zu entdecken. Es wurde sein Trieb, das scheinbar Echte zu prüfen, um sich ohne viel Verwunderung von der Unechtheit zu überzeugen. Es wurde seine Leidenschaft mit dem Finger an Alles zu pochen, was wie Erz aussah, und seine schmerzliche Befriedigung, den Klang des Hohlen zu hören, der zugleich sein Ohr verletzte und seine Vermuthung bestätigte. Ueberall, wo das sogenannte Große ihm entgegentrat, hatte er die Gewohnheit, ja den Drang zu fragen, wie in seiner poetischen „Epistel an eine schwedische Dame": „Ist es wirklich groß, das Große?" Er hatte einen geschärften Blick für den Egoismus und die Unwahrheit, welche dem Phantasieleben häufig innewohnen („Peer Gynt"), für die Stümperei, die sich mit der politischen Freiheits- und Fortschrittsphrase decken will („Der Bund der Jugend") und allmälig ward ein großartiges ideales oder moralisches M i ß t r a u e n seine Muse. Es inspirirte ihm immer kühnere Untersuchungen. Nichts imponirte ihm oder schreckte ihn, weder was im Familienleben den Anschein idyllischen Glückes hatte, noch was im Gesellschaftsleben dogmatischer Sicherheit glich. Und in dem Maße wie seine Forschungen eindringlicher wurden, nahm die Unerschrockenheit zu, womit er das Resultat derselben mittheilte, verkündete, laut ausrief. Es wurde seine Hauptfreude als Geist, alle Diejenigen zu beunruhigen und zu ärgern, die ein Interesse daran hatten, die Schäden mit Euphemismen zu verkleistern. So wie er stets gefunden, daß man viel zu viel rede von Idealen, denen man niemals im Leben begegne, so fühlte er mit immer größerer Sicherheit und voll Harm, daß die Menschen wie auf Verabredung

Schweigen beobachteten über die tiefsten, unheilbarsten Brüche mit dem Ideale, über die eigentlichen, wirklichen Schrecknisse. In der guten Gesellschaft wurden dieselben als unwahrscheinlich oder als unbesprechbar stillschweigend übergangen; in der Poesie überging man sie als unheimlich; denn das allzu Schneidende, Peinliche oder Unversöhnte war ja von der Aesthetik nun einmal aus der schönen Literatur verbannt. So ungefähr ist es gekommen, daß Ibsen der Dichter des Unheimlichen wurde, und daher sein ureigenster Trieb, in schneidenden, bitteren Aeußerungen seine Stellung der Menge gegenüber zu behaupten.

Henrik Ibsens Aeußeres deutet auf die Eigenschaften, welche er in seiner Poesie an den Tag gelegt. Die Gestalt ist untersetzt und schwer. Strenger, sarkastischer Ernst ist der Hauptausdruck des Gesichts. Der Kopf ist groß, umwallt von einer Mähne ergrauenden Haares, das er ziemlich lang trägt. Die Stirne, welche das Gesicht beherrscht, ist ungewöhnlich, trägt, steil wie sie ist, hoch, weit, aber durchgeformt, den Stempel von Größe und Gedankenreichthum. Der Mund ist, wenn er schweigt, zusammengekniffen und fast ohne Lippen; man merkt ihm an, daß Ibsen wenig spricht. In der That sitzt der Dichter, wenn er sich in Gesellschaft von Mehreren befindet, wortkarg als stummer, zuweilen barscher Thorwächter vor dem Heiligthum seines Geistes. Unter vier Augen oder in ganz kleinem Kreise kann er sprechen, aber selbst da ist er nichts weniger als mittheilsam. Ein Franzose, den ich einmal in Rom vor Ibsens Büste führte, bemerkte: „Der Ausdruck ist mehr spirituell als poetisch." Man sieht Ibsen an, daß er ein satirischer Dichter, ein Grübler, aber kein Schwärmer ist. Doch seine schönsten Gedichte wie „Fort" und einige andere beweisen, daß einmal im Kampf des Lebens ein lyrisches Flügelroß unter ihm getödtet wurde.

Ich kenne zweierlei Ausdrücke in seinem Gesicht. Der erste ist jener, wo das Lächeln, sein gutes, feines Lächeln die Gesichtsmaske durchbricht und beweglich macht, wo all' das Herzliche, Innige, das zutiefst in Ibsens Seele liegt, Einem entgegentritt. Ibsen ist bis zu einem gewissen Grade verlegen, wie es bei schwerfälligen ernsten Naturen häufig der Fall. Aber er hat ein so hübsches Lächeln, und durch Blick und Händedruck sagt er Vieles, was er nicht in Worte kleiden möchte oder kann. Und dann hat er eine Art, während des Gespräches schmunzelnd, mit einer gewissen gutmüthigen Schelmerei, eine abweichende, nichts weniger als gutmüthige Bemerkung hinzuwerfen — eine Art, in welcher die liebenswürdigste Seite seiner Natur zum Vorschein kommt; das Lächeln mildert die Schärfe des Worts.

Doch kenne ich auch einen anderen Ausdruck in seinem Gesicht, den, welchen Ungeduld, Zorn, gerechter Unwille, beißender Hohn darin hervorbringen — ein Ausdruck von fast grausamer Strenge, welcher an die Worte in seinem alten, schönen Gedicht „Terje Vigen" erinnert:

„Unheimlich nur hat's um sein Aug' oft gezückt,
Zumal, wenn ein Wetter nah —
Dann hat fast Jeder sich scheu gedrückt,
Wenn er Terje Vigen sah."

Dies ist der Ausdruck, den seine Dichterseele der Welt gegenüber am häufigsten annahm.

Ibsen ist der geborene Polemiker, und seine erste dichterische Kundgebung („Catilina“) war seine erste Kriegserklärung. Er hat, seit er in die reiferen Jahre kam — was übrigens nicht frühzeitig war — eigentlich niemals daran gezweifelt: er, der Einzelne, auf der einen Wageschale, und das, was man Gesellschaft nennt — für Ibsen ungefähr der Inbegriff all' Derer, welche die Wahrheit scheuen und die Schäden mit Redensarten überpflastern — auf der anderen Wageschale, das ergebe mindestens ein Gleichgewicht. Er pflegt unter manchen komischen Paradoxen zu behaupten, daß es zu jeder Zeit nur eine bestimmte Summe von Intelligenz gebe, die zur Vertheilung gelange: würden einige Wenige, wie z. B. in Deutschland Goethe und Schiller ihrerzeit, besonders reich ausgestattet, so blieben ihre Zeitgenossen desto dümmer. Ibsen, sollt' ich meinen, ist der Ansicht zugänglich, daß er seine Fähigkeiten zu einem Zeitpunkt empfing, wo sehr Wenige da waren, die Summe zu theilen.

Darum fühlt er sich nicht als Kind eines Volkes, als Theil eines Ganzen, als Führer einer Gruppe, als Glied einer Gesellschaft; er fühlt sich ausschließlich als geniales Individuum, und das Einzige, woran er eigentlich glaubt und was er respectirt, ist die Persönlichkeit. In diesem Abgelöstsein von jedem Zusammenhang, in diesem Behaupten des eigenen Ichs als Geist ist Etwas, das lebhaft an jenes Zeitalter der nordischen Geschichte erinnert, in welchem er seine Bildung empfing. Besonders ist der überwiegende Einfluß Kierkegaards auffallend*). Bei Ibsen hat jedoch die Isolirtheit ein verschiedenartiges Gepräge, zu dessen Vertiefung wahrscheinlich Björnsons ganz entgegengesetztes Wesen nicht wenig beigetragen hat. Es ist immer von Bedeutung für eine Persönlichkeit, historisch so gestellt zu sein, daß ihr vom Schicksal selbst der Contrast an die Seite gegeben wurde. Nicht selten ist es ein Unglück für einen hervorragenden Mann, wenn er seinen Namen beständig mit einem anderen zusammengekoppelt sehen muß, sei es nun zur Verherrlichung oder zum Tadel, so doch stets zum Vergleich; das unfreiwillige Zwillingsverhältniß, das sich nicht abschütteln läßt, kann aufreizen und schaden. Ibsen hat es vielleicht dazu verholfen, die Eigenthümlichkeit seines Wesens bis in's äußerste Extrem zu treiben, das heißt in diesem Falle: dessen Innigkeit und Verborgenheit zu potenziren.

Keiner, der wie Ibsen an das Recht und die Fähigkeit des befreiten Individuums glaubt, Keiner, der so früh wie er sich auf dem Kriegsfuß mit der Umgebung fühlte, hat eine vortheilhafte Meinung von der Menge. Augenscheinlich bildete in Ibsens beginnendem Mannesalter sich Menschen-

*) Ich erlaube mir auf mein Werk: Sören Kierkegaard (Leipzig 1879) hinzuweisen.

verachtung in ihm aus. Nicht, als ob er von Anfang an eine übertrieben hohe Meinung von seinen eigenen Anlagen oder seinem eigenen Werthe gehabt hätte. Er ist eine suchende, zweifelnde, fragende Natur:

„Ich frage meist, Antworten ist mein Amt nicht"

und solche Geister neigen nicht zur Einbildung. — Man sieht auch, wie lange er braucht, eine ihm angemessene Sprache und Form zu finden, wie unfertig er mit „Catilina" beginnt; wie er in dem kleinen ungedruckten Drama „Der Hünenhügel" sich stark von Oehlenschläger beeinflußt zeigt (besonders von „Das gefundene und wieder verschwundene Land"), wie er in „Nordische Heerfahrt" wirkungsvolle Züge aus Sage und Geschichte in großem Maßstabe benützt, bevor er es wagt, sich völlig auf seinen eigenen Fond und seine persönlich ausgeprägte Form zu verlassen. Ibsen gehörte im Anbeginn weit eher zu den Naturen, die mit viel Ehrfurcht in's Leben hinaustreten, bereit, die Ueberlegenheit Anderer anzuerkennen, bis ihnen Mißgeschick das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft giebt. Aber von diesem Augenblick an sind solche Naturen in der Regel weit größere Starrköpfe als die ursprünglich selbstzufriedenen. Sie nehmen die Gewohnheit an, die Andern, die früher ohne weiteres Anerkannten, mit dem Blicke, gleichsam auf einer unsichtbaren Wageschale zu wägen, befinden sie zu leicht und werfen sie beiseite.

Ibsen findet die Durchschnittsmenschen klein, egoistisch, erbärmlich. Seine Anschauungsweise ist nicht die rein naturwissenschaftliche des Beobachters, sondern diejenige des Moralisten; und in seiner Eigenschaft als Moralist verweilt er weit mehr bei der Schlechtigkeit der Menschen als bei ihrer Blindheit und ihrem Unverstand. Für Flaubert ist die Menschheit schlecht, weil sie dumm, für Ibsen umgekehrt ist sie dumm, weil sie schlecht ist. Man denke z. B. an Helmer. Während des ganzen Stückes blickt er dumm, strohdumm auf seine Frau. Als Nora Dr. Rank das letzte Lebewohl sagt, d. h. wo der Selbstmordgedanke dem Todesgedanken in's Auge starrt und dieser mit mitleidiger Zärtlichkeit antwortet, steht Helmer wie die berauschte Brunst und breitet die Arme aus. Aber nur sein selbstgerechter Egoismus macht ihn so dumm.

Und just schlecht findet Ibsen die Menschheit, nicht böse. Es findet sich unter den Aphorismen in Kierkegaards „Entweder — Oder" einer, der zu einem Wahlspruch für Ibsen sehr geeignet scheint: „Mögen Andere darüber klagen, daß die Zeit böse sei; ich klage darüber, daß sie erbärmlich ist, denn sie ist ohne Leidenschaft. Die Gedanken der Menschen sind dünn und unhaltbar wie Spitzen, sie selbst elend wie Spitzenklöpplerinnen. Ihre Herzensgedanken sind zu erbärmlich, um sündig zu sein." Was sagt Brand Anderes, wenn er über den Gott des Geschlechtes klagt und seinen eigenen Gott, sein eigenes Ideal demselben gegenüberstellt:

„Wie das Geschlecht ergraut sein Gott:
Als Greis mit dünnem Silberhaar,
So stellt Ihr den Gottvater dar.

Doch dieser Gott ist nicht der meine —
Meiner ist Sturm, wo Wind der Deine.
Ein Heldenjüngling kühn und stark,
Kein schwacher Alter ohne Mark."

Was Anderes sagt der Knopfgießer? Er antwortet Peer Gynt ungefähr, wie Mephistopheles in Heibergs „Eine Seele nach dem Tode" der „Seele" antwortet. Peer Gynt soll keineswegs in den Schwefelpfuhl, er soll blos wieder in den Gießlöffel und umgeschmolzen werden; er war kein Sünder, denn, wie es heißt, „es gehört Kraft und Ernst zu einer Sünde"; er war ein Mittelschlechter:

„Drum wirst Du als Ausschuß nun umgegossen,
Bis mit der Masse in eins du geflossen."

Peer Gynt ist in Ibsens Gedanken der typische Ausdruck für die Nationallaster des norwegischen Volkes. Wie man sieht, flößen sie ihm weniger Schrecken als Geringschätzung ein.

Diese Weise, die Zeitgenossen aufzufassen, erklärt auch solche Jugendwerke Ibsens, in welchen seine dichterische Ursprünglichkeit noch unentwickelt ist. Margit in „Das Fest zu Solhoug" ist eine Frauengestalt, die zum Vergleiche mit Ragnhild in Henrik Hertzs älterem Drama „Svend Dyrings Haus" einladet; dennoch ist die Gestalt aus einem ganz anderen Metall wie bei Hertz, härter, wilder, entschlossener. Ein Mädchen der Gegenwart, das in Verzweiflung liebte, würde sich eher mit Ragnhild verwandt fühlen als mit Margit; denn Margit steht als Wahrzeichen da, daß die Leserin das Kind einer abgeschwächten Zeit ist, ohne den Muth und die Consequenz der Leidenschaft, in Halbheit verloren. Und weshalb greift Ibsen in „Nordische Heerfahrt" zurück zu der wilden Tragik der Wölsungen-Sage? Um dies Bild der Gegenwart vorzuhalten, um ihr zu imponiren, um das heutige Geschlecht zu beschämen, indem er ihm die Größe der Vorfahren weist — die Leidenschaft, welche, einmal entfesselt, ohne Rücksicht nach rechts oder links dem Ziele entgegenstürmt, die Stärke und den Stolz, der karg an Worten ist, der schweigt und handelt, schweigt und duldet, schweigt und stirbt, diese Willen von Eisen, diese Herzen von Gold, Thaten, welche Jahrtausende nicht in Vergessenheit zu bringen vermochten — da, seht Euch im Spiegel!

Nimmt man dies streitbare Pathos in seinem ersten Ausbruch, so ist es Catilina, aufgefaßt mit der ganzen Sympathie eines Primaners. Catilina verachtet und haßt die römische Gesellschaft, wo Gewalt und Eigennutz herrschen, wo man durch Ränke und List zur Macht gelangt; er, der Einzelne, lehnt sich dagegen auf. Beobachtet man dies streitbare Pathos in einem von Ibsens letzten Werken, seinem vielleicht bewunderungswürdigsten Drama „Nora", so klingt es gedämpft, aber nicht weniger schneidend von Frauenlippen. Wenn Nora, die Lerche, das Eichhörnchen, das Kind, am Schlusse sich sammelt und spricht: „Ich muß sehen dahinterzukommen, wer Recht hat, die Gesellschaft oder ich"; wo dies zarte Geschöpf es wagt, sich

auf die eine Seite zu stellen, die ganze Gesellschaft auf die andere — da fühlt man, daß sie Ibsens Tochter ist. Und man vernehme endlich dies kampflustige Pathos in seinem noch jüngeren Ausbruch: „Gespenster“, in Frau Alwings Aeußerung über die Lehren der modernen Gesellschaft: „Ich wollte bloß einen einzigen Knoten entwirren, und als ich ihn gelöst, ging Alles mit einander auf. Da merkte ich, daß es Maschinennaht war“ — da klingt, trotz der Entfernung, die den Dichter von dem gedichteten Charakter trennt, durch die Worte ein erleichternder Seufzer durch, einmal, wenn auch nur indirect, das Aeußerste gesagt zu haben.

Bei Catilina und bei Frau Alwing, Ibsens erster Männer- und seiner letzten großen Frauengestalt, dasselbe Gefühl der Einsamkeit wie bei den dazwischen liegenden Persönlichkeiten: Falk, Brand und Nora, und dasselbe verzweifelte Rennen mit der Stirn gegen die Wand. In seinem letzten Schauspiel „Ein Volksfeind“ dreht sich sogar Alles um diesen einen Angelpunkt, die Kraft, die in der Isolirtheit liegt, und das Stück endigt mit dem didaktisch ausgesprochenen Paradoxon: „Der Stärkste ist der, welcher allein steht!“

Man bezeichnet bekanntlich diese Art, Welt und Menschen zu betrachten, im modernen Europa mit dem Ausdruck „Pessimismus“. Aber der Pessimismus hat viele Arten und Schattirungen. Er kann, wie bei Schopenhauer und E. von Hartmann, die Ueberzeugung bedeuten, daß das Leben selbst ein Uebel ist, daß die Summe von Freuden im Vergleich zu der Summe von Schmerzen und Qualen eine verschwindende ist; er kann darauf ausgehen, die Nichtigkeit der höchsten Güter zu beweisen, zu zeigen, wie schwermüthig die Jugend, wie freudlos die Arbeit, wie leer das Vergnügen an sich ist und wie sehr wir durch Wiederholung für dasselbe abgestumpft werden — Alles, um vermöge dieser Einsicht entweder, wie Schopenhauer, die Askese, oder, wie von Hartmann, die Arbeit für den Culturfortschritt anzupreisen, jedoch mit der Ueberzeugung, daß jeder Fortschritt in der Cultur ein steigendes Gefühl des Unglücklichseins für das Menschengeschlecht mit sich bringt. Dieser Pessimismus ist nicht derjenige Ibsens. Auch Ibsen findet die Welt schlecht; aber die Frage, ob das Leben ein Gut sei, beschäftigt ihn nicht. Seine ganze Anschauungsweise ist moralisch.

Der pessimistische Philosoph verweilt bei der illusorischen Beschaffenheit der Liebe, weist nach, wie gering das Glück ist, das sie birgt; wie dieses Glück überhaupt nur auf einer Täuschung beruht, da ja nicht die Glückseligkeit des Individuums, sondern die größtmöglichste Vollkommenheit der künftigen Generation ihr Ziel sei. Für Ibsen besteht die Comödie der Liebe nicht in der unvermeidlichen erotischen Illusion — diese allein ist in seinen Augen über die Kritik erhaben und besitzt seine volle Sympathie — sondern in der Erschlaffung der Charaktere und in der aller Poesie baren Philistrosität, welche die ursprünglich aus erotischen Gründen gestifteten bürgerlichen Verbindungen zur Folge haben. Daß der Theologe, der sich zum

Missionär ausbildete, durch die Verlobung zum Lehrer an einer Mädchenschule umgewandelt wird, das ist ein Gegenstand für Ibsens Satire, darin besteht die Comödie der Liebe für ihn. Nur ein einziges Mal, gleichsam blitzweise, hat er sich hoch über seine gewöhnliche moralische Auffassung der erotischen Sphäre erhoben, ohne deshalb den satirischen Standpunkt aufzugeben, und zwar in dem Gedicht „Verwickelungen“ — nicht nur das witzigste, sondern auch das tiefsinnigste von allen seinen Gedichten.

Der pessimistische Philosoph verweilt gerne bei dem Gedanken, daß das Glück unerreichbar sei, sowohl für den Einzelnen als für die große Menge. Er hebt hervor, daß der Genuß uns unter den Händen entschlüpft, daß wir Alles, was wir wünschen, zu spät erreichen, und daß das Erreichte bei weitem nicht jene Wirkung auf den Sinn übt, welche die Sehnsucht uns vorgespiegelt. In einer Aeußerung wie der bekannten Goethes: daß er während 75 Jahren nicht vier Wochen eigentlichen Behagens gehabt, sondern stets einen Stein gerollt habe, der immer von neuem aufgehoben werden mußte — in einer solchen Aeußerung erkennt der pessimistische Philosoph den entscheidenden Beweis für die Unmöglichkeit des Glückes. Denn was ein Goethe, der Liebling von Göttern und Menschen, nicht erreichte, wie sollte das der erste beste Sterbliche erringen können? — Anders Ibsen. So skeptisch er im Uebrigen ist, so zweifelt er doch nicht eigentlich an der Möglichkeit des Glückes. Selbst die von den Verhältnissen so hart beeinträchtigte Frau Alwing meint, daß sie unter anderen Lebensverhältnissen hätte glücklich werden können, ja, sie hält nicht für unmöglich, daß sogar ihr erbärmlicher Mann es hätte sein können. Und augenscheinlich theilt Ibsen diese ihre Meinung. Es ist ihm aus dem Herzen gesprochen, was sie sagt von der halbgroßen Stadt (Christiania), welche keine Freude zu bieten habe, nur Vergnügungen; kein Lebensziel, nur ein Amt; keine wirkliche Arbeit, nur Geschäfte. Das Leben selbst ist also kein Uebel, das Dasein selbst nicht freudlos; nein, wenn ein Leben der Lebensfreude verlustig geht, so giebt es einen Schuldigen, welcher dies zu verantworten hat; und als dieser Schuldige wird die traurige, in ihren Vergnügungen rohe, in ihrer Pflichtforderung bigotte norwegische Gesellschaft bezeichnet.

Für den pessimistischen Philosophen ist der Optimismus eine Art von Materialismus. In dem Umstand, daß der Optimismus auf allen Straßen gepredigt wird, erblickt der Pessimist die Ursache, daß die sociale Frage ein Weltbrand zu werden droht. Nach seiner Auffassung gilt es vor Allem, die große Masse zu lehren, daß sie von der Zukunft nichts zu hoffen hat, da nur die pessimistische Erkenntniß des All-Leidens die Menge über die Zwecklosigkeit ihres Strebens aufklären kann. Diese Anschauungsweise findet sich nirgends bei Ibsen. Wo er die sociale Frage berührt, wie in „Stützen der Gesellschaft“ und anderweitig, sind die Schäden stets moralischer Natur, sie beruhen in der Schuld. Ganze Gesellschaftsschichten sind verfault, ganze Reihen von Gesellschaftspfeilern sind morsch und hohl. Die zusammen-

gepreßte Luft in der kleinen Gesellschaft ist schlecht; in den großen Ländern ist Platz für „große Thaten". Ein Windstoß von außen, ein Hauch von dem Geiste der Wahrheit und der Freiheit kann die Luft reinigen.

Wenn Ibsen also die Welt schlecht findet, so fühlt er kein Mitleid mit den Menschen, sondern Harm über sie. Sein Pessimismus ist nicht metaphysischer, sondern moralischer Natur, begründet in der Ueberzeugung, daß sehr wohl die Möglichkeit vorhanden, die Ideale in die Wirklichkeit zu überführen; er huldigt mit einem Wort dem Entrüstungspessimismus. Und sein Mangel an Mitgefühl mit manchen Leiden ist durch seine Ueberzeugung von der erziehenden Macht des Leidens bedingt. Diese kleinen, elenden Menschen vermögen nur durch Leiden groß zu werden. Diese kleinen, elenden skandinavischen Staaten können nur durch Kämpfe, Züchtigung, Niederlagen gesund werden. Er, der selbst gefühlt, wie Mißgeschick stählt, der selbst den stärkenden Heiltrank der Bitterkeit leerte, glaubt an den Nutzen des Schmerzes, des Mißgeschickes, der Unterdrückung. Man sieht dies vielleicht am deutlichsten in seinem „Kaiser und Galiläer". Ibsens Auffassung von Julianus Apostata ist, daß dieser durch die Verfolgung seiner christlichen Unterthanen der eigentliche Schöpfer des Christenthums in seiner Zeit, das heißt, der Wiedererwecker desselben vom Tode wird. Julians welthistorische Bedeutung ist für Ibsen folgende: Er gab dem Christenthum, indem er es aus einer Hof- und Staatsreligion zu einer verfolgten, unterdrückten Lehre verwandelte, das ursprüngliche Geistesgepräge und die primitive Märtyrerleidenschaft desselben wieder. Herausgefordert von den Christen, straft Julian mit Strenge, aber seine Strenge hat eine von ihm selbst nicht geahnte Wirkung. Seine alten Studiengenossen, jener Gregor, der nicht den Muth zu einer rasch entscheidenden Handlung besaß, sondern „seinen kleinen Kreis, seine Verwandten zu vertheidigen hatte", und jener Basilios, „der weltliche Weisheit auf seinem Landgute erforschte", die erheben sich nun, stark durch die Verfolgung, wie Löwen gegen ihn.

II.

Ein Schriftsteller giebt sich nicht ganz in seinen Werken, das ist klar. Zuweilen macht sogar seine Persönlichkeit einen Eindruck, der seinen Schriften einigermaßen widerspricht. Das ist bei Ibsen nicht der Fall. Und daß er die oben besprochenen Ansichten nicht nur zur Schau trägt oder seinen Büchern zu lieb annimmt, kann ich nach siebzehnjähriger Bekanntschaft mit ihm durch manchen kleinen Zug erhärten.

Ich will versuchen durch einzelne seiner mündlich hingeworfenen Aeußerungen, die in der Form eines Scherzes, eines Paradoxon oder eines bildlichen Vergleiches das Gedankenleben des Dichters illustriren, und durch ein paar schriftliche Aeußerungen, in deren Mittheilung Ibsen eingewilligt hat, einige Hauptumrisse seines Geistes lebendiger und getreuer zu zeichnen, als die Bücher allein es möglich machen.

Als im Jahre 1870 Frankreich blutend, verstümmelt unter Deutschlands Füßen lag, war Ibsen, der mit seinen Sympathien zu jener Zeit eher auf Frankreichs Seite stand, weit entfernt, die in den nordischen Ländern herrschende Niedergeschlagenheit über diesen Sachverhalt zu theilen. Während alle anderen Freunde Frankreichs sich in Klagen des Mitleids ergingen, schrieb Ibsen (20. December 1870):

„.... Die Weltbegebenheiten nehmen übrigens einen großen Theil meiner Gedanken in Anspruch. Das alte illusorische Frankreich ist in Stücke zerschlagen; wenn nun auch das neue factische Preußen zerschlagen würde, so wären wir mit einem Sprung drinnen in einem neu beginnenden Zeitalter. Hei, wie die Gedanken rings um uns rumoren würden! Und es wäre wahrhaftig auch an der Zeit. All' das, wovon wir bis dato leben, sind ja doch nur die Brosamen von dem großen Revolutionstisch des vorigen Jahrhunderts, und diese Kost ist nun lange genug wiedergekäut worden. Die Begriffe verlangen nach einem neuen Inhalt und einer neuen Erklärung. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind nicht mehr dieselben Dinge, wie zur Zeit der seligen Guillotine. Dies ist's, was die Politiker nicht verstehen wollen, und darum hasse ich sie. Die Menschen wollen nur Specialrevolutionen, Revolutionen im Aeußerlichen, in dem Politischen. Aber das sind lauter Lappalien. Um was es sich handelt, das ist das Revoltiren des Menschengeistes ....“

Keiner kann in diesem Briefe den historischen Optimismus übersehen, den ich bei Ibsen angedeutet habe. So düster er auch die Zukunft zu sehen scheint, so hat er doch die beste Hoffnung, das größte Vertrauen auf das neue Leben, welches durch Unglück hervorgerufen wird. Ja, mehr als das: nur so lange das Unglück, welches das Eintreten der Ideen in die Welt begleitet, die Sinne wach hält, sind die Ideen ihm eine wirkliche Macht. Selbst das Rasseln der Guillotine schreckt ihn so wenig, daß es im Gegentheil mit seiner optimistischen und revolutionären Weltbetrachtung harmonisch zusammenklingt. Nicht die Freiheit als todter Zustand, sondern die Freiheit als Kampf, als Streben, scheint ihm von Werth. Lessing sagte, daß wenn Gott ihm die Wahrheit in seiner rechten, das Streben nach Wahrheit in seiner linken Hand böte, so würde er nach Gottes Linken greifen. Ibsen unterschriebe diesen Satz, wofern man statt „Wahrheit“ das Wort „Freiheit“ setzte. Wenn er die Politiker verabscheut, so beruht dies darin, daß sie nach seiner Ansicht die Freiheit als etwas Aeußerliches, Seelenloses auffassen und behandeln.

Aus Ibsens optimistischer, sozusagen pädagogischer Auffassung des Leidens, erklärt sich vornehmlich der Eifer, womit er die Idee verfolgte, Norwegen sollte Dänemark im Kampf um Schleswig beistehen. Natürlich ging er wie die übrigen Skandinaven, von der Stammverwandschaft, von den gegebenen Versprechen, von Dänemarks Recht als Ausgangspunkt aus; aber sein Optimismus ließ ihn den Nutzen eines solchen Beistandes als untergeordnet betrachten. Auf die Bemerkung: „Ihr hättet gehörige Prügel be-

kommen!" antwortete er einmal: „Gewiß. Aber was hätte es geschadet? Wir wären mit in die Bewegung gekommen, hätten zu Europa gehört. Nur nicht bei Seite bleiben!"

Ein andermal — 1874 glaub' ich — pries Ibsen in hohen Tönen Rußland; „Ein prächtiges Land," sagte er lächelnd, „all' die brillante Unterdrückung dort drüben!"

„Wieso?"

„Denken Sie nur an all' die herrliche Freiheitsliebe, die dadurch erzeugt wird. Rußland ist eines von den wenigen Ländern auf Erden, wo Männer die Freiheit noch lieben und ihr Opfer bringen. Darum steht das Land auch so hoch in Poesie und Kunst. Denken Sie nur, daß es einen Dichter besitzt wie Turgeniew, und es hat auch Turgeniews unter seinen Malern; wir kennen sie nur nicht, aber ich sah ihre Bilder in Wien."

„Wenn all' diese guten Dinge eine Folge der Unterdrückung sind," sagte ich, „so müssen wir dieselbe freilich preisen. Aber die Knute — schwärmen Sie auch für sie? Gesetzt, Sie wären ein Russe: Ihr kleiner Junge da," (ich deutete auf seinen damals halbwüchsigen Sohn) „sollte der Knutenhiebe bekommen?" — Ibsen schwieg einen Augenblick mit einer undurchdringlichen Miene. Dann erwiderte er lachend: „Bekommen sollte er sie nicht, geben sollte er sie." Der ganze Ibsen ist in dieser humoristischen Ausflucht. Er selbst giebt in seinen Dramen dem Geschlecht beständig Knutenhiebe. Hoffentlich sollten die eventuellen Schläge in Rußland zur Abwechselung einmal die Unterdrücker treffen.

Man wird sich nicht darüber wundern, daß Henrik Ibsen bei solchen Anschauungen keineswegs begeistert war, als Rom von den italienischen Truppen eingenommen wurde. Er schrieb in launigem Mißmuth:

„. . . . So hat man denn nun Rom uns Menschen genommen und den Politikern gegeben! Wo sollen wir jetzt hin? Rom war der einzige geweihte Ort in Europa, der einzige, welcher wahre Freiheit, die Freiheit von der politischen Freiheitstyrannei, genoß . . . . Und der schöne Freiheitsdrang — der ist nun auch vorbei; ja, ich muß jedenfalls sagen, das Einzige, was ich an der Freiheit liebe, ist der Kampf für sie, um den Besitz kümmere ich mich nicht . . . ."

Mir scheint, dieser Standpunkt gegenüber der Politik hat zwei Seiten: einestheils alte romantische Reminiscenz — der Abscheu vor dem Utilitarismus, welcher den romantischen Schulen aller Länder gemeinsam ist — anderntheils etwas Persönliches und Eigenthümliches: der Glaube an die Kraft des Einzelnen und die Neigung für radicale Dilemmen. Der Mann, welcher in Brand die Losung formulirte: „Alles oder Nichts!" kann der Parole des politischen Praktikers „Jeden Tag einen kleinen Schritt" kein williges Ohr leihen. Ich möchte wissen, ob Ibsens obenerwähnte, voreingenommene Stimmung fur Rußland nicht zum Theil ihre Ursache darin hatte, daß dort kein Reichstag ist. Seinem ganzen Naturell zufolge muß

Ibsen einen Unwillen gegen Parlamente haben. Er glaubt ans Individuum, an die einzelne große Persönlichkeit: ein Einzelner kann Alles ausrichten, und zwar nur ein Einzelner. Solch' eine Corporation wie ein Parlament ist für ihn eine Versammlung von Rednern und Dilettanten, was natürlich nicht ausschließt, daß er für den einzelnen Parlamentarier als solchen große Achtung hegen kann.

Ibsen hat darum sein ewiges Ergötzen, so oft er in einer Zeitung liest: „Und dann ernannte man eine Commission", oder: „Dann gründete man einen Verein". Er sieht ein Symptom der modernen Entmannung darin, daß, sobald Einer eine Sache oder einen Plan durchsetzen möchte, sein erster Gedanke dahin zielt, einen Verein zu stiften oder eine Commission aufzurufen. Man denke nur an das Hohngelächter, welches durch „Der Bund der Jugend" schallt.

Ich glaube, daß Ibsen in seinem stillen Sinn den Individualismus bis zu einem Extrem treibt, von dem man aus seinen Werken allein keinen Eindruck empfangen kann. Er geht in diesem Punkte sogar weiter als Sören Kierkegaard, an welchen er sonst in diesem Punkte stark erinnert. Ibsen ist z. B. ein weitgehender Gegner der modernen strammen Staatsidee. Nicht in dem Sinne, daß er Kleinstaaten wünschte. Niemand kann einen größeren Schrecken haben vor der Tyrannei welche sie ausüben, und vor der Kleinlichkeit, die sie mit sich führen. Wenige haben deshalb so warm wie er das Wort dafür ergriffen, daß die drei nordischen Reiche dem Beispiel Italiens und Deutschlands folgen und sich zu einem politischen Ganzen verbinden sollten. Sein werthvollstes historisches Drama „Die Kronprätendenten" behandelt ja ausschließlich eine ähnliche historische Zusammenschmelzungs-Idee. Ibsen geht in diesem Punkte so weit, daß er, nach meiner Ansicht, die Gefahren übersieht, welche das politische Einheitsstreben für die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit des Geisteslebens in sich birgt. Italien erreichte in künstlerischer Hinsicht seine höchste Blüthe zu der Zeit, da Siena und Florenz zwei verschiedene Welten bezeichneten, und Deutschland stand in geistiger Hinsicht niemals höher als zu dem Zeitpunkt, wo Königsberg und Weimar Centren waren. Aber trotz seines Schwärmens für Einheit träumt Ibsens Dicherhirn von einer Zeit, da die Staatsmacht ein weit größeres Maß als nun von individueller und communaler Freiheit gewährt, wo also Staaten, wie wir sie jetzt haben, nicht mehr existiren. Obschon Ibsen wenig liest und sich durch Bücher nicht sonderlich über die Gegenwart orientirt, schien es mir doch oft, als ob er in einer Art heimlicher Uebereinstimmung mit den gährenden und keimenden Zeitideen stände. In einem einzelnen Fall hatte sich sogar den bestimmten Eindruck, daß Gedanken, die historisch im Ausbruch waren, ihn beschäftigten und gleichsam peinigten. Unmittelbar nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges, zu einer Zeit, da alle Gemüther ganz von dem Ereigniß eingenommen waren und der Gedanke an etwas wie

die Commune in Paris kaum in einem einzigen nordischen Hirn auftauchte, stellte mir Ibsen als politische Ideale Zustände und Ideen dar, deren Wesen mir zwar nicht klar durchdacht vorkamen, die aber unzweifelhaft nahe verwandt mit jenen waren, welche kaum einen Monat darnach, von der Pariser Commune proclamirt, in stark verzerrter Form durchbrachen. Durch das Auseinandergehen unserer Ansichten über Freiheit und Politik veranlaßt, schrieb Ibsen (17. Februar 1871):

„Der Kampf für Freiheit ist ja nichts Anderes als die beständige, lebendige Aneignung der Freiheitsidee. Wer die Freiheit anders besitzt als wie etwas, wonach er strebt, der besitzt sie todt und seelenlos; denn der Begriff der Freiheit hat ja gerade das an sich, daß er, während wir suchen, sie uns anzueignen, sich mehr und mehr erweitert. Wenn daher Jemand während des Kampfes stehen bleibt und ruft: „Jetzt hab' ich sie!“ — so beweist er just dadurch, daß er sie verloren hat. Aber gerade dies todte Stehenbleiben auf einem gewissen gegebenen Freiheitsstandpunkt ist etwas für unsere Staaten Charakteristisches; und das war's, wovon ich sagte, es sei nicht von dem Guten. Ja, gewiß kann es ein Gut sein, Wahlfreiheit, Steuerfreiheit u. s. w. zu besitzen, aber wer hat den Gewinn? Der Bürger, nicht das Individuum. Es ist aber durchaus keine Vernunftnothwendigkeit für das Individuum, Bürger zu sein. Im Gegentheil. Der Staat ist der Fluch des Individuums. Womit ist Preußens Staatsstärke erkauft? Mit dem Aufgehen des Individuums in den politischen und geographischen Begriff. Der Kellner ist der beste Soldat. Und auf der andern Seite das Judenvolk, der Adel des Menschengeschlechtes. Wie bewahrte es seine Eigenart, seine Poesie, trotz aller Rohheit von Außen? Dadurch, daß es keinen Staat durchzuschleppen hatte. Wär' es in Palästina geblieben, so würde es längst in seiner Construction untergegangen sein, ebenso wie alle anderen Völker. — — — — Man untergrabe den Staatsbegriff, man stelle Freiwilligkeit und geistige Verwandtschaft als das einzig Entscheidende für eine Vereinigung auf — das ist der Beginn zu einer Freiheit, die etwas taugt. Eine Umänderung der Regierungsform ist nicht anderes als ein Kramen im Detail. Etwas mehr, oder etwas weniger. — Erbärmlichkeit alles miteinander! . . . . Der Staat wurzelt in der Zeit, er wird in der Zeit gipfeln. Größere Sachen als er werden fallen. Jegliche Religionsform wird fallen. Weder die Moralbegriffe, noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich. An wie Vielem sind wir im Grunde festzuhalten verpflichtet? Wer bürgt mir dafür, daß 2 und 2 nicht droben auf dem Jupiter 5 macht?“

Henrik Ibsen hat sicher den ebenso sinnreichen wie paradoxen Versuch des anonymen Schriftstellers „a barrister“ nicht gekannt, der gerade beweisen wollte, wie denkbar es sei, daß 2 und 2 auf dem Jupiter 5 ergeben; wahrscheinlich hat er auch nicht gewußt, wie stark Stuart Mill und alle anderen Anhänger des radicalen Empirismus jene letzte Zeile applaudiren würden; seine Geistesrichtung hat ihn aber durch ihren eigenen Hang zu der

universellen Skepsis geführt, die bei ihm so merkwürdig mit thatkräftigem Vertrauen vereint ist. Ließ er doch schon seinen Brand sagen:

„Der Kirche Satzungen und Lehren
Vermag ich füglich nicht zu ehren;
Sie sind entstanden in der Zeit,
Und also kann es wohl gescheh'n,
Daß sie auch in der Zeit vergeh'n.
Erschaff'nes ist dem Tod geweiht:
Was Motten nicht und Würmer fressen,
Weicht einstens, laut Gesetz und Norm
Einer noch ungebor'nen Form."

Die angeführte Briefstelle liefert einen energischen Commentar zu diesen Worten und man kann dieselbe als Beweis von Ibsens genialen Ahnungen über das, was in seiner Zeit verborgen vorgeht, wohl mittheilen, ohne fürchten zu müssen, ihn in den Augen eines geehrten Publikums herabzusetzen, nachdem ja selbst Fürst Bismarck das „Körnchen gesunde Vernunft" öffentlich anerkannt hat, welches den Kern bildete von dem verirrten Streben der Pariser Commune. Am 18. Mai 1871 schrieb Ibsen:

„. . . . Ist das nicht niederträchtig von der ‚Commune' in Paris, herzugehen und mir meine vortreffliche Staatstheorie oder vielmehr Nicht-Staatstheorie zu verderben? Nun ist die Idee für lange Zeit zu Grunde gerichtet, und ich kann sie anständiger Weise nicht einmal mehr in Versen aufwerfen. Aber sie hat einen gesunden Kern in sich, das seh' ich klar, und einmal wird sie schon noch ohne jede Caricatur practicirt werden . . ."

In seinem Behaupten der Selbstherrlichkeit des Individuums gelangt Ibsen dazu, sich der Staatsidee wie der Idee der Gesellschaft polemisch gegenüberzustellen. Ich bin nicht sicher, ob ich ihn in diesem Punkte völlig verstehe; ich begreife, daß man, wie z. B. Lorenz von Stein oder nach ihm Gneist, in der Geschichte der neuern Zeit einen beständigen Kampf zwischen Staat und Gesellschaft sehen und, von einer neuen, energischen Auffassung des Staatsgedankens ausgehend, sich polemisch gegen die Gesellschaft wenden kann; aber die doppelte Frontstellung, die ich bei Ibsen finde, versteh' ich nicht recht, und ich weiß nicht einmal, ob er fühlt, daß hier eine doppelte Front ist.

Doch Ibsen erstreckt seine Bedenken, daß der Stachel der Persönlichkeit abgestumpft werde und daß sie ihr bestes Eigenthum zusetze, noch weiter Er meint, daß Individuum müsse, um Alles zu entwickeln, was in seinem Wesen als fruchtbare Möglichkeit liegt, vor allen Dingen frei stehen und allein; deshalb hat er ein wachsames Auge für die Gefahren, welche jede Association, die Freundschaft, ja selbst die Ehe, in dieser Hinsicht mit sich führt. Ich entsinne mich seiner Antwort auf einen meiner Briefe, worin ich einmal in einer jener mißmuthigen Stimmungen, denen man in der Jugend so bereitwillig Ausdruck giebt, geäußert hatte, daß ich wenige oder keine Freunde hätte. Ibsen schrieb (6. März 1870):

„. . . . Sie sagen, daß Sie keine Freunde daheim haben. Das dachte ich mir längst. Wenn man, wie Sie, in einem innigen Persönlichkeits-Verhältniß zu seiner Lebensaufgabe steht, so kann man eigentlich nicht verlangen, seine Freunde zu behalten . . . . Freunde sind ein kostbarer Luxus; und wenn man sein Capital für einen Beruf und eine Mission hier im Leben einsetzt, so hat man nicht die Mittel, Freunde zu halten. Das Kostspielige, Freunde zu halten, liegt ja nicht in dem, was man für sie thut, sondern in dem, was man aus Rücksicht für sie zu thun unterläßt. Deshalb verkümmern viele geistige Keime in Einem. Ich habe dies durchgemacht, und deshalb liegt ein Theil meiner Jahre hinter mir, wo ich nicht dazu gelangte, ich selbst zu werden . . . ."

Fühlt man nicht Ibsens ganzen Unabhängigkeitsdrang und sein Bedürfniß nach Einsamkeit in diesem ironischen „das Kostspielige, Freunde zu halten"; und liegt nicht in den angeführten Worten eine Aufklärung über die Ursache des verhältnißmäßig späten Durchbruchs von Ibsens Genialität? Er hat, wie ich oben behauptete, seine Bahn augenscheinlich ohne überschwängliches Selbstvertrauen begonnen.

Und wie die Freundschaft unter gewissen Umständen ein Hinderniß für die Selbständigkeit des Individuums werden kann, so auch die Ehe. Darum weigert Nora sich, die Pflichten gegen ihren Mann und ihre Kinder als ihre heiligsten Pflichten anzusehen; sie hat eine noch heiligere Pflicht gegen sich selbst. Darum antwortet sie auf Helmers:

„Du bist vor Allem Gattin und Mutter!":
„Ich glaube, daß ich zuerst ein Mensch bin — oder jedenfalls, daß ich versuchen muß, es zu werden."

Ibsen theilt mit Kierkegaard die Ueberzeugung, daß in jedem Menschen eine Riesenseele schlummert, eine unüberwindliche Macht; aber er hat diese Ueberzeugung in anderer Form als Kierkegaard, für welchen der Werth der Persönlichkeit ein übernatürlicher ist, während Ibsen auf dem Grund und Boden des Menschlichen steht. Der Mensch soll bei ihm auf sich allein gestellt sein, nicht um höherer Mächte, sondern seiner selbst willen. Und da er vor allen Dingen frei und ganz dastehen soll, erblickt Ibsen in den Einräumungen, die der Welt gemacht werden, den Feind, das böse Princip.

Hier stehen wir bei dem Grundgedanken von „Brand". Man entsinne sich, wie Brand spricht:

„Und doch, aus diesen Seelenstümpfen,
Aus diesen Geistestorsorümpfen,
Aus diese Köpfen, diesen Händen,
Soll einst ein Ganzes sich vollenden,
Das Gotteswerk, ein Mann voll Mark,
Der neue Adam, jung und stark."

Darum muß „Alles oder Nichts" Brands scheinbar so unmenschliches Losungswort werden. Darum ist ihm „der Geist des Accordes" im Augenblick des Todes nichts anderes als eine Versucherin, die seinen kleinen Finger fordert,

um sich der ganzen Hand zu bemächtigen; und darum kehrt der Geist des Accordes in „Peer Gynt“ wieder als „der Krumme“, das heißt, all' das Feige, Geschmeidige im Menschen, das ab- und umbiegt:

„Schlag' dich!
So dumm ist der Krumme nicht!
Er schlägt sich niemals.
Kämpfe, du Wicht!“

„Der Krumme sucht nicht ein Schwert voll Scharten.
— — — — — — — — — — — —
Der große Krumme siegt durch Warten.“

Das Geschlecht loszureißen aus der erdrosselnden Umarmung des „Krummen“, den Geist des Accordes zu fangen, in einen Schrein zu zwängen, diesen zu versiegeln und in's Meer zu versenken, wo es am tiefsten — dies ist das Ziel, welches Ibsen als Dichter vor Augen hat. Und dies Losreißen des Einzelnen von dem Accord und dem „Krummen“, das ist *seine* Revolution.

Ich fragte Ibsen einmal: „Ist unter allen dänischen Dichtern ein einziger, um welchen Sie sich auf Ihrer jetzigen Entwickelungsstufe etwas kümmern?“ Er antwortete, nachdem er mich eine Zeitlang vergeblich hatte rathen lassen: „Auf Seeland war ja einmal ein alter Mann, der im Bauernkittel hinter seinem Pfluge herging, und auf Welt und Menschen sehr böse zu sprechen geworden war, den mag ich ganz gut leiden.“ — Es ist bezeichnend, daß Bredahl derjenige dänische Dichter ist, welcher Ibsens Herzen am nächsten steht? Auch Bredahl war ja ein Entrüstungspessimist — gewiß kein sehr tiefblickender Psychologe, aber doch ein Geist, in dessen Pathos man gleichsam den Donner hat, welcher Ibsens Blitz voraufgeht. Bredahl gewahrt annoch nur die äußere, grobe Tyrannei und Heuchelei, während Ibsen sie in den verborgenen Falten des Herzens aufsucht; Bredahl ist nur wie Ibsens Revolutionsredner:

„Er sorgt für den Wasserschwall rings in der Welt.“

Sein großer Nachfolger geht gründlicher zu Werke:

„Er legt Torpedos, daß die Arche zerschellt.“ *)

Wenn ich also Ibsen eine revolutionäre Natur genannt habe, so brauche ich mich nun kaum gegen das Mißverständniß zu vertheidigen, daß ich eine Natur damit meinte, welche für äußere, gewaltsame Umwälzungen schwärmt. Weit entfernt — ja, im Gegentheil! Denn einsam wie er ist

*) An meinen Freund, den Revolutionsredner!
Du sagst ich sei „conservativ“ geworden.
Ich gehöre noch immer zum selben Orden.

Schlachtsteine zu rücken kann mich nicht erlaben.
Stürzt *um das* Spiel, dann sollt ihr mich haben.
— — — — — — — — — — — —
Ihr sorgt für den Wasserschwall einst in der Welt;
Ich lege Torpedos, daß die Arche zerschellt.

und sich fühlt, unwillig gestimmt gegen alle Parteien blos als Parteien vornehm, geschliffen, zurückhaltend, „das Nahen der Zeit abwartend in einem fleckenlosen Hochzeitkleide*), ist er im rein äußerem Sinn am nächsten conservativ, zwar ein etwas sonderbarer Conservativer, der aus Radicalismus, weil er von Specialreformen sich nichts erwartet, sich keiner Fortschrittspartei anschließen will. In seinem Gedankenleben ist er entschiedener Revolutionär; aber die Revolution, für welche er schwärmt und wirkt, ist die rein innere, die ich geschildert habe. Man wird die Schlußworte der citirten Briefstelle vom December 1870 nicht übersehen haben: „Um was es sich handelt, das ist „Revoltiren des Menschengeistes". Diese Worte blieben in meinem Gedächtniß haften: denn sie enthalten gewissermaßen Ibsens ganzes dichterisches Programm — ein vortreffliches Programm für einen Dichter.

Ich würde indessen mein eignes Wesen verleugnen, wenn ich sagte, daß Ibsens Lebensanschauung mir mehr zu enthalten scheint als ein kräftiges Wahrheitselement. Es ist eine Lebensanschauung, auf Grund deren man denken und dichten, aber nicht handeln, ja, streng genommen, in der Welt, wie sie ist, sich nicht einmal direct aussprechen kann, denn man fordert bis zu einem gewissen Grade Andere schon dadurch zur Handlung und das heißt in diesem Falle zu Todesverbrechen auf. Wer aus Sehnsucht nach großen, entscheidenden, durchgreifenden Umwälzungen gleichgiltig oder verächtlich auf die langsamen, kleinen Veränderungen des Entwickelungsganges herabsieht, auf die saumseligen, schrittweise vorsichgehenden Verbesserungen der Politik, auf die Compromisse, welche der Praktiker schließen muß, weil er nur so die theilweise Verwickelung seiner Ideen erreichen kann, auf die Associationen endlich, ohne welche es für Jeden, der nicht brutal zu befehlen vermag, unmöglich ist, einen einzigen Gedanken in die Wirklichkeit zu übertragen — der muß im praktischen Leben darauf verzichten, einen Finger zu rühren; der kann, wie Sören Kierkegaard, wie Brand, niemals etwas Anderes thun, als auf die gähnende Kluft deuten, welche die Wirklichkeit, in der wir leben, vom Ideale trennt. Eine dem ersehnten Ziel entsprechende Handlung mit der Hilfe Anderer zu versuchen, hieße sein Gefolge über den Rand jenes schwindelnd tiefen Abgrundes, welcher das Existirende von dem Erwünschten scheidet, kopfüber springen zu lassen, und sich selbst augenblicklicher Arrestation aussetzen. Ja, sogar der Dichter kann eine so abstract ideale Lebensanschauung nur indirect, andeutungsweise, oder vieldeutig aussprechen, in dramatischer Form durch voll verantwortliche Personen, also mit jedem Vorbehalt, was den Autor selbst anbelangt. Selbstverständlich waren es nur plumpe Gegner, welche

*) Doch mich schreckt der Lärm der Massen:
Will mir nicht vom Schmutz der Gassen
Mein Gewand bespritzen lassen;
Will in meinem Hochzeitkleide
Harren auf den Zukunftstag.

Ibsens „Ballonbrief".

den grausamen Scherz mit dem Torpedos unter die Arche Legen für buchstäblichen, blutdürstigen Ernst halten konnten; diese Lebensbetrachtung bedingt also und führt mit sich einen Dualismus zwischen Theorie und Praxis, zwischen dem Individuum und dem Bürger, zwischen der geistigen Freiheit und jenen praktischen Freiheiten, welche die Form einer Verpflichtung haben — einen Dualismus, der sich in der Wirklichkeit nur durchführen läßt von einem in der Verbannung lebenden Dichter, welcher nach Staat, Gesellschaft, Politik, Parteien und Reformen gar nichts zu fragen braucht.

Auch das Ideal von geistiger Vornehmheit, welches dieser Lebensanschauung entspringt, scheint mir nicht das höchste zu sein. Gewiß sorgt ein ausgezeichneter Schriftsteller am besten für seine äußere Würde, wenn er sich nicht in's Handgemenge begiebt; gewiß ist es vornehm, sich zurückzuhalten, sich nie in Tagesstreitigkeiten zu mischen, niemals einen Zeitungsartikel zu schreiben. Aber vornehmer, dünkt mich, handelt man, wenn man es macht wie jene legitimistischen Generäle, die sich als gemeine Soldaten zum Dienst in Condés Armee meldeten, und die es trotz ihrer Generalsepauletten nicht verschmähten, sich zuweilen zu Fuße und in erster Reihe zu schlagen. Von ihrer innern wirklichen Würde büßten sie dadurch nicht das Geringste ein.

III.

Die psychologische Analyse ist nun so weit geführt, daß wir den Standpunkt dieses Geistes so sehen können, wie ihn das literarische Bewußtsein und Streben seiner Zeitgenossen beleuchtet. Ich sage ausdrücklich seine Zeitgenossen, nicht sein Volk, denn Ibsen ist ein ebenso ausgeprägt europäischer Geist, wie Björnson trotz seiner kosmopolitischen Bildung national ist. Diese Stellung eines Dichters ergiebt sich aus dem Verhältniß, in welchem er zu den Ideen und Formen seiner Zeit steht; denn jede Zeit hat ja ihre Ideen, welche innerhalb der Kunst als Gestalten und Ideale auftreten.

Die Ideen stammen nicht von den Dichtern her: sie tauchen auf bei der Arbeit der Denker und Forscher; sie treten hervor als große, geniale Ahnungen von den Verhältnissen und Gesetzen der Wirklichkeit; sie entwickeln und gestalten sich unter naturwissenschaftlichen Versuchen, unter historischer oder philosophischer Forschung; sie wachsen, läutern sich und erstarken im Kampfe für und gegen ihre Wahrheit, bis sie, wie die Engel der Bibel, ihre Schwingen entfalten, zu Mächten, Thronen, Fürstenthümern werden und die Zeitgenossen beherrschen.

Ideen hervorzubringen, das ist nicht die Sache noch der Beruf der Dichter. Die echten Dichter aber werden, während die Ideen im Wachsen begriffen sind und sich durchkämpfen müssen, von ihnen erfaßt und stellen sich mitkämpfend auf ihrer Seite. Sie werden hingerissen und können nicht anders; sie verstehen, ohne immer gelernt zu haben. — Die schlechten

Poeten, jene, welche nichts andres vom Dichter an sich haben als die ererbte oder erworbene Routine, haben kein Ohr für das dumpfe Tosen der Ideen, die unter der Erde ihre Minen graben, kein Ohr für ihren Flügelschlag in der Luft. Heine sagt in der Vorrede zu „Neue Gedichte“: „Während dem Schreiben war mir, als hörte ich über meinem Haupte ein Rauschen wie den Flügelschlag eines Vogels. Als ich meinen Freunden, den jungen Berliner Dichtern davon erzählte,“ schließt er, „sahen sie sich einander an mit einer sonderbaren Miene und versicherten mir einstimmig, daß ihnen nie dergleichen passirt sei.“ Dieses Rauschen, welches die Berliner Dichter nie gehört hatten, war eben jener Flügelschlag der Ideen.

Ohne Ideen kann aber kein Dichter etwas hervorbringen. Die schlechten Poeten haben deshalb auch welche, diejenigen der Vergangenheit; und diese, denen die Meister der älteren Periode einen ausgezeichneten dichterischen Ausdruck verliehen, geben sie nun in mattem, schlaffem Ausdruck wieder. Die Ideen der Gegenwart kommen ihnen in der Regel ganz und gar „unpoetisch“ vor: sie halten es für unmöglich, denselben Poesie abzugewinnen.

Aber der Dichter, welcher schon in seiner Jugend (in „Die Kronprätendenten“) den denkwürdigen Satz schrieb: „Für Euch ist's unausführbar, denn Ihr könnt einzig die alte Sage wiederholen, aber für mich ist's leicht, wie es leicht für den Aar ist, die Wolken zu zertheilen“, hat sich niemals dauernd von den Gedanken seines Zeitalters schrecken lassen. Mancher neuen Idee hat er Fleisch und Blut gegeben, und indem er sie verkörperte, half er zu ihrer Verbreitung: manchen zeitgenössischen Gedanken hat er erweitert und vertieft, indem er denselben mit seinem Gefühlsquell durchströmte. Wie stark Ibsen die Nothwendigkeit eines lebendigen Verhältnisses zu den keimenden Ideen gefühlt, das ahnt man, wenn man die schönen Strophen liest, in welchen Garnknäuel, trockene Blätter und geknickte Halme Peer Gynt anklagen:

Wir sind die Gedanken,
Die Du hättest denken sollen.
— — — — — — — —

Wir strebten nach vollen,
Rauschenden Chören,
Und müssen hier rollen —
Wer mag uns hören?
— — — — — — — —

Wir sind das Feldgeschrei,
Das du hättest verkünden sollen;
Im matten Einerlei;
Hast du es nicht finden wollen.
— — — — — — — —

Die Werke sind wir,
Die zu üben du säumtest;
Doch geknickt sind vom Wind wir,
Während zweifelnd du träumtest.

Anklagende Worte, womit der Dichter in schlaffen Zeiten sich selbst angespornt haben mag, die man sich aber unmöglich in Form einer Selbst-

anklage Peer Gynts vorstellen kann. Wie hätte der jämmerliche Peter jemals eine Losung aufstellen können, wie kann er sich vorwerfen, es unterlassen zu haben!

Sehen wir nun, welche Ideen und Stoffe das Bewußtsein des Zeitalters vorzugsweise erfüllen. Sie fallen, wie ich glaube, in folgende Gruppen:

Erstens solche Ideale und Stoffe, welche Bezug haben auf die Religion, das heißt, das Ehrfurchtsverhältniß der Menschen zu Ideen, die als Mächte betrachtet werden, besonders solche Stoffe, die auf die Kämpfe zwischen denen Bezug haben, welche jene Ideen als äußere, und denen, die sie als innere Mächte auffassen.

Demnächst solche Stoffe und Ideale, die sich auf den Unterschied beziehen zwischen zwei Zeitaltern: Vergangenheit und Zukunft, Alt und Jung oder Altes und Neues, besonders auf den Kampf zwischen zwei aufeinander folgenden Generationen.

Ferner solche, welche auf die Gesellschaftsklassen und ihren Lebenskampf Bezug haben, auf Standesvorurtheile, besonders auf den Unterschied zwischen Reich und Arm, socialem Einfluß und socialer Abhängigkeit.

Endlich eine ganze Gruppe von Ideen und Stoffen, die sich auf den Gegensatz der Geschlechter beziehen, auf das gegenseitige erotische oder sociale Verhältniß von Mann und Weib, ganz besonders auf die ökonomische, sittliche und geistige Emancipation der Frau.

Die religiösen Stoffe und Probleme sehen wir in unseren Tagen höchst verschiedenartig, wenn auch überall in modernem Geiste, behandelt. Man durchlaufe im Geist einige Hauptnuancen. Bei dem größten Dichter der älteren Generation in Frankreich, Victor Hugo, macht sich, trotz einer leidenschaftlichen Freidenkerei, ein vager, pantheistisch gefärbter Deismus geltend; man spürt bei ihm noch den Einfluß des vorigen Jahrhunderts: die Religion wird verherrlicht auf Kosten der Religionen, die Liebe als vereinigende Macht gepriesen im Gegensatz zum Glauben, der trennt und zersplittert. Bei den hervorragendsten Dichtern des nächsten Geschlechtes, wie Flaubert, wird die Religion mit wissenschaftlicher Kälte, doch stets von der Schattenseite dargestellt; für ihn und seine Geistesverwandten ist sie eine Hallucination, an die man glaubt. Der größte englische Dichter unserer Tage, Swinburne, ist ein leidenschaftlicher, poesiereicher Heide; das Christenthum als Naturverleugnung aufgefaßt, ist für ihn der Feind, welchen er bekämpfen will. Der größte unter den modernen italienischen Dichtern, Leopardi, versenkte sich in einen erhabenen metaphysischen Pessimismus, welcher in stoische Resignation ausmündet; Carducci, der erste von Italiens jetztlebenden Dichtergeistern, ist ebenso modern und noch mehr polemisch. In Deutschland haben die ersten Dichter, wie Gottfried Keller, Paul Heyse, Fr. Spielhagen, in ihren Werken einen seelenvollen atheistischen Humanismus verfochten.

Im Norden waren die Constellationen besonderer Art. Die dänischen Dichter der vorhergehenden Periode hatten durchgehends der Orthodoxie gehuldigt; der einzige philosophisch angelegte unter ihnen, J. L. Heiberg, welcher anfänglich protestirt hatte, endigte damit, der Kirchenlehre, wenigstens anscheinend, Concessionen zu machen (im Gedicht „Gottesdienst"); und die Versuche, welche in Dänemark gemacht wurden, um die Autorität der Kirche zu untergraben: Kierkegaards gewaltsame Angriffe auf die Staatskirche, waren nicht gegen die Lehre, sondern gegen deren Bekenner gerichtet, namentlich insofern das Leben der Priester nicht mit der Lehre übereinstimmte. Diese Haltung Kierkegaards ist für die dänisch-norwegische schöne Literatur bis auf die jüngste Zeit bestimmend gewesen. Die moderne Poesie in Dänemark und Norwegen hat selten oder nie die objective Seite der Sache, das Wesen der Religion, sondern fast ausschließlich die subjective Seite berührt; darauf beruht der außerordentliche Reichthum an Priestergestalten in dieser Literatur, sowohl bevor als nachdem die Schriftsteller sich von der Orthodoxie emancipirt. Die Priester in Björnsons und Magdalena Thoresens Bauernerzählungen bezeichnen den Standpunkt vor der Emancipation, diejenigen in Schandorffs, Kiellands, Gjellerups, Ibsens neuesten Werken den Standpunkt darnach.

Ibsen folgt der von Kierkegaard angegebenen Spur. Wie alle nordischen Männer seiner Generation im Zeitalter der Romantik aufgewachsen, beginnt er in seinem Verhältniß zur Religion mit Unklarheit. Außerdem war in seiner Natur ein doppelter Hang, der ihn einem inneren Bruch aussetzen mußte: eine Neigung zur Mystik und eine ebenso ursprüngliche Anlage zu schneidendem, trockenem Verstand. Bei wenigen Andern findet man einen solchen fast krampfhaften Aufschwung vereinigt mit einem solch' ruhigen Weilen bei der Prosa des Lebens. „Brand" und „Stützen der Gesellschaft" sind in einem Hauptpunkte so verschieden, daß sie von zwei verschiedenen Verfassern herrühren könnten. Das erstere Werk ist in seinem Wesen die lautere Mystik, das andere dreht sich um die reine Prosa. Dort eine bis zum Aeußersten exaltirte, hier eine gut bürgerliche Moral.

Für Niemand, der nordische Gemüthszustände kennt, kann ein Zweifel darüber obwalten, daß „Brand", welches Werk Ibsens Dichterruhm begründete, nur darum so große Aufmerksamkeit erregte, weil es als eine Art poetischer Predigt, als eine Strafrede, ein Erbauungsbuch betrachtet wurde. Nicht die wirklichen Vorzüge der Dichtung waren es, welche der Menge imponirten und die vielen Auflagen veranlaßten — nein, man strömte in die Buchläden, um „Brand" zu kaufen, wie man in die Kirche strömt, die einen neuen, scharf eifernden Prediger bekommen hat. In Privatäußerungen hob Ibsen indessen ausdrücklich hervor, daß Brands Wirksamkeit als Priester nur die rein äußerliche, zufällige Seite der Sache sei. In einem Briefe vom 26. Juni 1869 schreibt er:

„. . . . . Brand ist mißdeutet worden, jedenfalls was meine In-

tention betrifft . . . . . Die Mißdeutung hat offenbar ihre Ursache darin, daß Brand ein Priester und das Problem ins Religiöse gelegt ist. Ich würde im Stande sein, den ganzen Syllogismus ebenso gut über einen Bildhauer oder einen Politiker zu machen, wie über einen Priester. Ich könnte mich von der Stimmung, die mich zur Production trieb, ebenso gut dadurch befreit haben, wenn ich anstatt Brand z. B. Galilei behandelt hätte (mit der Aenderung natürlich, daß er sich stramm gehalten und das Stillestehen der Erde nicht eingeräumt), ja wer weiß — wär' ich hundert Jahre später geboren, so hätte ich vielleicht ebenso gut Sie selbst und Ihren Kampf gegen Rasmus Nielsens Accordphilosophie behandelt. Im Ganzen genommen ist mehr Objectivität in „Brand" als man bis jetzt darin gesucht; und darauf thu' ich mir, qua Poet, etwas zu Gute . . ."

Obschon ich sonst alles Persönliche aus diesen Citaten sorgfältig zurückhielt, führe ich hier die scherzhafte Andeutung auf die literarischen Streitigkeiten jener Tage an, weil sie beweist, wie wenig das Priesterliche Ibsen hier die Hauptsache war. Einen weiteren Beweis davon giebt die Aeußerung in einem Briefe, den ich von Ibsen erhielt, als ich über der Einleitung zu meinem Buche „Hauptströmungen" brütete. Die Stelle lautet:

„. . . . . Es kommt mir vor, als befänden Sie sich nun in derselben Krise, wie ich in jenen Tagen, als ich daran ging, „Brand" zu schreiben; und ich bin gewiß, daß auch Sie das Heilmittel finden werden, welches die Krankheit aus dem Körper treibt. Ein energisches Produciren ist eine vortreffliche Cur . . . ."

Wie man sieht, liegt nach des Dichters eigener Auffassung in „Brand" das Hauptgewicht in der Opferwilligkeit und Charakterstärke, nicht in der Lehre. Obwohl Ibsen selbstverständlich der beste, der einzig competente Richter ist über das, was er mit seinem Werk beabsichtigte, so unterschätzt er doch nach meiner Meinung die Stärke des Unbewußten, wovon er gedrängt wurde, gerade diesen Stoff zu wählen und keinen anderen; und dieses Unbewußte war, wie ich glaube, sein norwegisch romantischer Hang zur Mystik. Doch selbst wenn man Brand genau nach Ibsens Deutung auffaßt, so ist gleichwohl die Parallele mit religiösen Phänomenen im nordischen Geisterleben eine sehr naheliegende. Den Dänen mußte es vorkommen, als hätte Ibsen ausschließlich Kierkegaard in mente gehabt; denn auch Dieser legte ja das ganze Gewicht auf die persönliche Innigkeit. Norwegische Freie Priester, die übrigens von Kierkegaard beeinflußt waren, haben indessen, wie der Dichter mir einmal andeutete, an der Figur des Brand größeren Antheil gehabt, als irgend eine literarische Einwirkung von dänischer Seite.

In „Kaiser und Galiläer" ist der Einfluß des Kierkegaard'schen Standpunktes, obgleich immer noch stark, schon im Abnehmen. Zwar ist hier die Märtyrer-Begeisterung als Kraftmesser für die Wahrheit aufgestellt; zwar ist die psychologische Grundanschauung des Stückes die, daß nur die Lehre innere Wahrheit besitzt, welche im Stande ist, Märtyrer hervor-

zubringen; aber hiermit vereinigt sich ein in halb mystischem, halb modernem Geiste durchgeführter Determinismus, ferner ein Schopenhauer'scher Glaube an den unbewußten und unwiderstehlichen Weltwillen, endlich eine moderne Prophezeiung von der Ablösung sowohl des Heidenthums wie des Christenthums durch ein drittes Reich, das beide verschmelzen wird. Bezeichnend für Ibsens geistigen Habitus ist, daß die beiden Male, wo er religiöse Stoffe behandelt, all' das, welches Kampf und Streben vergegenwärtigt, unendlich mehr hervortritt und viel besser gelungen ist als die Darstellung der Versöhnung und Harmonie. „Das dritte Reich“ steht in „Kaiser und Galiläer“ ebenso undeutlich im Hintergrund, wie jener „Deus caritatis“, womit „Brand“ schließt. —

Stoffe, die sich um das Verhältniß zwischen zwei auf einander folgenden Zeitaltern oder Generationen oder schlichtweg um das Verhältniß zwischen zwei Lebensaltern drehen, welche in modernen Werken in Rußland, Deutschland, Dänemark und Norwegen von so vielen Seiten und auf so verschiedene Weise behandelt wurden, haben auch Ibsen beschäftigt: in seiner ersten Periode in „Die Kronprätendenten“, beim Uebergang zu seiner zweiten Periode in „Der Bund der Jugend“. Beide Dramen sind ausgezeichnete Werke, aber keines von ihnen hat seine Stärke in historischem Blick oder in historischer Unparteilichkeit.

„Die Kronprätendenten“ ist kein wirklich historisches Drama. Es war nicht der Plan des Dichters, durch eine Reihe von Bildern aus der Vergangenheit uns eine Vorstellung von der Menschennatur zu geben, wie sie unter bestimmten Verhältnissen in einer bestimmten Zeit auftrat; er ging nicht von einem historischen Standpunkt aus, sondern gebrauchte das Historische nur als Vorwand. Der Hintergrund des Stückes ist mittelalterlich, der Vordergrund modern; denn Jarl Skule ist eine moderne Figur. Die historische Auffassung würde dazu geführt haben, Skule als Vollblut-Aristokraten und Bischof Nikolas als fanatischen, aber ehrlichen Klerikalen darzustellen. Denn Skules Kampf gegen Hakon bezeichnet historisch den letzten mißlungenen Versuch der Aristokratie, die königliche Gewalt einzuschränken, und der Kampf des Bischofs den vom Standpunkte der Geistlichkeit berechtigten Haß gegen den Kirchenfeind und Usurpator Sverre und sein Geschlecht. Statt dessen hat Ibsen Bischof Nikolas zu einem Unmenschen gemacht, welcher die Willenlosigkeit, den Neid, die Zwietracht in Norwegen durch Zeiten hindurch symbolisirt, und Skule zu einem Ehrgeizigen, der, während er nach dem höchsten Ziele strebt, zugleich von einem unglücklichen Zweifel an seinem Recht und Beruf, dasselbe zu erreichen, gepeinigt wird. Hakon und Skule stehen sich zwar gegenüber als Repräsentanten zweier Zeitalter, da aber des Dichters Interesse für das Psychologische so viel größer ist als sein Sinn für das Historische, wird jener Gegensatz ganz zurückgedrängt von dem Unterschied zwischen den individuellen Charakteren und ihrem Verhältniß zu Einer Idee. Hakon repräsentirt den „Königsgedanken“, den er zuerst gedacht hat,

nd geht ganz darin auf; Skule vertritt keine ältere historische Idee, son-
ern nur den Mangel an Selbstvertrauen. Er stiehlt Hakons Königs-
edanken, um durch denselben sich die Berechtigung zum Thron zu verschaffen.
ies gelingt ihm nicht; der Skalde erklärt ihm, daß ein Mann nicht für
as Lebenswerk eines Andern leben könne, und Skule selbst erkennt die
Wahrheit hiervon an. Ganz klar ist der Gedanke des Skalden nicht aus-
edrückt. Denn warum sollte man nicht für fremde Ideen leben können,
ie man sich anzueignen und in sein eignes Fleisch und Blut zu verwandeln
ichte, natürlich ohne sie zu stehlen und sich für den Erfinder auszugeben?
er Diebstahl, nicht das Leben für fremde Ideen wär's, was Einen un-
lücklich machen würde. Das ist's auch, was Skules Unglück verursacht.
Aber die Sache ist, daß Ibsen zufolge seines ganzen Naturells sich mehr
ür die Kämpfe interessirt, welche in einer einzelnen Persönlichkeit vorgehen,
ls für die Kämpfe zwischen historischen Mächten. Das, was ihn an Skule
esselte und diesen zur Hauptperson des Stückes machte, war das „In-
eressante“ an dieser Gestalt, ihre zusammengesetzte Natur, ihr kämpfender
Geist, der selbst im Unrecht Hakons fertiges, siegesgewisses Wesen überstrahlt,
s war die verzweifelte Kraft in diesem großen Nureddin, welcher trotz
er Sehnsucht nach der Lampe, trotzdem er Aladdins Lampe entwen-
dete, zu Grunde gehen muß: es ist die Vorstellung von einem Geiste, der
höher hinauf will, als er vermag; und diese selbe Vorstellung ist's, welche in
Bischof Nikolas variirt ist, dessen große Gaben in lauter theils körperlich,
theils geistig ohnmächtigen Begierden und Wünschen zu Grunde gegangen
sind. Der Kampf zwischen Fähigkeit und Sehnen, zwischen Wille und Mög-
lichkeit in der Seele des Einzelnen, dies Verhältniß, welches schon in „Ca-
tilina“ und in „Gunnar“ (in „Nordische Heerfahrt“) angedeutet wurde, das
tritt hier in Skules Verhältniß zu dem Gedanken Hakons von neuem hervor.
Skule steht dem Königsgedanken gegenüber wie Julian dem Christenthum,
betroffen durch die Ahnung von der Größe der Macht, welche er bekämpft,
in einer unheilbar schiefen Stellung zu der großen siegreichen Idee. Das
psychologische Interesse schlägt das historische aus dem Felde.

Das Verhältniß zwischen zwei auf einander folgenden Generationen ist ferner dargestellt in „Der Bund der Jugend“, ein Lustspiel, das in äußerst witziger Weise eine Parodie auf das Streben eines jüngeren Geschlechtes liefert, ohne zugleich die Berechtigung desselben zuzugeben. Man kann diese Arbeit nicht mit Werken vergleichen, wie Turgeniews „Väter und Söhne“ oder „Neuland“, welche mit großer Strenge gegen das jüngere Geschlecht Schonungslosigkeit gegen das ältere verbinden und nichtsdestoweniger beide mit Sympathie umfassen. Ibsens Pessimismus hat die Sympathie zurückgedrängt. Der einzige ehrenvolle Repräsentant des jüngeren Geschlechtes in diesem Stücke ist Dr. Feldmann, eine ganz passive Natur. Daß er Arzt ist, dürfte kaum ein Zufall sein; der tüchtige Arzt spielt überhaupt eine schöne Rolle in der modernen Poesie, er ist augenscheinlich der Held

der Zeit. Die Ursache ist wohl, daß er als Incarnation von den streng modernen Ideen der Zeit gelten kann, welche sind: theoretisch die Wissenschaft, welche sich zu den Gegensätzen Wahr und Falsch verhält, praktisch die Humanität, welche sich auf die Gegensätze Glücklich und Leidend bezieht, jene Gegensätze, die psychologisch und social das Zeitalter in Anspruch nehmen.

In Schillers Dramen ebenso wie in denen des jungen Deutschlands spielt der Kampf für politische und geistige Freiheit eine Hauptrolle. Auch die Standesunterschiede sind in verschiedenen deutschen Schauspielen aus einer jüngeren Periode ein beliebtes Thema, selten dagegen hat in früheren Zeiten die Poesie herangezogen, was man heutzutage „das sociale Problem" nennt. In der schönen Literatur unserer Tage hat allmählich die sociale Frage die politische vom hervorragendsten Platze verdrängt. Die moderne Poesie läßt sich in manchen Ländern durch das Mitleid mit den Geringen inspiriren; sie erinnert die Bessergestellten an ihre Pflichten. Diese Frage ist keine von denen, welche Ibsen als Dichter stark beschäftigten, aber dennoch hat er sie nicht selten berührt. Als er „Catilina" schrieb, war er noch zu unentwickelt, um sociale Probleme zu verstehen; doch viele Jahre später führte er in „Stützen der Gesellschaft" einen Schlag gegen die leitenden Klassen in seinem Vaterland. Eine socialpolitische Tendenz hatte das Stück bekanntlich durchaus nicht, aber so tief ist der darin enthaltene Pessimismus, daß, wenn man mit nordischen Verhältnissen und namentlich mit der Stellung des Dichters zu seinem Publikum nicht bekannt war, man eine solche Tendenz herauslesen konnte. Als das Stück in Berlin aufgeführt wurde, gaben manche Zuschauer (und, wie ich versichern kann, nicht die unverständigsten) sich dem Irrthum hin, dasselbe sei von einem Socialisten geschrieben. Ich mußte Einigen erklären, daß es vielmehr den (damaligen) Lieblingsdichter der conservativen Partei in Norwegen zum Verfasser habe.

In dem Schauspiel „Stützen der Gesellschaft", das sich wie ein Supplement zu „Der Bund der Jugend" ausnimmt, kommen indeß so wenig wie in letztgenanntem Lustspiel die beiden Seiten der Sache zum Vorschein. Ibsen wirkt hier, wie überall, durch Einseitigkeit.

Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ist eines von denen, welche ihm am stärksten beschäftigten, und wo er am meisten originell und modern empfunden hat.

In seinen ersten Jugendarbeiten ist dies Verhältniß noch etwas traditionell behandelt. In „Das Fest zu Solhoug" ergreift er dasselbe Motiv, welches Björnson später in „Hulda" behandelt hat: die Stellung des jungen Mannes zwischen der etwas älteren Frau, die er als Jüngling geliebt, und dem jungen Mädchen, um das er nun gern werben möchte — ein allgemein menschliches, wenn auch schon häufig variirtes Motiv. Demnächst stellt Ibsen in „Catilina" und in „Die Herrin von Ostrot" ein und dasselbe etwas gesuchte, aber ergreifende Motiv dar: wie ein Mann nach übel ver-

brachter Jugend durch seine Liebe zu einem Mädchen gestraft wird, das ihn trotz ihrer Gegenliebe verabscheut und verflucht, weil er dessen Schwester verführt und frühzeitig in's Grab gebracht.

Dann nimmt der Dichter in der „Comödie der Liebe" zum ersten Male die erotischen Zustände in seinem Vaterlande als Thema auf. Eine nicht geringe Anregung hatte er augenscheinlich durch die damalige nordische Literatur erhalten. Während Björnson in seiner ersten Periode sich von Volkssagen und Volksdichtungen beeinflussen ließ, war Ibsen schon in seiner frühesten Zeit durch die fortgeschrittensten zeitgenössischen Geister in Bewegung gesetzt. Es ist etwas in der Inspiration der „Comödie der Liebe", das sich auf Camilla Collets „Die Amtmannstöchter" zurückführen läßt. Dies kühne Buch erfüllte zu jener Zeit alle nordischen Gemüther; es richtete bereits sehr witzig, nur etwas formloser, den ganzen Angriff gegen Verlobungen und Ehen, der in Ibsens Drama mit männlicher und festerer Hand geführt ist. In Gleichnissen und Bildern verspürt man haarscharf Frau Collets Einfluß. Das in Ibsens Wiedergabe so berühmte Thee-Gleichniß stammt von ihr. In „Die Amtmannstöchter" heißt es von der Liebe:

„Beschütze denn, o Menschheit, diese erste Blüthe unseres Lebens . . . Achte auf ihr Wachsthum und ihre Frucht. . . . Zerstöre nicht leichtsinnig die zarten Herzblättchen, in dem Glauben, daß die gröbern Blätter nachher noch gut genug sind. . . . Nein, sie sind nicht gut genug! Es ist ein ebenso großer Unterschied zwischen diesen beiden Arten, wie zwischen der Sorte, mit welcher wir gewöhnlichen Erdbewohner fürlieb nehmen, und jener, wovon der Kaiser des himmlischen Reiches trinkt, welche erst der wirkliche Thee ist; der wird zuerst geerntet und ist so fein und zart, daß er mit Handschuhen gepflückt wird, nachdem die Einsammler sich, glaub' ich, vierzigmal gewaschen."

Bei Henrik Ibsen heißt es:

„Ach meine Damen, jedes Mädchen hält
Ihr eigen „himmlisch Reich" in sich verschlossen:
Da sieht man tausend zarter Keime sprossen,
Wenn der Verschämtheit Chinamauer fällt."

Und die Stelle schließt:

„Doch folgt noch eine zweite Ernte (beide
Verhalten sich wie Hanf zu feiner Seide),
Die man mit Schutt und Stiel zusammenharkt.
Das ist der schwarze Thee.
Der füllt den Markt."

Ibsen hat dies Gleichniß nur weiter entwickelt und ihm das feste Gefüge des Verses gegeben.

Wie bekannt ist in „Comödie der Liebe" nichts unzweifelhaft als der Spott. Das Stück enthält eine Satire auf die Ehe, welche gleich wenig Sympathie für die Vertheidiger wie für die Angreifer des Bestehenden einflößt und aus der man unmöglich entnehmen kann, ob des Dichters Meinung

in letzter Instanz dahin geht, an dem Ueberlieferten festzuhalten oder es über den Haufen zu werfen. Das Einzige, was gewiß, ist nur sein misanthropischer Blick auf die Verlobungen und Ehen, welche rings um ihn her geschlossen werden. Ich entsinne mich, daß ich bezüglich dieses Stückes ein Gespräch mit Ibsen führte, das sich um die Liebe zwischen Brautpaaren im Allgemeinen drehte. Ich sagte: „Es giebt kranke Kartoffeln und es giebt gesunde." Ibsen antwortete: „Ich fürchte, ich habe niemals welche von diesen Kartoffeln zu sehen bekommen, die gesund waren."

Indeß zieht sich durch Ibsens Werke ein stets steigender Glaube an die Frau und eine stets entschiedenere Verherrlichung der Frau. Bisweilen tritt diese Verherrlichung sogar abstoßend doctrinär hervor, z. B. wenn Solveig in „Peer Gynt", in dem seit Goethes „Faust" und Paludan-Müllers „Adam Homo" traditionellem Stil, durch ihre Liebe die — in diesem Falle wahrlich allzu unwürdige — Seele des Geliebten rettet; aber dieser Glaube an das Weib, durch welchen Ibsen gleichsam seine Geringschätzung des Mannes aufwägen zu wollen scheint, ist immer vorhanden, und derselbe hat eine Reihe schöner und wahrer Frauengestalten hervorgebracht, wie jene Margretha in „Die Kronprätendenten", die in wenigen Strichen in unvergänglicher Schönheit gezeichnet ist, oder jene Selma in „Der Bund der Jugend", welche den ersten Entwurf zur Gestalt der Nora bildet. Als diese Figur noch neu war, bemerkte ich in einer Kritik, daß dieselbe nicht genug Spielraum im Stücke habe, daß Ibsen aber ein ganzes neues Schauspiel über sie schreiben sollte. Er that es in „Nora".

Nach meiner Meinung war der Gedanke von der Emancipation der Frau im modernen Sinne Henrik Ibsen zu Beginn seiner Laufbahn durchaus nicht lieb und vertraut. Im Gegentheil. Ibsen hat ursprünglich keine sonderlich große Sympathie für die Frau. Es giebt Schriftsteller, die in sich eine Affinität mit dem weiblichen Wesen haben, ja bis zu einem gewissen Grade feminin angelegt sind. Zu diesen gehört Ibsen nicht. Ich glaube, er findet mehr Vergnügen daran, mit Männern zu sprechen als mit Frauen; und gewiß hat er weit weniger Zeit in Gesellschaft von Frauen zugebracht, als sonst Dichter zu thun pflegen. Man glaube auch nicht, daß moderne Schriften über die Berechtigung einer Veränderung in der gesellschaftlichen Stellung der Frau einen begeisterten Leser in ihm fanden. Wenn ich nicht irre, so mißfiel ihm Stuart Mills Buch über die Frauenfrage recht sehr, und Mills Schriftstellerpersönlichkeit flößte ihm keine Sympathie ein. Es war besonders die Behauptung oder das Zugeständniß Mills, daß er seiner Frau Vieles und das Beste in seinen Schriften verdanke, welches Ibsen bei seinem ausgeprägten Individualismus lächerlich vorkam. „Denken Sie," sagte er lächelnd, „wenn man Hegel oder Krause lesen müßte mit dem Gedanken, nicht bestimmt zu wissen, ob man eigentlich Herrn oder Frau Hegel, Herrn oder Frau Krause vor sich habe!"

Ich glaube nicht, daß bei Ibsen jener Unwille gegen die Ver-

sönlichkeit Stuart Mills eine Sache für sich war, ohne Zusammenhang mit seinem Gefühl für die Frauenfrage. Ich vermuthe vielmehr, es fand sich bei ihm ein Anfangswiderstand, entweder durch die Erziehung oder durch einen natürlichen Aerger über die Caricaturformen der Frauenemancipation hervorgerufen; jedoch ein Widerstand, dessen Bestimmung es war, durch einen desto leidenschaftlicheren Anschluß abgelöst zu werden. Hier war es Ibsens Verstand, der die Umwandlung in seinem Gefühlsleben bewirkte. Er ist echt dichterisch im Stande, mit voller Brust sich für eine Idee, die ihn zuerst kalt ließ, zum Organ zu machen, wenn er fühlt daß diese Idee einer der zukunftsreichen Kampfgedanken des Zeitalters ist. Und liest man nun die letzte Scene in „Nora", diese Repliken, welche wie Schwertschläge fallen; diejenigen Helmer's:

„Niemand opfert seine Ehre, für die, welche er liebt —"

und Noras Antwort:

„Das haben hunderttausend Frauen gethan" —

Repliken, in welchen zwischen den beiden Eheleuten, die an dem Tisch sich gegenüber sitzen, der Abgrund sich entsetzlicher öffnet als jemals die Unterwelt in alten romantischen Dramen — so fühlt man, daß Ibsen nicht nur seine Seele mit den Gedanken der Zeit erfüllt, sondern dieselben größer gedacht und schärfer zugeschliffen hat, so daß er sie durch seine Kunst selbst in verhärtete Herzen eintreibt. Das Stück machte einen mächtigen, wenn auch erschreckenden Eindruck. Seit Jahrhunderten hatte die Gesellschaft durch ihre Priester und Dichter die in Liebe gestiftete und von keinem Dritten gestörte Ehe als einen sichern Hafen aufgefaßt und besungen. Nun sah man, daß dieser Hafen voll Klippen und Untiefen war. Und es war, als ob Ibsen jedes Leuchtfeuer ausgelöscht habe.

Die „Gespenster" folgten. Wieder wie in „Nora" ist hier eine Ehe analysirt, das Gegenstück von jener. Das Große und Feine in „Nora" war vornehmlich, daß Ibsen dem Ehemann so viel eingeräumt hatte. Was hatte er ihm nicht Alles zugegeben! Helmer ist ein grundehrenwerther, pünktlich rechtschaffener Mann, ein vorzüglicher Haushalter, eifersüchtig auf seine Selbstständigkeit Fremden und Untergebenen gegenüber, ein strenger und liebevoller Vater, ein gutherziger, ästhetisch gebildeter Mann u. s. w. — und doch! Doch war die Gattin dieses Mannes ein Opfer und die Ehe der Beiden ein übertünchtes Grab.

Der Mann in der Ehe, in welche die „Gespenster" uns einen tiefen Einblick geben, ist von einer gerade entgegengesetzten Beschaffenheit gewesen: roh, ein Trunkenbold, rücksichtslos ausschweifend; aber doch besaß er so viel von jener zügellosen Menschen oft eigenen Fähigkeit, durch anscheinende Gutmüthigkeit Herzen zu gewinnen, daß es seiner Frau gerade noch möglich war, seine Lebensweise zu verhüllen und den Schein zu wahren. Indem sie bei ihm aushielt, sich ihm hingab, brachte sie nicht nur ihre persönliche Wohlfahrt und ihr Glück zum Opfer, sondern wurde Mutter eines von Geburt an zu

Grunde gerichteten Wesens, eines Sohnes den Todesmattigkeit, Verzweiflung, Wahnsinn, Idiotismus beim Eintreten des Mannesalters ergreifen! — und doch! Doch nennt derjenige Theil der Gesellschaft, den Herr Pastor Manders repräsentirt, dieses Opfer ihrer selbst und ihres Sohnes Pflicht, und findet, daß ein Aufstandsversuch gegen dieses Gräßliche ein Verbrechen gewesen wäre.

Dies ist das Pathos des Stückes, und dieses Pathos erschreckte das große Philisterium noch mehr als „Nora". Diesmal war es, als ob Ibsen sogar die Sterne ausgelöscht habe. „Nicht ein Lichtpunkt!"

Das Verhältniß zwischen Mann und Frau ist in „Gespenster" von einem neuen Gesichtspunkt dargestellt: die Verantwortung dem Kinde gegenüber bildet gleichsam den Maßstab dafür. Das Drama behandelt in dichterischer Form den Gedanken der Vererbung; es stellt auf Grund jenes Determinismus, der nun einmal das letzte Wort der modernen Wissenschaft in der Sache ist, die durchgehende Bestimmtheit des Kindes durch die Eltern dar, und giebt dieser Thatsache einen stimmungsvollen, gedankenerregenden Hintergrund, indem es auf die allgemeine Thatsache hinweist, die schon der Titel andeutet („G engangere", Gespenster im Sinne des französischen „revenants"), nämlich: auf die durch Vererbung bedingte Bewahrung von Gefühlen — und dadurch von Dogmen — deren ursprüngliche Lebensbedingungen ausgestorben und andern gewichen sind, mit denen diese Gefühle im Streite liegen.

Es knüpft sich in Bezug auf Ibsens Entwickelung ein Hauptinteresse an diesen Griff, diese Wahl des Stoffes, weil wir den Dichter hier zum ersten Male den Ring durchbrechen sehen, welchen sein Individualismus sonst um den Einzelnen als solchen zu ziehen pflegt. In einem Briefe von 1871 schrieb Ibsen folgende Worte, welche für Vieles bei ihm bezeichnend sind: „ . . . . . Für das Solidarische hab' ich eigentlich niemals ein starkes Gefühl gehabt; ich nahm es nur so mit als traditionelle Glaubenssatzung — und hätte man Muth, es ganz und gar außer Betrachtung zu lassen, so würde man vielleicht des Ballastes los, welcher am schwersten auf die Persönlichkeit drückt . . . "

Jetzt, zehn Jahre darnach, sind ihm für die Bedeutung des Solidarischen die Augen aufgegangen; jetzt hat er gründlich eingesehen, daß „Muth" nichts nützt, um sich darüber hinwegzusetzen, und daß wir Alle schon von Geburt an solidarisch mit Personen und Verhältnissen verbunden sind, über die wir nicht Herr werden. Ibsen ist augenscheinlich im Verlauf der Jahre in immer innigere Beziehung zu den Grundideen der Zeit getreten.

So sehen wir ihn, der, wie fast alle jetztlebenden älteren Schriftsteller von Anfang an bis zum Gürtel in der romantischen Periode stand, sich aus derselben heraus- und emporarbeiten und allmählich immer moderner, zuletzt der Modernste unter den Modernen werden. Dies ist nach meiner Ueberzeugung Ibsens unvergänglicher Ruhm und wird seinen Werken einen bleibenden Werth verleihen. Denn das Moderne ist nicht das Ephemere, sondern die Flamme des Lebens selbst, der Lebensfunke, die Ideenseele eines Zeitalters.

Es ist zu hoffen, daß die Mißstimmung, welche Ibsens letztgenanntes Werk in manchen Kreisen erweckte, und die plumpe Kritik, der es zum Gegenstand diente, nicht hemmend auf seine Productivität einwirken wird. Im ersten Augenblick freilich mochte diese Aufnahme niederschlagend auf ihn wirken. Er schrieb darüber:

„. . . . Wenn ich denke, wie träg und schwer und stumpf das Verständniß daheim in Norwegen ist; wenn ich Acht darauf gebe, als wie seicht die ganze Betrachtungsweise sich erweist, so überkommt mich ein tiefer Mißmuth, und manches Mal will mir scheinen, ich könnte meine literarische Wirksamkeit auf der Stelle beschließen. Bei uns daheim braucht man eigentlich gar keine Dichterwerke; man behilft sich mit der Storthings-Zeitung und der „Lutherischen Wochenschrift". Und außerdem hat man ja die Parteiblätter. Ich habe kein Talent zum Staatsbürger und auch keines zum Orthodoxen; und wenn ich für etwas kein Talent besitze, so befaß' ich mich nicht damit. Für mich ist Freiheit die erste und höchste Lebensbedingung. In der Heimath bekümmern sie sich nicht sonderlich um die Freiheit, sondern blos um Freiheiten, einige mehr oder einige weniger, je nach dem Parteistandpunkt. Höchst peinlich fühle ich mich auch berührt von all diesem Unfertigen, diesem für's gemeine Volk Berechneten, in unserer öffentlichen Discussion. Unter den sehr rühmlichen Bestrebungen, unser Volk zu einer demokratischen Gesellschaft umzubilden, gelangte man ein gut Stück Weges dahin, uns zu einer Plebejer-Gesellschaft zu machen. Die Vornehmheit der Gesinnung scheint daheim im Abnehmen . . ."

Der Sturm über die „Gespenster", das Werk, in welchem Ibsen seinen düstersten Gedanken, seinen hoffnungslosesten Stimmungen Ausdruck gegeben hat, legte sich bald und hat dem Dichter keinen Schaden gebracht, ja der schlechte Empfang, der jenem Trauerspiel zu Theil wurde, ist ihm sogar insofern förderlich gewesen, als er „das Motiv" zu seiner letzten Arbeit „Ein Volksfeind" abgab, einem Schauspiel, das allegorisch jene Vorgänge auf die Bühne bringt. Eben ist auch jene verrufene Tragödie, — die vor kaum zwei Jahren von den königlichen Bühnen in Kopenhagen und Stockholm zurückgewiesen, ja selbst von der Theaterdirection in Christiania verworfen wurde — von schwedischen Schauspielern in Kopenhagen mit stürmischem Erfolg aufgeführt worden, und hierauf hat das Stück auch in Stockholm das Publikum erobert. Nur das Vaterland des Dichters weigert sich noch, sein merkwürdigstes und kühnstes Drama spielen zu lassen.

Ein gutes Omen für Ibsens künftige Werke ist der Umstand, daß in dem Maße wie er mehr modern geworden, er ein immer größerer Künstler geworden ist. Die Ideen der neuen Zeit haben bei ihm nicht die Gestalt von Symbolen angenommen, sich nicht in Typen verkörpert. In jüngern Jahren hatte er einen Hang zu großen Gedankenbildern: Brand, Peer Gynt u. s. w.; doch merkwürdigerweise wurden seine Gedanken, je mehr er deren hatte, desto klarer und seine Gestalten immer individueller. Ibsens technische Meisterschaft ist in den letzten Werken von Jahr zu Jahr gestiegen. In „Nora"

übertraf er die Technik der berühmtesten französischen Dramatiker, und in „Gespenster“ legte er (trotz des Unbefriedigenden im Motiv des Asylbrandes) im Dramatischen eine Sicherheit, Einfachheit und Feinheit an den Tag, welche an die antike Tragödie unter Sophokles (Oedipus rex) erinnert.

Dieser stetige Fortschritt beruht auf Ibsens künstlerischem Ernst, seinem gewissenhaften Fleiß. Er arbeitet äußerst langsam, schreibt sein Werk wieder und wieder um, bis es in Reinschrift ohne jedwede Correctur vorliegt, jede Seite glatt und fest wie eine Marmorplatte, an welcher der Zahn der Zeit nicht nagen kann. Dies stetige Steigen in Vollkommenheit beruht aber genau besehen wieder darauf, daß Ibsen einzig Dichter ist, nie etwas andres sein wollte. Wohl mag es den Eindruck von Kälte und Verschlossenheit machen, wenn ein Schriftsteller sich durch keinen äußern Anlaß jemals hinreißen läßt, sein Wort mit in die Debatte zu geben; wenn nichts, was geschieht, ihn zu einer Meinungsäußerung aufreizen oder begeistern kann. Die einzigen Zeitungsartikel, welche Ibsen in den letzten Jahren geschrieben, waren solche, die sich auf seine Rechte gegenüber den Verlegern oder auf seine Rechtlosigkeit im Verhältniß zu seinen Uebersetzern bezogen, aber man darf nicht vergessen, daß diese kalte Zurückhaltung ihm gestattet hat, die Meisterschaft in seiner Kunst unverwandt vor Augen zu haben, gleichwie seine fixe Idee, sein nie aus den Augen verlorenes Ideal — und er hat dasselbe erreicht. Man kann sich schwerlich einen größern Unterschied denken, als zwischen diesem Dichter, der einsam, nach allen Seiten gegen die Außenwelt abgeschlossen, drunten im Süden wohnt und, ohne sich durch irgend etwas von seinem Beruf abziehen zu lassen, künstlerische Meisterwerke formt und zufeilt — und seinem großen Geistesbruder im Norden, der aus vollen, allzureichen Händen große und kleine Artikel über politische, sociale und religiöse Fragen in die Presse hinausstreut, der mit seinem Namen überall voran ist, niemals Rücksicht nimmt auf die Klugheitsregel, die vorschreibt, sich selten zu machen, sich vermissen zu lassen; welcher Lieder schreibt, Reden hält agitirt, von Volksversammlung zu Volksversammlung reist und sich am wohlsten befindet, wenn er auf dem Rednerstuhle unter tausend Freunden und hundert Gegnern steht und die ganze Schaar durch seine Kühnheit und durch seine Kunst in Athem hält.

Henrik Ibsen hat keine Aehnlichkeit mit irgend einem andern jetzt lebenden Dichter und ist von keinem beeinflußt worden. Unter den Deutschen müßte man ihn am nächsten mit ernsten und tiefkritischen Darstellern, wie Otto Ludwig oder Friedrich Hebbel zusammenstellen, wenn man ihn absolut einer europäischen Gruppe einreihen wollte. Er ist jedoch weit moderner und ein weit größerer Dichter als sie beide. Mit Björnson, dessen Name Einem beständig in die Feder kommt, so oft man sich mit Ibsen beschäftigt, hat er die Gemeinschaft, welche gleiches Vaterland, gleiche Lebenszeit, Wettstreit in der Stoffbehandlung und Gleichartigkeit der Entwickelung mit sich führen. „Der Bund der Jugend,“ den Ibsen verfaßt

hatte, gab Björnson den Impuls, bürgerliche Schauspiele zu dichten. Als Björnson „Ein Fallissement“ geschrieben, bekam Ibsen Lust, den Stoff in „Stützen der Gesellschaft“ zu variiren. Björnson erzählte mir, daß er in seinem Manuscript zu „Staub“ einen Satz ausstreichen mußte, weil derselbe sich fast wortwörtlich in Ibsens „Gespenster“ fand, welches Drama während des Druckes der Novelle erschien. Die Ursache ist, daß beide Dichter einen ganz parallelen Entwickelungsgang zurückgelegt haben. Henrik Ibsen hat etwas früher als Björnson sich aus den althistorischen, sagenhaften und phantastischen Stoffen herauszuarbeiten vermocht; denn freier gestellt wie er war, losgerissen von der Heimath und mitten in der Brandung der Ideen der Gegenwart stehend, hatte er weniger Hemmungen, die ihm davon zurückhielten, dem Ruf seines Zeitalters zu folgen, weniger Naivetät und weniger Pietät. Aber der Unterschied bezüglich der Zeit, in welcher beide Dichter von einer überwiegend romantischen zu einer überwiegend realistischen Betrachtungsweise ihrer Stoffe gelangten, beschränkt sich auf ein paar Jahre und ist ein verschwindender gegen die merkwürdige Uebereinstimmung in der Periodeneintheilung ihrer Dichterlaufbahn. Man kann, scheint mir, Björnson und Ibsen in dieser Hinsicht mit den beiden altnordischen Königen Sigurd und Eystein vergleichen, die in dem berühmten Gespräche, welches die Sage überliefert hat, und das u. A. Björnson in seinem „Sigurd der Kreuzfahrer“ benützte, ihre Verdienste gegen einander aufstellen: Der Eine ist daheim geblieben und hat von hier aus sein Vaterland civilisirt; der Andere hat sich von der Heimath losgerissen, ist weit umher gezogen und hat auf seinen kühnen mühsamen Fahrten dem Vaterlande Ehre gebracht. Jeder hat seine Bewunderer, Jeder sein streitbares Heergefolge, welches den Einen auf Kosten des Andern erhebt. Aber sie sind Brüder, wenn sie auch eine Zeitlang feindliche Brüder gewesen, und das einzig Richtige ist, wie es auch beim Schlusse des Stückes geschieht: daß das Reich friedlich unter ihnen getheilt wird.



Illustrirte Bibliographie.



Wanderlieder aus den Alpen von Rudolf Baumbach. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitte nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig. A. G. Liebeskind.

Diese Wanderlieder könnte man ruhig ihrem Schicksale überlassen. Sie bedürfen keiner Empfehlung: man braucht sie nur zu sehen, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß das etwas nicht Gewöhnliches ist. Aber wir können es uns nicht versagen, unser Heft wenigstens mit einer der meisterhaften Illustrationen aus diesem Werke zu schmücken, ebensowenig, wie wir es versäumen möchten, die Leser dieser Zeilen darauf aufmerksam zu machen, daß sie sich einmal wieder eine große Freude, einen feinen geistigen Genuß bereiten können.

Im Uebrigen — was könnten wir noch sagen? Das Schöne läßt sich rühmen, aber es beschreibt sich schwer. Und diese Aufgabe ist um so undankbarer, wenn der Gegenstand, wie hier, in seinen Grundzügen wenigstens bekannt ist.

Freilich widersteht man nur schwer der Versuchung, das eine oder das andere Gedicht abzudrucken. Widersteht vielleicht nur, weil die Wahl gar so schwer ist. Soll man das heitere oder das ernste wählen? Das neckende Liebeslied oder die Nachtstimmung mit dem tief musikalischen Ton? Denn wenn etwas falsch ist — das zeigt

bisher streitigen Fragen, besonders über den Proceß der Tempelherren, ihrer Lösung um ein gut Theil näher geführt werden. Die Darlegung der culturgeschichtlichen Wirkungen der Kreuzzüge, der Tauschbeziehungen zwischen dem Westen und Osten, der Einwirkungen auf bildende Künste, Dichtung und Wissenschaft bilden den Schlußabschnitt des Werkes. —

So ist jede Seite des staatlichen, rechtlichen und socialen Lebens berücksichtigt, sind alle die verschiedenen großen Wechselwirkungen, die sich für Kunst und Wissenschaft, Handel und Verkehr ergeben, behandelt worden: etwas zu dürftig scheint uns dabei die arabische Philosophie fortgekommen zu sein. Im Uebrigen ist gerade die reiche Cultur des Islam mit besonderer Vorliebe dargestellt worden. Der Verfasser bezeichnet dieselbe geradezu als der auf der römischen Kirche beruhenden Cultur des Abendlandes überlegen, und auf sehr vielen Gebieten war sie es unfraglich. In seiner Schilderung der islamitischen Cultur, in der Darlegung des Verhältnisses zwischen Christenthum und Islam, zwischen Christen und Muhamedanern hat der Verfasser unzweifelhaft manches Vorurtheil beseitigt. Er zeigt uns, daß die Wahnvorstellungen über den Islam vielfach von der Kirche verbreitet waren, daß an und für sich keine geradezu unversöhnlichen Gegensätze bestanden, daß die Lage der Christen in den muhamedanischen Ländern lange Zeit eine keineswegs ungünstige war und daß erst im Laufe der Kreuzzüge der eigentliche Glaubenshaß erwuchs. Damit hängt es zusammen, daß der Verfasser die treibende Ursache der Kreuzzüge nicht in dem Gegensatz zwischen Christenthum und Islam sieht, daß er die Ansicht bekämpft, als hätten die Kreuzzüge bezweckt, die Besudelung der heiligen Stellen durch den Islam zu bestrafen und auszutilgen. Es ist nicht leicht, die Mächtigkeit der verschiedenen Impulse, die zu den Kreuzzügen geführt haben, richtig abzumessen. Wie bei allen großen Wendungen der Weltgeschichte haben auch hier tiefe Unbefriedigungen auf materiellem Gebiet, schwere Nothstände des socialen Lebens, die sich in den weitesten Kreisen der Bevölkerung, in den Massen geltend machten, einen weit reichenden Einfluß geübt: hochgradige Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, hervorgerufen durch den Druck der oberen Klassen, durch Mißernten, Hungersnoth hatten einen starken Zug, wenn nicht zum Umsturz, so doch zu gründlicher Besserung, zur Beseitigung dessen, was auf der großen Ueberzahl der Menschen lastete, vor Allem das Streben, solchen Lasten und Bedrückungen zu entrinnen, erzeugt; es kam hinzu, daß die Betheiligung am Kreuzzuge große Vortheile bot, dem Leibeigenen die Freiheit dem Schuldner Freiheit vom Zins, Nachlaß der Schuld u. A. Diese rein weltlichen Momente sind vom Verfasser mit Recht mehr als bisher geltend gemacht worden, sodaß die von der Kirche beherrschte Ueberlieferung, als seien die Kreuzzüge ausschließlich von religiösen und ethischen Beweggründen ausgegangen, die nothwendige Beschränkung erfährt. Dennoch darf das religiös-kirchliche Element als treibende Ursache nicht unterschätzt werden. So wichtig es für den Verlauf, namentlich der späteren Zeit, der Kreuzzüge ist, daß die religiöse Erregung, welche nur zeitweise und immer nur während kurzer Perioden von größerem Einfluß gewesen, allmälig gänzlich entschwunden sei, daß die weltlichen Interessen mehr und mehr bei den Franken überwogen und im Abendlande die Neigung erstorben sei, sich in aussichtslosen Abenteuern für die Kirche zu opfern — so scheint uns doch, als ob für den Beginn der Kreuzzüge die treibende Macht der Kirche, die doch der Hauptsache nach den Weg anweist, der gegangen wird, stärker betont werden muß, als es in den einleitenden Capiteln des Buches geschieht. Am Schluß, bei dem Rückblick auf die gesammte Entwickelung, ist der Verfasser diesem Gesichtspunkt gerechter geworden, indem er den hervorragenden Antheil der Kirche an dem Zustandekommen der Kreuzzüge und ihre leitende Stellung dabei scharf hervorhebt. Und nicht minder richtig ist es, wenn darauf hingewiesen wird, daß sich dann im Laufe der Zeit die Bewegung bald der Leitung der Kirche entzogen hat, und daß die weltlichen und antikirchlichen Elemente allmälig überwogen und die Kreuzzüge in ihrem Gesammtergebniß geradezu un-

kirchlich, zum Theil antikirchlich und so zu einer Niederlage der Kirche führten, indem sie das Bewußtsein von dem individuellen Recht der Völker gegenüber der römischen Idee des Weltstaates und der Weltkirche und den Zweifel an die ausschließliche Berechtigung der katholischen Kirche wachriefen und die Unabhängigkeit des politischen wie des wissenschaftlichen Lebens von der Kirche begründeten.

Wir brechen hier ab, doch dürfen wir von dem Buche nicht scheiden, ohne auch der Vorzüge seiner Darstellung zu gedenken: es ist lebendig und fließend geschrieben und liest sich vortrefflich. Es mag hierzu beitragen, daß Citate und Noten wie sie sonst in wissenschaftlichen Werken den Text unterbrechen, in einen besonderen, sehr reichhaltigen Anhang verwiesen sind, der den gesammten kritischen Apparat und einige werthvolle Quellenbeilagen enthält. Für die weiteren Leserkreise liegt hierin ein nicht zu unterschätzender Vortheil, und wir zweifeln nicht und möchten auch unsererseits dazu beitragen, daß das tüchtige Werk auch in diesen Kreisen die ihm in vollem Maße zukommende Beachtung findet. I. R.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Belart, Hans. Lebenstragödie eines müden Mannes. Zürich. Verlags-Magazin. (F. Schabelitz).

Berkow, Karl. Wintersonne. Historische Erzählung aus dem dreissigjährigen Kriege. 2 Bände. Berlin, Otto Janke.

Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht geschildert von Carl von Lützow. 8. Lfg. Stuttgart, J. Engelhorn.

Drews, M. Anleitung zur Majolikamalerei. Berlin, J. H. Schorer.

Finck, Karl. Fabeln. Cassel. Ferd. Kessler.

Firnhaber, Dr. C. G. Die Nassauische Simultan-Volksschule. Ihre Entstehung, gesetzliche Grundlage und Bewährung nebst einer Geschichte der alten Nassauischen Volksschule. Band II. Wiesbaden C. G. Kunzer Nachf. (Dr. Jacoby.)

Gauthier, Judith. Richard Wagner und seine Dichtung von Rienzi bis zu Parsifal. Mit Bewilligung der Verfasserin übersetzt von Louise Welter. Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

Geschichte der Kunst im Alterthum. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. 12—14 Lfg., Leipzig, F. A. Brockhaus.

Haugwitz, Gustav von. Aus Friedrichs des Grossen Leben. Ein episch-lyrisches Gedicht Mit einer Radirung von B. Mannfeld. Berlin, R. von Decker's Verlag.

Haussprüche und Inschriften. im Elsass. Gesammelt von Kurt Mündel. Strassburg, C. F. Schmidt's Univers.-Buchhandlung.

Hellwald, Friedrich von. Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. 6. u. 7. Lfg. Augsburg, Lampart & Co.

— Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Dritte neu bearbeitete Auflage. Lieferung 8. Augsburg, Lampart & Comp.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, gegründet und geleitet von P. K. Rosegger. Gratz, Druck und Verlag von Leykam.

Junghaus, Sophie, Neue Novellen. Leipzig. Breitkopf & Haertel.

Lippert, Julius. Allgemeine Geschichte des Priesterthums. Lfg. 3—6. Berlin, Theodor Hofmann.

May, Andreas. Der Zögling von San Marco. Trauerspiel in fünf Aufzügen. München, Theodor Ackermann.

Molkenboer, Hermann. Geschichtsunterricht in Volksschulen und Soldatenwesen. Aphorismen. Leipzig, Oswald Mutze.

Paulus, Dr. Eduard. Bilder aus Kunst und Alterthum in Deutschland. Stuttgart, Adolf Benz und Comp.

Politische Gesellschaftsblätter. Local-politische Wochenschrift. 2. Jahrgang. 34. Heft. Commissions-Verlag von R. Pohl. Berlin W.

Reumont, Alfred von. Lorenzo de Medici il Magnifico Zweite vielfach veränderte Auflage. 2 Bände. Leipzig, Duncker und Humblot.

Riedel-Ahrens. Bertha. Enthüllte Frauenherzen. Roman. Halle, Max Koestler.

Rogge. Dr F, W. Adolf Friedrich Graf von Schack. Eine literarische Skizze. Berlin. Otto Janke.

Rössler, Robert. Mein erster Patient. Erzählung. Berlin, Otto Janke.

Trojan, Johannes. Gedichte. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Vining. Edward P. Das Geheimniss des Hamlet. Ein Versuch zur Lösung eines alten Problems Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wachenhusen, Hans. Monaco. Skizzen vom grünen Tisch und blauen Meer. Berlin, Otto Janke.

Wagener, Hermann. Die Politik Friedrich Wilhelm IV. Berlin, R. Pohl.

Weber, Dr. Georg. Mein Leben und Bildungsgang. Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Wildenradt, Johann von. Zwölf Balladen. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band [illegible] Heft [illegible]

Nord und Süd

[illegible]

December 18[illegible].

Breslau
S. Schottlaender

December 1883.

Inhalt:

Hierzu ein Portrait von Moriz Jokai. Radirung von Wilhelm Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W 62 [illegible] ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Beilagen zu diesem Hefte

von



An unsere Abonnenten!



Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXVII (October bis December 1883), wie auch zu den früheren Bänden I—XXVI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX. X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78 79, 80, 81

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXVII. (October bis December 1883)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name:

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

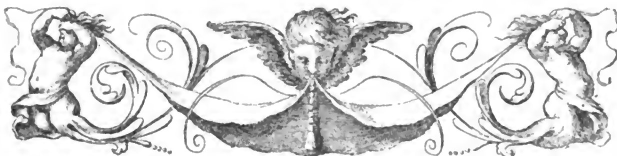
Paul Lindau.

XXVII. Band. — December 1883. — 81. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Moriz Jokai.)



Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Fürst und Fra Diavolo.

Erzählung

von

Moriz Jokai.

— Budapest. —

(Autorisirte Uebersetzung von Julian Weiß.)

In jenem Jahrzehnt unseres Jahrhundertes, in welchem das niedergetretene Gras auf's neue zu wachsen begann, ereignete sich die folgende komische Geschichte.

Bei uns in Ungarn grünte es ebenfalls da und dort.

Es geschah damals, daß ein Magnat seine ganze Jahreseinnahme zu dem Zwecke opferte: die Gründung der ungarischen Akademie der Wissenschaften zu ermöglichen. Als man ihn fragte, was er während dieses Jahres treiben wolle, entgegnete er: ich werde mich bei meinen Freunden einquartieren und bald bei dem Einen, bald bei dem Anderen wohnen. Aus Mitgliedern anständiger Familien, jungen Männern und Mädchen, hatte sich damals eine Gesellschaft zur Aufführung von Opern gebildet. Diese Truppe entsagte ebenfalls allen Einkünften und die Freunde derselben mußten sie hier und dort aushalten.

Der Leiter dieser Gesellschaft war Herr Pali, ein musikalisches Genie, denn er war im Stande, die Melodien der schönsten Opern, welche er in Wien hörte, aufzuzeichnen und aus solchen Partituren lehrte er dann die Mitglieder seiner Truppe die neuen Lieder. Es war dies der einfachste und billigste Weg, Partituren zu erlangen, und die Opernvorstellungen klappten trotzdem ganz vortrefflich. Das „Alpenmädchen", „die Haimonskinder", „die Schweizerfamilie" und all' jene berühmten Opern, welche unsere Väter sangen, kamen auf diese Weise in den Besitz Palis. Die beliebteste Oper war indessen „Fra Diavolo", und in dieser Oper sang der Director wie in

allen anderen die erste Partie. Er besaß eine wunderbare Tenorstimme, und zur Zeit, als ich ihn hörte — und damals war er schon ein recht alter Bursche — sang er noch das hohe „f“ so rein, daß es ihm Keiner gleich thun konnte. Seine Frau war selbstverständlich die Primadonna.

Der Director besaß eine kräftige Gestalt und es würde gefährlich gewesen sein, sich ihm zu widersetzen, wenn er in Zorn gerathen wäre, doch glücklicherweise erfaßte ihn niemals die Leidenschaft — nicht einmal auf der Bühne. Was man mit Farbe auf ein Antlitz malen konnte, das war bei ihm zu sehen. War er verliebt, dann bildeten seine Augenbrauen Halbkreise und seine Schnurrbartspitzen hingen herab; war er ein Held, dann standen seine Augenbrauen schnurgerade und der Schnurrbart reckte sich gen Himmel. Aus dieser Ordnung war er nicht zu bringen. Wenn in seiner Rolle vorgeschrieben war „er zieht den Säbel und sticht“ dann zog er das Schwert und stach. Sein Gegner hatte die Pflicht dort zu stehen, wohin er stechen wollte, und nicht er dorthin zu stechen, wo Jener stand. War die Primadonna nicht hoch genug und es kam dazu, sie zu umarmen, so suchte er sie nicht lange, und er umarmte oft die Luft über dem Haupte der Sängerin . . . . . Doch all dies verzieh ihm das Publikum, weil er wirklich sehr hübsch sang.

Pali war übrigens auch im gewöhnlichen Leben ein phlegmatischer Mensch und seine Gemahlin war würdig, sich neben ihm sehen zu lassen.

. . . . . Der Landtag von Preßburg hatte sein Ende erreicht und damit war auch die Theatersaison abgeschlossen. Der Sommer kam näher. Alle Leute ernten jetzt, nur die Theaterdirectoren nicht. Für viele Arme ist es eine schwierige Aufgabe zu überwintern, für den Theaterdirector ist das Uebersommern weit schwieriger. Coulissen, Garderobe, Requisiten, Partituren, alles war schon eingepackt, die schweren eisernen Kisten und Koffer standen bereit, doch der Director wußte noch immer nicht wohin er den Thespiskarren lenken solle. Er hatte zwischen den Städten Kaschau Szegedin, Komorn und Klausenburg zu wählen. Jeder dieser Orte besaß seine guten und schlechten Seiten. Unzählige kleine Umstände mußten bedacht werden, beispielsweise, daß hier der Ober-Mäcen Familientrauer hatte, dort das Orchester (die Zigeunerbande nämlich) abgereist war u. s. w. All' diese Umstände wurden dem Director von seinen Agenten im ganzen Lande gemeldet und jeder neue Schritt mußte daher sorgsam bedacht werden.

Einmal nach Tische sagte der Director:

„Ich habe einen Contract abgeschlossen.“

„Mit wem?“ fragte die Primadonna, die bereits das Tischtuch andächtig zusammen faltete.

„Mit Avakum.“

„Wohin?“

„Nach Bukarest.“

Jetzt legte die Hausfrau das Tischtuch nieder.

„Wie beliebten nur zu sagen?“

„Nach Bukarest."

„Wo ist das, ich bitte."

„Gleich da, von Kronstadt ein Katzensprung."

Die junge Frau stützte sich auf den Tisch und betrachtete bewundernd den Director.

„Ist das recht weit?"

„Fürchten Sie sich nicht, junge Frau." (Sie dutzten sich principiell nicht.) Es führt ein gemachter Weg dahin, auch haben wir gute Fahrgelegenheit! Unser Freund Avakum kommt direct von dort, denn der neue Fürst hat ihm den Auftrag gegeben, unsere Gesellschaft für die Dauer von zwei Monaten zu engagiren. Fixe Bezahlung, Tausend Ducaten, außerdem noch die Tageseinnahmen und freies Quartier."

„Aber das ist so weit, sogar außerhalb der ungarischen Grenze."

„Wir waren schon in Agram und das ist ebenfalls außerhalb der Grenze."

„Ich würde auch nicht mehr dahin zurückkehren, denn die kroatische Sprache verursacht mir noch heute Ueblichkeiten ..... Ja, in welcher Sprache sollen wir dort eigentlich spielen?"

„Selbstverständlich rumänisch, denn in Bukarest versteht man keine andere Sprache."

Jetzt flog das Tischtuch aus der Hand der jungen Frau.

„Daraus wird nichts."

„Steht es in ihrer Rolle, daß Sie das Tischtuch zur Erde werfen sollen? Können Sie nicht ohne Gesticulationen conversiren? Hier gibt es keine Galerie! Weshalb also die Stimme anstrengen? Es genügt vollständig, wenn Sie hier, wie auf der Probe, nur markiren ...... Und warum soll nichts daraus werden? ..... Wozu wäre denn der Souffleur da? Wußte denn Herr Artányi jemals, was er sagen soll, ehe es der Souffleur flüsterte? Und hat nicht Frau Lengö erst jüngster Tage Applaus erhalten, als sie declamirte: ‚Aus dem Hausknecht entstand die Welt' obwohl sie hätte sagen sollen: ‚Aus dem Chaos entstand die Welt'. Ist es nicht ganz gleichgiltig, ob Jemand seine Rolle rumänisch nicht weiß oder ungarisch. Nur der Souffleur muß rumänisch verstehen und dafür garantire ich Ihnen."

„Der Herr hat leicht reden. Sie thun ja nichts anderes, als die Hände an die Brust legen und die Daumen fortwährend im Kreise von rechts nach links drehen."

„O ich bitte, ich drehe sie auch von links nach rechts."

„Doch wir Anderen, wie sollen wir spielen, wenn wir kein Wort des Textes verstehen?"

„Ich will Ihnen etwas sagen, was Sie gewiß verstehen werden. Sie erhalten monatlich zwei Benefize und die übrigen Solisten je eines. Haben Sie begriffen?"

Das verstand sie, und auch die übrigen Sänger und Sängerinnen erklärten, nach der Versicherung des Directors, daß ein Benefiz mindestens vierhundert Piaster einträgt, rumänisch zu verstehen.

„Und noch eines will ich Ihnen sagen," bemerkte der Director, als bereits die ganze Gesellschaft für die Expedition gewonnen war, „der rumänische Fürst ist ein junger Mann und die Fürstin eine junge Frau; es ist gewiß, daß sie sich in mich verlieben wird und er in Sie, meine liebe Gattin. Wir werden großartige Geschenke erhalten." —

Man suche in diesen Worten keine Unmoralität. Weder Herrn Pali noch seiner Gemahlin schadete es etwas, wenn sich Jemand in sie verliebte; im Gegentheil es brachte ihnen nur allerlei Schmuck, goldene Uhren und schöne Perlen, — andere Consequenzen hatte diese Liebe niemals. Der Director und seine Frau waren nämlich im Leben eben so kalt, als auf der Bühne; sie ließen alle Leute ihre Strophen absingen und hörten ruhig zu. Sie glichen immer zwei Marmorstatuen, trotzdem war ihnen aber daran gelegen, daß möglichst viele Zuhörer sich in sie verlieben, denn das hob das künstlerische Geschäft.

Und nun kehren wir zu Avakum zurück, dessen Worten der Director fest vertraute. Avakum war ein Grieche, der in Kronstadt wohnte, aber fast immer umherreiste, alle möglichen Sprachen verstand, sich mit Schmuggel und anderen dankbaren Dingen beschäftigte, und überdies noch ein wenig Politiker war.

Pali hingegen verstand nur die Musik, von allen anderen Dingen wußte er nichts, von der Politik sogar noch etwas weniger. Politische Musiker gibt es überhaupt nicht, und deßhalb war es dem guten Avakum ein Leichtes, die ganze Gesellschaft zum Besten zu halten. Als nämlich die Gesellschaft beim Abschiedsmahle saß, erhob er sein Glas und sprach: „Sahet Ihr jemals Bukarest? Nein? Dann habt Ihr überhaupt nichts gesehen! Die Stadt ist so groß wie Wien, nur schöner. Es gibt hier Hundertdreiunddreißig Kirchen und wenn die Glocken in all diesen Kirchen zu läuten beginnen, zittert die Erde. Jede Kirche hat einen goldenen Thurm und der größte ist einmal infolge vielen Läutens von der Kirche gefallen. Es gibt einen Platz in Bukarest, der so groß ist, daß die ganze Stadt Preßburg auf demselben untergebracht werden könnte. Der Bukarester Jahrmarkt ist von ganz Europa und Asien besucht und hier werden echte Perlen in Körben verkauft. Es gibt nur Gold- und Silbergeld."

„Und was ist's mit den Wein?" fragte Herr Artányi.

„Der fließt wie die Donau! Für einen Sechser bekommt man einen ganzen Eimer; ein so hübscher Bursche wie Sie braucht übrigens gar nichts zu bezahlen.

„Wie sieht das Theater aus?" lautete die Frage der Directorin.

„Gewiß nicht schlechter, als die Wiener Theater. In einer langen Promenade steht an dem einen Ende der Palast des Fürsten und an dem

anderen das Theater. Fürst Kallimaki hat das Gebäude ursprünglich zu einem Bazar bestimmt.

„Und sein Sohn hat ein Theater daraus gemacht?" fragte Herr Kovacs, der Solotänzer.

„Der Sohn!" brummte Avakum, „welcher Sohn? Ich bitte, reden Sie nichts, sondern tanzen Sie nur. Wozu braucht der Rumäne einen Sohn nach dem Vater? Er ist froh, wenn er sein Fürstengeschlecht wechseln kann. Jetzt hat Rumänien einen jungen hübschen Fürsten, der in Paris studirt hat, französisch spricht und nur Champagner trinkt."

„Ist er ein hübscher Mann?" wünschte Fräulein Betti, die Naive, zu wissen.

„Ach, man kann gar nicht sagen, wie schön er ist. Er gleicht in der Gestalt dem Herrn Director, und wenn dieser einen Bart besäße, wäre er mit dem Fürsten Johann zu vertauschen."

„Ist die Fürstin schön?" fragte der Director.

„Ihre Augen gleichen den Feuerrädern beim Feuerwerk."

„Und das Uebrige?"

„Das kann man nicht sehen."

„Sie wird doch nicht verschleiert umher gehen, gleich einer Türkin?"

„Doch, doch, sie ist die Tochter eines Großveziers und der Fürst hat sie von Konstantinopel geholt. Sie lebt ganz nach türkischer Sitte, bleibt immer zu Hause und spricht mit keinem fremden Manne."

„Die Fürstin besucht demnach nicht das Theater? Wie? Wem werde ich dann meine Lieder singen?"

„Wem der Herr singen wird? Weiß denn der Herr nicht, daß es in Bukarest zwölftausend Wagen gibt, die den gnädigen Bojaren gehören, von welchen jeder einzelne so reich ist, daß jeder Knopf an seinem Rocke einen größeren Werth besitzt, als ein ungarisches Dorf."

Die Directorin hatte noch eine Frage.

„Werden wir wirklich rumänisch unsere Rollen sprechen müssen? Wer wird dieselben übersetzen? Herr Pali versteht wohl sieben Sprachen, aber die rumänische ist nicht darunter."

„Das ist das Wenigste. Es wohnt der berühmte Poet Tarakjaki in Bukarest; derselbe wird Eure Stücke einrichten. Ihr kennt doch den berühmten Tarakjaki? Er ist bedeutender als Schiller; er hat den „Wojwoden Michael" in sechs Aufzügen geschrieben, und auch dieses Stück werdet Ihr am Namenstage des Fürsten spielen müssen. O, Tarakjaki wird Eure Opern einrichten, daß alle Welt glauben wird, sie seien rumänisch zur Welt gekommen. Wie? Und Ihr kennt Tarakjaki nicht!"

Diese Unwissenheit schmerzte Avakum so sehr, daß er von diesem Gegenstande nicht mehr sprach und nur noch die Bemerkung machte: in Bukarest seien mehr Magyaren zu finden, als in Preßburg. Diese letztere

Bemerkung schien zufällig wahr zu sein. Avakum bereute sie deshalb auch und sprach kein Wort weiter.

* * *

Am nächsten Tage machte sich die ganze Gesellschaft auf den Weg. In zwei großen Wagen, welche allerlei Waaren von Kronstadt nach Wien gebracht hatten und jetzt leer zurückkehrten, fand die ganze Gesellschaft Platz. Freilich waren vor jeden Wagen dreizehn Pferde gespannt und der innere Raum des Wagens glich einem Zimmer.

Nach vielen Mühen und Beschwerden erreichte man Rumänien und hier hielten die Comödianten endlich ihren Einzug. Sie wurden mit Freudenjubel empfangen.

Fürwahr Avakum hatte nicht übertrieben. Bukarest ist eine schöne Stadt, freilich ein wenig schmutzig, aber mein Gott, es kann nicht jede Stadt mit Brettern gebohlt sein, wie z. B. Debreczin. Die Mitglieder der Gesellschaft fanden hübsche Quartiere, man begrüßte sie mit schönen Reden, sie erwiderten dieselben und schließlich wurde auf beiden Seiten Vivat gerufen, ein Wort, das sowohl Magyaren als auch Rumänen verstehen.

Am Abend brachten die Sänger dem Fürsten eine Serenade. Sie sangen ihre hübschesten Lieder und machten dem großen Publikum lange Zähne.

Tags darauf war die erste Vorstellung. Man konnte nur einige National-Gesänge vortragen und Nationaltänze zeigen, denn die Opern waren noch nicht übersetzt. Trotzdem schien das Publikum von dem Gebotenen entzückt zu sein und die Einnahme überstieg alle Erwartungen.

Der große Dichter Tarakſaki stellte sich noch im Laufe des Abends der Gesellschaft vor. Sein Aeußeres entsprach nicht dem Bilde, welches man sich von ihm gemacht hatte, denn er hinkte und besaß einen Höcker. Freilich müssen die Poeten bei einer ritterlichen Nation immer ein wenig krumm sein, denn die stattlichen Männer haben ganz andere Dinge zu thun — als zu dichten. Tarakſaki lebte übrigens in der glücklichen Einbildung, daß er der schönste und liebenswürdigste Mann auf Erden und nebstdem noch der größte Dichter sei. Er machte selbstverständlich allen Sängerinnen den Hof, gab dem Director gute Rathschläge und blieb dafür zum Mittag- und Abendessen bei ihm. Tarakſaki begann damit, daß er dem Director sein Drama in sechs Aufzügen zur Aufführung empfahl. Der Director besaß genug Erfahrung, den Dichter zu vertrösten und ihm zu versprechen, daß er das Drama am Namenstage des Fürsten darstellen wolle. Vorher bat er aber Tarakſaki, die Oper „Fra Diavolo“ in's Rumänische zu übersetzen. Der Dichter sagte zu, wogegen der Director versprach, die Rollen des sechsactigen „Wojwoden Michael“ vertheilen zu lassen.

Dieses Drama war wunderbar schön und die ganze Weltliteratur besitzt kein Stück, welches ihm an die Seite gestellt werden könnte. Jeder Mann in diesem Theaterstücke war ein Held und jede Frau hochherzig und

edelmüthig. Tarakjaki erschien immer bei den Proben und besonders mit dem Director, welcher die Titelrolle spielen sollte, gab er sich viele Mühe. Er zeigte ihm, wie er die Hände ausstrecken, wie er mit den Füßen stampfen, sich in's Haar fahren, mit den Fäusten drohen und den Feind im Kampfe besiegen solle. Auch der Frau des Directors gab er Lectionen und wenn er die Rolle mit süßlicher Stimme und verliebtem Augenverdrehen vortrug, so hätte man das für eine Liebeserklärung halten können. Es war in der That nichts anderes, und der rumänische Dichter machte auch kein Hehl daraus, daß sein Herz für die reizende Primadonna flammte. Der arme Dichter hatte jedoch das Unglück, auf diesem Felde einen sehr gefährlichen Rivalen zu besitzen — den Fürsten selbst.

Der Wojwode Johann, der gegenwärtige Fürst von Rumänien, war zur Zeit der Restauration von seinen Eltern nach Paris gesandt worden und kehrte als moderner Mensch, der die Ideen seiner Zeit eingesogen hat, in sein Vaterland zurück. Die hohe Pforte verhalf ihm zur Regentschaft und er reformirte auch das Land, soweit dies in seinen Kräften stand. Er war es, der die ersten Billards nach Rumänien brachte, er ließ ein Theater erbauen und unter seiner Herrschaft wurden der erste Kalender und die ersten Theaterzettel gedruckt.

. . . . . . Die ganze Stadt wußte bald, daß der Fürst der schönen Primadonna den Hof macht. Im Wagen des Fürsten fuhr Frau Pali von ihrer Wohnung zur Probe, oder zur Vorstellung und wieder zurück, die Leibdiener des Fürsten brachten der schönen Frau ganze Körbe voll Delicatessen, während der Vorstellung saß der Fürst in einer Loge und begann mit den Applaus, so oft Zerlina vortrat, und in jedem Zwischenacte eilte der Fürst von seiner Loge auf die Bühne, ja er betrat sogar die Garderobe der Sängerin. Bei solchen Gelegenheiten geschah es oft, daß er unserem Tarakjaki, der vor der Thüre des Allerheiligsten lauschte, auf die Hühneraugen trat, was die Comödianten außerordentlich erheiterte. Was dem Fürsten erlaubt ist, ist dem Dichter noch immer nicht gestattet.

Tarakjaki schnitt ein Gesicht wie Richard III. und rief: „Was ist mir der Wojwode Janko! Ich stecke zwei Finger in den Mund, pfeife Eines und er fällt von seinem Throne!"

Doch diese Drohung erregte nur Heiterkeit, obwohl dieselbe nicht ohne ernsthafte Grundlage war.

In Rumänien gab es zu jeder Zeit Politiker, vor welchen das Land am liebsten davonliefe. Damals hielt es Theil mit den Türken, ein anderer mit den Russen, doch beide Theile waren übereinstimmend der Ansicht: die Landeskasse sei eigentlich nur dazu da, damit der Bauer sein Geld hineinlege und der Adelige dasselbe herausnehme . . . . . . Plötzlich entstand aber eine neue Partei, welche es weder mit Türken noch Russen, ja nicht einmal mit den Bojaren hielt und die etwas ganz neues, nämlich „Freiheit" ver-

langte. Diese Partei nannte sich „Hetaeria," und ein Führer dieser politischen Partei war unser Tarakfaki.

Der Hauptsitz der Hetaeria war nicht Bukarest, sondern Galatz, denn dort wohnten zumeist eingewanderte Griechen.

...... Herr Pali und seine Gesellschaft hatte mit diesen Griechen nichts zu schaffen; die Gesellschaft besaß andere Aufgaben, sie mußte heute „Fra Diavolo" singen, morgen dieselbe Oper auf „allgemeines Verlangen" wiederholen und übermorgen auf „allerhöchsten Befehl" nochmals Fra Diavolo aufführen, denn das war die einzige Oper welche man rumänisch einstudirt hatte. Es ist wahr, dem Fürsten gefiel dieses Stück, besonders die Scene im Schlafgemache wo Zerlina vor dem Spiegel singt: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel!" Dieses Lied war ganz nach seinem Geschmack, und so oft er in das Ankleidezimmer der Primadonna trat sang er: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel" — dabei sang er aber sehr schlecht und falsch.

Tarakfaki sagte dem Director oft und oft, er möge doch ein anderes Stück zur Aufführung bringen, weil das Publikum die Geduld verlieren könnte und dann eine Katastrophe nicht mehr hintanzuhalten wäre. Der Director hatte aber immer allerlei Ausreden.

Eines Abends geschah es nun, daß, als Zerlina aus den Coulissen trat, ein riesiger Kranz — von Zwiebeln ihr vor die Füße fiel.

Doch diesen Kranz hatte nicht die Hetaeria werfen lassen, die Gattin des Fürsten arrangirte das Ganze.

Die Prinzessin Unnahar war eine Türkin und als solche besuchte sie niemals das Theater. Doch sie hatte erfahren, daß ihr Gemahl mit Leidenschaft einer schönen Schauspielerin den Hof mache und das ist eine Angelegenheit, die selbst die beste Christin zu einer Heidin machen kann.

Die arme Primadonna war einer Ohnmacht nahe, denn dieser Empfang war zu schrecklich. Doch der Director, welcher sich eben auf der Bühne befand, hob den Kranz mit seltenem Phlegma vom Boden, steckte denselben an den Arm und sprach mit Ruhe: „Wird gut sein zum Abendessen!" und dann sang er hübsch weiter.

Dieser Improvisation ist es zu danken, daß Fra Diavolo zu Ende gespielt werden konnte.

Der Director sagte aber nach Schluß der Vorstellung: „Es wird gut sein ein anderes Stück zu studiren, denn die Sperlinge singen jetzt schon: „Mein Wuchs ist nicht übel." Wir müssen die Huld des Publikums zurückgewinnen. Der beste Weg hiezu ist die Aufführung des Dramas von Tarakfaki. Lerne Jeder seine Rolle, es wird schon gehen. Wir haben härtere Bissen verspeist, denket doch nur an Agram, wo wir ein Stück in kroatischer Sprache vortrugen. Zeiget was Magyaren zu leisten im Stande sind."

Diese Aufforderung genügte. Die Comödianten begannen zu lernen. Besonders Herr Pali war sehr fleißig und lernte alle Monologe vom ersten

bis zum letzten Worte gewissenhaft. Die Proben fanden in Gegenwart des Dichters statt und gingen vortrefflich.

. . . Große Aufregung herrschte in Bukarest. Man erwartete mit Spannung das neue Stück. Die Bojaren borgten dem Director prachtvolle Möbel und sogar den herrlichen Dolman des Fürsten und seine hohe Mütze erhielt die Gesellschaft leihweise. Wenn der Director diese Kleidung angelegt, einen schmalen Schnurrbart angeklebt und die Augenbrauen stark geschwärzt hätte, er würde ein Doppelgänger des Wojwoden Johann geworden sein, man hätte beide miteinander verwechseln können.

Kein Mensch wußte, welchen Inhalt das neue Stück besaß, es kümmerte sich auch Niemand darum, denn in Rumänien gab es keine Censur.

Am Namenstage des Fürsten wurde das Stück zur Aufführung gebracht. Obwohl Freikarten keine Giltigkeit hatten, war das Theater überfüllt und mit Spannung erwartete das Publikum den Beginn der Vorstellung. Der Fürst erschien in seiner Loge, die Anwesenden erhoben sich von ihren Sitzen und das Orchester blies dreimal Tusch. Hierauf begann die Ouverture und nach Schluß derselben ging der Vorhang in die Höhe. Der erste Act spielt im türkischen Lager. Die Schauspieler sprachen dem rumänischen Souffleur schreckliche Dinge nach, so zwar, daß das Publikum glaubte, es werde auf der Bühne türkisch gesprochen. Die schönsten Phrasen erweckten laute Heiterkeit, es war ein Erfolg, ganz dazu geeignet, den Dichter zu veranlassen, sich die Haare auszuraufen. Doch wo war er, daß er das nicht that?

Tarakfaki ist nicht anwesend. Er hat ganz andere Dinge zu thun. Diese Tragödie war nur eine Comödie, sie war das Zeichen der Verschwörer.

Für diesen Tag war nämlich der Ausbruch der Revolution festgesetzt. In dem Augenblicke, in welchem der Fürst in's Theater trat, ergriffen die Mitglieder der geheimen, politischen Verschwörung die Waffen und eilten unter der Führung des Theodor Wladimiresko zum Theater, wo sie „Freiheit!“ schrieen und den Fürsten zwingen wollten, sich entweder an die Spitze der Volksbewegung zu stellen und das rumänische Heer gegen die Türken in den Kampf zu führen, oder aber dem Throne zu entsagen. Man beabsichtigte auch den Fürsten zu tödten und die Republik zu proclamiren.

Und dieses Stück war besser einstudirt, als jenes auf der Bühne. Tarakfaki war schon als Autor bedeutend, doch als Regisseur unzweifelhaft noch bedeutender. Im Verlaufe einer Viertelstunde hatte die Hetaeria von Bukarest Besitz ergriffen, ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

Dem Fürsten brachte man die Schreckensnachricht in seine Loge.

Er hatte genug!

Eiligst verließ er die Loge, lief über die Bühne und brach in die Garderobe der Primadonna.

„Es ist nicht erlaubt!“ schrie die Sängerin und flüchtete hinter eine spanische Wand.

„Ach Gott!“ lispelte der todtenbleiche Fürst, „wir sind verloren! Die Rebellion ist ausgebrochen, man will mir den Kopf abschneiden!“

Jetzt vergaß aber auch Frau Pali, daß nur die eine Hälfte ihres Gesichtes geschminkt war, sie ließ die Puderschachtel und den Schminketiegel fallen.

Von der Straße hörte man die zornigen Ausrufe der Menge.

Die Directorin war eine kluge Frau, die nicht so schnell ihre Besinnung verlor. Sie fand einen Ausweg.

„Schnell, schnell! Flüchten Sie in's Nebenzimmer, Durchlaucht, dort finden Sie die Kleider meines Gemahls, ziehen Sie dieselben rasch an. Auch ein Rasirmesser finden Sie dort, entfernen Sie damit Ihren Schnurrbart und Sie werden ungehindert mit uns fliehen können.“

Fürwahr ein kluger Gedanke. Durch die Ausführung desselben trat der Fürst an die Stelle des Gatten der Primadonna und das war immer das Ziel seiner Wünsche gewesen. Freilich wollte er diese Wünsche nicht unter solchen Umständen erfüllt sehen und er dachte jetzt auch gar nicht an Schäferstunden.

Was aber geschah mit dem Director?

Herr Pali war erst im zweiten Acte beschäftigt und da er stets das Schöne mit dem Nützlichen verband, hütete er im glänzenden Kostüm des Wojwoden die Kasse. Plötzlich drang eine Schaar verwegener Bursche ein und ehe noch der Director eine Frage an sie richten konnte, wurde er erfaßt und von den Burschen unter großem Jubelgeschrei auf die Straße getragen. Er stieß mit Händen und Füßen um sich, aber sein Protestiren war erfolglos. Weder Worte noch Ohrfeigen hatten eine Wirkung. Man trug ihn fort und als man endlich Halt machte, sah er sich inmitten eines bewaffneten Volkshaufens. Man schrie und tobte und ballte die Fäuste gegen ihn.

Er verstand kein Wort von der Sache und begann nachgerade zu glauben, daß das Ganze eine Ovation sei. Vielleicht ist es in Bukarest üblich, die Theaterdirectoren am Tage ihres Benefizes umherzutragen. Man hätte aber damit bis nach der Vorstellung warten können . . . .

Schließlich trug man ihn vor den fürstlichen Palast und stellte ihn hier zwischen zwei Säulen nieder.

Und nun begann die Menge in fürchterlicher Weise zu schreien.

Wenn er wenigstens wüßte, was man von ihm will?

Er blickte verzweifeit umher und gewahrt den guten Avakum in seiner nächsten Nähe.

„Was wollen diese Leute von mir?“ fragte er in ungarischer Sprache.

„Halten Sie dem Volke eine Rede!“

„Was für eine Rede?“

„Eine rumänische.“

„Ich verstehe kein Wort rumänisch.“

„Declamiren Sie einen Monolog aus dem „Wojwoden Michael“.

Herr Pali nahm eine würdige Positur an, legte die beiden Hände an seine Brust und mit den beiden Daumen begann er nun Windmühle zu spielen.

Ein ungeheures Freudengeschrei erhob sich in der Menge, denn das geheime Zeichen der Hetaeria wurde soeben von Herrn Pali der Menge gezeigt. Und dann citirte er den Monolog; er sprach denselben mit Würde und feierlicher Betonung. Leider verstand er kein Wort davon und begriff auch nicht, warum jeder Satz stürmische Bravorufe entfesselte.

Und das war doch ganz einfach. In seiner rumänischen Rede forderte er das Volk auf, das Joch zu zertrümmern und nannte die Rumänen würdige Nachkommen der Römer. Männer und Frauen rief er zu den Waffen, jeden Fremden verurtheilte er zum Tode und schließlich erklärte er den Türken den Krieg.

Ein dankbareres Auditorium hätte er nimmermehr finden können.

Das aufgeregte Volk verlangte von ihm, daß er sofort ein Pferd besteige und gegen den Feind ziehen solle.

„Was wollen diese Kerle von mir?“ fragte Pali seinen Freund Avakum.

„Gegen den Feind marschiren!“

„Diese Kunst verstehe ich nicht!“

Sagen Sie das dem Volke.

„Ich spreche nicht rumänisch.

Declamiren Sie die letzten Sätze Ihrer Rolle.“

Der arme Director schrie in seiner Verzweiflung dem Volke rumänisch zu: „Vorher laßt mich zur Fürstin eilen, damit ich ihr die Freudenbotschaft künde.“

Den Sinn dieser Worte verstand der Director zufällig, denn Tarakfaki hatte ihm dieselben gelegentlich übersetzt. Herr Pali gerieth in Erstaunen über die Wirkung, welche seine Aufforderung hervorbrachte. Man ergriff ihn an Händen und Füßen und trug ihn über die Treppen des Palastes bis vor die Thüre der Gemächer der Fürstin.

Das kann eine komische Situation werden, — dachte der Director, dessen Phantasie sich schon einigemale mit dem Gedanke beschäftigte, welch' herrliche Augenblicke er an der Seite der Fürstin, dieser schönen Fee, die noch niemals von einem fremden Auge gesehen wurde, verbringen könnte. Die gegenwärtige Lage übertraf aber alle Erwartungen.

Doch schließlich, das Volk wollte es und Volkesstimme ist Gottesstimme. Er mußte gehen und er ging. Eine Thür nach der anderen öffnete sich vor ihm und endlich stand er vor der Fürstin.

Dieselbe hatte vom Fenster Alles gesehen und gehört, die Felonie des Fürsten und die Kriegserklärung hatten sie, die Tochter eines türkischen

Feldherrn war, verletzt und entrüstet. Sie war eine fanatische Mohamedanerin und der Volksaufstand erschreckte sie nicht im Geringsten, denn sie war an derartige Rebellionen gewöhnt. Dergleichen zählt in der Türkei zu alltäglichen Dingen.

...... Herr Pali wollte die Feuerräder sehen, welche die Fürstin an Stelle der Augen besaß — und er sah sie. Er wollte auch die übrige Schönheit der Frau bis zu den rosigen Fingerspitzen kennen lernen — und er fühlte sie. Wie ein wilder Löwe stürzte das schöne Ungeheuer auf ihn, umschnürte mit beiden Händen seine Kehle und schüttelte ihn wie einen Maulbeerbaum, wobei sie ihm von Zeit zu Zeit zornige Worte zurief. Er verstand kein Wort, doch soviel glaubte er errathen zu dürfen, daß er in griechischer Sprache gescholten wurde. Griechisch hatte er wohl in der Schule gelernt, doch er erinnerte sich diesbezüglich nur des Satzes, daß Diogenes ein armer Mann war.

Freilich so arm, wie er in diesem Augenblicke, war selbst Diogenes nicht.

Es that ihm schon leid, daß er rumänischer Fürst geworden war und er sehnte sich heim zu seiner lieben Frau.

Er wollte Worte der Entschuldigung vorbringen, doch er vermochte nicht zu sprechen, während ihm die Fürstin, ohne zu ermüden, ununterbrochen Schimpfworte zurief.

Plötzlich riß sie einen Kasten auf, nahm aus demselben eine seidene Schnur und präsentirte sie dem falschen Fürsten mit einer nicht mißzuverstehenden Geberde; sie rieth ihm nämlich, sich sofort zu erdrosseln.

„Ah, da danke ich."

Nun nahm die Fürstin ein Glas Wasser, schüttete in dasselbe ein verdächtiges Pulver und bot es dem Pseudo-Fürsten an. Auch von dieser Speise begehrte er nicht, sondern nahm die erste Gelegenheit wahr, um der Fürstin den Rücken zu drehen und in wilder Flucht das Zimmer zu verlassen. Die Hälfte seines Kaftans blieb in der Faust der Fürstin, Herr Pali aber stürzte mit Lebensgefahr über die Treppen.

Unten wurde er von den Rebellen aufgefangen, die seine wilde Fluch, für heldenhafte Begeisterung hielten und annahmen, er wolle nun schleunigst gegen den Feind ziehen. Sie erfaßten ihn wieder bei Händen und Füßen, setzten ihn auf ein Pferd und jagten mit ihm davon.

Herr Pali fragte nicht lange woher und wohin; er wollte nur aus der Nähe dieser fürchterlichen Fürstin kommen.

* * *

Die Gesellschaft spielte den „Wojwoden Michael" nicht zu Ende.

Als die Rebellion ausbrach, liefen alle Comödianten in die Garderobe, legten ihre Kostüme ab, zogen ihre Alltagskleider an, suchten dann Wagen und fuhren noch in derselben Nacht davon. Niemand hielt sie auf, denn man sah, daß sie Comödianten waren.

Der Fürst saß im Hintergrunde des Wagens und hüllte sich in den Reisemantel des Directors.

Erst als die Gesellschaft außerhalb der Stadt war, bemerkte die Frau Directorin, daß ihr Gemahl fehlte. Sie hatte Anfangs gedacht Herr Pali habe seiner Gewohnheit gemäß mit dem Kassier den letzten Wagen bestiegen, doch jetzt erblickte sie den Kassier allein.

„Wo habt Ihr meinen Gemahl gelassen, Herr Kassier," fragte die Directorin.

„Den haben die Rebellen wegen seiner Kleidung für den Fürsten gehalten und gefangen genommen."

„Jesus, Maria!" schrie die Directorin auf, „ich gehe zurück und werde meinen Pali befreien. Nicht einmal als Fürst darf mein Mann bei den Rumänen bleiben."

„Um Gottes willen schweigen Sie, junge Frau," flüsterte ihr der Wojwode Johann zu. „Ihr Mann wird erkannt und freigelassen werden. Wenn Sie aber aller Welt mittheilen, daß ich der Fürst bin, der Director jedoch in meinen Kleidern steckt, dann werden wir alle drei verhaftet werden. Lassen Sie uns lieber eilen, damit wir je eher die Grenze hinter uns haben."

Die Directorin war untröstlich, doch die Reise wurde mit thunlichster Eile fortgesetzt.

Diese Flucht erregte Aufmerksamkeit und schon am nächsten Tage wurde unsere Gesellschaft von einem Trupp Reiter aufgehalten. Dieselben redeten eine curiose Sprache, welche Niemand verstand und umsonst sagten die Reisenden, daß sie Comödianten seien, die Reiter schrien nur: „Marsch zu Ypsilanti!" und schnalzten dazu mit ihren Peitschen. Oft nannten sie auch den Namen: „Hospodar Janko" und suchten im Wagen nach dem Fürsten.

Wieder zeigte es sich, daß in der Stunde der Gefahr die Frauen am muthigsten sind.

„Gehen wir zu Ypsilanti, ich werde mit ihm reden, sei er wer er wolle," sagte Frau Pali.

Ypsilanti war ebenfalls ein Rebellenführer, der gegen den Woywoden Janko die Waffen ergriff. Er erhielt Unterstützung von Seite der Russen, während Wladimiresco von der Hetaeria unterstützt wurde. Der erstere war ein Fürst, der letztere Demokrat. Zwei Rebellenführer für ein Land sind aber offenbar zu viel, es ist just so, als ob zwei Dudelsackpfeiffer in einem Wirthshaus spielen würden.

Die gemüthlichen Türken setzten den Bukarester Rebellen keinen ernsthaften Widerstand entgegen, Ypsilanti jedoch war für die Rebellen weit gefährlicher, denn er wollte den Aufstand unterdrücken, um denselben später auf's neue und viel schöner zu beginnen.

Die Comödianten wurden unterdessen in die Stadt getrieben und ihr Empfang war ein viel besserer, als sie erwarteten. Die Frau Directorin trat dem Fürsten Ypsilanti mit den Worten entgegen: „Ich bin Frau Pali,

die Leiterin der königlich-ungarischen Operngesellschaft." Der Rebellenführer wurde sofort sehr höflich, nahm seine Mütze vom Haupt, machte ein Compliment und sagte:

„Ich freue mich, daß mir der Zufall die gnädige Frau zugeführt hat. Ihren Ruf habe ich schon längst vernommen und auch gehört, welch' schöne Triumphe Sie in Bukarest feierten. Ich bedauere, daß Sie die Rebellen von dort vertrieben haben und verspreche Ihnen, daß ich diese Kerle lehren werde, mit Glacéhandschuhen Flöte spielen. Ich will hoffen, daß Sie dann wieder Bukarest beehren werden."

„Wir danken für die Gnade, doch von Bukarest haben wir genug. Wir wünschen jetzt nur möglichst rasch in unsere Heimat zurückkehren zu dürfen."

Das wird aber nur dann möglich sein, wenn Sie vorerst hier Lösegeld bezahlt haben," sprach lachend der Fürst.

„Gerne, wenn wir dasselbe überhaupt bezahlen können."

„Gewiß können Sie es, ich verlange nur, daß Ihre Gesellschaft die berühmte Oper „Fra Diavolo" hier zur Aufführung bringt."

Jetzt erschrak die Directorin. Wie sollte man den „Fra Diavolo" singen — ohne Fra Diavolo. Der wirkliche Tenor jagt hoch zu Roß an der Spitze der Rebellen. . . . . . . Gott weiß wohin.

„Hier giebt es kein Theater."

„Das ist das Wenigste, bis morgen haben meine Soldaten ein prächtiges Theater erbaut.

„Doch auch mein Gemahl, der den Fra Diavolo singen soll, ist den Anstrengungen der Reise zufolge vollständig heiser geworden."

„Das thut nichts, die Russen curiren diese Krankheit innerhalb vier Stunden. Ich werde vier Kosaken beauftragen, den Director in die Arbeit zu nehmen. Mit heißen Ziegeln und Eiswasser wird jede Heiserkeit geheilt."

Der Wojwode Johann mußte heiße Dämpfe und kalte Douchen ertragen und nicht einmal zu einem Protest blieb ihm Zeit.

Als man ihn wieder angekleidet hatte, fragte der Fürst:

„Nicht wahr, Sie sind curirt? Sie können jetzt das hohe C ohne Anstrengung singen?"

In seiner Angst brachte der Fürst nicht einmal einen Laut hervor.

„Wir müssen noch eines probiren. Bringet ein Glas sehr starken Rum, schlaget das Gelbe von zwei Eiern in denselben, dann noch einige Schnitte Knoblauch hinein und das Ganze möge dann der Director so heiß als möglich trinken."

Und so geschah es. Trinken oder sterben, das war die Frage.

„Nicht wahr, die Heiserkeit ist vergangen?"

„Vollständig, vollständig!" entgegnete der Ex-Wojwode, der berechtigte Angst vor neuen Medicamenten hatte.

Hierauf sperrte man die ganze Gesellschaft ein, gab ihr jedoch zu essen und zu trinken.

„Mein lieber Fürst," sagte die Primadonna, „wir sind in der Sauce, jetzt heißt's schwimmen. Durchlaucht haben immer gewünscht, vierundzwanzig Stunden den Director vertreten zu dürfen. Ihr Wunsch ist erfüllt. Beginnen wir."

„Was sollen wir beginnen?"

„Das werden Sie sogleich sehen;" und sie nahm eine Geige in die Hand.

„Was wollen Sie?"

„Ich werde Ihnen die Rolle des Fra Diavolo beibringen."

„Mir?"

„Gewiß Ihnen und keinem Anderen. Wenn wir nicht singen, werden wir gehängt. Sie haben zu wählen."

„Ich habe in meinem Leben noch niemals gesungen, nicht einmal einen Psalm. Ich weiß nicht wo das „A" und wo das „C" in der Scala steht.

„Sie haben gesungen! So oft Sie in mein Ankleidezimmer traten, sangen Sie: „Fürwahr mein Wuchs ist nicht übel", und wenn Sie damals aus Uebermuth singen konnten, müssen Sie es jetzt aus Politik thun können."

„Ich! Der Fürst! Vor Ypsilanti?"

„Sie sind jetzt kein Fürst, sondern mein Gemahl und Tenorist! Verwandeln Sie sich wieder, mir liegt Nichts daran. Schaffen Sie meinen Pali wieder und treten Sie an die Spitze des Volkes, um zu kämpfen. Sie können mit Ypsilanti raufen, mein Gatte wird mit mir singen. . . . . . Es giebt keinen anderen Ausweg: Sie müssen den Fra Diavolo spielen."

Dem Ex-Wojwoden blieb nichts anderes übrig, als mit dem Einstudiren seiner Rolle zu beginnen.

„Die Sache ist gar nicht so schwer, tröstete ihn die Directorin. Jedes Kind singt schon: „Seht Ihr dort auf den Höhen" . . . . .

Der Fürst versuchte zu singen, doch kein einziger reiner Ton kam aus seiner Kehle. Als er zum Schluß dreimal „Diavolo!" rief, hielt er sich erschrocken selbst die Ohren zu.

„Wir müssen das nochmal versuchen," sagte die Directorin, und sie spielte ihm das Lied auf der Violine vor. Stundenlang mußte er lernen. Wahrlich er hatte sich ein Beisammensein mit seiner Angebeteten ganz anders vorgestellt. Endlich hatte er die beiden wichtigsten Arien einstudirt, über die anderen Lieder hoffte er sich mit Recitation hinweghelfen zu können. Das Publikum hätte freilich die schöne Stimme des wirklichen Pali nicht erkannt, aber man konnte diese Veränderung seiner Heiserkeit zuschreiben und die Primadonna hoffte auch, daß Alles glücklich vorübergehen werde.

Mittags war die ganze Gesellschaft bei Ypsilanti geladen, welcher mit fürstlicher Munificenz seine Gäste bewirthete. Der Wojwode Janko blieb unterdessen in seinem Zimmer, wo er sich schwitzend auf den nächsten Tag vorbereitete.

Ueber Nacht wurde das Theater fertig und als man am nächsten Tage dem Zukunfts-Fra Diavolo sagte: „Gehen wir zur Probe!“ da war es ihm, als ob er seine Todesglocke läuten gehört hätte.

Er ließ sich hintragen, wie ein zum Opfer bestimmtes Lamm. Wie wird das enden? Er wagte nicht daran zu denken.

. . . . . Es fand eine Probe im Kostüm statt. Der Fürst warf sich in das Kostüm des Fra Diavolo und die Directorin schminkte sein Gesicht.

„Muth! Fassen Sie sich!“ flüsterte die Primadonna, als sie ihn mit sich auf die Bühne hinauszerrte.

Der Fürst hatte schon oft seinen Muth bewiesen; er war in Schlachten Sieger gewesen, hatte blutige Duelle hinter sich, doch was war all das gegen die Tollkühnheit, mit einer Stimme wie die seine auf die Bühne zu treten und den Fra Diavolo singen zu wollen.

Zu seinem Entsetzen bemerkte er auch noch den Fürsten Ypsilanti und einige seiner Offiziere im Theater. Dieselben wollten schon die Probe genießen.

Zerlina hatte soeben ihr Lied gesungen und drückte Fra Diavolo die Hand, was wohl als ein Zeichen dafür anzusehen war, daß er beginnen sollte.

Fra Diavolo jedoch, dieser schreckliche Held, welcher Jedermann mordet, der sich ihm in den Weg zu stellen wagt, zitterte wie ein Fieberkranker, seine Kniee schlugen an einander und seine Holzflinte streckte er so weit von sich, als ob er fürchtete, dieselbe könnte losgehen.

Glücklicherweise stürzte in diesem Momente eine Ordonnanz in's Theater und meldete, daß die Bukarester Rebellen in der Nähe des Lagers wären.

Alle Offiziere sprangen von ihren Sitzen und bestiegen ihre Pferde. Draußen hörte man Trommelwirbel — das Heer eilte in die Schlacht.

„Beendigen Sie nur die Probe, gnädige Frau!“ rief Ypsilanti. „Bis zum Abend sind wir zurück und werden die Vorstellung hören können. Mittlerweile wird für Sie gesorgt werden.“

Es blieb in der That eine Compagnie Soldaten zurück, welche darüber zu wachen hatte, daß die Comödianten nicht entfliehen.

Der Wojwode Johann dankte Gott, trotzdem war aber die Situation sehr kritisch. Würde Ypsilanti Wladimiresco besiegen, so würde der falsche Wojwode in die Hände des Siegers fallen und die Folge davon müßte sein, daß sein Incognito verloren wäre. Würden aber die Rebellen siegen, dann fiele er in die Hände seiner grimmigsten Feinde, die ihn trotz seiner Verkleidung erkennen dürften. O, gebe doch Gott, daß beide Heere sich gegenseitig auffressen!

Von allen Gefahren, welche man befürchtete, traf glücklicherweise keine ein. Ypsilanti kehrte Nachmittags zurück. Er hatte gesiegt. Wladimiresco war sein Gefangener, doch den Fürsten, welcher sich angeblich ebenfalls in der Schaar der Rebellen befunden haben sollte, konnte man nicht finden. Es war als ob ihn die Erde verschlungen hätte.

Frau Pali errieth leicht, wie dies geschehen konnte. Ihr Gatte hatte die Maske von sich geworfen und er war nicht mehr der Fürst. Sie fürchtete Nichts mehr für ihn. Herr Pali war klug; er wird schon seinen Weg nach Hause finden.

Es wurden Vorbereitungen zur Vorstellung getroffen.

Der Wojwode Janko empfand neuerdings Angst.

Man hat den Wojwoden nicht gefunden, man wird ihn deshalb wieder suchen, meinte er.

„Nur Muth! Nur kaltes Blut! Nur Seelenruhe!" sagte die Primadonna.

Sie hatte leicht reden. Tausend und Tausenden von Debutanten rief man schon ähnliche Worte zu, als dieselben die Bühne betreten sollten.

All diese Leute kennen die schrecklichen Augenblicke, in welchen der Mensch zum ersten Mal fühlt, daß die Physiker Recht haben, wenn sie behaupten, daß der Mensch Achtzehntausend Centner Last tragen muß. . . . . Wie aber erst, wenn über Einem noch das Henkersschwert baumelt?

„Nein! Das ertrage ich nicht länger, ich springe aus dem Fenster, reiße einen Kosaken vom Pferde und schlage mich durch das ganze Heer," schrie der Fürst, während die Directorin seine Nase schminkte.

„Bleiben Sie ruhig und singen Sie Ihre Rolle so gut Sie können. Der Regisseur wird im vornherein verkünden, daß Sie heiser sind und um Nachsicht bitten. Es wird Alles glatt ablaufen!" Damit tröstetete ihn die Primadonna.

„Ich bringe keinen Ton aus der Kehle und habe Alles vergessen."

„Thut nichts. Ich werde schon reden, wenn Sie den Faden verlieren. Kleiden Sie sich nur rasch an, denn der erste Aufzug beginnt schon.

Mit diesen Worten ließ sie das arme Opfer allein und begab sich in ihre Garderobe.

Der erste Act begann, die Scene der beiden Engländer war vorüber und Fra Diavolo hätte erscheinen sollen. Zerlina suchten den Fürsten in seiner Garderobe auf und sah hier zu ihrem Entsetzen, daß der Fra Diavolo in seinen Straßenkleidern vor dem Spiegel saß.

„Wie? Sie haben noch nicht einmal mit der Toilette begonnen?"

„Nein . . . . . ich glaube nicht" . . . . .

„Wo ist das Kostüm?

„Hier nicht."

„Haben Sie es denn nicht vom Garderobier verlangt?"

„Gewiß nicht."

Die Directorin gerieth in Zorn.

„Beeilen Sie sich, Sie müssen spielen . . . . . . Tausend Millionen Donnerwetter!"

„Gnade, Barmherzigkeit! Lassen Sie mich fort! Ich verspreche Ihnen, Ihre Wege nicht mehr zu kreuzen."

„Eins, zwei, drei! Bringet das Fra Diavolo-Kostüm! Unterdessen sollen die zwei Räuber Etwas improvisiren."

Der Regisseur meldete nun, daß einer der Räuber in Folge übermäßigen Genusses gelber Melonen erkrankt sei.

„Ich will seine Rolle übernehmen!" rief der Wojwode Johann.

„Und wer soll den Fra Diavolo singen?"

„Ich gewiß nicht. Nicht einmal wenn Sie mich viertheilen."

In diesem verzweiflungsvollen Wirrwarr erklang plötzlich das bekannte Lied Fra Diavolos von der Bühne.

Der wirkliche Fra Diavolo war da!

Wie er hierher gekommen? Das fragte Niemand, schon deshalb nicht, weil Herr Pali diese Frage kaum beantworten hätte können, denn er stand draußen auf dem Podium und sang. Seine Frau vergaß Alles, sie lief hinaus umarmte und küßte ihren Gatten und flüsterte ihm zu: „Mein lieber, süßer Mann!"

Pali hatte soeben die große Arie beendet und während das Publikum in tosenden Applaus ausbrach, brummte er zornig seiner Gattin zu:

„Junge Frau! Sie haben zu früh die Bühne betreten, deshalb werde ich Ihnen einen Gulden von der Gage abziehen. Sie haben improvisirt und haben mich zu laut geküßt, daß macht zusammen drei Gulden Gageabzug."

Was lag ihr daran?

Herr Pali bewältigte seine Rolle mit gewohnter Ruhe, nur einmal, als die beiden Räuber ihr Duett sangen, flüsterte er seiner Frau zu:

„Wer ist denn jener menschenfressende Henker, welcher die schöne Arie mordet?"

„Schweigen Sie! Es ist der Fürst . . . ."

„Der darf morden," meinte Pali beruhigt.

. . . . . Als die Vorstellung zu Ende war, erschien Fürst Ypsilanti auf der Bühne, klopfte den Director gnädig auf die Schulter und sagte: „Nicht wahr, meine Cur hat genützt?"

Keine Miene Fra Diavolos verrieth, daß er diese Frage nicht verstand.

Am nächsten Tage ließ man die Comödianten weiter ziehen. Der Wojwode Johann wartete aber gar nicht den nächsten Morgen ab, sondern entfloh noch in der Nacht, kam glücklich nach Siebenbürgen und von dort nach Paris. Er kehrte niemals wieder in sein Vaterland zurück.

Herr Pali traf nach langer Reise in Kronstadt ein, wo er folgende kurze Rede an die Mitglieder seiner Truppe richtete:

„Wer jemals vor mir ein Wort davon spricht, daß wir in Bukarest gewesen sind, wird sofort entlassen!"

Auch er sprach niemals davon.



Der wahre Lord Byron.

Von

Friedrich Althaus.

— London. —

Nach Allem, was seit mehr als einem halben Jahrhundert, und zuletzt noch in den Jahren 1869—70 bei Gelegenheit der durch Mrs. Beecher Stowe veranlaßten Controverse, über den Verfasser von „Childe Harold“ und „Don Juan“ gesagt und geschrieben worden, hätte man meinen sollen, „der wahre Lord Byron“ sei der Welt kein Geheimniß mehr, das Urtheil über ihn habe sich, nach dem Durchlaufen aller möglichen Phasen, auf dem Grunde unzweifelhafter Thatsachen dauernd festgestellt und etwas zugleich Interessantes und Neues in Bezug auf seinen Charakter und seine Lebensgeschichte dürfe nicht mehr erwartet werden. Daß dies nicht der Fall ist, beweist das vor Kurzem in London veröffentlichte zweibändige Werk Mr. Jeaffreson's „The Real Lord Byron“. Schon der Titel dieses Buches schlägt einen kritischen Ton an, und wenn man seinen Inhalt mit den früheren Byron-Biographien vergleicht, ist allerdings nicht zu leugnen, daß diese kritische Haltung gerechtfertigt ist. Nicht daß Jeaffreson die Verdienste seiner Vorgänger unterschätzte. Er würdigt vielmehr deren Vorzüge ohne Rückhalt, wie er denn beispielsweise nicht nur die Biographie Byron's von unserm Landsmann Karl Elze für die beste erklärt, die bisher erschienen, sondern in manchen Hauptpunkten mit Elze übereinstimmt. Aber er verfügt über eine größere Fülle von Materialien als sein deutscher Vorgänger und behandelt seinen Gegenstand mit einer Sachkenntniß, Frische, Originalität und Unparteilichkeit, die über die oft erzählte Lebensgeschichte des Dichters ein ganz neues Interesse verbreiten.

Aus manchen Gründen war und ist die Entdeckung des wahren Lord Byron unzweifelhaft keine leichte Aufgabe. In der zeitgenössischen Ansicht über wenige andere moderne Menschen waren wohl von Anfang an Dichtung und Wahrheit so

enge, so scheinbar unauflöslich verwoben, wie bei dem Vorkämpfer und Helden des modernen Weltschmerzes. Seine romantisch-revolutionäre Persönlichkeit, die intensive Subjectivität seiner Dichtung, sein abenteuervolles Leben schmolzen zu einem Ganzen zusammen, das der mythenbildenden Phantasie den glänzendsten Stoff darbot; und als genügte die seltene Vereinigung so verlockender Elemente noch nicht zu einer Lebensdichtung, erschwerte obendrein Lord Byron selbst die Erkenntniß seiner problematischen Natur durch den tiefgewurzelten Hang zur Mystification, der ihn verleitete, anders zu erscheinen als er wirklich war, und auch die, welche ihm am nächsten standen, über sein wahres Wesen irre zu führen. Aus allen diesen täuschenden Hüllen die wahre Gestalt des Dichters und Menschen, den wahren Gang seiner Lebensgeschichte hervortreten zu lassen, ist die Aufgabe, welche Jeaffreson sich gestellt und mit bemerkenswerthem Erfolge gelöst hat. Gern erführe man etwas Bestimmtes über die bisher unbenutzten Quellen, die ihm offenbar zu Gebote standen; doch sein Schweigen über dieselben ruft keinen Zweifel an ihrer Echtheit hervor. Er hat Beiträge zu einem der interessantesten Capitel der neueren Culturgeschichte geliefert, deren Werth von der ganzen englischen Presse anerkannt worden ist. Wohlthuend wirkt in seinem Buche besonders die durchweg ehrliche Unparteilichkeit, die vollständige Abwesenheit der Sucht zum Weißwaschen, wie zum Grell-in-Grell-Malen, der scharfe Blick für das thatsächliche Wesen der Menschen und der Dinge und endlich das furchtlose Aussprechen der gewonnenen Resultate. Es ist der Zweck dieser Blätter, einige der Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, durch welche das Charakterbild einer Persönlichkeit, die, so fern sie dem lebenden Geschlecht in mancher Hinsicht gerückt ist, im Andenken der Nachwelt doch nie veralten kann, in Jeaffreson's Darstellung an lebensvoller Deutlichkeit und Wahrheit gewonnen hat.

Was zunächst Beachtung verdient, ist die Aufhellung des entscheidenden Antheils physiologischer Thatsachen an der Charakter-Entwickelung Lord Byron's. Ich meine damit nicht seine aristokratische Geburt, auch nicht die unmittelbar von Vater und Mutter vererbten Einflüsse des Temperaments, obgleich es auch in Bezug auf diese bei Jeaffreson an lichtverbreitender Kritik nicht fehlt. Ich meine zunächst ganz besonders die Mißbildung der Füße, die auf Byron's ganzes Leben, von früher Jugend bis an's Ende seiner Laufbahn, einen entscheidenden Einfluß ausübte. Lange herrschte die irrthümliche Ansicht, das körperliche Gebrechen eines Mannes, der übrigens in seinen besten Jahren durch vollendete Schönheit glänzte, sei ein Klumpfuß gewesen; und erst Byron's Freund und Gefährte in Griechenland, Edward John Trelawney, gab in seinen 1878 veröffentlichten „Records of Shelley, Byron and the Author" über diesen Punkt authentische und endgiltige Aufschlüsse. Trelawney sah Byron's Leiche in Missolonghi, wenige Tage nach seinem Tode und entdeckte die Ursache seiner Lahmheit nicht in einem Klumpfuß, sondern in der Contraction der Achillessehne, die ihn verhinderte,

die Fersen fest aufzusetzen und ihn zwang, auf den Vorderfüßen zu gehen. Abgesehen von diesem Mangel und von der Verdrehung besonders des rechten Fußes, welche durch ungeschickte Heilungsversuche hervorgerufen war, fand er Byron's Füße vollkommen gebildet. „Das," fährt Trelawney fort, „war ein Fluch, der einen stolzen aufstrebenden Geist wie den seinen an die träge Erde fesselte. Ich wußte, daß er in dem Drama „The deformed transformed" Alles ausgedrückt hatte, was er ausdrücken konnte über das Gefühl eines groß angelegten Geistes, der über einer Mißgestalt des Körpers brütet; aber wenn er sagte:

I have done the best which spirit may, to make
Its way with all deformity's dull deadly
Discouraging weight upon me,

so hielt ich das für Uebertreibung in Bezug auf ihn selbst; jetzt sah ich, daß dem nicht so war. Der Gedanke an seine Mißgestalt war ihm immer gegenwärtig und beeinflußte alle Handlungen seines Lebens, spornte ihn an zur Poesie, da dies eine der wenigen Bahnen war, die ihm offen standen — und wie um sich an der Natur zu rächen, daß sie ihn „kaum halb fertig" in die Welt geschickt hatte, spottete er über ihre Werke und Ueberlieferungen mit dem Stolze eines Lucifer. Dieses krankhafte Gefühl trieb ihn auch endlich zu seinem letzten „quixotischen Kreuzzuge in Griechenland".

Trelawney theilt aus seinem persönlichen Verkehr mit Byron, der besonders die Jahre 1822—24 umfaßte, interessante Thatsachen mit, welche diese Ansicht bestätigen, wie denn überhaupt sein Buch zu der Kenntniß des wahren Lord Byron die werthvollsten Beiträge liefert. Aber Jeaffreson ist der erste, der den Einfluß jener physiologischen Thatsache der Contraction der Achillessehne und der daraus entspringenden Lahmheit auf Byron's ganzes Leben nachgewiesen hat. Wenn Byron nicht wie der Held Achilles an diesem Punkte allein sterblich war, so war es doch die Stelle an der er seine Sterblichkeit am schmerzlichsten fühlte, und Vieles in der Seelenstimmung des Dichters wie des Menschen würde ohne Frage anders gewesen sein als es war, hätte er mit seiner stolzen leidenschaftlichen Seele fest auf seinen Füßen stehen, auf festen Füßen das Leben durchschreiten können, statt bei jedem Schritt an das hemmende körperliche Gebrechen erinnert zu werden. Auch Sir Walter Scott litt an Lahmheit und ertrug sein Leiden mit heitrer Seele; aber er hatte einen Klumpfuß, der ihm fest aufzutreten erlaubte, während Byron das Leben gleichsam auf den Zehen durchhüpfen mußte und dadurch schon als Knabe von den Spielen seiner Schulgefährten, als Jüngling von dem geselligen Vergnügen des Tanzes, wie von dem frischen Umherwandern in der Welt ausgeschlossen war. Noch etwas anderes kam hinzu, ihn seine Lahmheit doppelt schmerzlich empfinden zu lassen: eine krankhafte Anlage zur Corpulenz, die er, wie es scheint, von seiner Mutter geerbt hatte. Das Mittel, diese unerfreuliche Beigabe der Natur, die nicht allein sein Schönheitsgefühl verletzte, sondern ihn physisch quälte, durch aus-

reichende körperliche Uebungen im Zaume zu halten, war ihm versagt. Er war ein vortrefflicher Reiter und Schwimmer, aber Reiten und Schwimmen genügten nicht. Kein Arzt und kein Banting hatten damals schon die Physiologie der Nahrungsmittel in ein System gebracht. Byron experimentirte daher gegen die drohende Corpulenz mit einem gewaltsamen System selbstauferlegter Hungerkuren, welche seine Gesundheit zerrütteten und seinen Hang zur Einsamkeit und grübelnder Melancholie nährten. Ungeschickte Versuche zur Heilung seiner Lahmheit, die in seinem Knabenalter gemacht wurden, hatten das Uebel nur verschlimmert. Der ursprünglich verhältnißmäßig gesunde linke Fuß wurde in Mitleidenschaft gezogen, und als Byron im Jahre 1801 dreizehnjährig nach Harrow kam, ließ die Form seines Schuhes sein Leiden auf den ersten Blick erkennen. Auch davon abgesehen, war seine äußere Erscheinung wie sein ganzes Wesen um jene Zeit nichts weniger als anziehend. Das traditionelle romantische Bild des in schwärmerischer Träumerei an einem moosbewachsenen Grabstein auf dem Kirchhof in Harrow hingelagerten Knaben Byron entspricht nicht der Wirklichkeit. Seinen Zeitgenossen fielen an ihm die plumpe Gestalt, die schwerfälligen Gesichtszüge, der mürrische Ausdruck auf. Er sprach mit breitem schottischen Accent und benahm sich mit einer beinahe bäuerisch unbeholfenen Schüchternheit, die nur, wenn man seine Empfindlichkeit reizte, gelegentlichen Wuthausbrüchen Platz machte. Noch gegen das Ende seiner Schuljahre in Harrow, als er schon angefangen hatte, unter seinen Kameraden eine Rolle zu spielen, beschrieb eine junge Freundin ihn als einen „fetten blöden Jungen“, und taufte ihn nach der Charakterrolle des Gabriel Lackbrain (d. h. Gabriel Ohnegehirn) in einem damals viel aufgeführten Lustspiel mit dem Spitznamen „Gaby“. Ein großer Theil dieses befremdenden Wesens hatte seinen Erklärungsgrund ohne Zweifel in Byron's Lahmheit. Die Roheit der Schuljugend ließ ihn jenes Gebrechen erbarmungslos empfinden; er war dadurch von den auf englischen Schulen so eifrig betriebenen gymnastischen Spielen so gut wie ausgeschlossen und, wie er selbst erklärte, haßte er Harrow, bis während der letzten anderthalb Jahre des fünfjährigen Schulcursus sein Aufsteigen in die höheren Klassen und die durchbrechende geistige Ueberlegenheit ihm Freunde und Einfluß gewannen.

Als Student in Cambridge verbrachte Lord Byron sein erstes Jahr in melancholischer Zurückgezogenheit, das zweite und einen Theil des dritten in der ausgelassenen übermüthigen Laune des vornehmen jungen Mannes, der über seinen modisch-phantastischen Liebhabereien die Studien vernachlässigt. Es war die Zeit seiner Leidenschaft für Box- und Fechtübungen und für das Pistolenschießen, die Zeit, als er im vierspännigen Wagen umherkutschirte und die Lehrer von Trinity College in Aufregung setzte durch einen Bären, den er mit auf die Universität brachte, um ihn, wie er behauptete, für den Grad eines Baccalaureus der freien Künste vorzubereiten. Es war aber auch die Zeit, in der er den denkwürdigen Kampf gegen die erwähnten peinlichen

Mitgaben seiner Natur begann. So lange er wuchs, scheint seine Corpulenz ihn nicht sehr belästigt zu haben. Nachdem er zu wachsen aufgehört hatte, kam aber ein Moment des Erkennens, in dem seine unbehilfliche äußere Erscheinung ihn um so mehr kränkte, als er nur wenig über die Mittelgröße emporragte. Bei dem unvermeidlichen Mangel an freier Umherbewegung zu Fuß waren seine Beine dünn geblieben, während der obere Theil des Körpers sich übermäßig entwickelt hatte und seine Gesichtszüge in Fett verschwammen. Zu Anfang seines zwanzigstes Jahres wog er etwas über zweihundert Pfund. Es war im Frühling 1807 als er den Kampf gegen diese körperlichen Mängel zuerst mit Entschlossenheit aufnahm. Man hat ihn deshalb der Eitelkeit bezichtigt; wenn jedoch die Eitelkeit ihren Antheil an seinem Bemühen hatte, so war es jedenfalls eine Eitelkeit heroischer Art. Als Byron im Mai 1807 aus den in London verlebten Ferien nach Cambridge zurückkehrte, war er durch äußerste Enthaltsamkeit im Essen und Trinken, durch beständige Anwendung von heißen Bädern und von Epsom-Salz so verändert, daß seine Freunde ihn nicht wiedererkannten. Sein Kopf und seine Gesichtszüge traten zum ersten Mal aus der entstellenden Umhüllung in jener edeln idealen Schönheit hervor, die ihn später berühmt machte, seine Augen glänzten von ungewohntem Feuer, seine Gestalt hatte eine zugleich männliche und anmuthige Haltung gewonnen, er bewegte sich mit einer Leichtigkeit, die ihm früher fremd und anscheinend unmöglich gewesen war. Auch sein Geist war zu frischer Schwungkraft erwacht, die Schwingen seines Genius regten sich zu freiem Fluge; er schien ein ganz neuer Mensch geworden. So fehlte es denn der harten Disciplin, die er sich auferlegte, nicht an einem glänzenden Lohne. Aber die ihm gestellte Aufgabe war bei alledem schwer. Er hatte zu wählen zwischen fortgesetzter, systematischer Hunger- und Abmagerungskur und geistigem und körperlichem Unbehagen. Und dieser Kampf dauerte fort während seines ganzen späteren Lebens, mit der verhängnißvollen Zugabe einer durch so harte Proben allmählich zerrütteten Gesundheit. Kein Wunder, wenn er sich bei festlichen Gelagen oft als trüben Gast fühlte, oder, der spartanischen Disciplin müde, sich in längeren und kürzeren Zwischenräumen mit achtloser Verzweiflung oder kaum verhehltem Lebensüberdruß in den Taumel sinnlicher Genüsse stürzte. Um die Qualen des Hungers zu übertäuben, fing er schon früh an Opium zu trinken, und obgleich er nie ein Raucher war, Taback zu kauen. Jeaffreson erwähnt unter den Ursachen der späteren unglücklichen Wendung in Byron's ehelichem Leben den Umstand, daß die Gatten nach den ersten Monaten des Glücks einander selten oder nie bei den täglichen Mahlzeiten sahen, weil Byron es vorzog, die Tantalusqualen derselben zu meiden, und sein oft citirter affectirt klingender Ausruf, als er eine von ihm bewunderte schöne Frau essen sah: „Wie? Der Engel ißt?" entsprang vermuthlich der Quelle derselben Empfindung. Auch in jenem Sturm sittlicher Entrüstung der Londoner Gesellschaft, der bei Gelegenheit einer Ehescheidung gegen ihn ausbrach, übte das Andenken an seine aller-

dings oft zur Schau getragene Opposition gegen die reichlich essende und trinkende Masse seiner fashionablen Zeitgenossen aus der Epoche der Regentschaft, als es Mode war, sich nach dem Vorbilde des Prinz-Regenten zu „mästen", einen mitbestimmenden Einfluß. Und wer weiß, ob der Dichter seinen frühen Tod nicht hätte verzögern können, hätte er nicht auch in dem Fieberklima von Missolonghi seine schon völlig untergrabene Gesundheit durch strenge Fasten einer zu schweren Probe ausgesetzt!

Eine andere Reihe von Thatsachen, über welche der jüngste Biograph Lord Byron's vielfach neues Licht verbreitet hat, berührt die verschiedenen Liebesverhältnisse des Dichters und deren Zusammenhang mit seinen Poesien. Schon in frühester Jugend zeichnete ihn neben der sensitivsten Schüchternheit eine fast krankhafte Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit der Gefühle aus und schon als neunjähriger Knabe, während er mit seiner Mutter in ziemlich drückenden Verhältnissen in Aberdeen lebte, faßte er die erste leidenschaftliche Neigung zu einer seiner jugendlichen Spielgefährtinnen, der kleinen Mary Duff. Es war keins der Verhältnisse, wie sie unter Kindern so häufig vorkommen. Byrons Gefühle glichen denen des jugendlichen Dante für Beatrice. Das Bild des schönen Mädchens mit dem dunkelbraunen Haar und den nußbraunen Augen, das reizende Gesicht, die anmuthige Gestalt, verursachten ihm schlaflose Nächte. Wenn er sie ansehen, an ihrer Seite sitzen, sie auf ihren Spaziergängen begleiten, zuweilen selbst sie liebkosen durfte, war er unaussprechlich glücklich; in ihrer Abwesenheit härmten ihn sehnende Gedanken. Auch vergaß er diese Geliebte seines frühen Knabenalters nie, obgleich er Aberdeen bald nachher verließ und Mary Duff nicht wieder sah. Jahre waren verflossen, die Leidenschaft für andere schöne anmuthige Mädchengestalten hatte ihn glücklich und unglücklich gemacht, als die von seiner Mutter arglos erwähnte Nachricht: Mary Duff habe sich verheirathet, den sechzehnjährigen Byron in eine convulsivische Aufregung versetzte, welche die erschreckte Mutter, die übrigens durch nichts weniger als durch Zartgefühl glänzte, bewog, die Sache nie wieder in seiner Gegenwart zu erwähnen. Aehnlich war es mit den anderen Passionen seiner Jugend. Sein rastloses Temperament, seine erregte Phantasie mochten ihn von Erscheinung zu Erscheinung führen und bald hier bald dort das Ideal seines Herzens erkennen lassen — die vergeßliche Unbeständigkeit der Gefühle war ihm fremd, jedes wahre Gefühl lebte in den Tiefen seiner Seele fort und verwob sich unauslöschlich in sein Leben und seine Dichtung. Er war dreizehn Jahre alt, als er seine nächste schwärmerische Neigung faßte: für seine nur ein Jahr ältere Cousine Margaret Parker. Sie war die Muse, die ihn zu seinen ersten dichterischen Versuchen begeisterte. Mit einer Elegie auf ihren frühen Tod eröffnete er die „Hours of Idleness" und noch im Jahre 1821 widmete er in seinem Tagebuche ein pathetisches Gedächtnißblatt der unübertroffenen Lieblichkeit und Schönheit dieser Geliebten seiner Jugend. Nach Aeußerungen Byron's gegen Trelawney während seiner Fahrt nach Griechenland, im Jahre 1823, sowie auf Grund

mehrerer anderer Umstände, hat Jeaffreson es mehr als wahrscheinlich gemacht, daß die im Jahre 1811 entstandenen, trauervoll schönen Gedichte an „Thyrza“ wesentlich inspirirt wurden durch das Andenken an Margaret Parker.

Es war ein Jahr nach Margarets frühem Dahinscheiden, als Byron, damals fünfzehn Jahre alt und Schüler in Harrow, während der Sommerferien von 1803, von der dritten und leidenschaftlichsten Liebe seiner Jugend ergriffen wurde. Seine Mutter wohnte damals in Nottingham. Der nicht weit von dort entfernte Familiensitz der Byron, Newstead Abbey, war während Byron's Minderjährigkeit an Lord Grey de Ruthen vermiethet, aber die Gastfreiheit des zeitweiligen Bewohners stellte dem jungen Lord ein Zimmer zur Verfügung und eine ähnliche Gunst genoß er in dem nahe gelegenen Annesley Hall, dem Sitz der mit den Byron verwandten Familie Chaworth. Fast ein halbes Jahrhundert lang hatte, in Folge eines Duells, bei welchem ein Chaworth von einem Byron getödtet wurde, kein Verkehr zwischen beiden Familien stattgefunden. Mit um so größerer Liebenswürdigkeit empfing nun die Erbin von Annesley, die siebenzehnjährige Mary Chaworth, ihren Vetter Lord Byron, um ihn den dunkeln Flecken, die dunkle Lücke jener früheren Familiengeschichte vergessen zu lassen. Schön und anmuthig, jugendlich frisch und heiter, von melodischer Stimme und bezauberndem Wesen, machte sie schnell einen tiefen Eindruck auf das leidenschaftliche Herz des Jünglings. Oft war er nun zwischen Newstead und Annesley unterwegs und brachte, mit Ueberwindung seiner anfänglichen abergläubischen Furcht, die Familienbilder der Chaworth könnten im Dunkel der Nacht aus den Rahmen niedersteigen und als ruhelose Rachegeister den Schlummer eines Byron stören, bald auch die Nächte meist in Annesley zu. Ein Ausflug, den er mit mehreren anderen jungen Freunden und Freundinnen der Erbin von Annesley in das herrliche Bergland von Derbyshire, nach Matlock und Castleton unternahm, entzündete seine Liebe zu einer verzehrenden Flamme. In dem Badeorte Matlock, wo die jugendliche Gesellschaft im Ballsaal sich den Freuden des Tanzes hingab, mußte er mit finsteren Brüten über seine Lahmheit, die ihn von solchen Vergnügungen ausschloß, die Geliebte im Arm Anderer vorbeieilen sehen. Bald nach der Rückkehr nach Annesley gestand er ihr seine Liebe. Es war einer der bittersten Schmerzen seines Lebens, daß dies Geständniß mit Ueberraschung, ja mit einem Befremden aufgenommen wurde, welches nur mühsam einen Ausbruch von Gelächter unterdrückte. Mary Chaworth liebte ihren Vetter nicht; und nach allen zeitgenössischen Berichten war er, im Mannesalter der unwiderstehliche Eroberer weiblicher Herzen, während jener Jahre überhaupt bei der weiblichen Jugend nichts weniger als beliebt oder gern gesehen. Mary Chaworth's Ausruf: „Wie konnte ich für den lahmen Jungen Etwas empfinden?“ erklärt ohne Frage einen Theil dieser Abneigung. Aber es fehlte nicht an anderen Ursachen. Der „lahme Junge“ trug als angehender Lord einen selbstbewußten

Stolz, eine selbstgefällige Eitelkeit zur Schau, die ihn nicht blos als unbehilflich, sondern als unliebenswürdig erscheinen ließen. Auch erfüllt der Biograph des „wahren Lord Byron“ nur seine Pflicht, wenn er darauf hinweist, daß diese Episode seines Lebens, die er später mit dem Glanz seiner Poesie verklärte, ebensowohl von den Schatten der Reue erfüllt war als von den Schmerzen unglücklicher Liebe. Als der Lord von Newstead der Erbin von Annesley seinen erfolglosen Antrag machte, ließ er eine Bemerkung über deren reichen Besitz fallen, welche klar genug andeutete, daß die leidenschaftlichen Gefühle des Herzens den Gedanken an die weltlichen Vortheile des ersehnten Bundes keineswegs in ihm ausgelöscht hatten. Und was in der Erinnerung noch herber kränken mußte: er hatte, um der kühlen Schönen zu imponiren, geprahlt mit einem Liebeszeichen Margaret Parker's, einem Medaillon mit den Haaren der kaum vor einem Jahre gestorbenen Geliebten! Auch diese Züge fordern in der berühmten Geschichte der Liebe Lord Byron's zu Mary Chaworth ihr Recht. Sie waren nicht geeignet, die abwehrende Haltung der neuen Geliebten in Zärtlichkeit zu verwandeln. Mary Chaworth verlobte sich bald nachher mit Mr. Musters, einem Landedelmann der Umgegend. Während der Sommerferien von 1804 sah Byron sie wieder und nahm von ihr jenen Abschied auf dem Hügel von Annesley, den er später in dem Gedichte „The Dream“ so ergreifend schilderte. Zuletzt sah er sie mit ihrer jungen Tochter im Jahre 1808, ein Zusammentreffen, das ebenfalls in einem wohlbekannten Gedichte der „Occasional Pieces“ sein poetisches Denkmal fand.

Die Geschichte dieser drei großen Passionen seiner Jugend wirft auf die Natur Byron's ein merkwürdiges Licht. Seine Liebe zu Mary Duff fiel in das Jahr 1797 und dauerte noch sieben Jahre später in so leidenschaftlichem Andenken fort, daß, wie oben erzählt, die Nachricht von der Verheirathung Mary's den Knaben in krampfhafte Aufregung versetzen konnte. In den Jahren 1800 bis 1802 liebte er seine Cousine Margaret Parker, deren Gedächtniß er neun Jahre nach ihrem Tode (1811) durch die Gedichte an Thyrza feierte. Während der Zwischenzeit von 1803—1805 spielte die Tragödie seiner Leidenschaft für Mary Chaworth. Wundersam waren diese Begebenheiten in der Zeit mit einander verwebt und wundersam verwebten sie sich auch in seiner Dichtung. Man hat sich gewöhnt, in Lord Byron den subjectivsten aller großen Dichter zu sehen, seine Poesien mit seiner Selbstbiographie zu identificiren. Aber die leidenschaftliche Erregbarkeit der Empfindung, die ihn von einer Liebe zur andern führte, ohne mit der neuen Liebe die Wärme des Andenkens an die alte zu zerstören, hatte ihr Seitenstück in seiner Einbildungskraft, die in der dichterischen Gestaltung seiner Erinnerungen Altes und Neues, Erlebtes und Erfundenes halb unwillkürlich, halb launenhaft mit einander vermischte. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn man ihn mit einer Art von Unwillen gegen die Vermengung seiner Persönlichkeit mit derjenigen seines Helden „Childe Harold“ protestiren

hört. Nichtsdestoweniger hatte er bis zu einem gewissen Punkte recht, denn auch „Childe Harold“ enthält Manches, was nicht übereinstimmte mit Lord Byron's wahrem Wesen und Leben, sondern auf Rechnung seiner Phantasie gesetzt werden muß. Ebenso verwob er in den Gedichten an Thyrza mit Zügen, die nur auf Margaret Parker passen, andere, die ohne Frage einen anderen Gegenstand seiner Liebe bezeichnen. Am merkwürdigsten jedoch offenbart diese umwandelnde Thätigkeit seiner Phantasie sich in dem berühmten Gedichte „The Dream“, in dem man seither allgemein eine mit autobiographischer Treue ausgeführte Schilderung seiner hoffnungslos unauslöschlichen Liebe zu Mary Chaworth erkennen wollte, dessen autobiographischer Werth aber durch Jeafferson in mehreren Hauptpunkten mehr als in Zweifel gestellt worden ist.

„The Dream“ entstand während Lord Byron's Aufenthalt am Genfer See, im Juli 1816, elf Jahre nachdem er auf dem Hügel von Annesley von Mary Chaworth Abschied genommen, acht Jahre nachdem er sie zuletzt gesehen und — sechs Monate nach seiner Trennung von seiner Gemahlin. Dazwischen lagen seine Studienjahre in Cambridge und das Erscheinen der „Hours of Idleness“, seine Mündigkeitserklärung und sein Einzug in Newstead Abbey, sein Auftreten im Hause der Lords, die Veröffentlichung der „English Bards and Scotch Reviewers“, die Pilgerfahrt nach Südeuropa, das plötzliche Aufflammen seines Ruhmes nach dem Erscheinen von „Childe Harold“ und sein Löwenthum in der Londoner Gesellschaft, die den Dichter des Weltschmerzes, den tonangebenden Dandy, den seltsamen, ideal schönen Menschen in ihm vergötterte. Daß Lord Byron's Leben auch während dieser Jahre nicht ohne den Wellenschlag auf- und ablodernder Passionen dahinfloß, wissen die Leser seiner Gedichte. Aber diese Passionen blieben wesentlich namenlos bis zu der Epoche, in welcher das centrale Ereigniß seiner stürmischen Laufbahn, seine Verheirathung mit Isabella Milbanke, sich vorbereitete. Viel Staub der Controverse ist über die Geschichte dieser berühmten Dichterehe aufgewirbelt worden, zuletzt noch bei Gelegenheit der sogenannten Enthüllungen von Mrs. Beecher Stowe. So vollkommen grundlos diese Enthüllungen übrigens als solche waren, so entschieden förderten sie die Kenntniß der wahren Geschichte Lord und Lady Byron's, theils durch den Kampf der Meinungen, den sie hervorriefen, theils durch die gleichzeitige Veröffentlichung bisher unbekannter Documente, welche nicht blos die Grundlosigkeit der Anklagen Mrs. Beecher Stowe's über jeden Zweifel hinaus erwiesen, sondern in mancher Beziehung die Charaktere der getrennten Gatten aus dem Zwielicht der Tradition zu größerer historischer Deutlichkeit erhoben. Dennoch war es erst Jeaffreson vorbehalten, die Geschichte Lord und Lady Byron's in einem vollkommen klar begründeten Zusammenhange zu erzählen.

Von hervorragender Bedeutung ist zunächst die von ihm festgestellte nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache, daß Lord Byron's Vermählung mit

Isabella Milbanke nicht, wie allgemein angenommen, eine Convenienzheirath war, sondern in wirklicher gegenseitiger Neigung wurzelte. Lord Byron selbst hat durch seine Aeußerungen gegen Moore, Medwin u. A., durch das Gedicht „The Dream“ und durch die Charakterschilderungen im „Don Juan“ viel dazu beigetragen, die entgegengesetzte Ansicht zu befestigen. Aber Jeaffreson widerlegt ihn aus seinen eigenen gleichzeitigen Briefen und Tagebüchern, er widerlegt ihn überdies durch den Nachweis, daß jene Neigung in der That nie ganz erlosch, daß sie durch die wildesten Wechsel seines späteren Lebens fortdauerte und noch ihren letzten pathetischen Ausdruck fand auf seinem Sterbebette in Missolonghi. Die herkömmliche Erzählung: Byron habe sich widerwillig in's Ehejoch gefügt, weil er selbst banquerott und Isabella Milbanke eine reiche Erbin gewesen, ist eine Fabel. Isabella Milbanke war keine reiche Erbin als Lord Byron sie heirathete. Im Gegentheil entsagte er selbst in dem Heirathsvertrage dem größten Theil seines Vermögens zu ihren Gunsten und der Nießbrauch jener großen Summe (60,000 Pf. St.) blieb seiner Gemahlin auch nach der Trennung und bis an ihren späten Tod. Die Ehe Lord Byron's mit Miß Milbanke wurde ursprünglich in Gang gebracht durch deren Tante, Lady Melbourne, die auf diese Weise dem Verhältniß Byron's mit ihrer Schwiegertochter, der excentrischen Lady Caroline Lamb, ein Ende zu machen hoffte. Die junge, schöne, hochgebildete, talent- und charaktervolle Miß Milbanke schien der sorgenden Lady Melbourne ganz geeignet, einen Mann wie Byron seines wilden rastlosen Lebens zu entwöhnen und wahrhaft zu beglücken. Beide lernten einander kennen im Jahre 1812 und Byron's Tagebücher zeigen, wie das Interesse an der ihm zugedachten Braut, die durch den Ernst ihrer Sinnesweise, ihre Einfachheit, Selbständigkeit und jugendliche Frische einen so auffallenden Gegensatz zu den ihn umkreisenden frivolen Modedamen bildete, allmählich wuchs, sich allmählich in Freundschaft und wahrhafte Zuneigung verwandelte, je mehr er des fashionablen Treibens müde wurde. Isabella Milbanke, die in Byron den großen Dichter bewunderte, ohne dadurch in ihrem klaren Urtheil über die Mängel des Menschen beirrt zu werden, erwiderte sein freundschaftliches Interesse, wies aber einen Antrag den er ihr im November 1813 machte, zurück. Charakteristisch genug blieben indeß Beide in freundschaftlicher Correspondenz, und schon im März 1814 schrieb Byron in sein Tagebuch: „Ein Brief von Bella, den ich beantwortete. Ich werde mich wieder in sie verlieben, wenn ich mich nicht in Acht nehme.“ Im September 1814 machte er seinen zweiten Antrag, der angenommen wurde.

Daß Lord Byron ein glücklicher Bräutigam war, daß die dieser Annahme widersprechende Schilderung seines Hochzeitstages in „The Dream“ in anderen Ursachen ihre Begründung hatte als in wirklichen Vorgängen, daß der Bericht über dieselbe Begebenheit, den er sieben Jahre später Medwin zum besten gab, auf seine krankhafte Neigung zum Mystificiren zurückgeführt werden muß, hat Jeaffreson durch gleichzeitige Erklärungen aus Byron's

eigener Feder, wie durch Aussagen seines vieljährigen Freundes Hobhouse, der bei der Hochzeitsfeier zugegen war, überzeugend nachgewiesen. Eine lange Reihe von Monaten hindurch war auch Byron's Ehe, denselben Quellen zufolge, eine durchaus glückliche. Der erste Schatten kommender Stürme dämmerte auf im August 1815, acht Monate nach der Hochzeit. Vorwürfe seiner Gemahlin über seine häufigen Besuche in Melbourne House, in denen er eine, wie es scheint, ungerechtfertigte Eifersucht gegen Lady Caroline Lamb herausfühlte, verstimmten Byron, und dieser erste Mißton entwickelte sich dann unter verschiedenen anderen Einflüssen schnell zu immer lauteren und grelleren Dissonanzen. Zu der schon oben berührten Quelle des Mißbehagens in den getrennten Mahlzeiten der beiden Gatten kam Byron's rastloser Wunsch nach Veränderung, sein heftiges Verlangen, England zu verlassen, von neuem in sorgloser Freiheit auf dem Festlande, besonders im Orient, umherzuschweifen. Lady Byron theilte diese romantische Sehnsucht nicht. Sie fühlte sich in England zu Hause und konnte vor Allem nicht an ferne Reisen denken zu einer Zeit, in der sie, die junge, neunzehnjährige Frau, den Freuden und Leiden der Mutterschaft entgegensah. Byron's Mangel an Rücksicht auf diese vollkommen gerechtfertigten Gefühle mußte sie kränken, während er selbst mit der leidenschaftlichen Heftigkeit seiner Natur in ihrer Weigerung einen Mangel an Sympathie empfand und die Fesseln, welche die Ehe ihm auferlegte, zu verwünschen anfing. Bald trug die tiefwurzelnde Selbstsucht, der große Grundfehler seines Charakters, über seine edleren Impulse den Sieg davon. Von Tage zu Tage begegnete er seiner Gemahlin mit rauherer Rücksichtslosigkeit. Er ließ sie viel allein, erwiderte ihre Annäherung bald durch mürrisches Schweigen, bald durch Ausbrüche maßloser Wuth und ließ zugleich seiner mephistophelischen Neigung zum Mystificiren mit so wildem Hohn die Zügel schießen, daß nur die Annahme, er sei dem Wahnsinn verfallen, sein Betragen erklären zu können schien. Nicht Lady Byron allein wurde zu dieser Muthmaßung gedrängt, auch seine Schwester Augusta und sein Vetter George Byron hegten denselben Argwohn. Er litt offenbar tief, geistig und körperlich, und das Mittel des Opiumtrinkens, zu dem er seine Zuflucht nahm, um seine Schmerzen zu betäuben, konnte seinen leidenden Zustand nur verschlimmern. Rechnet man zu allen diesen Umständen die Thatsache, daß eben damals seine Gläubiger ihn härter bedrängten als je zuvor, so erscheint das Unglück seiner zuerst so glückverheißenden, nun in ihr Zerrbild verwandelten Ehe in allen Zügen vollendet. Mitten in diesem dunklen Wirrsal ehelichen Unglücks (December 1815) wurde Byron's Tochter Ada geboren. Er hatte auf einen Sohn gehofft und verhehlte seine Enttäuschung so wenig, daß die Geburt dieses

child of love, though born in bitterness
and nurtured in convulsions —

wie er sie im „Childe Harold" nennt, nicht zur Versöhnung der getrennten Gatten beitrug. Dennoch fuhr Lady Byron fort, mit ihn mehr trauernder

Liebe zu betrachten als mit gekränktem Selbstgefühl. Er selbst gestand später gegen Thomas Moore: seine Gemahlin sei ihm stets rücksichts- und liebevoll begegnet. Auch als sie einige Wochen nach Adas Geburt auf seinen Wunsch zu ihren Eltern auf's Land ging, hoffte sie auf eine baldige Wiedervereinigung. Erst der Ausspruch der Aerzte: Byron's Leiden sei kein Anfall von Wahnsinn und die daraus entspringende Gewißheit, daß sein, ihrer Meinung nach, nur durch eine solche Annahme entschuldbares grausames Benehmen gegen sie, in seinem Charakter und Temperament gesucht werden mußte, erweckte in ihr den Gedanken an die Nothwendigkeit einer Trennung. Die gleich darauf folgende Entdeckung einer andern vorher noch unbekannten Thatsache befestigte ihren Vorsatz zu einem unwiderruflichen Entschluß.

Daß diese Thatsache nicht das von Mrs. Beecher Stowe mit so frommer Emphase verkündete „verbrecherische Verhältniß Lord Byron's mit seiner Schwester" war, bedarf kaum noch einer wiederholten Versicherung. Aber das Geheimniß, worin denn jene geheimnißvolle Thatsache in Wahrheit bestanden habe, war bisher ungelöst und schien mit den wenigen Personen, die darum wußten, mit den Eltern Lady Byron's, mit ihren und Lord Byron's Advocaten (Dr. Lushington und Sir Samuel Romilly), mit Lady Byron selbst zu Grabe gegangen. Es war dem neuesten Biographen Lord Byron's vorbehalten, eine Lösung zu bieten, welche allen Anforderungen der Glaubwürdigkeit entspricht und den Eindruck einer wirklichen und wahren Lösung hervorbringt. Während Lady Byron noch in ihren Entschlüssen schwankte, kam eine entscheidende Nachricht ihr zu Ohren, die Nachricht von dem wahrscheinlich kurz zuvor begonnenen, damals unzweifelhaft bestehenden Verhältniß Byron's zu Jane Clermont, der schönen talentvollen Stieftochter William Godwin's und Stiefschwester Mrs. Shelley's. Die Gewißheit dieser tief kränkenden Thatsache, im Bunde mit der früheren Gewißheit, daß dem Benehmen Byron's die Entschuldigung des Wahnsinns fehle, machte den letzten Aussöhnungsgedanken Lady Byron's ein Ende. Byron selbst, den Skandal eines öffentlich geführten Ehescheidungsprocesses scheuend, willigte in eine gerichtliche Trennung. Er bereute später diese Entscheidung tief, denn aus ihr entsprang die endlos fortrauschende, weit über die Grenzen der Wahrheit hinausströmende Fluth scandalöser Gerüchte und Muthmaßungen über die geheimen Gründe der Trennung, welche seine nachfolgenden Jahre verbitterten. Andrerseits erhellt aus der Feststellung der erwähnten Umstände das unwiderlegliche Vorhandensein ernster Gründe zur Trennung seiner Ehe; und die weit verbreitete Sympathie für ihn selbst, wie die ebenso weit verbreiteten harten Urtheile über Lady Byron werden dadurch auf gerechtere Maße zurückgeführt. Vielleicht gab es eine Frau in der Welt, welche die Riesenaufgabe, einen Mann wie Byron dauernd zu fesseln und zu beglücken, erfolgreich hätte durchführen können. Jedenfalls fehlte es Lady Byron an der dazu nothwendigen genialen Beweglichkeit und Großmuth der

Natur, und der Vorwurf der sie trifft, weil sie ihrer engeren Empfindung und Einsicht gemäß handelte, indem sie einer als unmöglich erkannten Aufgabe rasch entschlossen den Rücken kehrte, war zugleich ihr Unglück und ihr Schicksal. Lord Byron selbst wollte lange an die Unabänderlichkeit ihres Entschlusses nicht glauben. Ihre Empörung gegen die dämonische Nachtseite seines Charakters weckte ihn aus seinem wilden selbstsüchtigen Traumleben zum Bewußtsein seiner besseren Natur. Er erkannte seine Schuld und wünschte und suchte eine Versöhnung. Sein berühmtes „Fare thee well“ war der Ausdruck dieser Stimmung. Und vielleicht wäre eine Versöhnung selbst dann noch möglich gewesen, hätte er dies Gedicht, statt an eine Zeitung, an die eine Person geschickt, für die es seinem innersten Wesen nach allein bestimmt war. Das Erscheinen seiner schönen, aber sehr einseitigen poetischen Parteischrift in einer Zeitung war ein Act der Treulosigkeit, den Lady Byron nicht verzeihen konnte und nicht verzieh.

So fand denn im April 1816 die Trennung statt, die eine Trennung auf immer werden sollte. Byron verließ England wenige Tage später unter dem Verdammungsurtheil der Mehrzahl seiner Landsleute und sah, obgleich er sich während der nachfolgenden Jahre oft mit Plänen zur Rückkehr beschäftigte, die Heimath nicht wieder. Aber noch lange gab er die Hoffnung einer Aussöhnung mit seiner Gemahlin nicht auf. Es gehört zu den großen Verdiensten Jeaffreson's, die Fortdauer dieses Gefühls der Anhänglichkeit im tiefsten Grunde von Byron's Seele, durch alle Wandlungen und Abenteuer seines späteren Lebens hindurch nachgewiesen und dadurch das Urtheil über seine seltsam gemischte Natur in einem wesentlichen Punkte berichtigt zu haben. Lord Byron mochte seine Gemahlin in der zügellosen Heftigkeit seiner Gefühle verwünschen oder verleumden, er mochte das Unglück seines Lebens in den wildesten Ausschweifungen zu übertäuben suchen, seine Don Juans-Launen mit unverhehltem Cynismus zur Schau tragen — dennoch kehrte seine Empfindung von allen labyrinthischen Irrwegen immer wieder zu der Frau zurück, die er einmal wahrhaft geliebt hatte, die er unglücklich wußte durch seine Schuld und für die er nicht aufhören konnte ein tiefes Interesse zu empfinden als für die Mutter seines Kindes. Merkwürdig ist es, daß er schon im Juli 1816, nur drei Monate nach seiner Abreise von England, als er mit den Shelleys am Genfer See lebte, den ersten Versuch zu einer Aussöhnung mit Lady Byron machte. Unter den Umständen konnte dieser Versuch freilich nicht gelingen. Denn abgesehen von allen andern Thatsachen der jüngsten Vergangenheit, war es kein Geheimniß, daß er damals weiter lebte in der Gesellschaft Jane Clermont's, die mit den Shelleys in die Schweiz gekommen war und im Januar 1817 die Mutter seiner Tochter Allegra wurde. Noch ferner wurde die Möglichkeit einer Wiedervereinigung gerückt durch das unmittelbar nachher geschriebene Gedicht „The Dream“, indem er an der abwehrenden Haltung Lady Byron's Rache nahm, in dem er die Welt glauben zu machen suchte, was er in den

Qualen dieses Wahrheit und Dichtung vermischenden Erinnerungstraums vermuthlich selbst für wahr hielt: daß er seine Gemahlin nie geliebt habe. Während der Jahre 1817—19 folgte dann die Epoche seiner tiefsten moralischen Erniedrigung in Venedig, in den Jahren 1819—23 sein Verhältniß zu der Gräfin Guiccioli. Doch auch während dieses Zeitraumes beschäftigten ihn häufig Gedanken an die Heimath, und besonders gegen das Ende seines Aufenthalts in Italien, als er der Gräfin Guiccioli überdrüssig zu werden anfing, wurde der durch seine Schwester Augusta vermittelte briefliche Verkehr zwischen ihm und Lady Byron lebhafter und freundlicher. In einem Briefe vom Mai 1823 an Lady Blessington, mit der er in Genua verkehrte und viel über die Trennung von seiner Gemahlin verhandelte, kann man kaum umhin, den aufrichtigen Wunsch zu einer dauernden Aussöhnung zu erkennen. Auf sein besonderes Verlangen wurden ihm ausführliche Mittheilungen über Ada's Entwickelung und Erziehung gemacht, die er durch neue theilnahmvolle Fragen erwiderte. Auf seinen Wunsch schickte seine Gemahlin ihm auch eine Locke und ein Portrait des Kindes, die er, wie Trelawney bemerkt, unter seinen theuersten Erinnerungsschätzen aufbewahrte, und in einem seiner letzten Briefe aus Missolonghi, an seine Schwester, gab er sorgende Aufträge an Lady Byron in Bezug auf Ada. Daß endlich Lady Byron und Ada vor allen Andern seine Gedanken beschäftigten, als er den Tod herannahen fühlte, beweisen seine letzten verständlich gesprochenen Worte, ehe er in den tiefen Schlaf sank, aus dem er nur erwachte, um den Todesseufzer auszustoßen.

Auch die Geschichte des vielbesprochenen Verhältnisses Lord Byron's zu der Gräfin Guiccioli wird von Jeaffreson durch manchen charakteristischen Zug ergänzt und ebenso hat er die Umstände, unter welchen der Dichter seine berühmte Expedition nach Griechenland unternahm, in ein bedeutungsvolles Licht gesetzt. In Bezug auf die Gräfin Guiccioli stimmt Jeaffreson wesentlich mit Elze überein, wenn er auf Grund unwiderleglicher Thatsachen die herkömmlichen Ansichten über Byron's Liebe zu der schönen Italienerin ihres romantischen Nimbus entkleidet. Sie rettete Byron aus der Degradation seines Lebens in Venedig und gewährte ihm die Befriedigung eines in mancher Hinsicht angenehmen Cicisbeats, aber sie verwirklichte nicht das Ideal von Weiblichkeit, das ihn dauernd fesseln konnte. Daß er schon einige Zeit vor seiner Fahrt nach Griechenland der Gräfin überdrüssig geworden war, und sich ihrer zu entledigen wünschte, kann nicht bezweifelt werden. Den besten Beweis dafür liefern die spärlichen und kühlen Briefe, die er ihr nach seiner Abreise schrieb, sowie der Umstand, daß er sie während der Schlußtage seines Lebens mit keinem Wort erwähnte. Von dem letzten großen Ereigniß in Byron's Laufbahn, seiner Theilnahme an dem griechischen Freiheitskampf, hat Jeaffreson wohl eine richtigere und gerechtere Ansicht entwickelt als sein deutscher Vorgänger. Auch hier zwang die strenge Pflicht der Wahrheit den Biographen, einen

durch die Tradition gewobenen Nimbus zu zerstören. Es war nicht einfach der heroische Enthusiasmus für die Sache der Freiheit, was Lord Byron nach Griechenland trieb. Die Motive, welche sein Unternehmen veranlaßten, waren von gemischter Art. Aber Elze geht zu weit, wenn er behauptet: es sei eine schmerzliche und unleugbare Wahrheit, daß die Theilnahme des Dichters an der Befreiung Griechenlands nicht sowohl aus Begeisterung oder einem edlen Freiheitsgefühl, oder aus einer tiefgewurzelten Sympathie für die Leiden des griechischen Volkes, oder gar aus selbstaufopferndem Muthe entsprungen sei, als aus ganz persönlichen und keineswegs idealen Rücksichten. Mit Recht macht Jeaffreson dieser extremen Meinung gegenüber geltend, daß es erstaunlich gewesen sein würde, wenn Byron nach einem Leben, das besonders geeignet war, hochherzige Sympathien zu erschöpfen, als sechsunddreißigjähriger Mann nach Griechenland gegangen sei unter dem Antrieb von Gefühlen, welche nur selten stark fortwirken, wenn der Mensch die Illusionen und die romantische Hoffnungsfülle der Jugend überlebt hat. Statt, so bemerkt er, die Abwesenheit von Gefühlen zu beklagen, welche bei einem zerwetterten und verbitterten Weltmenschen von mittleren Jahren und gebrochener Gesundheit nicht zu erwarten seien, verdiene vielmehr der Muth gepriesen zu werden, der einen solchen Mann zu einem Unternehmen anfeuerte, welches die volle Energie seiner früheren unverminderten Naturkraft erforderte. Von den Griechen jener Zeit hatte Byron, wie seine meisten Zeitgenossen, eine geringe Meinung; aber er liebte das Land großer klassischer Erinnerungen, das einst seinen Dichtergeist zu dem ersten mächtigen Aufschwung begeistert hatte und der Versuch des entarteten Volkes, die verlorene Freiheit wieder zu erringen, erregte, wie in den vorhergehenden Jahren die Kämpfe der Carbonaris um die Befreiung Italiens, starke Seiten seiner edelsten Gefühle, so wenig er sich auch siegesfrohen Hoffnungen auf den Erfolg hinzugeben wagte. Sein Wunsch war, nach Kräften zu der Begründung der besseren Zukunft Griechenlands mitzuwirken, deren Möglichkeit er in der Durchführung des begonnenen Kampfes voraussah. Lange schon hatte er es empfunden, daß der errungene Dichterruhm seinem Ehrgeiz nicht genüge. Er sehnte sich nach Thaten; er wollte der Welt zeigen, daß er auch zu heroischem Handeln geschaffen sei, und indem er sich in diese neue Laufbahn warf, hoffte er zugleich, das, was dunkel und unedel in seiner Vergangenheit war, durch die Feuerprobe eines großen Unternehmens zu sühnen. Wenn daher die verschiedensten persönlichen Motive den Entschluß Lord Byron's mitbestimmten, wenn es unerlaubt wäre, ihn in die Reihe der wenigen selbstlosen Vorkämpfer der Völkerfreiheit zu stellen, die einzig und allein der unwiderstehlichen Macht eines idealen Antriebes folgten, wenn die ehrgeizige Hoffnung, sein Haupt vielleicht mit der griechischen Königskrone zu schmücken, seinen Gedanken nicht fern lag, und wenn er auch damals gelegentlich von der Höhe edler Entschlüsse in tiefere moralische Regionen herabsank, so ist es doch unmöglich, das Vorwiegen

heldenhafter Elemente in diesem Schlußact seines Lebens zu verkennen, oder die dauernden Verdienste zu vergessen, die er sich um die Befreiung Griechenlands unzweifelhaft erworben hat.

Näher auf Lord Byron's Fahrt nach Griechenland, auf sein politisch-militärisches Handeln inmitten des durch Parteikämpfe zerissenen aufständischen Volkes, oder auf die Katastrophe seines Todes in der Fieberstadt Missolonghi einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die Geschichte dieser Vorgänge ist in allen ihren Einzelheiten schon früher beschrieben und wohl bekannt. Nur das Eine mag noch erwähnt werden: daß Byron's jüngster Biograph der Ansicht Trelawney's beistimmt (eines Mannes, der besser als irgend ein anderer befähigt war, ein competentes Urtheil zu bilden), wenn er meint, nichts als Byron's früher Tod habe es verhindert, daß die griechische Königskrone ihm von den auf dem Congreß von Salona versammelten Häuptlingen angeboten wurde.

Mit der Reihe der in diesen Mittheilungen angedeuteten Thatsachen ist übrigens das Interesse von Jeaffreson's Buch nicht erschöpft. Er bringt ein langes merkwürdiges Capitel über die Zerstörung von Byron's Memoiren, das zum erstenmal die wahre Geschichte dieses Vorganges erzählt und im Zusammenhang mit seinen übrigen Aufschlüssen vermuthlich dazu beitragen wird, den noch immer nicht ganz verrauchten Zorn gewisser Kritiker über den Vandalismus jenes, angeblich dem Götzen der Respectabilität gebrachten, Opfers zu besänftigen. Auch die spätere Geschichte der Frauen, welche bedeutsam in Lord Byron's Leben hervortreten: Lady Caroline Lamb's, der Gräfin Guiccioli, Lady Byron's und seiner Schwester, sowie die Beecher Stowe'sche Controverse werden in einem Schlußcapitel berührt. Doch genug ist gesagt, um die wesentliche Bereicherung zu kennzeichnen, weche die Byron-Literatur durch diese neueste Biographie erfahren hat. Vielleicht wird dieselbe zu der Eröffnung noch anderer nicht benutzter Quellen Veranlassung bieten. Vielleicht mag die herannahende erste Säcularfeier von Lord Byrons Geburt neue authentische Documente zu Tage fördern. Wahrscheinlicher ist es indeß wohl, daß die Welt auf solche wird warten müssen bis zum Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts, dem Datum welches für die Veröffentlichung der im Britischen Museum aufbewahrten Papiere Lord Broughton's, des früher als Sir John Cam Hobhouse bekannten vieljährigen Freundes Byron's, festgesetzt ist*).

*) Eine sorgfältig ausgestattete Ausgabe des interessanten Werkes von Jeaffreson ist bei Bernhard Tauchnitz erschienen: sie hat vor der Originalausgabe den Vorzug des beträchtlich geringeren Preises voraus.



Das Problem der Anthropologie:

die menschliche Kunst und ihre Bedingungen.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Das Wort Kunst kommt von können. Es bedeutet alles das, was ein beseeltes Wesen mit Bewußtsein und jederzeit — also nicht etwa zufällig, durch ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, noch auch unter dem Zwange einer fremden überlegenen Einsicht und eines fremden übermächtigen Willens zu wirken und zu leisten vermag. Die Dressur der Thiere, die Abrichtung der Arbeiter und Sclaven zu unverstandenen Leistungen, wenn auch erstere noch so kunstmäßig erscheint, durch letztere ein noch so schönes Kunstwerk entsteht, sind also von dem Begriffe der Kunst ausgeschlossen.

Es involvirt demnach die Idee der Kunst in ihrem innersten Kerne — und zwar schon bei ihren allertiefsten Manifestationen in der Thierwelt — die Idee der Freiheit, ja letztere ist recht eigentlich auf erstere gebaut, denn ein Wesen hat eben nur so viel Freiheit, als es für sich zu erwirken und zu behaupten vermag, und wir dürfen es mit Goethe als der Weisheit letzten Schluß bezeichnen, daß nur der die Freiheit wie das Leben sich verdienet, der täglich sie erobern muß.

Von der menschlichen Kunst sagt daher Kant*) sehr wahr und treffend, „daß man von Rechtswegen nur die Hervorbringungen durch Freiheit d. i. durch eine Willkür, die ihren Handlungen Vernunft zum Grunde legt, Kunst nennen sollte."

*) Kritik der Urtheilskraft p. 171. Ausgabe von Rosenkranz.

Verallgemeinern wir diese scharfe und lichtvolle Definition so, daß sie auch die Kunst der Thierwelt umschließt, so bleiben als die beiden wichtigsten Bestimmungen Willkür und Bewußtsein des Wirkens.

Vom Begriffe der Kunst ausgeschlossen werden kraft dieser Definition große Gebiete der thierischen Thätigkeit. Also zuvörderst die organischen Functionen, wie das Athmen, Verdauen, der Stoffwechsel, die Blutcirculation u. s. w. Hier fehlt zunächst das Merkmal der Willkür. Obschon allen diesen Lebenserscheinungen ganz sicher eine Willensthätigkeit zu Grunde liegt, so ist diese doch in so enge Schranken eingezwängt, daß nur der Ausdruck gilt: Das Thier muß dies Alles thun, nicht: es kann; es ist Function, nicht Kunst. Zweitens ist der Grad des Bewußtseins dabei so dunkel, daß uns diese Thätigkeiten nur als innere, durch kein Zusammentreffen mit der Außenwelt erleuchtete, sondern gleichsam unbewußte mit mechanischer Sicherheit und Stetigkeit verlaufende Vorgänge erscheinen, demnach hier nur von einer Einheit des Willens und der Wirkung, keineswegs aber des Bewußtseins die Rede sein kann. Was hier fehlt, ist das Vorstellungsleben, die Seele alles eigentlichen Bewußtseins, das hauptsächlich durch die äußeren Sinne vermittelt wird.

Gleichwohl müssen wir auch die Thätigkeit dieser Sinne von dem Begriffe der Kunst ausschließen: wir dürfen nicht sagen, daß das Sehen, Schmecken, Riechen — so erstaunliche Leistungen es auch sind, so sehr sie an bestimmte Organe oder Werkzeuge gebunden sind — zu den thierischen Künsten gehören. Was hier fehlt, sind Freiheit und Willkür und insbesondere Wirksamkeit auf die Außenwelt.

Die Ursache liegt in dem Grundverhältniß, in welchem jedes individuelle, das heißt beschränkte Wesen zur übrigen Welt steht. Dieses Grundverhältniß ist das von Subject und Object. Aus diesem Verhältniß ergiebt sich die fundamentale Unterscheidung zwischen Empfindung und Willkür, beides nur subjective Eigenschaften, beide aber nur möglich durch Beziehung auf ein Aeußeres, ein Object. Denn es kann weder eine Empfindung geben, die nicht von einem Wechsel äußerer Verhältnisse herrührte, noch einen Willen, der nicht ein Ziel, einen äußeren Gegenstand hätte, an dem er sich zu realisiren suchte.

Obschon nun der Wille der eigentliche Grundtrieb und das wahre Wesen aller Dinge ist, so ist derselbe an sich doch nur ein dunkler Drang, ein blinder Trieb, der nur in dem Maße erleuchtet wird, als die Empfindung mehr und mehr Kunde von der Außenwelt vermittelt und dadurch immer zahlreichere Wechselbeziehungen zu der letzteren herstellt. Der Wille bleibt unveränderlich, aber die Motive, auf welche er reagirt, vermehren sich. Es ist also schon bei den niedersten Thierarten, wo kaum von höheren Wahrnehmungen, als den durch das Tastgefühl und den Nahrungssinn erschlossenen, die Rede sein kann, gleichwohl ein Bewußtsein stetigen Wechsels einer objectiven Außenwelt vorhanden, die mit den Lebensinteressen des Thieres aufs innigste verbunden ist. Dieser Wechsel der Empfindungen bildet demnach den eigentlichen

Lebensinhalt, gewissermaßen die Materie des Gesammtbewußtseins des Thieres, da auch seine ganze Aufmerksamkeit und alle seine Willensbestrebungen darauf gerichtet sind*).

Da demnach alle Kunde von der Außenwelt nur als Wirkung auf die äußeren Sinne in das Bewußtsein einzieht, da ferner sogar jede eigene Wirkung auf dieselbe, zumal bei den höheren Thieren, durch die Sinne controlirt wird, in jedem Falle aber als Gegenwirkung oder Reflex empfunden wird, so ist leicht zu verstehen, warum die Sinnesempfindung von dem eigentlichen Willens-Acten streng geschieden und trotz ihrer eminenten Wichtigkeit für das Zustandekommen alles Bewußtseins gleichwohl als etwas rein Passives aufgefaßt wird.

Erst auf der allerhöchsten Stufe, nämlich bei menschlicher Wissenschaft und Kunst, wo man die Außenwelt beobachtet nur um der Erkenntniß willen, wo man sieht nur um des Sehens willen, wo man hört nur um des Hörens willen, ja sogar wo man riecht und schmeckt nur um des Riechens und Schmeckens willen — erst da wird es klar und offenbar, daß den Sinnen eine eigenthümliche Kunst innewohnt, daß man ebensowohl sehen und hören lernen muß, wie sprechen und schreiben, und daß vermöge höherer Beanlagung und Ausbildung das Sehen und Hören des Einen ein ganz anderes, weit vollkommeneres ist, als das des Anderen. Doch davon wird bei einer anderen Gelegenheit ausführlich gehandelt werden.

Hier nur soviel: Wir müssen Activität oder vom Willen ausgehende Wirksamkeit auf die Außenwelt und Receptivität oder empfindende Aufnahme der Wirkungen dieser Außenwelt in allen bewußten und empfindenden Wesen unbedingt trennen und als letzte Gegensätze auffassen. Dabei dürfen wir aber niemals vergessen, daß in der Natur überall die ungeschiedene Einheit vorhanden ist und daß nur unser begriffliches Denken die Unterscheidungen und Abtheilungen macht, um dadurch Uebersicht, Klarheit und Verständniß zu gewinnen. So gilt es auch hier der Einheit und steten Wechselwirkung der beiden gesonderten Pole sich stets bewußt zu sein. Alle Willensäußerungen und Fertigkeiten, alle Leistungen der Kraft und Gewandtheit, die wir bei den Thieren bewundern, sind nur unter Voraussetzung und durch stete Mitwirkung ihrer äußeren Sinne, also ihrer Empfindungen möglich; ebenso müssen umgekehrt die Sinne feiner, empfindlicher und also vollkommener werden, je mehr sie geübt, je mehr sie bei den äußeren Wirkungen der thierischen Organe unterstützend und controlirend sich erweisen; sie haben also gleichfalls eine Schule und erlernen ebenfalls eine Kunst. Beide aber, sowohl die mechanische Vollkommenheit des Gliederbaus wie auch die Empfindungen der Sinne, müssen in einer Einheit zusammenwirken, die, von der einen Seite betrachtet, Wille, von der anderen Bewußtsein ist. Beide

*) Partout l'intelligence se montre unie à l'instinct; pas d'instinct possible sans une intelligence pour le diriger et dominer. Blanchard.

harmonisiren auch darin, daß ein lebendes Wesen niemals eine weitere Sphäre von Bewußtsein haben kann, als aus seinen Daseinszwecken erfließt und denselben dienlich ist. Ein Bewußtsein von Gefahren z. B., ein weiter Ueberblick, eine höhere Erkenntniß ohne die Fähigkeit dieselben durch entsprechende Thätigkeit zu verwerthen und zu seinem Leben nutzbar zu machen, müßte das Dasein eines Thieres qualvoll und unerträglich machen.

Die unter Mitwirkung seiner Sinnlichkeit sich bethätigenden äußeren Fähigkeiten, vermöge deren das Thier als ein lebensvoller Mechanismus, der den Bedingungen des Elements, in dem es sich bewegt, auf's vollkommenste entspricht, alle jene Leistungen auszuführen im Stande ist, die seinem Lebensunterhalte, sowie der Fortpflanzung und Erhaltung seiner Nachkommenschaft dienen, können wir demnach seine Kunst im allgemeinsten Sinne des Wortes nennen. -

Welche Momente sind es also, die diesem Begriffe inhäriren, die von ihm unabtrennlich, demnach sein wahrstes Wesen ausmachen? Es sind folgende:

1) Der Begriff des Könnens oder Vermögens schließt die Idee in sich, daß das Wesen jederzeit nach freiem Belieben, demnach mit Bewußtsein. über die Thätigkeit verfügen kann, also wie Horaz sagt: Ut quamvis tacet Hermogenes, cantor tamen atque optimus est modulator. Diese Idee beruht im letzten Grunde auf dem Gegensatze von actu und potentia (δυνάμει καὶ ἐνεργείᾳ) eine Auffassung, deren unermeßliche Bedeutung und Ausdehnung zuerst Aristoteles mit philosophischem Tiefsinn erkannte und deren ganze Größe erst in unseren Tagen, wo man gelernt hat, das Weltall als eine unveränderliche Summe von lebendigen und Spannkräften aufzufassen, hervorgetreten ist.

2) Unablöslich von dem Begriffe der Kunst ist ferner die Idee des Interesses, die gleichsam die Einheitsidee alles Lebens ist und fast identisch mit dem Willen, nur daß sie mehr die objective Seite des letzteren, den Inbegriff alles dessen, worauf sein Streben und Trachten gerichtet ist, enthält. Daraus folgt, daß ebensowenig und aus dem gleichen Grunde, als es, wie wir oben bemerkt haben, eine Wahrnehmung oder Sinnesempfindung geben könnte, die nicht den Lebenszwecken diente, also mit der ganzen Activität in Einklang stände, ebensowenig eine Activität oder mechanische Freiheit in einem lebenden Wesen denkbar ist, die nicht zu jener Einheit der Lebensinteressen concurrirte, zu ihr in den unauflöslichsten Beziehungen stände. Das ist eben die organische Einheit, die untrügliche Sicherheit, mit der die Natur alle Lebewesen zur Erhaltung ihres Daseins mit allen ihrer Idee und den Lebensbedingungen, auf die sie angewiesen sind, aufs vollkommenste entsprechenden Kräften und Organen ausrüstet. Jeder Organismus ist die für seine Stufe vollendete Zweckmäßigkeit. Natura sibi ubique consentanea est.

3) Diese letztere Idee, die der Zweckmäßigkeit, kann erst unter Voraussetzung der beiden eben genannten Ideen, nämlich eines alle Lebenstheile

und Functionen durchdringenden und regierenden Centralwillens und seiner äußeren Interessen auftreten. Aber sie, und nur sie allein giebt dem Begriffe der Kunst Inhalt und Verständlichkeit. Und in der That hat sich dieser Begriff im menschlichen Denken auch zu allererst an jener menschlichen Thätigkeit gebildet und entwickelt, in welcher die Zweckmäßigkeit klar und objectiv zum Vorschein kommt. Das Schaffen dessen, was menschlichen Bedürfnissen und Zwecken entspricht, das Handwerk also, das war die erste Erscheinung und Betrachtung, aus welcher der Begriff der Kunst entstehen und allgemein geläufig werden konnte.

Die unendliche aller menschlichen Kunst spottende Zweckmäßigkeit, die uns in dem Bau des thierischen Organismus entgegentritt und die zugleich Ursache der im höchsten Grade zur Erhaltung seines Daseins geeigneten Thätigkeiten und Fertigkeiten ist, hat vermöge der Analogie, aus der die gleichartige Betrachtung und Vergleichung jener kunstvollen Organisation mit menschlichen Werken hervorging, zu einem doppelten gleich naheliegenden, aber auch gleich übereilten Schlusse geführt. Man hat nämlich

1) entweder die Organismen vollständig mit menschlichen Kunstwerken identificirt und demgemäß gleichfalls einen von Außen wirkenden, schöpferischen Intellect angenommen, durch dessen Einwirkung der ganze Wunderbau zu Stande gekommen sei (denn diesen als eine Wirkung des zufälligen Zusammentretens unorganisirten Stoffes anzusehen, diese Ausflucht konnte wohl keinen Denkenden befriedigen), und ist denn auch bis auf den heutigen Tag nicht müde geworden, diese unendliche Zweckmäßigkeit als den sichersten Beweis für das Dasein eines Schöpfers anzuführen, und den sogenannten physikotheologischen Beweis in allen möglichen Tonarten zu variiren.

2) oder man hat zweitens in unbegreiflicher Verblendung alle zweckvollen Thätigkeiten des Thieres, namentlich die, durch welche dasselbe gleichfalls äußere Werke hervorbringt, wie die Ameisen ihren Bau, die Vögel ihre Nester u. s. w., insofern mit der menschlichen Thätigkeit identificirt, daß man dieselben der Vernunft, dem Denken der Thiere!! zuschrieb. Dieser von den Materialisten neuesten Datums ausgeheckte Widersinn — die Braven hatten nicht einmal eine Ahnung davon, daß, indem sie das Thier zu solcher Höhe erhoben, sie eigentlich von ihrer eigenen Lehre abfielen und ihr den Todesstoß versetzten — ist einer ernstlichen Widerlegung nicht würdig*).

Was ist es nun, das die menschliche Kunst in ihrem tiefsten Grunde so sehr von der eben charakterisirten thierischen Kunst unterscheidet und zu-

*) Wer sich über diese Dinge gründliche Belehrung verschaffen will, der vergleiche die treffliche Schriften: Reimarus' Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe; Le Roy, Lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux; Flourens Résumé analytique des observations de Fréd. Cuvier sur l'instinct et l'intelligence des animaux, sowie Schopenhauer im zweiten Buch seiner „Welt als Wille u. Vorst." Band I § 28, B. II Cap. 26 u. 27.

gleich so sehr zu dem eigensten Wesen des Menschen macht, daß man mit Recht hat sagen können: „L'art est la nature même de l'homme“, wie denn schon Longinus gesagt hat, die menschliche Kunst sei dann erst vollkommen, wenn sie Natur zu sein scheine?*)

Sagen wir es gleich mit einem Worte: menschliche Kunst ist die durch die Vernunft geleitete, erhöhte, vervollkommnete, vervielfältigte zweckvolle Thätigkeit. Alles wird demnach darauf ankommen, den Begriff der Vernunft scharf und richtig zu fassen.

Im Vorigen ist schon darauf hingewiesen worden, daß es keinen thierischen Instinct geben kann, der nicht durch einen gewissen Grad von Intelligenz geleitet würde — unter letzterer verstehe ich bewußte Beachtung der zufälligen äußeren Verhältnisse. Eine schon öfter citirte Stelle von Flourens wird dies am besten illustriren: „Jedermann,“ sagt er, „kennt die Gartenspinne, deren Netz das Muster der von einem Centrum ausgehenden Radien ist. Ich habe dieselbe oft, kaum aus dem Ei gekrochen, ihr Netz spinnen sehen, dabei handelt der Instinct allein; aber wenn ich ihr Gespinnst zerreiße, bessert sie den Schaden wieder aus und zwar thut sie dies, so oft ich wieder irgend eine Stelle des Netzes beschädige. Es ist also in der Spinne außer dem rein mechanischen Kunsttriebe, der das Netz schafft, noch eine Art von Intelligenz, die sie von der beschädigten Stelle unterrichtet und ihr mittheilt, an welcher Stelle ihr Trieb wirken muß.“

Dieses schwache Licht, das in jedem, auch dem unvollkommensten Thiere wirksam ist und seinem Handeln und Wollen die Wege erleuchtet in den engen Bezirken, auf die es vermöge seiner Natur beschränkt und gleichsam eingeschlossen ist, hat sich nun bei dem Menschen zu dem hellstrahlenden Lichte der Vernunft entwickelt, das diesem eine Fülle von Macht, Selbstbewußtsein, innerer und äußerer Freiheit verleiht, die sein ganzes Thun als ein durchaus zweckbewußtes und freies von Allem, was etwa aus der Thierwelt ihm zur Seite gestellt werden könnte, scharf und ausnahmslos sondert.

Was ist nun das Wesen dieser Vernunft? Wie wirkt sie? Wie ist sie möglich geworden? Wie hat sie sich zuerst verwirklicht? Und in welchem Zusammenhange steht sie mit der menschlichen Kunst? Ist diese aus ihr, oder umgekehrt die Vernunft aus der Kunst hervorgegangen?

Merkwürdig, daß man in unseren Tagen fast überall zugiebt, daß die Kunst Anfänge, erste, roheste, kaum des Namens Kunst würdige Anfänge gehabt hat, daß man dagegen sich sträubt, das Gleiche von der menschlichen Vernunft zuzugeben, diese vielmehr als ein von Uranfang dem Menschen

*) Περὶ ὕψους § 22 Τότε ἡ τέχνη τέλειος, ἡνίκ' ἂν φύσις εἶναι δοκῇ. Aehnlich Herder Kalligone p. 172: „Der Mensch ist seiner Gattung nach ein Kunstgeschöpf. Auf den Gebrauch thätiger Vernunft mittelst sinnlicher Organe ist das Sein und Wohlsein seines Geschlechts gebauet, nur durch Kunst ist er, was er ist, worden. Kunst ist ihm als Menschen natürlich.“

eingeborenes, gleichsam in aller Vollkommenheit ihm zugefallenes Vermögen anzusehen sich nicht entbrechen kann. Wie ist dieser Widerspruch zu erklären? Offenbar dadurch, daß die meisten Menschen nur den augenfälligen palpabeln Argumenten sich zu fügen geneigt sind, daß aber solche Beweise nur für die Kunst in den allerrohesten primitiven Werkzeugen und Artefacten erbracht werden können, während der innige Zusammenhang derselben mit der Vernunft, die eine nothwendige Vorbedingung für das Entstehen solcher Gegenstände überhaupt ist, als deren älteste, versteinerte Manifestationen demnach solche urweltliche Funde gleichfalls betrachtet werden müssen, leichthin übersehen oder als unbedeutend und unwesentlich nicht beachtet wird. Nur ernste, gewissenhafte Denker sind von der Ueberzeugung durchdrungen, daß beide in einem unlöslichen Zusammenhange stehen, daß solche primitive Kunsterzeugnisse zugleich auf einen sehr primitiven Zustand der Vernunft hinweisen, daß kein Fortschritt der Kunst denkbar ist, der nicht zugleich einen Fortschritt der Vernunft involvirte, d. h. ebensowohl zur Folge, wie zur Voraussetzung hätte. Letzteres scheint paradox, erklärt sich aber leicht durch die unendlich kleinen Grade, in denen aller Fortschritt, und ganz besonders der Urzeit, sich vollzieht und durch die ununterbrochene Kette der Wechselwirkung zwischen Anschauung und Thätigkeit oder Fertigkeit.

Doch muß allerdings, wenn überhaupt von einer Priorität die Rede sein soll, zugegeben werden, daß die Kunst immer um einen Schritt vor der Vernunft vorausgeht und daß, wie es auch noch bis auf den heutigen Tag der Fall ist, die Erzeugnisse der ersteren die Ausdrucksfähigkeit und damit auch die Einsicht und Kraft der letzteren stets vermehren. Daß z. B. der Organismus nur eine Maschine ist, nur mechanisch wirken kann, das hat zum allgemeinen Verständniß erst in dem Zeitalter der Dampfmaschinen durchdringen können; ganz ebenso konnten in der Urzeit die Begriffe schneiden, bohren u. s. w. nicht vor dem Dasein des primitiven Steinmessers, Bohrers u. s. w. gedacht werden. Das Wort des Aristoteles: „Man versteht nur das, was man machen kann“ hat volle Wahrheit.

Eine deutliche und unwiderlegliche Begründung erhält diese Behauptung auch dadurch, daß, wie uns die Thierwelt zeigt, es eine vernunftlose Kunst giebt, während eine Vernunft ohne Kunst d. h. ohne erhöhte, vervielfältigte Fähigkeit praktischer Verrichtungen im Dienste des Lebens nun und nimmermehr angetroffen werden kann.

Man kann die ungeheuere Umgestaltung der menschlichen Existenz, wie sie durch das Auftreten und die allmähliche Entwickelung der Vernunftfähigkeit und das in Folge davon mit Bewußtsein vollzogene Heraustreten aus dem Kreise der Thierheit möglich und nothwendig geworden ist, am besten in folgende einfache Formel zusammenfassen: Das Thier ist ein lebendiger Mechanismus und seine Intelligenz dient nur dazu, daß derselbe sich in der demselben eigenen Weise den äußeren Umständen gemäß zweckmäßig bewege.

Der Mensch dagegen erschafft vermöge seiner Vernunft den Mechanismus, den er seinen Zwecken dienstbar macht.

Während beim Thier der Intellect nur das leistet, daß es den äußeren Verhältnissen bis zu einer gewissen Grenze sich zu accommodiren vermag, unterwirft die menschliche Vernunft sich die Außenwelt und schreibt der Natur Gesetze vor. Eine allgemeine, durch nichts beschränkte und darum jeder Fortbildung fähige Kunst tritt an die Stelle der einzelnen Künste, als deren lebendige Verkörperung gleichsam die einzelnen Thierarten gelten können. Es erwacht zugleich in dem Menschen der Wissenstrieb, in seiner ursprünglichsten Form als Neugierde eine Art von intellectualem Nahrungsbedürfniß wie der Hunger ein körperliches ist.

Ich habe diesen Gegenstand ausführlich behandelt in meiner Schrift: „Das Werkzeug und seine Bedeutung für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit", welche das äußere thätige Leben der aus den Banden der Thierheit sich losringenden Menschheit, mithin die Anfänge der menschlichen Kunst erörtert und somit als nothwendige Ergänzung, als das objective Gegenstück zu meinem „Ursprung der Sprache", dessen Inhalt eigentlich der Ursprung der Vernunft ist, betrachtet werden muß. Beide Schriften zusammen enthalten die Lösung der Frage nach dem Ursprung des Menschen.

Es soll hier aber noch die Nothwendigkeit des Zusammhanges zwischen Kunst und Vernunft deutlich gemacht, es soll die gemeinsame Wurzel, aus der beide hervorgegangen sind, nachgewiesen und somit das wahrhaft Wesentliche, d. h. das eigentlich *Menschliche* in ihnen zum Bewußtsein gebracht werden.

Das wichtigste Princip, von dem aus dies geschehen kann und geschehen muß, heißt *Tradition* oder *Folgeleben*.

Des Thieres Wirksamkeit ist mit seiner individuellen Existenz abgeschlossen. Alle Erfahrungen, die es innerhalb der engen Sphäre, die sein Dasein umschließt, etwa macht, gehen wieder verloren, da es weder die Möglichkeit, noch ein Interesse hat, dieselben einem Wesen seines Gleichen mitzutheilen. Alle seine Befähigungen gehen also nur direct durch *Generation* auf seine Nachkommen über — wie? ist freilich bis zur Stunde ein großes Geheimniß. Die Thatsache aber steht fest. Der Vogel singt sein natürliches Lied und baut sein kunstvolles Nest, ohne es gelernt zu haben, der junge Biber construirt seinen Bau, der junge Dachs gräbt seine Höhle ohne die mindeste Anweisung, ohne je etwas Aehnliches gesehen zu haben. Daß im Laufe großer Zeitperioden Modificationen in dieser natürlichen Thätigkeit eintreten, wird kein Vernünftiger leugnen; daß irgend ein Vogel zum ersten Male ein Nest, irgend ein Biber zum erstenmal eine Erdkammer gebaut haben muß, ist eine Forderung der Logik: sicher aber und zweifellos ist, daß alle diese Befähigungen nur durch Geburt und Vererbung sich fortpflanzen.

Ganz anders beim Menschen. Da ist ein bewußtes Fortpflanzen des

Geistigen und der Kunstfertigkeit, da ist ein Interesse der Mittheilung und Belehrung, da ist Ueberlieferung und Nachahmung, da ist ein Zusammenhang zwischen den aufeinanderfolgenden Generationen, der keineswegs auf Angeborensein, also Natur, zurückgeführt werden kann, wie schon daraus sich ergiebt, daß alle die hierher gehörigen eigentlich menschlichen Befähigungen außerhalb dieses Zusammenhanges sich niemals entwickeln würden, daß sie also nur durch Erlernen den Individuen eigen werden.

Zunächst ist leicht zu verstehen, wenn es nicht schon Jedem von uns durch Erfahrung bekannt wäre, daß ein solches Ansammeln und Uebertragen der von den einzelnen Generationen erworbenen Erkenntnisse und Fertigkeiten im Laufe der Zeiten zu erstaunlichen Resultaten führen mußte, daß in solcher Weise menschliche Cultur und Machtentwickelung wie ein gewaltiger, sich stets vergrößernder Strom durch die Jahrtausende sich ergießen mußte, um endlich den mächtigen Ocean zu bilden, der heute im Stande ist, alle seine Quellen und Zuflüsse selber zu speisen und zu erhalten genau ebenso, wie die ungeheuere Wassermasse, die das Festland umgiebt, die dieses Land durchströmenden und befruchtenden Flüsse in ewigem Kreislaufe speist und erhält.

Daß es also allein das Folgeleben ist, welches das große Wunder der unermeßlichen Macht und Herrlichkeit des Menschen erklären kann, verstehen wir wohl: es erwacht nun aber die umso eifrigere Begierde, zu wissen, wie dieses Folgeleben denn entstanden, wie es möglich, wie es zuerst wirklich geworden ist. Lasset uns also mit ernstem Eifer und Besonnenheit der Beantwortung dieser die menschliche Vernunft im höchsten Grade, wie keine andere (handelt es sich doch um ihren eigenen Ursprung) interessirenden Frage zustreben.

Sicher gehen wir bei allen höchsten und wichtigsten Fragen nur dann, wenn wir die Untersuchung nach obersten (Kantischen) Vernunftprincipien anstellen. Wir werden also nach den drei Analogien der Erfahrung (Permanenz, Folge und Wechselwirkung) vorangehen.

Wir werden also fragen:

1) Welches war die wichtigste Ursache, daß das Folgeleben eingetreten oder, was das Nämliche ist, dauernd (permanent) geworden ist?

2) Welches war die wichtigste Folge desselben?

3) Welches ist das wichtigste Mittel, das Ursache und Folge verbindend, eine stete Wechselwirkung, und im Einklange damit eine Kette von Wechselwirkungen hervorbringt, indem jede Wirkung wieder zur Ursache wird und so ein stets gesteigerter, durch die Ausdehnung und Zahl der Wirkungen und ihr Ineinandergreifen in's Unermeßliche strebender Fortschritt möglich wird?

Auf die erste Frage antworte ich: es war, ist und bleibt die Gemeinsamkeit des Willens oder die Sympathie. Dieser Grund, der eine größere Zahl von individuellen Willen zu einem einzigen verbindet, ist ethisch. Er ist die unerläßliche Bedingung und Voraussetzung alles Gemeinlebens. Man nehme die Sympathie hinweg und alles Gemeinleben, mithin auch ihr

wichtigstes Product, die Vernunft wird unmöglich. Daß das Gemeinleben fortdauert, kann also nur aus jenem ethischen Factor, als letzter Wurzel, erklärt werden. Indem man gemeinlich (dies thut u. A. auch Kant) die Ethik und das sociale Leben aus der Vernunft herleitet, verwechselt man die Ursache mit dem Mittel, den Willen, der das Ursprüngliche ist, mit dem Bewußtsein dieses Willens, welches secundär ist. Die Vernunft ist kalt und ruhig, sie sieht nur Zweck und Mittel, sie handelt nicht in uns, sie hilft uns nur handeln, sie erglüht nicht für das Ganze, sie ordnet nicht den egoistischen Willen den höheren Zwecken unter, sie opfert nicht, sie entsagt nicht, sie hofft nicht und duldet nicht, denn sie weiß nichts von Liebe — sie ist ja nur der treue Spiegel, der Alles zurückwirft, sowohl die Außenwelt wie unsere inneren Regungen — alle jene Regungen aber, edle wie unedle, gute wie schlechte, strömen aus einer ganz anderen Quelle, aus dem Gemüthe, aus dem Willen. Dieser, der in den Einzelwesen Charakter heißt, ist das Dauernde und Unveränderliche, der Baum, der die Früchte trägt, sowie seine Art ist. Und so ist denn auch der gemeinsame oder ethische Wille, die Sympathie, die wahre und einzige Ursache der Permanenz des Gemeinlebens, d. h. des Folgelebens.

Auf die zweite Frage antworte ich: Die wichtigste Folge jener Gemeinsamkeit des Willens individueller Wesen ist Gemeinsamkeit der Thätigkeit, und auch diese fällt, wie ich an einer anderen Stelle*) gezeigt, noch innerhalb der Grenzen der Thierwelt, wofür Beispiele leicht anzuführen, wie die Wölfe oder Hunde, die gemeinsam eine Beute jagen, Büffel oder Affen, die sich gemeinsam vertheidigen. Die Grenzlinie des Menschlichen beginnt dagegen mit dem gemeinschaftlichen Schaffen und hier ist der wahre Ursprung jenes höheren, von Vernunft geleiteten und getragenen Folgelebens. Daß darin zugleich der Anfang, d. h. die erste Manifestation der von dem Begriffe des Menschen unzertrennlichen Ideen von Recht, Besitz und Werth gelegen ist, werde ich, wenn es mir vergönnt ist, in einer besonderen Schrift ausführlich darthun, hier haben wir es nur mit menschlicher Kunst und Kunstfertigkeit zu thun. Zeigen wir also, wie das Natürliche und Unbewußte durch das Gemeinleben in das Kunstmäßige und Bewußte übergehen konnte und mußte.

Gewiß waren die Schöpfungen der Urmenschen wenig verschieden von dem, was wir bei den höheren Thieren Analoges vorfinden; ich glaube sogar, daß sie an Künstlichkeit weit hinter den Bauten des Bibers zurückblieben. Aber Eines war, was ihnen die große Zukunft verhieß, sie waren gemeinschaftliche Angelegenheit. Die Erdhöhle oder das aus Baumzweigen geflochtene Nest, nicht der Einzelne braucht sie für sich und seine Jungen — wie allerwärts und ausnahmslos in der Thierwelt geschieht, denn die gemeinsamen

*) Die Lehre Kants und der Ursprung der Vernunft, pag. 379.

Bauten der Biber oder der Vögel u. A. sind nur Aggregate — sondern sie werden durch den gemeinsamen Willen, durch die vereinigte Thätigkeit Vieler geschaffen. Man wolle hier die erste Spur der Wechselwirkungen beobachten und erwägen, wie die Gemeinschaft Dauer erhält, indem sie Dauer verleiht. Denn das gemeinsam geschaffene Werk, die Wohnung wird zum Bindeglied, es vereinigt alle Glieder der Heerde und zwar vereinigt es sie durch den gleichen Antheil, den jeder Einzelne an dem Ganzen hat, es wirkt hierbei also nicht nur die Liebe, sondern auch das egoistische Interesse, die beiden gewaltigsten Triebe verbünden sich und werden in dieser Verbindung unbezwinglich. Und so ist es bis auf den heutigen Tag geblieben, Menschen, die sich tödlich hassen, werden durch das Interesse zusammengehalten; die größte Zahl der Ehebündnisse zeigen ein erloschenes und erkaltetes Aschenhäuflein auf dem Altar, doch die Mauern des Hauses umschließen die Widerwilligen und die Gemeinsamkeit der Interessen macht ein Entrinnen unmöglich. Nicht minder wichtig und wirksam ist eine andere Art von Wechselverhältniß, das zwischen der Gesammtheit und den Einzelnen; die erstere besteht zwar nur aus den letzteren, übt aber zugleich eine unbeschränkte Gewalt über dieselben aus. Denn die Starken und Mächtigen reißen die Schwachen und Verzagten mit fort, geben diesen sogar jenes Selbstvertrauen, das heute jedem eigen ist, der sich als Glied eines größeren Ganzen weiß und dessen Mangel bis zur Selbstvernichtung den Ausgestoßenen martert; war doch keine Pest, kein Aussatz so gefürchtet wie der Bannstrahl der Druiden und der christlichen Kirche. Das wichtigste Product dieses Wechselverhältnisses ist Disciplin in der doppelten Bedeutung dieses Wortes, als Zucht und Unterweisung. Ist doch jede Unterweisung nur eine Zucht des Willens und so wird jede Kunstfertigkeit des Menschen entwickelt oder gezüchtet. Das Bedeutsame aber ist, daß dies hier nicht durch den fremden Willen geschieht, sondern den eigenen der Gesammtheit, die sich nur so erhält und weiter entwickelt. Sonach ist das, was wir heute Kunsttradition nennen, und als dessen Gegentheil objectiv Pfuscherei, subjectiv Verwilderung angesehen wird, älteste menschliche Tradition gewesen, ja recht eigentlich der Keim, der das ganze menschliche Folgeleben sowohl nach seiner ethischen (vorhergehenden) als nach seiner Vernunft- oder intellectualen Seite in sich schloß. Die Instruction der jungen Geschlechter war zuerst natürliche, bald aber bewußte Aufgabe der Gemeinschaft; denn durch die Belehrung selbst erwacht erst das Bewußtsein. Alle Kunstthätigkeit, so einfach sie war in den Urzeiten, mußte so entwickelt, erlernt und bewußt werden. Unbewußt wäre sie geblieben, wenn die Individuen jedesmal von der Gemeinschaft sich abgelöst und auf eigene Hand die angeborene Geschicklichkeit d. h. thierische Kunst zu ihres Lebens Unterhalt verwerthet hätten.

Die hier nachgewiesene zweifache Wechselwirkung — nämlich zwischen den Schaffenden und dem Werke, sowie zwischen der Gemeinschaft und den Individuen — führt auf die Beantwortung der dritten Frage:

Welches war das wichtigste Mittel zur Pflege und Erhaltung des Gemein- und Folgelebens.

Darauf antworte ich unbedenklich: Die Sprache, denn sie ist die Mutter der Vernunft, ja sie ist die Vernunft selber.

Ich habe im Vorigen gesagt, daß das, was den thierischen Organismus vom bloßen Mechanismus unterscheidet, das Bewußtsein ist, daß alle thierische Kunst und mechanische Befähigung durch einen gewissen Grad von Bewußtsein dem Centralwillen des Thieres dienstbar sein muß. Gesteigert wird dieses Bewußtsein durch die äußeren Sinne und soweit erstreckt sich denn auch der Intellect des Thieres, als es seiner eigenen Wirkungsfähigkeit innerlich bewußt ist und dieselbe unter der Controle der äußeren Sinne zweckmäßig ausübt.

Worum es sich aber bei der menschlichen Kunst, als einer im Folgeleben der Geschlechter sich fort und fort erneuernden und dadurch zugleich emporstrebenden und wachsenden handelt, das ist offenbar das Gemeinbewußtsein, das seine beiden Stützpunkte oder auch Doppelwurzeln in dem Gemeinwillen und dem gemeinschaftlichen Schaffen hat. Ohne dies Gemeinbewußtsein, der ersten Vorstufe der menschlichen Vernunft, die seitdem diesen Charakter treu bewahrt hat, wäre eine Sorge für Tradition, also Erziehung, Unterweisung der heranwachsenden Geschlechter in der Kunstfertigkeit ganz undenkbar.

Es wird nun gewiß Niemand Wunder nehmen, wenn ich hier sage, daß das Gemeinbewußtsein nach Ausdruck ringen mußte und daß es denselben endlich in der Sprache fand.

Die Leser meiner früheren Schriften werden wissen, worauf es hier ankommt und werden sich der vollkommenen Uebereinstimmung, die sich auch auf diesem von einer anderen Seite betretenen Wege mit meiner Theorie vom Ursprung der Sprache ergiebt, mit mir erfreuen.

Gemeinbewußtsein und Mittheilungsbedürfniß sind so eng und nah verwandte Begriffe, daß kaum zu begreifen ist, wie eins ohne das andere bestehen kann. Das Mittheilungsbedürfniß ist innerer Drang, ihm entquillt der Laut, wie wir bei Taubstummen, sprachlosen Kindern, ja selbst bei Hunden — denn das Bellen ist ein Versuch zu sprechen und nur in der Gemeinschaft mit dem Menschen erworben — tagtäglich beobachten können. Aber der Laut ist keine Sprache, er hat keine Bedeutung, er ist nur der Ausdruck der inneren subjectiven Erregung, die kein Gegenstand des Vernunftdenkens, sondern nur der sympathischen Mitempfindung bei gleichgestimmten Wesen sein kann. Um Werkzeug der Mittheilung werden zu können, muß er ein Mittel des Verständnisses, also ein Object in sich aufnehmen, das mit ihm sich innig verschwistert und wodurch er befähigt wird zu erinnern, Alle an die gleiche Vorstellung zu erinnern.

Was aber konnte dies Object anderes sein, als das in jener Urzeit der erst dämmernden Vernunft einzig Verstandene und zugleich von Allen Ver-

standene — denn was verstehen wir denn als das, was wir machen können? — das Product des gemeinsamen Schaffens, das gemeinschaftliche Werk?

Ich darf mich wohl enthalten, die zahlreichen, auf ganz anderen Wegen für den gleichen Gegenstand erbrachten Beweise, die in meinen Schriften niedergelegt sind, hier nochmals zu wiederholen. Tauben Ohren ist nicht gut predigen, und die krankhaften Materien, die die Ohren verstopfen, operativ zu entfernen, ist ein unerfreuliches Amt und Gottlob nicht das meine.

Also die Kunst war es, die den menschlichen Gedanken in ihrem Schooße trug und aus der er, ein schwaches, hilfloses, lallendes Kind, zuerst entbunden wurde. Und doch ging damals ein Zittern durch die Welt, denn der Augenblick war gekommen, da der Geist sich losrang von dem dumpfen Stoffe und auf Engelsfittichen seinen Flug nach den Höhen des reinen Aethers begann.

Alle Sprache ist Poesie. Alle Ausdrucksfähigkeit verlieh ihr die Kunst, alle Bereicherung kann ihr heute und immerdar auf keinem anderen Wege erwachsen. Aber nur die Berufenen können sie wahrhaft bereichern. „Die Chemie stammelt Griechisch und Latein, im Munde Liebigs wird sie sprachgewaltig", sagt Jakob Grimm.

Die Kunst veräußerlicht den Gedanken, und indem sie dies thut, schafft sie ihn erst. Der Gedanke aber verinnerlicht die Kunst. Sein Körper, die Sprache ist das allgewaltige Mittel der Aufbewahrung, der Erhaltung, der Mittheilung und Fortpflanzung — also des wahren Folgelebens alles menschlichen Wissens, Könnens und Wollens. Verscheuche die zarten Luftgebilde und alles Menschliche erstarrt und stirbt wie das Leben des Einzelnen, wenn der Hauch des Athems stockt.

Der Strom der Tradition rinnt einzig durch das Flußbett der Sprache. Das Wort ist das unvergängliche Siegel des Menschengeistes, der reinste Spiegel des Denkens und der Weltbetrachtung jeder Zeitperiode. Was man kannte, das nannte man auch, und wenn etwas nicht benannt wurde, da ist es der sicherste Beweis, daß man es nicht gekannt hat.

Wir haben gezeigt, wie das Wort als vermittelndes Glied, also recht eigentlich als Mittel zwischen Wollen und Können, zwischen Schöpfer und Geschöpf getreten ist, beide in ihrer Wechselwirkung erfaßt und als Gedanke in dem Bewußtsein des Menschen niedergelegt hat. Mit ihm beginnt aber die Wechselwirkung auch ihr unendliches Spiel.

Denn es verkettet zunächst die Geister, und indem es von dem Mund des Einen ausgeht und von dem Ohr des Andern aufgenommen wird, weckt es in diesem den gleichen Gedanken, der doch auch wieder ein anderer ist und dadurch an Inhalt bereichert zurückkehrt zu dem, von dem es ausging, so in steter Wechselrede und Wechselwirkung stets klarer, stets vollkommener, stets bewußter die Reihen der Menschen durchwandert, die Lebenden mit den Todten verbindet und zugleich den noch ungeborenen Geschlechtern künftige Klarheit schon heute vorbereitet.

Aber viel gewaltiger noch und in unerschöpflicher Fülle und Manuig-

faltigkeit gestaltet sich die Wechselwirkung, die durch die Sprache zwischen den Dingen sich vollzieht. Einbezogen in das menschliche Thun werden die ewigen Sterne, die von unerreichbaren Höhen den Berechnungen des Weisen ihre Harmonie verkünden und dadurch zugleich dem Schiffer den sicheren Weg vorzeichnen in den einsamen Tiefen des Weltmeers. Vorausgewußt ist der Schatten, der nach Jahrtausenden das Licht der Sonne verhüllen wird und der vordem mit furchtbaren Beängstigungen die Seelen der Menschen schüttelte. Alle Zonen der Erde tauschen ihre Producte aus, alle Geschehnisse der Welt werden zum Gemeingute der Erkenntniß und nichts Bedeutendes begiebt sich, das nicht sofort auf Gedankenflügeln von einem Ende der Erde zum andern sich verbreitete. Der Wille des Menschen, der Länder und Continente verbindet, indem er die ewigen Berge durchbohrt und das unermeßliche Weltmeer überbrückt durch die schmale Spur des Gedankens tief auf dem Grunde seiner Wasser, er verrichtete alle diese Wunder nur durch die geflügelten Boten, den schwachen Hauch seines Mundes, der in ruheloser Hast hin- und herläuft nud die entlegensten Dinge mit einander verbindet, wie nicht minder die durch unermeßliche Räume oder Jahrtausende von einander getrennten Geister. Unsterblicher Gefährte der sterblichen Menschen, wie groß und staunenswerth ist Deine Macht! Durch Dich wird die Menschheit zu einem Bewußtsein, zu einem einzigen erfahrenden Geiste, dessen Segnungen jedem Einzelnen zu Gute kommen, während er selber nur einen kleinen Theil dieses Bewußtseins sich anzueignen, festzuhalten und weiterzuführen nöthig hat.

Die einzige, mit nichts anderem vergleichbare Wichtigkeit und Bedeutung der Sprache für das Zustandekommen eines geistigen Folgelebens ausführlicher darzustellen, ist hier nicht der Ort. Diese Aufgabe bleibe dem vorbehalten, der in künftigen Tagen das große Wagniß, eine „Geschichte der Vernunft" zu berichten, unternehmen wird. Ich heiße ihn heute schon herzlich willkommen. Von diesem „Logographen" wird man mit viel mehr Recht als von den alten den Anfang der wahren Weltgeschichte datiren. Rinnt unterdeß noch eine Weile, ihr Thränen der mit Namen, Zahlen, Schlachten und Tractaten abgemarterten Jugend! Und blühet noch eine Weile in euerer Verborgenheit, ihr staubgeborenen Pedanten trockenster Sprachgelehrsamkeit, die ihr es fertig gebracht habt, für das Herrlichste was es in der Welt giebt, die Sprache, durch eure geistlose Silbenstecherei und Wortklauberei der Mehrzahl der Denkenden einen gründlichen Ekel einzuflößen!

Einen sehr wichtigen Unterschied innerhalb der Factoren des menschlichen Folgelebens muß ich indessen hier noch hervorheben, nämlich den zwischen Instruction und geistiger Tradition. Er entspricht als höhere Entwickelung der bereits gemachten Unterscheidnng zwischen den angeborenen Kunstfertigkeiten des Thieres und seinem Intellect. Die durch das Organ der Sprache sich fort und fort vollziehende geistige Tradition vervollkommnet den Intellect der jungen menschlichen Individuen und macht sie der Vernunft theilhaftig; diese ist zugleich das allumfassende Mittel jeder Belehrung.

Aber genügt denn eine solche blos geistige Tradition, genügt es denn, daß man die Sache im Kopfe hat und mit Worten aussprechen kann? Gewiß nicht. Und wie der Malerzögling heute seinen Arm und seine Hand ebenso wie sein Auge ausbilden muß durch fortgesetzte Uebung und Anschauen der Vorbilder gegenwärtiger und früherer Meister, wie jede Kunst nur durch solche praktische Tradition, d. h. Instruction, sich erhält und weiter entwickelt, ebenso mußten in der Urzeit die nachwachsenden Geschlechter fort und fort in den höchst primitiven Kunstfertigkeiten jener ersten Begründer menschlicher Macht und Größe sich einüben, und zwar unter Anleitung und durch Nachahmung der Erwachsenen, die es bereits verstanden, das rohe Steinwerkzeug zu verfertigen, zu handhaben, den Baum zu fällen oder die Zweige zu flechten. Ja das Organ der geistigen Tradition, die Sprache selbst als Kunst betrachtet, d. h. die Bewegung der Lautorgane, konnte damals und kann heute noch auf keine andere Weise dem Kinde mitgetheilt werden. Auch sie ist also nach dieser Seite durchaus nichts Anderes, als durch Nachahmung (Vorsprechen) angeeignete Kunstfertigkeit, also Gegenstand der Instruction. Ihr Inhalt dagegen, das was bei den Lauten gedacht wird, bildet das Object der Tradition. Und dieser umfaßt zugleich wohl alles Uebrige, aber als Wissen, nicht als Können. Doctus bei den Römern bezieht sich auf beides; die Viri Docti dagegen reden von Taktik, Strategik, Ackerbau u. s. w. — nach Büchern.

Wir haben sonach eine bestimmte, für Jeden faßbare und nach ihrem Entstehungsgrunde durchaus klare und verständliche Grenzlinie gezogen zwischen thierischer und menschlicher Kunst. Wie wir bei jener als das wichtigste und charakteristischste Merkmal hervorhoben, daß sie angeboren und nicht erlernt, daß sie durchaus nur den Lebenszwecken des Individuums dienen müsse und nicht etwa anderen Interessen, ebenso bestimmt charakterisiren wir die menschliche Kunst dadurch, daß wir sagen: sie ist nicht angeboren, sie muß erst in dem Individuum entwickelt, also erlernt werden, und daraus folgt eben so gewiß, daß sie nicht ausschließlich den individuellen Zwecken dient, sondern auch anderen.

Mit dieser Wahrheit fällt denn ein helles Licht auf die früheren unklaren Bemühungen, zwischen thierischen Instincten und menschlichem Verstand oder Vernunft einen absoluten Unterschied zu machen, ohne daß doch Jemand zu sagen im Stande war, was er unter jenem und diesem verstanden wissen wollte. Words, mere words, wie bei so vielen menschlichen Streitigkeiten! Näher kam man der Sache durch die zuerst von Reimarus und Kant*) aufgestellte Definition, daß der Begriff des Instincts Alles das umfasse, was ohne erlernt zu sein, unbewußt und zweckmäßig geschehe. Die Begründung dieser Definition vermochte man freilich nicht zu geben, man constatirte eben nur einfach die Thatsache.

*) Muthmaßlicher Anfang u. s. w. pag. 367, Rosenkranz. Ich führe dies an, weil man in neuerer Zeit stets Darwin als den Urheber dieser Definition bezeichnet.

Wir wissen nunmehr, was es mit der negativen Bestimmung „ohne erlernt zu sein" für eine Bewandtniß hat. Bei dem Thiere ist (abgesehen von dem außerordentlich Wenigen, was es etwa in seinem Lebenslauf für sich selber erlernt) alles Erlernen Dressur im Dienste des Menschen, nicht selbsteigene Natur. Der an den Pflug gespannte Stier, das dem Reiter gefügige Roß, sie haben eine capitis deminutio, eine Degradation erfahren, seitdem ihnen „Zeus den Tag der Freiheit und damit die Hälfte ihrer Kraft genommen hat."

Bei dem Menschen dagegen hat sich das Wunder vollzogen, daß das Erlernte seine wahre Natur ist, wie denn Bändigung der ursprünglichen, wilden Naturtriebe die Hauptaufgabe aller Erziehung ist. Aller Mensch und alles Menschliche muß gebildet, entwickelt, erzogen werden.

Und wie ist jenes Wunder möglich geworden? Nur dadurch, daß der Erziehende und der Erzogene, der Lehrende und der Lernende ein und dasselbe Wesen sind. Dieses scheinbare Paradoxon hat in unserer Darstellung allen Widerspruch verloren, ist klar und verständlich geworden. Der neu entstandene Organismus, die sociale Gemeinschaft mit den untrennbar verbundenen Interessen des Einzelnen und des Ganzen erschafft ein unsterbliches Folgeleben, dessen Wirkungen, Sprache, Vernunft, Recht und Sitte, Wissenschaft und Kunst, von Geschlecht zu Geschlecht übertragen und sich vervollkommnend der Menschheit eine stets größere Machtfülle und innere Veredelung zusichern.

Und hiemit ist auch die Grenzlinie zwischen Natur und Cultur in ihrer gewöhnlichen Entgegenstellung gezogen. Cultur ist alles das, was die Menschheit, seitdem sie Menschheit d. h. socialer Organismus ist, sich an Befähigung, Wissen und Können in der Gemeinschaft angeeignet hat und mit unermüdlichem Eifer, ja mit einem furchtbaren Ernst, der eben beweist, daß es sich um ihr Lebensprincip handelt, der Gemeinschaft erhält. Die organischen Kräfte stammen aus der Natur, die geistigen sind eigenstes Eigenthum des Menschen.

Ob demnach die Sprache, das wesentlich und ausschließlich Menschliche, nach dieser Betrachtung zur Natur oder Cultur zu rechnen sei, möge Jeder sich selber beantworten.





Aus Universitätskreisen.*)

Von

Moritz Cantor.

— Heidelberg. —

Wir befinden uns in Padua. Es ist vor nahezu 300 Jahren, in den letzten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhunderts. Schon dreimal vollzog sich die säculare Wiederkehr der Gründung der berühmten Hochschule, welche die Sage mit dem Hohenstaufen Friedrich in Verbindung zu setzen liebt, dem so vielfach in der Geschichte mittelalterlicher italienischer Culturgeschichte Genannten. Aber die Zeit größter Blüthe war bereits vorüber. Das Entstehen neuer Universitäten in zahlreichen Städten Italiens mußte auf die Menge der an jeder einzelnen eingeschriebenen Studirenden im umgekehrten Verhältnisse einwirken. Berief man hier sich auf altes Ansehen, so brüstete man sich dort mit neuen Vorzugsrechten. Verbot ein Fürst seinen Unterthanen außerhalb Landes zu studiren, so folgte ihm der Nachbarfürst eifersüchtig nach, und auch der Freistaat Venedig schloß sich in Bezug auf seine Universität Padua der engherzigen Maßregel an, welche höchstens einer Entvölkerung vorbauen, zunehmende Theilnahme nicht erzwingen konnte. Die Schädlichkeit des Studienzwanges bei der heimathlichen Hochschule für die Entwickelung derselben hatte nur ein Gegengewicht: die Studienfreiheit der Ausländer. Der Deutsche, der Franzose, der Pole, die sich ihrer geistigen Ausbildung wegen nach Italien begaben, waren frei in der Wahl ihres Aufenthaltes. Sie mußten durch das, was jede Universität leistete, angezogen und festgehalten

*) Der Stoff zu diesem Aufsatze ist großentheils dem vorzüglichen Buche von Ant. Favaro: Galileo Galilei e lo Studio di Padova, 2 Bände, Florenz 1883, entlehnt.

werden, und so bildeten sie den Gegenstand der nothwendigen Wettbewerbung, ohne welche geistiges Leben kaum je gedeiht. Lehrstühle in größerer Anzahl, als unsere neueste Gegenwart sie kennt, entstanden, wurden aus Sparsamkeitsgründen wieder aufgehoben, entstanden auf's Neue. Wie man das Studium erleichtern, das Nichtstudium angenehm und ergötzlich machen könne, darauf ging fast gleichmäßig das Sinnen der Staatslenker. Sehen wir an einigen Zügen aus den paduaner Kreisen Ursache und Wirkung. Widersprüche werden nicht selten erscheinen, selbst ein Zeichen folgewidriger Maßnahmen, wie es jene schon genannte Beschränkung der Studienfreiheit war.

Deutsche und Franzosen bevorzugten vielfach Padua vor anderen italienischen Universitäten, nicht immer, um Vorlesungen zu hören. Ein Schriftsteller, welcher 1576 eine Reise beschreibt, die König Heinrich III. von Frankreich durch Italien machte, erzählt: „Nicht Alle, welche Studenten heißen und nach Padua gehen, begeben sich der Wissenschaften wegen dorthin. Insbesondere der größere Theil der Franzosen hat die Absicht, reiten, tanzen, fechten, italienische Gebräuche und Sitten, für welche sie schwärmen, kennen zu lernen, und um dieser und ähnlicher Tugenden willen ziehen sie nach Padua.“ Das war den Zehnmännern Venedigs ganz angenehm. Man ließ die Studenten, fremde wie einheimische, ruhig gewähren, wenn sie nächtlicherweile, mit Büchsen bewaffnet, die Stadt durchzogen und das Rohr an die Oeffnung eines Thorschlosses haltend abfeuerten. Wollte der erschreckte und erzürnte Hausbesitzer auf die Straße eilen und an den Ruhestörern Rache nehmen, so fand er das Schloß vom Schusse zerschmettert, sein Schlüssel paßte nicht mehr, und er war Gefangener im eigenen Hause und mußte seinen Zorn in ohnmächtigen Verwünschungen auslassen, während die Herrn Studenten, von keinem Nachtwächter in ihrem Vergnügen gestört, lachend und singend weiterlärmten. Aber die Deutschen und Franzosen brachten nicht blos fremdes Geld und überall heimische Thorheiten, sie brachten auch fremde Gesinnungen in's Land. Nahmen sie von den Italienern feine Umgangsformen nach damaligem Zeitbegriffe an, so wurden die Italiener angesteckt durch hugenottische und lutherische Lehren, in welchen die Fremden aufgewachsen waren, und das war den Zehnmännern nicht recht. Es sollen ja, schreibt ein Staatserlaß vom Juni 1550, Sectenführer in Padua öffentlich aufgetreten sein und in religionswidriger Weise sich ausgesprochen haben. Vergeblich leugnen die Universitätsbehörden das Vorhandensein von Ketzern. Und es ist doch wahr, daß Hugenottenlehren offen verkündet werden, lautet die Antwort. Man solle den Uebelthätern den Proceß machen; man solle auch Niemand die Doctorwürde verleihen, der nicht vorher ein vorschriftsmäßiges Glaubensbekenntniß abgelegt habe. Man sollte meinen, es sei ganz im Sinne dieser Erlasse gehandelt gewesen, als der Bischof von Padua sich besonders über die deutschen Ketzer in scharfen Worten aussprach. Aber nein! Die deutschen Studenten beschwerten sich, und sie erhielten Genug-

thuung durch eine amtliche Verleugnung der unpassenden Rede. Dieser Widerspruch wird allerdings zum Theil durch die eifersüchtige Gegnerschaft der weltlichen und der geistlichen Behörden gelöst, welche damals auch in dem glaubensstrengen Venedig sich bemerklich machte, und welche in den Streitigkeiten zwischen Universität und Jesuitenschule sich am Deutlichsten offenbarte.

Es war im Jahre 1542, daß die Jesuiten in Padua ihren Einzug hielten. Durch die Vermittelung eines Ordensgeistlichen, Andrea Lippamano, der einer Patricierfamilie Venedigs entstammte, war es ihnen gelungen, die Erlaubniß zur Gründung einer Knabenschule zu erhalten. Grammatik war zuerst der einzige Unterrichtsgegenstand, welchen sie lehrten. Bald trat zur lateinischen Sprache die griechische, zur Grammatik die Rhetorik. Logik, Philosophie, Mathematik, Metaphysik, Theologie kamen nach und nach in unmerklichen Uebergängen hinzu, und was das Schlimmste war, die Jesuiten hatten den äußeren Erfolg für sich. Ihr Collegium füllte sich von Tag zu Tag, während beispielsweise die Grammatikschulen der Universität, die viel länger bestanden, eine nach der andern aus Mangel an Schülern geschlossen werden mußten. Wie kam es, daß die Jesuitenschule solches Uebergewicht gewann? Es genügt gewiß nicht, die Vorsicht dafür verantwortlich zu machen, mit welcher die Jesuiten bei Ausdehnung ihres Unterrichtes vorgingen, noch die Sorglosigkeit der Universitätsbehörde, welche versäumte, gleich am Anfang den nothwendigen Widerstand zu üben. Innere Gründe müssen vorhanden gewesen sein.

War vielleicht der Unterricht im Jesuitencollegium der strengen Ordensregel gemäß ein regelmäßigerer? Auch das kann nicht behauptet werden. Die Professoren der Universität Padua standen in Bezug auf die Abhaltung ihrer Vorlesungen unter genauester Aufsicht. Man ging bei deren Anstellung von dem Gedanken aus, sie seien besoldet, um Vorlesungen zu halten, nicht blos um dem Namen nach Professoren zu sein und als solche anderen gelehrten Arbeiten sich zu widmen. Sie mußten also zu bestimmten Stunden lesen, ohne daß eine Vorlesung die andere hinderte. Der Professor der Mathematik beispielsweise las um 3 Uhr Nachmittag, und im Jahre 1609 legte dieser — es war kein geringerer als Galileo Galilei — wiederholt Beschwerde dagegen ein, daß die Vereinbarung durch den Professor der Medicin Bimbioli nicht eingehalten werde, daß vielmehr auch dieser gegen den Stundenplan um 3 Uhr lese und dadurch viele Mediciner hindere, das für sie so wichtige mathematische Colleg zu besuchen. Ferner mußten die Vorlesungen an einem bestimmten Tage beginnen, an einem gleichfalls bestimmten Tage zu Ende gehen. Wer jenen Tag versäumte oder innerhalb des Studienjahres Vorlesungen aussetzte, mußte für jede Versäumniß einer der Höhe seiner Besoldung entsprechenden Geldstrafe sich unterwerfen, eine Maßregel, welche wie in Padua so auch in Pisa gehandhabt wurde. Der Professor mußte auch Mühe darauf verwenden, seine Zuhörer zu fesseln. Waren in einer Vorlesung weniger als sechs Studenten anwesend, so verfiel

der Lehrer in eine Geldstrafe von 10 venetianischen Liren. Man wird zugeben müssen, daß die strengste Ordensregel keinen schärferen Zwang ausüben konnte.

Der dem Jesuitencollegium zuströmenden Menge mußten wohl andere Beweggründe maßgebend sein. Da war vor Allem die straffere Disciplin, welche über die Schüler gehandhabt wurde, von Einfluß.. Späße, wie solche, von denen oben die Rede war, regten die Bewohner Paduas gegen die Universität und deren Studenten auf, waren auch sonst nicht nach dem Geschmacke aller Eltern, und wenn dem allenfalls dadurch begegnet werden konnte, daß man die Söhne im Hause eines Professors unterbrachte, bei welchem sie besonderen Unterricht und einige Aufsicht genossen, so kam ein anderes hinzu. Der ketzerische Geist, so war aus amtlichen Kreisen selbst bekannt geworden, regte sich unter Paduas Studentenschaft. Die Jesuiten trugen Sorge dafür, daß die Kunde davon vielfach ausgeschmückt und übertrieben sich verbreitete. Ein guter Katholik konnte nicht zweifelhaft in der Wahl sein, ob er seinen Sohn einer solchen Universität oder der glaubensreinen Erziehung der Ordensväter anvertrauen sollte.

Es kam ein weiterer Umstand hinzu. Den Professoren war es statutenmäßig verboten, gedruckte Werke oder auch nur geschriebene Vorlesungshefte abzulesen. Ein Doctor cartaceus, ein papierner Lehrer, wurde verächtlich gescholten, wer solches that. Nicht minder wurde etwas später, 1614, den Professoren verboten, in Privatissimen die Schüler in den punti zu unterrichten, das heißt, in den Gegenständen, über welche sie in der Doctorprüfung befragt wurden; sie durften also, um des heutigen Kunstausdruckes uns zu bedienen, Niemand zum Examen einpauken. Den geraden Gegensatz dazu bildete die Unterrichtsweise der Jesuiten, welche das Dictiren in den Vorlesungen einführten. Es ist wohl keine Frage, daß wissenschaftlich der Universitätsverordnung einzig und allein zuzustimmen ist, aber die Erfahrung billigte das geisttödtende Jesuitenverfahren. Die Bequemlichkeit, nicht denken zu müssen, trug den Sieg über die Nothwendigkeit selbstthätiger, angestrengter Aufmerksamkeit davon.

Rechnet man endlich noch mit den dem Orden zur Verfügung stehenden Geldmitteln, welche es möglich machten, insbesondere ärmeren Zöglingen Erleichterungen zu verschaffen, die die Universität in diesem Grade unmöglich bieten konnte, so wird es begreiflich, wie bange Sorge die Leiter der Hochschule erfüllen mußte, als um 1591 der Unterricht im Jesuitencollegium die erwähnte Ausdehnung annahm, als die Jesuiten einen Lectionskatalog drucken und öffentlich anschlagen ließen, als sie ihm, ganz wie es der Brauch an Universitäten war, eine gelehrte Abhandlung beifügten, als sie den täglichen Anfang des Unterrichts durch Glockenschall verkünden ließen, genau in der Weise, wie die Glocke des Universitätsgebäudes in die Vorlesungen rief.

Die Eifersüchteleien der beiden Anstalten spiegelten sich in Streitigkeiten zwischen ihren Schülern, zwischen den Jesuiten und den Bovisten ab. Der erstere Name ist von selbst verständlich, der zweite bedarf der Erläuterung, damit nicht etwa ein Leser wähne, er entspreche dem, was der deutsche Student einen Ochser nennt, einen Menschen, der dem Ochsen gleich angestrengt arbeitet. Der Ursprung des Wortes ist ein viel äußerlicherer. Seit 1493 war der Palast der Herren von Carrara in Padua der Universität übergeben worden. Die Räumlichkeiten im Erdgeschosse, früher vorzugsweise als Ställe benutzt, wurden zu Hörsälen umgebaut, und bis auf den heutigen Tag heißen die drei Eingänge: das Ochsenthor, das Kuhthor, das Kälberthor, bis auf den heutigen Tag heißt das Gebäude selbst im Volksmunde Il Bò, wie es vordem häufiger Hospitium Bovis als Sapientia (Weisheit) genannt wurde, trotzdem letzterer Name der amtlich zu führende war. Wie viel die Spottsucht zur Beibehaltung des zu schnöden Bemerkungen geradezu auffordernden Namens beigetragen haben mag, kann ununtersucht bleiben, jedenfalls war er gang und gäbe, und mit billigen Witzen waren die Jesuiten keineswegs sparsam, so wenig wie die Bovisten ihrerseits. Bis in die gegenseitigen Hörsäle drangen sie, und wurden heute die Einen von den Anderen im Gebrauche ihres Hausrechtes unter jubelndem Geschrei mit Gewalt entfernt, so wiederholte sich morgen das gleiche Schauspiel unter Vertauschung der Rollen. Die Wände mit Spottversen zu bekritzeln, solche bis auf den Katheder der Professoren anzubringen, schmutzige Anzüglichkeiten auf Flugblättern in der Stadt zu verbreiten, gehörte zu den täglichen Gewohnheiten beider Parteien. Noch immer ließen die städtischen Behörden, nicht minder als die der Universität und des Jesuitencollegiums, ruhig gewähren, bis Anfangs Juli 1591 eine zu große Rohheit die Einmischung nicht ferner vermeiden ließ. Bovisten, unter welchen Söhne aus den ersten Patrizierfamilien Venedigs sich befanden, zogen, ein Jeder in ein Betttuch gehüllt, durch die Straßen, durch unzüchtiges Benehmen eine immer wachsende Menschenmenge um sich sammelnd. Der Zug ging nach dem Jesuitencollegium. Der Eintritt in einen der besuchtesten Hörsäle wurde erzwungen, und dort warfen die frechen Jünglinge plötzlich ihre Laken ab, standen in voller Nacktheit da und überschütteten förmlich die Jesuiten, Lehrer wie Zöglinge, mit unfläthigen Schimpfworten. Ein zahmer Bericht des Podesta (Amtmann) von Padua, der Verwandte unter den Betheiligten hatte, kam gleichzeitig mit einer geharnischten unterschriftslosen Beschwerdeschrift in Venedig an. Die Zehnmänner schickten noch am gleichen Tage Untersuchungsbeamte nach Padua, und die Schuldigen wurden mit strenger Strafe belegt.

Die Lehrer der Universität waren bereits vor diesen Ereignissen durch Pietro Alzano, den damaligen Rector der Juristenfacultät, angeregt worden, gegen die gesetzwidrige Anmaßung der Jesuiten, welche gewissermaßen eine zweite Universität einschmuggelten, Einsprache zu erheben. Jetzt kam man dieser Anregung um so bereitwilliger nach, als die jüngsten Vorfälle gegen

die eigene Anstalt ausgebeutet werden konnten, jedenfalls die Stimmung der Bürgerschaft Paduas sehr in diesem Sinne beeinflußt hatten.

Es ist mehr lehrreich als unterhaltend, die Geschichte des nunmehr amtlichen Streites weiter zu verfolgen. Ende November 1591 werden Abgesandte der Artisten, wie man damals die philosophische Facultät nannte, gewählt, die mit gleichfalls erwählten Juristen in Venedig die Sache der Universität vertreten sollten. Am 3. December erscheint bei dem Rector der Artisten ein Jesuitenpater, der Lehrer der Mathematik am Collegium, um ein päpstliches Breve vorzuzeigen, erlassen von Pius V., bestätigt durch dessen Nachfolger den erst 1585 verstorbenen Gregor XIII., welches den Jesuiten gestattete, nicht nur jede Art von Unterricht zu ertheilen, sondern auch, wie jede andere Universität, akademische Würden zu verleihen. Eine Beschwerde bei der venetianischen Regierung käme also offener Widerspänstigkeit gegen die päpstlichen Erlasse gleich und werde zuverlässig die kirchliche Ausschließung der Beschwerdeführer nach sich ziehen. Als diese Einschüchterung nicht fruchtete, lud der Bürgermeister die Rectoren der Artisten und Juristenfacultäten zu sich und machte einen Vermittelungsvorschlag: den Jesuiten sollte verboten werden Lectionskataloge zu drucken und anzuschlagen, sowie durch Glockenschall in ihre Vorlesungen zu rufen; dagegen solle ihnen die Wahl der Unterrichtsgegenstände freistehen unter der einzigen weiteren Beschränkung, daß die gleiche Vorlesung nicht zur gleichen Stunde im Collegium und der Universität gehalten werden dürfe. Beide Parteien waren in der Ablehnung dieses Vorschlages einig. Die Abgeordneten begaben sich nach Venedig. Die Frucht ihrer Vorstellungen war ein Beschluß vom 23. December 1591, der, freilich mit 60 Stimmenthaltungen, dahin gefaßt wurde, den Jesuiten überhaupt jeden öffentlichen Unterricht zu verbieten, den Universitätslehrern dagegen einzuschärfen, künftig das Dictiren zu unterlassen, welches der Wissenschaft und ihrer Vertretung viel größeren Schaden zufügen könne, als der durch Jesuitenschulen verursachte.

Aber, frägt vielleicht der Leser, dictirten denn auch die Professoren der Universität? Wohl hatten sie am Anfange, ihren Satzungen getreu, die jesuitische Gewohnheit verpönt und verhöhnt. Erzählt doch Riccoboni, der berühmte Professor der Beredsamkeit in Padua um jene Zeit, er habe vor dem Hörsaale eines großen Philosophen zwei ihm persönlich bekannte Studenten auf und abgehen gesehen. Bald darauf seien deren Diener mit Collegheften aus dem Hörsaale selbst herausgekommen. Er habe diese angerufen, sie wegen ihres weit über ihre Stellung hinausgehenden wissenschaftlichen Eifers belobt. Ach nein, hätten jene erwidert, sie verstünden gar nichts davon, sie müßten nur für ihre junge Herren das Dictat niederschreiben. Da sei er zu dem Philosophen gegangen, habe ihm die Thatsache mitgeteilt und ihm vorgeschlagen, künftig doch auch durch seinen Diener das Dictiren besorgen zu lassen, so daß nur Diener das ganze Geschäft der Vorlesungen versähen. So war die Stimmung am Anfange gewesen. Aber nach und

nach wirkte mehr das schädliche Vorbild, mehr die Denkfaulheit derjenigen Studirenden, welche nur ein gutes Heft in die Feder dictirt haben wollten, als die richtige Ueberzeugung. Auch in der Universität begann das Unwesen und nahm rasch so überhand, daß bei jenem Vermittelungsversuche des Bürgermeisters er den Universitätsvertretern den Vorwurf nicht ersparte, ihren Statuten ungehorsam geworden zu sein und darauf die Antwort erhielt, man werde das Dictiren nicht aufgeben, bevor die Jesuiten darin mit gutem Beispiele vorangegangen sein würden.

Soll als Folge der in Venedig gefaßten Beschlüsse auch der Tod des Pietro Alzano genannt werden, welcher wenige Wochen darauf auf offener Straße von einer, man weiß nicht aus welchem Hinterhalte kommenden, Kugel getroffen wurde? Berichte aus Universitätskreisen nennen Jesuiten als Schuldige, ein bürgerlicher Bericht bezichtigt die persönliche Feindschaft eines Alessandro von Este, fügt aber bezeichnend genug hinzu, die That sei ungesühnt geblieben, weil man von Gerichtswegen vorzog, keine Untersuchung zu führen.

Die Jesuiten waren überwunden. Ob für alle Zeit? Die Bürger Paduas schickten sich 1594 an in Venedig um Aufhebung des an die Väter ergangenen Verbotes nachzusuchen. Sofort machten Abgeordnete der Universität sich auf den Weg eben dorthin und führten ihre Sache so gut, daß die Bürger gar nicht vorgelassen wurden und ungehört wieder abziehen mußten. Die Arbeit stillen Wühlens ging ununterbrochen fort. Eine neue bürgerliche Gesandtschaft setzte es 1596 wenigstens durch, daß von Venedig aus die städtischen Behörden Paduas amtlich um ihre Ansicht bezüglich des jesuitischen Jugendunterrichtes befragt wurden. Bevor eine Antwort ertheilt war, verlangte die wachsame Universitätsbehörde, auch ihrerseits gehört zu werden. Die Angelegenheit zog sich in die Länge. Neue Versuche des Jahres 1597, während der Universitätsferien bürgerliche Stimmen allein zu Gehör zu bringen, scheiterten an der nie aussetzenden Wachsamkeit der Professoren. Und doch war jedes neue Scheitern ein Schritt vorwärts für die Jesuiten. Die Universität siegte sich zu Tode. In ihrem eigenen Schooße hatte allmählich eine gewisse Zerfahrenheit, um nicht zu sagen Nachgiebigkeit, um sich gegriffen. Ein neuer Vermittelungsvorschlag des Bischofs von Padua erzielte noch 1597 einen fast unerwarteten Erfolg. Die Universität erklärte sich einverstanden damit, daß im Jesuitencollegium die grammatischen Studien betrieben würden, sie gestattete sogar Vorlesungen höheren Ranges, wenn das zeitliche Zusammenfallen mit den gleichartigen Universitätsvorlesungen vermieden würde. Das war mehr als im December 1591 der Bürgermeister für die Jesuiten begehrt hatte. Es ist nicht bekannt, aus welcher Ursache die Uebereinkunft nicht zur Vollziehung kam. Ob vielleicht die Regierung in Venedig weniger wankelmüthig in ihren Entscheidungen war als die Parteien selbst? So viel ist sicher, daß noch am 7. April 1606 die Gemeindevertretung von Padua mit Glückwünschen für den neuen Dogen Leonardo Donato die demuthsvolle Bitte verbindet, in die Wiedereröffnung der Jesuitenschule willigen zu wollen.

Als Antwort darauf kann man die Verordnung vom 14. Juni 1606 auffassen, die den Jesuitenorden aus dem venetianischen Staatsgebiete verbannte.

Wäre wohl die Wettbewerbung der freien katholischen Universität, wie man mit einem der Gegenwart angehörenden Worte das Jesuitencollegium nennen möchte, so gefährlich für die staatliche Hochschule gewesen? Hatten die Galilei, die Riccoboni, die Acquapendente, um nur drei hervorragende Vertreter der Mathematik, der Rhetorik, der Anatomie zu nennen, Nebenbuhler zu fürchten, deren Namen die Geschichte der Wissenschaften vergessen hat? Die Meinung der Universitätsmitglieder wie der Staatsregierung muß es doch wohl gewesen sein, sonst wäre der zähe Widerstand unbegreiflich. Und was geworden wäre, wenn statt der Verordnung vom 14. Juni 1606 eine andere erschienen wäre, die Wünsche der Bürgerschaft befriedigend? Ob der Zerfall der römischen Universität, seit sie in die Leitung von Jesuiten kam, beweiskräftig für die Universität Padua wäre, die doch immerhin zunächst selbständig neben dem Jesuitencollegium fortbestanden hätte? Ob dieses „zunächst" auch für immer gegolten hätte? Wer kann das heute entscheiden?

Heute? Nein. Es war vor nahezu 300 Jahren, wir befinden uns in Padua!





König Cheops.

Von

Adolf Friedrich Grafen von Schack.

— München. —

I.

Dahingestreckt war, als die Sonne sank,
Am Nil in seines Schlosses Palmengarten
Der greise Cheops auf die Ruhebank.

Vor ihm, begraben halb vom weh'nden Sande,
Die Stirn von vier Jahrtausenden gefurcht,
Lag eine Riesensphinx am Wüstenrande.

Bald hin zu ihr, bald zu den Flügelgreifen,
Den Obelisken, Tempeln, Mausoleen
Des alten Memphis ließ den Blick er schweifen.

Und weiter sah er, glüh'nd im Abendstrahle,
Gleich einer ungeheuren Todtenstadt,
Sich Gräbermale reih'n an Gräbermale.

Die eig'ne Gruft, daß vor den Zeitenstürmen
Sie Zuflucht seiner Staubeshülle sei,
Läßt er sich dort aus Felsenquadern thürmen.

Hochauf, wie seit den früh'sten Erdentagen
Kein König eine Ruh'statt sich gebaut,
Soll die gewalt'ge Pyramide ragen.

Schon Stuf' an Stufe steigt sie in den Himmel;
Doch fluthend um sie wogt von Sclaven noch —
Die neue Quadern schleppen — ein Gewimmel.

Wie Cheops also nach dem Baue starrt,
Tritt aus dem Schloß ein Diener, sich voll Ehrfurcht
Verneigend in des Herrschers Gegenwart.

„Der weise Menes, welchen Du berufen,
Ist Deines Winks gewärtig, daß den Staub
Er küsse, Herr, an Deines Thrones Stufen.“

„Willkommen er! Gewartet hab' ich lange“,
Sprach Cheops, „seiner Ankunft. Führ ihn her,
Daß ich ihn hier im Palmenhain empfange!“

Bald naht, umhüllt von Antilopenfellen,
Ein hoher Greis. Vom Kinn bis auf den Fuß
Wallt ihm der Bart hinab in weißen Wellen.

„Ob matt mein Gang auch — denn bald zu den Todten
Eingeh'n werd' ich, ein hundertjähr'ger Greis —
Doch komm ich, Herr der Welt! wie Du geboten.

Der Monden viele bald auf Wüstenpfaden,
Bald auf dem Strom bin ich hierher gereist.
Laß hören denn, wozu Du mich geladen!"

Und Cheops, sich erhebend, winkt ihm näher:
„Hier neben mir, Ehrwürd'ger, ist Dein Platz.
Nicht Einer steht so hoch mir wie der Seher.

Am Mondgebirg', wo aus dem Himmelsbronnen
Der Nil herniederströmt, Dein Leben lang
Hast Du dem Weltgeheimniß nachgesonnen.

Und von den Sternen, die dort oben kreisen,
Ward das Verborgenste Dir kund gethan —
Drum nennt man Dich den Weisesten der Weisen.

Auf Dich hoff' ich, daß meines Herzens Wunde
Du heilest. Schauen lassen will ich Dich
In meine Seele bis zum tiefsten Grunde.

So lang' ich denken kann, hat wundersam
Ein düstrer Schmerz auf meinem Geist gelastet,
Und mit den Jahren mehrte sich mein Gram.

Weh' mir, daß ich zu spät geboren worden!
Früh war ich altersmüde wie der Nil,
Der matt und träg hinschleicht an seinen Borden.

Auf Augenblicke wohl von meinem Throne
Stolz blickt ich auf das unermeßne Reich,
Deß Völker unterwürfig meiner Krone.

Dann kühn, die Brust von Hochgefühl geschwellt,
Dacht' ich: Was willst du Größ'res? Dies Aegypten,
D'rob Du als Herrscher waltest, ist die Welt.

Am Saum der Wüsten, die es rings umgeben,
Am Rand des unwirthsamen Oceans,
Der es umfluthet, endet alles Leben.

Und ferne hin nach Süden ist das Land
Mir unterworfen, bis wo allen Wesen
Tod bringt der scheitelrechten Sonne Brand.

Wenn das ich dachte, sagt' ich mir, ich dürfe
Nicht thatlos, ruhmlos auf dem Throne ruh'n;
Im Geiste wälzt' ich mächtige Entwürfe.

Doch was vollbringen, das nicht schon vollbracht ward?
Der Erdenmorgen ist die Zeit der That;
Für uns bleibt nur das Träumen, da es Nacht ward.

Gebeugt im Süden der Aethiopen Horden
Hat meiner Ahnen Hand. In Dämme ward
Durch sie das Meer zurückgezwängt im Norden.

Und riesenhaft seh' ich aus fernen Tagen
Denkmale, größer, als der Sinn sie faßt,
In uns're Zwergenzeit herüberragen;

Die Götterbilder all, die altergrauen,
Die in den Fels gehauen auf den Strom
Wie Bergesgipfel hoch herniederschauen,

Die Gräberhöhlen und die Tempelhallen,
Die mit der Zeichen stummer Schrift bedeckt,
Noch von den Wundern früher Zeiten lallen,

Die Obelisken, die wie Opferflammen
Zum Himmel steigen, o wenn ich sie sah,
Ohnmächtig brach mein Geist in sich zusammen.

Wie ließen heut noch Werke sich erdenken,
Wie gar vollführen, die vor jenen nicht,
Den unermeßlichen, in Nichts versänken?

Hätt' ich gelebt doch mit der Menschen frühen
Geschlechtern, um, wie sie, in erster Kraft
Des Daseins und in Schaffenslust zu glühen,

Gelebt, als frisch und jugendhell im Osten
Die Sonne stieg und große Thaten noch
Auf Erden, wie im Frühling Blumen sproßten!

Gealtert ist die Zeit nun und erschlafft.
Nie mehr dahin durch ihre welken Adern
Ergießen wird sich neuer Lebenssaft.

Thatlos, ruhmlos, gleich meinem Königreiche,
Das um mich her vermorscht in Trümmer sinkt,
Schritt durch die Welt ich als lebend'ge Leiche.

Und bleiben wird als Denkmal meines Lebens
Ein Werk nur, das der Zukunft künden soll,
Wie Tod das Endziel alles Menschenstrebens.

Was selbst die mächt'ge Vorzeit nicht gewagt hat,
Hab' ich vollführt, ein Grab errichtet mir,
Wie auf der Erde keines noch geragt hat.

Zehntausend Aethiopensclaven waren
Vom Morgendämmern bis zum Abendroth
Bei diesem Bau am Werk seit fünfzig Jahren.

Sieh, Weiser! Zu den Sternen aufgestiegen
Schon ist der großen Pyramide Haupt,
Kein Wüstenadler wagt, so hoch zu fliegen.

Gründen wollt' ich in dieser Todesveste
Für mein Gedächtniß einen Zufluchtsort,
Wenn einst sie birgt des Cheops Staubesreste.

Und doch, ist nicht ein Hauch, ein leerer Klang
Unsterblichkeit des Namens? Muß nicht er auch
Vergeh'n im allgemeinen Untergang?

Das Leben liegt, die Erde selbst im Sterben,
Und was da ist, wie was gewesen ist,
Vergessenheit wird endlich Alles erben.

Die Zweifel, die an meiner Seele zehren
Und meinen Gram nun kennst Du, Weiser! — Sprich!
Kannst Du mir Trost in solchem Leid gewähren?"

Antwort gab Menes ihm nach langem Sinnen:
„Wollt' ich, was mir die Sterne anvertraut,
Dir künden, wär's ein frevelhaft Beginnen.

Doch ist mir, mein Geheimniß streng zu hüten,
Auch auferlegt, thun will ich, was ich kann,
Zu lichten Deines Geistes dumpfes Brüten.

Herbannen will ich, Herr, zu Dir die Schatten
Der künft'gen Welt. Dann magst Du sehn, wie weit
Den Schleier Dir zu heben sie gestatten.

Sieh, schon weithin mit dämmernden Gestalten
Erfüllt der Palmengarten sich — Du magst
Mit wem Du willst von ihnen Zwiesprach halten.

Sobald der Wunsch sich regt in Deiner Seele:
Mit Jenem will ich reden oder Dem,
Wird folgen auch der Schatten dem Befehle.

Du reich', die bleichen Lippen sich zu netzen,
Ihm Palmenwein — zum Leben aufgeblüht
Dann wird er sich an Deine Seite setzen."

Der Seher so und geht. In bangem Schweigen
Sieht König Cheops die Phantome nah'n,
Indeß die Nachtgestirne oben steigen.

II.

Wie Nebel herbstlich sich auf Wiesen ballen,
So sieht der König vor sich, um sich her
Der bleichen Schattenbilder Menge wallen.

Und über ihre Reih'n, hier nah' dort ferne,
So wie sie die Jahrtausende gezeugt,
Hin schweift sein Blick beim matten Schein der Sterne.

Bunt sind von Anseh'n und Gewand die Schemen
Im Feldherrnschmuck und Siegerkranze die
Und die geschmückt mit Herrscherdiademen.

Auf Einen dann, der königlich von Tracht,
Fällt Cheops Wahl, und auch zu sich heran
Sieht er ihn treten, kaum daß er's gedacht.

„Wer bist Du mit der Herrscherwürde Zeichen?"
Spricht er zum Schatten. „Wie so fremd Du scheinst!
Nie, Wunderbarer, sah ich Deinesgleichen."

Und Palmenwein ihm reicht er im Pokale.
Da blüht zu Lebensfülle jener auf,
Wie Blumen, nachterstarrt, im Morgenstrahle.

„O Sohn der früh'sten Urwelt," spricht der Schatten,
„Der weite Zeitenabgrund, der uns trennt,
Will kaum zu Dir zu reden mir gestatten.

Dahingeschwunden wie ein blasser Traum
Der Kindheit ist für meines das Jahrhundert,
Drin Du gelebt; Erinn'rung faßt es kaum.

Nach Dir erst, der Du an des Lebens Ende
Zu stehn gewähnt, ergossen auf die Welt
Die Himmlischen des Segens reichste Spende.

Nach Dir erst, der Du nur Verfall und Tod
Um Dich zu schauen wähntest, rang am Nile
Sich aus der Dämmerung das Morgenroth.

Erst lang nach Dir ward hier ein Reich geboren,
So herrlich, wie vor Dir nicht eines war,
Und eine Riesenstadt mit hundert Thoren.

Und ganze Reih'n von Kön'gen, deren Kronen
An Glanz und Ruhm die Deine überstrahlt,
Beherrschten Dein Aegypten durch Äonen.

Als Mumien, umhüllt von Grabesbanden
In ihren Särgen ruhen alle nun,
Doch neue sind an ihrer Statt erstanden.

Von ihren Herrscherthaten, ihren Bauten,
Sowie von denen Deiner Ahnen lallt
Die Sage nur noch in verworr'nen Lauten.

Dann that die Welt, die von der Wüste Rändern
Für Euch umschlossen war, sich weithin auf;
Hell ward es in den Sonnenaufgangsländern,

Und Throne, ungeheure Städte stiegen
Empor mit Gärten, in die Luft gethürmt,
Erob'rer bauten in Verheerungskriegen

Zwingburgen aus besiegter Völker Knochen,
Von Mittag ächzte bis nach Mitternacht
Der Erdkreis unter ihren Eisenjochen.

Doch, ihnen sich entgegenwerfend, boten
Des Westens Helden ihrem Grimme Trotz
Und schmetterten zu Boden die Despoten.

O! Dort entsproßten herrliche Geschlechter,
Wie auf der Welt noch nie zuvor, dem Bund
Der Himmelssöhne und der Erdentöchter.

Da an des blauen Mittelmeeres Küste,
Auf seinen Inseln blüht ein Frühling auf,
So reich, als ob er ewig währen müßte.

Von lichten Berghöh'n, durch begrünte Schluchten
Herniederströmte der Begeist'rung Quell,
Um göttlich alles Leben zu befruchten.

Und Dichter schöpften aus dem heil'gen Trank
Der Seele hohen Rausch, daß hinter ihnen
Die niedre Welt der Endlichkeit versank.

Zu Tempeln fügten sich die Felsenquadern,
Es wuchsen Götterbilder aus dem Stein,
Und pulsend klopften ihre Marmoradern.

Aus Myrth' und Lorbeer, die, Ein grüner Garten,
Die Zweige dicht verschlangen, blinkten weiß
Die Säulenhäuser von den Klippenwarten.

Von Eiland hin zu Eiland trug der Kiel
Bekränzter Schiffe festlich heit're Chöre
Bei Hymnenschalle unter Flötenspiel.

Ach! wohin schwand der Menschheit schöner Morgen?
Der Erde Mai, floh er zum Himmel auf?
Hat er im Schooß des Abgrunds sich verborgen?

Die Frühlingsblüthen alle hat der schnöde
Herbstwind geknickt, das frohe Leben schwand,
Und ringsum ward es kalt und winteröde.

Ein Volk, von einer Wölfin Milch gesäugt
Und wild wie sie, hat unter seine Geißel
Die anderen Nationen all gebeugt.

Weithin bis an des Westens Nebelmeere,
Des Nordens Eis gelegt ward auf die Welt
Das Sklavenjoch durch die Barbarenheere.

Und dieses unermess'nen Reichs zu walten
Erging an mich der Ruf. Verstehst Du nun,
Woher auf meiner Stirn die düstern Falten?

Ob auch um mich, wo ich vorüberkam,
Der Ruf: „Heil, Kaiser Hadrian", ertönte,
Verhüllt blieb meine Seele doch in Gram.

Als Jüngling schon fühlt' ich des Alters Bürde,
Die Alles um mich her zu Boden drückt —
Was sollen Purpur mir und Kaiserwürde?

Versiegt in Jedem ist die Kraft zum Schaffen,
Der frohe Muth, der Seele kühner Schwung;
Wer kann aus seiner Zeit empor sich raffen?

Umsonst zu Festlied und zu Götterfeier
Greift in die Saiten noch des Sängers Hand:
In wirrem Klang nur Antwort giebt die Leyer.

Vergebens Marmorbilder zu gestalten
Versucht des Künstlers Rechte; zitternd, matt,
Vermag sie kaum den Meißel noch zu halten.

Sehnsüchtig zu den großen Alten waren
Mir die Gedanken stets zurückgewandt,
Ich lebte nur in längstversunk'nen Jahren.

Dreimal durchwandert' ich mit müdem Tritte
Von einer Mark zur anderen mein Reich,
Doch fand Ruinen nur bei jedem Schritte.

Nie mehr, ich weiß, wird sich die Welt erneuen;
Mag bald von meinem Holzstoß denn der Wind
In alle Lüfte meine Asche streuen!"

Der Schatten so, und schweig: „Wohl deine Trauer
Faß' ich, sprach Cheops; ist doch mir, wie dir,
Nur eine Last des Lebens weit're Dauer."

Aufglomm indeß mit erstem Dämmerlichte
Der Morgen an der Pyramide Haupt,
Und Jener schwand gleich einem Traumgesichte.

III.

In nächster Nacht lag Cheops wiederum
Im Palmenhain auf Polster hingebettet
Und starrte vor sich nieder düster, stumm.

Auf's neue füllten bald herauf vom Strome
Bis an der Wüste Saum den Palmenhain
In langen Reihn der künft'gen Zeit Phantome.

Lang ruhte Cheops Blick auf dem Gewühle,
Er zweifelt noch, ob Dem, ob Jenem er
Gebiete, daß er nahe seinem Pfühle.

Zuletzt, gedrängt mehr von geheimer Macht,
Als seinem Wink gehorchend, tritt ein Schatten
Heran mit schwanken Schritten durch die Nacht.

Der König reicht, daß er zu Lebensfülle
Ihn wecke, Palmwein ihm und nach und nach
Ringt die Gestalt sich aus der Nebelhülle.

Mit Scepter und im purpurnen Talare
Steht er, lang wallen unter goldnem Reif
Ihm auf die Schulter greise Lockenhaare.

Von Runzeln ist die Stirn und das erblaßte
Antlitz gefurcht, sein Haupt gebeugt, als ob
Das Weh der ganzen Menschheit auf ihm laste.

„Wer bist Du, Gast aus ungebornen Tagen?"
Ruft Cheops aus; „so fremd, so wundersam
Scheinst Du; kaum Deinen Anblick kann ich tragen!

Seit Jenem, welchen gestern ich geschaut,
Ist bis zu Dir, so will mir schauernd ahnen,
Die Welt um ein Jahrtausend mehr ergraut."

Der Schatte drauf: „Der Du mir reichst den Wein,
Ein Herrscher aus der Erde Kindheit scheinst Du,
Ein Sohn der früh'sten Urzeit mir zu sein.

Allein darf ich dem Anblick Glauben zollen?
Ein Fabelwesen bist Du wohl, ein Bild
Aus alten Sagen, lange nun verschollen.

Denn nie von ältern Völkern hört' ich Kunden,
Als von dem Volk, bei dem der Gottessohn
Für uns verblutete aus sieben Wunden.

An ihm hat sich ein Morgenroth entzündet,
Das leuchtend hell des Heiles Botschaft hin
Von Land zu Land den Sterblichen verkündet.

Da ward der Wälder Finsterniß gelichtet,
Und Saaten grünten, Aecker trugen Frucht,
Nachdem der Drachen arge Brut vernichtet.

Zum Himmel stiegen hehre Säulenlauben,
Aus Stein gewölbt und funkelnd Zeugniß gab
Auf ihrem Dach das Kreuz dem wahren Glauben.

Im Innern webten, Gurt mit Gurt verschlungen,
Gewalt'ge Strebepfeiler über'm Haupt
Der Beter ihre ew'gen Dämmerungen.

Und heil'ge Bilder schauten aus den Bogen
Der Fenster nieder, während Orgelklang
Sich wallend wiegte auf des Weihrauchs Wogen.

Kühn stürzten, auf der Brust das Gnadenzeichen,
Sich glaubensmuth'ge Krieger, erzbehelmt,
Zum Schlachttod über Sterbende und Leichen.

Und frohes Leben wogte durch die Städte,
Zum Waffenspiel lud in das Felsenschloß
Die Fahne, die hoch von der Zinne wehte.

Da tönte zu des Sängers Lied die Zither;
Vor seines Herzens Dame hingekniet,
Empfing von ihr den Siegespreis der Ritter.

O Jugendzeit der Welt! All meine Jahre
Gäb' ich für einen Tag, in Dir verlebt;
Seit Du dahin, was blieb uns als die Bahre?

Geschwunden ist der Glaube von der Erde,
Der heilige, der alle Menschen einst
Versammelt hat an Einem Tempelherde.

Mit ihm versiegt sind auch die alten Freuden;
Wo Lieder sonst erklangen, krächzen nun
Die Eulen in verfall'nen Prachtgebäuden.

Weithin nach Westen drang auf feuchtem Pfade
Seitdem das Steuer; aus dem Ocean
Emporgetaucht sind neue Weltgestade.

Doch all die Länderstrecken, all die Meere,
Die unermeßlichen, was bergen sie,
Als eine weite, ungeheure Leere?

Und dieses grenzenlosen Reiches Krone,
In dem die Sonne nimmer unterging
Weh! wurde mir vererbt, dem Unglückssohne.

Da als ein Kind ich schlummernd in der Wiege
Noch lag, in stummer Ehrfurcht lauschten bang
Die Völker schon auf meine Athemzüge.

Allein mit Jammer und Verzweiflung säugte
Die Mutter mich; Wahnsinn in ihrem Blick
Las ich, wie sie zu mir herab sich beugte.

Ob früh mir auch der goldne Reif die Schläfe
Umgab, nie kannt' ich Glück; das Leben bot
In seinem Becher nichts mir als die Hefe.

Von Meer zu Meer, von Land zu Land, von Süden
Nach Norden, rastlos durch das Kaiserreich
Trieb es mich hin, den früh schon Altersmüden.

Wo ich mich nahte, raste die Empörung,
Und wahnberauschte Rotten schleuderten
In Stadt und Dorf die Fackel der Zerstörung.

Von einem Traumbild, das sie Freiheit nannten,
Fand ich die Völker um mich her bethört;
Der Tempel schonten nicht die Wuthentbrannten.

Rings der verheerten Gotteshäuser Mauern
Sah ich zerbröckelnd sinken; welkes Laub
Stob durch die Hallen in des Herbstwinds Schauern.

Im Chore sah ich Spinngewebe hangen,
Gestürzt die Heil'genbilder vom Altar,
Den Leib des Herrn fortschleppten wilde Schlangen.

Durch Krieg wollt' ich zum Dienst dem alten Gotte
Die Völker zwingen; Hunderttausende
Weiht' ich dem Scheiterhaufen, dem Schaffotte.

Allein wozu mit Blut und Leichen düngen
Soll ich die Erde noch? Im Sterben liegt
Die Welt, sie wird sich nimmermehr verjüngen.

Bereitet hab' ich selbst die Grabesstätte
Im Abendlande mir; ich gehe nun,
Daß ich mein Haupt zur langen Ruhe bette."

„Bleib'! bleibe! Mit einander unsern Kummer
Laß theilen uns!" rief Cheops aus; „bald dann,
Wie Du, hinstreck' ich mich zum Todesschlummer."

So er. Doch schon ihm fern war Jener wieder,
Und trennend zwischen Beide senkte sich
Von fünf Jahrtausenden der Schleier nieder.

IV.

Im Westen wiederum verglomm der Tag,
Als siech und nah dem Tod Aegyptens König
Im Palmengarten auf der Ruhbank lag.

Er weiß, Nichts werde seine Wunden heilen,
Allein mit Geistern der zukünft'gen Welt
Verlangt er seiner Seele Gram zu theilen.

Bald auch erfüllt weithin vom Wüstensaum,
Bis wo der Nil im Glanz der Mondessichel
Erblinkt, mit Nebelbildern sich der Raum.

Wie hin zu ihnen Cheops' Blicke gleiten,
Auf eines, fern am Horizonte fällt
Sein Auge; näher dann sieht er es schreiten.

Vortritt der Schatten aus der vordern Reihe
Und schlürft vom Wein. — Sieh, leuchtend steht er da,
Das Haupt umflossen wie von Himmelsweihe.

Die Glieder, strotzend von der Jugend Kraft
Bedeckt ein Kriegsrock. Nach dem Griff des Schwertes
Zuckt seine Hand, sein Blick strahlt heldenhaft.

„Du, der Du von der Zeiten fernsten Grenzen
Zu mir herüberschwebst, ruft Cheops aus,
Wie kann in freud'gem Muth Dein Auge glänzen?

Schon jetzt ist fast die Welt dem Gram erlegen,
Und nach Jahrtausenden, die ihn gemehrt,
Trittst wie zum Hohn Du lächelnd mir entgegen!"

Drauf Jener: „Du gehörst dem Todtenreiche;
Nur mit den Lebenden bin ich vertraut;
Was will von mir Dein Angesicht, das bleiche?

Die Erde ist von Trümmern voll und Grüften,
Jedwedes Stäubchen eines Wesens Rest
Und jeder Wind erfüllt von Moderdüften

Doch siegreich hebt aus Schutt und Gräbern immer
Ein junges Leben sich und überdeckt
Den Tod mit seinem grünen Frühlingsschimmer.

Nie war nach dem Vergangnen, dem Begrabnen
Mein Blick gewandt, erhobnen Auges stets
Sah ich zur Sonne auf, der allerhabnen.

Ich weiß, erst nun beginnt die Weltgeschichte;
Nacht hinter mir; doch vor mir grenzenlos
Die Zukunft in des Morgens goldnem Lichte.

In einem Land, von dem im kühnsten Ahnen
Du nie geträumt, bricht fern der alten Welt
Der Mensch sich triumphirend neue Bahnen.

Umspielt von Morgenluft und Morgenhelle
Stand meine Wiege dort; dort wuchs ich auf
Beim Wogenbrausen großer Wasserfälle.

An der Natur, der heil'gen Mutter, Brüsten,
Früh mit der Freiheit Odem schon genährt,
Begann ich mich zum Kampf für sie zu rüsten.

Hin durch den Ocean den leichten Nachen
Lenkt' ich im Sturmgetos und lachte froh,
Wenn mir zu Häupten scholl des Donners Krachen.

Durch Berg und Schlucht sprengt ich auf wildem Rosse.
Der U:, der Hirsch, in seiner schnellsten Flucht
Entging nicht meinem fliegenden Geschosse.

Im kriegerischen Spiel zog ich als Knabe
Wenn Schaar zum Kampf mit Schaar geordnet stand,
Voran den Meinen mit dem Feldherrnstabe.

Als Jüngling sammelt' ich um mich zum Heere
Die Freiheitsdurst'gen und bald flatterte
Mein Sternenbanner stolz von Meer zu Meere.

Mein Land, wo durch des Urwalds Riesentannen
Des Himmels freier Odem weht, soll nicht
Als Zwingburg ferner dienen für Tyrannen!

Noch hab' ich nicht das hohe Werk vollendet;
Doch will erst ruh'n, wenn keines Söldners mehr,
Noch Sclaven Tritt den theuern Boden schändet.

Ein Freund, ein Zwillingsbruder meiner Seele
Ist mein, an dessen Geistes heil'ger Gluth
Ich meinen Geist zu Muth und Thatkraft stähle.

Sowie den Wetterstrahl, den flammenrothen,
Dem Himmel er entrang, entreißen so
Will ich die letzten Scepter den Despoten.

Von Schlucht zu Schluchten und von Berg zu Bergen
Gleichwie der Sturm zerrissenes Gewölk,
Jag' ich sie in die Flucht und ihre Schergen.

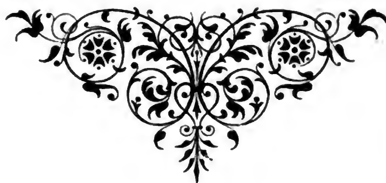
Der Menschheit will ich eine Freistatt gründen
Und einen Tempel, drin die Völker all
In Frieden und in Freiheit sich verbünden.

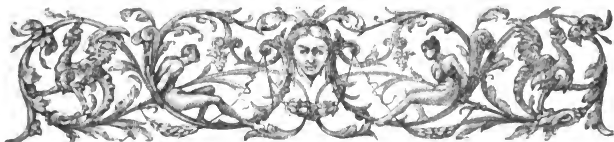
Nach eitlem Nachruhm mögen Andre streben!
Ob auch Vergessenheit mich deckt: mir blüht
In meinem Schaffen selbst ein ew'ges Leben!

Wer aus dem Staub sich mit des Adlers Fluge
In hohen Thaten aufwärts schwingt, er schlürft
Unsterblichkeit in jedem Athemzuge."

Der Schatten spricht es. Halb emporgerichtet
Lauscht Cheops ihm; doch die Erscheinung flieht,
Indeß der Himmel sich im Osten lichtet.

Zurück sinkt mit geschloss'nem Augenlide
Der König und als Leiche noch vor Nacht
Wird er bestattet in der Pyramide.





Die montenegrinischen Frauen.

Von

von Stein-Nordheim.

— Weimar. —

Wenn in Montenegro ein Mädchen geboren wird, so wird es von der Mutter mit folgender Weise begrüßt: „Wachse Tochter, wachse nicht zur Schönheit an, werd' ein Heldenmädchen, das nur freit der Mann."

Dieser Wunsch, dieser Gedanke erfüllt vor allen anderen die Seele einer Montenegrinerin. Anders benimmt sich dagegen der Vater eines neugeborenen Mädchens. Wenn er den Seinigen die Geburt einer Tochter zu melden hat, so sagt er: „Entschuldigt, allein mir ist eine Tochter geboren." Dieser Satz kennzeichnet das Verhältniß zwischen Vater und Tochter von der Wiege an bis zum Grabe. Der Montenegriner achtet das weibliche Geschlecht und doch wird er nie im Kreis seiner Freunde eines Weibes erwähnen, ohne sich den übrigen Männern gegenüber deswegen zu entschuldigen; in folge dieser Sonderbarkeit ist von manchem Reisenden, welcher das Land und seine Sitten nur oberflächlich kennen gelernt hat, die Ansicht verbreitet worden, daß das Weib in Montenegro Sclavin sei. Dieses ist fasch. Beide Geschlechter sind in Montenegro gleich berechtigt.

Die Geburt einer Tochter wird fast auf der ganzen Welt mit geringerer Freude als die Geburt eines Sohnes begrüßt. Daß dieses in noch erhöhterem Maße bei den Montenegrinern der Fall ist, erklärt sich einfach dadurch, daß dieses Volk seit 500 Jahren ständig um seine Freiheit kämpfen muß und daher jeder Sohn als Zuwachs einer vertheidigenden Kraft gegen die ihnen an Zahl weit überlegenen Türken mit Jubel empfangen wird. Ein anderer Grund liegt darin, daß derjenige Stamm, welcher die meisten Männer zählt, immer als der herrschende unter den verschiedenen Stämmen angesehen wird. Diese Bevorzugung der Söhne schließt aber nicht aus, daß ein Vater auch seiner Tochter mit Liebe, ja sogar Zärtlichkeit begegnet.

Es herrschen noch vollständig patriarchalische Sitten und, wenn auch die Erziehung der Söhne ausschließlich den Vätern und die der Töchter den Müttern und übrigen weiblichen Gliedern der Familie anheimfällt, so versammelt doch der Abend die ganze Familie und Bruder und Schwester werden, eng aneinander geschmiegt, mit gleicher Spannung den kühnen Volksweisen lauschen, welche der Vater zum Klang der Zither singt. Diese Lieder voll Freiheitsdurst und Rachegefühl erwecken schon in der Kinderseele den hohen Muth, die Vaterlandsliebe und Selbstaufopferung, welche die montenegrinischen Frauen vor allen Frauen der Welt auszeichnen. Die Erziehung einer Tochter erinnert an der Spartaner Weise. Sie bleibt bis zum siebenten Jahre im elterlichen Haus und ist sich bis dahin mehr oder weniger selbst überlassen. Vom siebenten Jahr an muß sie anfangen zu arbeiten und wird von da an eigentlich erst als Familienmitglied angesehen. Der Reisende begegnet in Montenegro oftmals kleinen 7—8jährigen Mädchen, die, schwere Holzlasten auf dem Rücken, die Berge herunterkommen, oder mit gemsenartiger Schnelligkeit von Fels zu Fels springen und ihre weißen zahlreichen Heerden hüten.

Die Viehzucht wird besonders in den Gegenden, die an die Herzegowina, Alt-Serbien, Albanien angrenzen, betrieben und gilt der Hirtenstand als ein sehr ehrenvoller, welchem jeder Montenegriner, mag er, welchem Geschlecht es auch sei, angehören, reich oder arm sein, eine Zeit lang angehören muß. Da es ihnen an Weiden mangelt, so ziehen sie mit ihren Heerden häufig auf türkisches Gebiet und erringen sich ihre Weiden mit blutiger Faust, so daß die Hirtenzeit eigentlich eine Kriegsschule für die jungen Montenegriner ist. Es läßt sich leicht denken, daß jedes Mädchen, da es von Jugend auf zum Haß gegen die Türken, welche ihm Vater, Bruder oder Anverwandte erschlagen haben, aufgestachelt wird, sich auch demgemäß entwickelt und nur von Türkenblut und Türkenhaß sinnt und träumt.

So fand vor einigen Jahren ein eigenthümlicher Fall statt. Unter den Hirten und Hirtinnen, welche ihre Heerden in den tiefen Wäldern der hohen Bergriesen Durmitos, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, hüteten, befand sich auch die 12jährige Janiza, welche die zahlreiche Heerde ihres Vaters beaufsichtigte. Auf der anderen Seite des Gebirges weideten die Türken ihr Vieh. Eines Morgens weckte Janiza ihre Genossen durch den Ruf: „Auf Ihr Brüder, die Türken kommen.“ Sofort war alles auf den Füßen und eilte, sich zum Kampfe zu rüsten. Allein sie gewahrten den Feind nicht. „Wo sind die Türken Janiza?“ „Dort auf dem Berge“ rief die Kleine. „Eilet Ihr Brüder, vorwärts, überfallet die Türken — sie sollen uns ihre Waffen schon lassen.“ Vorwärts stürmte die 12jährige Janiza und hielt in der kleinen harten Hand eine Pistole. Dieser Ruf genügte, alle Burschen wie Mädchen folgten ihr nach. Die einen trugen ihre Büchsen, die anderen schwangen den Yatagan, die dritten nahmen Beile, Knittel, große Steine, kurz jedes ergriff was ihm am dienlichsten schien; so

angeführt und angespornt von einem Kinde überfielen sie die unvorbereiteten Türken, welche sofort den Kampf aufnahmen, aber dem heftigen unerwarteten Angriff bald unterlagen. Mit blutgerötheten Yatagans, beladen mit den Waffen der erschlagenen Feinde, zog die kampfeslustige Schaar, die ohne besondere Veranlassung gegen zwanzig Türken erschlagen hatte, triumphirend zurück. Auf einer Tragbahre trugen sie Janiza, welcher durch einen Yatagan die eine Schulter gespalten war. Sie hatte diesen Hieb durch rasches Vorspringen für einen anderen aufgefangen, lachte und jubelte, daß sie durch ihr schnelles Vorspringen ihren Bewerber vor dem Schlag bewahrt hatte. Dieses Kind ist als ein Typus der Montenegrinerinnen zu betrachten. Im letzten türkischen Kriege fand man in den Lazarethen häufig 8—12jährige Mädchen, welchen die eine Schulter durch einen Hieb gespalten war. Wie kleine Löwinnen hatten sie sich mitten in den Kampf gestürzt und ertrugen nun ohne Klagen die Folgen ihrer Wunden. Wer das gesehen hat, wird wohl ein beliebtes Lied der dortigen jungen Mädchen, welches ihm früher vielleicht unverständlich und übertrieben klang, nun verstehen. Dieses Lied lautet:

Wachse mein Geliebter; bist du groß und stark,
Du bei meinem Vater wirbst um meine Hand;
Und als Morgengabe bringe mir alsdann
Blut'ge Türkenköpfe auf dem Yatagan.

Trotzdem die jungen Leute beiderlei Geschlechts ohne elterliche Aufsicht monatelang in entlegenen Gegenden gemeinschaftlich ihre Heerden weiden, so herrscht doch bei diesem rauhen Volk eine strenge Sittlichkeit und gehört der Fehltritt eines Mädchens zu den großen Ausnahmen. Das Schicksal einer solchen Unglücklichen ist namenlos traurig. Sie wird erbarmungslos aus dem Elternhaus gestoßen und muß, wenn sie nicht durch den Tod ihrem elenden Leben ein Ende macht, im fremden Land eine Zuflucht suchen. Den Geliebten des Mädchens erwartet, selbst wenn er dasselbe auch noch geheirathet hat, ein blutiges Gericht Die Brüder der Betreffenden müssen ihn zu erschlagen suchen, woraus dann in solchen Fällen ein blutiger Kampf zwischen den Familien der beiden Schuldigen, ja eventuell, wenn dieselben verschiedenen Stämmen angehören, zwischen den Stämmen sich entspinnt, der dann stets von weittragenden, sehr traurigen Folgen ist. Vor ungefähr 13 Jahren spielte sich eine derartige Tragödie am See Skutari ab. Maka, die Tochter eines vermögenden Mannes, war beim Hüten ihrer Heerde mit den Hirten eines anderen Stammes, bei welchen sich Iwan, der Sohn des Hauptmannes Laga Dschukanow befand, zusammen getroffen. Die beiden jungen Leute liebten sich und vergaßen sich im Augenblick der Leidenschaft. Als dann die unglückliche Maka die Folgen ihres Fehltrittes erkannte, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen. Ihr Bruder überrascht sie dabei; er frägt sie:

„Warum bist du so traurig, was fehlt dir Schwester?“ „Bruder, ich bin unwürdig, deine Schwester zu heißen . . . . . ich bin eine Ehrlose, ich habe unser tapferes Haus befleckt.“ — — —

„Schwester, du rasest — es kann nicht sein. — Wer hat dich beleidigt? Nenne ihn mir — oder ich tödte dich — hörst du es — nenne ihn mir.“ — Aber die Unglückliche verräth den Namen des Geliebten nicht. Sie stürzt sich in den See; der Bruder hindert die That nicht, sondern er sieht ihr ruhig zu und sagt: „Es ist besser, daß sie ehrenhaft stirbt — als ehrlos lebt.“ Hierauf bewaffnet er sich und geht zu den jungen Hirten, um den Verderber seiner Schwester zu suchen. Er trifft sie in fröhlichem Gespräch, da ruft er ihnen zu: „Wo birgt sich der Feigling, der Auswurf, der Elende, der meine Schwester entehrt hat — — wenn er ein Mann ist, so stelle er sich zum Kampf.“ Sofort springt Iwan zornglühend, den Yatagan in der Hand, vor und ruft: „Hier stelle ich mich zum Kampf.“ Die Klingen kreuzen sich, ein kurzes Waffenklingen und alles ist beendet. Iwan liegt enthauptet auf der Erde. Ein heftiger Kampf entbrannte nun zwischen den beiden Stämmen und an 40 Menschenleben gingen nach und nach bei diesem Streite zu Grunde.

Bei dem türkischen Krieg 1877—1878 entbrannte ein Türke Mehmed Pascha in heißer Gluth für eine 16jährige Schönheit Joke. Er verfolgte sie und wußte sich ihrer zu bemächtigen. Er bedeckte sie mit glühenden Küssen; Joke erkannte, daß sie ganz in seiner Gewalt sei, da flüsterte sie ihm zu: „Schöner Türke, ich bin Dein — ganz Dein — ich ergebe mich, doch schöner Türke folge mir, denn nicht hier, wo man uns sieht, darf ich mit Dir sein.“ Der verliebte Türke folgt Joke nach. Sie führt ihn auf einen einsamen Felsen, der senkrecht abfällt. Mehmed bemerkt den vor ihm liegenden Abgrund nicht, da Joke sich davor stellt. An dem Ort angelangt breitet sie ihre Arme aus und ruft: „Nun küsse mich mein schöner Türke.“ Er umfängt sie mit liebeglühenden Armen. Sie klammert sich wild an seinen Hals, drückt ihn an ihren jungfräulichen Busen und stürzt sich mit ihm, ehe er es verhindern kann, in den Abgrund. Nach einigen Tagen fand man die zwei zerschellten Leichen und das Volk nennt Joke sein Heldenmädchen.

Ein anderes Beispiel noch größeren Heldenmuthes bewiesen die weiblichen Bewohner eines Fleckens, welches von den Türken belagert wurde. Alle Männer waren dem Feinde entgegen gezogen. Eine Abtheilung Türken bestürmten den Ort. Die Frauen zogen sich zuletzt in einen befestigten Thurm zurück, doch die Uebermacht des Feindes war zu groß, sie mußten unterliegen.

„Was thun!“ war der verzweiflungsvolle Ruf. „Ich weiß es,“ antwortete ein junges Mädchen, Yela Marunow. Rasch läßt sie den beträchtlichen Pulvervorrath auf einen Haufen zusammen tragen, sämmtliche Frauen und Kinder drängen sich eng zusammen. Hierauf öffnet man das Thor. Sofort stürmt der andrängende Feind herein. Binnen kurzer Zeit faßt der

Thurm an 500 Türken. Da plötzlich erzittert die Erde von einem gewaltigen Stoß, ein entsetzlicher Knall erschallt, der Thurm stürzt ein und begräbt unter seinen Trümmern die opfermuthigen Frauen und die ahnungslosen Türken.

Unsere modernen Salondamen werden bei der Schilderung dieser ihrer Mitschwestern von Entsetzen und Grauen ergriffen werden und allerdings paßt eine Montenegrinerin mehr in den Rahmen der gewaltigen Gestalten unserer germanischen Heldenweiber, als in den unserer jetzigen Zeit.

Bei all dieser Wildheit vergißt die Montenegrinerin jedoch keineswegs, daß die häuslichen Geschäfte ihr Amt sind und wartet ihrer mit großem Eifer. Alle Kleidungsstücke der Männer und Frauen werden bis zu Stiefeln und Schuhen herab lediglich von Frauenhänden bereitet. Der regierende Fürst wollte es durchsetzen, daß auch Männer sich einem Gewerbe, als wie dem Schuhmacherhandwerk widmen sollten und that sein Möglichstes, dieses zu erreichen. Es gelang ihm bei einem einzigen Mann, der von diesem Augenblick an, da er sich dem Schustergewerbe, also einer nach montenegrinischer Ansicht, weiblichen Beschäftigung hingab, der öffentlichen Verachtung anheimfiel. Die Bestrebungen des Fürsten, Schulen zu errichten, ist übrigens von glänzenden Erfolgen gelohnt worden und kann jetzt die Mehrzahl der Knaben und Mädchen lesen, schreiben, ja sogar rechnen.

Nirgends wird die Geschwisterliebe mehr ausgebildet und heiliger gehalten, als bei diesem wilden Bergvolk. Ein jeder Bruder wird mit Hintenansetzung seines Lebens für die geringste Beleidigung, die seiner Schwester geworden, sofort einstehen. Eine eigenthümliche Sitte ist, daß die Frauen und Mädchen den Männern die Hände küssen. Vom 16ten Jahre, als von dem Zeitpunkt an, da der Knabe reif zum Kriegerhandwerk und zum Gründen eines eigenen Hausstandes erklärt wird, hat er auf diese Ehrenbezeugung Anspruch. Die jungen Mädchen suchen sich übrigens dem Händeküssen den unverheiratheten Männern gegenüber zu entziehen, da sie dieselben dieser Ehre noch nicht für würdig erachten und thun es daher bei unverheiratheten Männern nur ausnahmsweise. Verweigert ein Mann seine Hand einer Frau zum Kuß zu reichen, so erklärt er sie damit für ehrlos. Bei Gelegenheit des Namenstages des montenegrinischen Schutzpatrons findet ein großes Volksfest statt, welches durch einen Nationaltanz gefeiert wird. Zum Schluß des Tanzes küßt der Jüngling seine Tänzerin vor dem ganzen Volke; es ist dieses ein alter Brauch, der hoch angesehen wird. Zu den größten Ausnahmen gehört es in Montenegro, einem Trunkenen zu begegnen. Es gilt dieses für eine große Schande und würde der betreffende Mann der Verachtung der Frauen anheimfallen. Der Montenegriner verachtet die türkische Sitte, die Frauen als Sclavinnen zu halten und rühmt in seinen Liedern, daß in seinem Lande keine Sclavinnen, sondern freie, tapfere Weiber geboren werden. Der Schriftsteller Rober, der viel über ihre Sitten geschrieben hat, hebt die große Gastfreundschaft dieses Naturvolkes hervor und betont, daß die Frauen die Reisenden freundlich mit Erquickungen laben,

ohne je eine Geldvergütung dafür anzunehmen. Die Töchter erben mit den Söhnen meistens gleich; doch sind die väterlichen Waffen von der Theilung ausgeschlossen und fallen blos den Söhnen und wenn keine da sind, dem nächsten männlichen Verwandten anheim. Sind jedoch beim Tode des Vaters die Söhne noch minderjährig, so ist es Sitte, daß die Töchter sich an dem eingebrachten Vermögen von mütterlicher Seite begnügen lassen und daß die nächsten männlichen Verwandten dafür sorgen, daß die verwaisten Töchter sich bald verheirathen. Geschieht letzteres nicht, so hat die Tochter das Recht, bis an ihr Lebensende im Vaterhause zu weilen. Die Ehen werden meistens sehr früh geschlossen. Dreizehn-vierzehnjährige Bräute sind keine Seltenheit.

Vor Gericht ist das Weib mit dem Mann ganz gleichberechtigt. Ja ein Jeder wird, wenn die in Frage stehende Frau oder Jungfrau sich eines guten Rufes erfreut, für sie eintreten, während freilich im entgegengesetzten Fall die nächsten Verwandten die betreffende der gerichtlichen Strafe überantworten werden.

Es geschieht sehr häufig, daß befreundete Väter ihre Kinder gleich bei der Geburt mit einander verloben; ein solches Verlöbniß ist stets als bindend anzusehen und als ein solches, dessen spätere Nichtvollziehung auf die Ehre desjenigen Theils, von welchem die Weigerung ausgeht, einen Schatten wirft. Es ist dieses eine grausame Sitte, die schon viel Unheil nach sich gezogen hat, indem solche durch den Willen der Väter an einander gebundene Paare oft einen unüberwindbaren Widerwillen gegen einander empfanden, sich dem strengen Gebot widersetzten und dadurch viel Blutvergießen verursachten. Als Beispiel gelte folgender Fall. Ein Mann aus dem Stamme Iwanowitsch ward einst der Gast eines Mannes aus dem Stamme Martinowitsch. Letzterer hatte ein hübsches, nur wenig Monate altes Töchterchen, welches dem ersteren so gefiel, daß er dem Vater desselben den Vorschlag machte, um ihre Freundschaft zu befestigen, die Kleine, wenn einst erwachsen, seinem damals 5jährigen Sohne zum Weibe zu geben. Die beiden Väter wurden einig, das Verlobungsfest sofort begangen und das gegenseitige Versprechen durch Pistolenschüsse, welche bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen dürfen, feierlich bestätigt. Der fünfjährige Bräutigam erschien reich gekleidet, mit zwei kleinen Pistolen im Gürtel, küßte sein Bräutchen und schenkte ihm einen Ring.

Nach vierzehn Jahren wollte der Bräutigam seine Braut heimholen; allein sie liebte ihn nicht — sondern einen anderen und da sie die Rache ihres Stammes bei Verweigerung, das Gelöbniß zu halten, fürchtete, so entfloh sie mit ihrem Geliebten nach der Türkei, wo sich die Beiden vereinigten. Allein der Stamm Iwanowitsch sah in der That dieses armen Mädchens eine Beleidigung, welche an dem ganzen Stamm Martinowitsch gerächt werden mußte. Eine 16jährige Fehde entstand. Viele tapfere Mitglieder fielen dieser Stammesfeindschaft zum Opfer und nur den energischen Bemühungen des Fürsten Peter gelang es endlich, die beiden Stämme dadurch

wieder mit einander zu versöhnen, daß die Tochter des Wojwoden Bogdan, der dem Stamme der Martinowitsch angehörte, sich einem Jüngling aus dem Stamme Iwanowitsch vermählte.

Es geschieht sehr häufig, daß die kindliche Braut im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern erzogen wird. Aber wehe, wenn der Verlobte sich erfrechen würde, seine noch unerwachsene Braut in dieser Zeit zu küssen. Entsetzlich würde die Strafe sein, welche eine solche That über das verbrecherische Paar unfehlbar nach sich ziehen müßte. Das junge Weib, so sagt der montenegrinische Glaube, würde nie mehr lebende, sondern nur versteinerte Kinder gebären können. Doch dieser Glaube allein ist es nicht, der die jungen Leute rein erhält, sondern die hehre Sittlichkeit ist es, welche dieses kühne Geschlecht so ganz erfüllt und seine schützende Hand über dasselbe hält.

Im Uebrigen treiben die jungen Mädchen ähnliche Schicksalsspiele und Fragen betreffs ihres Zukünftigen, wie solches mit kleinen Abweichungen die jungen Mädchen aller Nationen thun. Es ist ein alter Glaube, daß am Vorabend des St. Theodor die Mädchen, wenn sie beim Herausgehen aus der Kirche die Augen starr gegen die Wolken richten, das Bild des Zukünftigen sich am Himmel abzeichnen sehen. Eine andere Sitte ist, daß die jungen Mädchen am St. Georgstag vor Sonnenaufgang zum Brunnen gehen, um Wasser zu schöpfen, schweigend in die Tiefe blicken und das Bild des Zukünftigen sich auf der Wasserfläche abspiegeln sehen, und dergleichen Spiele mehr.

Die Ceremonien, welche bei einer Werbung, die nicht schon früher durch die beiderseitigen Väter beschlossen worden ist, beobachtet werden, sind ungefähr folgende. Der Jüngling hat ein junges Mädchen bei Gelegenheit eines Festes gesehen; er hat mit ihm getanzt und es dann, wie die Sitte erheischt und wie schon oben erwähnt, geküßt. Das Mädchen gefällt ihm; es stammt aus einem tapferen Haus, er möchte es zu seinem Weibe haben. Der Jüngling wartet, bis der Abend seine ganze Familie um den Vater versammelt, um beim Klang der Zither, die in keinem Hause fehlen darf, den Erzählungen desselben zu lauschen. Dann beginnt er folgendermaßen: „Vater — ich habe ein Mädchen gesehen — ich möchte es freien. — Gestattest Du es mir?“ „Ist es eine Tochter aus tapferem Stamm: ja — — — wenn nicht — — — nein.“ „Das Mädchen ist aus dem tapferen Geschlecht der Jankowitsch.“ „Der Jankowitsch, da willige ich ein, selbst wenn sie blind oder schief wäre.“ Nun fängt der Vater an, von den Heldenthaten der verschiedenen Glieder jenes Geschlechtes zu erzählen. Die Frauen erkundigen sich ihrerseits eifrigst nach der Schönheit, Jugend und Gesundheit der Betreffenden.

Am folgenden Tag spricht der Vater mit einem würdigen Glied seiner Familie und beauftragt dasselbe, zu den Jankowitsch zu gehen und um die Hand der Tochter anzuhalten. Der Abgesandte geht in das Haus der

Jankowitsch; dort angekommen frägt er ob der Hausherr zu Hause und betritt auf dessen Einladung, näher zu kommen das Haus. Es entspinnt sich ein harmloses Gespräch, bei welchem die weiblichen Glieder des Hauses, unter denen sich die künftige Braut befindet, festtäglich gekleidet ab und zu gehen, dem Abgesandten die Hände küssen und für ein Mahl sorgen. Der Werber bemerkt natürlich die künftige Braut und begrüßt sie ungefähr mit ähnlichen Worten, als: „Ich wünsche Dir Gesundheit, Du hübsches Mädchen." Endlich beginnt der Werber den Antrag: „Ich habe gehört, daß Du eine Tochter besitzest. Ich wie unser ganzer Stamm wünschen uns mit Euch zu verschwägern. — — Bist Du bereit, sie einem unseres Stammes zum Weibe zu geben?" — — —

Der Hausherr antwortet darauf: „Ich weiß es nicht — ich wäre es schon zufrieden — aber es muß auch die Tochter gefragt werden." Er ruft Mutter und Tochter und legt ihnen die Frage vor. Verlegenes Schweigen genügt als zustimmende Antwort, worauf der Vater mit den Worten: „Ich gebe sie Euch — gebe Gott, daß sie Euch Glück bringt" dem Werber die Hand schüttelt. „Dir zum Ruhm", antwortet derselbe, umarmt den Vater und giebt der Braut einen Dukaten. Verweigert das Mädchen die Annahme des Geldstückes, so ist dieses einem Korb gleich.

Des anderen Morgens kehrt der Werber nach Hause zurück und verkündet den glücklichen Ausgang seiner Sendung, sowie daß in der nächsten Woche die große Verlobung (dieses ist blos die kleine, von welcher man noch nicht mit den Freunden spricht) stattfinden solle. Der Vater des Bräutigams versammelt sofort seine ganze Verwandtschaft und sagt ihr Folgendes:

„Was sagt Ihr meine Verwandten dazu, daß ich meinen Sohn mit einer Tochter der Jankowitsch zu vermählen gedenke? Seid Ihr damit einverstanden?" „Wir sind damit einverstanden," antworten dieselben und setzen sich dann zu einem fröhlichen Mahle, welches bis zum nächsten Morgen währt. Der Brautvater beobachtet seiner Sippe gegenüber dieselbe Form.

Nach Verlauf einer Woche begeben sich die vier tapfersten, ältesten Verwandten des Bräutigams, unter denen sich stets dessen Vater befindet, zu den Jankowitsch, um die offizielle Werbung zu stellen und der Braut Geschenke zu überreichen. Der Vater des Bräutigams giebt der Braut einen Ring, den dieselbe an den Finger steckt und erst nach dieser Ceremonie ist die Verlobung geschlossen. Ein Gastmahl mit Gesang und Pistolenschüssen beschließt diese Feier. Daran knüpft sich die Ueberreichung der gegenseitigen Geschenke, die in Hemden, Tüchern, Sandalen, Seife von Seiten des Bräutigams und in Hemden, Tüchern und Handtüchern von Seiten der Braut bestehen. Ein symbolisches Geschenk wird der Braut von Seiten ihres Schwiegervaters in Gestalt eines rothen mit Gold- oder Silbermünzen besteckten Apfels gemacht. Der Apfel bedeutet Kindersegen, das Geld — Reichthum.

Die Braut nimmt alle für sie bestimmten Geschenke langsam in Empfang und giebt sie in die Hände ihres Bruders oder ihrer Mutter. Dann überreicht sie ihrerseits dem Schwiegervater die für den Bräutigam bestimmten Gegengeschenke. Als besondere Auszeichnung gilt es, wenn die Braut das dem Bräutigam zugedachte Hemd erst in ein Tuch hüllt.

Sobald der Geschenkeaustausch beendet, greift der Brautvater zur Zither und singt folgende Weise:

„Gab der Hetman nun den Ring,
Äpfel auch den rothen,
Stecken zehn Dukaten drin,
Reine Golddukaten."

Hiermit ist die Verlobung officiell geschlossen und kann nunmehr nur bei etwaiger überwiesener Untreue eines oder des anderen Theils oder eines plötzlichen körperlichen Schadens, als Wahnsinn, Erblindung oder einer sich noch herausstellenden zu nahen Verwandtschaft des Brautpaares, was nach dem Gesetz der griechischen Kirche eine Heirath unmöglich macht, gelöst werden.

Verläßt ein Bräutigam seine Braut in treuloser Weise, so spricht dieselbe den nach dem Volksglauben Kraft habenden furchtbaren Fluch über den Verräther aus: „Sei verflucht, der Du mein Antlitz geschändet. Gott sende Dir Krankheit neun Jahre lang, nie sollst Du gesunden und ohne Buße sterben u. s. w."

In solchen Fällen kommt es vor, daß der verrätherische Mann, um der Rache der Verwandten der verlassenen Braut zu entgehen, in das Ausland flieht und daß der Vater desselben, um blutiges Gericht zu verhüten, sich bestrebt, die verlassene Braut seinem zweiten Sohne oder einem anderen seiner Stammesgenossen zu geben.

In früheren Zeiten kam es öfter vor, daß sich die Brautleute am Hochzeitstage zum ersten Mal von Angesicht zu Angesicht sahen. Dieses ist jetzt nur noch sehr selten der Fall. Der Verlobte darf, wenn er die Verwandten darum bittet, seine Braut sehen. Sie jedoch wird, sobald er sie umarmt, ihm entfliehen, worauf er der Flüchtigen Gold oder Silber giebt, was sie jedoch mit Verachtung von sich wirft. Welch tieferer Sinn in diesem Gebahren liegt, ist schwer zu ergründen. Vielleicht soll es eine Erinnerung an die Zeit sein, da das Weib in Montenegro noch als käufliche Waare angesehen wurde und da es noch weder zu einer Weigerung noch zu einer Einwilligung das Recht hatte.

Zwischen diesem sogenannten großen Versprechen und der Hochzeit vergeht je nachdem eine kürzere oder längere Zeit, in welcher sich jetzt, wie schon erwähnt, die Verlobten sehen dürfen. Der Bräutigam darf der Braut Geschenke machen, doch nur sehr wenig mit ihr reden. Die Braut muß sich ihm möglichst entziehen und darf ihn, wenn er sich in ihrem elterlichen

Hause befindet, nur scheu von der Thür aus beobachten. In dieser Zwischenzeit wird im Hause der Braut eifrigst an ihrer Mitgift, Ausstattung, die wenn ihre Eltern noch leben, nur in Kleidern besteht, gearbeitet.

Endlich naht sich der Tag, da die Braut dem Bräutigam zugeführt werden soll. Von beiden Seiten kommen Abgesandte zusammen, welche Tag und Stunde der Heimführung genau bereden.

Am Vorabend des bestimmten Tages vereinigen sich im Hause des Bräutigams die geladenen Gäste. Zahlreiche Geschenke an Brod, Schafen, Schweinen, Wein, Schnaps ꝛc. werden ihm überreicht. Alle Gäste vergnügen sich bei fröhlichem Fest, wobei den verschiedenen Theilnehmern an dem Hochzeits- oder Einholezug ihr Amt zugewiesen wird.

Bei solchem Zug sind nämlich verschiedene Würden oder Aemter vertreten. Die Anführer sind der sogenannte „erste Freiwerber" und der „alte Freiwerber." Diesen folgen „zwei Brautführer," Brüder oder nächste Verwandte des Bräutigams, dann der „Wojwode", der „Gevatter" und die übrigen einfachen Werber. Der „erste Freiwerber" ist der Anführer des Zuges. Er geht allen voran und verkündet den Eltern der Braut das Nahen des Zuges. Der „alte Freiwerber" muß die Gabe der Rede besitzen, da er Derjenige ist, der für die Anderen das Wort zu führen hat. Beide Aemter werden stets nur den tapfersten, ehrenhaftesten Jünglingen verliehen. Der „Wojwode" ist ein unbedeutendes Amt. Der „Gevatter" ein Amt, welches einem Glied von der Familie der Braut überwiesen wird. Die übrigen sogenannten „Werber" sind Genossen und Freunde des Bräutigams.

An diesem Zuge nimmt kein weibliches Wesen Theil. Da die Entfernungen zwischen den einzelnen Ortschaften oft 5—6 Tagereisen betragen, so muß sich der Zug mit reichlichem Proviant versehen. Die Ordnung des Zuges ist folgende: Allen voran „der erste Freiwerber", hierauf der „alte Freiwerber" mit „dem Gevatter", dann die „Brautführer" und übrigen Werber und endlich ganz zuletzt am Schluß des Zuges der „Wojwode." Dieser heißt auch zuweilen der „Fahnenträger". Sein Amt besteht darin, daß er hundert Schritt vor dem Haus der Braut aus dem Zug ausscheide, und in der einen Hand eine Fahne, in der anderen eine Pistole haltend, in tanzender Bewegung vorwärts springt. Aus dem Hause der Braut eilt ihm mit ähnlichen Bewegungen, Pistole und Fahne in den Händen, ebenfalls ein Fahnenträger entgegen. Beide umtanzen sich, schreien, schießen ihre Pistolen los und umarmen sich schließlich, was für den Hochzeitszug das Zeichen ist, sich dem Haus der Braut zu nähern.

Nach alter Sitte führt der Hochzeitszug reichlich Branntwein und Wein mit sich und reicht einem Jeden, dem er auf seinem Wege begegnet, mag es Freund oder Feind, Türke oder Landsmann sein, einen Trunk dar. Geht der Vorrath aus, so wird solcher im ersten Dorf, durch welches der Zug kommt, unentgeltlich wieder erneut. Sind in den Ortschaften, durch welche der Weg führt, von Seiten des Bräutigams oder der Braut Freunde oder

Verwandte, so ziehen diese dem Zug entgegen und überreichen den Werbern Wein und Branntwein. Auf die Flaschenhälse sind Aepfel oder Apfelsinen gespießt. Die Gabe wird mit den Worten überreicht: „Möge es getrunken werden auf Eure Gesundheit und zu guter Stunde." Pistolenschüsse und endlose Lieder sind die Antwort. Im Heimathsdorf der Braut angekommen, wird der Zug von den dortigen Bewohnern bewirthet und mit Segenswünschen, wie „glücklich sei Euer Pfad; sie bringe Glück in das Haus und gebäre so tapfere Helden, als ihre Vorfahren waren", begrüßt. Die Werber danken für Alles durch Gesang und Schüsse. Vor dem Hause der Braut angelangt, wo, wie schon oben erwähnt, der Fahnenträger oder Wojwode seinen Tanz aufgeführt hat, gehen die Brüder oder nächsten männlichen Verwandten den Ankommenden mit Wein entgegen, worauf erst der Zug das Haus betreten darf. Allen voraus die zwei Brautführer, der eine mit Sandalen, die er unter den Tisch, der andere mit Rothwein und Kalatsch*), welches er auf den Tisch stellt. Nach Beendigung dieser Ceremonie schießen sie von der Schwelle des Hauses aus ihre Pistolen ab, was von ihren Freunden durch ebenfallsiges Schießen beantwortet wird. Jetzt kommt das Amt „der alten Freiwerber". Die Brautführer überreichen dem „alten Freiwerber" der Braut das Hochzeitsbrod. Dieser nimmt es nicht an, sondern sagt: „Vergoldet es", worauf der „alte Freiwerber" des Bräutigams antwortet: „Zu guter Stunde ja." Doch ehe er zur That schreitet, entspinnt sich erst eine Art Handel wegen der Höhe der Summe, der damit endigt, daß der „alte Freiwerber" des Bräutigams einige Dukaten auf das Brot legt, worauf der „alte Freiwerber" der Braut das Brod sich auf den Kopf setzt und mit den Worten: „Gott segne die Jungfrau, da sie das Haus verläßt, wachse in ihrem neuen Heim Weizen und Mais in Ueberfluß; Gott schenke ihr so viel Schafe, als Sterne am Himmel stehen und so viel Gerste als Sand im Meere. Gott schenke ihr so viel Söhne als dem Jug Bogdan**) und schütze das Dach ihres Hauses" auf den Tisch legt, auf dem auf großen, kupfernen, türkischen Tellern in Gestalt eines ganzen gebratenen Schafes oder Schweines das Mahl bereit steht. Diesen Segenswunsch zu verlängern oder zu verkürzen, liegt im Belieben des betreffenden Sprechers.

Einer der Werber nimmt hierauf einen noch nicht mit Türkenblut befleckten Yatagan, zertheilt das Fleisch und das Gastmahl nimmt nun seinen Anfang. Zuerst herrscht Schweigen, doch bald löset der Wein die Zungen, fröhliche Reden, Wünsche, theils in Versen, theils in Prosa, erklingen.

Nachdem das Mahl fast vollendet, überreicht ein Brautführer der Braut die Sandalen und ermahnt sie, nunmehr die elterliche Fußbekleidung abzuwerfen und statt dessen die ihr vom Bräutigam gesandte anzulegen. Diese Sitte wird verschiedentlich erklärt. Die einen sagen, daß es geschehe, damit

*) Eine Art Weißbrod.

**) Ein serbischer Held, der neun tapfere Söhne besaß.

die Braut wisse, daß sie von nun an nicht mehr auf heimischer Erde wandle, die andern sagen, der Volksglaube behaupte, daß mit dem Ablegen der alten Schuhe die Braut auch alles Böse, was in ihr liege, abwerfe. Für letztere Erklärung spricht ein Fluch, der in einigen Gegenden Montenegros existirt, er lautet: „Gebe Gott, daß sie nicht wegwirft die elterlichen Schuhe, auf daß sie desto früher ehrlos den Gatten verläßt.“ Die Braut wird im Nebenzimmer von den Freundinnen von Kopf bis zu Fuß in neue Gewänder gekleidet. Allein nur der Bruder oder nächste männliche Verwandte darf ihr den Hut, das Symbol der Jungfräulichkeit, abnehmen. Zu diesem Zweck führt er sie in eine Ecke des Gemachs, nimmt mit den Worten: „Zu guter Stunde Schwester,“ den Hut ab und schmückt sie mit der „Maruscha“, einem schwarzseidenen, rothgeränderten Seidentuch, dem Zeichen der Frauenwürde. Hierauf geleitet er sie an den Ehrenplatz am Hochzeitstische, wo sie, wenn ihr Ruf untadelhaft ist, das Recht hat, als künftige Mutter mit den auserlesenen Heldenjünglingen zusammenzusitzen. Man bietet ihr Wein an, den sie jedoch erst nach langem Drängen von Seiten der Werber trinken darf. Sobald sie den Becher geleert, erheben sich die Werber und mahnen zum Aufbruch. Die Brüder der Braut übergeben sie den Brautführern, welche sie mit den Worten „Euch zum Ruhm Ihr Freunde“ in Empfang nehmen. Unter dem Gesang kühner Lieder verläßt der Zug, die Braut in der Mitte der Brautführer, das Haus. Kaum ist dieser eine kurze Strecke entfernt, so rufen ihr die Eltern „Lebe wohl Tochter“ zu, worauf sie sich umwendet und noch einen Blick auf das elterliche Haus und die Brüder werfen muß. Dieser Blick soll die Kraft haben, daß ihre Kinder ihren Brüdern ähnlich werden. Die Nachbarn begegnen der Braut mit Segenswünschen und bieten, wie bei der Ankunft des Zuges, demselben Getränke an. Die Braut hört Allem mit traurig gesenktem Blick zu. Ihre beiden Brautführer dürfen sie auf dem ganzen Weg keinen Augenblick verlassen. Sie müssen mit ihrem Leben für die Sicherheit der Braut einstehen. Früher war es Sitte, daß sie mit entblößtem Yatagan neben ihr einherschritten, was wohl aus der Zeit stammt, da die Serben und Türken oft mit frecher Hand in das montenegrinische Gebiet einbrachen und nur zu gern Bräute raubten.

Je näher man dem Wohnort des Bräutigams kommt, desto mehr steigert sich das Singen und Schießen. Der Zug wendet sich gleich der Kirche zu. Dort angekommen, nehmen die Jünglinge die Hüte ab, behalten aber die Pistolen und Flinten schußfertig im Arm. Die Braut kniet vor einem Heiligenbild nieder und der Bräutigam, der sich während dessen, von allen unbeachtet, eingefunden hat, gesellt sich zu ihr. Der Priester traut hierauf das Paar. Nach vollendeter Ceremonie eilt der Bräutigam aus der Kirche und schießt zum Zeichen, daß er nun vermählt ist, eine Pistole los; darauf begibt er sich, ebenso unbeachtet wie er gekommen, auch wieder in sein Haus, wohin der Hochzeitszug unter Absingen nationaler Weisen bald nachfolgt. Vor dem Hause des Bräutigams steht die Mutter desselben zum Empfang

der Braut und breitet über die Thürschwelle eine wollene Decke aus. Diese Sitte bedeutet: „Die Rede der Braut sei weich wie Wolle und nicht geschwätzig."

In der Hausthür tritt der junge Ehemann mit einem Knaben an der Hand der Neuvermählten entgegen. Sie muß den Knaben küssen und liebkosen, ja an einigen Orten ihn zweimal um sich herum drehen, was zahlreiche männliche Nachkommenschaft bedeutet. Der Schwiegervater reicht der Braut einen rothbäckigen Apfel, den diese so hoch wie möglich über das Dach des Hauses werfen muß, nach welcher Ceremonie sie nun endlich das Haus betreten darf.

Die Gäste werden an Tische gesetzt und reichlich bewirthet. Die Braut darf jedoch nichts zu sich nehmen und muß, damit die Gäste eine gute Meinung von der jungen Hausfrau erhalten, dieselben bedienen. Ist das Festmahl zu Ende, so legen sich die Gäste, wo sie immer Platz finden mögen zur Ruhe; die beiden Brautführer aber nehmen die Braut bei der Hand und führen sie in das für sie bereitete Gemach. Alle drei legen ihre Oberkleider ab und legen sich, die Braut in der Mitte ihrer Brautführer, zur Ruhe. Diese Ceremonie wiederholt sich während der drei ersten Nächte. Die drei folgenden Nächte wird die Braut ihrer Schwiegermutter oder einer verheiratheten Schwester ihres Mannes oder einer älteren verheiratheten Verwandten desselben anvertraut, welche dann, so lange die weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten währen (was bei vermögenden Leuten zuweilen eine Woche Zeit in Anspruch nimmt), bei der Braut schlafen.

Des anderen Morgens muß sich die Braut sehr früh erheben, das Wasser zu den Waschungen der Gäste und zum Frühstück bringen, alle Männer mit Ausnahme ihres eigenen Gatten bedienen und außer ihrem eigenen Lager, welches während der ersten Tage von der Schwiegermutter oder Schwägerin gemacht wird, alle Lagerstätten in Ordnung bringen.

Die junge Frau muß sich bestreben, sich möglichst rasch in der neuen Heimath einzugewöhnen. Es werden ihr keine weiteren häuslichen Arbeiten auferlegt, allein es versteht sich von selbst, daß sie sich freiwillig damit beschäftigt. Sie erwartet nun den Besuch ihrer Verwandten, der sich jedoch fast nie vor dem dritten Tage, nachdem die Braut in die neue Heimath eingezogen ist, einstellt. Würden Mutter und Bruder die Braut nicht möglichst bald in der neuen Heimath aufsuchen, so würde dies einer Beschimpfung gleich anzusehen sein — ein neuer Beleg für das wunderschöne geschwisterliche Verhältniß, welches bei diesem rauhen Bergvolk herrscht. Kommt auch der Vater zum Besuch, so bringt er seiner Tochter, wenn er vermögend ist, ein Laib Brod, einen Schinken und viele andere Geschenke mit. Die Mutter überrascht jedenfalls die Tochter mit einem schon lange vorher für diesen Zweck heimlich reich mit Gold und Seide gestickten Hemd. Nach Ueberreichung der Geschenke folgt natürlich ein Mahl und der Tag vergeht unter fröhlichen Klängen der Zither und Singen heimischer Weisen.

Der Vater des Bräutigams überreicht seiner Gegenschwieger ein Stück Seife, in welchem ein Goldstück verborgen sein muß und beschenkt die Anverwandten mit seidenen Tüchern. Dieses Goldstückschenken stammt wohl noch von der Zeit her, da die Braut als käufliche Waare galt. Am anderen Morgen wird die Braut nochmals von jedem einzelnen Glied ihrer Verwandten mit Geld oder Kleinigkeiten beschenkt, worauf diese nach Hause zurückkehren. Der Bräutigam schickt seinen Gästen Brod, Fleisch und Früchte nach, damit die Nachbaren seinem Schwiegervater zu dem vermögenden Schwiegersohne Glück wünschen können. Während des ganzen ersten Jahres wird der jungen Frau wenig Arbeit zugemuthet. Sie wird als der Schmuck des Hauses angesehen, gut gekleidet, von ihrem Schwiegervater wie ihren Brautführern bei Gelegenheit von Volksfesten, Jahrmärkten, Kindtaufen mitgenommen, bewirthet und gefeiert. Eine wunderbare Sitte ist die, daß die Brautführer das Recht haben, die junge Frau öffentlich in Gegenwart ihres Mannes zu küssen. Die junge Frau muß sich übrigens sehr bescheiden verhalten, die Augen zu Boden schlagen und nur wenig reden. Begegnet sie Freunden ihres Mannes, so hat sie ihnen die Hand zu küssen, welchen Gruß die jungen Männer mit einem Kuß auf die Wange der Frau und den Worten „Bleibe gesund“ erwidern. Die Mädchen küssen ihrerseits der jungen Frau theils die Wangen, theils die Hände und die jungen Frauen den älteren Frauen entweder die Hände oder die rechte Brust.

Obgleich in Montenegro viel religiöser Sinn herrscht, so ist doch der Kirchenbesuch nur gering. Die Bildung der Geistlichen war, was theologische Kenntnisse anbelangt, bis in die neueste Zeit schlecht bestellt. Nur wenige unter ihnen konnten lesen und schreiben. Sie sangen ihre Liturgie aus dem Gedächtniß, trugen außer dem Gottesdienst die gewöhnliche Kleidung und zeichneten sich weniger als Männer des Friedens, als wie als tüchtige Wojwoden und Hauptleute aus. Trotzdem wird man in Montenegro nie eine gotteslästerliche Redensart hören. Die montenegrinischen Fürsten sind zu gleicher Zeit die Bischöfe ihrer Kirche. Im letzten Krieg wurden verschiedene Popen als hervorragende Helden gerühmt.

Am ersten Sonn- oder Feiertag nach stattgehabter Hochzeit wird die junge Frau feierlich in die Kirche geführt und nach beigewohntem Gottesdienst von den Verwandten bewirthet. Mischehen finden nicht statt, es müßte denn sein, daß zuvor der nicht griechisch-katholische Theil zur slavischen Kirche übertrete, aber selbst in diesem Fall würde sich ein Montenegriner Kind kaum entschließen, einen Mann oder ein Weib von nicht montenegrinischem Stamme zu heirathen.

Wie schon erwähnt, ist Ehebruch etwas Unerhörtes. Kommt solch ein Verbrechen aber doch vor, so hat der beleidigte Ehemann das Recht, seinen Nebenbuhler zu tödten und seinem treulosen Eheweib die Nasenspitze abzuschneiden. In früheren Zeiten wurde die Ehebrecherin von ihren Verwandten gesteinigt. Das Nasenabschneiden ist nur noch eine Erinnerung an jene nicht

zu ferne Zeit, da das unbarmherzige Gericht den Urtheilsspruch des Steinigens über die treulose Frau verhängte. Manches Volkskind erzählt die traurige Mär von also gerichteten Frauen.

Der Anzug der Frauen besteht in einem langen Hemd mit weiten Aermeln aus grobem weißem Tuch, bei den Reichen mit Gold, bei den Aermeren mit Seidenstickereien verziert. Darüber kommt, von einem silbernen oder mit großen rothen Steinen verzierten Gürtel gehalten, eine Art Schürze. An den Füßen tragen sie Sandalen (opanki). Die Haare flechten die Frauen in zwei Zöpfe, legen sie um den Kopf und befestigen die Enden im Nacken. Ein schwarzes Tuch, dessen Zipfel bis in den Rücken hängt, bedeckt den Kopf. Die Mädchen kleiden sich gleich, doch flechten sie das Haar statt in zwei Zöpfe in einen Zopf, den sie ebenfalls um den Kopf legen und tragen statt eines schwarzen Tuches ein weißes und einen schwarzen mit Gold verzierten Hut. Bei schlechtem Wetter umhüllen sich Frauen wie Mädchen mit einem Stück Zeug von beliebiger Farbe. Die Eltern und Verwandten der jungen Frau beanspruchen nur im Fall, daß der Mann seine Gewalt mißbraucht und sein Weib wieder in der früheren Heimath Schutz sucht, ihre früheren Rechte über dieselbe. Ist der Mann treulos gegen sein Weib gewesen, so werden die Angehörigen der beleidigten Frau blutige Rache an ihm nehmen, im entgegengesetzten Falle aber das Weib zwingen, zu ihrem Eheherrn zurückzukehren. Die Frau hat im Haus, Hof, Weinberg zu schalten und walten, kann eigenmächtig einen Handel abschließen und hat als Mutter den Kindern gegenüber gleiche Rechte als der Vater. Am besten erkennt man die Stellung der Frau aus einem Volkslied, welches also lautet:

Höre mein geliebtes Weib, was ich Dir hier sage,
Sorge um die Söhne mir und den Hof Du trage.
Für die Schwester suche mir einen Gatten aus,
In dem Weinberg wache Du, wie im ganzen Haus.

Trotzdem, wie schon früher berichtet, den Frauen schwere Arbeiten zugemuthet werden, so gilt es doch für eine Schande, wenn ein Weib ackert und so lautet ein montenegrinischer Fluch folgendermaßen: „Gott gebe, daß bei Euch das Weib den Pflug führe“ und ein anderes Sprichwort sagt: „Wenn das Weib ackert, lacht Gott.“

Ueber öffentliche Angelegenheiten wird der Mann mit seinem Weibe nur sehr selten reden und dieses den Mann nie fragen, woher er kommt oder wohin er geht. Vor Gericht hat jedes Weib, wenn es eine unbefleckte Vergangenheit hat, das Recht der Klage wie der Vertheidigung und wird ihm bei Schuldbefund nie eine körperliche Züchtigung, wohl aber eine Freiheitsstrafe zuerkannt werden.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war bei Fällen, wo der Richter über die Gerechtigkeit seines Spruches in Zweifel war, ein Gottesgericht Sitte, welches darin bestand, daß ein Stück Eisen (Masia genannt) in kochendes Wasser gelegt und dann von einem Anverwandten, meistens einem

der Zeugen, mit bloßen Händen aus dem Wasser geholt wurde. Verbrannte sich derselbe die Hände bei diesem Experiment nicht, so war damit die Unschuld des Verbrechers vor Gott und dem Volke bestätigt.

Bei Ehescheidungen, welche nur von den Stammältesten oder von Metropoliten ausgesprochen werden können, reicht die Frau dem Mann einen Gürtel dar, den dieser, damit die Scheidung giltig sei, entzwei schneiden muß. Der Bruder der Frau hat dann das Recht, alles von der Frau Eingebrachte wieder mit sich zu nehmen. Sind Kinder da (in welchem Fall Ehescheidungen zur höchsten Seltenheit gehören), so hat der Mann allein das Recht auf sie. Hat die Ehe schon zehn Jahre gewährt, so muß der Mann der Frau eine Geldunterstützung geben, deren Höhe von den Richtern bestimmt wird. Bei Todesfall kann eine Frau ihr Eingebrachtes den Töchtern hinterlassen, mangeln Kinder überhaupt, so fällt das Eingebrachte an die Verwandten der Verstorbenen zurück. Schreitet der Wittwer zur zweiten Ehe, so erben die Kinder jeder Ehe das Vermögen ihrer Mutter. Eine geschiedene Frau hat nicht mehr das Recht, sich zu verheirathen. Leben die Frauen verschiedener Brüder in einem Hause, so müssen die jüngeren Frauen der älteren Frau gehorchen. Groß ist die Liebe und Achtung der Söhne gegen ihre Mutter und die Anhänglichkeit der Brüder zu den Schwestern. Eine der Mutter zugefügte Beleidigung kann nur durch Blutvergießen gerächt werden. Die Montenegriner sind stolz auf die Tugend und die große Arbeitsamkeit ihrer Frauen, sowie auf ihren Muth und ihre Tapferkeit, die sie oftmals im Angesicht des Feindes bewiesen haben und beweisen. Ein echtes Montenegrinerweib wird, mag ihm der Gatte und Söhne gefallen sein, auch den letzten Sohn muthig und opferbereit dem Dienst für das Vaterland weihen. Der furchtbarste Fluch, den eine Mutter über ihren Sohn aussprechen kann, heißt: „Gott gebe, daß Du nicht gegen den Feind, sondern in Deinem Bette stirbst.“

Zum Schluß geschehe hier eines immerhin noch ziemlich oft vorkommenden Freundschaftsbündnisses zwischen Mann und Frau Erwähnung. Es ist dieses der sogenannte Bruder-Schwesterbund, den ein Mann mit einem Weibe schließt und der zu der höchsten gegenseitigen Aufopferung in jeglichem Falle des Lebens, mag der betreffende begangen haben was er will, den Gatten, Vater, Bruder oder Sohn ermordet haben, verpflichtet und der zugleich die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen zweien, welche den Bruder-Schwesterbund mit einander geschlossen haben, für immer unmöglich macht. Eine alte Volksweise beschreibt die Art, wie solch ein Bündniß geschlossen wird, folgendermaßen: Ein Jüngling liebt eine Jungfrau, kann aber nicht um dieselbe freien, da ihre Hand schon in der Wiege einem Anderen versprochen war. Da frägt er sie, ob sie mit ihm den Bruder-Schwesterbund schließen will. Sie willigt ein. Nun führt der Jüngling das Mädchen in die Kirche vor das Bild des heiligen Johannes und hier schwören sie einander unter dem Segen des Priesters gegenseitige Geschwistertreue zu

und küssen sich dazu dreimal. Darauf nimmt der Jüngling seinen Yatagan, schneidet seiner neuen Schwester in den Finger und läßt ihr Blut in einen Becher fließen, desgleichen schneidet er dann seinen Finger, läßt ebenfalls sein Blut in den Becher fließen und sich mit dem des Mädchens darinnen vermischen, dazu sagt er: „Schwester! Unser Blut mengt sich hier mit einander, wir wollen unsere Yatagane hineintauchen.“ Das Mädchen antwortet: „Bruder, blutiger Jüngling! Ich bin kein Mann und trage keine Waffen, denn mir als Weib ziemt nur die Spindel und der Rocken, aber ich nehme die Waffe meines Vaters und benetze sie mit unserem Blut — auf daß unsere Liebe erstarke.“

Es geschieht; die jungen Leute trinken hierauf das übrige Blut, küssen sich nochmals dreimal und unter Pistolenschüssen und Yataganklirren ist dieser Bund vor Zeugen geschlossen. Nichts kann einen solchen Bund wieder lösen. Er ist noch heiliger, unantastbarer als die Ehe. Welch ein Zeichen der Hochachtung für diese Heldenfrauen! Wahrlich, von solchen Müttern da kann nur ein Heldengeschlecht geboren werden!





Preußen in Kurhessen.*)

Erinnerung eines alten Offiziers an die preußische Expedition in Kurhessen im November und December 1850.

(Schluß.)

Mit großer Spannung wurde der Antwort des Fürsten Taxis und dessen Anträgen entgegengesehen. Dieselbe ging in der Nacht vom 2. zum 3. December ein, enthielt aber, neben dem Dank für die Mittheilung der Depesche des Kriegsministers, nur die Bemerkung, daß er dem Bundescommissar davon Kenntniß gegeben habe, und daß das Verhalten der gegenseitigen Vorposten wohl auf dem bisherigen Standpunkte belassen werden könne; womit Graf Groeben umgehend sich einverstanden erklärte.

Am 3. December mittags brachte eine Stafette nun unerwartet ein abermaliges Schreiben des Fürsten Taxis, worin derselbe anzeigte, daß er in Folge einer in Abschrift beigefügten Requisition des Grafen Rechberg und in der Voraussetzung, daß Graf Groeben bereits mit dem Inhalt des am 29. November zu Olmütz abgeschlossenen Vertrages bekannt und mit Instruction versehen sei, morgen, den 4. December, mit den Bundestruppen vorrücken werde und erwarte, daß dem Marsche kein Hinderniß entgegenstehe. Die Requisition aber lautete wörtlich:

„Durchlauchtigster Fürst! In der in Abschrift beigeschlossenen Depesche des K. K. präsidirenden Gesandten am deutschen Bundestage vom 2. d. M. werde ich, auf besondere Ermächtigung der Bundesversammlung aufgefordert, alsbald mit den Bundestruppen in der Richtung auf Kassel vorzugehen. — Ich sehe mich demnach in dem Falle, Ew. Durchlaucht das dienstfreundliche Ersuchen zu stellen, ungesäumt mit den unter Hochdero Befehl stehenden Truppen in der Richtung auf Kassel aufzubrechen.

Genehmigen Ew. Durchlaucht

Fulda, den 3. December 1850. gez. Rechberg.

Diese Ueberstürzung der vorliegenden Frage mußte im höchsten Grade überraschen. Sie wurde noch bestätigt durch die fast gleichzeitig erfolgende

*) Vergleiche „Nord und Süd" Heft 75.

Mittheilung einer Depesche des Generals von Peucker, vom 2. December abends an den Minister des Auswärtigen in Berlin abgegangen, des Inhalts, des schon am 3. ein Theil des Taxis'schen Corps eine Vorwärtsbewegung antreten werde, angeblich in der Erwartung, daß auf Grund der Olmützer Vereinbarung bereits die nöthigen diesseitigen Befehle ertheilt sein würden, dasselbe über die Etappenstraße passiren zu lassen, und ohne die Passage brüsquiren zu wollen.

In den vom Kriegsministerium bisher erhaltenen Weisungen waren nur Verpflegungsrücksichten als Ursache angeführt worden, den Bayern die Etappenstraße zu öffnen, und zwar nach vorher erfolgter Vereinbarung; die Besetzung von Kassel war Preußen ausdrücklich vorbehalten; Fürst Taxis war in höflichster Form ersucht worden, wegen dieser Vereinbarung Vorschläge zu machen, auf welche einzugehen volle Bereitwilligkeit zugesagt war; auch während der Besatzung von Kassel waren dem Fürsten ausführliche Mittheilungen gemacht worden. Statt diese Punkte auch nur im Mindesten zu berühren, war nur die kategorische Erklärung erfolgt, daß am 4. der Vormarsch auf Kassel angetreten werde; und von Verpflegungsrücksichten war nicht mehr die Rede; die Convention von Olmütz war nur insofern bekannt, daß die Bundestruppen nicht mehr als Gegner zu betrachten seien; auf den vom Grafen Rechberg in seinem Requisitionsschreiben angezogenen Befehl des Präsidialgesandten und die Ermächtigung der Bundesversammlung aber glaubte Graf Groeben keine Rücksicht nehmen zu können, da diese Behörde ja für jetzt von Preußen noch nicht anerkannt war. Alle diese Gründe bestimmten ihn zu der Ueberzeugung, daß er, ohne Preisgebung der preußischen Waffenehre, das Ueberschreiten der Etappenstraße ohne vorhergegangene Vereinbarung, nicht ohne Weiteres gestatten dürfe.

Es wurden nun sofort Anordnungen getroffen, um etwaigen Versuchen des Gegners zum weiteren Vorgehen gerüstet entgegentreten zu können. Durch Corpsbefehl erhielten die Divisionen Kenntniß von der Sachlage und die Weisung, am 4. December um 9 resp. 10 Uhr morgens in den vorgeschriebenen Stellungen in Bereitschaft zu stehen. Da Hersfeld eintretenden Falls ohne Zweifel das nächstgelegene Angriffsobject wurde, so erhielt General von Tietzen noch den speciellen Befehl, in der Nacht vom 3. zum 4. die Vorposten zu verdoppelter Aufmerksamkeit anzuweisen. Dann beantwortete Graf Groeben das Schreiben des Fürsten Taxis, dem er, unter Anführung der oben angegebenen Gründe, erklärte, „daß das preußische Armeecorps nicht von der Stelle gehen und den Vormarsch erwarten werde, bis eine Vereinbarung darüber stattgefunden habe, welche ja nicht schwierig sei, wenn es dem gestellten Zweck gelte." Dabei wurde aber noch bemerkt, daß der Durchzug über die Etappenstraße behufs besserer Verpflegung zwar zugestanden werden könne, aber nicht auf Kassel, indem die preußischen Truppen auf der Straße dorthin echelonnirend ständen, dieselben aber nicht mit den bayerischen Truppen in Berührung kommen dürften.

Nach Abgang dieses Schreibens lief ein Telegramm des Generals von Gerlach aus Potsdam ein, worin auf Allerhöchsten Befehl dem Grafen Groeben der gute Fortgang des Friedenswerks in Kassel mitgetheilt, und ihm aufgegeben wurde, den Fürsten Taxis im Namen des Königs zu ersuchen, nicht anders vorzugehen, als zur Erweiterung seiner Cantonnements, damit er das Friedenswerk nicht störe. Noch um 10 Uhr Abends sandte Graf Groeben per Staffette Abschrift dieses Telegramms dem Fürsten, der sein Hauptquartier in Hünfeld genommen hatte, und führte in dem Begleitschreiben an, daß, da der General nicht kommen werde, er, um dem edlen Friedenssinne des Königs zu entsprechen, dem Fürsten wiederholt die Frage vorlege, „ob der Fürst sich mit ihm über die Punkte einigen wolle, unter denen der Durchmarsch über die Etappenstraße allein gestattet werden könne? wobei er vorschlug, die beiderseitigen Chefs des Generalstabes deshalb an einen zu bestimmenden Orte zusammenkommen zu lassen. Schon um 5 Uhr früh am 4. December überbrachte ein Adjutant des Fürsten Taxis dessen Beantwortung des gestrigen ersten Schreibens des Grafen Groeben. In den verbindlichsten Formen kam der Fürst wieder auf eine Requisition des Grafen Rechberg zurück, der er unbedingt nachkommen müsse und bezog sich auf die Convention von Olmütz, nach welcher der Ausführung der Execution in Kurhessen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden sollte. Hieran anknüpfend legte er die bestimmt ausgedrückte Frage vor: ob Graf Groeben berechtigt und autorisirt sei, dem Weitermarsche der Executionstruppen bewaffneten Widerstand entgegenzusetzen oder nicht? Aus der Beantwortung dieser beiden Fragen könne er nur „die zwei gewichtigen Worte entnehmen: Krieg oder Frieden“, und werde die Antwort heute morgen um 9 Uhr in Neukirchen entgegennehmen.

Abermals war in dieser Sache ein Moment eingetreten, in welchem die Entscheidung gleichsam an einem Haare hing. Den Wortlaut der Olmützer Convention kannte Graf Groeben noch nicht, mußte aber voraussetzen, daß derselbe in dem Schreiben des Fürsten richtig angegeben sei. Dann freilich war der Fürst in seinem Recht, wenn er die unbedingte Oeffnung der Etappenstraße verlangte. Als commandirender General war Graf Groeben aber an die Befehle des Kriegsministeriums gebunden, welche zwar das in Olmütz zu Stande gekommene Einverständniß zwischen Preußen und Oesterreich bekundeten, von dem Wortlaut der Convention jedoch nichts enthielten. Die Zeit drängte, da die Truppen in der Frühe bereits aufgebrochen waren, um ihre Stellungen zu beziehen. Die Antwort des Fürsten Taxis und die Mission des Adjutanten bezogen sich nur auf die erste Mittheilungen vom gestrigen Tage; nicht aber auf die noch um 10 Uhr Abends aus Vacha abgesendeten, welche bei dem Abgange des Adjutanten aus Hünfeld wahrscheinlich noch nicht zur Kenntniß des Fürsten gekommen waren. Deshalb glaubte Graf Groeben nochmals den Versuch machen zu müssen, durch Entgegenkommen,

soweit es die ihm bekannten Weisungen zuließen, dem bevorstehenden Conflict auszuweichen. In diesem Sinne fertigte er den Adjutanten ab mit einem abermaligen Schreiben an den Fürsten Taxis worin er sich offen über die Lage aussprach, und zum Schluß erklärte, „daß die Etappenstraße morgen, den 5. December auf einem Punkte geöffnet sein werde, zu dessen Feststellung der Chef des General-Stabes, Major von Voigts-Rhetz autorisirt sei, sich mit dem Fürsten oder dessen Bevollmächtigten zu verständigen: gegen die Besetzung von Kassel müsse er jedoch feierlichst protestiren". Dann begab sich Graf Groeben zu den Truppen nach Schenklengsfeld, wohin Major von Voigts-Rhetz bereits vorausgegangen war um den Fürsten Taxis aufzusuchen.

Zur befohlenen Zeit 9 und 10 Uhr morgens, standen die Truppen pünktlich in den befohlenen Stellungen, da ein in der Nacht eingetretener gelinder Frost den Marsch erleichtert hatte, auf dem rechten Flügel die Division Tietzen in und bei Hersfeld im Centrum die Divisionen Radziwill bei Schenklengsfeld, die Division Bonin zwischen diesem Ort und Ransbach, und noch für das Centrum bereit gestellt ein Theil der Avantgarde bei Ober-Breitzbach; endlich noch 2 Infanterie-, 1 Jäger-Bataillon, 1¾ Schwadronen und 4 Geschütze auf dem äußersten linken Flügel bei Buttlar, zur Sicherung der Straße von Tann. Es waren im Ganzen 28 Bataillone Infanterie, zum großen Theil bereits auf Kriegsstärke, 3 Jäger-Bataillone, 27 Schwadronen und 54 Geschütze, welche hier in gespanntester Erwartung standen, was nun geschehen werde. Durch die Ankunft von 850 Mann Reserven des 17. Infanterie-Regiments auf der Eisenbahn in Bebra, welche gleich nach Hersfeld herangezogen wurden und durch das an diesem Vormittage erfolgte Eintreffen des Stabes und 2 Schwadronen des 3. Husaren-Regiments, im Rückmarsch aus Baden, im Marschquartier Ober- und Nieder-Fossa 1½ Ml. von Hersfeld, würde der rechte Flügel noch eine ansehnliche Verstärkung erhalten haben, wenn es wirklich zum Schlagen gekommen wäre. Bei den Truppen war der vortrefflichste Geist vorherrschend und die Hoffnung, daß sie heute nicht, wie vor vier Wochen bei Fulda abermals in ihren Erwartungen getäuscht werden sollten. Die Sachlage war auch wirklich darnach angethan, einen sicheren Erfolg zu versprechen, wenn es zu dem ersehnten Kampfe kommen sollte, da das Corps sich dem Gegner sowohl an Kopfzahl als an militärischer Befähigung überlegen fühlte.

Auf dem Wege nach Schenklengsfeld erhielt Graf Groeben per Staffete, ein Telegramm des Kriegsministers, worin dieser u. a. äußerte, „daß Fürst Taxis nunmehr unfehlbar mit einem Theile seiner Truppen den Durchmarsch über die Etappenstraße bewirkt haben würde, wie das getroffene Abkommen es zusage". Es herrschte also in Berlin die Ansicht vor, daß dasjenige schon geschehen sei, worüber man hier noch eben in der Unterhandlung begriffen und bereit war, Widerstand zu leisten, wenn die aufgestellten Bedingungen nicht zu Stande kamen. In Schenklengsfeld aber traf die Ant-

wort des Fürsten Taxis ein auf das am 3. Abends 10 Uhr von Vacha abgegangene Schreiben. Der Fürst dankte für die Mittheilungen und für die Bereitwilligkeit, mit welcher Graf Groeben ihm entgegenkomme, und erklärte sich bereit zu dem zwischen den beiden Chefs des Generalstabes zu vereinbarenden Uebereinkommen. „Wenn Ew. Excellenz mir eine Brücke über die Etappenstraße schlagen wollen", schrieb er, „so wird es sich lediglich von dem Endpunkte derselben handeln, und bleibt mir das Mittel, meinen Weg auf einer gebahnten Straße, die für alle Waffengattungen vollkommen praktikabel ist, fortzusetzen, so wird mein Durchmarsch durch Hessen das so schön angebahnte Friedenswerk gewiß nicht stören". Ein besonderes Gewicht hatte der Fürst noch auf die ihm vertraulich mitgetheilte Depesche des General von Gerlach, auf Befehl Sr. Majestät des Königs gelegt, welche ihn vorzugsweise veranlaßt habe, auf die Vorschläge des Grafen Groeben einzugehen. Von den Verpflegungsrücksichten welche ja früher immer den Hauptgrund zu der Forderung der Oeffnung der Etappenstraße abgegeben hatten, so wie von der Nichtbesetzung von Kassel, war keine Rede mehr, sondern lediglich die Convention von Olmütz war die Basis aller ferneren Verhandlungen.

Major von Voigts-Rhetz hatte schon um 10 Uhr den Fürsten Taxis in Rhina gefunden und war von demselben mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen worden. Mit vollkommenster Offenheit hatte derselbe sich dahin ausgesprochen, daß es nur darauf ankomme zu constatiren, ob die preußischen Truppen nun nicht mehr dem durch die Olmützer Convention gewährten Durchmarsch gewaffneten Widerstand entgegensetzen, und daß er sich gerne und mit Vergnügen durch irgend ein Arrangement befriedigt halten werde, welches ihm gestatte nach Frankfurt zu melden, daß man ihm das Betreten der Etappe gewährt und keinen bewaffneten Widerstand entgegengesetzt habe; auf ein sofortiges Ueberschreiten derselben, wie es die Olmützer Convention gestatte, werde seinerseits für den Augenblick verzichtet. Wie stimmte diese offene und entgegenkommende Erklärung, welche der Fürst freilich ohne den augenblicklichen Beirath des Grafen Rechberg abgegeben, mit der noch gestern gestellten Forderung zur sofortigen Eröffnung der Etappenstraße? Sollte diese kategorische Forderung nur ein Fühler gewesen sein zur Feststellung, wie weit Preußen in seiner bisherigen Nachgiebigkeit zu bringen sei? Oder hatte die Entfaltung der ansehnlichen Streitkräfte des Corps auf diese plötzliche Sinnesänderung eingewirkt? Das sind Fragen, welche unentschieden bleiben müssen.

Nachdem Major von Voigts-Rhetz dem Fürsten nun die Ansichten seines Chefs vorgetragen hatte, welche der Hauptsache nach auf die schon früher erörterten Gründe sich basirten, trat er mit dem Chef des Generalstabes des II. bayerischen Armeecorps, Oberst von Hagens, in Conferenz und unter Zugrundelegung der Etappenconvention und der Karte kamen dieselben über nachstehende Punkte zur Verständigung: Den 6. Dezember wird die

Etappenstraße westlich von Hersfeld geöffnet sein, und die Executionstruppen können dieselbe überschreiten auf der Straße von Neukirchen im Haunthale über Nieder-Aula, Kirchhain, Freilingen und Amt Neukirchen auf Ziegenhain 2c. Die beantragte Benutzung der großen Straße über Hersfeld hatte Major von Voigts-Rhetz abgelehnt, auch war bemerkt, daß der Durchmarsch nur zugestanden sei behufs Ausdehnung zur besseren Verpflegung in den Bezirken von Kirchhain und Ziegenhain. Dagegen war die Verbindungslinie auf Kassel und die Eisenbahnlinie von Gerstungen über Bebra und Rothenburg nach Kassel mit einem anliegenden Rayon, so wie die Straße von Hersfeld nach Rothenburg und die Nichtbesetzung von Kassel ausdrücklich reservirt. Nachdem Fürst Taxis auf den ihm gehaltenen Vortrag die Bedingungen genehmigt und auch Graf Groeben seine Zustimmung gegeben hatte, glaubte man nunmehr alle weiteren Verwickelungen als beseitigt ansehen zu dürfen.

Schon gegen 11 Uhr waren auf Befehl des Commandirenden aus den verschiedenen Aufstellungspunkten des Corps diejenigen Truppen entlassen worden, deren Quartiere am weitesten entfernt lagen, während die in der Nähe cantonnirenden Abtheilungen noch bis 3 Uhr Nachmittags stehen blieben und dann ebenfalls einrückten. Von dem bayerischen Corps hatte man nur die aus 3 Bataillonen, 2 Schwadronen und 1 6pfd. Batterie bestehende Avantgarde vor Neukirchen zu Gesicht bekommen; das Gros sollte sich, nach Aussage von Landleuten, weiter zurück nach Hünfeld hin zusammengezogen haben; ein starkes gemischtes Detachement war bei Rasdorf aufgestellt, zur Beobachtung der Straße von Buttlar. Die bayerische Avantgarde bezog ein Bivouac vor Neukirchen.

Es war dies das letztemal, daß die beiden Corps in Hessen sich einander gegenüber standen, bereit zum Schlagen, aber in ihrer kriegerischen Action gehemmt durch diplomatische Schachzüge. Von nun an glaubte Graf Groeben sich nur noch mit den inneren Angelegenheiten seines Corps zu befassen zu haben, wozu als nächste Aufgabe vorlag, die Truppen des 7. Armeecorps heranzuziehen und damit die zu anderen Corps gehörenden Regimenter abzulösen, denn nach erhaltenem Befehl hatte das siebente Armeecorps die fernere Stellung auf der Etappenstraße einzunehmen. Die dazu nöthigen Befehle waren bereits ergangen, und die Vorbehalte, welche in der Vereinbarung zu Rhina bezüglich der Eisenbahn und der Straßen nach Kassel gemacht waren, bezogen sich speciell auf diese Heranziehung des 7. Armeecorps, um eine Berührung der beiderseitigen Truppen zu vermeiden. Da wurde am 5. Dezember der scheinbar glücklich gelöste Knoten durch eine Botschaft des Fürsten abermals wieder geschürzt.

Ein Adjutant des Fürsten überbrachte nämlich dem Grafen Groeben ein Schreiben, worin zwar der Dank für das Entgegenkommen am gestrigen Tage ausgedrückt, aber zugleich die Vereinbarung von Rhina in einzelnen Punkten als nicht ausreichend bezeichnet wurde. Namentlich war dies der Fall in Betreff der Stadt Hersfeld, der Straße von dort nach Rothenburg

und des Marsches auf Kassel, indem der Fürst erklärte, daß er auf die Hauptstraße über Hersfeld nicht verzichte, „was auch von dem Major von Voigts-Rhetz als sich von selbst verstehend, und nach den im Gange seienden Unterhandlungen schon in den nächsten Tagen in Aussicht stehend, zugestanden worden sei.“ Diese Erklärung mußte in hohem Grade auffallen, da Major von Voigts-Rhetz in seinem Berichte über die Verhandlungen zu Rhina ausdrücklich angeführt hatte, daß der Marsch über Hersfeld zwar beantragt, aber von ihm abgelehnt worden sei. Es hielt schwer, diesen Widerspruch aufzulösen, da die beiden Chefs des Generalstabes, im Vertrauen auf gegenseitige Loyalität, es unterlassen hatten, die einzelnen Punkte ihrer Unterhandlungen protokollarisch festzustellen und dieselben nur in ihren Schreibtafeln notirten, nach welchen Notizen sie ihren Chefs Vortrag gehalten und diese ihre Genehmigung ertheilt hatten. Wenn auch die Annahme vielleicht einige Berechtigung hat, daß Graf Rechberg mit den vom Fürsten Taxis eingegangenen Zugeständnissen nicht einverstanden gewesen, und dies das Motiv zu der neuen Forderung geworden sei, so konnte Graf Groeben doch nur ein Mißverständniß von Seiten des Fürsten über die vom Major von Voigts-Rhetz in der Conferenz zu Rhina abgegebenen Erklärungen voraussetzen. In diesem Sinne antwortete er dem Fürsten umgehend und legte demselben nochmals die Gründe vor, auf welche die in der Rhinaer Uebereinkunft gemachten Vorbehalte sich stützten. Er glaubte, daß dieselben im Einklang mit dem Inhalte der ihm bisher ihrem Wortlaute nach noch nicht bekannt gewordenen Convention von Olmütz, werde jedoch den Antrag dem Kriegsministerium vorlegen, da er persönlich dem Fürsten keine Hoffnung auf Erfüllung des ausgesprochenen Wunsches geben könne.

Am folgenden Tage, den 7. December, überbrachte der dem Hauptquartier beigegebene königlich bayerische Flügeladjutant des Königs, Fürst Wrede, die Antwort des Fürsten Taxis, worin derselbe, unter versuchter Widerlegung der vom Grafen Groeben angeführten Gründe, einfach auf die Convention von Olmütz verwies, und daran § 3a in Abschrift beilegte. Erst hierdurch erhielt der preußische commandirende General Kenntniß von dem wörtlichen Zufalle dieses wichtigen Actenstückes. Der Artikel lautete: „In Kurhessen wird Preußen der Action der vom Kurfürsten herbeigerufenen Truppen kein Hinderniß entgegenstellen, und zu dem Ende die nöthigen Befehle ertheilen, um den Durchgang durch die von Preußen besetzte Etappenstraße zu gestatten rc.“ Der Fürst fügte ferner noch hinzu, daß im Amte Rothenburg die Action der Bundestruppen hervorgerufen sei, und daß er dennoch unbedingt darauf bestehe und die Unterstützung des Graf Groeben anrufe, damit dem Marsche auch in dieser Richtung kein Hinderniß in den Weg gelegt werde, wobei er nicht zu untersuchen habe, ob und welche Cantonnements der preußischen Truppen er dabei durchschneide. Daran schloß sich die bestimmte Frage, auf welche er durch den Fürsten Wrede die bündige Erklärung erwarte: „ob

Graf Groeben ihn auf eigene Verantwortung und gegen die Convention von Olmütz hindern wolle, die Etappenstraße zu überschreiten und ihm die Straße nach Rothenburg unmöglich zu machen entschlossen sei?"

Graf Groeben mußte aus dem mitgetheilten § 3 des Olmützer Vertrages die Einsicht gewinnen, daß die lediglich auf den Andeutungen und Weisungen des Kriegsministers sich stützende Gründe, dem Verlangen des Fürsten Taxis nicht unbedingt nachzugeben, dem Inhalte dieses § 3 gegenüber nicht mehr haltbar waren, glaubten indeß auch jetzt noch ohne höhere Autorisation auf die Anträge nicht eingehen zu können. Mit Einstimmung des Fürsten Wrede wurde eine 48stündige Frist festgestellt, binnen welcher ein Vormarsch gegen Hersfeld nicht stattfinden sollte; dann die Sache dem Kriegsminister per Telegramm vorgelegt und derselbe um sofortigen klaren und bestimmten Befehl gebeten, ob diejenigen Orte und Gegenden, welche vom Fürsten Taxis in Anspruch genommen wurden, von den preußischen Truppen geräumt, werden sollten? Fürst Wrede erhielt Kenntniß von dieser Depesche, welche auch dem Fürsten Taxis abschriftlich als vorläufige Antwort mitgetheilt wurde.

Am 8 December morgens ging endlich ein Telegramm des Kriegsministers und des Ministers des Auswärtigen ein, worin der Inhalt der §§ 1, 2 und 3 der Olmützer Convention wörtlich mitgetheilt wurde, mit dem Bemerken, daß eine vollständige Abschrift der Convention unverzüglich nachfolgen würde. Es hatte einer Frist von 8 Tagen bedurft, ehe dieses für den Befehlshaber der Truppen auf der Etappenstraße so überaus wichtige Actenstück demselben officiell mitgetheilt wurde, durch dessen frühere Kenntniß wahrscheinlich die unangenehmen Verwickelungen der letzten Tage vermieden worden wären. Ob diese Verzögerung absichtlich geschehen sei, etwa um militairischerseits die in Olmütz so eilig bekundete diplomatische Nachgiebigkeit einigermaßen zu paralysiren, damit die ihrer Vollendung entgegengehende Mobilmachung nicht etwa durch ein zu schnelles Vorgehen der s. g. Bundestruppen zerstört werde, wollen wir dahingestellt sein lassen; jedenfalls war aber diesem Befehlshaber eine Verantwortlichkeit aufgebürdet worden, welche leicht von unliebsamen Folgen hätte werden können. Hieran schloß sich nun die Weisung, dem Fürsten Taxis mit möglichster Bereitwilligkeit die Ausdehnung seines Corps über die Etappenstraße auch auf anderen Wegen und Orten als in der Uebereinkunft zu Rhina festgestellt worden sei, zu gestatten; wegen der Besatzung von Kassel endlich werde der General von Peucker, als dazu ernannter preußischer Commissar, der nächstens dort eintreffe, mit dem ebenfalls dorthin delegirten österreichischen Commissar das Nähere verhandeln; auch wegen der Räumung von Marburg, welches schon am 13. November aus diplomatischen Rücksichten von den Truppen des Armeecorps in Hessen verlassen, den 27. November jedoch von einer Batallion des 8 Armeecorps wieder besetzt worden, solle der Befehl an das Armeecorps erlassen werden.

Dem Fürsten Taxis wurde sogleich von dem Inhalt dieser Depesche Kenntniß gegeben mit der Anzeige, daß am 9. November die Etappenstraße geöffnet sei, und am 10. der Marsch über Hersfeld nach Rothenburg ausgeführt werden könne; wolle der Fürst aber den Marsch bis zum 11. verschieben, so würde dies für den Wechsel der preußischen Cantonnements und die damit verbundenen Märsche sehr vortheilhaft sein, da dadurch jede Berührung der beiderseitigen Truppen vermieden werde. Der Fürst ging bereitwilligst darauf ein, obgleich er nicht verfehlte zu bemerken, daß Fürst Wrede durchaus keinen Auftrag gehabt hätte einen Aufschub des Vormarsches bis zum 9. zu versprechen. Abends traf nun der bayerische Chef des Generalstabes, Oberst von Hagens, in Vacha ein, um mit dem Major von Voigts-Rhetz das Nähere wegen des Marsches und die Quartiere festzustellen: diesmal aber wurde über die Verhandlung ein in aller Form abgefaßtes Protokoll zu den Akten genommen.

Das 7. Armeecorps sollte, nach den früheren Bestimmungen, die fernere Besetzung der Etappenstraße übernehmen, und es hatten von den anrückenden Truppen 4 Landwehr-Bataillone und eine 6pfd. Batterien bereits Kassel überschritten, von denen 3 schon auf der Etappenstraße eingetroffen waren; in Kassel befanden sich noch 2 Landwehr-Bataillone, der Rest des Corps war noch weiter zurück. Da jetzt das Festhalten der Etappenstraße ferner nicht erforderlich schien, befahl Graf Groeben, daß General von Tietzen am 9. November mit den sämmtlichen auf der Etappenstraße stehenden Truppen des 7. Armeecorps abmarschieren solle nach Rothenburg und Söntra, den 10. nach Melsungen und Waldkappel, den 11. in die Gegend von Kassel; die aus Westfalen nachrückenden Truppen sollen stehen bleiben, wo sie sich augenblicklich befänden; die zu den östlichen Armeecorps gehörenden Truppentheile sollen ihren Abzug per Eisenbahn und Marsch fortsetzen, und die Bestandtheile des 8. Armeecorps sollten auf der Etappenstraße über Alsfeld und Gießen nach Wetzlar gehen. Damit war das bisherige Armeecorps des Grafen Groeben aufgelöst, und der Führer blieb mit dem Hauptquartier nur noch in Vacha zurück, um den Abmarsch der letzten Truppen abzuwarten. Die einzige Aufgabe, welche noch zu lösen war, betraf die Besetzung von Kassel, da diese Frage, nach Inhalt der Olmützer Convention, durch besonders dazu bestimmte Commissarien gelöst werden sollte.

In Kassel stand noch der Oberst von Steinmetz mit 1 Bataillon seines 32. Regiments als Commandant, 1 Schwadron Husaren und 2 Landwehr-Bataillone des 7 Armeecorps. Da sich die Ankunft des Kurfürsten in seiner Residenz immer noch verzögerte, auch die betreffenden Commissarien noch nicht in die Verhandlung getreten waren, wurde angeordnet, daß die Stadt und unmittelbare Umgebung von einer Infanterie-Devision des 7. Armeecorps besetzt werde, welche 2 Schwadronen in eine Entfernung von 1½ Meilen südlich verschieben sollte; eine andere Infanterie-Division

sollte Cantonnements in und bei Grebenstein beziehen, jede Division mit 2 Batterien, auch sollte der Oberst von Steinmetz mit seinem Bataillon noch in Kassel stehen bleiben; alle anderen Truppen des 7 Armeecorps sollten auf preußisches Gebiet zurückgehen, aber Quartiere so nahe an der hessischen Grenze beziehen, daß nöthigenfalls die beiden obengenannten Divisionen auf eine Unterstützung durch dieselben rechnen könnten. Da jedoch die kurhessische Regierung sich über diese starke Truppenzahl beschwerte, so wurde diese Anordnung am 13. December dahin abgeändert, daß nur 1 Division mit 1 Cavallerie-Regiment, 1 Jäger-Bataillon und 2 Batterieen in und nördlich von Kassel stehen blieben, die andere Division nach Warburg zurückging, nebst 1 Cavallerie-Brigade. Die beiden übrigen Divisionen des Corps concentrirten sich bei Paderborn und Bielefeld, Reserve-Cavallerie und Reserve-Artillerie wurden auf den Straßen von Arnsberg und Soest echelonirt und eine möglichste schnelle Vereinigung des ganzen Armeecorps im Auge behalten. Oberst von Steinmetz zog mit dem Bataillon des 32. Regiments aus Kassel ab, und das 13. Infanterie-Regiment mit 2 Schwadronen Husaren bildeten die neue Besatzung unter dem Commandeur Oberstlieutenant Graf von Rödern, der zugleich die Commandantur übernahm.

Als nun am 13. December Fürst Taxis anzeigte, daß er den Befehl habe, einerseits nach Melsungen, anderseits nach Fritzlar und Wabern vorzugehen, dabei aber die preußischen Truppen nicht zu bewegen wünsche, fragte er diesmal äußerst entgegenkommend an, ob dies mit den preußischen Anordnungen in Einklang stände? indem wenn dies nicht der Fall sei, der Vormarsch noch auf kurze Zeit hinausgeschoben werden könne. Umgehend erhielt er die Antwort, daß dem nichts entgegenstehe, da die preußischen Truppen größtentheils schon über Kassel hinaus zurückgezogen wären, daß aber Kassel noch besetzt bleibe. Graf Groeben konnte sich hierbei nun auch einerseits auf die Convention von Olmütz beziehen, in welcher enthalten war, daß dies zulässig sei, bis der Kurfürst auf erhaltene Aufforderung von Oesterreich und Preußen zugestanden haben werde, daß 1 Bataillon der vom Kurfürst requirirten Truppen und 1 Bataillon der preußischen Truppen daselbst verbleiben könne; dieser Aufforderung war der Kurfürst aber noch nicht nachgekommen, und hatte die bereits mehrere Male angegebene Rückkehr in seine Residenz immer wieder hinausgeschoben.

Den 15. December endlich verließen die letzten Abtheilungen der anderen Armeecorps die Etappenstraße und Graf Groeben ging mit seinem Stabe nach Eisenach. Dort erhielt er Abends die letzte telegraphische Depesche des Kriegsministers in Bezug auf sein bisheriges Commando — nach Angabe des Telegraphenbureaus zu Eisenach war es die 198. im Zeitraum von 8 Wochen, und die Telegraphenbeamten verhehlten ihre Freude nicht, daß nun endlich der ununterbrochene Tages- und Nachtdienst sein Ende erreicht habe. Die Depesche besagte, daß der österreichische General Graf Leiningen mit dem preußischen General von Peucker als beiderseitige Commissarien in Kassel

zusammentreten und daselbst die hessischen Angelegenheiten ordnen würden, militairische Aufstellungen und Sicherheitsmaßregeln wären also jetzt nicht mehr erforderlich, nur sollten vorläufig 2 oder 3 Bataillone, 2 Schwadronen und ½ Bataillon unter Oberst Graf Rödern noch in Kassel bleiben, alle übrigen Truppen des 7. Armeecorps aber sobald als möglich nach Westphalen abziehen, dem Vormarsch der Executionstruppen in die nördlich von Kassel gelegenen hessischen Aemter sei kein Hinderniß entgegenzustellen, ihnen auch nöthigenfalls der Durchmarsch durch Kassel, aber ohne dort zu verweilen, zu gestatten, und endlich sollte dem Fürsten Taxis von diesen Anordnungen Kenntniß gegeben werden.

Nachdem Graf Gröben den General von Tietzen in Kassel die nöthigen Befehle ertheilt, auch den Fürsten Taxis eingehend benachrichtigt hatte, verließ er am 16. December Eisenach und ging auf dem Umwege über Erfurt, Magdeburg und Minden nach Paderborn, da er es nicht über sich gewinnen konnte, den directen Weg auf der Eisenbahn über Gerstungen, Rothenburg, Melsungen und Kassel zu nehmen, auf welchem er mehrere von den Bayern bereits besetzte Stationen hätte berühren müssen. Der bisherige Stab des Corps wurde aufgelöst, und nur die zum 7. Armeecorps gehörenden Offiziere und Beamten gingen per Eisenbahn über Kassel nach Paderborn, dem nunmehrigen Hauptquartier des 7. Armeecorps. In Rothenburg und Melsungen wurden sie von den auf den Bahnhöfen zahlreich versammelten Bayern mit triumphirenden Blicken angegafft und waren froh, als sie dieses „Spießruthenlaufen" hinter sich hatten und auf dem Bahnhofe zu Kassel wieder von ihren preußischen Kameraden begrüßt wurden.

So endete die preußische Expedition in Hessen, deren Verlauf wir von ihrem Entstehen bis zu ihrem Schluß in vorliegenden Blättern der Wahrheit getreu geschildert haben. Mit wenigen Worten bleibt noch anzuführen, daß General Graf Leiningen sich bald mit dem General von Peucker geeinigt hatte, der vom Ministerium angewiesen war, auf dem in Olmütz betretenen Wege der Nachgiebigkeit weiter zu wandern. Den 22. December zog das zur Mitbesetzung von Kassel bestimmte Bataillon der Executionstruppen in Kassel ein, wo nun vertragsmäßig auch nur noch ein Bataillon Preußen verbleiben sollte. Graf Groeben hatte dazu ein Bataillon des 13. Infanterie-Regiments bestimmt, nicht ohne Absicht, denn diese soliden, ruhigen Münsterländer gaben Bürgschaft, daß einerseits von ihnen keine Excesse zu besorgen waren, anderseits aber diese wahren Hünen schon durch ihre äußere Erscheinung imponirten und den etwa zum „Raufen" geneigten Bayern einen gewissen Respect einflößten und zur Vorsicht mahnten. Es sind in der That auch keine Ausschreitungen von Bedeutung vorgefallen.

Den 27. December zog auch der Kurfürst wieder in seine Haupt- und Residenzstadt ein, von seinen allerdings nur wenigen Anhängern feierlich empfangen. Bald traten nun die Hassenpflug'schen Organe wieder in Thätigkeit. Im Januar 1841 wurden Militairgerichte eingesetzt, und die Executions-

maßregeln erstreckten sich bald über das ganze Land, mit größter Strenge durchgeführt. Den 1. Januar 1851 rückten auch die Oesterreicher unter Feldmarschalllieutenant Baron Legeditsch in Hersfeld ein und zogen weiter nordwärts, da sie noch den ebenfalls in Olmütz vereinbarten Auftrag — die Bundesexecution in Schleswig-Holstein in Gemeinschaft mit Preußen zu vollziehen hatten. Schon am 6. Januar waren die beiderseitigen Commissarien, General von Mensdorff-Pouilly und General von Thümen, in Kiel eingetroffen, den 11. Januar hatte die Landesregierung ihre Unterwerfung unter den Bundesbeschluß erklärt, die einst unter Preußens Unterstützung gebildete schleswig-holstein'sche Armee, deren erster Führer der General von Bonin gewesen war, wurde jetzt unter Preußens Mitwirkung wieder aufgelöst, so daß Preußen gleichsam sein eigenes Werk zerstören helfen mußte.

Auf die am 23. December 1850 eröffneten Dresdener Conferenzen hatte die preußische Regierung ihre ganze Hoffnung gesetzt, um von ihrer schon halb verloren gegebenen deutschen Politik wenigstens noch zu retten, was noch zu retten wäre; aber auch hier unterlag sie der energischen, *sich ihres Zieles vollkommen bewußten* Politik des Fürsten Schwarzenberg. Es blieb Preußen kein anderer Ausweg mehr, als der Wiederanschluß an den Frankfurter Bundestag, welcher im Mai 1851 zur Ausführung kam. Die vollständige Niederlage der Bestrebungen Preußens in der deutschen Frage war schon in Olmütz angebahnt; sie wurde noch bestätigt durch ihre Folgen und noch verschärft durch das Rundschreiben, welches Fürst Schwarzenberg am 7. December 1850 bereits an die österreichischen Gesandten bei den auswärtigen Höfen erließ. Auf Kosten des Ansehens in der äußeren Politik hatte aber die preußische Regierung freie Hand gewonnen für ihre Restaurationspolitik in den inneren Angelegenheiten. Wem kommen bei der Vergleichung dieser Niederlage Preußens „*vor dreißig Jahren*“ und dessen heutiger Stellung nicht die Worte in Erinnerung, welche einst der Große Kurfürst ausrief, als er 1679 den Frieden von St. Germain an Bayern unterzeichnen mußte:

Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor!





Wie denken Sie über Amerika?

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Während meines Verweilens auf dem amerikanischen Festlande ist die Frage, die ich an die Spitze dieses Aufsatzes gestellt habe, wohl von hundert und mehr Personen an mich gerichtet worden. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß eine jede Unterhaltung mit jedermann, dem ich vorgestellt zu werden die Ehre hatte, unausbleiblich mit dieser Frage eingeleitet worden ist. Ich konnte darauf auch immer dieselbe Antwort geben: „Ich darf mir natürlich noch kein maßgebendes Urtheil erlauben; aber das Land macht auf mich einen großartigen Eindruck." Und die Großartigkeit scheint mir in der That der kennzeichnende Zug des amerikanischen Landes und des Wesens seiner Bewohner zu sein. Wenn es schon für einen jeden Menschen, der sich überlegt, was er sagt, seine erheblichen Schwierigkeiten hat, über ein einzelnes Individuum ein zusammenfassendes Urtheil abzugeben, weil eine knappe Charakteristik bei dem aus so unendlichen Verschiedenheiten zusammengesetzten Wesen des Menschen niemals eine durchaus zutreffende und ganz gerechte sein, — um wieviel größer sind diese Schwierigkeiten, wenn es sich darum handelt, eine so ungeheure Gesammtheit, eine so eigenartig zusammengewürfelte Einheit, wie Amerika es ist, abzuschätzen und abzuurtheilen! Und wie unüberwindlich müssen diese Schwierigkeiten demjenigen erscheinen, der die weiten Strecken von New-York nach Portland in Oregon, und von Britisch Columbia über San Francisco nach Süd-Californien, von Los Angelos über Arizona und Neu-Mexico wiederum nach New-York zurück, im Fluge in wenigen Wochen durcheilt hat!

An und für sich erscheint schon die Gefahr der Ueberschätzung und der Unterschätzung nirgends größer als in Amerika. Wir stehen einer Summe von Ungewohntheiten oder gar von Unbegreiflichkeiten gegenüber, die uns ebenso leicht blenden, wie uns in unberechtigter Weise verstimmen könnten. Selbst ein jahrelanger Aufenthalt mit wachen Augen und scharfen Sinnen befähigt kaum zu einem sachgemäßen Richterspruch. Noch unmaßgeblicher muß daher im Großen und Ganzen das Urtheil des Reisenden sein, der nur die Oberfläche streist und bei der gebotenen Hast gar nicht den Wunsch hegen darf, in die Tiefe einzudringen. Wenn sich bei demjenigen, der lange im Lande weilt, durch die Gewöhnung das Auffällige der Erscheinungen gewöhnlich verwischt, wenn für ihn das Außerordentliche allmählich zum Alltäglichen wird, und der Beobachtungssinn sich abstumpft, so ist es dem flüchtigen Reisenden, an dem die seltsamen und eigenartigen Erscheinungen vorübersausen, und der beständig von neuen starken Eindrücken bestürmt wird, eben nur möglich, wahrzunehmen, daß etwas Außerordentliches, Befremdliches ihm gegenübertritt. Es ist ihm aber durchaus versagt, die Ursachen dieser Seltsamkeit zu ermitteln, deren naturgemäße Entwickelung und deren logischen Zusammenhang mit den vollständig fremden Verhältnissen zu ergründen.

Man sagt indeß, daß der erste Eindruck der richtige sei; und oft ist er's auch. Es ist auch keine Sünde, wenn man demselben Ausdruck giebt, vorausgesetzt, daß man sich dabei immer der größten Bescheidenheit befleißige, daß man es sich eben genügen lasse, einfach zu sagen: das und das habe ich gesehen, so und so hat es auf mich gewirkt, ich spreche es aus unter dem steten Vorbehalt, daß ich alles nur flüchtig wahrgenommen, manches sicherlich übersehen und ebenso unzweifelhaft Anderes unter einem falschen Gesichtswinkel betrachtet habe.

Ein Land von dem gewaltigen Umfange der Vereinigten Staaten, dessen Klima den sibirischen Winter und die Sommerhitze des rothen Meeres aufzuweisen hat, und ein Volk, das sich unter den ungewöhnlichsten Bedingungen gebildet hat und weiterbildet, in dem sich die Sendlinge aller Nationalitäten und Volksstämme zu einer Zusammengehörigkeit vereinigen, lassen sich überhaupt nicht durch ein schnellfertiges Wort charakterisiren. Das, was für den einzelnen Fall zutreffend sein könnte, würde darum schon nothwendigerweise für andere Fälle ganz und gar nicht berechtigt sein; und nur das eine Wort, das ich instinctiv gebraucht habe, sobald ich den Fuß auf den amerikanischen Boden gesetzt hatte, das Wort „großartig" scheint so ziemlich für alle Fälle passend zu sein.

Großartig erscheint uns das Leben, wie es uns sogleich auf den Wegen des öffentlichen Verkehrs entgegentritt. Die Aufgabe, die amerikanischen Städte kennen zu lernen, wird dem Reisenden wesentlich dadurch erleichtert, daß er keine Kirchen und historischen Gebäude, keine Museen und Kunstsammlungen zu besichtigen hat, und daß der Charakter der verschiedenen

Städte im Großen und Ganzen eine starke Uebereinstimmung zeigt. Natürlich ist das nicht buchstäblich zu nehmen. Die ältesten Städte des Ostens haben ihre verschiedenen eigenthümlichen Züge, die schon dem flüchtigen Beschauer in die Augen fallen und für den Amerikaner von wesentlicher Bedeutung sind. Für uns aber sind so ziemlich alle unter den einen Begriff der modernen Stadt, die entweder schon Großstadt ist oder zur Großstadt anstrebt, zu stellen. Nach charakteristischen Städtephysiognomien, wie wir sie im Norden und Süden, in Danzig und Lübeck, in Nürnberg und Rothenburg an der Tauber haben, wird man in den Vereinigten Staaten vergebliche Umschau halten. In New-York und anderen Städten des Nord-Ostens ist es überraschend, wie lange Reihen eleganter Privathäuser den Typus des geschlossenen holländischen Hauses völlig uniform beibehalten haben. Mit Ausnahme der ältesten Städte des südlicheren Gebietes, wo wir heute noch die Ueberreste der altspanischen Eroberer im Absterben sehen, wie in Santa Fé und Albuquerque, in deren Bauart sich der siegreiche Kampf des rührigen Angelsachsen gegen den bequemen Südländer in der Bauart deutlich zeigt, in dem Verdrängen der häßlichen Lehmhäuser durch die schnellfertigen Bretterbauten, haben fast alle amerikanischen Städte eine merkwürdige Einheitlichkeit, die man sogar als Einförmigkeit bezeichnen darf. Alle sind ein getreuer Ausdruck des modernen geschäftlichen Sinnes und dienen vor allem den praktischen Zwecken ohne Berücksichtigung der Schönheit. In den großen Städten ist beinahe überall die Geschäftsstadt von der Wohnstadt scharf getrennt. In der ersten sind mächtige vielstöckige Gebäude aufgeführt mit ungeheuren Lagerräumen und Läden, die andere besteht aus lauter kleinen Häusern, die sich oft nur wenig von einander unterscheiden und die ausschließlich von der Familie des Besitzers oder des einzigen Miethers bewohnt werden.

Der Verkehr auf den Straßen ist ungemein lebhaft, und die Verkehrsmittel, die ja allerdings unsere Großstädte auch haben, werden viel allgemeiner benutzt als bei uns, namentlich die Omnibusse und Pferdebahnen, die in den amerikanischen Großstädten eine Bedeutung erlangt haben, von der wir uns noch immer keine Vorstellung machen können. Dagegen werden Droschken und Miethswagen viel weniger benutzt als bei uns, aus dem einfachen Grunde, daß man unerschwingliche Preise für die Benutzung zu zahlen hat: für die erste Stunde zahlt man in New-York 8,40 M., für die folgenden 4,20 M., und wenn man nicht vorher den Preis fest abmacht, wird man jedesmal noch übertheuert, und hat beständig unangenehme Auseinandersetzungen mit den Kutschern zu befürchten. Die Wagen sind gewöhnlich in gutem Zustande, aber sehr schwer und fahren langsamer als eine Berliner Droschke erster Klasse, — der Wiener Fiaker gar nicht zu gedenken. Für New-York ist in jüngster Zeit als eines der Hauptverkehrsmittel die sogenannte „Elevated", die städtische Hochbahn, hinzugekommen, die allerdings vom Standpunkte der Verkehrsbedürfnisses aus ungemein praktisch angelegt

ist und alle wesentlichen Punkte der langgestreckten Geschäftsstadt berührt, außerdem auch in technischer Beziehung als ein staunenswerthes Kunstwerk gerühmt wird, die aber der Schönheit der Stadt erheblich geschadet hat. Mit wahrhafter Brutalität ist diese Bahn, ohne irgendwelche andere Rücksicht als einen neuen bequemen Verkehrsweg zu erschließen, durch die Stadt gebaut worden. Ob dadurch viele Straßen völlig verschimpfirt, viele Grundstücke erheblich entwerthet worden sind, ob sie in den engen Straßen den Bewohnern der unteren Stockwerke in rücksichtsloser Weise Luft und Licht entzogen hat, ist nicht weiter in Betracht gekommen. Sie erweist der Gesammtheit erhebliche Dienste; das ist das Einzige, was man von ihr verlangt; und der Zweckdienlichkeit hat sich alles Andere unterzuordnen.

Die Straßen bieten im Allgemeinen keinen freundlichen Anblick dar. Die häßlichen Mastbäume, welche die telegraphischen Leitungen tragen, die aufdringlichen Ankündigungen der Geschäftsleute wirken unschön. Die Straßen werden außerdem schlecht unterhalten und schlecht gereinigt. Das fiel mir schon auf, als ich zum erstenmal bei schönem trockenem Wetter die Straßen von New-York durchfuhr. Ich habe es später noch mehr erfahren. Was städtischer Schmutz ist, das lernt man erst kennen, wenn man die weniger bedeutenden Städte an einem regnerischen Tage besucht. Etwas Aehnliches wie den Schmutz von Kansas City, die immerhin zu den bedeutendsten Städten der Vereinigten Staaten gerechnet werden muß, habe ich in meinem Leben nicht gesehen; selbst in diesem wichtigen und reichen Platze sind viele Straßen noch nicht gepflastert, und man sinkt bis über die Knöchel in den aufgeweichten Matsch und Quatsch, wenn man über die Straße gehen muß. Alle Wagen sind von oben bis unten mit dem lehmigen Koth besprengt, den das rücksichtslose Drauflosfahren ringsherum aufspritzen macht und der auch den unvorsichtigen Vorübergehenden befleckt.

In den mittleren und kleinen Städten sind die Straßen nur sehr unvollkommen und nur stellenweise gepflastert, der Bürgersteig ist auch in vielen großen Städten noch aus Holzbohlen gefertigt, die sich zum Theil in heillosem Zustande befinden und in ihrer schwankenden Gestalt die stete Aufmerksamkeit des Fußgängers erheischen. Aber auch der Zustand der Straßen in den allerbedeutendsten Städten, wie eben New-York und San Francisco, ist, wenn man den Reichthum dieser Städte und die Rührigkeit und Bedeutung ihrer Einwohner berücksichtigt, ein ganz jämmerlicher zu nennen. Auch in diesen großen Städten sind noch auf dem Fahrwege tiefe Löcher, sind die Keller noch der Straße zu unter den Verkehrsweg gebaut, und die halsbrecherischen Oeffnungen dazu mitten auf dem Trottoir. Außerdem sind die Fußsteige mit aufgestapelten Verkaufswaaren angefüllt, die überall im Wege stehen und den Verkehr belästigen.

Ob für die Fuhrwerke eine Art von Fahrordnung besteht, habe ich nicht ermitteln können. Wenn eine solche vorhanden ist, wird sie jedenfalls sehr lässig gehandhabt. Jeder Kutscher sucht mit seinem Wagen durchzukommen,

wie er eben kann; und da die Geduld eine der bemerkenswerthen Eigenschaften der Amerikaner ist, so kommt man schließlich auch immer ohne Gezänk und Geschrei aus dem Gewirr heraus und schließlich sogar zum Ziel.

Die großen Städte sind in den Hauptgeschäftsstraßen sehr hell, wegen der Verschwendung von Gas und elektrischem Licht in den großen Läden; da aber, wo die städtische Beleuchtung allein wirkt, ziemlich dunkel. Auch in den mittleren und kleinen Städten ist das elektrische Licht schon beinahe allgemein eingeführt. Es sind in bestimmten Entfernungen an bestimmten Punkten hohe Gerüste aufgeführt, auf denen starke elektrische Leuchtkörper angebracht sind. Sehr praktisch habe ich diese Beleuchtung nicht finden können. Thatsächlich liegt doch nur ein kleiner Kreis dicht um den betreffenden Beleuchtungskörper im hellen mondscheinartigen Lichte. Schon in mäßiger Entfernung davon sind die Straßen sehr dunkel, und der helle leuchtende Kern, den man überall hoch über den Häusern erstrahlen sieht, wirkt mehr wie ein Leuchtthurm, der die Richtung zeigen soll, als daß er dem Zwecke der eigentlichen Beleuchtung der Straße diente.

In den hohen vielstöckigen Häusern der Hauptstädte ist der „Elevator“ — wir nennen es Aufzug, Fahrstuhl oder „Lift“ — ganz allgemein im Gebrauch. Die Mühseligkeit des Treppensteigens, die für uns bei der Wohnungsfrage eine wichtige Rolle spielt, ist in New-York, Chicago, Saint-Louis, San Francisco 2c. so gut wie unbekannt. Es ist ganz gleichgültig, ob Jemand im zweiten oder fünften Stock wohnt. Der Elevator arbeitet vom frühen Morgen bis zur späten Nacht unausgesetzt.

Besonders wichtig ist dies natürlich für die Gasthöfe, die wie Alles in Amerika, einen für unsere Begriffe ganz ungewöhnlichen Umfang haben. Gasthöfe mit 500—800 Zimmern sind nichts Besonderes mehr; die großen Badehotels lassen sogar diese stattlichen Zahlen noch hinter sich. Auch in den Gasthöfen sind die Einrichtungen fast immer dieselben. Die einzelnen Gastzimmer sind gewöhnlich bescheiden. Sie sind mäßigen Umfangs, anständig, aber nicht besonders elegant möblirt und streben gar nicht an, dem Fremden das Dasein besonders gemüthlich und behaglich zu machen. Sie sollen eben nur bequem sein, und das sind sie. Die Betten sind vorzüglich, und die Vorkehrungen für die Reinlichkeit könnten jedem Gasthof der alten Welt als Muster dienen. Fast zu jedem Zimmer, jedenfalls zu jeder kleineren Wohnung von zwei bis drei Zimmern, gehört ein eigenes Bade- und Toilettenzimmer mit sauberer zinnerner Wanne, die in Mahagoniholz eingefügt ist, mit Leitung für kaltes und warmes Wasser. Kalte und warme Wasserleitung ist auch an jedem Waschtisch angebracht.

Die Hotels sind trotz des außerordentlich starken Fremdenverkehrs sehr ruhig. Die Leute halten sich eben wenig in den Zimmern auf, die nur zur Beherbergung da sind; wer sonst im Hotel bleiben will, sucht die gemeinsamen Räume auf, die fast immer mit ganz besonderer Eleganz prächtig ausgestattet sind.

In jedem größeren Hotel befinden sich verschiedene Conversationszimmer, immer besondere Salons für Damen, immer Musikzimmer mit einem guten Flügel. Diese Gesellschaftsräume liegen gewöhnlich im ersten Stock. Im Erdgeschoß befindet sich die sogenannte „Office", ein Allen zugänglicher Raum, gewöhnlich eine Säulenhalle, in dem eine große Anzahl von Sesseln und Schaukelstühlen stehen, und der als ein bequemer Ort zu Verabredungen und zum Stelldichein sehr fleißig besucht wird. Die Office hat auch ihre städtischen Stammgäste, die dort ihre auf der Straße gekauften Zeitungen lesen und das lebhafte Treiben der kommenden und gehenden Fremden mustern.

In der Office ist das Geschäftsbureau des Hotels. Da werden alle Bestellungen gemacht, die Briefe und Telegramme abgeholt, die Schlüssel hinterlegt 2c. Da erhält man auch jede Auskunft, deren der Fremde in Amerika beständig bedürftig ist. Da sind auch die Commissionäre und Fremdenführer und in nächster Nähe die Stiefelputzer. Im Erdgeschoß befinden sich außerdem noch die Schreib- und Lesezimmer, die Billardzimmer und die specifisch amerikanische Trinkstube, die „Bar". An der Bar werden die berühmten amerikanischen Mischtränke, die immer angesichts des Bestellers zubereitet werden, ausgeschänkt. Sie schmecken vorzüglich, aber der Fremde muß sich sehr in Acht nehmen, da man sich durch deren eisige Kälte sehr leicht eine Magenverstimmung zuzieht, die eine epidemische Krankheit in Amerika ist.

In der That muthen die Amerikaner mit ihrem Essen und Trinken dem Magen fast Unmögliches zu. Sie beginnen den Tag mit rohem Obst, mit Melonen, Weintrauben u. dgl. Dann erst nehmen sie ihren Kaffee mit einem gehörigen warmen Frühstück. Das Fleisch würzen sie sehr oft mit den fertigen, stark gepfefferten Saucen, und mit Vorliebe nehmen sie ganz heißes Brot dazu. In den großen Hotels der Hauptstädte ist fast durchgängig die französische Küche eingeführt; in den kleineren Städten aber, wo amerikanisch gekocht wird, will uns das Essen gar nicht munden. Es liegt lediglich an der Zubereitung, denn Fleisch, Geflügel, Fisch und Gemüse sind durchgängig gut, zum Theil sogar von ausgezeichneter Beschaffenheit. Es wird auch in einer uns unangenehmen Weise servirt. Wenn wir ein Beefsteak oder ein Cotelett bestellen, so werden uns sechs bis acht kleine Schüsseln hingestellt; auf jeder ist ein Bischen: ein bischen Fleisch, ein paar Kartoffeln, ein bischen Tomatensalat, etwas Mais, ein kleines Stück Pudding, etwas kalter Kuchen. Alles das kommt gleichzeitig; es ist nicht kalt, nicht warm, es ist vielerlei und doch nicht genug. Dazu kommt noch eine Eigenthümlichkeit: daß man nämlich in ganz Amerika kein Messer findet, das schneidet. Unsere stählernen Messer wollen geputzt sein; dazu aber hat man in Amerika nicht Zeit und nicht Arbeitskräfte genug. Man bedient sich also fast ausschließlich der Messer mit plattirter Klinge, wie wir sie zum Obstessen gebrauchen, die einfach in heißes Wasser gesteckt und abgewischt werden, die immer gut aussehen, aber wie gesagt, ihren Beruf vollständig verfehlen.

Erwägt man nun, daß die Amerikaner außer dem rohen Obst, dem heißen Brot, den scharfgewürzten Saucen und außer den Mischtränken, die von den Liebhabern zu jeder Tageszeit genossen werden — der erste Trank des Morgens heißt „Augenaufreißer", der letzte Abends „Nachtmütze" — noch den lieben langen Tag hindurch Eiswasser zu sich nehmen, so wird man zugeben, daß sie in der That alles Mögliche thun, um ihren Magen zu verderben.

Außer den Restaurationsräumen und verschiedenen an Verkäufer vermietheten Läden befindet sich im Erdgeschoß der großen Hotels regelmäßig eine Haarschneide- und Barbierstube. Die Amerikaner sind auf die Einrichtung ihrer Barber-shops sehr stolz, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man in der ganzen Welt nicht so gut rasirt wird und daß einem nirgendswo die Haare mit größerer Gewissenhaftigkeit und Kunstfertigkeit geschnitten werden als in Amerika. Wenn ich persönlich nicht auf der Höhe der landesüblichen Begeisterung stehe, so mag das daher kommen, daß ich einen angeborenen Abscheu gegen jede Berührung meines Gesichtes mit fremden Fingern empfinde; und wenn diese Finger obenein noch glatt und kalt und feucht sind und einem Barbier angehören, so ist mir das doppelt unangenehm. Aber was thut man nicht, um seine Kenntnisse zu bereichern! Ich habe mich also auch rasiren lassen, und ich rechne diese halbe Stunde — ich glaube, so lange wird es gedauert haben — zu den traurigsten meines Lebens. Man wird auf eine Art Streckstuhl gesetzt, der den Insassen unwillkürlich an eine chirurgische Operation erinnert; die Füße ruhen auf einem hohen Schemel, der ungefähr die Höhe eines Sitzes hat, die Lehne ist in einem sehr stumpfen Winkel fast ganz zurückgeklappt. So liegt man da, dann wird man mit verschiedenen Servietten festgebunden, und nun beginnt der grausame Mann, der vielgepriesene Barbier, mit einer Langsamkeit und einer Ruhe das Geschäft des Einseifens, daß ich schon ganz kribblig wurde. Wehrlos und eingeseift liegt man da. Der Barbier legt uns auf die Schulter ein Blatt Seidenpapier, nimmt langsam seine Messer, schärft sie mit größter Bedächtigkeit und tauscht mit einem älteren Kunden, während wir immer noch eingeseift daliegen, freundliche Betrachtungen über das Wetter und dergleichen. Und nun nimmt die eigentliche Operation ihren Anfang. Ich will sie nicht in allen Einzelheiten schildern; ich kann nur sagen: sie ist furchtbar! Die abgekratzten Bartstoppeln mit dem Seifenschaum schmiert er auf das Seidenpapier, das auf unserer Schulter ruht; Alles geht langsam bedächtig und genau von Statten, nicht ein Fäserchen und Fuselchen bleibt stehen; und dann werden wir mit allen Wohlgerüchen Arabiens gesalbt, und die Haare werden uns gestutzt und der Kopf wird gewaschen, und immer bleiben wir in fatalster Berührung mit den eigenthümlichen Fingern des Haarkünstlers, und die Geschichte kostet dann einen Dollar fünfundzwanzig Cents, d. h. 5,25 Mk., für die Leistung gewiß nicht zu viel. Ich bin überzeugt, daß ich niemals glatter und regelrechter ausgesehen habe als

an dem Tage, da ich den feuchten Schwingen des amerikanischen Barbiers, der übrigens ein Deutscher war, entrann; aber nach meinem Geschmack ist und bleibt es eine menschenunwürdige Behandlung.

Eine Eigenthümlichkeit, die uns im Verkehr in Amerika sofort auffällt, ist die außerordentliche Artigkeit und Zuvorkommenheit gegen Damen. Die amerikanischen Männer unter sich sind ziemlich rücksichtslos. Ich weiß noch, wie sonderbar mir es vorkam, als ich das erste Mal eine Pferdebahn in New-York benutzte und sich auf die überfüllte Platform vor mir ein dicker Arbeiter aufpflanzte, der mich gewaltsam an meinen Hintermann drängte. Auf der Platform war höchstens Platz für sechs, und wir waren unser neun, er war der Zehnte. Das Bevormunden ist in den Vereinigten Staaten unbekannt; jeder mag selbst thun, was er für richtig hält. Es giebt also auch keine Maximalzahl für die Benutzung der Pferdebahn. Wenn der Wagen, der meinetwegen auf dreißig Plätze angelegt ist, von fünfzig Passagieren bestiegen wird, und wenn diese fünfzig unter sich fertig werden, so ist das ihre Sache. Mein dicker Vordermann fand es also ganz in der Ordnung, daß er mir meinen Platz raubte und ließ mich für mich selbst sorgen; er bat nicht einmal um Verzeihung, und ich war geneigt, ihn nach meinen Culturbegriffen als einen einfachen Flegel zu bezeichnen. Diese Rücksichtslosigkeit in der Selbsthülfe der Männer unter einander habe ich noch ziemlich häufig bei andern Gelegenheiten wahrgenommen.

Um so auffallender und angenehmer wirkt die vollendete Höflichkeit, die der Amerikaner jeder Dame jeden Standes und jeden Alters gegenüber beobachtet. Auf der hinteren Platform der Pferdebahn darf nicht geraucht werden, weil Damen über die Platform steigen müssen, um in den Wagen zu gelangen. Wenn eine Dame den Wagen halten läßt, so springen die Leute unwillkürlich herab, um ihr Platz zu machen. Im Elevator, der doch nichts anderes ist als eine andere Form der Treppe, sausen die Hüte von den Köpfen, sobald eine Dame eintritt, während die Amerikaner sonst den Hut immer aufbehalten, auch in geschlossenen Bureaus. In jedem Hotel, in jedem größeren Restaurant ist ein besonderer Eingang für Damen, der diesen gestattet, zu den inneren Räumen des Hauses zu gelangen, ohne einen Raum durchschreiten zu müssen, in dem geraucht wird. In den großen Postbureaus ist ein besonderer Schalter für Damen, damit diese nicht von dem Gedränge der Männer behelligt werden, wenn sie ihre Briefmarken kaufen oder ihre Briefe befördern wollen. Während auf unseren Bahnen in der zweiten und dritten Klasse die Erlaubniß zum Rauchen die Regel ist, und nur gewisse Coupés für Nichtraucher und Damen reservirt bleiben, ist das Rauchen auf den amerikanischen Bahnen durchgängig verboten, mit Ausnahme des einen Rauchwagens, — ebenfalls lediglich mit Rücksicht auf die Damen.

Diese Artigkeit und dieser Respect gegen das weibliche Geschlecht zeigt sich in allen Klassen der Bevölkerung, und es ist daher ganz natürlich, daß die Damen, die sicher sind, niemals in unehrerbietiger Weise behelligt zu

werden, viel freier in ihrem Wesen sind, und sich viel größere Freiheiten gestatten dürfen als unsere Damen. Es kommt noch dazu, daß die amerikanischen Damen aus guter Familie für ihre Ausbildung ganz ungewöhnlich viel thun. Sie besuchen viel später die Gesellschaften als unsere jungen Mädchen; sie erhalten Unterricht bis zum achtzehnten, neunzehnten, zwanzigsten Lebensjahre und zeigen sich selten vor dieser Zeit auf Bällen. Sie besitzen daher auch zum großen Theil mehr positive Kenntnisse, als selbst gebildete Deutsche, Französinnen und Engländerinnen. Sehr viele junge Damen wissen wenigstens etwas von den alten Sprachen, den Naturwissenschaften und ähnlichen Fächern, die bei uns im Großen und Ganzen aus der weiblichen Bildung so gut wie ausgeschlossen sind. Sie sind auch in Geschäften erfahren und oft auch der materiell wichtigste Factor des Hauses. Man weiß, daß die Frauen in Amerika auch zu den Universitäten zugelassen werden, und daß es drüben eine Anzahl sehr tüchtiger weiblicher Aerzte giebt. Eine derselben, Frau Dr. Jacobi, die Frau eines der angesehensten und gediegensten Aerzte der neuen Welt, des Herrn Dr. Jacobi, die nicht nur praktisch Hervorragendes leisten soll, sondern sich auch theoretisch ausgezeichnet und sehr werthvolle wissenschaftliche Werke veröffentlicht hat, habe ich die Ehre gehabt, persönlich kennen zu lernen. Die Befürchtung, welche die um ihre Praxis allzu besorgten männlichen Aerzte zunächst hegten, daß die weiblichen Colleginnen sehr gefährliche Concurrenten werden würden, hat sich jedoch nicht bestätigt. Die Zahl derjenigen Frauen, die den Beruf in sich fühlen und Kraft und Kenntnisse genug besitzen, um als Arzt zu wirken, ist eine verhältnißmäßig doch nur geringe geblieben; und wenn diese in ihrem Berufe gedeihen und bedeutende Erfolge erzielen, so ist das nur mit Freude zu begrüßen, da dann die Voraussetzung immer zutrifft, daß man in der That mit einer auserlesenen Person zu thun hat. Ebenso ist bekannt, daß die Frauen jetzt auch für die Erlangung der politischen Rechte agitiren. In Wyoming haben sie dieselben, wenn ich mich nicht irre, bereits erkämpft. Was daraus werden wird, bleibt abzuwarten. Aber auch hier würde, wie ich glaube, die Wirklichkeit weit weniger gefahrvoll sein, als sie sich jetzt in der grauen Theorie den Besorgten darstellt. Jedenfalls haben die Frauen in den Vereinigten Staaten eine sehr bevorzugte Stellung, und die höfliche Verbindlichkeit, mit der man ihnen allerorten begegnet, wirkt neben der rücksichtslosen Selbsthülfe der Männer unter sich um so angenehmer und wohlthuender.

Der Fremde wird noch durch eine andere charakteristische Eigenthümlichkeit der Amerikaner auf das Freundlichste berührt: durch die beispiellose amerikanische Gastfreundschaft. Ich spreche dabei nicht von den besonderen Bedingungen, unter denen den Gästen Henry Villards, also auch mir, die Gelegenheit geboten worden ist, einen großen Theil des amerikanischen Festlandes kennen zu lernen; das ist selbst in diesem Lande der Gastfreundschaft ein einzig dastehender Fall. Und Rudolph Gneist hat das richtige

Wort ausgesprochen, als er beim Abschiede von Henry Villard sagte: „Wir haben hier eine Gastfreundschaft genossen, wie sie zu keiner Zeit in keinem der fünf Welttheile je erwiesen worden ist". Ich spreche von der Allgemeinheit. Es läßt sich nicht beschreiben, mit welcher innigen Freude und Herzlichkeit der Bürger der Vereinigten Staaten die Gäste aus der alten Welt bewillkommnet, wie er kein anderes Streben hat, als diesen den Aufenthalt im Lande, in der Stadt, in seiner eigenen Häuslichkeit zu einem nur freundlichen und nur angenehmen zu machen. Die Zeit ist den Amerikanern sehr kostbar, und sie gehen sehr haushälterisch damit um. Gilt es aber, sie dem Wohlbefinden des Fremden zu opfern, so ist ihnen Zeitverschwendung ein wahres Herzensbedürfniß. Als unermüdliche Begleiter stehen sie zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht zur Verfügung; immer sind sie bereit, über alles Mögliche Auskunft zu geben; niemals zeigt sich die geringste Verdrossenheit über die Langeweile, die sie nothwendigerweise ausstehen müssen; die Sehenswürdigkeiten, die sie doch allmählich genügend kennen müssen, zeigen sie mit einer Frische, als wäre es ihnen selbst etwas ganz Neues und Ungewohntes. Es macht ihnen wahrhafte Freude, uns in ihr Haus zu führen, uns zu Gast an ihrem Tische zu haben, uns von den hübschen Töchtern des Hauses, die zu dem festlichen Anlaß die weiße Küchenschürze angelegt haben, bei Tisch bedienen zu lassen. Und der einzige Dank, den sie begehren, ist der, daß es uns wohlgefalle. So habe ich es gefunden am ersten Tage im Osten, so habe ich es gefunden im fernsten Westen, so habe ich es gefunden, als ich wieder zum Osten zurückkehrte, und von da meine Rückreise antrat. Ich habe mich niemals unter mir wildfremden Leuten so aufrichtig behaglich und gemüthlich gefühlt wie bei meinen amerikanischen Wirthen.

Der einzige Lohn, den sie beanspruchen, sagte ich, ist, daß es uns gefalle, — nicht nur im Hause des Einzelnen, auch in der Stadt, auch im ganzen Lande. Das ist ein gemeinsamer Zug, den ich bei allen Bewohnern der Vereinigten Staaten wahrgenommen habe: der lebhafte Wunsch, daß der Fremde davon überzeugt sei, wie gedeihlich das Land ist und begreife, wie jeder Bürger die Pflicht habe, den Stolz auf seine besonderen Erfolge zu verknüpfen mit dem Stolze auf das stetig wachsende Gemeinwesen.

Die Freude des Amerikaners an seinem eigenen Heim hat übrigens ihre große Berechtigung. Die Wohnhäuser sind fast allgemein sehr traulich und gemüthlich eingerichtet, und nach der Versicherung der Hausfrauen, die in dieser Beziehung die competenten Richter sind, auch sehr bequem für die Wirthschaft. Vortreffliche Badezimmer, Leitung für kaltes und warmes Wasser und Gas fehlen in keinem Hause. Die Wohnräume sind gewöhnlich nicht sehr groß, sie nähern sich mehr den Verhältnissen der Pariser als der Berliner und Wiener Zimmer. Flure und Treppen werden mit derselben Sorgfalt ausgestattet wie die Wohnräume. Die Behaglichkeit des Ganzen wird dadurch sehr erheblich vermehrt. Sie wird vor allem

erzielt durch die freundliche Verschwendung, die man in Amerika mit den Teppichen treibt. Schöne gute Teppiche, die durch das ganze Haus gehen, bilden in Amerika einen nothwendigen Bestandtheil des Hauses selbst.

Die wohnlichen Einrichtungen sind natürlich je nach dem Vermögen ganz verschieden; aber sie scheinen im Allgemeinen verhältnißmäßig kostbar zu sein. Mit deren Geschmack habe ich mich jedoch nicht immer befreunden können. Die Amerikaner haben den begreiflichen Ehrgeiz, einen eigenen „Stil" haben zu wollen; und da unsere Zeit in Bezug auf Formen nicht sehr selbstschöpferisch ist, da wir in Deutschland jetzt mit Vorliebe zur deutschen Renaissance zurückgreifen, wie die Franzosen zum Stile Franz I. und Ludwigs XV., so haben auch die amerikanischen Architekten und Decorateure in den Kunstschätzen der Vergangenheit geblättert, bis sie einen Stil gefunden haben, von dem sie mit einigem Recht voraussetzen dürfen, daß er anderwärts wenig Nachahmer finden wird. Es ist der Stil „Queen Anne", ein schwerfälliger, an die feudale Zeit mahnender Stil, mit vielfach gebrochenen Contouren der mit rothen Ziegeln gedeckten Dächer, mit massigen, viereckigen Thürmen und Thürmchen, mit kleinen Fenstern, — ein Stil, der in der Vergangenheit und unter dem grauen Himmel Englands seine volle Berechtigung hatte, sich in dem heitern, vom schönsten Himmel überwölbten, durch und durch modernen Amerika aber etwas eigenthümlich ausnimmt. Die großen, neuen Hotels ꝛc. werden vornehmlich in diesem Stile ausgeführt; so das Hotel Lafayette am See von Minnetouka, so das schöne Hotel Montezuma in Las Vegas in Neu-Mexico, so auch das neue Badehaus in Manitou in Colorado.

An diesen Stil lehnen sich auch die Formen des Mobiliars an, die man jetzt in den neueren Einrichtungen der Wohnhäuser häufig findet. Es sind scharfkantige, steiflinige, unbequeme Möbel, die auf unser Auge mehr befremdlich als angenehm wirken. Unser europäisches Auge wird auch durch andere Eigenthümlichkeiten mitunter seltsam berührt. In den kostspieligsten Einrichtungen, in Zimmern, die mit den herrlichsten Teppichen belegt sind und deren Möbel als wahre Kunstwerke des Schreiners und des Tapezierers gelten können, sieht man Nachbildungen aus Zinkguß oder gar Oelfarbendrucke, die man in einer europäischen Einrichtung, welche auch nur annähernd auf eine Vergleichsstufe gebracht werden könnte, niemals finden würde. Das hängt eben mit der ganz jungen Cultur zusammen; und diese Befremdlichkeiten, die schon im Verschwinden begriffen sind, werden immer mehr ausgerottet werden, je mehr die Liebe für bildende Kunst, die in den letzten Jahrzehnten in überraschender Weise durchgebrochen ist, an Macht gewinnt.

Noch stolzer aber als auf das eigene Heim ist der Amerikaner auf das größere Gemeinwesen, auf die Stadt, in der er wohnt. Er ist in der That, wenn er auch erst seit wenigen Jahren sich angesiedelt hat, staunender Zeuge des unglaublichen Aufschwungs, der Riesenfortschritte, die ihm mit jedem jungen Tage entgegentreten. Er sieht, wie sich die Oede bevölkert, wie die Wildniß zur Cultur sich wandelt, wie das Gesindel flüchtet und die wirklichen

Pionniere der Gesittung das Feld behaupten. Er sieht, wie die Häuser aus dem Boden schießen, wie ein Stadtviertel um das andere vor seinen Augen entsteht, wie die Kaufläden immer prächtiger werden, die Straßen immer belebter, wie dem dürren Sande oder dem felsigen Grunde Bäume entsprießen, die schon in wenigen Jahren zu einem schattigen Park aufwachsen sollen. Ueberall gewahrt er ein gedeihliches, fröhliches, fleißiges Vorwärtsschreiten; und er darf sich sagen, daß auch er seinen Theil an diesem Gedeihen hat. Er freut sich also mit Recht darüber, er steht mit den Seinen in einem mitthätigen, ich möchte sagen persönlichen Verhältnisse zu seiner Stadt.

Dieses Frohgefühl findet noch einen andern, bisweilen ganz komisch wirkenden Ausdruck in der Eifersucht auf die Nachbarstädte. Die nahe aneinander liegenden Städte Amerikas, die beinahe die gleichen Bedingungen des Prosperirens haben, leben in einem unausgesetzten heftigen und unversöhnlichen Wettkampfe. Da sich nun die Bedeutung der Stadt am einfachsten und deutlichsten in der Einwohnerzahl und im Wachsthum derselben ausspricht, so herrscht ein beständiger Streit darüber, welcher Ort die größere Einwohnerzahl habe. Diese Nebenbuhlerschaft hat jedenfalls die günstigsten Folgen, da sie den Ehrgeiz und die Thatkraft der Einzelnen beständig anspornt und anstachelt; und die Folge davon ist in der That in den meisten Fällen die, daß die beiden feindlichen Schwesterstädte gleichermaßen aufblühen und gedeihen. Als das sprechendste Beispiel für diese Eigenthümlichkeit können die Städte St. Paul und Minneapolis angeführt werden.

Die geradezu unglaubwürdigen Fortschritte, die alle einigermaßen durch ihre Lage begünstigten Städte der Vereinigten Staaten machen, sind nur möglich und lassen sich nur begreifen durch die Benutzung der Maschinen, die in Amerika einen Umfang und eine Allgemeinheit angenommen hat, hinter der die alte Welt noch weit, weit zurücksteht. Alles was Maschinenarbeit leisten kann, wird in Amerika durch die Maschine geleistet, und der Amerikaner würde es unglaublich finden, wenn man ihm sagte, daß die Einführung der elektrischen Beleuchtung bei uns auf Schwierigkeiten stößt, weil man nicht die genügenden Maschinenräume finden kann. Er würde es nicht für denkbar halten, daß in unseren Tagen und in unserer Hauptstadt das Einrammen von Pfählen durch ein paar Dutzend keuchender Arbeiter an dieser Stelle besorgt wird, während fünfzig Schritt weiter, an jener die Dampframme dieselbe Arbeit zu leisten vermag. Auf welche Schwierigkeiten stößt bei uns noch immer die Einführung der landwirthschaftlichen Maschinen, die in Amerika ganz allgemein und ausschließlich im Gebrauch sind! Bei der verhältnißmäßigen Spärlichkeit der Bevölkerung ist die menschliche Arbeitskraft viel zu kostbar, als daß sie da geübt werden sollte, wo die Maschinenkraft zur Verwendung kommen kann. Die natürliche Folge davon ist, daß die Maschinen in der neuen Welt den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, und daß das junge Land die bedeutendsten Techniker der Welt hervorgebracht hat. Die größten technischen Wunderbauten sind in Amerika

ausgeführt worden, als neuester und bedeutendster unter ihnen: die große Hängebrücke von New-York nach Brooklyn.

Eine natürliche Folge des Werthes der menschlichen Arbeit und der schwachen Bevölkerung ist die mangelhafte Bedienung. Welchen Luxus wir mit der Dienerschaft treiben, wieviel wir uns bedienen lassen, merken wir erst, wenn wir nach Amerika kommen. Wohlsituirte Leute, die bei uns zu Lande sicher vier oder fünf Dienstboten im Hause haben würden, behelfen sich drüben mit einem chinesischen Koch, der die Mahlzeiten anrichtet, und einer Person, die ab und zu zur Aushülfe kommt. Ich bin in Portland in Oregon acht Tage in einem der schönsten Häuser der Stadt zu Gast gewesen, bei einem sehr begüterten Manne; ich habe in dem behaglichen Hause eine Aufnahme gefunden, die mich zu tiefstem Dank verpflichtet; und ich muß constatiren, daß ich während meines Aufenthaltes nicht einen einzigen Dienstboten gesehen habe! Das Frühstück brachte mir die Frau vom Hause selbst in's Zimmer, und ich glaube auch, daß sie das Zimmer selbst gereinigt hat. Als ich eines Abends zu später Stunde nach Hause kam, meinen Schlüssel vergessen hatte und klingelte, öffnete mir mein Wirth, der im zweiten Stock schlief, selbst die Thür. Man fand es aber auch ganz natürlich, daß ich mir meine Kleider selbst reinigte und selbst dafür sorgte, daß meine Stiefel gewichst würden. Bei einem Familiendiner in einem andern vornehmen Hause bedienten bei Tische die beiden heranwachsenden Knaben von dreizehn bis fünfzehn Jahren; während in San Francisco im Hause eines unsrer angesehensten deutschen Landsleute die reizenden jungen Damen des Hauses das Essen auftrugen und herumreichten.

Der Luxus der Bedienung ist im Großen und Ganzen in der Neuen Welt etwas ganz Unbekanntes, und wenn man sich von den ganz großen Punkten entfernt, so giebt es kaum noch weiße Diener und Kellner. In dem großen Palmerhouse in Chicago, im Palace-Hotel in San Franzisco, wohl den beiden größten Hotels der Welt, fast in allen kleineren Gasthöfen und Wirthschaften, auf den Eisenbahnen &c. ist ausschließlich farbige Bedienung. Ich bin von den Schwarzen und Mischlingen nicht sehr erbaut; nur zwei habe ich kennen gelernt, die einigermaßen gut bedient hätten. Im Allgemeinen sind die Neger eine träge, langsame, unverschämte, halsstarrige Sippe, mit ganz abscheulichen Manieren. Mir sind sie gleich unangenehm, ob sie nun mit ihrer zweideutig gefärbten Hand oder mit ihren schmutzigen Baumwollenhandschuhen in die Sauce tauchen und mit schwankender wogender Bewegung die Gläser, die sie unausbleiblich oben am Rande anfassen, auf den Tisch stellen. Die Ideale von „Onkel Toms Hütte" habe ich nicht finden können unter diesen unerfreulichen Menschen, die man von seiner Stuhllehne gar nicht los werden kann, die auf jedes Wort horchen, das am Tische gesprochen wird, und sich mimisch an der Unterhaltung betheiligen, die uns gemüthlich die Hand auf die Schulter legen, wenn sie irgend etwas auf den Tisch setzen wollen; und niemals sind mir die Verfechter der Emancipation

in einem idealeren Lichte erschienen als bei der Betrachtung unserer schwarzen Menschenbrüder.

In den Küstenstädten, die der Stille Ocean bespült, wird den Negern als Dienern eine sehr starke und zum Theil siegreiche Concurrenz von den Chinesen gemacht, die sich auf das vortheilhafteste von den Schwarzen unterscheiden. Sie sind sauber, ruhig, bescheiden; sie kommen in's Zimmer und entfernen sich, ohne daß man sie bemerkt; sie sind pünktlich und zuverlässig. Ich bin mit mehr als einem Dutzend Familien in San Francisco zusammengetroffen, die ausschließlich von Chinesen bedient wurden, und alle waren einstimmig in der Anerkennung dieser vorzüglichen Diener.

Gleichwohl sind die Chinesen, wie man weiß, in Amerika sehr verhaßt, aber gerade verhaßt ihrer guten Eigenschaften wegen: weil sie sehr accurat und sehr billig arbeiten und sehr sparsam sind. Man kann es ihnen nicht vergessen, und vom amerikanischen Standpunkte hat man auch vollkommen recht, daß sie das, was sie im Lande erwerben, nicht dem Lande wieder zugute kommen lassen, sondern ihm entziehen und nach ihrer Heimat zurückkehren, sobald sie etwas erübrigt haben. Ich werde mich hüten, die Chinesenfrage hier zu berühren. Daß sich die mongolische Einwanderung auch sehr berechtigte Gegner zuzieht, werde ich an einer andern Stelle auszuführen Gelegenheit haben. Hier habe ich nur ihrer guten Eigenschaften als Diener und Arbeiter zu gedenken, die ihnen selbst von ihren entschlossensten Feinden zugestanden werden müssen. Gewisse Arbeiten haben die Chinesen geradezu monopolisirt: die Wäsche wird im ganzen Westen und jetzt auch schon in einem großen Theil des Ostens durch die Chinesen besorgt.

Das dienende Personal setzt sich also zusammen aus einem geringen Theile von deutschen und französischen Kellnern, aus mehr Irländern und vor allen Dingen aus Farbigen und Mongolen. Verschwindend klein ist die Zahl der amerikanischen Diener. Das mag mit dem Freiheitsgefühl und dem demokratischen Stolze des Bürgers der Vereinigten Staaten zusammenhängen.

Die Freiheit in Amerika ist ein Capitel, das hier natürlich nicht behandelt werden kann. Die politische Freiheit ist sogar äußerlich eine vollkommene. Ich will nur einen Fall anführen: einen kleinen Beweis der Preßfreiheit. Präsident Hayes war bekanntlich mit einer Stimme Majorität gewählt worden, und es wurde behauptet, daß das Resultat gefälscht sei. Monate lang brachte darauf eines der größten Blätter New-Yorks, der „Sun", das Bild des neugewählten Präsidenten und auf der Stirn das Wort ‚Betrug". Es ist nicht einmal der Versuch gemacht worden, gegen das Blatt wegen Beleidigung des Staatsoberhauptes den Proceß einzuleiten.

Die vollkommen freie Presse hat in den Vereinigten Staaten eine den großartigen Verhältnissen des Ganzen entsprechende Bedeutung gewonnen. Die Leistungen der New-Yorker Blätter sind erstaunliche. Ein einfacher Blick auf das, was sich etwa der „New-York Herold" an jedem Tage

telegraphiren läßt, genügt, um zu erkennen, daß keine Zeitung der alten Welt in dieser Beziehung mit den Tagesblättern der neuen den Wettkampf bestehen kann. Die Zeitungen sind nach einem ganz andern System redigirt als bei uns. Es ist alles darauf angelegt, die Aufmerksamkeit des Lesers gewaltsam auf die einzelnen Theile des Inhaltes hinzulenken. Dieser Inhalt wird durch gewisse Schlagworte, die durch den Druck noch besonders hervorgehoben werden, schon typographisch in einer Weise veranschaulicht, daß er gar nicht übersehen werden kann. Dazu kommt noch an der Spitze eines jeden Haupttheiles, ebenfalls in sehr auffälligen Lettern gedruckt, eine Inhaltsangabe in kräftigen packenden Titeln, die dazu bestimmt sind, Sensation zu machen und die Aufmerksamkeit anzustacheln. Es heißt also etwa „Alfonsos Beschimpfung," „Der edelste Spanier und der Pariser Janhagel," „Grevy kriecht zu Kreuze". „Ermordung eines Briefträgers," „Siebzehn blutige Wunden," „Psychologisches Rätsel," „Ein Ehrenmann als Mörder" 2c. Dieser Inhalt wird nicht blos im Blatte gedruckt, er wird auch auf einer großen schwarzen Tafel mit Kreideschrift auf der Straße angekündigt.

Auch das kleinste Fleckchen, das seine Einwohner noch nach Hunderten zählt, hat zum mindesten eine tägliche und eine wöchentliche Zeitung, gewöhnlich aber schon deren mehrere, und auch diese Provinzialblätter unterscheiden sich äußerlich im Format nur wenig von denen der großen Städte. Auch sie bringen entsetzlich viel Stoff, vorwiegend Mordgeschichten, die sie aus allen möglichen Blättern zusammenschneiden, und literarische und dichterische Beiträge, die sie ebenfalls aus irgend einem Blatte abdrucken. Bei der außerordentlichen Billigkeit der Zeitungen — jetzt kostet der „New-York Herald" mit seinen sechszehn bis vierundzwanzig engbedruckten Folioseiten zwei Cents, also etwa neun Pfennige nach dem theoretischen Geldwerthe, was in Wirklichkeit indessen höchstens drei bis vier Pfennigen des deutschen Marktwerthes entspricht — haben dieselben eine außerordentlich starke Verbreitung. Aber die Abonnenten würden die ungeheuren Kosten natürlich nicht annähernd decken können. In Amerika bildet mehr als in irgend einem andern Lande die Insertion die Hauptquelle der Zeitungseinnahmen.

In keinem Lande wird mehr annoncirt und in keinem Lande mehr Reclame gemacht. Die Zeitungen allein können den Bedürfnissen der Ankündigung nicht genügen. Wo immer sich eine öffentliche Anzeige anbringen läßt, wird die Gelegenheit mit Eifer wahrgenommen: an den Geländern der Brücken, auf den Flaggen, die über die Straße gezogen werden, an jedem Aussichtspunkte, ja sogar an den abgesprengten Felsen der Rocky Mountains liest man in großen Buchstaben den Ruhm eines neuen Zahnwassers oder einer billigen Nähmaschine.

Die riesigen Anschläge, die den Raum einer Litfaßsäule vielleicht vier- bis fünfmal bedecken würden, sind in ihrer Ausführung zum Theil wahrhafte Kunstwerke. Es sind wirkliche Künstler, die in übermenschlichem Format die Zeichnung der Hauptscenen eines neuen Modedramas, die grotesken

Künste der Minstrels, die Sehenswürdigkeiten im Circus und dergleichen für die Riesenplacate entwerfen und ausführen. Wir sind wahrhafte Stümper dagegen. Ich bin unwillkürlich vor jedem dieser schön ausgeführten und amüsanten Bilder stehen geblieben und habe die einzelnen mit wahrem Vergnügen betrachtet. Während einige dieser Maueranschläge wie die oben angeführten den Zweck haben, ein getreues, natürlich stark geschmeicheltes Bild der Wirklichkeit zu geben, befleißigen sich andere der sinnlichen Allegorie, um die Vorzüge des angekündigten Artikels zu preisen. So sah ich ein sehr gut ausgeführtes Bild: eine Mutter umgeben von verschiedenen Kindern, die dankbar die Hände zum Himmel erheben, als ob sie von einem schweren Unglück erlöst seien — das war die Ankündigung einer neuen Leibbinde, und zur Erklärung war mitgetheilt, daß ein rechtschaffener Familienvater, der sich für die Seinen erhalten wolle, nichts Gescheidteres thun könne, als sich zum Schutze seiner Gesundheit sofort die angekündigte Binde zu kaufen, die in bester Qualität da und da zu haben sei. Auf einem anderen Bilde wogt in stürmisch erregter See ein kleines Rettungsboot, während man im Hintergrunde das gekenterte Schiff erblickt. Auf Aller Mienen spiegelt sich die entsetzliche Angst, die wilde Verzweiflung über die Furchtbarkeit der Lage; nur einer sitzt ruhig und gefaßt und blickt getrost gen Himmel. Damit sollte gesagt sein, daß ein neuer Magenbitter in allen Lagen des Lebens vortreffliche Wirkung thue, selbst beim Schiffsbruch. Der logische Zusammenhang ist etwas lose, aber der Zweck, das Placat zu lesen, ist erreicht; und das ist alles, worauf es dem Verkäufer ankommt.

Die fast unbeschränkte Freiheit, von der ich oben sprach, und die in der Presse ihren wahrnehmbarstrn Ausdruck findet, zeigt sich natürlich auch auf dem Gebiete der Religion. In den Vereinigten Staaten kann in Wahrheit ein jeder nach seiner Façon selig werden, und die freien Bürger machen davon den umfassendsten Gebrauch und haben die verschiedenartigsten Façons. Nirgends giebt es so viel Secten wie drüben. Man staunt über die große Anzahl von kleinen Kirchen, die selbst in den unerheblichen Städten schon aufragen. Die merkwürdigsten Spielarten, die Religionen der Mormonen und der Zitterer, sind allbekannt. Alle diese verschiedenen Secten leben friedlich und unbehelligt neben einander, nur die Mormonen nehmen eine polemische Sonderstellung ein. Durch ihre musterhafte Verwaltung, durch Fleiß und Geschick haben sie sich erhebliche Verdienste erworben, die ihnen von keiner Seite bestritten werden. Sie haben thatsächlich die öde Wüstenei zu einem blühenden Garten gestaltet; aber man hat darüber doch nicht vergessen können, daß sich die Polygamie, die einen der Grundpfeiler ihrer Einrichtungen bildet, mit den Bedingungen eines modernen Culturstaates nun einmal nicht verträgt, und man macht ihnen das Leben sauer. In der Mormonenstadt selbst herrscht große Erbitterung über die Bundesregierung und eine Unterschätzung der Centralgewalt, eine Ueberschätzung der eigenen Macht, wie sie sich eben nur aus der völligen Abgeschiedenheit, in der die

Mormonen ihr Dasein verbringen, erklären läßt. Es ist sehr wohl möglich, daß die Mormonenfrage in Frist von wenigen Jahren viel Staub aufwirbeln wird. —

In der strengen Durchführung der Sonntagsfeier begegnen sich alle Bekenntnisse.

Eine religiöse Unterlage und einen stark religiösen Beigeschmack hat auch die Temperance-Bewegung, der Kampf gegen die Trunksucht, der, wie Alles in Amerika, sogleich mit den allerentschiedensten Mitteln unternommen wird. Die Mäßigkeitsvereinler, die zum Theil bedeutenden Einfluß gewonnen haben, verbieten streng den Genuß eines jeden berauschenden Getränkes und erklären den Thee als Universalgetränk.

So lange die Temperenzler sich im Kreise der Ihrigen bewegen, läßt sich ja natürlich gar nichts dagegen einwenden; aber bedenklicher wird die Sache, wenn z. B., wie mir ein Fall bekannt ist, ein Schiffskapitän die strengen Mäßigkeitsgrundsätze in seinem Wirkungskreise zu unerbittlicher Geltung bringt, wenn dem Matrosen, der in einer stürmischen Winternacht vier Stunden lang bei Wind und Wetter die schwersten Arbeiten hat verrichten müssen, zur Schmeidigung seiner erstarrten Glieder und zur Kräftigung, — da, wo ein Schnaps so wohl angebracht wäre — blos eine Tasse warmen Thees als Labetrunk gereicht wird. Im Staate Kansas war die Partei der Temperance so mächtig, daß sie in der Legislatur ein Gesetz, welches den Verkauf geistiger Getränke innerhalb des Staatsgebietes bei harten Strafen verbietet, und die Wahl eines Gouverneurs, der diesen Grundsätzen huldigte, hat durchsetzen können. In Folge dessen ist seit Jahren der Ausschank geistiger Getränke in dem Staate verboten. Wenn Alles so wäre, wie es nach den Gesetzen des Staates sein sollte, so würde man in dem ganzen Staate nicht ein Glas Bier, nicht ein Glas Wein trinken können. In der Ausführung ist es allerdings nicht ganz so schlimm. In der harmlosen Gestalt der Suppe oder der Medicin ist doch schon so manches Glas Bier, Wein und Schnaps ausgeschänkt worden.

Das sind Dinge, die wir mit unseren Begriffen von Freiheit nich recht zusammenreimen können; es giebt auch noch andere, die wir noch weniger begreifen. Ich habe am helllichten Tage in Portland eine Gesellschaft von 12—14 Menschen, die mit schweren Ketten aneinander gefesselt waren, durch die Hauptstraße treiben sehen, von denen ich voraussetzte, daß sie zum mindesten des Mordversuchs sich schuldig gemacht hätten. Es waren aber einfach obdachlose Vagabunden, die man vom Depot in's Gefängniß brachte, Leute, die nach unserem Gesetz mit einer einfachen Haftstrafe davongekommen wären. Aber die Neuheit der Zustände rechtfertigt eben Einrichtungen, die bei uns unmöglich wären. Der Faulenzer und Herumstreicher ist in dem Lande, in dem Arbeit Alles sein muß, ein wahrer Verbrecher und wird demgemäß behandelt, wie auch die englische Gesetzgebung bis in

die neueste Zeit die „unordentlichen und müßigen Personen“ als Verbrecher behandelt.

Verbrechen und Sühne sind eben so wenig Absolutes wie irgend etwas Anderes hinieden, und auch in der Justizpflege treten uns in der Neuen Welt Erscheinungen entgegen, die in alten Culturländern kaum denkbar wären, die sich aber unter den ganz andern Verhältnissen dieses jüngsten der Civilisation erschlossenen Landes erklären lassen, selbst wenn man von offenbaren Uebeln, von den Mißbräuchen der Amtsgewalt absieht. Es läßt sich freilich nicht in Abrede stellen, daß die amerikanischen Richter in ihrem Lande selbst nicht durchgängig in jenem hohen und unerschütterlichen Ansehen, nicht in jenem über alle Zweifel erhabenen Rufe der Unnahbarkeit stehen wie in den Staaten der alten Welt, wie namentlich in Deutschland und England. Ich verzeichne diese Thatsache, ohne sie bekräftigen oder abschwächen zu können. Aber sicherlich wäre es bei uns nicht möglich gewesen, daß ein Proceß wie derjenige, den New-Yorker Grundbesitzer gegen die Gesellschaft der städtischen Hochbahn wegen Entwerthung ihrer Grundstücke angestrengt hatten, hätte verloren, daß deren unzweifelhafter Anspruch auf eine angemessene Entschädigung hätte zurückgewiesen werden können. Mißbräuche der Justiz beklagt man namentlich bei den Ortsgerichten, während die Obergerichte in der Regel als respectabel gelten.

Die Härte des Zeugenzwangs, wie sie in der Neuen Welt durch Uebertragung aus dem englischen Recht besteht, wäre ebenfalls bei uns undenkbar. Man nehme folgenden Fall: A. sieht, wie B. ein Verbrechen begeht. A. denuncirt. Nun wird vor allem A. festgehalten, und wenn er eine unbekannte und unvermögende Persönlichkeit ist, wenn er nicht im Stande ist, einen Bürgen aufzustellen oder eine je nach der Wichtigkeit des Falles bemessene Caution zu hinterlegen, eingesperrt, bis der Proceß zur Verhandlung kommt. B. wird gleichfalls eingesperrt. Ist B. aber in der Lage, die ihm auferlegte Caution zu stellen, so wird B. auf freien Fuß gesetzt. Es kann also vorkommen, daß der Zeuge wochen- und monatelang eingesperrt wird, während der Verbrecher frei herumläuft. Es ist allerdings richtig, daß dadurch die Bestrafung gesichert und der Verdunkelung des Thatbestandes vorgebeugt wird; aber eine gewisse Gewaltsamkeit läßt sich diesem Verfahren doch nicht absprechen. Es herrscht deshalb auch in diesem Augenblicke eine starke Bewegung wegen Abänderung dieses allzu energischen Zeugenzwangs.

Mit der ganz unglaublichen Geschwindigkeit, mit der sich in bisher unbewohnten Strecken neue Gemeinwesen bilden und Städte gegründet werden, kann die Ordnung der regelrechten Rechtspflege nicht überall gleichen Schritt halten. Gerade in diesen jungen Ansiedlungen aber ist eine straffe Handhabung der allgemein gültigen Satzungen und eine unverzügliche Vollstreckung der Strafe bei Verletzung der lex populi am unerläßlichsten. Denn gerade in diesen Neubegründungen thut sich zunächst die schlimmste Gesellschaft von

Abenteurern, Spielern und Dirnen zusammen. Bevor also da nun die Justiz durch die bestallten Beamten regelrecht gehandhabt werden kann, wird aus Dringlichkeitsgründen eine freiwillige Justiz gebildet; es entstehen sogenannte Vigilanzcomités, die aus den vertrauenswerthesten Bürgern der jungen Ansiedlung zusammengesetzt werden. Das Vigilanzcomité fällt seine Urtheile als einzige Instanz ohne Berufung; minima non curat praetor; um kleine Uebertretungen kümmert es sich nicht weiter. In ernsten Fällen aber verhängt es die schwersten Strafen: Deportation und Tod. Dem Schuldigen, der das Gemeinwesen schädigt, wird ein Schreiben zugestellt mit einer einfachen Nummer. Das ist der lakonische Ausdruck der Aufforderung, ungesäumt das Feld zu räumen. Leistet er dieser Weisung keine Folge, wird er nach vierundzwanzig Stunden noch in der Gemarkung betroffen, so wird er einfach aufgehängt.

Unter Umständen, — und dieser Fall ist in den neuen Ansiedelungen durchaus keine Seltenheit — tritt das Volk sogleich, ohne sich erst an das Vigilanzcomité zu wenden, als Vollstrecker der Strafe auf: Der auf frischer That beim versuchten oder ausgeführten Morde Betroffenene wird ohne Weiteres gehängt. Oft widerfährt dies Schicksal auch einem Neger wegen versuchter Nothzucht. Es ist hier die Merkwürdigkeit zu constatiren, daß die von der Lynchjustiz unmittelbar oder durch Vermittelung des Vigilanzcomités vollstreckten Strafen in allen Fällen als gerechte anerkannt worden sind. Es ist nicht ein einziger Fall bekannt, daß ein Unglücklicher als Opfer der persönlichen Rachsucht des Einzelnen oder einer Clique, oder der ungerechten Aufwallung des Volkshaufens gefallen wäre.

Diese bündige Art, nach den Bedürfnissen gewissermaßen eine Justiz zu improvisiren ist nur möglich in einem so jugendlichen Lande, in dem die demokratische Gleichheit kein hohles Wort, sondern eine ernsthafte Wahrheit ist. Es giebt zwar auch in den Vereinigten Staaten eine kleine Gesellschaft altansässigen, durch und durch vornehmen, Yankeethums, die sich mit den Andern nicht mischt und eine gewisse Standessuprematie beansprucht; aber von dieser kleinen Gesellschaft abgesehen, kann man füglich nicht von Vorurtheilen der Geburt, des Standes, der Stellung in der Neuen Welt sprechen. Die besonderen Bedingungen, unter denen sich die Nation gebildet hat und stetig fortbildet, begünstigen die Durchführung der Gleichheit allerdings in außergewöhnlichem Maße. Kein Mensch fragt in Amerika den Andern, woher er kommt und was er bisher getrieben hat. Die unverständlichste Dichtung würde in Amerika „Lohengrin" sein: Niemand würde die Neugier Elsas begreifen. Man fragt nur, was er in diesem Augenblicke ist, was er leisten kann.

Wenn bei uns mit dem Begriff des „Parvenu", des „Emporkömmlings", thörichterweise eine gewisse Verächtlichkeit oder zum mindestens eine alberne Geringschätzung verbunden ist, wenn nach unserer socialen Schätzung der vererbte Wohlstand mehr gilt als der selbst erworbene, so ist in Amerika

gerade das Gegentheil der Fall. Fast ohne Ausnahme ist Jedermann, der jetzt eine hervorragende Stellung einnimmt, seines Glückes eigener Schmied, ein Parvenu im edelsten Sinne des Wortes. Und als Ruhmes- und Ehrentitel wird demselben Mann, der jetzt an der Spitze von ungezählten Millionen steht, nachgesagt, daß er noch vor zehn Jahren auf dem Hundeschlitten Pelze gefahren habe. Die harmlose Schwäche der Amerikaner für Titel, die in dem Lande der Freiheit und Gleichheit merkwürdigerweise ebenso ausgebildet ist wie in den ältesten Monarchien, der starke Verbrauch von „Captains", „Colonels", „Generals", die kindliche Freude an uniformirten Aufzügen — all' diese Kleinigkeiten ändern an der Sache nichts. Es bleibt eine Wahrheit, daß im socialen Leben der Unterschied zwischen Untergebenen und Oberen nirgends so verwischt ist, wie in den Vereinigten Staaten. Daher erklärt sich auch die mangelhafte Bedienung, da der Kellner, der uns die bestellten Speisen und Getränke verabfolgt, aus dieser gelegentlichen Dienstleistung keineswegs die Berechtigung für den Gast herleitet, ihn anders zu behandeln als einen Gleichgestellten, gerade wie der Verkäufer sich keineswegs zu irgend welcher Unterwürfigkeit veranlaßt findet, wenn er dem Käufer für dessen gutes Geld seine gute Waare giebt.

In noch anschaulicherer Weise tritt uns die demokratische Gleichheit auf unseren Reisen entgegen. Wir haben auf unseren Bahnen vier Wagenklassen, die Amerikaner haben eine einzige. Die Bahnverwaltungen machen keinen Unterschied zwischen dem Vermögen und der Stellung der einzelnen Reisenden; sie verkaufen eben nur das Recht der Benutzung des Wagens für die verlangte Strecke an Jedermann und unter denselben Bedingungen.

Daß diese Theorie in der Praxis ihre starken Unannehmlichkeiten mit bringt, ist bald erkannt worden, und aus dieser Erkenntniß ist eine Einrichtung hervorgegangen, die das Einklassensystem in der Praxis doch zu Schanden macht: Sonderunternehmer, als deren nennenswerthester und bedeutendster Pullman in Chicago einen Weltruf besitzt, haben mit den Bahnen Verträge abgeschlossen, die ihnen gestatten, Wagen ihrer eigenen Fabrik in besonderer Ausstattung dem gewöhnlichen Zuge beizugeben. Dadurch ist thatsächlich eine erste und zweite Klasse entstanden; die Pullman-Wagen bilden die erste, die Wagen der Bahn die zweite Klasse. Für die Benutzung der Pullman-Wagen ist ein ziemlich beträchtlicher Preis außer dem Betrage für das Fahrbillet zu entrichten. Für die Strecke von St. Louis bis New-York, zwei Tage und eine Nacht, habe ich sechs Dollars bezahlt.

Es giebt drei verschiedene Arten von Pullmann-Wagen: „Drawing"-, „Hotel"- oder „Dining"- und „Sleeping-Cars" — also Salon-, Restaurations- und Schlafwagen. Die Wagen sind gleichmäßig sehr dauerhaft gebaut und sehr elegant ausgestattet. Aber wie mir scheinen will, wird die Annehmlichkeit, die sie gewähren, doch erheblich in Amerika selbst und im Auslande überschätzt. Der Salonwagen mit seinen Streckfesseln ist allerdings sehr bequem, aber er fährt natürlich nicht auf allen Strecken; und wenn

man den Tag in dem Hotel- und Schlafwagen zubringen muß, so ist der Aufenthalt keineswegs angenehm. Die Sitze sind eng, unbequem; man kann sich nicht ausstrecken, man kann am Tage nicht schlafen, die Lehne geht blos bis an die Hälfte des Rückens, so daß man auch den Kopf nicht anlehnen kann — kurz und gut, ich ziehe am Tage den Aufenthalt in einem mittelmäßigen Coupé zweiter Klasse dem in einem theuren und eleganten Pullman-Wagen vor. Die Wagen sind sehr lang und werden durch keine besondere Scheidewand von einander getrennt. Coupés giebt es also nicht. Für Leute, die Gesellschaft lieben, ist das natürlich sehr angenehm, für solche aber, die lieber allein reisen, höchst unangenehm. Die großen amerikanischen Wagen gewähren die bedeutende Annehmlichkeit, daß man sich während des Fahrens einige Bewegung machen kann; man kann auf dem schmalen Gange, der zwischen den Sitzplätzen freigelassen ist, auf- und niedergehen, man kann einen Besuch in einem andern Wagen machen; das sind die Vortheile, die bei einer langen Reise nicht gering anzuschlagen sind. Außerdem besitzen alle amerikanischen Wagen eben vermöge ihrer Ungetheiltheit gewisse Vorzüge, die bei unseren kleinen Coupés nicht zu erzielen sind. In jedem Wagen ist eine Toilette, in jedem ein Behälter mit frischem Eiswasser.

In der Nacht aber sind diese langen Wagen mit ihrer vielköpfigen Bevölkerung mir unerträglich gewesen, und ich gebe unseren deutschen Schlafwagen mit ihren ungleich schlechteren und schmaleren Betten bei weitem den Vorzug. In amerikanischen Schlafwagen, die sehr gute Betten haben, schlafen einige zwanzig Personen in demselben Raum, Männlein und Weiblein. Der Wagen ist in zwölf Sectionen eingetheilt, deren jede zwei Betten enthält, jedes Bett ist durch eine besondere Gardine verschließbar. Der Raum, der zum Entkleiden zur Verfügung steht, ist natürlich ein unglaublich beschränkter, und die Späterausbleibenden können an jeder Bewegung des Vorhanges ganz genau die verschiedenen Stadien der Entkleidung verfolgen. Es gehört der hohe Respect, dessen die Frauen sich in Amerika zu erfreuen haben, dazu, um diesen den Muth zu geben, diese Wagen zu benutzen, und ihnen die Gewißheit zu gewähren, daß ungehörige Späße unterbleiben.

Wenn man aber nun glücklich in dem verhältnißmäßig guten Bette liegt, dann beginnt erst die Qual. In dem festgeschlossenen Raume, in dem zwanzig Personen schlafen, wird die Luft bald gründlich verdorben, das Oeffnen der Fenster ist unmöglich, und unter zwanzig Personen schnarchen doch zum mindesten sechs. Ich habe es trotz tödtlicher Ermattung niemals dazu bringen können, in den Pullman'schen Schlafwagen auch nur ungefähr der Ruhe zu pflegen. Ebenso unangenehm ist die Morgenstunde mit der Toilette. Für die Reisenden männlichen Geschlechts stehen nur zwei Waschbecken zur Verfügung, für die Damen, glaube ich, ebensoviel. Man muß also oft sehr lange warten, bis die Reihe an einen kommt; und da man genöthigt ist, bei den Betten vorüberzugehen, die die Damen eben verlassen, so muß man sich doch ungefähr präsentabel machen, um den Damen nicht

ein Bild des Aergernisses darzubieten. Alles das ist höchst lästig und unbequem.

Eine Einzelheit, die mich empört hat, ist die folgende: Es kommt vor, daß der Schlafwagen nicht voll besetzt ist, und daß man eine Section allein bekommt. Das Oberbett wird also nicht benutzt. Gleichwohl klappt es der Neger herunter und verbietet, daß man seine Sachen darauf lege. Er will den Reisenden zwingen, auch für das Oberbett den Preis zu zahlen. Die Berechtigung, einen günstigen Zufall auszunutzen, wird den Reisenden ohne einen anderen Grund als den, den doppelten Preis herauszuschlagen, verwehrt. In der Beziehung sind unsere deutschen Bahnbeamten denn doch etwas liberaler.

Die Raucher sind auf den amerikanischen Eisenbahnen übel dran. In den Pullman-Wagen ist für die Raucher gewöhnlich nur ein ganz kleines Cabinet reservirt, das bald dicht besetzt und von einem solchen Qualm erfüllt ist, daß man es darin nicht aushalten kann. Der Aufenthalt auf der Platform wird bisweilen geduldet, bisweilen verboten; es hängt ganz von der Willkür des einzelnen Beamten ab. Im Zuge befindet sich freilich auch ein eigener Wagen für Raucher; dieser ist aber gewöhnlich in einem entsetzlichen Zustande der Unsauberkeit und es wird soviel darin gespieen, daß für uns, die wir an diese, übrigens von Jahr zu Jahr abnehmende, Unart der Amerikaner nicht gewöhnt sind, der Aufenthalt in diesem widerwärtigen Raume bald unerträglich wird.

Eine bekannte Eigenthümlichkeit der amerikanischen Bahnen ist die, daß nicht abgeläutet und kein Signal mit der Dampfpfeife gegeben wird. Die Beamten rufen freilich „Einsteigen", aber dieser Ruf wird in dem allgemeinen Lärm sehr oft überhört, und unmittelbar darauf setzt sich das Ungethüm von Zug in Bewegung und schleicht davon wie der Dieb bei Nacht. Allerdings sind die Amerikaner im Auf- und Absteigen ungleich verwegener und gewandter als wir, und es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß Reisende hinter dem Zuge herrennen, denselben erreichen, wenn er schon im vollen Gange ist und nun noch aufspringen. Eine besondere Virtuosität besitzen in dieser Hinsicht die Zeitungsverkäufer. Unsereiner wird ganz nervös, wenn diese gemächlich von der Platform abspringen, während der Zug mit vollem Dampf dahinsaust. In Neu-Mexico bin ich Zeuge gewesen, wie ein Herumtreiber, der sich heimlich hinten aufgesetzt hatte, während der Zug mit voller Fahrgeschwindigkeit fuhr, vom Conducteur einfach heruntergeworfen wurde. Er war darauf vorbereitet, sprang gemüthlich auf seine Füße und ging zu Fuß seines Weges weiter.

Als einen besonderen Vorzug rühmen die Amerikaner ihre Gepäckbeförderung. Ich muß sagen, daß ich von diesen Vorzügen mich nicht habe überzeugen können. Ob der Gepäckschein aus Blech oder aus Papier gefertigt ist, ist mir wirklich gleichgültig, und ich kenne nichts Bequemeres als unsere einfache Art, das Gepäck selbst aufzugeben und es am Bestimmungsorte selbst in Empfang zu nehmen oder durch den Portier des Hotels ab-

holen zu lassen. Da habe ich die Gewißheit, daß ich meine Koffer entweder selbst gleich mit mir in's Hotel nehme oder in einer halben Stunde sicher zur Verfügung habe. In Amerika kommt ein Beamter einer Expreßgesellschaft vor der Endstation unserer Reise in den Wagen und bittet sich die Gepäckmarke aus; man bekommt darauf eine Quittung, und er übernimmt gegen eine entsprechende Vergütung, die gerade so viel beträgt, wie die Benutzung einer Droschke und das Trinkgeld für den Gepäckträger, die Beförderung der Gepäckstücke. Bis aber das Gepäck in unser Hotel gebracht wird, vergehen bisweilen lange Stunden. Ich habe in San Francisco acht Stunden auf meinen Koffer warten müssen.

Es ist merkwürdig, daß die Amerikaner, die überall das Princip der Selbsthülfe nicht blos aussprechen, sondern durchführen, gerade bei der Besorgung des Gepäcks vom Bahnhof zur Wohnung die Vermittelung eines weitverzweigten und verwickelten Instituts anrufen. Im Allgemeinen verlassen sie sich in allen den Fällen, wo sie selbst zugreifen können, nicht so leicht auf einen Andern. Männlichkeit, Tüchtigkeit und Schneidigkeit ist in keinem andern Lande der Welt so unentbehrlich und wird so hochgeschätzt wie drüben, und das Goethesche Wort:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß,“

ist nirgends wahrer als in der Neuen Welt. Trägheit und Schlaffheit sind Verbrechen, die in Amerika einen jeden zu Grunde richten, Fleiß und Thatkraft finden aber auch wohl nirgends eine schnellere und glänzendere Belohnung. Es ist daher auch natürlich, daß sie auf körperliche Uebungen besonderen Werth legen, und daß sie es in diesen zur meisterhaften Vollkommenheit gebracht haben. Die Amerikaner sind die verwegensten Reiter, die besten Kutscher, die muthigsten Jäger, die sichersten Schützen. Die beiden berühmtesten Kunstschützen der Welt, Dr. Carver und Ira Paine, die auch in Europa ihre Künste gezeigt haben, sind uns von drüben gekommen. Die ausgezeichnetsten Turner und Akrobaten, die wir in den Vergnügungslocalen anstaunen, sind Amerikaner, die erstaunlichsten Ballspieler sind drüben zu finden; der tollkühnste Schwimmer der Welt, Webb, war ein Amerikaner; der Boxer Hyans hat sich den Championgürtel der universalen Boxergemeinde erkämpft. Pferdebändiger, Viehstempler, Leute wie die Cow-Boys, unerschrockne Wagehälse wie die Trappers und Projectors sind nur drüben zu finden.

Ein schöner idealer Genosse dieser rauhen Männlichkeit ist der demokratische Anstand. In keinem Lande der Welt vertraut man mehr der Ehrlichkeit des Einzelnen als in Amerika. Man sieht in den großen Städten auf den Briefkästen, die eine verhältnißmäßig nur schmale Oeffnung haben, und zu deren Füßen ganze Stöße von frankirten Kreuzbändern oder von Briefen in zu großem Format, die von den Absendern ruhig da hingelegt werden, bis der Postbote sie abholt. Es fällt keinem Menschen ein, sich daran zu vergreifen, und der bösartige Muthwille, der bei uns allerhand

Schabernack treibt, scheint dort gar nicht bekannt zu sein. Viele Pferdebahnen haben keine Conducteure; es ist ein Glaskasten da, in den jeder Fahrgast den Betrag seiner Fahrt selbst hineinzuwerfen hat; thut er es nicht, so betrügt er eben die Gesellschaft, aber es geschieht ihm sonst kein Leid. Man rechnet auf die Anständigkeit der Fahrgäste, und man rechnet im Allgemeinen durchaus richtig. Neben den „Bars," an denen man die gemischten Getränke nimmt, ist gewöhnlich ein Büffet mit Braten, Zunge, Wurst, Kartoffelsalat ꝛc. aufgeschlagen, dessen Benutzung unentgeltlich ist. Die Besitzer verlassen sich darauf, daß man nicht hingeht, ein Glas Cognac bezahlt und sich dabei satt ißt; denn sonst würden sie nicht auf die Kosten kommen — sie kommen immer auf die Kosten. Der Amerikaner nimmt, wenn er gerade Appetit hat, eine Kleinigkeit, aber es fällt ihm nicht ein, die Einrichtung, die sich an sein Anstandsgefühl wendet, zu mißbrauchen.

Ein anderer vornehmer Zug des amerikanischen Wesens ist der bewunderungswürdige Wohlthätigkeitssinn. Wir selbst wissen in Deutschland ein Liedchen davon zu singen. Wir haben nicht vergessen, welche ungeheuren Summen uns aus Amerika zugeflossen sind zur Zeit des deutsch-französischen Krieges; wir wissen, wie sie allezeit bereit gewesen sind, die Hand zu öffnen, wenn es galt einem nationalen Unglück hülfreich zu begegnen. In der Unterstützung der durch das Hochwasser geschädigten Deutschen haben die Deutsch-Amerikaner alle Andern überflügelt. Der größte Wohlthäter der Welt, Peabody, ist ein Amerikaner. Die Summen, die alljährlich für Krankenhäuser und sonstige wohlthätige Stiftungen, für Bibliotheken und Sammlungen und besonders für Schulen gespendet werden, sind unermeßlich. Die Amerikaner begreifen die Wichtigkeit des Unterrichts vollkommen, und für das junge Land haben die Schulen dort schon einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Ebenso sind in jüngster Zeit sehr starke Fortschritte in der Ausbildung des Kunstsinns aufzuweisen. Man sieht schon interessante Anfänge einer selbständigen Architektur; Amerika besitzt bereits bedeutende eigene Maler. Wenn auch die öffentlichen Museen im Großen und Ganzen noch keine erhebliche Bedeutung haben erringen können, so sind doch einzelne Privatgalerien um so bemerkenswerther. Unsere Künstler wissen, daß Amerika seit einigen Jahren der beste Markt für ihre Werke geworden ist. Die Begründung einer eigenen Galerie ist jetzt ein gewisser Gradmesser für die finanzielle Bedeutung des Einzelnen. Die Theater erfreuen sich eines außerordentlichen Besuches. In der Schauspielkunst besitzt Amerika Künstler allererster Bedeutung; die Oper wird aus den besten Kräften der alten Welt zusammengesetzt.

So gewährt dies merkwürdige Land, das zu schildern ich nicht einmal den Versuch habe machen wollen, von dem ich eben nur eine ganz auf der Oberfläche sich bewegende Skizze zu geben mich bemüht habe, in allen großen Zügen und in allen Einzelheiten die unverkennbaren Merkmale der Großartigkeit, der Ergiebigkeit, des fleißigen und geschickten Ausnutzens des Bodens, des Gedeihens und des Fortschritts. Es ist ein Land, das einem

jeden, der die Augen zu öffnen weiß, Bewunderung und Respect einflößen muß. Karl Schurz sagte bei dem Abschiedsfeste, das die deutschen Gäste ihrem Wirth, dem Präsidenten Henry Villard gaben: „Bewunderung gehört trotz unseres Schutzzollsystems nicht zu denjenigen Artikeln, die wir mit einem Eingangszoll belegt haben, weil wir davon genug im Lande produciren, um irgendwelche Concurrenz des Auslandes zu fürchten.“ Es ist wahr, die Amerikaner wissen, was sie von sich selbst und ihrem Lande zu halten haben, und die Anerkennung ihrer erstaunlichen Leistungen gewährt ihnen ein tiefes Gefühl der Genugthuung. Auf diese Anerkennung aber haben sie auch vollberechtigten Anspruch bei Andern und bei sich; denn „jeder darf sich seines Fleißes rühmen,“ sagt der Begründer unserer klassischen Literatur, und „nur die Lumpe sind bescheiden,“ sagt unser größter Dichter, „Brave freuen sich der That!“ Der geheimnißvolle „Logos,“ der Urquell alles Werdens und Wesens — für die freien Bürger der Neuen Welt ist es in Wahrheit die That.





Illustrirte Bibliographie.

Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter. Herausgegeben von Adolf Brennecke. Mit zahlreichen Holzschnitten. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn.

Jedes Jahr bringt seine neue Anthologie. Kaum weiß man, wo es damit noch hinaus soll, und wie die vielen vortrefflichen Werke dieser Art, die wir wirklich besitzen, neben einander bestehen können. Denn der Kreis, auf den sie berechnet sind, ist doch wohl ein sehr beschränkter — umfaßt nur die Jugend und die weibliche Unreife jedes Alters — oder hat man je einen geistig ausgewachsenen Menschen über einem solchen Parfümkasten der Dichtung betroffen? So mag denn der Kampf um das Dasein für diese Bücher ein recht harter sein: und demgemäß haben sich, ganz entsprechend der Lehre des großen Naturforschers, die verschiedensten Spielarten ausgebildet. Zuerst hatten wir, um blos von äußerlichen Unterschieden zu reden, die Anthologie mit allegorischen Buntdrucken, Glaube, Liebe, Hoffnung und dergleichen faden Sinnigkeiten. Allmählich ist die Illustration immer übermächtiger geworden: alte und neue, bekannte und unbekannte Bilder wurden kunterbunt durcheinander gedruckt, und die Dichtungen traten beinahe in zweite Reihe für den Betrachter — was freilich auch wohl kein so großer Schaden ist. In der vorliegenden Sammlung ist nun wieder ein neuer Weg eröffnet worden. Die Illustrationen nämlich sind sammt und sonders englischen Ursprungs; von englischen Künstlern gezeichnet und in englischen Werkstätten geschnitten Es hat ganz den Anschein, als habe der deutsche Verleger die Ausstattung eines ähnlichen englischen Werkes einfach angekauft und sich zu den Illustrationen Gedichte zusammensuchen lassen. Das wäre beinahe die verkehrte Welt: allein schließlich ist das Unternehmen gar so übel nicht abgelaufen. Vielleicht hat der Umstand demselben sogar genützt. Denn der Herausgeber, der einen solchen Eiertanz um die Illustrationen ausführen muß, wird nicht leicht in Schlendrian verfallen können. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, daß bei Adolf Brennecke diese Gefahr so besonders nahe gelegen hätte. Vielmehr darf man wohl von vorn herein in dem Namen des geachteten

Erzählers und Kritikers eine Bürgschaft für glückliches Gelingen erblicken. Und in der That hat auch Brennecke die Schwierigkeit, die vor ihm gelegen haben mag, mit Geschick bemeistert. Wir hatten, sobald wir einmal auf die oben angegebene Vermuthung verfallen waren, mit einer gewissen, allerdings nicht durchaus menschenfreundlichen Spannung, sofort das Werk durchblättert, Text und Illustrationen



Aus: „Im Wechsel der Tage".
Ferd. Hirt und Sohn in Leipzig.

mit einander verglichen, um irgendwo unpassende Zusammenstellungen aufzustöbern. Wenn wir hinzufügen können, daß wir uns dabei überzeugt haben, daß die Beiden überall leidlich, meistens aber mit überraschendem Glücke zusammengepaßt worden sind, so will das, in Anbetracht aller entgegenstehenden Schwierigkeiten, gewiß viel heißen. Und da ein jedes der aufgenommenen Gedichte mit Rücksicht auf eine Illustration hat ausgesucht werden müssen, so hat begreiflicherweise die Mehrzahl jener ewig wieder-

kehrenden Gedichte, die den eisernen Bestand jeder vorschriftsmäßigen Anthologie bilden zu müssen scheinen — eine Art Wasserpest, von der sich kaum sonst eine freigehalten — aus dieser wegbleiben müssen. Was aufgenommen ist, dagegen lassen sich keine Einwendungen machen. Es sind Gedichte der Klassiker aus den letzten Geschlechtern und noch lebender Poeten, die von dem gegenwärtigen Geschlechte mehr oder minder für Klassiker genommen werden. Man braucht die Namen nicht aufzuzählen; jeder wird sich die Reihe ungefähr denken können, und wenn er annimmt, daß seine Lieblingsdichter sich darunter befinden, so wird er sich schwerlich getäuscht haben. Daneben aber hat der Herausgeber einer Anzahl von Dichtern minder bekannten Namens die Aufnahme gegönnt; er scheint sogar — denn wer kann heutzutage die Masse des Schaffens genugsam übersehen, um seine Behauptung mit Gewißheit aufstellen zu können — Einige zum ersten Male in die Oeffentlichkeit einzuführen. Dagegen wird sich nichts einwenden lassen. Es wird hier ja nicht der Anspruch darauf erhoben, Dichterkronen zu vertheilen; und ein hübsches Lied kann Jedem gelingen. In Wahrheit befinden sich auch unter diesen Werken „unbekannter Herkunft" Leistungen, die volle Anerkennung verdienen: man freut sich, neue Begabungen kennen zu lernen, die für die Zukunft etwas zu versprechen scheinen. Trotz allem Jammern scheint es doch noch nicht gar so herbstlich stumm zu werden im deutschen „Dichterwalde"!

Die Illustrationen verrathen den englischen Ursprung auf den ersten Blick. Schon die eigenthümliche Art, wie sie auf der Seite vertheilt sind, das Streben nach dem Witzigen, Unerhörten in der Anordnung, die Manier, es so darzustellen, als sei Blatt auf Blatt gelegt, geklebt oder genagelt — wer kennt nicht alle diese sonderbaren Einfälle und Schrullen, in denen sich der sogenannte Geschmack unseres lieben Brudervolks gefällt. Es hat etwas verzweifelt Altjüngferliches an sich. Nur daß es hier doch nicht so aufdringlich zierig wirkt. Hat man nun das Gefühl, daß ein wenig Altjüngferlichkeit hier an seinem Platze sei — oder ist ein Buch, in dem man doch nur blättern will, wirklich für solche Ausschweifungen geeigneter als ein ernster, gewichtiger Band — wir erinnern uns noch der Qualen, die wir einmal über einem geographischem Prachtwerke englischen Ursprunges ausgestanden haben! — jedenfalls läßt man sich hier alle die Tändeleien gern gefallen. Auch der Holzschnitt hat mehr Kraft und Frische, als man sie sonst bei englischen Erzeugnissen findet; nicht jene anspruchsvolle Geleckthett und Glätte, die sich für den höchsten Gipfel der Kunst giebt. Das Blatt, daß wir zum Abdrucke bringen, erinnert viel mehr an gute Schnitte deutschen Ursprungs. Die Zeichnungen selbst endlich wirken in ihrer Fremdartigkeit recht angenehm, als etwas Neues, was von dem Hergebrachten der Anthologie-Illustration, den wandernden Handwerksburschen, den küssenden Jünglingen und Maiden in geschlitzten und gepufften Wämsern und Miedern, merklich abweicht. Sie sind in ihrem Charakter ganz modern, als wären die Gestalten aus der Preisliste eines großen Bazares ausgeschnitten. Wir gestehen, daß wir Sympathie für eine solche Neuerung fühlen, inniglich überzeugt, daß die Gegenwart genau so poetisch ist wie jede Vergangenheit, und aufrichtig hoffend, daß Jeder doch leichter und natürlicher mit einem Manne in vernünftigem Rocke Mitgefühl hat, als mit einem Verkleideten in Wams und Schaube. Die Engländer allerdings gehen darin ein wenig weit. Unter Anderem befindet sich in diesem Buche ein Blatt, welches das Treiben auf dem Strande eines Seebades recht natürlich und hübsch darstellt; spielende Kinder liebelnde Paare, klatschende Mütter und Alles, was sonst dazu gehört. Wirklich recht hübsch — aber als Illustration zu einem Gedichte, das die Schönheit des Meeres preisen soll, doch ein wenig zu modern. Gewiß kann der Mensch auch im Gewühle die Natur empfinden: aber man stellt doch nicht das Gewühl dar, um den Beschauer die Natur empfinden zu lassen. Dieser schlimmste Mißgriff ist übrigens auch der einzige. Die anderen Landschaftsbilder besitzen überall wirkliche Stimmung.

— ck.

Jugendschriften aus dem Verlage von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

Man muß wohl ein Mann vom Fach sein, Erzieher oder etwas Aehnliches, und seinen Beruf mit Ernst, mit einer gewissen Leidenschaft treiben, um Jugendschriften



Aus den: „Jugendschriften".
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

mit Interesse zu lesen. Manchen — und der Schreiber dieser Zeilen gehört zu diesen — sind Jugendschriften eigentlich geradezu unangenehm: dieses Streben, der Jugend

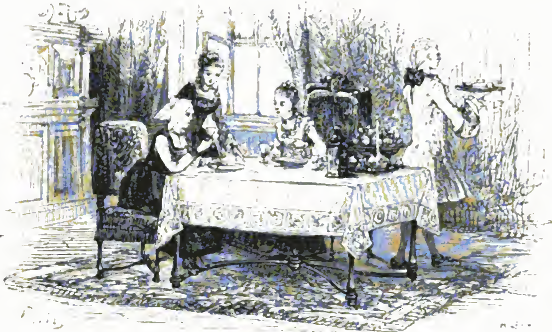


Aus den: „Jugendschriften".
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.



Aus den: „Jugendschriften".
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

eine Literatur für sich und beinahe eine Welt für sich zurecht zu machen, erscheint ihnen verkehrt und unverständig. Indeß, wenn es nun einmal Jugendschriften geben soll, so liegen hier einige vor, die wirklich Empfehlung verdienen. Es sind Erzählungen, die für heranwachsende Mädchen bestimmt sind: Liebe um Liebe von Brigitte



Aus den: „Jugendschriften".
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

Augusti nach J. Colombs „Les étapes de Madeleine" frei bearbeitet, und von Clementine Helm gleichfalls nach Schriften von Colomb bearbeitet Der Weg zum Glück (nach „Deux mères"), Vater Carlets Pflegekind (nach „La fille de Carilès") und Doris und Dora (nach „Chloris et Jeanneton"). — Für ein reiferes Alter sind Mädchenlose und Haus und Welt von Brigitte Augusti bestimmt. Auf einen Theil dieser Schriften denken wir ausführlicher zurückzukommen — bei größerer Muße, als das Herannahen des Weihnachtsfestes sie gestattet. Aber gerade zu diesem Feste möchten wir sie empfehlen. Es giebt so viele Eltern, die völlig rathlos vor der Frage stehen: „Was sollen wir unserer Tochter schenken? Das Kind muß für die Feiertage doch etwas zu lesen haben!" Die genannten Bücher bieten einen durchaus gesunden Lesestoff. Sie sind mit wirklichem Verständnisse des kindlichen Gemüthes geschrieben und nehmen dabei doch fortwährend Rücksicht auf die wirkliche Welt. Daß sie nebenher ganz frei sind von jeder frömmelnden Richtung, wird ihnen bei den Weltkindern zum Vortheil, bei den Frommen hoffentlich nicht zum Schaden gereichen. Denn durch sie alle geht ein starkes, wenn auch stummes Gottvertrauen und ein wohlthuender Optimismus. Gut sein, bescheiden sein, arbeiten: das belohnt sich immer! So ungefähr lautet die Moral der Verfasserinnen, und für junge Mädchen wird das wohl immer noch die richtige Weltanschauung sein. Der





Berichterstatter hat in einigen leeren Stunden diese Bücher wirklich durchgelesen. Er ist Anfangs mit starkem Widerstreben an die Arbeit gegangen. Aber er muß bekennen, rasch Theilnahme dafür gewonnen zu haben. Natürlich nicht für die Erzählungen — aber die Art der Auffassung und Darstellung hat ihn bald angesprochen. Und er ist der Ueberzeugung, daß es für Jugendschriften keinen besseren Probstein giebt als den,



Aus den: „Jugendschriften".
Verlag von Ferd. Hirt u. Sohn in Leipzig.

ob auch Erwachsene sie lesen können, ohne rasch jenen Widerwillen zu empfinden, den allzuviele Süßigkeiten hervorrufen. Der Preis der Bücher ist ein sehr geringer; die Ausstattung ist sehr anständig: starkes Papier, guter Druck, ein anscheinend recht dauerhafter und dabei gefälliger, beinahe reicher Einband. Die Illustrationen sind zahlreich und gut, zum Theil sogar von hervorragender Schönheit. Doch, darauf gründlicher einzugehen, bleibe späterer Gelegenheit vorbehalten. —ck.

Im Dämmerstündchen. Nach F. E. Weatherly von Dr. G. Benseler. Illustrirt von M. Ellen Edwards und John C. Staples. Leipzig, E. Twietmeyer.

Kate Greenaway! Das vorliegende Buch verfolgt dieselbe Richtung, welche diese Künstlerin zuerst in Deutschland eingeführt hat, und mit der Nennung dieses Namens ist es hinlänglich bezeichnet. Ob Kate Greenaway zuerst diese Richtung eingeschlagen hat, und ob diese niedlichende Manier auch die rechte ist — das sind augenblicklich ziemlich müßige Fragen, die für spätere Entscheidung aufgeschoben bleiben müssen. Kate Greenaway hat gesiegt. In allen Buchläden liegen die Zettel aus „Kate Greenaway's books", „Kate Greenaway's Calendar for 1881"; überall sieht man die kleinen Mädchen in den grellfarbigen Kleidchen und den riesigen Hütchen reihenweise gemalt — sogar in Bronze hat man sie schon gegossen, und auf den öffentlichen Wegen erblickt man manch ein Kind, das leibhaftig so aussieht, als käme es geradewegs aus einem der kleinen Bücher hergelaufen.

Kate Greenaway hat gesiegt; und unter ihrer schirmenden Palette ist ein ganzes Gefolge ihr nachgedrungen. Die Reihe englischer Künstler — um von den deutschen Nachahmern gar nicht zu reden — die durch Werke ihrer Art hier zu Lande schon namhaft geworden sind, ist ziemlich bedeutend. Ob dazu die Verfasser dieses Buches bereits gehört haben, oder ob sie diesmal zuerst in Deutschland eingeführt werden, wüßten wir im Augenblicke nicht zu sagen. Jedenfalls gehören sie dieser ganzen

Richtung an. Sie zeichnen dieselben, unnatürlich artigen Kinder in den nämlichen unerhörten Röckchen und Hütchen. Sclaven sind sie dabei freilich nicht. Von jener regelmäßigen Gruppirung, die bei Kate Greenaway so komisch an die Meister des Mittelalters erinnert, halten sie sich völlig frei, und auch die Natur kommt bei ihnen



Aus: „Im Dämmerstündchen".
Leipzig. C. Twietmeyer.

mehr zur Geltung. Sie haben nicht jene Häuser aus dem Baukasten und jene Bäume mit den abgezählten, abgezirkelten Blättern, nicht jene Natur, die zum Nürnberger Spielzeug zurechtstilisirt ist, sondern ganz richtige Hintergründe. Hin und wieder spielt das Landschaftliche sogar eine Art Rolle bei ihnen. Nicht immer tritt es nur als die idyllische, schweigende Dorfstraße auf oder als Hecke, hinter der das Kind

dem Käfersurren lauscht: sie malen auch die Brandung und den abschüssigen Felsen, und dann wird das Kind für sie und für den Beschauer vollständig zur Nebensache.

Das wäre ja schon eine erhebliche Abweichung von den Regeln der Meisterin — und was bliebe ihnen dann eigentlich mit dieser gemeinsam? Vielleicht nicht eben das, was deren besondere, persönliche Manier bildet; vielleicht nur die Eigenthümlichkeit ihres Volkes im Sehen und Empfinden, die sich, bei gleichen Stoffen, nothwendig in verwandter Weise äußern muß. Vielleicht würde man in England diese Verwandtschaft



Aus: „Im Dämmerstündchen".
Leipzig. C. Twietmeyer.

gar nicht so gewahr werden. Doch für uns ist sie immer noch merklich genug: und da das Engländerthum einmal durch Kate Greenaway in unseren Kinderbüchern eingebürgert worden ist, so werden es die übrigen Engländer sich wohl gefallen lassen müssen, wenn man sie mit dieser zusammenwirft.

Wir sind nicht ganz frei von einem gewissen nationalen Vorurtheile gegen dieses Engländerthum und würden es lieber sehen, wenn unsere Kinder wirklich deutsche Sachen in die Hände bekämen. Wir lieben auch diese ganze süßliche Richtung nicht, glauben vielmehr, daß der „Struwwelpeter" seine großen Vorzüge hatte, trotz der

weisen Pädagogik, die dem Kinde blos schöne Eindrücke gewähren will. Allein wir sind darum nicht blind gegen die Lichtseiten jener Werke. Diese Bildchen sind wirklich sehr hübsch; der allgemeine Beifall, den sie gefunden haben, hat das längst anerkannt; und man glaubt gerne, daß Kinder große Freude daran haben. Aber man muß auch anerkennen, daß ein sehr bedeutendes Können sich in diesen Zeichnungen ausspricht. Es wird behauptet, die Künstler pflegten diese Figuren ganz gewissenhaft nach dem Modell zu entwerfen, und zwar in ziemlich großem Maßstabe, der erst später mechanisch verkleinert würde. Betrachtet man die Blätter darauf hin, so findet man das ganz



Aus: „Im Dämmerstündchen".
Leipzig. E. Twietmeyer.

glaublich, sie überraschen wirklich durch ihre Richtigkeit. Nichts scheint der ungefähren Erinnerung überlassen, der dann die Erfindung gefällig nachhelfen muß, sondern überall empfängt man den Eindruck, als wären die Stellungen der lebendigen Natur abgelauscht. Kein Zweifel, daß das zu der Wirkung dieser Bilder viel beiträgt. Daß die beiden hier zunächst in Frage kommenden Künstler, daß Edwards und Staples auch für die Natur offenes Auge und leichte Hand haben, daß ist schon erwähnt worden. Diese Gabe macht ihre Schöpfungen noch besonders anziehend. Es sind wirklich liebliche kleine Bilder, Stillleben von eigenthümlichem Reize.

Die Illustrationen bestehen aus zahlreichen Vollbildern in Buntdruck. Die Blätter, die den Text enthalten — ein getöntes Papier — zeigen außerdem noch

allerlei kleine Randzeichnungen, Thiere bald, bald Früchte, Blumen oder Aehnliches. In der Ausführung sind diese Sachen ganz ausgezeichnet. Der Farbendruck ist so vollkommen, als man es sich nur denken kann.

Uebrigens trägt das Buch sehr stark das nationale englische Gepräge. Die See, Schiffe und Schiffer nehmen einen breiteren Raum darin ein, als in einem ursprünglich deutschen Erzeugnisse ihnen wohl eingeräumt werden würde. Das ist wohl kein Schade: hat doch auch das Fremdartige seinen besonderen Reiz für Kinder. Bis zum Unverständlichen fremd, wird auf diese wohl nur ein Blatt wirken, Londons Fluß. Was hat ein deutsches Kind mit Londons Fluß zu thun! was kann es sich dabei denken! Die dämmernde Aussicht auf die Paulskirche, die kühnen Bogen der Brücke — Alles das spricht bei ihm zu keiner Erinnerung, nicht zur Phantasie. Und dann sind einige Figürchen dazugemalt: das Italienermädchen mit dem bettelnden Tamburin, der kleine Straßenfeger mit dem Besen — in Deutschland sind sie einfach unverständlich, ungewohnt — man möchte sagen: polizeiwidrig. Denn die Väter unserer Stadt dulden weder solchen Straßenschmutz noch solch verkleidetes Betteln. Da wird es also wohl ein langes Fragen geben in der Kinderstube, wenn dieses Blatt an die Reihe des Besehenwerdens kommt — mögen Eltern und Kinderfrauen sich recht gründlich auf das Antworten vorbereiten.

Ueber den Text ist dabei noch gar nicht geredet worden. Und über ihn ist wohl auch nicht viel zu sagen. Für Bücher dieser Art ist er nicht eben wesentlich. Wir besitzen allerdings einige, die gerade darin klassisch sind — aber andere mit recht erbärmlichem Texte laufen auch in der Reihe mit und sollen ihren Zweck recht gut erfüllen. Nun — unser Buch gehört weder der noch jener Gattung an, hält sich vielmehr auf dem goldnen Mittelmäßigkeitswege: ganz anständig gereimt, ganz anständig in Gesinnung und Gefühl — aber es fehlt die Ursprünglichkeit —: man meint, man müßte das Alles schon zehnmal gelesen haben.

Zu unseren Illustrationsproben aus diesem Buche bleibt noch zu bemerken, daß sie dort natürlich in Buntdruck ausgeführt sind. Uebrigens können sie diesen Reiz entbehren und doch noch gefällig wirken, was genugsam für ihre künstlerische Gediegenheit spricht. Wer seine Börse weit aufthun darf, dem sei dies Werk empfohlen. Prachtbilderbuch nennt es sich allerdings nicht umsonst, denn sein Preis ist im Vergleiche zu dem, was man sonst für Kinder auslegt, ziemlich hoch — obwohl keineswegs zu hoch im Verhältniß zu dem, was die Ausstattung bietet. —ck.

Das bist Du. Roman von Gerhard von Amyntor. In vier Büchern. Berlin, F. Luckhard.

Es ist ein buntes Lebensbild, das Amyntor hier entrollt. Bald in der Hauptstadt, bald auf dem Lande, in verschiedenen Gesellschaftsschichten spielt seine Geschichte sich ab. Der Verfasser bewährte alle die Eigenschaften, die ihn längst schätzbar gemacht haben. —ck.

Bilder zur Zauberflöte in der Loggia des k. k. Opernhauses zu Wien von Moriz von Schwind. Zwölf Photographien nach den Original-Cartons. München, Fr. Bruckmann.

Es ist dankenswerth, daß die berühmten Zeichnungen Schwinds in so schöner Gestalt allgemein zugänglich gemacht werden. Die Photographien des Bruckmannschen Verlags leisten in der That wieder einmal das Höchste, was man erwarten kann. Jeder Strich ist deutlich zu erkennen: Und so nimmt man die Blätter mit einem seltsam gemischten Gefühle in die Hand. Man ist erstaunt über den Eindruck, den

Schwinds Schöpfung, losgelöst vom Rahmen des Gebäudes macht, und muß ganz von Neuem in dieser stilisirten Gestalt die alten Bekannten von der Bühne her erkennen, ehe man sich der edleren Linienführung des Meisters freuen kann. —ck.

Künstler und Kunstschreiber. Ein Act der Nothwehr von Carl Hoff. München, Theodor Stroefer.

Das ganze Schriftchen ist eine Art Variation über den Ausspruch Gottfried Minds — des sogenannten Katzen-Rafaels —: „der Zar mag ein guter Mann sein, aber von der Katz' versteht er nichts". Man lese anstatt Katze „Kunst" und anstatt Zar „Kunstschreiber", und man hat auf ein Haar Carl Hoffs Ansicht von der Sache. Ergeht es den Künstlern denn wirklich gar so schlecht, daß sie zu solcher Nothwehr gezwungen sind? Mancher meint, die Mehrzahl der „Kunstschreiber" mache im Gegentheile viel zu große Herrlichkeit mit den Künstlern — und in dem Falle würde der Maler wohl auch die Achseln zucken, aber doch still schweigen. Jedenfalls bleibt anzuerkennen, daß Hoff sich doch immer noch mit Maßen „wehrt" und nicht gleich schindet und rädert. Und daß er wieder jene bemerkenswerthe schriftstellerische Begabung entfaltet, die ihm schon so manchen Freund erworben. Schade nur, daß kein Sachverständiger in diesem Fache seine Schrift übergangen hat, die lodernde Hitze zu dämpfen oder einige Ordnung in den Satzbau zu bringen. Denn die Sätze erinnern an die Berliner Bratwürste: man müßte die langen Ungeheuer erst ein paar Mal durchschneiden, um sie brauchen zu können. Das erschwert den Genuß dieser anziehenden Schrift erheblich.

F. M. Dostojewski, Raskolnikow. Roman. Nach der vierten Auflage des russischen Originals übersetzt von Wilhelm Henckel. 3 Bde. Leipzig. Friedrich. 1882.

Eins der erschütterndsten Bücher, die je geschrieben worden sind, und zugleich eins der kunstvollsten, wie sie nur ein großer Dichter schreiben kann. Die Kenntnißnahme der entsetzlichen Zustände, die der vorliegende Roman zur Grundlage hat, wäre eine unerträgliche Marter, der Verkehr mit den verlotterten, verkommenen, verschrobenen Geschöpfen, welche die Gesellschaft dieses Buches bilden, wäre eine empfindliche Qual, wenn nicht durch die ganze grauenvolle Nacht, die uns umgiebt, doch ein ganz leiser Schimmer von Hoffnung wehte auf eine endliche, trotz Allem eintretende Morgenröthe, wenn nicht der Dichter verstanden hätte, auch an dem verkommensten Gesellen, auch an dem elendesten seiner Weiber noch einen letzten Rest, einen letzten Funken von Menschlichkeit zu zeigen, der selbst in diesem Chaos von Sünde und Schande nicht zu ersticken war und der uns zur tiefsten Theilnahme mit diesen Sündern und Sünderinnen, zum tiefsten Mitleid aufruft. Aber dabei ist keine Spur von Sentimentalität. Die Charaktere sind vielmehr vom Dichter mit einer Rücksichtslosigkeit und Unerbittlichkeit entwickelt, die vor dem Aeußersten nicht zurückschreckt und bis zur Grausamkeit gegen den Leser geht. Wie der Roman einen ganz gemeinen brutalen Mord, den ein von der Universität weggelaufener, verhungerter Student an einer alten Pfandverleiherin und ihrer unglücklicherweise eben in's Zimmer tretenden Schwester begeht, zum Ausgangspunkt nimmt, so baut sich die ganze trostlose Geschichte, die daraus entspringen muß und entspringt, mit allen ihren tragischen Momenten und mit all dem unbeschreiblichen Schmutz jener niederen, verkommenen Kreise, innerhalb deren sie sich vollzieht, mit kühner, um keine Schonung, Verhüllung, Bemäntelung bekümmerter Folgerichtigkeit auf. Die Kunst des Dichters ist bewundernswerth. Er legt die Seelenqualen des Mörders, die Functionen seines gemarterten Gehirns mit der Sicherheit blos, welche der Anatom am Secirtisch zeigt: er geht ihnen Stunde für Stunde, ja Minute für Minute nach. Er zeigt darin eine psychologische Kraft, wie wir sie noch nirgends gefunden haben. Jenen Verhören des Polizeibeamten Porphyrius, in denen dieser mit seinem Opfer spielt, wie die Katze

mit der Maus, in denen der auf's Blut gequälte Raskolnikow bei der scheinbar harmlosesten Aeußerung seines Peinigers sich immer wieder fragt: „Was soll das nun wieder? Was meint er nun wieder? Wo liegt jetzt die Schlinge?" — jenen Verhören, die jeder Leser nur mit äußerster Bangigkeit und unter herzklopfender Aufregung zu verfolgen vermag, ist an psychologischem Scharfsinn und an dramatischer, hinreißender Kunst der Darstellung in keiner Literatur etwas Gleiches an die Seite zu stellen. Aber der Mörder Raskolnikow ist noch nicht der Schlimmste von Allen. Er ist vielmehr eine geniale, edel angelegte Natur, dem nur die flammende Leuchte der Wissenschaft und der Philosophie zu einem flackernden Irrlicht geworden ist, das ihn in den Sumpf des Verbrechens führt; die prostituirte Ssonja, der er sich zuletzt in Liebe verbindet, ist eine poetische, unsere Herzen rührende Gestalt, obgleich sie nicht entfernt mit den bekannten Farben der französischen Sittenmaler aufgeputzt ist, ihr Vater Marmeladow, der Trunkenbold, der seine Frau in den Tod, seine Tochter in die Schande gejagt hat, zwingt uns, wider unsern Willen noch einen Theil von Mitgefühl mit seiner Verkommenheit ab, ebenso der in seinen Lüsten untergehende Swidrigailow — der Elendeste bleibt Luschin, der Reichgewordene, der sich mit seinem Geld eine schöne, aber arme Frau kaufen will, über die er wie ein Sclavenhalter herrschen und walten kann. Alle diese Figuren sind aus dem Leben gegriffen, ohne Uebertreibung geschildert, alle diese Verhältnisse und Zustände, die uns wie giftgeschwängerte Höllenabgründe angähnen, sind dem Leben des russischen Volkes entnommen, naturwahr, von keinem oberflächlichen Beobachter aus der Fremde geschildert, sondern von einem russischen Dichter selbst, der sein Volk liebt. Wer das Buch gelesen, lernt auch die Gräuelthaten verstehen, mit denen Rußland, Jung-Rußland in den letzten Jahren die ganze gebildete Welt in Schrecken und Empörung versetzt hat. —r.

Römischer Wandkalender deutscher Nation für das Jahr 1884. Eine Weihnachts- und Neujahrsgabe deutscher Dichter der Gegenwart. Herausgegeben und zunächst deutschen Romfahrern gewidmet von Hermann Allmers. Rom. Libreria Centrale (Ed. Müller).

Zwar ist das Gewand, in welchem sich der „Römische Wandkalender" darstellt, kein ganz neues: die dichterische Ausstattung ist die gleiche geblieben, wie im vorigen Jahre, und nur das eigentliche Kalendarium ist neu gedruckt. Um so mehr aber empfehlen wir diesen so elegant, graziös und originell in der Form einer antiken Bücherrolle edirten Kalenders allen deutschen Romfahrern, die ihn noch nicht besitzen sollten, und allen denjenigen, denen es Freude machen wird, statt des herkömmlichen prosaischen Hauskalenders ein wirkliches kleines Kunstwerk an der Wand hängen zu haben. Er empfiehlt sich als distinguirtes Festgeschenk durchaus und wir wünschen dem Verleger von Herzen einen so reichen Absatz dieses Jahr, daß er und sein verdienstvoller Herausgeber Allmers uns für das Jahr 1885 nicht allein das Kalendarium, sondern auch die poetischen Beiträge in frischer Auflage serviren können.

Deutsche Lieblingslieder. Mit zehn Vollbildern in Phototypie und zahlreichen Textbildern nach Alexander Zick. München, Friedrich Bruckmann.

Das Erscheinen dieser Sammlung haben wir bereits früher einmal flüchtig angezeigt. Wenn wir heute ein wenig ausführlicher darauf zurückkommen, so geschieht es in Würdigung der Eigenschaften dieses Buches. Anthologien freilich haben wir genug, auch ganz illustrirte Anthologien; und wenn diese auch nur eben mit Geschmack zusammengestellt (wie es der Fall) und ausgestattet wäre, so würden wir kein Wort weiter darüber verlieren. Diese Zeilen gelten vielmehr ausschließlich dem jungen Künstler, der die Zeichnungen zu dem Buche geliefert hat. Alexander Zick's Name ist in Norddeutschland wohl noch wenig genannt, zum Mindesten dem Schreiber dieser Zeilen war er bisher noch nicht aufgestoßen, und auch

das Künstlerlexikon giebt (wie gewöhnlich, wenn man wirklich einmal eine Notiz brauchen könnte) keine Aufklärung über ihn. Es ist deshalb wohl anzunehmen, daß Zick noch ein junger Mann ist; denn es wäre doch wunderbar, wenn man von einem so tüchtigen Talente Nichts gehört haben sollte, oder traurig, wenn es lange Zeit im Verborgenen gefristet worden wäre, ohne durchdringen zu können. — Das Wahrscheinlichste ist jedenfalls unsere Vermuthung, und für sie spricht es auch, daß die Münchener Verleger einen anerkennenswerthen Eifer zeigen, ihren heimischen jungen Künstler rasch an die Oeffentlichkeit zu helfen. Neben Bruckmann hat sich in dieser Beziehung Ackermann mit seinem Hausschatze, seiner Schatzkammer u. s. w. wirkliche Verdienste erworben.

Wie dem auch sei: wir sind dem Herausgeber dankbar, daß er diesen Zeichner an das Licht gezogen hat. Zick hat die schätzbarsten Eigenschaften. Er besitzt vor Allem das Unentbehrliche, das Handwerkszeug: vollkommene Beherrschung der Mittel. Man sieht ihm vielleicht noch an, daß er gelernt hat, und von wem er gelernt hat, aber jedenfalls ist er ein tadelloser Zeichner. Und dazu ist ihm das Beste gegeben: ein offenes, unbefangenes Auge, reiche Erfindung und eine unermüdliche Gestaltungskraft. Hin und wieder — und das bestärkt uns in unserer oben geäußerten Vermuthung — erinnert seine Auffassung einmal an Thumann oder die Art, wie er den Körper auf einem Beine dreht, an Ludwig Richter. Allein es ist schon nichts Geringes an Ludwig Richter zu erinnern; und überall findet man bei Zick so viel echtes eigenes Können, daß man ganz sicher ist, er werde auch den durchaus eigenen Vortrag finden.

Schon jetzt hat man eine ungemischte Freude, indem man Blatt um Blatt in diesem Buche wendet. Welcher Wechsel! Hier die phantastischen Vignetten, bald munter, wie in unserer Probe, dem Kopfe zu Wilhelm Müllers Frühlingseinzug:

„Die Fenster auf! die Herzen auf!
Geschwind! geschwind!

oder in jenen auf Sonnenstrahlen schwebenden Putten — bald in dem Stück zum Alpenjäger schaurige Großartigkeit oder grausige Trauer, wie in Gottschalls Strandlied, oder in jener Sommernacht mit ihrer allerblauesten Romantik, oder in dem putzigen Gezwerg, das Uhlands Frühlingsglauben illustrirt. Sogar den langweiligen Renaissanceplunder, den oftgesehenen Bauerntrachten, weiß er Frische zu geben: seine Gestalten sind so natürlich und so schön, daß man über ihre Maskerade gern hinwegsieht. Zick hat die verschiedensten Töne: in den Liebesliedern für das Zagen, die Hoffnung, den Jubel und für die Verzweiflung: immer weiß er die Stimmung in einem Bilde zusammenzudrängen. Bisweilen findet er den mächtigsten Ausdruck für die Trauer: alle Glieder lösen sich, die Gestalt scheint zusammenzusinken, und dann schildert er wieder so natürlich das Liebesglück, so rein und anmuthig (zu Goethes Blumengruß und zu Reinicks Das fragt sich doch noch sehr), daß man die behaglichste Empfindung dabei hat. Diese beiden Bilder, besonders das letzte, sind übrigens wahre Meisterstücke, was die Richtigkeit und Einfachheit des Vortrags anlangt. Von dieser Einfachheit werden übrigens auch die beiden andern Proben, die wir hier veröffentlichen, die vortheilhafteste Vorstellung geben: die Landschaft mit ihrer düstern Strenge und das Bild zu Anastasius Grüns Altem Blatt. Das ist so frei von Empfindelei und so echt und ergreifend, mit so kleinen und wirksamen Mitteln hergestellt, daß man es sich nicht besser wünschen kann. Ausgezeichnet ist der Einfall mit der Katze, der einzigen und ach! so theilnahmlosen Freundin der alten Jungfer. Nennen wir noch das schöne Bild zu „Früh, wenn die Hähne krähn —" zum Haideröschen — es wären so viele Blätter noch zu nennen! Wenn wir bis zum eigenen Ekel die Redensart von der Kleinheit unseres Formats haben wiederholen müssen, das uns in der Regel nicht erlaubt, unter unseren Proben ganz freie

Wahl zu treffen und eine möglichst vollkommene Vorstellung von dem Schmucke eines Buches zu geben — so beklagen wir diese Beschränkung heute am meisten. Jedenfalls möchten wir dieses Werk auf das Wärmste empfehlen: es ist eine der interessantesten Erscheinungen dieses Winters. — Die Ausstattung des Buches rührt von Bruckmann her — wir brauchen dem Namen nicht noch ein Lob hinzuzufügen. —ck.

Marie Beeg, Lenzesstürme. Erzählung für junge Mädchen in Wort und Bild. 8. 224 S. Stuttgart, 1884, Richter und Kappler.

Aus dem Titel „Lenzesstürme“ kann man bereits errathen, daß es sich hier nicht um eine Jugendschrift in dem gewöhnlichen Sinne handelt, wo der Begriff „Jugend“ die Zeit von den „ersten Anfängen“ bis etwa zum vollendeten 14. Lebensjahre umspannt. Der Lenz in dem Leben eines jungen Mädchens ist jener „wunderschöne Monat Mai“, in welchem die Liebe in dem jungen Herzen aufgegangen; die Lenzesstürme sind die Gefahren, welche dieser Liebe drohten, die Kämpfe, welche sie zu bestehen hatte. Da nun nach den herrschenden pädagogischen Begriffen die Liebe in diesem Sinne für „die Jugend“ nichts taugt, so müssen wir, um die Bestimmung des Buches zu präcisiren, sagen: daß sein Inhalt den lebhaftesten Widerhall in jenen Herzen finden werde, in denen der Monat Mai seine Wunderarbeit eben gethan hat, bei Fräuleins, die Walter von Stolzing aus den „Meistersingern“ mit der Frage: „Mein Fräulein, sagt, seid Ihr schon Braut?“ beehren und erfreuen würde. Solch' holdselige Geschöpfe werden an dem empfindsamen Buche ihre Freude haben, nicht minder deren Mütter und Erzieherinnen. Es steht nichts in dem Buche, woran selbst das subtilste moralische Empfinden Anstoß nehmen könnte: alles darin athmet Lebensfreudigkeit, Ordnung und Hoffnung. Die Stürme, welche hier und dort durch die Kronen der Bäume oder die Rosenbüsche fahren, sind von jener harmlos-liebenswürdigen Art, welche hinter einem drohenden Gesicht die größte Gutmüthigkeit verbergen, etwa wie die drohende Löwengestalt des „Sommernachtstraumes“. Die behagliche „Familienstimmung“, welche über dem Ganzen ausgebreitet liegt, würde übrigens nicht gelitten haben, wenn die Verfasserin etwas seltener Verkleinerungsworte angewandt hätte, wenn die Herren und Damen hin und wieder natürlicher sprächen. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daß Clärchen sich träumerisch fragt „ob er bald einmal eine junge geliebte Frau sich erkiesen werde“. Wenn Clärchen sich eine ähnliche Frage vorlegt, so sagt es sich gewiß „wählen“ oder noch gewisser „ob er wohl bald heirathen wird“. Doch abgesehen von diesen kleinen Ausstellungen (zu denen ich noch das Vorhandensein eines Scherzwortes des Barones an den Pfarrer Einsiedel: „ob er nicht bald ein Zweisiedel werden wolle“ rechnen möchte) ist das sehr elegant ausgestattete Buch wohl werth, den jungen Damen, welche den Lenz im Herzen tragen, warm empfohlen zu werden, und auch denen, welche den Frühling erwarten. —ck.

Oeuvres de Paul de Musset. Originaux du XVII siècle. 2 vol. Alphonse Lemerre, Paris.

Paul de Musset, der den ganzen Abend seines Lebens dem Ruhme seines großen Bruders geweiht, ist eine der rührenden Figuren in der Literaturgeschichte und nimmt als Mensch die ganze Theilnahme gefangen. Um so mehr da er als Schriftsteller eigentlich diesem selben Bruder zum Opfer gefallen ist. Jenem so nahe, mußte er klein erscheinen, während er — hätte er irgend einen gleichgiltigen Namen getragen — sich leichter den ehrenvollen Platz in Aller Augen hätte erringen können, den ihm heute nur die wenigen Kenner seiner Schriften einräumen. Es sind nicht allein die Söhne großer Männer, denen von dem hellen Licht ihrer Verwandten nur der Schatten über das Leben fällt! — In der That ist Paul de Musset, den die Mehrzahl nur als den unermüdlichen Vertheidiger seines Bruders kennt, ein feiner Schriftsteller von vornehm zurückhaltender Art gewesen, ein Mann, der von seinem ausgedehnten Wissen den

fruchtbarsten Gebrauch gemacht, und dessen Studien zu lesen sich wohl der Mühe verlohnt. Die vorliegenden beiden Bände enthalten Skizzen aus der Zeit Ludwigs XIII., jener Zeit, von der die Memoiren so fesselnd zu erzählen wissen, in welcher der Grund zu dem stolzen Gebäude des Sonnenkönigs gelegt worden. Stofflich im höchsten Grade anziehend, zeichnen sich diese Skizzen durch ihre leicht gefällige, anmuthige Darstellung und durch ihre Sprache aus, die dem kräftigen und durchsichtigen Französisch jener Tage auf das Glücklichste nachgebildet ist. Man fühlt sich von dem Dufte desselben leise angeweht, als öffnete man einen uralten Schmuckkasten — nur daß der Moderhauch fehlt, der sich sonst häufig darein mischt: hier ist Alles frisch und freudig. Die Skizzen sind bei Lemerre erschienen, der ja auch der Verleger der unübertroffenen Duodezausgabe der Werke Alfred de Mussets ist. Sie sind in demselben Formate wie diese hergestellt, auf festem, starkem, gelblich getöntem Papier, der Druck ist ganz vorzüglich mit schönen Typen ausgeführt. Diese Ausgaben nennen sich nicht mit Unrecht nach den Elzeviren. Ein ausgezeichnetes Bildniß des Dichters in Radirung ist vorgeheftet, der liebenswürdige Kopf eines früh gealterten Mannes, der gleich auf den ersten Blick Theilnahme erweckt.

Gleichfalls bei Lemerre erscheint Théâtre de P. Corneille, nach der Ausgabe von 1682 herausgegeben von Alphons Pauly. Die Ausgabe von 1682 ist gewissermaßen die letzter Hand, unter Corneilles Aufsicht veranstaltet mit Anwendung jener damals neu eingeführten Orthographie, die seitdem nur unwesentliche Veränderungen erfahren hat. Leider ist sie wenig sorgsam hergestellt worden, wimmelt von Druckfehlern, ja von ganz verdorbenen Textstellen, so daß Pauly eine tüchtige philologische Arbeit hat anwenden müssen, um durch Vergleichung anderer Princeps-Ausgaben einen fehlerlosen Text herzustellen. Derselbe bietet natürlich, abgesehen von diesen Verbesserungen, über welche Anmerkungen Rechenschaft ablegen, einen buchstabengetreuen Abdruck des Urtextes. Die beiden vorliegenden Bände sind denn nun auch prächtig ausgefallen und bilden einen würdigen Zuwachs zu Lemerres berühmter Sammlung älterer Classiker in Elzevir-Ausgaben. Ein vortreffliches Bildniß Corneilles, von Mougin radirt, ziert den ersten Band. Es sei hier bemerkt, daß Lemerre auch je 100 numerirte Exemplare auf ausgesuchtem Papier von diesen Ausgaben abziehen läßt. In Frankreich verlohnt sich das aber auch anders als in Deutschland, wo Velhagen und Klasing von den numerirten Exemplaren ihrer Liebhaberausgabe des Faust noch nicht ein Dutzend verkauft haben: eine Thatsache, die des Nachdenkens werth ist!

— ck.

Die Betrogenen. Roman von Max Kretzer. 2 Bände. Berlin, Kogge u. Fritze.

Max Kretzer ist eine noch neue Erscheinung in der schreibenden und lesenden Welt; sein Name wird den Meisten noch fremd sein. Aber — wie Jener sagte — wahrscheinlich „wird man sich an den Namen gewöhnen müssen". In der That findet man in Kretzer eine Begabung, die heute schon Vieles leistet, und welche noch Vieles verspricht. Ein scharfer und ursprünglicher Beobachter, schildert er besonders den Menschen gut. Ohne sich in Kleinmalerei zu verlieren, zeichnet er mit scharfen, markigen Strichen den sicheren Umriß. Auch in der Schilderung der todten Natur — die er allerdings selten dazu verwendet, Stimmung hervorzubringen — findet er meist einen einfachen Grundton, der die Erzählung begleitet und trägt. Hier und da rollt er dann einmal ein breit hingeworfenes Bild auf; bei dem man zu bemerken glaubt, daß der Dichter einen ganz besonders lebhaften Sinn für Farbe und Luftton hat: in dieser Art enthält der vorliegende Roman eine Schilderung des Blicks auf Berlin vom Kreuzberge aus, die geradezu packt. Eine zweite hervorstechende Eigenschaft Kretzers ist, daß er das besitzt, was man vielleicht am kürzesten Weltanschauung nennt. Möglicherweise keine, die in irgend

eine philosophische Lehre paßt: aber wie die Dinge und Erscheinungen, so sieht er auch das Leben als Ganzes mit eignen Augen, hat seine eigenen Gedanken dabei und weiß den dichterischen Ausdruck dafür zu finden. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß diese Anschauung sich nie lehrhaft aufdringlich giebt: sie tritt nur in dem Grade hervor, daß sie dem Werke das menscheneigene Gepräge aufdrückt. Man erhält aus dem Buche den Eindruck, daß Kretzer den Naturalismus aufmerksam studirt und sich diese Darstellungsweise im Großen und Ganzen auserwählt und angeeignet hat. Wohlgemerkt die Darstellungsweise im Allgemeinen, nicht den Zolaismus im Besonderen! Sein Roman steht zwar nicht auf dem literarischen Standpunkte der höheren Töchterschule, aber man findet nicht einen einzigen unfläthigen Ausdruck, keine einzige unzüchtige Schilderung, ja nur Situation darin; sogar dem einfach Unschönen ist Kretzer aus dem Wege gegangen. Es ist ein Buch, das jeder reife Mensch lesen kann und wohl auch mit Theilnahme lesen wird. Zu bedauern bleibt, daß das Gefüge der Handlung etwas lose ist und des eigentlichen Mittelbalkens, in den alle anderen eingeschränkt sind entbehrt. Wie Kretzers Titel den Plural aufweist, so thut es auch die Handlung: die Theilnahme findet keinen Halt, sich dem Schicksale eines Einzelnen besonders anzuschließen. Die Betrogenen sind übrigens die Frauen, verführte, verlassene Mädchen des Arbeiter- und Bürgerstandes; der Schauplatz ist eine große Teppichweberei Berlins. Kretzer zeigt sich hier als einen wirklichen Kenner Berliner Lebens; nicht nur die Dinge, die Jeder sieht: das Straßenleben in den Arbeitervierteln, das Innere der „Mädchenkneipe" oder des Nacht-Kaffees, sondern auch andre, die man suchen muß: den Tanzschuppen in der Hasenhaide, das Zaunpublikum der Neuen Welt schildert er lebenswahr und anziehend; — hier sind einige der besten Seiten des Romans. Es ist nur billig, daß Berlin, welches so mächtig und so schön angewachsen ist, das seit einem halben Menschenalter neue Haut und auch neues Wesen zeigt, endlich auch in der Literatur seinen Ausdruck findet, und man begrüßt jedes neue Zeichen davon mit Freude und Theilnahme. Es ist eine natürliche Richtung, wenn unser Roman sich immer mehr dem zu lange vernachlässigten, wirklichen Leben zuwendet; für Jean Paul ist vor der Hand die Zeit vorbei, die wahren Talente werden diesem Vorbilde nicht mehr folgen. Und gerade für die Schilderung Berlins scheint ein vernünftig angewandter Naturalismus das Angemessenste: das Talent müßte erst noch kommen, das dieses Lebens auf andere Weise wirklich Herr werden wollte. Leider vernachlässigt Kretzer die sprachliche Form allzu sehr; man findet häufig Wendungen bei ihm, die sich mit der Sprachregel nicht recht vertragen wollen. Hoffentlich gestattet ihm ein kräftiger Erfolg, in Zukunft mit Muße und Aufmerksamkeit die Feile anzuwenden. —ck

---

Reise durch Europa. Von Th. von Pichler. Wien, Moritz Perles.

Dieses, zunächst für die Neigungen der Kinderwelt berechnete Bilderbuch bietet die sehr glückliche Ausführung einer originellen Idee: es enthält sogenannte transparente Wandeldecorationen, und zwar zeigt es in verschiedener Beleuchtung zehn europäische Hauptstädte: Berlin, Wien, Petersburg, Budapest, Stockholm, London, Paris, Rom, Madrid, Constantinopel, in möglichster topographischer Treue und malerischer Naturwahrheit. Der Text des Buches begleitet die Bilder in Form einer unterhaltenden und belehrenden Erzählung, welche für die Kenntnisse jener Städte ein guter Führer ist. Das Buch eignet sich vortrefflich zu einer Festgabe und wird von der gesammten schau- und wißbegierigen Jugend freudig begrüßt werden.

Bei der Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Auerbach, Dr. Felix. Hundert Jahre Luftschifffahrt. Die Aëronautik nach ihrer Entwickelung und ihrem gegenwärtigen Stande. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller).

Balbi, Adrian. Allgemeine Erdbeschreibung. Ein Hansbuch des geographischen Wissens für die Bedürfnisse aller Gebildeten. Siebente Auflage, Lieferung 31—37. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Baumbach, Rudolf. Wanderlieder aus den Alpen. Mit Randzeichnungen von Johann Stauffacher und einem Holzschnitt nach dem Gemälde von Ernst Heyn. Leipzig, G. A. Liebeskind.

Baumgarten, M. Das Lutherfest und die mecklenburgisch-schwerinsche Landeskirche. Rostok & Ludwigslust, Carl Hinstorff.

Becker, Dr. Karl Ferdinand. Der deutsche Stil. 3. Auflage. Lfg. 3, 4. Leipzig, G. Freitag. Prag, F. Tempsky.

Benham, W. Katharine und Cranfurd Tait, Gattin und Sohn, von Archibald Campbell, Erzbischof von Canterbury. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.

Bermann, Moriz. Oesterreich-Ungarn im neunzehnten Jahrhundert. Lieferung 3 bis 6. Wien, Hugo Engel.

Bernow, Ludwig. Miterlebt. Drei Novellen. Baden-Baden, Emil Sommermeyer.

Beyer, Dr. C. Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst. Dritter Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Bilder aus der Altmark von Dittrich und Parisius. Mit 140 Originalholzschnitten. 11. Lieferung. Hamburg, J. F. Richter.

Bodemer, Dr. Jacob. Der Niederwald-Führer. Wiesbaden, Moritz & Münzer.

Brauns, C. W. E. Die Nadel der Benten. Japanischer Roman aus der Jetztzeit. 1 Bde. Berlin, Otto Janke.

Briefwechsel einer englischen Dame über Judenthum und Semitismus. Stuttgart, Levy & Müller.

Broekere, Stanislaus von. Memoiren aus dem Feldzuge in Spanien 1808—1814. Posen, J. J. Heine.

Brombacher, Friedrich. Spielmanns Leid und Liebe. Ein Sang aus dem Mittelalter. Freiburg i. B., Adolf Kiepert.

Dalen, Prof. Dr. C. van. Englisch für Kaufleute. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.

Das Lutherblatt. Gezeichnet von Emma Jesse In Lichtdruck hergestellt von Friedrich Bruckmann. Verlag von R. Herrosé in Wittenberg.

Oehlen, A. Shakespares Hamlet Prinz von Dänemark. Göttingen, Verlag von Vandenhoek & Ruprecht.

Der Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere und in der Marine. Berlin, Liebel'che Buchhandlung.

Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Band 8 und 12—15. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Die Wittemberger Nachtigall. Martin Luthers geistliche Lieder. Jubiläums-Ausgabe von Karl Gerok. Mit Donndorfs Lutherbüste. Stuttgart, Carl Krabbe.

Druskowitz, H. Percy Bysshe Shelley. Berlin, Robert Oppenheim.

Erotas. Neugriechische Liebesdistichen, übersetzt von Dr. Alois Luber. Salzburg, Hermann Kerber.

Fahrtgeschichten. Ein Itinerarium von Car Bomors. Stuttgart, A. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Frankl, Ludwig August. Zur Biographie Franz Grillparzers. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Frary, Raoul. Die National-Gefahr. Aus dem Französischen von Scheller. Hannover, Helwing'sche Verlags-Buchhdlg.

Frimmel, Dr. Th. Beethoven und Goethe. Eine Studie. Wien, Carl Gerolds Sohn.

Fronius, Fr. Fr. Bilder aus dem sächsischen Bauernleben in Siebenbürgen. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Zweite veränderte Auflage. Wien, Carl Graeser.

Ganghofer, Ludwig. Bergluft. Hochlands-Geschichten. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

— Bunte Zeit. Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

— Heimkehr. Neue Gedichte. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Gedichte von T. V. Triest, Julius Dase.

Geschichte der Kunst im Alterthum. Bearbeitet von Dr. Richard Pietschmann. Lfg. 17, 18, 19. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Goethe nach einer bis jetzt unbekannt gebliebenen Original-Kreidezeichnung von Gerh. von Kügelgen. Greiz, Heinrich Fritz.

Goethe in Heines Werken. Dargestellt von Walter Robert-Tornow. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Goette, Dr. Alexander. Ueber den Ursprung des Todes. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss.

Grazie, M. C. delle. Hermann. Deutsches Heldengedicht in zwölf Gesängen. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Gröber, Carl. Der Königssohn Marko (Kraljevic Marko) im serbischen Volksgesang. Wien, Alfred Hölder.

Grimm, Hermann. Zehn ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der neueren Kunst. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.

Groller, Balduin. Weltliche Dinge. Neue Geschichten. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Gumplowicz, Dr Ludwig. Der Rassenkampf. Sociologische Untersuchungen. Innsbruck, Wagnersche Univers. Buchhandlung.

Hartlebens, A. Verzeichniss der neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Elektricität, Elektrotechnik, Physik, Chemie und Mechanik etc, Wien, A. Hartlebens Verlag.

Heinrich, Hermann. Bileam. Trauerspiel. Berlin, Freund & Jeckel.

Helgoland. In 29 Zeichnungen von Rudolph Crell, nebst Karte von 1649. Text von W. F. Müller. Hamburg, Conrad Döring.

Hellwald, Friedrich von. Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung bis zur Gegenwart. Dritte neubearbeitete Auflage. 9.—13. Lieferung. Augsburg, Lampart & Co.

Herrmann, Theodor. Charlotte von Rohan. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. Berlin Freund und Jeckel.

Hirsch, Franz. Geschichte der deutschen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Lieferung 1. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Holtzendorff, Franz von. Zeitglossen des gesunden Menschenverstandes. München, Theodor Ackermann.

Human, R. A. Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten. I. Theil. Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Husen, Chr. von. Odyssee Romane. Luzern, Husenstift.

Idus, Dr. F. Die Quitten. Akademische Humoreske. Giessen, Emil Roth.

Jacoby, Leopold. Die deutsche Makame. Zürich, Cäsar Schmidt.

Jäger, Oskar. Aus der Praxis. Wiesbaden C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby.)

Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Ein Beitrag zur Kritik ultramontaner Geschichtsschreibung von Dr. Max Lenz. München & Leipzig, R. Oldenbourg.

Janssen, Johannes, Frankreichs Rheingelüste und deutschfeindliche Politik in früheren Jahrhunderten. Zweite unveränderte Auflage. Freiburg i. B. Herversche Verlagshandlung.

Jensen, Wilhelm. Ein Skizzenbuch. Freiburg, Kiepert & von Bolschwing.

Junge, Prof. Dr. Friedrich. Martin Luther. Sein Leben, dem deutschen Volke erzählt. Mit Bildnissen und Facsimile. Berlin, Franz Siemenroth.

Katalog des historischen Bücherlagers von J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne) in Köln.

Keller-Jordan, H., Mexikanische Novellen. Tübingen. Osiandersche Buchhandlung.

— Roderich Wallner. Eine Erzählung aus der vorkaiserlichen Zeit in Mexiko. Tübingen, Osiander'sche Buchhdlg.

Koegel, Fritz. Die körperlichen Gestalten der Poesie. Inaugural-Dissertation. Halle, Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei.

Köhler, Heinrich. Auf Schloss Friedersheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. Leipzig, Verlags-Magazin K. F. Bierey.

Köstling, Karl. Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in fünf Büchern. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.

Köstlin, Julius. Martin Luther. Festschrift der historischen Commission der Provinz Sachsen. Halle, Otto Hendel.

Knoll, Prof. Dr. Ueber das Deutschthum in Prag und seine augenblickliche Lage. Prag, Verlag des Deutschen Vereins. Commission von H. Dominicus.

Knortz, Dr. Karl. Neue Epigramme. Zürich, Verlag-Magazin (A. Schabelitz).

Lange, C. Dr. Martin Luther und Graf E. von Erbach. Schauspiel in vier Aufzügen (nach Armin Steins Erzählung). Göttingen, Vandenhoeck & Rupprechts Verlag.

Lecky, William Edward Hartpole. Geschichte Englands im 18. Jahrhundert. Uebersetzt von Ferdinand Löwe. Vierter Band. Leipzig & Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Legrelle, A. Louis XIV. et Strasbourg. Paris, L. Hachette et Cie.

Lützow, Carl von. Die Kunstschätze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Stuttgart, J. Engelhorn.

— Die Kunstschätze Italiens. Lfg. 11. Stuttgart, J. Engelhorn.

Mainländer Philipp. Die Philosophie der Erlösung. 2. Band. Vierte Lieferung. Frankfurt a. M., C. Koenitzer.

Malot, Hector. Cara. Roman. Aus dem Französischen. Basel, M. Bernheim.

Martin, Philipp Leopold. Das Vogelhaus und seine Bewohner. Vierte verbesserte und vermehrte Auflage. Weimar, Bernhard Friedrich Voigt.

Matsen, Gustav Wander-, Wein- und Liebes-Lieder. Hamburg, Hoffmann & Campe.

Mevert, Ernst. Die letzten Merowinger. Sittenroman aus jüngster Vergangenheit. 3 Bde. Wandsbeck, A. Menke u. Co.

Mohr, Eduard. Das Bildniss der Thersandra. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhandlung.

Müller, Dr. Hermann Alexander. Lexikon der bildenden Künste. In 17 Lieferungen mit 480 Abbildungen. 1. Liefg. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Nonne, Ludwig. Ein Zug nach Rom. Historischer Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.

Oberleitner, Karl. Johanna Plantagenet. Trauerspiel in vier Aufzügen. Wilhelm Frick.

Palästina. Herausgegeben von Georg Ebers und H. Guthe. Lieferung 40 bis 45. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Wirth, Bettina. Hohe Loose. Roman. 3 Bände. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe).

Wolfs Juristisches Monatsblatt. 1883. No. 4. Leipzig, Kösling'sche Buchhdlg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.